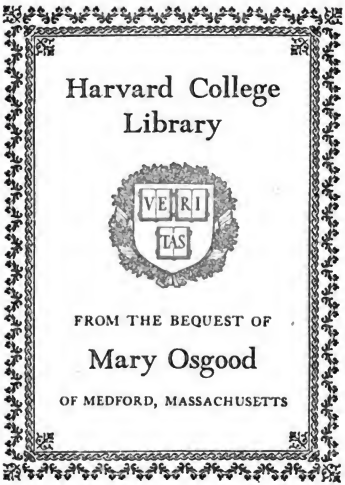
Vierteljahrss... für Kultur und Litteratur der Renaissance

Ludwig Geiger



Philol 358

Harvard College
Library

VE RI
TAS

FROM THE BEQUEST OF

Mary Osgood

OF MEDFORD, MASSACHUSETTS

Digitized by Google

APR 21

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

KULTUR UND LITTERATUR

DER

RENAISSANCE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. LUDWIG GEIGER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ERSTER BAND

BERLIN 1886
AUGUST HETTLER.

Digitized by Google

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

KULTUR UND LITTERATUR

DER

RENAISSANCE

HERAUSGEGEBEN

VON

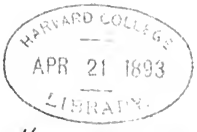
DR. LUDWIG GEIGER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ERSTER BAND

BERLIN 1886
AUGUST HETTLER

Digitized by Google

VIII. 524.2
Philol 328



Mary Osgood fund.
I., II. (3 v.)

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

1999
48.59
19

Digitized by Google

Inhalt des erſten Bandes.[1])

Abhandlungen.

Seite

Studien zur Geſchichte des franzöſiſchen Humanismus. Von Ludwig Geiger . . 1. 297
Nachtrag zu S. 1—48 533
Michelangelo betreffend. Von Hermann Grimm 49
Die mittelengliſchen Bearbeitungen der Erzählung Bocaccios von Ghismonda und Guiscardo. Von Julius Zupitza 63
Der älteſte römiſche Muſenalmanach. Von Ludwig Geiger 145
Geiſtliches Schauſpiel und kirchliche Kunſt. Von Karl Meyer 162. 356. 409
Das Epos der Renaiſſance. Von Karl Borinski 187
Johannes Hadus-Hadelius. Ein Beitrag zur Geſchichte des Humanismus an der Oſtſee. Von Guſtav Bauch 206
Iſota Nogarola. Von E. Abel 323. 456

Neue Mitteilungen.

Briefe des Guarino von Verona, mitgeteilt von Remigio Sabbadini 103. 506
Fünf Briefe Reuchlins, mitgeteilt von Ludwig Geiger 116
Analekten zur Geſchichte des Humanismus in Südweſtdeutſchland, mitgeteilt von Karl Hartfelder 121. 494
Neun Briefe von und an Jakob Wimpfeling, mitgeteilt von Guſtav Knod 229
Lorenzo Valla über Thomas von Aquino. Von J. Vahlen 384
Einige ungedruckte Briefe und Verſe von Antonio Panormita, mitgeteilt von A. Gaspary 474
Ein Schwank des 15. Jahrhunderts, mitgeteilt von Johannes Bolte 484
Hutteniana, mitgeteilt von Guſtav Bauch 486

Miscellen.

Die Aſhburnham-Handſchrift des Dino Compagni. Von H. Bresslau 129
Eine neue Handſchrift von Benedictus de'Accoltis Geſchichte des erſten Kreuzzuges. Von Hermann Hagen 134
Robert von Anjou und die jüdiſche Litteratur. Von Moritz Steinſchneider . . . 136
Bebel und Etterlin. Von L. Geiger 140
Ueber Huttens Charakter. Von Georg Ellinger 244
Ein Dialog des Erasmus. Von L. Geiger 247
Eine Flugſchrift des Jahres 1521. Von L. Geiger 396
Zur Vita Geilleri des Beatus Rhenanus. Von G. Knod 397
Baldaſſar Caſtiglione. Von A. von Reumont 398
Zur Erklärung einiger Stellen der Mutianiſchen Briefe. Von C. Krauſe 519

1) Die nicht unterzeichneten Artikel ſind vom Herausgeber.

Digitized by Google

Rezensionen.

Seite
A. Horawitz; Erasmiana II. 141
Karl Steif: Der erſte Buchdruck in Tübingen 143
Neue Schriften zur Geſchichte des deutſchen Humanismus. Beſprochen von L. Geiger 251
D. Reichling: Ortwin Gratius; J. G. Lieffem: Hermann von dem Buſche. Beſprochen von L. Geiger 402
Karl Frey: Die Loggia dei Lanzi in Florenz. Beſprochen von S. Löwenfeld . 406
R. Sabbadini: Studi Vergiliani. Se Guarino Veronese abbia fatto una recensione di Catullo. Beſprochen von E. Abel 521
Leonis X. Pontificis maximi regesta etc. 523
F. X. Wegele: Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie in Deutſchland ſeit dem Auftreten des Humanismus 524
Joſeph Bayer: Aus Italien 525
A. Tilley: The literature of the french Renaissance. Besprochen von L. Geiger 527

Digitized by Google

Studien zur Geſchichte des franzöſiſchen Humanismus.

Von **Ludwig Geiger.**

Die Unterſuchungen und Darſtellungen, welche ich hiermit beginne und in dieſer Zeitſchrift fortzuſetzen gedenke, betreffen ein Gebiet, das wenig bearbeitet, der Bearbeitung aber in hohem Grade wert iſt. Die franzöſiſche Litteratur des 16. Jahrhunderts iſt durchaus abhängig von den Studien des Altertums. Dieſe Abhängigkeit zeigt ſich z. B. in der Entſtehung des kunſtmäßigen Dramas, des Trauerſpiels und des Luſtſpiels, ſie zeigt ſich in der lyriſchen Dichtung, dergeſtalt, daß die Nachahmung Anakreons einer ganzen Litteraturgattung Namen und Weſen gibt. Das Pindariſiren beginnt Mode zu werden. Selbſt der Hexameter, obwohl er für die franzöſiſche Sprache durchaus ungeeignet iſt, wird verſucht. Wer wollte es unternehmen, einen Schriftſteller, wie Rabelais, zu würdigen, ohne die Beeinfluſſung darzulegen, die er durch das Altertum erfahren hat? Wer eine Geſchichte der Plejade ſchreiben, ohne der halb begeiſterten, halb zürnenden Empfindung zu gedenken, welche Ronſard und du Bellay, und nach ihnen die übrigen Mitglieder dieſer Gruppe gegenüber dem Altertume hegen? Daß die wiſſenſchaftliche Entwicklung vom Altertum abhängig iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die großen Gelehrten Frankreichs, insbeſondere die, welche der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören, G. Budé, Henry Estienne, Casaubon, Scaliger ſchreiben lateiniſch und widmen ihr ganzes Leben der Erforſchung des Altertums. Manche der Letzteren ſind in neuerer und neueſter Zeit mehrfach gewürdigt worden. Aber nicht ihnen gilt zunächſt unſere Betrachtung. Sie ſei vielmehr den Anfängen der humaniſtiſchen Bewegung gewidmet. Sie ſoll die anfängliche Aufnahme der lateiniſchen Sprache, die leidenſchaftliche, wenn auch nicht immer glückliche, Hinneigung zur lateiniſchen Dichtung darthun. Sie ſoll den Zuſammenhang dieſer Bewegung mit der anderer Länder aufzeigen. Sie ſoll alſo zeigen, wie Paris, ſei es nun die offizielle Univerſität,

Digitized by Google

ſeien es die freien litterariſchen Kreiſe, die manchmal nur in loſer Verbindung mit der Univerſität, manchmal ſogar im Gegenſatze zu ihr ſich befinden, durch den Humanismus umgeſtaltet, wie die Univerſität aus dem Sammelplatz theologiſcher Studien zu einer Hochburg der Renaiſſance wird. Sie ſoll den Anteil der Franzoſen an deutſchem Geiſtesleben, den Anteil der Deutſchen, der Fremden überhaupt an der ſpezifiſch franzöſiſchen Renaiſſancebildung ermitteln und darſtellen. Die Stellung der franzöſiſchen Humaniſten zum Reuchlinſchen Streit muß ebenſo dargethan werden, wie das Studienleben der Deutſchen in Paris oder wie die Einwirkung des Erasmus auf den Humanismus in Frankreich. Beſonders merkwürdig für die geſamte franzöſiſche Litteratur des 16. Jahrhunderts iſt aber ihre Stellung zu Italien. Dieſe im Einzelnen zu verfolgen, z. B. dem Eindringen italieniſcher Wörter in die franzöſiſche Sprache nachzugehen, liegt außer dem Bereich unſerer Aufgabe. Wohl aber ſoll zunächſt ein Humaniſt geſchildert werden, der, aus Italien ſtammend, in Frankreich lebt, zum Franzoſen wird, in ſeiner Geſinnung wenigſtens, wenn auch nicht in ſeiner Sprache und als Lehrer und Dichter eine große Einwirkung auf die Zeitgenoſſen geübt hat.

I. Publio Fauſto Andrelini aus Forli.

Herman Grimm gibt in einer geiſtreichen Abhandlung: „Die Entſtehung des Volksbuches vom Dr. Fauſt“ (Preußiſche Jahrbücher XLVII, S. 445 ff.) auch ein Kapitel „Fauſtus in Paris“ (S. 454—457). Er bedient ſich der Korreſpondenz des Fauſtus mit Erasmus, um Fauſto Andrelini als eine der Perſönlichkeiten darzuſtellen, deren Worte und Thaten von dem Verfaſſer des Fauſtbuches benutzt worden ſind. Er meint, daß Andrelini's Liebesgedichte und Liebesleben für das erotiſche Element im Fauſtbuch wichtig geworden ſeien. Er gebraucht die ſcherzhafte Korreſpondenz Andrelini's mit Erasmus zu ſeltſamen Schlüſſen. In einer Bitte Andrelini's, Er. möchte ihm Fliegen vorſetzen und der Erwiderung des Erasmus, damit ſeien wohl kleine Vögel gemeint, ſieht er die Andeutung jenes wunderbaren Gerichts unbekannter Vögel, das im Fauſtbuch dem Fauſt zum Fenſter hereinfliegt. In der Neckerei des Erasmus: „Wenn Du wüßteſt, wie gut es ſich in England lebt, Du flögeſt durch die Luft hierher und wenn Dein Podagra Dich halten wollte, gingeſt Du als Daedalus durch die Lüfte davon“, ſieht er die erſten Spuren von dem weitverbreiteten Glauben an Fauſts Fähigkeit, ſich durch die Lüfte zu ſchwingen. Ich glaube nun allerdings nicht, daß dieſe Vermutungen ganz zutreffend ſind, aber jedenfalls iſt durch ſie der Name eines merkwürdigen Menſchen wieder genannt, der wert iſt, daß man ſich mit ihm beſchäftigt.

Digitized by Google

Publio Fauſto Andrelini [1]) wurde in Forli nach 1450 geboren. Von ſeiner Kindheit und Jugend weiß man nicht viel. Von Forli's litterariſchen Zuſtänden kennen wir zu wenig, um daraus Schlüſſe auf Andrelini's geiſtige Ausbildung zu ziehen [2]). Ob Andrelini noch mit Codro Urceo bekannt geweſen, der 1477 nach Forli als Erzieher des Sinibaldo, Sohnes des Pino Ordelaffi, des Herrn von Forli, berufen wurde, iſt zweifelhaft [3]). Gelegentlich erfahren wir nur, daß Andrelini's Eltern früher reich waren, ſpäter aber verarmten und daß dieſe Verarmung für den Jüngling Veranlaſſung wurde, Vaterhaus und Vaterland zu verlaſſen [4]). Der Tod der Mutter, der durch einen Sturz von der Treppe erfolgt, wird (um 1495) beklagt und bei dieſer Gelegenheit werden zwei Brüder Karl und Johannes genannt [5]). Auch ein Bekannter Andrelini's aus Forli, Brunorus, wird gelegentlich erwähnt [6]).

Zuerſt ſtudirte Andrelini — vielleicht in Bologna [7]) — Jurisprudenz [8]) und zwar auf den Wunſch ſeines Vaters und machte daher auch jenen Übergang von der Brot- und Zwangswiſſenſchaft der Jurisprudenz zum Studium

1) Die biographiſche Litteratur über Andrelini — denn das iſt doch wohl der Hauptname — iſt nicht reich. Die ausführlichſten Mitteilungen finden ſich bei Mazzuchelli, Scrittori d'Italia, vol. I, pars 2, p. 714—719. Daraus ſchöpft Tiraboſchi VI (Florenz 1807) p. 1092—1095. Die Artikel in der Bibliothèque universelle I. p. 663 fg. und in Erſch und Grubers Realencyklopädie I, Bd. 4. S. 46 fg. ſind wohl nur magere Auszüge aus jener erſten Darſtellung.

2) Die Skizze in G. V. Marchesi: Vitae illustrium Foroliviensium, Forli 1723, p. 230—236 bietet nicht die Belehrung, die man erwartet; ſie iſt nur eine wortreiche und inhaltsarme Deklamation. Auch der übrige Inhalt des Werkes iſt für unſere Zwecke wenig brauchbar.

3) C. Malagola, Antonio Urceo detto Codro, Bologna 1878, p. 202 fg. behauptet es, ohne einen Beweis zu bringen. In C. U.s Werken wird A. nicht genannt. — Es gibt eine Ausgabe der Aulularia des Plautus, von C. U. vervollſtändigt, Straſsburg 1508, (Basler Univ.-Bibl. C. E. VII. 28) in der A 2a ein Diſtichon des Faustus Andr. de Plauto ſteht:

Ah summis infensa viris cogebat egestas
Ut traheres scabram Plaute diserte molam.

Doch kann man aus dem Abdruck dieſes Diſtichons keine weiteren Schlüſſe ziehen; es kann durch einen ſpätern Herausgeber, einen Verehrer Andrelini's, etwa Rhenanus, an unpaſſender Stelle mitgeteilt ſein.

4) Bucolica 1506, 1. Gedicht.

5) So interpretire ich Elegiae liber I. el. 4. Es iſt freilich hier nur allgemein von mater die Rede, eine beſtimmte Hinweiſung auf den perſönlichen Verluſt fehlt. Der Tod einer Schweſter wird eleg. II. 10 beklagt.

6) Livia, 3. Buch, 5. Gedicht.

7) Daſs er in Bologna war und dort krank lag, erfahren wir aus Livia. Buch 3. Gedicht 4.

8) Das iſt nur aus Elegiae II, 7 zu entnehmen, wo es ausdrücklich heiſst: Sanctaque sectabar studioso pectore jura. Kurz vorher wird, mit Bezug auf dieſes Studium, von den jussa parentum geſprochen.

Digitized by Google

ſeiner Neigung, den Humaniora durch, den ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen zu machen hatten, ohne daß er, gleich jenen, Groll gegen die Rechtswiſſenſchaft zeitlebens bewahrte. Er kam früh nach Rom, wurde der Schüler des Pomponio Leto, den er ſehr preiſt [1]), und muß dort durch ſeine Dichtungen bald die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. 1480 war bereits in der Akademie ſeines Lehrers die Rede davon, ihm den poetiſchen Lorbeer zu erteilen; die Ceremonie wurde jedoch auf eine andere Zeit verſchoben [2]). Doch muß er dieſe von den Dichtern jener Zeit vielbegehrte Auszeichnung bald erhalten haben [3]), und ſicher in Rom, am Geburtstage der Stadt; er hat dann über dieſe für ihn beſonders ehrenvolle Auszeichnung eine Elegie gedichtet, die er gemäß ſeiner eignen Mitteilung nach der Krönung vor dem geſamten Volke vorgetragen hat [4]).

In Rom begann er zu lehren. Giovanni Biſſi, ein mailändiſcher Dichter, bezeugt, in Rom Unterricht von ihm erhalten und treffliche, ihn in ſeiner Kunſt fördernde Vorſchriften empfangen zu haben [5]). Aber ſeines Bleibens in Rom war nicht lange. Er machte daſelbſt die Bekanntſchaft des Markgrafen Ludovico Gonzaga von Mantua, des feingebildeten, wiſſenſchaftliebenden Schülers des großen Vittorino da Feltre [6]). Durch ihn wurde er nach Mantua gezogen, dort ſcheint er aber auch nicht lange geblieben zu ſein. Andrelini ſelbſt ſpricht wenig von ſeinem Mantuaner Aufenthalt [7]) und die italieniſchen Quellen ſind überaus ſchweigſam über den Mann, der, man weiß nicht aus welchen Gründen, ziemlich frühzeitig ſeine Heimat verließ und in der Fremde die Anerkennung ſuchte, die ihm das Vaterland nicht gewähren wollte. Was man in der Mitte des 16. Jahrhunderts leicht verzieh, betrachtete man vielleicht am Ende des 15. als ein Unrecht: damals hatten ſich die Franzoſen noch nicht die ge-

1) Livia 3. Buch, 5. Gedicht.

2) Jac. Volat. bei Muratori, SS. rer. Ital., vol. 23, p. 185: Actum etiam de laurea danda Fasto (l. Fausto) Foroliviensi, quae non tam ei negata est, quam in aliud tempus dilata cerimonia.

3) In einem Briefe des Joh. Cordigerus an A. (angeführt bei Mazzuchelli) heißt es, Andrelini habe die Dichterkrönung erhalten, etsi nondum secundum et vigesimum annum agebat.

4) Livia. Buch 4, Gedicht 3. Besonders erwähnenswert ſind die Verſe:

Tu (der Tag wird angeredet) facis ut primus patrias deductor ad oras
Omnia pegaseo nomina monte traham
Tu mea circumdas victrici tempora lauro
Multus et ex omni gente poeta amor.

5) Saxius, hist. typ. Mediol. p. 363.

6) In Burchardi Diarium wird der Anweſenheit des Markgrafen nicht gedacht.

7) Gelegentlich wird der Markgraf erwähnt: Livia, Buch 2, Einleitungsgedicht, Buch 3, Gedicht 7. Vgl. Elegiae I, 5, wo für den Verſtorbenen die ewige Seligkeit erfleht wird. Ein Neujahrsgedicht an denſelben daſ. II, 4.

Digitized by Google

bietende Stellung in Europa oder wenigſtens in Italien erworben, um die Huldigung der Italiener erlangen zu können oder gar zu erwarten, daß ein Italiener freiwillig zum Franzoſen werde.

Andrelini ging 1488 nach Paris und wurde 1489 Profeſſor der Rhetorik und Poeſie an der Pariser Univerſität [1]). Zu dieſem Wechſel des Aufenthalts veranlaßt ihn vor allem die Erwägung, daß in Italien die Begünſtigung der Wiſſenſchaften aufgehört hat. Eine ſolche Klage klingt ſeltſam genug in jenem Zeitalter, in dem unſerer Meinung nach das Mäcenatentum der Fürſten in übertriebener Weiſe herrſchte, ſeltſam beſonders in den Tagen des Lorenzo Magnifico [2]). Auf längere Zeit ſcheint er ſeitdem Paris nicht verlaſſen zu haben; ſein Plan, nach Toulouſe zu gehen [3]), iſt wohl nicht zur Ausführung gekommen. Seitdem verflicht ſich Andrelini's Leben und Wirken eng mit der Geſchichte des franzöſiſchen Geiſteslebens, viele ſeiner Gedichte beziehen ſich auf Ereigniſſe der franzöſiſchen Geſchichte [4]).

1) Dieſe Daten werden allgemein angenommen; beweiſen kann ich ſie jedoch nicht. In einer Schrift, die 1516 gedruckt iſt (vgl. unten S. 15, A. 1), heißt es in gymnasio in quo quatuor et viginti annos oratoriam et poëticam non sine maxima laude sum professus. Die 24 Jahre würden auf 1492 führen; zu bedenken iſt aber, daſs dieſe Rede noch zu Lebzeiten Annas von Bretagne gehalten wurde, die 1514 ſtarb, ſo daſs wir mindeſtens auf 1490 zurückgeführt werden.

2) Livia, Buch 2, Widmung. Die ſehr bezeichnende Stelle, in der Lorenzo's Name nicht einmal erwähnt wird, lautet:

Nunc novo Sphorsiadae generosaque corda Philippi
Nunc dux Montano-feltrius orbe vacat
Alphonso pannosa jacet tutore camaena
Munificusque sui Borsius aeris abest
Pontificis praelarga Pii clementia cessit
Et virtus quinto (Nikolaus V.?) deficiente jacet
Nec nomen Gonzagae tuum Ludovice silebo
Heu qualem ammisit pegasis unda ducem.

3) Er ſpricht davon Eleg. II, 8. zwei Jahre, nachdem er nach Paris gekommen.

4) Nur ſelten dagegen hat Andrelini der Stadt Paris, den Sitten der Bewohner der Stadt und des Landes einige Worte gewidmet. Eine Stelle (Livia IV, 5) iſt um ſo mehr hervorzuheben, als ſie jener Übergangszeit angehört und eine Art von Entſchuldigung für die Entfernung aus dem Heimatlande ſein ſoll. Sie lautet:

Haec quoque formosas tellus producit alumnas
Ipsaque Parisia constat in urbe Venus.
Pene pares victus et habet gens gallica mores
Nec multum a Latio dissona verba sono.
Discitur et quod vis minimo discrimen ab usu
Promit et humanos pica diserta sonos.
Ipsi etiam ausonios Galli coluere penates
Omnia nativus foedera jungit amor
At si romanos implerunt stragibus agros
Haec fuit illatae debita causa necis.

Digitized by Google

König von Frankreich war damals Karl VIII. Er war in ſehr jugendlichem Alter, 14 Jahre alt, 1483 auf den franzöſiſchen Thron gelangt. Vielleicht hatte Andrelini ſich ihm durch ein Huldigungsgedicht bei der Thronbeſteigung empfohlen[1]). Der Dichter rühmt den königlichen Jüngling, der trotz ſeiner jungen Jahre bereits nach Großem ſtrebe. Er nimmt den Frieden, der im Lande herrſche, zur Bürgſchaft weiterer gedeihlicher Entfaltung. Er empfiehlt dem jungen Könige Treue, Beſcheidenheit, Mäßigung, Frömmigkeit, er weiſt ihn auf die Alten und Erfahrenen hin, deren Rat der beſte ſei. Er hat das größte Vertrauen zur Zukunft des Herrſchers und gelobt ihm ſeine Treue: „willſt du mein Gedicht nicht, ſo nimm mein Herz".

Die Regierung Karls bot Gelegenheit zu manchem Lobgedicht. Freilich ließ Andrelini ſich eine von manchen anderen Lobdichtern aufgeſuchte entgehen. Die Vermählung Karls mit Anna von Bretagne, der Braut des deutſchen Königs Maximilian, entlockte ihm kein Gedicht[2]). Dieſer Raub, der von manchen Dichtern jener Zeit zu einer nationalen Heldenthat aufgebauſcht wurde[3]), ließ den Italiener kalt, der ſich in die inneren franzöſiſchen Verhältniſſe noch nicht eingelebt hatte und für die alte Rivalität zwiſchen Frankreich und Deutſchland kein Intereſſe beſaß. Ihm, dem Italiener, boten erſt die franzöſiſch-italieniſchen Kriege rechten Stoff zu poetiſcher Behandlung. Er iſt nicht der einzige Italiener, der den Eindringling lobte ſtatt ihn zu ſchmähen, aber jedenfalls einer derer, die dieſes Lob am lauteſten und unverhohlenſten verkündeten.

Karl VIII. war am 29. Aug. 1494 zu ſeinem Zuge nach Italien aufgebrochen. Er hatte raſch und von den größten Erfolgen begleitet einen Teil Italiens durchſtreift, er hatte ſich in Florenz und Rom als Herrn gezeigt, ohne die Abſicht, dieſe Städte und Landſchaften als dauernden Be-

1) Publii Fausti andrelini foroliuiesis excelētissi | mi poetę laureati: ad serenissimū Carolū frācorū | regē Panegyricum carmen incipit. Darunter ein Buchdruckerzeichen mit der Umſchrift: Denis Roce. 6 Bl. in 4°, a. E. Finis. Rücks. d. Tit. leer. Das Gedicht fängt an:

Ecquis in imberbi maturos principe sensus
Alta quis in viridi condita mente neget
En novus invicta surgens ab origine Caesar
Invia magnanimo jam petis astra gradu.

(Bibl. ambrosiana Mailand S. Q. Q. III, 35.)

Das Gedicht wurde ſpäter mit einem groſsen profaiſchen Argumentum in die Elegiae aufgenommen (Buch 3, El. 2.).

2) Nur einmal in den Bucolica 1506 (4. Gedicht) findet ſich ein Lobgedicht auf die Vermählung, aber ohne politiſche Wendung. Der Dichter gibt den Inhalt ſeines Poems mit den Worten an: Cantatur victor certanti Carolus ore | Atque nova Gallus conjuge gaudet ager.

3) vgl. meine Bemerkungen im Archiv für Literaturgeſchichte Bd. VI.

Digitized by Google

ſitz zu betrachten und wandte ſich nun nach Neapel. Auch dort war der Erfolg ein ähnlicher wie in den nördlicheren Städten. Schon im Febr. 1495 konnte Karl nicht als ein unwillkommener Eroberer, ſondern als ein erwarteter Triumphator in Neapel einziehen, begrüßt und geſegnet als ein erwünſchter Gaſt [1]). Aber trotzdem er alle Hoheitsrechte ausübte, merkte er doch, daß er Feinde genug ſelbſt in Neapel zu bekämpfen haben würde, die bisher nur keine Zeit gehabt, ſich wider ihn zu rüſten, und erfuhr zeitig genug, daß in Mittel- und Oberitalien der Widerſtand gegen den Eindringling im Wachſen begriffen wäre. Am 6. Juli kam es am Taro in der Nähe von Fornovo zur Schlacht zwiſchen den Franzoſen und den Verbündeten, beſonders den Venezianern, einer Schlacht, in der die Franzoſen ſich den Sieg zuſchrieben, ohne ihn jedoch zu benutzen oder auch nur benutzen zu können. Karls Rückzug ging langſam von Statten; ſeine Wiederkehr nach Frankreich erfolgte erſt im Oktober. „Kaum jemals [2]) hat es eine kriegeriſche Unternehmung gegeben, die nach raſchem Gelingen ſo wenig unmittelbare Folgen herbeigeführt hat, dagegen mittelbare von der größten Bedeutung für die Welt. Der Zug Karls des VIII. kann als das letzte Unternehmen in dem ritterlichen Geiſte der Kreuzzüge, welches überhaupt vorgekommen iſt, betrachtet werden."

Dieſem Ereigniſſe nun, ſpeziell den Kämpfen um Neapel und Fornovo widmete Andrelini zwei Gedichte. Das erſte, [3]) unter dem unmittelbaren Eindrucke des Ereigniſſes geſchrieben, feiert kurz den Sieg und rühmt Karls Bedeutung. Es fehlt nicht an Worten wahren oder erheuchelten

1) Ranke, Geſchichte der rom. und german. Völker 1874, S. 38.

2) Das Folgende ſind Worte Rankes a. a. O. S. 62 fg.

3) Fauſtus de neapolita | na victoria. (Bibl. ambros. S. Q. Q. III. 35). Gothiſcher Druck. Unter dem Titel ein grosses Buchdruckerzeichen. Dann das Wort Felix. Darunter die Verſe:

Felix quem faciunt aliena pericula cautum
Felici monumenta die felicia felix
Pressit et haec vitii dent retinentve nihil.

6 Bll. in 4° O. O. u. J.

Die Widmung iſt gerichtet an Johannem Stephanum Ferrerium designatum Vercellensem episcopum, deſſen Weisheit und Gelehrſamkeit ſehr gelobt wird. Das Gedicht beginnt mit den Verſen:

Inclita jam dextro parta est victoria marte
Jam victa est Galla Parthenopaea manu
Ecce latet profugus Siculis Alphonsus in oris
Et solii quaeritur sceptra subacta sui.

— Dieſes oder das folgende Gedicht iſt für Andrelinis Leben nicht unwichtig geweſen. In den Bucolica 1506 (10. Gedicht) erzählt er, daſs der König, da er in Rheims gekrönt worden ſei, ihn, den Dichter, über den neapolitaniſchen Sieg ſingen hören und ihm eine Penſion ertheilt habe.

Digitized by Google

Mitleids für die Beliegten, auch nicht an einem kurzen Lobe der Schönheit des neapolitaniſchen Landes; aber raſch tröſtet der Dichter die Unterworfenen mit dem Gedanken, daß die Franzoſen unwiderſtehlich, zugleich aber milde und gerecht ſeien [1]).

Das zweite iſt ein größeres poetiſches Werk, in welchem ſich Andrelini übrigens (in der poetiſchen Widmung an Karl VIII.) als Doctor der Rechte (decretorum doctor) bezeichnet [2]). Lange Reden wechſeln in demſelben mit Beſchreibungen; Karls Zug wird im einzelnen geſchildert. Die hiſtoriſchen Vorgänge geben im Grunde nur den Anlaß zu Abſchweifungen, der ganze Zug durch Italien ſoll ja nur die Einleitung ſein zu dem Unternehmen gegen Neapel. Bemerkenswert iſt die Darſtellung des Aufenthalts in Rom. Karl, der Friedlichgeſinnte, hält dem ſchlauen Papſte eine Rede, die einer Abkanzelung ziemlich ähnlich iſt. Der Zug gegen Neapel wird ausführlicher geſchildert: Ferrante, Alfonſo's Sohn, muß aus Rom weichen, Karl zieht fort, um zu ſiegen oder zu ſterben — die Erwähnung der Fahne St. Germain gibt Gelegenheit zu mannigfachen Abſchweifungen — Alfonſo mißtraut ſeinen Kräften, er meint im Traum die Mahnung zu hören, er müſſe fliehen; wirklich flieht er und Karl zieht in Neapel ein, Ferrante wird gefangen, weil er ſich weigert, den ihm von den Franzoſen geſtellten Bedingungen ſich zu unterwerfen. Die einzelnen Städte des neapolitaniſchen Reichs, ihr Klima, die Merkwürdigkeiten derſelben werden beſchrieben. Der erſte Teil endet mit der Mahnung an den Papſt Alexander, einen Türkenzug zu veranlaſſen.

Der Schlacht von Taro oder bei Fornovo iſt der zweite Teil des Gedichtes gewidmet. Auch in ihm finden ſich viele Reden, beſonders der Kriegsführer an ihre Heere, auch in ihm viele Anſpielungen auf das Altertum, auch in ihm viele Abſchweifungen, welche teils der Neigung des Dichters, ſeinen Helden zu loben, teils ſeiner gelehrten Sucht ihren Ur-

1) Dem Gedicht über den Krieg folgt ein 2½ Seiten langes Gedicht de beata Virgine crucifixum Chriſtum gremio suo foventem, gleichfalls in Diſtichen. Sodann 5 Diſtichen: Stephani Berteloti parisiensis patricii Fausti discipuli et contubernalis epigramma.

2) Fauſtus de neapolitana Fornouiensique victoria, Buchdruckerzeichen des Johann Petit a bis e à 6 und 8 Bll. in 4° l. S. leer.

A. E.: Libri duo de gestis gloriosissimi caroli francorū regis octaui a clarissio poeta fausto Andrelino forolivīēſi compoſiti, et summa cum diligentia a Guidone mercatore ac Johanne paruo in bellouisu impressi: Parisiis Anno a natali christiano. M. CCCC. L. XXXXVI pridie kal Septembres.

Fauſtus redet den Leser an:

Forsan adulator gallis contrarius armis
Scribet, ut ausoniae palma sit ista manus
Sed bona poſteritas nullam inclinata per oram
Hic verax dicet: falsus at iste fuit.

Digitized by Google

ſprung verdanken. Die verbündeten Mächte werden aufgezählt, die einzelnen Ereigniſſe ziemlich treu berichtet: der Angriff der Schweizer gegen Pontremoli, der Transport des Geſchützes über die Berge [1]), die Schlacht ſelbſt. In dieſer Schilderung findet ſich auch ein humoriſtiſcher Zug: ein Haſe läuft aus dem venezianiſchen Lager in das franzöſiſche. Karl benutzt dies in ſeiner Soldatenrede, um die Feigheit der Feinde dadurch zu charakteriſiren. Die Verluſte ſeines Helden verſchweigt der Autor nicht ganz, er erwähnt, daß das Gepäck des Königs geraubt wird, daß manche ſeiner Getreuen in Gefangenſchaft gerathen oder den Tod erleiden, aber den Triumph Karls hält er für unbeſtritten und ſchließt daher mit den ſtolzen Verſen:

Utraque sic posito sedata est ira tumultu
Italia mirante tamen, quod tanta suorum
Copia spectetur campo prostrata cruento
Illaesusque suas Carlus remearet ad oras.
Quamquam illum falso captivum autore ferebat
Littera jampridem terras vulgata per omnes
Et tandem invicto quaesitos marte triumphos
Carolus in patrium superator detulit orbem
Et meritis justos superis persolvit honores.

Seit ſeiner Rückkehr nach Frankreich hatte Carl keine Veranlaſſung mehr, perſönlich in die italieniſchen Verhältniſſe einzugreifen. Karl ſtarb bereits 1498. Auch dem Verſtorbenen widmete Andrelini Lobgedichte. Die kleine Sammlung [2]) zeigt eine rühmenswerthe Treue gegen den Dahingegangenen. Der Dichter verdankte dem Könige wol den Titel eines Hofdichters (regius poeta), er verdankte ihm eine behagliche Muße [3]) und die freundliche Anerkennung ſeiner dichteriſchen Leiſtungen. Seine Klage um den Verſtorbenen iſt daher zunächſt eine perſönliche, ſie erhebt ſich aber ſodann zu einer allgemeinen, zu einem Trauergeſang im Namen der

1) Dabei fehlt der Vergleich mit Hannibal nicht. Nach Ranke S. 57, Anm 1 brauchte Karl dieſen Vergleich für den Befehlshaber jenes kühnen Unternehmens. Unſer Dichter erzählt dann, wie der Doge in ſeiner Kriegsrede den König von Frankreich mit Hannibal vergleicht, aber nur um ihn als Barbaren hinzuſtellen.

2) Publii Fauſti Andrelini Foroliuienſis Regii | poetae laureati | De obitu Caroli octaui deploratio | Eiusdem de eodem ad Guidonē Rupiſortem | Epistola | Eiusdem de eodem varia epitaphia | Eiusdē carmē de parrhiſie urbis cōgratulatione | in Petri coardi primi frācie præsidis electiōe | Eiusdem carmen ad Laurentium Burellū Car- | melitam: theologum et confeſſorem regiū. Buchdruckerz. Johann Petit's; Rückſ. d. Tit. leer 11 Bll. in 4°.

A. E.: Parrhiſiis ipreſſum anno a natali chriſtiano. 1504. | Ludouico duodecimo regnante: Die 4. mensis octo | bris. Pro Johanne petit. (Bafler Bibliothek).

3) Merkwürdig iſt eine diesbeziehentliche Aeuſserung. So lange er arm geweſen ſei, ſagt Andrelini: nescio quo vomui carmen inane modo; ſobald er durch Gunſt des Fürſten in gute, geordnete Verhältniſſe gekommen ſei: Ipse ego sum priscis ausus certare poetis.

Digitized by Google

Dichter und der Dichtung, zur Wehklage im Namen des ganzes Landes. Karl wird namentlich als freigebiger Fürſt, als Wohlthäter der Dichter, als jugendlich unbefleckter Held geprieſen; das Geſamturtheil des Dichters wird einmal in die Worte zuſammengefaßt:

Religio, bonitas, animus, donatio, justum,
Hoc sita sunt tecum Carole summe loco.

Auch Karls Nachfolger, Ludwig XII., erfreute den Hofdichter durch manche Gunſt und erlangte von dieſem die einzige Belobigung, die er zu erteilen vermochte: durch lateiniſche Gedichte. Auf drei italieniſche Städte beziehen ſich die Carmina, durch welche Andrelini und einzelne andere Humaniſten ihren königlichen Herrn ehrten, auf Genua, Neapel, Venedig; ferner auf einen der Gegner des Königs, Ludovico Moro.

Ludovico Maria Sforza, genannt il Moro, Herr von Mailand, war am 10. April 1500 in die Hände der Franzoſen gefallen.[1]) Der Triumph war um ſo größer, als Moro ſich bis dahin als derjenige gerirt hatte, der über Krieg und Frieden zu entſcheiden habe und ſich wol auch geradezu als Herrn der Franzoſen bezeichnet hatte. Es iſt daher leicht begreiflich, daß die Dichter an dem nationalen Ereignis ſich beteiligen. Andrelini[2]) ſchwelgt in patriotiſcher Begeiſterung und in moraliſcher Befriedigung: Lange ſei Unrecht unbeſtraft geblieben, nun habe es ſeine Strafe gefunden; Ehrſucht und Begierde hätten den Herzog zu ſchlimmen Thaten getrieben, nun müſſe er Standhaftigkeit im Unglück lernen. Der hiſtoriſche Teil des Gedichts iſt länger als der moraliſche, aber er bietet nicht ſonderlich große Belehrung. Von dem großen Gang der Politik, von den diplomatiſchen Verwicklungen im Einzelnen hat der Dichter einen ziemlich unklaren Begriff; die Megäre übernimmt bei ihm die Rolle, Friedlichgeſinnte zu entzweien. Von dem augenblicklich zu ſchildernden Ereignis ſchaut der dichtende Hiſtoriker in die Vergangenheit zurück, die Kämpfe mit

1) Vgl. die dramatiſch bewegte Schilderung der Vorgänge bei Ranke S. 129 ff.

2) Ich kenne drei Ausgaben. Die Originalausgabe ſcheint die folgende zu ſein (Turiner Univerſitätsbibliothek.) FAUSTUS DE CAPTIVITATE LUDOVICI SPHORCIE 14 Bll. in 4°. — A. E.: FINIS. ANNO A NATIUITATE DOMINI NOSTRI IESU CHRISTI MDC. IN ALMO PARISIENSI GYMNASIO IMPRESSU. KALE. FEBRUA. (Die Zahl iſt natürlich nur ein Druckfehler; es ſoll heiſſen: 1500). Die letzten Verſe des Gedichts lauten:

Nec non discedens mutato Maurus amictu
Cognitus accipitur, Gallumque adductus in orbem
Vitam infoelicem ferrato in carcere plorat.

Wenig ſpäter iſt eine o. O. u. J. mit gleichem Titel, aber gothiſchen Buchſtaben, gedruckt bei Rob. Gourmont in Paris, 10 Bll. in 4°. (Züricher Stadtbibliothek.) Eine dritte (Züricher Cantonalbibliothek) hat denſelben kurzen Titel, 10 Bll. in 4°; a. E. die Angabe: Anno a natiuitate domini nostri Jesu christi | M. ccccc v die XXVI Maji in almo Parisiēsi gymnasio impressum. | Pro Johanne Petit.

Digitized by Google

Neapel werden berührt, die mit Venedig ausführlich erzählt; auch der Abſicht wird gedacht, Karl VIII., den unlängſt Verſtorbenen, in den Krieg hineinzuziehen; wobei dann, echt humaniſtiſch, erwähnt wird, man habe centum oratores an ihn geſchickt und ihm Geſchenke zukommen laſſen, die mit aller Ausführlichkeit geſchildert werden. Ludwig XII. erhält aber noch eine beſondere Huldigung; dem Titel folgt ein Epigramm, mit welchem der Dichter dem König ſein Buch überreicht. —

Gegenüber dieſem weltgeſchichtlichen Ereignis iſt die Einnahme Genuas am 29. April 1507 — die Empörung gegen die Franzoſen hatte am 15. März ſtattgefunden — von geringer Bedeutung.[1]) Schon 8 Jahre vorher, nach der Occupation Mailands, war Genua beſetzt worden. Damals war Philipp von Cleve-Ravenſtein zum Statthalter ernannt, der aber nur kurze Zeit die ordnungsmäßigen Zuſtände wahren konnte; die neuerungsluſtigen Genueſen erhoben ſich wider ihn. Der Dichter ſchildert nun die Empörung: die Genueſen laden den Statthalter zu einer Mahlzeit ein, bei welcher ſie ſich ſeiner zu entledigen gedenken; er merkt noch zeitig genug den Verrat und vermag zu entfliehen; die Seinen aber fallen den Aufſtändiſchen zum Opfer. Der Triumph der Aufſtändiſchen dauert jedoch nicht lange, unter der Führung des Karl von Amboiſe wiſſen die Franzoſen wieder ihre gebietende Stellung einzunehmen; die Genueſen bezahlen durch harte Knechtſchaft ihre kurze Freiheit.

Continuo claves rex urbis et arma requirit
Proſternuntur humi cives veniamque precantur.

Dies Gedicht des Val. Varannus krankt, wie ſo manche Andrelini's, an der falſchen Nachahmung des Altertums: die Erzählung wird unterbrochen durch zahlreiche, endloſe Reden: Ravenſteins an die Genueſen, deſſelben an den König, der verſchiedenen Führer an ihre Heerhaufen, ferner durch Abſchweifungen, die insbeſondere dazu beſtimmt ſind, die

1) Carmen de expugnatione | genuensi cum multis ad | gallicorum historiam pertinentibus | (gotiſche Buchſtaben). p. de ponte C. B. (d. i. Caecus Brugensis) ad lectorem.

Strennua francorum sub quo victoria fulget
Commodus exili venditur aere liber
Non igitur nummi tantum bone lector obumbres
Sequani dum rutilam dant tibi praela facem.

Venundatur in vico divi stephani de grecis e re | gione templi eiusdem. In domo Nicolai depratis in | intersignio speculi commorantis. 34 Bll. in 4°. l. S. leer. A. E. Editus est hic liber parisiis anno milesimo | quingentesimo septimo XV calendas martias | Illustrissimo Ludovico duodecimo imperante. Widmungsbrief des Valarandus de Varannis an Adrian de Henencourt ex domu choletorum apud Par. 7. id. Febr. 1507. Derſelbe equiti aurato Rudolpho Lanojo. (Basler Univ.-Bibliothek.) Dieſer Letztere iſt der neue Gouverneur Genua's, der nach humaniſtiſcher Sitte mit groſsen Lobſprüchen überhäuft wird. Der Verf. unſeres Gedichtes, Val. Varannus iſt auch der Verfaſſer eines gröſsern epiſchen Gedichtes über die Jungfrau von Orleans, das in einer ſpätern Studie gewürdigt werden ſoll.

Digitized by Google

frühere franzöſiſche Geſchichte und vornehmlich die Verdienſte, welche ſich die Gallier angeblich um Italien durch Begründung von Städten, durch Einführung des Chriſtentums erworben hatten, kennen zu lehren; die Anſpielungen auf das Altertum begegnen häufig und gerade an Stellen, wo ſie am wenigſten paſſen; die Einführung allegoriſcher Perſonen Bellona und der Furien wirkt ermüdend. Dennoch unterſcheidet ſich das Gedicht ſehr vorteilhaft von Andrelini's Gedichten durch die Anſchaulichkeit ſeiner Erzählung; es gibt wirklich ein Bild der Ereigniſſe, ſtatt dieſelben vorauszuſetzen oder durch lange Deklamationen und Betrachtungen unkenntlich zu machen. Es wendet ſich gegen Italien, aber nicht blos politiſch, ſondern auch literariſch, es verteidigt in lebhafter Weiſe die neue Bildung und weiſt energiſch den Vorwurf der Barbarei zurück, welchen italieniſche Gelehrte den Vertretern anderer Länder zu machen ſo leicht bereit waren.

Mehrere Jahre vor der Einnahme Genuas war den Franzoſen der »zweite neapolitaniſche« Sieg gelungen. Glücklicherweiſe ſind die hiſtoriſchen Vorgänge aus anderen Quellen bekannt, als aus Andrelini's Poem. Der Krieg zwiſchen Franzoſen und Spaniern um Neapel begann im Juni 1502; gleich von Anfang an waren die Franzoſen im Vorteil; unmittelbar nach dem Beginne des Krieges muß unſer Gedicht [1]) entſtanden ſein. Denn es erzählt noch wenig beſtimmte Ereigniſſe, ſondern deutet nur die Vorgänge an. Es berichtet von dem Bündniſſe zwiſchen Ludwig XII., Maximilian I. und Philipp, »zugleich Vaſall von Frankreich und Erbe von Spanien« [2]), es preiſt Friedrich von Neapel, weil er die Vertreibung aus ſeinem Lande ſo mutig ertragen, es ſpricht von der Verlobung der Kinder Ludwigs und Philipps. Aber dem Dichter liegen ſeine perſönlichen Verhältniſſe mehr am Herzen als die Verhältniſſe Neapels. Wie er gleich am Anfang Sorge trägt, von ſeiner durch das Beſingen des erſten neapolitaniſchen Sieges und der Gefangenſchaft des Lud. Moro ermüdeten Muſe zu ſprechen, ſo iſt er in einem weitläufigen Anhange bemüht, ſich Freunden und Gönnern in angenehme Erinnerung zu bringen, den Tod einzelner Humaniſten zu beklagen und den Neid, der ſich gegen ihn hervorwage, mit dem Hinweiſe auf ſeine mächtigen Beſchützer zum Schweigen zu bringen.

1) Faustus de secunda victoria Neapolitana. 14 Bll. in 4°. Rücks. d. T. leer; l. S. Buchdruckerzeichen d. Johann Petit. A. E.:

Impressum Parisiis per magistrum Guidonem
Mercatorem in Bellouisu. Anno a natiuitate
redemptoris Millesimo quingẽtesimo secũdo
Sexto Augusti. Pro Johanne Petit.

(Züricher Cantonal-Bibliothek.)

2) Ranke a. a. O. S. 152.

Digitized by Google

Das bedeutendſte Ereignis in dieſen Kämpfen in und um Italien aber war die Beſiegung Venedigs (1509). Sie war nur möglich geworden durch eine Coalition der europäiſchen Mächte gegen die Inſelſtadt. Aber da durch die übermächtige Stellung der letztern im Grunde mehr Deutſchland und das angeblich Italiens Intereſſe verteidigende Papſttum bedroht wurde, ſo darf man ſich nicht wundern, daß Deutſche und Italiener auch in Dichtungen jenem Ereignis größere Bedeutung beimaßen, als die Franzoſen. Einzelne von Franzoſen herrührende Gedichte [1]) ſind daher von einem deutſchen Humaniſten als Beiträge zur Verherrlichung Deutſchlands herausgegeben. Unter dieſen iſt das Werkchen Andrelini's mehr ein Familienpoem als ein politiſches: Anna, Ludwigs XII. Gemahlin, ruft ihren Gatten nach der Beſiegung Venedigs zurück. Wir wundern uns nicht, daß das königliche Paar mit Ulyſſes und Penelope verglichen wird, daß mutige Frauen des Altertums, Semiramis und Tanaquil zum Vergleiche herbeigezogen werden, aber wir freuen uns, daß neben dieſen froſtigen Zuſammenſtellungen der warme Ton der Zärtlichkeit nicht fehlt und ein frommer Sinn das Ganze durchzieht. Durchaus hiſtoriſch dagegen iſt des Antonius Sylviolus Beſchreibung des Krieges. Sie beginnt mit kräftigen Verſen, welche die Machtſtellung Ludwigs preiſen — einer Recapitulation der hiſtoriſchen Vorgänge des letzten Jahrzehnts:

Rex dominusque potens qui pace insignis et armis
Sfortiadas fudit regnumque recepit avitum.

1) HEVS LECTOR NOVARVM | REKVM STVDIOSE | HIC HABENTVR. | De fortuna Francisci Marchionis Mantuae, | F. Baptistae Mantuani Cramē (sic) elegātissimu. Videbis in eo carmine, quanti celeberimus poeta | invictissimum Caesarem Maximilianum faciat, quid | de Rege Francorum Ludovico, ac Venetis sentiat. | Epistola Elegiaca Fausti Andrelini, qua Anna | Franciae regina, Ludouicum Franciae regē maritū | suum, post subactos Venetos, ad se reuocat. | AN tonii Sylvioli Parisiensis CHILIAS de tri | umphali atq insigni Christianissimi Francorum regis | Ludouici Duodecimi in Venetos victoria. ‖ Petri de ponte Brugensis Caeci, de | abitu et reditu pacis Carmen. | Sunt in eo multa ad Maximiliani Caesaris ac Margaritae Maximiliani filiae laudē pertinētia. | Domini Zachariae abbatis ad Venetos Elegia de dominio eorum breui diruendo | & vt ad cor reuertantur. | A bis g. abwechſelnd à 4, 6, 8 Bll. Rückſ. d. Tit. u. l. S. leer. A. E.: MDX. Junii XX. Voran geht ein Brief des Beatus Rhenanus an Thomas Aucuparius: Das erſte Gedicht habe Kierher in Paris geſchrieben und Mich. Hummelberger zum Druck befördert; die übrigen habe der Buchdrucker Schurer aus der Bibliothek des Rhenanus entnommen. Schlettſtadt 5 id. Jun. 1510. — Andrelini's Gedicht in Diſtichen 6 Seiten groſs. Ein anderes Epigramm Andrelini's gegen Venedig findet ſich auch in der etwa um dieſelbe Zeit entſtandenen Sammlung Hecatodiſtichon (vgl. unten S. 39, A. 2), die aber im Weſentlichen unpolitiſchen Inhalts iſt. Aus derſelben Sammlung gehören in unſern Zuſammenhang etwa nur ein Lobgedicht auf die Galliae senatores und die folgenden Schmähverſe auf Cesare Borgia:

Aut nihil aut Caesar vexillo pingis inani
Pro magno fies Caesare stulte nihil.

Digitized by Google

Rex qui Parthenopen tenuit, portusque Sicanos
Tradidit et charæ percusso foedere nepti
Pontifici qui suppetias tulit et duce Carlo
Ambasio claris armorum laudibus alto
Restituit pulsis Petro sua jura tyrannis.
Dum conversa fuit cantante Bononia Gallo
Quae proprium toties dominum perversa negarat
Qui domuit Ligures et colla superba subegit
Ac Gennae scopulos obtuta pressit in uno
Et veluti ludens montes atque aequora vicit
Ecce iterum aeriis vicinas nubibus Alpes
Transiliit laeta procerum comitante juventa
Ulturus Venetam rabiem saevosque furores
Quos altum impressit dominandi caeca libido.

Sie ſchildert lebendig die kriegeriſchen Vorgänge, die Führer beider Parteien, die Schlacht bei Agnadello, die Unternehmungen der Franzoſen gegen Bergamo und Peschiera. Sie erzählt, wie die Bewohner von Verona dem König Ludwig die Schlüſſel überreichen, wie dieſer ſie aber ablehnt, da »er, mit dem Seinigen zufrieden, nichts Fremdes begehrt«[1]) und wie nach erlangtem Triumphe Ludwig nach Mailand zurückkehrt, dort jubelnd empfangen wird und nur eine Sehnſucht kennt, wieder in ſeine Heimat und in die Arme ſeiner Gemahlin zu gelangen.

Die ebenerwähnte Königin, die ſchon vor ihrer Verheiratung franzöſiſchen Dichtern Gelegenheit zu poetiſcher Verherrlichung gegeben hatte[2]),

1) Sehr merkwürdig iſt die Stellung des Dichters zu Maximilian. Dieſer erſcheint nicht, der Dichter fragt nach dem Grunde ſeines Nichterſcheinens: der Kaiſer werde doch ſeinem Bundesgenoſſen Ludwig trauen:

nam qui Ludovico
Tam justo regi non fidit, fidere nulli
Debeat.

Auch der folgende Dichter, Petrus de Ponte, beſchäftigt ſich mit Maximilian, er iſt dem Kaiſer günſtig geſinnt, er hofft von ihm gewaltige Thaten, beſonders Unternehmungen gegen die Türken:

At nunc sceptra gerit quo non prudentior alter
Imperii Caesar temnisse legatur habenas.

Uebrigens vergelten die Deutſchen nicht, wie man erwarten ſollte, die ihnen von den Franzoſen erwieſenen Aufmerkſamkeiten. Vielmehr nehmen ſie für ſich allein den Ruhm in Anſpruch und wollen den Franzoſen keine Bedeutung gönnen. Eine in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdige Stelle findet ſich in einem handſchriftlichen Briefe des Basler Jakob Spielmann an Bruno Amerbach, Paris die Magdal. 1509. (Baſ. Univ.-Bibl. G. II, 30.) — Nulla apud nos sunt nova. Ferunt regem reparatis omnibus quae ut sibi debita desiderabat jam esse in reditu. Caesar noster in ore est omnium et in dies varii novique rumores circumvolitant sed deo disponente efficti et superba Gallorum invidentia (qui de aliis nationibus maledicere seque solos laudare noverunt) ementiti. De Gallorum gloria multa per mendaces impressores quottidie nova commenta habuimus. Tamen ubi eorum commenta ac figmenta pecuniaria pena emuncta et castigata reddebantur, splendor ille aliquantisper caligavit.

2) Vgl. oben S. 6. A. 3.

Digitized by Google

wird auch von Andrelini in Proſa und Verſen gerühmt. Der Lebenden und der Verſtorbenen hat er je eine Rede gewidmet und den Reden Verſe folgen laſſen [1]). Er war ihr perſönlich verpflichtet, denn er hatte durch ſie (wahrſcheinlich 1512)[2]) zu ſeiner bisherigen Lehrthätigkeit eine neue Stellung erhalten, eine gutbezahlte[3]) öffentliche Vorleſung. Darum rühmt er die Lebende, preiſt ihre Liebe zur Wiſſenſchaft und Dichtkunſt und deren Vertretern und beklagt die Todte, die er mit Cornelia und Julia vergleicht. Aber er weiß, auch die rührendſten und innigſt gefühlten Klagen vermögen nicht die Todten aufzuwecken; daher bleibt dem Dichter nur übrig, Gott zu bitten, das, was er der Mutter Anna verſagt, der Tochter Claudia zu gewähren.

Und ſo ſpendet er auch dieſer bei ihrer Vermählung mit Franz von Angoulême, dem künftigen franzöſiſchen Könige Glück- und Segenswünſche [4]). Ich finde nicht, daß Andrelini ſonſt den für die Renaiſſance eifrig thätigen König Franz I. verherrlicht hat. Statt ſeiner erhoben Andere laut ihre Stimme. Beſonders war die Schlacht von Marignano, durch welche Franz im Fluge die Sympathie der Welt eroberte, ein Lieblingsgegenſtand der Dichter. Einer aus Andrelinis Kreis, Petrus Pontanus — er nennt ſich gern caecus Brugensis — hat dieſe Schlacht mit großem Pathos beſungen [5]). Charakteriſtiſch für ihn iſt die große Frömmigkeit. Gott erzeige ſich den Franzoſen beſonders gnädig, — Jeſus und ſeine Mutter werden häufig als Hauptgönner des Königs bezeichnet; charakteriſtiſch iſt ferner der wüthende Haß gegen die Schweizer, der keine Grenzen kennt, zu deſſen Begründung übrigens gelegentlich auf die Autorität des Enea Silvio hingewieſen wird. Daß der Dichter die Erfindung der bombardae in ihrer Bedeutung für die Kriegskunſt kurz ſchildert, eine Erfindung.

1) Fausti prefationes duae: Al | tera de vivente: altera de defuncta Anna Francorum regina & | Britanniae duce 4 Bll. in 4° a. E.: Finis in aedibus Ascensianis cum gratia & priuilegio | in Panegyrico eiusdem Fausti expressis x kalendas | Febr. MD. XVI calculo Romano. (Zür. Stadtbibl.)

Die Schrift iſt dem Carl Gaillard, Präſidenten des Pariſer Senates gewidmet.

2) Vgl. unten.

3) Er bekomme trecentas libras dafür. — Er nennt ſeine Rede praefatio in lectionem a Regina Anna in Gymn. Parrh. primum inſtitutam.

4) Das Gedicht Epithalamium de Claudia regia (!) et Francisco Valesiorum duce, befindet ſich, nach einer Mitteilung des Bibliothekars Wendling, in Schlettſtadt. Leider konnte ich es nicht benutzen.

5) Petri pontani Ceci Brugensis cōgra- | tulatio, de invictissimi frācorum regis | Francisci primi optato post edomitos | helvetios in gallias reditu. Ad illustris- | simum dūm Mundotum martoniriū | Parrhysii senatus primarium presidē | augustissimum.

In te Jesu spes mea recumbit. | Non omnibus salus. Darunter Vaenundantur Parrhysiis a M. Nicolao de la Barre e | regione collegii Langobardorum: sub intersignio Divi Jo | annis Baptistae; Widmungsbrief an denſelben. Paris, 15. März 1516. 15. Bll. in 4°. (Züricher Stadtbibl.

Digitized by Google

gegen welche die größten Helden des Altertums nicht aufkommen könnten. und daß er andrerſeits eben dieſe Helden, ſowie die Schriftſteller des Altertums lebhaft preiſt, verſteht ſich bei einem Humaniſten von ſelbſt.

Doch nicht blos die Mitglieder des königlichen Hauſes und ihre Thaten erlangen von Andrelini großes Lob. Auch die dem königlichen Hauſe Naheſtehenden werden gelegentlich verherrlicht. Die humaniſtiſchen Dichter verſäumen es ebenſowenig ſich der Freundſchaft dieſer zu verſichern wie der Gunſtbezeigungen jener, nur daß ſie zu den hohen Beamten unumwundener ſprechen als zu den Fürſten und deren Vermittlung für ihre nicht immer beſcheidenen Wünſche lebhaft verlangen. Die Gunſt ſolcher Vornehmen oder der Angehörigen derſelben zu gewinnen gab es für den Humaniſten drei Mittel: entweder er ſpendete ihnen gelegentliche Lobverſe, oder er widmete ihnen größere Dichtungen, deren Inhalt ſich nicht ausſchließlich auf ſie bezog, oder endlich er nahm ihre Thaten und ihre Verdienſte zum Gegenſtande beſonderer Schriften. Alle drei Mittel weiß Andrelini ſeinen Gönnern gegenüber, vornemlich dem hochgeſtellten Petrus Coardus anzuwenden, in faſt allen größeren Dichtungen findet ſich ein gelegentlicher Vers für ihn; zwei Werkchen, das Trauergedicht auf Karl VIII, das zweite Gedicht über Neapel ſind ihm gewidmet, in einem größern Gedichte wird ſein Tod beklagt [1]). Der Verſtorbene gilt als herrlich und unerſetzlich; ſein plötzlicher Tod iſt nicht genug zu beklagen, ſeine Frömmigkeit und Tugend wird als muſterhaft gerühmt. „ein Anker meiner Muſe", ſo klagt der Dichter, ecce jacet senii fracta columna mei. —

Der Andere, den Andrelini mit überſchwänglichem Lobe preiſt, iſt George d'Amboiſe (1460—1510), Miniſter Ludwigs XII., Kardinal und Legat [2]). Von näheren Beziehungen zwiſchen ihm und dem Dichter iſt nichts bekannt und auch das jenem gewidmete Gedicht gibt von dieſen perſön-

1) P. Fausti Andrelini Foroliuiensis: illustris poete laureati regiique: ac Canonici Baiocensis deploratio de morte Petri Coardi primi presidis parisiensis senatus: ad Guidonē Rupefortem illustrissimum Francię Cancellarium. Rücks. leer 4 Bl. in 4°. O. O. u. J. (Züricher Stadtbibl.)

Zwiſchen den Verſen die proſaiſche Bemerkung, die wie die Inſchrift eines Grabſteins erſcheint: Petrus ob singularem virtutem suam Siciliae regis consiliarius, judex cenomanus advocatus regius et primus parlamenti parisiensis praeses evasit filiosque sui similes sustulit. Dieſer Schluſs iſt charakteriſtiſch: der Dichter empfiehlt ſich im Voraus den Söhnen. Da dieſe Empfehlung aber möglicherweiſe unwirkſam iſt, ſo wendet ſich der Dichter zum Schluſs an Guido Rup.: er möge ihm das werden was ihm Petrus war.

2) P. Fauſtus Andrelinus
De Geſtis Legati.

Darunter ein gr. Buchdruckerzeichen: Gilles de gourmont 8 Bll. in 4°. Rückſ. d. Tit. leer. O. O. u. J. (Basler Univ. Bibl.)

Digitized by Google

lichen Beziehungen einen ebenſo unklaren Begriff, wie von den Thaten des Legaten. Das einzig Greifbare in dem Gedichte iſt der Wunſch des Dichters, daß der Legat Papſt werden möge, ein Wunsch, der dem Angedichteten allerdings nicht fern lag.

Betrachtet man dieſe geſammte Hofdichtung, ſo erkennt man leicht, daß das Höfiſche in ihr bei Weitem das Dichteriſche überwiegt. Der Hauptmangel derſelben iſt das Fehlen jedes charakteriſtiſchen individuellen Zuges, ſowohl bei den Dichtenden als bei den Angedichteten. Die Gefeierten haben keine beſtimmte perſönliche Erſcheinung. Was von dem einen König oder hochſtehenden Manne geſagt wird, paßt ebenſogut auf jeden andern, weil es eben nicht empfunden, ſondern blos geſprochen iſt und was der eine Dichter ſagt, könnte ebenſowohl der andere geſagt haben, weil die Ausdrucksweiſe eine unperſönliche, konventionelle, nach den Regeln und der Redeweiſe des Altertums gemodelte iſt. Andrelini iſt ein Italiener, der völlig zum Franzoſen geworden iſt und jedes Ereignis, das den Italienern widrig war, verherrlichte, ſobald es den Franzoſen zum Ruhme gereichte. Er hat das angeborene patriotiſche Gefühl verloren und jenen falſchen Kosmopolitismus angenommen, der das Land des jeweiligen Aufenthalts als Vaterland betrachtet. Er iſt nicht etwa ein Renegat, der von vornherein alles Italieniſche mit Abneigung betrachtet, ſondern er haßt oder gibt vor zu haſſen diejenigen, die Frankreichs Ehre entgegentreten. Zu Letzteren gehörte nun aber insbeſondere Papſt Julius II. Es wäre an ſich nicht undenkbar, daß Andrelini, der grimmige Gegner aller Franzoſenfeinde, auch dieſen gewaltigſten Gegner der Franzoſen angegriffen habe.

Nun gibt es eine Schrift: Libellus de obitu Julii P. M. 1513 die in einer ſehr frühen wahrſcheinlich der Originalausgabe vor dem Titel noch die Worte: F. A. F. poetae Regii hat[1], und hier liegt die Auflöſung

1) Die ſämtlichen erreichbaren Ausgaben ſind bei Böcking Hutteni opera IV. 422—426 verzeichnet und bibliographiſch beſchrieben. Die von ihm als Originalausgabe bezeichnete, deren Titel oben wiedergegeben iſt, habe ich nicht geſehen. Daſs dieſe Ausgabe in Paris gedruckt iſt, wie auch Böcking annimmt, möchte ich ſchon aus den gotiſchen Lettern ſchlieſsen, welche ſich in deutſchen Drucken jener Zeit ſelten finden. Die von Böcking als 2. bezeichnete befindet ſich in der Berl. Kön. Bibl. Sie iſt ohne Datum und entbehrt — wie alle folgenden Ausgaben — des beſtimmten Hinweiſes auf den Verfaſſer. Eine ſolche Auslaſſung iſt erklärlich, da die ſpäteren Ausgaben ſämtlich in Deutſchland erſchienen ſind und dort gewiſs nur wenige gewuſst hätten, was ſie mit dem F. A. F. poeta regius anfangen ſollten. Sämtliche ſpäteren Ausgaben haben folgenden Titel: Julius Dialogus viri cujuspiam eruditissimi, festivus sane ac elegans, quomodo Julius II., P. M. post mortem coeli fores pulsando, ab janitore illo D. Petro, intromitti nequiverit quem quamdum viveret sanctissimi atque adeo sanctitatis nomine appellatus totque bellis foeliciter gestis praeclarus dominum coeli futurum se esse sperarit. Interlocutores: Julius

Digitized by Google

der drei erſten Buchſtaben in: Fauſtus Andrelinus Foroliviensis allerdings nahe. Eine Beſtätigung dieſer Meinung, die Böcking bei einem neuerlichen Abdruck [1]) als völlig bewieſen annimmt, ſcheint in einzelnen brieflichen Äußerungen des Erasmus zu liegen. Dieſer war ſelbſt als Verfaſſer der Schrift verdächtigt worden und iſt befliſſen den Verdacht von ſich abzuwehren [2]). Er gibt vor, die Schrift mehr durchblättert als geleſen zu haben und erwähnt, daß man einen Spanier, beſonders aber Balbus

Genius. D. Petrus. Lector, risum cohibe. Dieſe lange Analyſe ſpricht allerdings nicht für die Urſprünglichkeit der dieſen Titel tragenden Ausgaben; es iſt weit natürlicher, daſs der Autor mit einem möglichſt kurzen Titel vor das Publikum tritt, während die ſpäteren Herausgeber durch eine ausführliche Darlegung des Inhalts das Intereſſe zu erwecken ſuchen. Daſs alle ſpäteren Ausgaben aus 2 geſchöpft haben — nur ein Druck des Jahres 1600 aus 1 — geht aus der Variantenſammlung hervor, welche Böcking gibt. Dieſe Varianten nun ſind, was B. nicht bemerkt hat, manchmal geradezu tendentiös in deutſchem Sinne. So wird (Böcking § 77) bei den Beſchlüſſen des Piſaner Konzils hinzugefügt: ne quis unus plures episcopatus complecteretur, alſo eine grade in Deutſchland häufig laut gewordene Klage. So finden ſich namentlich bei Erwähnung Maximilians einzelne bemerkenswerte Zuſätze z. B. (Böcking § 108): Julius habe Maximilian von den Franzoſen abgezogen partim pecuniis quae apud hominem egentem semper valent plurimum und durch Erneuerung des alten Haſſes quo vir ille mirum quam semper flagrarit, etiamsi deerat ulciscendi facultas. —

Ich teile hier noch eine Stelle aus einem Briefe des Wilh. Neſen an Bruno Amerbach (Paris 11. cal. Jul. o. J.) mit (er findet ſich handſchriftlich in der Baſeler Univerſitätsbibl. G. II. 30). Impressus est Coloniae ut audio libellus quidam in Julium pontificem, virum dum viveret nebulonem quidem, sed hoc (nämlich Leo X, gegen den der Briefſchreiber im folgenden heftig losfährt), longe meliorem. Exoriatur aliquis e studiosorum grege qui hunc paulo expressius suis exprimat coloribus quam ille quisque fuerit qui in Julium lusit, sed verissime, sed christianissime sed ingeniosissime. Tu siquid tibi de autore constat mihi rescribas velim. Nam fieri non potest quin vir sit, non doctissimus solum, sed etiam christianissimus. Utinam mihi esset ingenium usque adeo felix magno certe animo horum nequitias pingere.

1) Hutteni opera IV (Leipzig 1860) S. 421—458, unter den Dialogi pseudohuttenici. Seit Böckings Veröffentlichung iſt eine deutſche Überſetzung unter dem Titel: Julius II. Ein Geſpräch vor der Himmelsthür, Berlin 1877, erſchienen, vgl. auch S. 19. Anm. 2.

2) Die Äuſserungen ſind ſo wichtig, daſs ſie beide trotz ihrer Ausführlichkeit wörtlich mitzuteilen ſind:

1. Erasmus an Caesarius Antwerpen 16. Aug. 1517 (Opp. III, 2, p. 1622.) Jam illud est omnium molestissimum mihi, si modo verum est quod mihi istinc reversus famulus meus Jacobus narravit, apud complures haberi Coloniae libellum, nescio quem, in Julium Pontificem, quomodo mortuus exclusus sit coelo per Petrum. Audieram jam pridem hujusmodi fabulam actam in Gallia ubi talium nugarum immodica licentia semper fuit. Eam, opinor, aliquis in Latinum sermonem transtulit. Demiror quid istis in mentem veniat, cum sic otium et operam perdunt. Caeterum admiror esse qui suspicentur tam insignem ineptiam a me profectam, opinor ob id quod sermo fortasse sit paulo latinior. Lusi quidem in Moria, sed incruente: nullius famam nominatim perstrinxi, in mores hominum lusimus, non in famam hominum.

2. Erasmus an den Kardinal Lorenzo Campeggi 1. Mai 1519 (Opp. III, 437): dialogi cujusdam suspitionem mihi moliuntur impingere. Is, ut ex argumento satis constat, scriptus est in odium divi Julii pontificis maximi, schismatis tempore sed a quo incertum, ante

Digitized by Google

und Fauſtus als Verfaſſer nenne. An dieſen beiden hat man feſtgehalten, wenn man nicht gelegentlich noch Erasmus als Verfaſſer angenommen[1]) oder in ganz unbegründeter Weiſe Hutten genannt hat,[2]) den man früher ſtets als Verfaſſer lämtlicher antipäpſtlichen Dialoge in Bereitſchaft hatte.

Für Andrelini hat Mencken plaidirt[3]), für Balbus Retzer[4]). Für Beide ſcheint mancherlei zu ſprechen: Julius II. war ſowohl ein Feind der Franzoſen als ein Feind der Venetianer und der zum Franzoſen Gewordene konnte ebenſo wie der treue Venetianer gegen den gemeinſamen Gegner auftreten Und wenn die Verteidiger von Fauſtos Autorſchaft triumphirend auf die Initialen ſeines Namens hinwieſen, ſo mochten die Anhänger Balbis, wie es ſchon Ebert[5]) gethan, geltend machen, eben dieſe Voranſetzung der Namenschiffre rühre von Balbus her, „denn wie leicht konnte ſich dieſer nicht verſucht fühlen, die Mutmaßung der Leſer und im ſchlimmern Falle die ernſtere Nachforſchung des angegriffenen Teils auf Andrelini zu leiten, der ſein Todfeind war.“

---

quinque annos degustavi verius quam legi. Post reperi in Germania apud quosdam descriptum sed variis titulis, Quidam testabantur Hispani cujuspiam esse, sed suppresso nomine, rursus alii Fausto poetae tribuebant, alii Hieronymo Balbo. Ego quid de his conjectem non habeo. subodoratus sum quoad licuit, verum nondum pervestigavi, quod animo meo faceret satis. Faſt wörtlich gleichlautend wie in der zweiten Stelle ſchreibt Erasmus auch wenige Tage ſpäter, 18. Mai 1519 an Thomas archiep. Eboracensis, abgedruckt bei Böcking I, 270 fg. —

In dieſen Zuſammenhang gehört endlich noch eine dritte Stelle. In einem Briefe des Thomas Morus nämlich (der ſpäteſtens 1520 gedruckt iſt vgl. Opp. Hutt. ed. Böcking I. 266) heiſst es: Hoc certe scio protinus defuncto Julio rem Parisiis ludis actam publicis. . . Er fährt dann fort: Multi sciunt reverendum patrem Poncherium Parisiensis urbis antistitem qui huc legatus venerat librum vendicasse Fausto, quod ut verum fuerit, nihil impedit Erasmum, cui Faustus non ignotus erat, librum apud se quoque priusquam excuderetur habusise.

Zuletzt ſpottet er darüber, daſs der Adreſſat aus Stil und Geſinnung der Schrift die Autorſchaft des Erasmus hat folgern wollen. —

1) So z. B. noch Durand de Laur, Erasme (Paris 1872) Bd. II S. 268 ff.

2) So noch in der Ausgabe des Dialogs (nebſt franzöſiſcher Überſetzung) von Edmond Thion (Paris 1875); die einzige Autorität des Herausgebers iſt — Brunet! Daſs an Hutten durchaus nicht zu denken iſt, ergibt ſich ſchon aus der einfachen Thatſache, daſs Hutten erſt 1517 oder 1518 die Dialogform gebrauchte. Man müſste dann — was ganz unglaublich — annehmen, daſs Hutten eine Form, die wie keine andere für ſein Talent paſſend war, fünf Jahre unbenutzt habe liegen laſſen. Vgl. übrigens Strauſs, Hutten (2. Aufl. S. 75), der wegen der glättern, gelindern Retorik und wegen des mehr franzöſiſchen als deutſchen Standpunkts Huttens Autorſchaft ausſchlieſst.

3) In den Miscellanea Lipsiensia nova 1743, abgedruckt in Retzers Ausgabe I, 539—544.

4) Balbi Opera ed. Retzer I, 494—538.

5) Erſch und Grubers Realencycl. I. Bd. 4, S. 46.

Digitized by Google

Um das Ebenerwähnte verſtändlich zu machen, iſt es nötig, jenen Gegner Andrelinis, Hieronymus Balbus [1]) und die Fehde zwiſchen dieſen Beiden kennen zu lehren.

Hieronymus Balbus, in Venedig c. 1465 geboren[2]), in Padua und Rom, in letzterer Stadt unter Pomponio Leto, der auch Andrelinis Lehrer war, gebildet, kam 1489 nach Paris. Aber ſchon 1491 zog er von dort fort, nahm einen Ruf nach Wien als Profeſſor der Dichtkuaſt und der Rechte an und war dort mit großem Erfolge thätig. Aufs Neue erſcheint er im Jahre 1495 in Paris, verläßt jedoch bald und nun auf Nimmerwiederſehen dieſe Stadt. Er war über England nach Wien gegangen und hatte dort und in Prag, nicht ohne unerfreuliche Zwiſtigkeiten, bis 1500 gelebt. Von 1500 bis 1512 entſchwindet er faſt völlig unſeren Blicken, 1512 erſcheint er wieder in Ungarn als Geiſtlicher, er leitet die Erziehung des Prinzen Ludwig von Ungarn; er iſt nun Prälat und Diplomat, feiner Hofmann und Theologe. In dieſer Doppeleigenſchaft entwickelt er ſeitdem eine große, verſchiedenartige Thätigkeit, er iſt Biſchof von Gurk, Geſandter bei Hadrian VI.[3]), tritt gegen Luther auf und lebt auch während des Pontifikates Clemens' VII. in Rom als vertrauter Hausprälat des Papſtes und als geehrtes Haupt einer eng verbundenen litterariſchen Gemeinſchaft, welche die humaniſtiſchen Traditionen bewahrt und regen religiöſen Eifer bekundet. Seine Vaterſtadt Venedig betrat er nur einmal und auch damals nur widerwillig — hatte er doch Kenntnis von Nachſtellungen, die gegen ihn verſucht wurden —; 1535 ſcheint er geſtorben zu ſein.

In ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ähnelte er den meiſten Humaniſten jener Zeit: er verfaßt Lob- und Streitgedichte, lateiniſche Abhandlungen, Briefe und Reden über die verſchiedenſten Gegenſtände, er gibt

1) Vgl. den ausführlichen biographiſchen Artikel über B. in Aſchbach, Geſchichte der Wiener Univerſität II, S. 146—169. Die Werke ſind von Retzer in 2 Bänden u. d. T.: H. B. Opera poetica, oratoria ac politico-moralia Wien 1791 und 1792 herausgegeben. Ich trage nach, daſs ein Ex. des ſehr ſeltenen opusculum epigrammaton (Wien 1494) ſich in der Vadianiſchen Bibliothek zu St. Gallen befindet. In der Stiftsbibl. zu St. Gallen iſt eine Ausgabe von Albertus Magnus de natura locorum mit einer Widmung des Kollimitius an Balbus und einem Gedichte des Vadian an denſelben (Wien 1514.) In der Turiner Univ. Bibl. (Sammelbd. XV, V, 255) befindet ſich ein kleines Schriftchen o. O. u. J. 4 Bll. in 4°. anfangend: Somnium Scipionis ex Ciceronis libro de republica excerptum, worauf unmittelbar folgt Hieronymi Balbi de laudibus bellicis regis germaniae carmen (in Hexametern) 2½ SS. Am Schluſs: Finis est. Laus deo.

2) Wie er vorgibt aus dem berühmten Geſchlecht der Balbi, vgl. dagegen unten S. 24, Anm. 1.

3) Vgl. darüber den ſehr lehrreichen Abſchnitt bei Höfler, Papſt Adrian VI. Wien 1880, S. 370—377.

Digitized by Google

römiſche Autoren heraus mit Anmerkungen, die mehr ſeine Gelehrſamkeit bekunden als zur Erklärung des Schriftſtellers dienen und wird gelegentlich, weniger aus innerer Nötigung als der Mode folgend, Hiſtoriker und Geograph. In einer Beziehung jedoch unterſcheidet er ſich zu ſeinem Glücke von den meiſten Humaniſten: er hat nicht nötig, wie ſie, bis zuletzt ein Bettelleben zu führen und auf die Gunſt der Großen zu lauern, ſondern er iſt zuletzt ein vornehmer Mann, der ſelbſt im Stande iſt, huldvoll lächelnd den Literaten Belohnung zu gewähren.

Für uns indeſſen hat hauptſächlich ſein zweimaliger Pariſer Aufenthalt und ferner die Zeit Intereſſe, da er zum erſten Male als geiſtlicher Würdenträger erſcheint, jener, weil er die Periode der Streitigkeiten zwiſchen Balbus und Andrelini, dieſe, weil ſie die Entſtehungszeit des Dialogs über den Papſt Julius II. iſt, der uns hier zu beſchäftigen hat.

Der Grund einer Rivalität zwiſchen Andrelini und Balbus iſt ohne weiteres klar. Sie waren beide jung und ehrgeizig, beide aus Italien nach Frankreich gegangen, nicht blos in der Abſicht, der Renaiſſance, deren Jünger ſie beide waren, Anhänger zu verſchaffen, ſondern mehr noch um in dem fremden Lande, das ihnen als ein fruchtbarer Boden für die neue Lehre erſchien, ſich ſelbſt eine ihren Fähigkeiten angemeſſene Stellung zu erringen. Zuerſt waren ſie Genoſſen, dann Rivalen, endlich Feinde. Gehört es ja zu den Eigentümlichkeiten der Renaiſſance, daß die Gleichſtrebenden, die eine Zeit lang einmütig desſelben Weges zogen, ſpäter ſich bitter befehden und den Gleichgiltigen oder den Feinden das widrige Schauſpiel eines Vernichtungskampfes von Mitgliedern derſelben Partei geben. In ſolchen Kämpfen werden dann von beiden Seiten unwürdige Waffen gebraucht, heftige Reden und Gegenreden werden geführt, in denen Angreifer und Verteidiger die Wahrheit überſchreiten; man gefällt ſich in Schmähworten und unter unmäßigen perſönlichen Invectiven wird der eigentliche Gegenſtand des Streites vergeſſen.

Der Streit zwiſchen Andrelini und Balbus begann 1491 und wurde 1495 beſonders lebhaft. Von ſeiten des erſtern beſitzen wir einen Brief und eine Elegie, die ſich mit Balbus beſchäftigen, von ſeiten des letztern einzelne Epigramme, die zum Angriffe gegen die Pariſer beſtimmt ſind, in denen aber Andrelini oder wie der lateiniſche Dichter jedenfalls geſagt haben würde: Fauſtus, niemals ausdrücklich genannt wird.

Der Kampf[1]) ſcheint mit einem Dichterkriege begonnen zu haben.

1) Retzers Darſtellung, die ſich auf Bulaeus, hiſt. Univ. Paris, ſtützt, beruht zweifelsohne auf einem Druckfehler. Danach ſoll Balbus 1485 der Pariſer Univerſität eine Schrift gegen die Grammatik des Tardivus eingereicht haben, 1489 an der Pariſer Univerſität angeſtellt worden ſein und erſt 1495 die Antwort des Tardivus empfangen haben, worauf

Digitized by Google

Andrelini dichtete ein bukoliſches Gedicht [1]), und machte es, wie es ſcheint, bruchſtückweiſe bekannt, Balbus verbreitete nun, in Gemeinſchaft mit einem dritten italieniſchen Humaniſten. Cornelius Vitellius, von dem wir wenig wiſſen. das Gerücht, Andrelini wolle die Bukoliken des Calphurnius unter ſeinem Namen herausgeben. Dazu kam ferner der Wetteifer Beider, ſich in der Gunſt einzelner hochſtehender Männer, Robert Gaguin und Guillaume Tardif, zu befeſtigen. Da Beide bei Karl VIII. viel vermochten, ſo bedeutete deren Unterſtützung für die Begünſtigten eine ſchnelle Beförderung; Gaguins Gunſt zu erlangen, machte Balbus nun bedeutende Anſtrengungen [2]). Es ſcheint nicht, daß es ihm glückte, ja er wird wohl die Anerkennung. die Gaguin ihm etwa zollte, völlig verloren

unmittelbar die Gegenſchrift des Balbus erfolgt ſei. Die verſpätete Antwort des Tardivus iſt ebenſo undenkbar, wie die 1489 erfolgte Anſtellung des Balbus es wäre, wenn wirklich ſein erſtes polemiſches Auftreten 1485 zu ſetzen wäre. Dieſe nicht, weil Tardivus als Liebling Karls VIII., als einer der angeſehenſten Lehrer der Pariſer Univerſität, nicht die Ernennung eines Feindes zugegeben haben würde, jene nicht, weil in jener ſtreitluſtigen Zeit ein Gelehrter nicht zehn Jahre hätte verſtreichen laſſen, ohne dem Gegner die gebührende Antwort zu erteilen. Wir müſſen daher des Balbus erſte Angriffsſchrift gegen Tardivus, die uns übrigens nicht erhalten iſt, ins Jahr 1495 ſetzen. Von G. Tardivus habe ich im Kataloge der Basler Univerſitätsbibliothek folgende Schriften verzeichnet geſehen: F. VII, 14: Ex Cicerone et Quintiliano rhetoricae artis et oratoriae facultatis compendium in 4°, und: ex gravissimis auctoribus exordiorum phrasis excerpta, 4°; F. VIII, 1: opusculum de basi grammatica, cum commento, 4°. Vermutlich hat die letztere Balbus Stoff zu ſeinem Angriffe gegeben.

1) Dies nach folgender Veröffentlichung Andrelini's:

Bucolica Fauſti | Laurea serta gerens: musisque excultus amaenis
Gymnasium faustus parisiense polit.

Darunter ein Baum, woran ein von 2 Affen getragenes Wappen I. P.

Darunter: JEHAN PETIT.

Noch weiter unten: Venduntur in vico divi Jacobi
Sub Leone Argenteo.

a . . e, abwechſelnd à 4 u. 8 Bll. in 4°; vorl. S. Nachſchr. des Druckers Jo. Antonius Venetus, in der er dem Leſer die Gedichte und ſich empfiehlt; dann: Impressum Pariſiis in Bellouisu Anno dñi | MCCCCCVI die XV Decembris. Pro Joanne | Petit Commorante In vico Sancti Jacobi | Ad intersignium Leonis Argentei. | (Züricher Kantonalbibl.)

Hauptſächlich kommt in Betracht die Widmung an Petrus Coardus; ferner e 2b—e 6b das Gedicht: de fuga Balbi mit dem voranſtehenden Briefe des Andrelini an Gaguin und der darauf folgenden Antwort des Gaguin an A. Die drei letzterwähnten Aktenſtücke — der Brief Gaguins aber mit ganz falſchem Datum, 16. Jan. 1498 ſtatt 16. Sept. 1496 — ſind. angeblich aus einem Pariſer Einzeldruck, mitgeteilt in Retzer, Balbi Opera I, 254—262.

2) Vgl. aus dem Epigrammaton liber 1494 bei Retzer I, p. 162. 174. 178. 182. 184. Seine Gedichte werden gelobt, ſeine gelehrten Werke anerkannt, ſein Charakter gerühmt; einmal wird er gradezu angeredet:

Tu mihi sola fides, animae pars altera nostrae
Altera lux alter spiritus alter ego.

Falſch iſt daher Aschbachs Bemerkung (S. 165, A. 3), die Gaguin betreffenden Epigramme ſeien polemiſch, vgl. auch unten S. 26. A. 2.

Digitized by Google

haben, als er den plumpen Verſuch machte, Gaguin öffentlich zu ſeinem Bundesgenoſſen in ſeinem Kampfe gegen Tardif zu ſtempeln [1]). Gegen Letztern hatte er ſich frühzeitig gewandt. Die meiſten Akten des Streites ſind uns freilich völlig unbekannt. Was wir beſitzen, ſind die Lehrbücher des Tardivus (vgl. S. 21, A. 1), ſind des Balbus Epigramme, ſein Dialog gegen Tardivus und deſſen Antwort [2]). Was wir nicht beſitzen, das ſind die mündlichen Äußerungen, die Balbus gegen Tardif gethan haben muß und eine Schrift, welche Tardif gegen Balbus vor deſſen gleich zu beſprechendem Dialoge geſchrieben hat. Von dieſer gibt Balbus vier, vielleicht wörtliche Auszüge [3]), um ſie zu bekämpfen; von jenen gibt Tardif einige Kunde. Er erzählt [4]), daß Balbus bald nach ſeiner Ankunft in Paris gegen ihn (Tardif) vielfach aufgetreten ſei, daß er aber öffentlich in der Kirche vor namentlich aufgeführten Zeugen um Verzeihung gebeten und geſchworen habe, niemals wieder etwas ähnliches zu thun. Trotzdem habe er die Schmähungen wiederholt, ſeinen Dialog herausgegeben und durch dieſe Veröffentlichung ebenſo wie durch die ſpäter erfolgte feierliche Zurücknahme desſelben, durch die Erklärung, alle ſeine Beleidigungen zu verdammen [5]), ſeine große Unwürdigkeit bewieſen.

In ſeinen Epigrammen [6]) verſpottet Balbus den Tardivus, den Langſamen (Lentus, Tardus), der ſich eines raſchen und reichen Geiſtes rühme und als Geſetzgeber der Sprache dünke, der ſich für den einzigen Theologen und den einzigen Redner halte. Dieſe Epigramme veranlaßten Tardif zu einer uns nicht bekannten Schrift [7]), in welcher er ſeinen Gegner als irreligiös und unwiſſend darzuſtellen ſuchte. Einzelne Stellen aus dieſer Schrift nun bilden den Grundtext zu Balbus umfaſſender Streitſchrift [8]). In einer Unterredung zwiſchen ſeinem Freunde Carolus Phernandus und Tardif, welcher Balbus Gönner, Petrus Coardus, als Richter

1) So faſſe ich das Gedicht a. a. O. I. 162. Nr. 36 auf: R. Gaguinus Balbo salutem. Balbus wird darin aufgefordert, ſein Gedicht gegen den ignarus Rhetor vorzubringen (eben Tardif), er möge eilen, dies zu thun, damit nicht jenes Unbedeutenden Anſehen ſich verbreite.

2) Die beiden letzteren ſind gedruckt bei Retzer, Balbi opera I, p. 274—494. Ich citire nach dieſem Abdruck, die Originalausgabe habe ich nicht geſehen. Die genaueren Titel ſ. unten.

3) Darunter auch ein Hinweis auf mündliche Polemik a. a. O. p. 419: Superest quod Balbus spreto jurejurando in Cordigerorum scholis in me invectus est.

4) a. a. O. p. 332 (zwei Stellen).

5) Auch dieſes Aktenſtück in extenso mit allen Zeugen mitgeteilt a. a. O. p. 333.

6) a. a. O. p. 169 nro. 61, 170 fg. nro. 66.

7) Daſs dieſe Schrift nach den Epigrammen zu ſetzen iſt, beweiſt die Polemik gegen eine Stelle des Epigramms nro. 61: Esse deum monstras sub trino corpore solum.

8) Hieronymi Balbi Rhetor gloriosus sive dialogus de eloquentia, vgl. oben Anm. 2.

Digitized by Google

aber auch als Mitunterredner beiwohnt, wird Tardif durch ſeine Selbſtbekenntniſſe und die Äußerungen ſeiner Unterredner als ein völlig eingebildeter Narr hingeſtellt. Grobe grammatiſche Verſtöße werden ihm nachgewieſen, ſprachliche Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten: er wird z. B. über den Unterſchied von hic und iste, eligere und deligere belehrt, unterwieſen, daß man nicht nichil und michi, nicht cassurus, ſondern casurus ſchreiben dürfe, darauf aufmerkſam gemacht, daß der gräziſirende Genitiv von Grammatica: Grammatices heiße. Vorwürfe, die er gemacht hat, werden entkräftet. Hatte er getadelt, daß Balbus Stix und inclita ſchreibe, ſo entſchuldigte ſich dieſer mit einer Unachtſamkeit der Setzer und gab zum Beweiſe ſeiner Kenntnis eine längere Abhandlung über den Styx zum Beſten. Hatte er die Überſchrift eines lateiniſchen Briefes: Johanni Guillard (ſtatt Guillardo) gerügt, ſo entſchuldigte ſich Balbus mit Nachahmung der franzöſiſchen Sitte. Lorenzo Vallas Autorität wird von beiden Kämpfenden angerufen — obwohl Tardif gelegentlich ſagt, Balbus habe, wie alle bedeutenden Männer, ſo auch den Valla herabzuſetzen gewagt — aber natürlich ſagt der Eine vom Andern, daß er Valla nicht verſtehe.

Tardifs Antwort[1]) nun iſt die Erwiderung eines ehrlichen Mannes, der ſich durch das unwürdige Verfahren ſeines Gegners aufs tiefſte gekränkt fühlt, zugleich aber die eines Pedanten, der entſchloſſen iſt ſeinem Widerſacher in keinem noch ſo kleinlichen Punkte zu weichen. Die grammatiſchen Bemerkungen, welche Balbus in ſeiner Schrift vorgebracht und die Fehler, welche er dem Tardif als Verbrechen angerechnet, werden im Einzelnen zu entkräften geſucht, beſonders aber werden die Epigramme des Balbus durchgenommen, zahlloſe grammatiſche Unrichtigkeiten, metriſche Vorſtöße in denſelben aufgezählt und der Widerſpruch nachgewieſen, in welchem ſich Balbus mit ſeinen mit Vorliebe citirten Autoritäten befinde. Häufig genug — aber nicht ſo oft und nicht ſo höhniſch wie in der gegneriſchen Streitſchrift — wird auch der Charakter des Balbus verdächtigt, ſeine unwürdige Streitart, aber auch ſein unmoraliſches Leben heftig getadelt.

Sieht man indeſſen genauer zu, ſo handelt es ſich zwiſchen unſeren beiden Streitern nicht blos um eine perſönliche Angelegenheit und auch nicht blos um einen bellum horrendum grammaticale. Der Streit gemahnt

1) Antibalbica sive recriminatio vel Tardiviana Guillielmi Tardivi Aniciensis in Balbum imo Accellinum defensio vgl. S. 20, A. 1. Zur Erklärung des Wortes Accelinus vgl. Tardifs Worte (p. 436): Balbus (ne quis mentito ejus cognomine erret) Accelinum proprie cognomen habet Balbum autem se Parisiis vocitavit et inscripsit, Balborum Venetorum sibi nobilitatem arrogando. Noch deutlicher iſt Andrelini in der oben S. 22, A. 1 beſchriebenen Schrift e2b: ex balba nobili quidem ac illustri familia Balbum sibiipsi cognomentum usurpavit, cum ex domo accelina et obscuris objectisque parentibus ortum esse constet.

Digitized by Google

vielmehr an einen wenige Jahre ſpäter in Deutſchland geführten Kampf zwiſchen Locher und Wimpfeling. Wie dort, ſo ſind auch hier zwei Humaniſten die Kämpfer, der Eine, Tardif, Wimpfelingen ähnlich, ein älterer, den Bildungskreiſen des Mittelalters entſprechender Mann, voll theologiſcher Neigungen und trotz aller humaniſtiſchen Liebhaberei ängſtlich bemüht, mit ſeinem Chriſtentum nicht in Conflikt zu kommen, alle lasciven, heidniſchen Dichter entrüſtet von ſich weiſend; der Andere, Balbus, in Weſen, Charakter, Schriftſtellerart Locher ſehr ähnlich, durchaus ein Zögling der neuen Zeit, Verächter der Theologie oder mindeſtens gleichgiltig gegen dieſelbe, Bewunderer aller claſſiſchen Schriften und vielleicht am meiſten derer, die eine freie, um nicht zu ſagen zügelloſe und unmoraliſche Lebensanſchauung predigen. Der theologiſche Gegenſatz zwiſchen beiden zeigt ſich darin, daß Tardif mit Entrüſtung darauf hinweiſt, Balbus habe von den drei Körpern der in der Dreieinigkeit verbundenen göttlichen Weſen geſprochen [1]), er habe den heidniſchen Ausſpruch gethan: Omnia sors variat, als wenn nicht Gott Beſtimmer des Geſchicks wäre, er habe den Saturnus saeculi rector genannt, eine Bezeichnung, die doch nur für Jeſus angewandt werden dürfe. Der humaniſtiſche Gegenſatz tritt beſonders in folgender Stelle hervor. In ſeinem Dialoge brauchte Balbus zur Bekämpfung des Gegners mit Vorliebe Stellen Virgils und Catulls. Dieſen gegenüber läßt er dann einmal den fingirten Tardif ſprechen [2]): Quid me obtundis istorum poetarum auctoribus, qui nec minimum apud me locum habent? und ſeinen Freund Carolus Phernandus auf dieſe gegen die Dichter gerichtete abweichende Aeußerung erwidern: Improbe ergo ad poeticas imitationes demordendas te contulisti? Nam ut de pictura et statuis nisi artifex, sic de carmine nisi poeta judicare nequit.

Doch kehren wir zu Andrelini zurück. Wie die jüngeren deutſchen und namentlich die elſäſſiſchen Humaniſten die Sache Wimpfelings ergriffen, weil ſie der Perſon des Angefeindeten mehr ergeben waren, als dem von ihm vertretenen Standpunkt, ſo ſtellte auch Andrelini ſich auf Seiten Tardifs. Bei ihm jedoch kamen noch manche innere Gründe hinzu (vgl. oben S. 21) und auch der Umſtand, daß er ſelbſt von Balbus gereizt und geſchmäht worden war.

Balbus nämlich, ſo erzählt Andrelini,[3]) hatte des Letztern Liebesgedichte [4]) ſehr gehöhnt, der Perſon des Dichters alles mögliche Schlimme

1) vgl. oben S. 23, A. 7.
2) Rhetor gloriosus bei Retzer p. 299.
3) In dem S. 22, A. 1 (am Schluſs) erwähnten Briefe.
4) Livia vgl. unten S. 32 ff.

Digitized by Google

nachgeſagt und dieſe falſchen Nachrichten mit derartiger Dreiſtigkeit in ganz Italien verbreitet, daß der Angefeindete ſich genötigt geſehen, zur Beruhigung ſeiner in Italien lebenden Eltern einen beſondern Boten zu ſchicken, der die Gerüchte zu widerlegen hatte. Vielleicht hatte Balbus ſchon Andrelini's Ernennung zu hindern geſucht. Wenigſtens ſpricht Letzterer, da er von ſeiner Anſtellung in Paris redet, von einem corvus ignorantissimus, der dieſelbe hinzuhalten ſich bemüht habe, und gebraucht über dieſen Gegner ſchmähende Ausdrücke, denen ähnlich, die er ſpäter für Balbus in Bereitſchaft hatte.[1] Balbus hatte ferner in den Epigrammen wol auf Andrelini angeſpielt.[2] Dieſer iſt, in Balbus' Augen, wol der Neidiſche, der ſeine Schriften bekrittelt, während die Menge ſie in den Himmel erhebt,[3] er der Unwiſſende, der ſich zu gewaltigen Kriegen rüſtet, jedoch beſſer daran thäte, ſich mit Nießwurz zu reinigen;[4] er, der Schmähſüchtige, der auch einen Cicero und Virgil nicht ungetadelt laſſen würde und der, einmal in der Unterwelt, Anwartſchaft darauf habe, ein zweiter Cerberus zu werden.[5]

Auf ſolche Anklagen, die durch mündliche, von klatſchbegierigen Zuhörern raſch verbreitete Reden noch vermehrt wurden, konnte Andrelini nicht ſchweigen. Er antwortete mit einem Schmähgedicht »über die Flucht des Balbus«, dem ein Brief an Gaguin vorangeht und ein Schreiben Gaguins folgt, ein Gedicht, das zuerſt 1495 in einem Einzeldrucke verbreitet und nachher in einer größern Sammlung an recht unpaſſendem Orte wiederholt wurde.[6]

Der Brief an Gaguin erzählt zuerſt die oben angedeuteten Geſchichten, aber er richtet auch direkte Anklagen gegen Balbus. Dieſe Anklagen beziehen ſich auf des Genannten ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und ſeine Moralität. Sie werfen ihm vor, eine Gedichtſammlung herausgegeben zu haben, in der er ſich nicht ſcheute, Epigramme und Elegieen von Octavius Cleophilus und Titus Strozza aufzunehmen und als die ſeinigen aus-

1) Livia 4. Buch. Widmung an Guido de Rupeforte. — Auch Elegiae II, 7 kommt für die Streitigkeiten mit Balbus in Betracht, obwol des Letztern Name in dem Gedichte nicht genannt wird.

2) Ein beſtimmtes, gegen Andrelini gerichtetes Gedicht finde ich in den Epigrammen nicht, aber mir liegt nicht die Originalausgabe, ſondern nur der Abdruck bei Retzer vor; die Angabe Aſchbachs (S. 165 A. 2) ſcheint mir auf einem Irrtum zu beruhen. Epigr. Nro. 228, das er als gegen F. A. gerichtet bezeichnet, iſt — wenigſtens bei Retzer — Gedicht und Brief des A. gegen Balbus.

3) Epigr. Nro. 97.

4) Epigr. Nro. 99. Die Stelle: Urbe quid in docta quid miserande facis ſcheint direkt auf F. A. hinzudeuten.

5) Epigr. Nro. 86.

6) Vgl. oben S. 22. A. 1.

Digitized by Google

zugeben; ſie bezüchtigen ihn grober unnatürlicher Vergehen.[1]) Von der verdienten Strafe habe ſich Balbus nur durch ſchleunige Flucht nach England gerettet. Der Brief Gaguins beflätigt dieſe Vorwürfe. Er fügt noch hinzu, daß Balbus zuerſt verſucht habe, durch niedrige Schmeicheleien Literaten und Hochſtehende zu gewinnen, und erſt als ihm dies nicht gelungen, durch Schmähungen ſich habe Geltung verſchaffen wollen; er gibt Balbus ferner kraſſe Ueberhebung Schuld, inſofern dieſer ſich gerühmt habe, auch über Rechtswiſſenſchaft[2]), Geographie und Aſtronomie leſen zu können.

Andrelini's Gedicht: »Über die Flucht des Balbus aus Paris« — eine Unterredung zwiſchen Lycidas und Mopſus — wiederholt die Anklagen des Briefes: das Tragen eines unverdienten Namens, die Herausgabe fremder Gedichte unter eigenem Namen, die moraliſchen Vergehen; es fügt noch Irreligioſität, Verachtung der Gebräuche und Lehren frommen Glaubens hinzu; es beſchreibt anſchaulich die eilige Flucht und erfleht für den Verbrecher die verdiente Strafe.

Auf dieſe Angriffe hat Balbus nicht erwidert. Die Meinung derer, welche dem Balbus die Autorſchaft unſeres Dialogs zuſchreiben, geht nun dahin, daß Balbus faſt zwanzig Jahre ſpäter Rache an ſeinem Feinde dadurch genommen, daß er ſeiner eigenen Schrift die Initialen des Namens des Gegners vorangeſetzt habe. Die Autorſchaft des Balbus wird jedoch nur durch ein Zeugnis des Erasmus[3]) geſtützt. Dieſes Zeugnis wird zum erſten und einzigen Male ſechs Jahre nach dem Erſcheinen der Schrift abgegeben, es iſt ſehr vage: »Einige nennen den Balbus«, es verdient daher durchaus nicht ſonderliche Glaubwürdigkeit. Sodann aber, welchen Grund hätte Balbus gehabt, eine Schrift gegen Julius II. zu ſchreiben? Er war zwar Venezianer und als ſolcher ein Gegner des Papſtes, der Venedig verfolgte, aber er lebte ſeit Jahrzehnten fern von ſeiner Heimat und wurde von dieſer eher als Eindringling, denn als rechtmäßiger Sohn betrachtet (vgl. oben S. 20). Und endlich: gerade zu der Zeit, in der unſer Dialog erſchien, tritt Balbus uns als Geiſtlicher entgegen. Man könnte zwar denken, er wollte ſich bei Leo X. empfehlen durch Herabſetzung ſeines andersgearteten Vorgängers; aber was der Dialogſchreiber tadelt, iſt nicht blos das eigentümliche Gebahren Julius II., ſondern iſt die

1) Ich gebe die Stelle lieber in der Anmerkung: Ecce nequissimus ipse Balbus in haeretica nescio qua secta et execrando illo vicio deprehensus est, ob quod Palaestinae civitates in sulphureos attritosque cineres conversae sunt. Ni velocissimam fugam in Britanniam majorem praecipitasset publico incendio meritas tandem poenas persolvisset.

2) Hier ſcheint der Ankläger ungerecht zu ſein, denn Balbus hielt in Wien wirklich bald darauf juriſtiſche Vorleſungen und zwar mit groſsem Erfolge.

3) Vgl. oben S. 18. A. 2.

Digitized by Google

verweltlichte Weiſe des Papſttums überhaupt. Aus allen dieſen Gründen kann man die Vermutung, Balbus habe den Dialog geſchrieben, als völlig unbewieſen verwerfen.

Aber die Zeugniſſe des Erasmus, die den Balbus verdächtigt haben, verdienen noch eine Beſprechung. Im Jahre 1517 thut er ſo, als kenne er die Schrift nicht, gibt aber doch richtig ihren Inhalt und ziemlich genau ihren Titel an, er gibt vor, gehört zu haben, das Stück ſei in Frankreich vor einigen Jahren aufgeführt und nun ins Lateiniſche überſetzt worden, weiſt die Vermuthung zurück, daß er das ſkandalöſe Buch geſchrieben habe, denn er verſpotte nie einzelne Perſonen, weiß aber ſchon einen ſeiner Eitelkeit ſchmeichelnden Grund anzugeben, der Andere auf die Vermutung gebracht, daß er der Autor ſei, nämlich die treffliche Latinität der Schrift. Auch dieſe letztere Äußerung ſpricht dafür, daß Erasmus die Schrift geſehen hat, obwol er dies nicht ausdrücklich zugibt. Ganz anders zwei Jahre ſpäter. Da weiß Erasmus von dem franzöſiſchen Urſprunge der Schrift nichts mehr; da gibt er zu, ſie bereits 1514 durchblättert zu haben, und da will er keine beſtimmte Meinung über den Verfaſſer haben, ſondern erwähnt nur die Anſichten Anderer, Balbus, Fauſtus, oder ein unbekannter Spanier ſei der Verfaſſer.

Dieſe Widerſprüche, dieſe wiederholte Ablehnung der Autorſchaft, ohne daß zwingende Gründe zu dieſer Ablehnung vorliegen, dieſes abſichtliche Hinlenken der Fährte auf Verſchiedene gibt zu denken. Dazu kommt noch mancherlei Anderes; Erasmus iſt während der Kriegszüge des Papſtes Julius lange Zeit in Italien geweſen, er wird durch dieſe Kriege in ſeinen Plänen geſtört, er iſt dem Papſte abgeneigt, eben weil dieſer ein Friedensſtörer iſt und vielleicht auch, weil er die Wiſſenſchaften nicht genugſam begünſtigt[1]). In ſeinen Briefen bekundet er ein lebhaftes Intereſſe für den Papſt, aber äußert auch ſeine Abneigung. Er frägt, was der „unbeſiegte“ Julius treibe und macht ſich luſtig, nachdem er gehört, der Papſt ſei nach Loretto gewallfahrtet, durch den Ausruf „o über die Frömmigkeit“[2]). Er macht ihn verantwortlich für die eventuelle Schädigung des Kirchenſtaates[3]). Vor allem liebt er es in Briefen an und über Leo X., dieſen und Julius II. einander gegenüberzuſtellen, den friedlichen dem kriegeriſchen, den milden dem grauſamen; er warnt den neuen Papſt, in die Fehler des alten zu fallen, jenes Julius, der certe non ab omnibus

1) Nur einmal im Brief vom 31. März 1515 (Opera III, 147) heiſst es, das Andenken an Julius II. ſei gratiosior, weil er Wimpfeling gerettet habe.

2) Drei Briefe aus dem J. 1511, Op. III, 110. 111. 115.

3) Etenim si quid acciderit ecclesiae Romanæ cui quaeso possit justius acceptum ferre quam τῷ Ἰουλίῳ nimium forti?

Digitized by Google

laudatus Pontifex genannt wird.[1]) Dazu kommt ferner die elegante Sprache des Dialogs, dazu die glatte Ausdrucksweiſe, die, bei aller Entſchiedenheit doch ſelten geradezu verletzend iſt, dazu kommen ferner die zahlreichen Sprüchwörter und ſprüchwörtlichen Redensarten, die in die Darſtellung aufgenommen ſind. In ſeinen Briefen polemiſirt Erasmus gegen den kriegführenden Papſt, der Dialogſchreiber verweilt ausführlich und heftig tadelnd (Böcking p. 453 fg.) bei den Kriegen des Papſtes; Erasmus ſpöttelt über den invictissimus, der Dialogſchreiber nennt ihn: nimirum aliis invictum (p. 441 ff.); Erasmus ſagt in einem Briefe, der Dialog ſei schismatis tempore entſtanden, der Dialogſchreiber bemerkt, daß nach dem Tode des Papſtes das Schisma noch fortdaure (p. 442 ff.) und wenn der Dialogſchreiber den Papſt einen naviculator nennt, ſo hat Erasmus bei der Erklärung eines Sprüchworts gleichfalls darauf hingewieſen, daß Julius in ſeiner Jugend niedrige Bootsmannsdienſte geleiſtet hat.[2]) Erwägt man Alles das, ſo wird man zugeben müſſen, daß Gründe genug vorhanden ſind, die alte Vermuthung, Erasmus ſei der Verfaſſer unſres Dialogs, — eine Vermutung, die auch Luther ausgeſproehen hat — wieder aufleben zu laſſen.

Und Andrelini? Für ihn ſpricht im Grunde nichts. Satiriſche Schriften beſitzen wir von ihm keine; ſeine Stellung der Kurie, den Päpſten gegenüber war keine abſolut feindliche — ſeine Aeußerungen gegen die Kurie (ſ. unten S. 41) ſind doch recht zahm; von einer beſondern Aufmerkſamkeit, die er den Thaten Julius II. widmete, wiſſen wir durchaus nichts, höchſtens daß er wie alle Franzoſen die Thaten dieſes energiſchen Franzoſenfeindes neugierig betrachtete; die Anklage des Erasmus aber (S. 47), Andrelini ſei ein Feind der Mönche geweſen, ſteht zu vereinzelt da, um Glauben zu verdienen, übrigens konnte man auch wohl die Mönche haſſen und brauchte deswegen den Papſt nicht anzugreifen. Was wir von Andrelini kennen iſt in Verſen, nur eine ganz unbedeutende Schrift in Proſa; ſeine Latinität gibt zu den ſchwerſten Bedenken Anlaß, unſer Dialog aber iſt höchſt gewandt geſchrieben. Andrelini war zum Franzoſen geworden, ſcheute ſich daher nicht, den Triumph ſeiner neuen Landsleute über die alten zu verkünden, daher würde eine Parallele zwiſchen Italienern und Franzoſen, die durchaus zu Gunſten der Letzteren ausfällt, (Böcking p. 447 fg.) in ſeinem Munde nicht befremden; aber undenkbar erſcheint es, daß er, der Italiener, eine Stelle geſchrieben habe, wie die folgende (pg. 446): Itali cum sint ex omni barbarissimarum nationum colluvie conflati con-

1) Vgl. Opp. III, 124. 150.

2) Nur dieſe eine Stelle iſt von Böcking herangezogen p. 430 zu Z. 31. — Auch dieſe Stelle zeigt übrigens eine dem Papſt nicht ſonderlich freundliche Geſinnung.

Digitized by Google

fusique non aliter quam sentina quaedam, tamen e gentilium literis hanc imbiberunt insaniam, ut extra Italiam natos Barbaros appellent quod quidem cognominis apud illos contumeliosius est quam si parricidam dicas aut sacrilegum.

Der einzige Umstand, der für Andrelini spricht, ist die ganz bestimmt formulirte Anklage des Thomas Morus (S. 18, A. 2) der sich dabei auf einen Pariser Gewährsmann stützt, der genau unterrichtet sein konnte. Aber die Äußerung des mit Erasmus eng befreundeten Engländers, die ja überhaupt den Zweck hat, den Verdacht der Autorschaft von Erasmus abzulehnen, kann recht wohl nur ein Echo dessen sein, was dieser dem Freunde mitzuteilen für gut befunden hatte.

Und endlich, gerade die Aufschrift: F. A. F. poetae regii . . libellus, die Manchem als unwiderleglicher Beweis der Autorschaft Andrelinis erscheint, spricht eher gegen als für ihn. Denn nirgends hat sich Andrelini so bezeichnet, nur gelegentlich nennt er sich Faustus, nie aber, sobald er seinen Familien- und Heimatsnamen anführt, gebraucht er eine Abkürzung, sondern schreibt immer seinen vollen Namen.

Daher hege ich schwere Bedenken gegen Andrelinis Autorschaft. Will man nicht Erasmus als Verfasser annehmen, so könnte man die Schrift als eine offiziöse Publikation des französischen Hofes betrachten. Andrelini hätte darum gewußt — wenn er auch bei der Abfassung derselben gewiß nicht sonderlich beteiligt war — und hätte sich als besonderer Schützling des Königs nicht geweigert, der Öffentlichkeit gegenüber die Verantwortung für ein litterarisches Produkt zu übernehmen, dessen Verfasser er nicht war.

Da nun aber die Schrift unter seinem Namen verbreitet wurde, so muß in einer ihm gewidmeten Studie von dem Inhalte der Schrift gesprochen werden:

Papst Julius kommt nach seinem Tode, in Begleitung seines Genius, an die Himmelspforte, kann aber mit dem zu seiner Kasse gehörigen Schlüssel, den allein er bei sich hat, jenes Thor nicht öffnen. Auf sein Klopfen erscheint Petrus und es entspinnt sich nun zwischen dem Papst und dem Himmelswächter ein äußerst lebhafter Dialog, in welchen der Genius nur selten eingreift, nur um einzelne satirische Bemerkungen gegen den Papst zu machen. Der Gegensatz des damaligen und urprünglichen Papsttums wird zum entschiedensten Ausdrucke gebracht, auf der einen Seite Entsagung, Führung der Geister, Begründung und Reinhaltung des Glaubens, Beförderung der Sittlichkeit, Wahrung des Friedens, auf der andern Seite Genußsucht, Unterdrückung freier selbständiger Meinungen, weltliches Treiben, unsittliches Gebahren, kriegerische Gelüste. Der Papst

Digitized by Google

erzählt mit großem Stolze, wie er durch unwürdige Mittel zum Pontificat gelangt ſei, wie er durch unwürdigere den päpſtlichen Schatz vermehrt, wie er auf nichtige Vorwände hin, ohne Recht Kriege begonnen und die unternommenen mit Grauſamkeit zu Ende geführt habe. Er ſpottet unaufhörlich der Einfalt des Petrus, der ſeine veralteten Anſchauungen von Würde und Einfacheit als die; einzig richtigen erklärt, er eifert lebhaft gegen das Piſaner Konzil, das ſchismatiſche, das trotz aller ſcheinbaren Ehrerbietung ihn den Papſt, zu beſſern, zu altchriſtlicher Würde und Einfachheit zurückzuführen ſchamlos verſucht habe; er wüthet gegen die Franzoſen, deren abergläubiſche und thörichte Sitten — in den Augen Petri ſind dies ebenſo viele gute Eigenſchaften — er höhnend hervorhebt. Solche Tiraden erregen bei Petrus zuerſt die größte Verwunderung, veranlaſſen ihn ſodann, nachdem er einmal neugierig geworden, zu immer weiteren Fragen und beſtimmen ihn endlich zu den ernſteſten und würdevollſten Vertheidigungen des wahrhaft apoſtoliſchen Standpunktes, über welche Julius ebenſo verwundert iſt, wie es Petrus über die Deklamationen des Papſtes war. Nach ſolch offener Kriegserklärung iſt der Himmelspförtner ſelbſtverſtändlich nicht gewillt, dem Papſt den Himmel zu öffnen; vielmehr gibt er ihm den höhniſchen Rat, ſich vermöge ſeines Reichtums ein neues Paradies zu bauen. Aber Julius erklärt, einige Monate zu warten, und dann mit den etwa 60000 Kriegern, die während dieſer Zeit in den Kriegen gefallen ſein werden, den Himmel zu erobern. Nachdem Petrus geſagt, er wundere ſich nun nicht mehr, daß ſo wenige Geiſtliche in den Himmel kämen, wenn ſie dieſem ihrem Führer ähnelten, ſchließt er mit der Hoffnung, daß die Zukunft Rettung aus dieſen traurigen Zuſtänden bringen möge.

Andrelini behandelt jedoch keineswegs ausſchließlich politiſche Ereigniſſe. Dem erſten Jahrzehnte ſeines Pariſer Aufenthaltes gehören ſeine drei größten poetiſchen Werke an oder ſind wenigſtens damals in den uns zugänglichen Ausgaben veröffentlicht worden: die Livia, die Elegiae, die epistolae.

Die Humaniſten ſind Dichter der Liebe oder beſſer der Galanterie. Auch Andrelini macht von dieſem Satze keine Ausnahme. Schon in manchen der früher beſprochenen Sammlungen finden ſich einzelne Liebesgedichte. So einmal [1]) ein zärtliches Poem an eine Freundin, ſie möge ihn, der krank ſei, beſuchen, ihr Kuß werde ihn geſund machen.

1) In der oben S. 9, Anm. 2 beſchriebenen Sammlung.

Digitized by Google

dieſer Liebe, weil ſie ſeine Geſundheit untergräbt, ſein Vermögen ſchmälert und ſeinen Geiſt von höheren Dingen abzieht. Sonſt gedenkt er vielfach ſeiner Freunde, des oft gerühmten Robert Gaguin und Guilielmus Rufe-fortis (I. 9, II. 6) — des Letztern Tod wird in ganz überſchwänglicher Weiſe bejammert (III. 12) — er hat verherrlichende Worte für ſeine Gönner, von denen wir, ſprächen nicht ſeine Verſe über ſie, ſchwerlich etwas wüßten: den kriegstüchtigen Grafen Gylibertus, den kunſtgeübten Arzt Guilielmus Baſinus in Paris, den mantuaniſchen Patricier Raphael Cuppinus, damaligen Rektor von Bologna, den gleichfalls Mantua angehö-rigen Canonikus Joh. Guidottus. (I, 6. 7. 8. II. 5.) Mehr jedoch als zum Preiſe von Liebe und Freundſchaft ſind die Elegieen der Verherrlich-ung der Frömmigkeit gewidmet. Durch weihevolle, fromme Geſinnung will der Dichter ſeine frühere unſittliche Auffaſſung und Lebensführung vergeſſen machen: in dieſem Sinne bittet er die Jungfrau Maria um Ge-neſung und erfleht, im Falle ſeines Todes die ewige Seligkeit (I. 3.) Er rühmt die Pariſer Theologen insgeſammt, ohne alle einzelnen namentlich hervorzuheben, als Muſter wahrer Frömmigkeit (III. 3),[1]) er möchte ihnen ähnlich werden, teils dadurch, daß er an der Pariſer Univerſität die Pſalmen zu erklären unternimmt, wofür er prophetiſchen Sinn erbittet, (III. 4) teils dadurch, daß er ſich rüſtet, ſeine große Arbeit, das opus verae religionis (II. 1) in Angriff zu nehmen, zu dem er ſich ſchon in der Livia (I. 7) durch ſeinen Meiſter Pomponio Leto hatte mahnen laſſen. Er teilt aber auch eine Wiedergabe des chriſtlichen Glaubensbekennt-niſſes in Verſen mit (II. 1)[2]), der man wohl zuviel Ehre anthut, wenn man ſie dichteriſch nennt und gibt ſeiner Sehnſucht nach dem Abend-mahl in tiefer Zerknirſchung und dem Gefühle vollkommener Sündhaf-tigkeit Ausdruck (III. 13).

Mehr als in ſeinen bisher erwähnten Werken bekundet Andrelini in dieſem das Bewußtſein, Dichter und Humaniſt zu ſein. Dieſes, indem er in Ausdrücken, welche weit über die Grenzen des Schicklichen hinaus-gehen[3]), die franzöſiſche Jugend ermahnt, die alten barbariſchen Lehrbücher,

1) Dieſe Elegie ebenſo wie das S. 32, A. 5 erwähnte Gedicht (aus der Livia) iſt ab-gedruckt in dem Schriftchen: Speculum animae seu soliloquium Heinrici de Hassia maximi theologi saecularis herausg. von Wimpfeling Argent. Kal. Jul. 1507, gedruckt Straßburg bei Knoblauch 17 Kal. Aug. D 2b—D 4a. in 4°. (St. Gallen.) Ringmann Philefius hat ſie dem zur Bekämpfung Lochers beſtimmten Schriftchen beigefteuert, er überſendet ſie (in einem undatirten Briefe) an Wimpfeling als Widerlegung der insania cujusdam poetastri und bezeichnet ſie als Eigentum Andrelinis cuius ego in clarissimo Parrhis. gymn. aliquot annos auditor fui.

2) Dieſe Elegie könnte es ſein, welche Joh. Biſſius — nach Saxius, hist typ. Mediol. p 204 — in eines ſeiner Werke aufgenommen haben will.

3) Z. B. Quid merdosa juvant Graecismi scripta cacati, Si nescis foedens non nisi stercus olent.

Digitized by Google

den Graecismus, den Alexander de Villa Dei aufzugeben (III. 9); jenes, indem er ziemlich häufig einen eigenartigen perſönlichen Verkehr zwiſchen ſich und den Muſen erwähnt, die ihn als den Ihrigen erkennen und lieben. Da hat er einmal einen ganz leichten humoriſtiſchen Anflug: er macht ſich luſtig über ſeine Klage, daß ſeine Gedichte auf ſchlechtem Papier geſchrieben ſeien (III. 10). Sonſt jedoch bleibt er durchaus ernſt. Er trauert über den Neid, dem die meiſten Dichter ausgeſetzt ſind, insbeſondere weil dadurch Unluſt am Dichten erzeugt werde (I. 3); er beſtimmt jedem Alter eine beſondere Gattung von Werken und bittet um Unterſtützung der Muſe für ſeine größeren Arbeiten, die er ſeinen höheren Jahren vorbehalten habe (II. 9).

Endlich gibt Andrelini in dieſen Elegieen einzelne moraliſche Lehren: er empfiehlt Treue und Dankbarkeit Jedem, nicht blos den Hochſtehenden gegenüber (I. 1); er mahnt zu ſittlichem, ſolidem Leben und warnt vor den Folgen der Ausſchweifung (III. 11).

An die Elegieen, die wenigſtens teilweiſe moraliſchen Inhaltes ſind, reihen ſich die moraliſchen Schriften Andrelini's an. Einzelne dieſer Elegieen hat Beatus Rhenanus einer der hauptſächlichen moraliſchen Schriften angeſchloſſen [1]). Dieſe Schrift „von den guten moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften", in gut gebauten Hexametern abgefaßt, iſt eine unſelbſtſtändige, moraliſch-philoſophiſche Schrift. Beatus Rhenanus lehrt uns, daß ſie dem Ariſtoteles nachgearbeitet ſei und zwar nicht dem Original, ſondern der von Favre d'Etaples bearbeiteten Isagoge in die Bücher der Ethik. Die Eigenſchaften, welche der Dichter empfiehlt, ſind: Tapferkeit, Mäßigung, Freigebigkeit, Pracht, Großmut, Beſcheidenheit, Milde, Wahrheit, Freundlichkeit, Gerechtigkeit, Freundſchaft, Verſtand, Klugheit, Weisheit, Heroismus. Kraftſtellen hat der Dichter oder der Herausgeber mit Sternchen bezeichnet.

Als hauptſächlichſte moraliſche Schrift Andrelini's ſind die Epistolae proverbiales et morales zu nennen. Sie erſchienen 1508. Sie müſſen damals ein ſehr beliebtes Buch geweſen ſein, denn von 1508 bis 1520 erſchienen minde-

1) In der Ausgabe: P. FAVSTI ANDRELINI | Foroliniensis Poetae, Poetae & Oratoris | clarissimi, De virtutibus cũ | moralibus, tum intellectualibus, Car | mẽ dignissi | mum. Eiusdem Elegiae quaedam | castiores sanctioresque 4 Bogen in 4°, a à 8, b à 6, c à 4, d à 5 Bll. Straſsburg, Matth. Schürerius. Febr. 1509 (Berlin und Wernigerode). Die Elegieen beginnen auf Bogen c. Das Widmungsſchreiben des B. Rhenanus iſt Straſsburg Cal. Febr. 1509 datirt und an Jac. Fullonius gerichtet. Dann folgt ein proſaiſches Widmungsſchreiben des F. A. F. an Petrus Coardus. Dieſem und dem Robert Briſſonetus, dem Erzbiſchof von Rheims, iſt auch das ganze Gedicht gewidmet.

Digitized by Google

ſtens ein Dutzend Ausgaben [1]). Beatus Rhenanus, der ſchon um 1508 eine Ausgabe veröffentlichte, ſchrieb eine enthuſiaſtiſche Vorrede dazu an Hier Gebwyler, in der er die elegantia verborum, aber auch die sententiarum venustas rühmte. Andrelini ſelbſt ſtellte ſeinem Werke eine Zuſchrift an den Kanzler Joh. v. Ganay voran; während der ſchon mehrfach genannte Guido Rupefortis die eigentliche Widmung erhielt. An Beide ſind auch die dem Werke folgenden Epigramme gerichtet. Die neun Briefe ſind teils litterariſchen, teils moraliſchen Inhalts. Der Verf. entſchuldigt ſich, daß er, der ſich bisher immer der poetiſchen Sprache bedient habe, in Proſa rede, er weiſt auf die Schwierigkeit des Verſtändniſſes von Vergils Aeneis hin und bemerkt, daß er in ſeiner eignen Pariſer Lehrthätigkeit mit großer Mühe bei der Erklärung dieſer Dichtung zu kämpfen gehabt habe; er warnt vor dem Gebrauche veralteter Wörter; er erklärt es für notwendig, Knaben von den beſten Lehrern in Wiſſenſchaft und Moral unterrichten

1) Ein Verzeichnis von 9 derſelben bei Suringar, Erasmus over Nederlandsche Spreekworden, Utrecht 1873, p. XXXII fg. Die konigl. Bibl. in Berlin beſitzt nicht weniger als 6 Ausgaben. Eine bibliographiſche Zuſammenſtellung aller Ausgaben würde zu weit führen. Ich beſchreibe drei genauer, die erſte, weil ſie die Originalausgabe zu ſein ſcheint, die zweite, weil ſie ſich ausdrücklich als zweite Bearbeitung einführt, die dritte, weil ſie Zuſätze enthält, die in den übrigen mir bekannten Ausgaben fehlen.

1. P. FAVSTI ANDRELINI | Foroliuiensis Poetae Laureati | atque Oratoris clarissimi | Epistolę prouerbiales & | morales longe lepidis- | simę nec minus | senten- | tiosę 10 Bll. in 4° l. S. leer. a. E.: Finis nouem epistolarum adagialiū P. Fausti An- | drelini, iuxta musarum videlicet numerū | & triū (quot Charites sunt) epigramma | tum: ex aedibus Gourmontianis ad idus Maias qui mercurio natalis est. Anno salutis nostrae MDVIII. (Basler Univ.-Bibl.) Dieſe Ausgabe fand noch in demſelben Jahre in Deutſchland weitere Verbreitung. Beatus Rhenanus gab ſie unter wörtlich gleichlautendem Titel, Straſsburg bei Matth. Schurer non. Sept. 1508 15 Bll. in 4° heraus. (Ein Ex. gleichfalls Basler Univ.-Bibl).

2. Titel wörtlich gleichlautend. Dann folgt: Ex secunda recognitione; das ganze Titelblatt in Leiſteneinfaſſung. Auch dieſe Ausgabe iſt häufiger gedruckt; ich kenne eine Ausgabe 14 Bll. in 4°, Straſsburg, Schurer, Jan. 1516, bis auf das Datum genau mit derſelben Schlufsnote, wie die obige (St. Gallen Stiftsbibl.); eine andere, genau ebenſo bei demſelben Verleger, Straſsburg, April 1519 (Wernigerode, gräfl. Bibl.). Was freilich die sec. recognitio bedeuten ſoll, weifs ich nicht: inhaltlich ſtimmen beide Ausgaben völlig mit einander überein; nur einzelne Worte ſind geändert, Druckfehler verbeſſert u. ſ. w.

3. P. FAVSTI AN | drelini Foroliuiensis Poetę | Laureati atque Oratoris Cla- | rissimi EPISTOLAE Pro- | uerbiales & Morales lōge le- | pidissimę, nec minus senten- | tiosę. |

Quibus super additę sunt re | center septę, alię, tres videli- | cet ipsius Fausti ad Erasmū | & quatuor Erasmi ad Fau | stum, ex farragine nova epi- | stolarum Des. Erasmi excerptę. ‖ Venundantur Parrhisiis | apud Petrum Gromorsum 27 Bll. in 8° a. E. Finis o. J. (Basler Univ.-Bibl.) Auf die Briefe des Erasmus, die hier beigegeben ſind, iſt unten einzugehen. Die Ausgabe Nro. 1 und 3, eine andre undatirte Pariſer Ausgabe bei Gilles de Gourmont, eine vierte bei Badius Ascensius gedruckte (Paris Id. Jun 1506, die beiden letzteren in der Berliner kön. Bibliothek) ſind ohne die Vorrede des Rhenanus; die in Deutſchland veröffentlichten, nicht blos die Straſsburger, fondern auch z. B. die Mainzer 1521, haben die Vorrede des Letztern.

Digitized by Google

zu laſſen; er rechtfertigt ſein Verfahren, derartige Sprüchwörterbriefe zu ſchreiben, damit, daß durch dieſelben in kürzeſter Form viele heilſamen Lehren mitgeteilt werden könnten. Denn die Moral iſt ja der Hauptzweck der Schrift. Darum werden die Jünglinge vor wiedergewonnenen Freunden gewarnt, da dieſen nicht zu trauen ſei; der Umgang mit Frauen wird als verderblich hingeſtellt; Zeitverluſt als das Schrecklichſte und Verabſcheuenswerteſte verdammt; die Arbeit aber mit vollſtem Nachdrucke empfohlen, weil ſie die böſen Lüſte verſcheuche, die Zeit würdig ausfülle und den Sinn für das Gute ſtärke.

Die Behandlungsweiſe dieſer moraliſchen Themata iſt für unſern Geſchmack freilich ganz ungenießbar. Statt die Sätze, die er den einzelnen Abſchnitten voranſtellt, zu beweiſen, nimmt Andrelini dieſelben als bewieſen an; ſtatt ſie methodiſch zu behandeln, ſtellt er eine große Anzahl Sprüchwörter, Citate aus alten Schriftſtellern, beſonders Dichtern zuſammen, die ein ziemlich wüſtes Konglomerat bilden. Die Zeitgenoſſen des Verfaſſers jedoch waren, wie die ſehr zahlreichen Auflagen des Werkchens beweiſen, durchaus andrer Meinung: für ſie war grade das Stoffliche wertvoll; die Sprüchwörter bildeten eine nicht zu unterſchätzende Förderung für die lateiniſch Redenden und machten die Lektüre der Briefe für diejenigen reizvoll, welche einer trocknen moraliſchen Darlegung ungern gefolgt wären. Daß Andrelini zu ſeinem Verſuche durch den ſeit Erasmus den Sprüchwörtern zugewandten Eifer angeregt wurde, iſt kaum ausdrücklich zu bemerken [1]).

Das Werkchen iſt, in den mir bekannten Ausgaben, als „erſtes Buch“ bezeichnet; auch in der Vorrede hatte Andrelini darauf hingewieſen, daß er noch eine größere Anzahl ähnlicher Verſuche beſitze und an ihre Drucklegung denke [2]). Trotz des großen Beifalls jedoch, den die Briefe fanden, ließ der Verfaſſer eine zweite Sammlung nicht folgen. Nur der Anfang zu einer ſolchen iſt gemacht. Es iſt ein Brief „über die Unver-

1) Den Zuſammenhang von Andrelini's Sprüchwörtern mit denen des Erasmus, d. h. doch wohl die Abhängigkeit des Erſtern von Letzterm hat Suringar: Erasmus over nederlandsche Spreekwoorden, Utrecht 1873, im Einzelnen nachgewieſen. Der Wortlaut der Sprüchwörter iſt bei Beiden nicht immer ganz derſelbe, ſo daſs die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen iſt, daſs Andrelini aus denſelben alten Quellen geſchöpft haben könnte, wie Erasmus, aber zeitlich iſt jener gewiſs der frühere. Zu bemerken iſt freilich, daſs ſchon die erſte Ausgabe der erasmiſchen Adagia mit einer Vorrede Andrelini's erſchienen iſt (vgl. unten S. 47 und A. 1); es wäre alſo nicht undenkbar, daſs Beider Arbeit eine gemeinſame geweſen, in welcher Keiner von dem Andern wirklich abhängig erklärt werden könnte.

2) Major insuper adagialium apud me epistolarum acervus congeritur quae nihil aliud omnino praeter publicum affectant ne semper inter chartaceum pulvereumque situm immarcescant.

Digitized by Google

ſchämtheit der Halbwiſſer« [1]). Die Art der Bearbeitung iſt genau dieſelbe: auch hier findet ſich fleißige Zuſammenſtellung von Sprüchwörtern und Citaten älterer Schriftſteller, unter denen Andrelini mit Stolz einen Faustus poeta Lugdunensis nennt, von dem Enodius rede. Der Inhalt des Briefes iſt das echt humaniſtiſche Programm: der Eifer gegen diejenigen, welche kaum eine Ahnung von lateiniſcher und griechiſcher Sprache haben und doch gegen die Wiſſenſchaften aufzutreten wagen, ja ihr Auftreten als ein gerechtfertigtes, ſelbſt ruhmvolles zu preiſen ſich unterfangen.

Das bukoliſche Gedicht, das Andrelini gegen die Anklagen eines »neidiſchen Nebenbuhlers« als meum, meum, meum Bucolicon bezeichnet,[2]) 1494 vollendet, iſt gleichfalls in dieſem Zuſammenhange zu erwähnen. Es enthält eine Reihe von moraliſchen Gedichten in der Form von Hirtengeſprächen. Es gibt einige wenige Beiträge zu des Dichters Lebensgeſchichte, weniger als man wünſchen möchte,[3]) da durch das falſche Hirtengewand Alles ins Conventionelle, des individuellen Lebens Ermangelnde gezogen wird. Der Dichter preiſt den ſchäferlichen Stand, d. h. wol die ungeſtörte, wenn auch beſcheidene Ruhe des für ſich Dahinlebenden im Gegenſatze zu der Unruhe des von der Gunſt der Mächtigen Abhängigen, er beſingt den Unterſchied von Palaſt und Hütte und entſcheidet ſich für die letztere, er verherrlicht die glückliche Liebe und jammert in rührenden Verſen über das vom Liebesgotte bereitete Unglück. In einer Elegie, die nicht eigentlich zu dem bukoliſchen Gedichte gehört — ſie iſt an Petrus Coardus gerichtet, dem das ganze Werk gewidmet iſt — erzählt der Dichter gleichſam ſeine Dichterweihe: wie er im freien Felde umhergeirrt ſei, Apollo angetroffen und von dieſem die Mahnung erhalten habe, alle Furcht abzulegen und ſich mutig ſeiner Aufgabe zu widmen; wie die Dichter des Altertums ihre Helden beſungen hätten, ſo ſollte er auch die ſeinigen beſingen und könne des Erfolges ſicher ſein.

Eines dieſer bukoliſchen Gedichte iſt die auch beſonders gedruckte

---

1) Fausti Andrelini | de Sciolorum Arrogantia Pro- | uerbialis Epistola. Darunter ein Buchdruckerzeichen. Darunter: Venundatur in ędibus Ascensianis. 8 Bll. in 4^{0}, l. S. leer, a 1b: Widmung des F. A. F. p. l. Regiique ac Reginei ad Jo. Bartholum Ubervillacensem Dionysianum medicinarum doct. Parrhis.. Am Schluſs heisst es: Vale et brevi expecta octo alias proverbiales epistolas adhuc intra vestalia penetralia una cum plurimis sororibus latitantes. Faustus inter aegrotandum faciebat. Impress. iterum Badius Cal. Mart. 1517. (St. Gallen. Stiftsbibl.) Aus dem „iterum" muſs man wohl ſchlieſsen, daſs die beſchriebene Ausgabe die zweite iſt, aber eine frühere iſt mir nicht bekannt.

2) Titel des Werkes oben S. 22, A. 1. Anklagen S. 22fg. Inhalt einer am Schluſs ſtehenden Elegie daſelbſt.

3) Vgl. oben S. 3 A. 4; einzelnes Politiſche vgl. oben S. 6 A. 2, S. 7 A. 3.

Digitized by Google

Ekloga, die ſchon auf dem Titel die Bezeichnung »moraliſch« führt.[1]) Der Inhalt dieſer an König Ludwig XII. gerichteten Ekloge iſt der, daß Fleiß und Thätigkeit widriges Geſchick ertragen helfen und verdientermaßen aus einem niedrigen Standort zu einem hohen aufſteigen laſſen. Solche Moral verkündet der alte Corydon in langen hexametriſchen Reden, denen der Knabe Mopſus nur in kurzen Sätzen, meiſt reſignirten, ihren Beſcheid ſchon in ſich tragenden Fragen zu entgegnen wagt. Corydon iſt Hirt und Landmann, unermüdlich in ſeiner Thätigkeit, beſcheiden in ſeinen Anſprüchen, ſtreng ſittlich in ſeinen Lebensanſchauungen; er entnimmt ſeine Vergleiche gern ſeiner Arbeit und dem ländlichen Leben, das er bisher nicht verlaſſen hat und auch nicht zu verlaſſen gedenkt. Nur ſelten fällt der Hirt aus ſeiner Rolle, teils dadurch, daß er ſich kleine Anſpielungen auf das Altertum geſtattet, teils dadurch, daß er eine bei Andrelini unvermeidliche Huldigung dem Könige von Frankreich und deſſen Gemahlin darbringt.

Zwei Ausgaben der Ekloge iſt das inhaltsverwandte Büchlein der hundert Diſtichen — Hekatodiſtichon[2]) — beigegeben. Dieſe Sammlung iſt dazu beſtimmt, die Lebensanſchauung des Dichters zu reſumiren. Die Herrſchaft des Geldes wird bekannt und beklagt: es herrſcht über die Welt wie Zeus; mag Phoebus noch ſo hell glänzen, das Gold ſtrahlt

1) Aegloga Fausti Moralissima. | Darunter das Buchdruckerzeichen des Badius Ascensius. Darunter: Venundatur in aedibus | Ascensianis. O. O. u. J. 8. Bll. in 4°. (Baſel. Univ.-Bibl.) Eine ſpätere Ausgabe: P. Fausti Aegloga moralissima. | Eiusdem | Hecatodistichon | Ex secunda recognitione. | T. O. | 3 Bogen. A. und C. à 4, Bà. 6 Bll. in 4°. A. E.: Argentorat. Ex Aedibus Schu- | rerianis. Mense Decembri | Anno MDXIII. (Wernigerode.) Dritte Ausgabe: In der Sammlung: Pictorii sa | cra et satyrica epigrammata. | Michaelis Verini Florētini quaedā. | B. Dardani Epigrammata ad Domi- | nicum Saulum Genuensem | finden ſich auch: P. Fausti Andrelini Disticha. Ad | Jo. Ruseum regium Quaestorem. | P. Fausti Aegloga moralissima. Ad | Ludovicum Aurelium Galliarum Regem. a bis o à 4 Bll. in 4°. paginirt 110 SS. Basil. Frob. Mai 1518. — Die Dichtungen des F. A. S. 73—99. (Mailand, Ambros. Bibl.)

2) Zwei Ausgaben vgl. Anm. 1. Eine dritte Ausgabe: Publii Fausti He | catodistichon. ‖ Darunter ein Heiligenbild. Prostant Dauentrię in edibus | Theodorici de Borne 6 Bll. in 4°. A. E. nochmals Druckangabe. 1519. 3 nonas Augusti. Darunter zwei Heiligenbilder. (Berl. Kön. Bibl.) In der oben Anm. 1 Nro. 3 beſchriebenen Ausgabe ſind einige Epigramme aufgenommen, die ſich im Hecatodiſt. nicht finden, z. B.:

certum Fausti promissum
En promissa patent grati monumenta poetae
Certum est Faustino quod semel ore fluit.

Auch ein anderes fehlt, in welchem er die befondere Moralität des folgenden Werkchens rühmt. Als erſte Ausgabe des Hecatodiſtichon wird in der Biographie universelle I. 663 fg. die in Paris 1512 erſchienene angegeben, ich weiß nicht, auf welche Autorität hin. Daſelbſt wird darauf hingewieſen, daſs die Beliebtheit dieſer Diſtichen hervorgeht aus einer franzöſiſchen Überſetzung in quatrains von Jean Paradin 1545 und einer andern von Privé 1602.

Digitized by Google

heller; dem Reichen fließt Alles zu, der Arme bleibt elend und verachtet. Auch die Liebe bietet kein Glück: ſie ſollte nicht amor, ſondern amaror, ihrer Bitterkeit wegen, genannt werden, der Liebende nicht amans, ſondern amens, denn er ſei des Sinnes baar; die Heirat wird nur angeraten, um Kinder zu erzeugen, nicht etwa, um dem Manne Luſt oder innere Seligkeit zu gewähren; ſei doch die Frau thöricht, unverbeſſerlich, zu Verbrechen geneigt und zu ſolchen anreizend. Noch weniger als Venus gewähre Bacchus Glück, vielleicht augenblicklichen Genuß, dagegen dauerndes Verderben, Störung der Geſundheit, Vernichtung des Vermögens. Und was ſei denn überhaupt Glück? Zerbrechlich wie Glas, wetterwendiſch im höchſten Grade, Eintagsfreude gewährend. Darum werde der Menſch dem Odyſſeus gleich und bewähre auch im Unglück Heiterkeit und Mut. Die Jugend, mit ihrer raſchen Neigung zum Verbrechen, gehe ſchnell dahin, das Alter, die Zeit reifen Verſtandes, ſei nicht Allen beſcheert, dann trete unerwartet und nicht angekündigt der Tod den Menſchen an. Keiner ſei glücklich zu preiſen vor dem Tode; nicht fürchten ſolle man dieſen, ſondern freudig begrüßen, ſei er ja doch das Ende alles erduldeten Übels.

Unter den Zuſtänden des öffentlichen Lebens haßt der Dichter den Krieg und kann nicht begreifen, warum Gott eine ſolche Plage den Menſchen zuſendet; herrſcht aber Krieg, ſo empfiehlt er wenigſtens Milde und verdammt das Wüten gegen den Beſiegten. Dagegen wird Ruhe und Friede gerühmt; der Friede gilt als wahrhaftes »Werk des höchſten Gottes«, er wird vornehmlich für die Dichter empfohlen, weil ſie nur in ungeſtörter Ruhe ihre heilige Aufgabe erfüllen können.

Freilich der göttliche dichteriſche Eifer ſei nun verflogen; es gebe keine Dichter und Redner mehr, wenn man die lebenden mit denen der Vergangenheit vergleiche.[1]) Die Vertreter der einzelnen Wiſſenſchaften werden beſprochen: der ſchlechte Juriſt ſei der Verderber der heiligen Regel der Menſchheit, nicht ein Lehrer, ſondern Schmerz (nicht doctor, ſondern dolor) des Rechtes; der gute Arzt wird als ein anderer Gott auf Erden begrüßt, der untüchtige als Auswurf[2]) der Menſchheit gebrandmarkt; Philoſophen gäbe es wol, aber wenige, die ihr eigenes Innere er-

1) Poetae praesentis saeculi
Delphica non redolens afflantia numina carmen
Saecula sed faetens nostra cacamen habent.
Oratores ejusdem aetatis.
Creditur orator nostrum quicunque per aevum
Si verum excutiat nomen arator erit.

2) Nicht medicus, ſondern merdicus.

Digitized by Google

kennen; Aſtrologen rühmen ſich, im Himmel Beſcheid zu wiſſen, kümmern ſich aber nicht um die Vorgänge des eigenen Hauſes.

So wenig wie die Vertreter der Wiſſenſchaften, ſo wenig auch genügen die Häupter der Welt und des Staates unſerm Dichter. Er, der ſonſt die Könige ſo laut zu loben weiß, iſt hier ſehr zurückhaltend in ſeinem Lobe: er freut ſich, daß die Fürſten ſich des ſcharfen Stachels enthalten und ſpricht ziemlich reſignirt von den königlichen Verſprechungen, die ihre Gewährung fordern. Der Papſt wird kühl als wachſamer Hirt der irrenden Schafe bezeichnet.[1]) Wenn der Dichter von den Cardinälen ſagt, ſie hätten ihren Namen von der Thürangel, zum Anzeichen, daß ſie den Glauben ſtützen und tragen müßten,[2]) ſo liegt darin vielleicht ſchon ein kleiner Spott, und wenn er fortfährt: der Purpur deute an, daß ſie ihr Blut dahinſtrömen laſſen müßten, ſobald wilde Kriege den päpſtlichen Thron bedrohten,[3]) ſo wird man die Ironie ſolcher Worte ſchwerlich läugnen können. Umſoweniger als der Dichter auch ſonſt gegen das Papſttum ein Wort ſagt: das Wort curia käme von cura, die Sorge; an der Curie würden zwar große Verſprechungen gemacht, aber das ſeien vergebliche Worte, die raſch von der Welle zerſtreut würden.[4]) Die Theologen an der Sorbonne aber erſcheinen ihm als gewaltige Ringkämpfer; wer unverletzt aus ihrer Arena herausſchreite, der könne die Kraft des Herkules verachten.[5])

---

1) Pont. Max.
Praeficitur pastor baculo munitus adunco
Ut vigili errantes lumine servet oves.

2) Cardinalis.
Hic habet a fixo deductum cardine nomen:
Debeat ut firmam sustinuisse fidem.

3) Ad eundem.
Monstrat sanguineam fundas sua purpura vitam
Clavigerum invadunt cum fera bella thronum.

Ich faſſe fundas als conj. von fundere, abhängig von monstrat, im Sinne von: ergieſsen, ausſtrömen laſſen; vielleicht wäre fundes (fut.) beſſer; die Conſtruction iſt in beiden Fällen ſehr gezwungen. Daſs die Überſchrift im Singular iſt, nötigt nicht, die Verſe auf einen beſtimmten Cardinal zu beziehen.

4) Curia
Larga quidem magnos promittit curia montes
Irrita sed rapidis verba seruntur aquis.

Seruntur = ſie werden ausgeſtreut, ſehr zerſtreut, — ſeltene Bedeutung des Wortes.

5) Sorbonicus
Sorbonica invictas lucta quicunque redisti,
Tu potes herculeas spernere tutus opes.

Die ſatiriſche Bedeutung dieſes Epigrammes, die ſchon in den Worten liegt, folgere ich beſonders auch aus der Stellung deſſelben zwiſchen zwei unverkennbar ſatiriſchen, dem gegen den Sophista, und dem gegen den imperitus legum doctor gerichteten.

Digitized by Google

Und ſo flüchtet ſich der Dichter von der ſichtbaren Kirche, die ihm nicht gefällt, zur unſichtbaren, die ihm Befriedigung verſchafft, zu Chriſtus, dem A und O aller Dinge, dem wahrer Ruhm allezeit zu gewähren ſei.

Mit den bisher behandelten Schriften Andrelinis ſind alle diejenigen erſchöpft, die ich mir habe verſchaffen können, aber nicht alle, die er geſchrieben hat. Einzelnes Andere iſt mir nur aus bibliographiſchen Verzeichniſſen bekannt [1]). Eine Stelle Andrelinis ſelbſt iſt aber hier anzuführen, in der er von ſeinen vollendeten und geplanten Arbeiten ſpricht. In dem Widmungsbriefe zu den elegiae (vgl. oben S. 33) ſagt er, hätte er Zeit gehabt, ſo würde er bereits alle griechiſchen und lateiniſchen Geſchichten im elegiſchen Versmaße bearbeitet haben; als veröffentlichte Werke nennt er dann: satyras decem, christianum adventum, epigrammata ducenta, sphaericum dialogum, morales centum epistolas, et latinae linguae observationes. Doch iſt es leicht möglich, daß humaniſtiſche Großſprecherei dieſes Bekenntniß dictirt hat.

Außer den ſelbſtändigen Schriften ſind dann ſeine Ausgaben zu erwähnen. Die eine iſt eine bloße Textausgabe von Ovids Triſtien [2]), ohne Anmerkungen und Einleitungen — nicht einmal das einleitende Gedicht: ad lectorum elegiacum carmen ſcheint von Andrelini zu ſein, er würde nicht verſäumt haben, ſeinen Namen ausdrücklich hinzuzufetzen [3]). Das Ganze iſt wohl ein Text, den Andrelini ſeinen Vorleſungen zu Grunde legte und den er in den Händen ſeiner Zuhörer wünſchte.

Die andere [4]) iſt die Ausgabe einer intereſſanten dichteriſchen Arbeit eines Landsmannes und Zeitgenoſſen. Die Dichtung iſt eine Viſion; eine

1) vgl. z. B. ein Gedicht de pavimento Parisiensi angeführt bei Suringar S. 417.

2) P. Ouidii Nasonis excellentissimum De | tristibus Opus vigilanti studio nuper Parrhi | siis impressū acq diligētissime per Faustum | recognitum et emendatum. Druckerzeichen Johann Petits. Darunter: Venalis inuenietur hic liber apud Johā | nem petit in vico sācti Jacobi commorantem | sub intersignio leonis argentei | a . . o à 6 o à 3 Bll. in 4°, Rückſ. des Titels leer, l. S. oben: Impressum est hoc opus summa cum accura | tione Parrhisiis per Nicolaū de pratis in vico | diui Stephani sub intersignio speculi cōmo | rantem. Finem vero habuit Anno christia | nae salutis M.CCCCCV. sexto calendas | Septembres. (Basler Univ.-Bibl.).

3) Allerdings finden ſich im Gedichte vielfache Spielereien mit Felix, die auf F. bezogen werden könnten.

4) Octa | vius Cleophilus | Phanensis poe | ta venustissimus De | cretu | poeta | rum ‖ cum marginariis | adnotamentis. | In hübſcher Leiſteneinfaſſung 30 unpagg. Seiten. Baſel, Froben 1518. (Baſler Univ.-Bibl. Weimarer Grossh. Bibl., frühere Ausgaben bei Hain II, 170). Bemerkenswerth iſt eine Stelle des Gedichtes (S. 15); der Dichter eifert gegen die, welche den Titel eines Dichters kaufen und fährt dann fort:

Verum hos externo sumunt a Caesare fucos
Munere barbarica non bene lata manu.

Vielleicht gehört die Stelle zu den „ziemlich wenigen", die dem Herausgeber, wie er in der Einleitung bemerkt, nicht gefallen haben.

Digitized by Google

Art Vergleich zwiſchen alter und moderner Poeſie, der ſehr zum Nachteil der modernen ausfällt. Den modernen Dichtern wird Ehr- und Geld-Begierde vorgeworfen; Mäcenaten gebe es zwar — Coſimo, Pietro und Lorenzo von Medici werden mit beſonderm Lobe genannt — aber keine Dichter, die ihrer würdig ſeien. Andrelinis Zuthaten ſind gering; er hat an dem Rand die Namen aus der griechiſchen und römiſchen Mythologie und Geſchichte angemerkt, welche in dem Text des Gedichtes angedeutet ſind; er hat ferner dem Ganzen einen an Gaguinus gerichteten Widmungsbrief vorangeſchickt, in welchem er die Abſicht ausſpricht, auch die Epigramme und Elegieen ſeines Landsmannes zu veröffentlichen, ut cognoscat aequus lector me non minus aliena opera amare quam mea.

Viel weniger genau als über die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit unſres Helden ſind wir über ſeine Lebensereigniſſe und ſeine Lehrthätigkeit unterrichtet. Was letztere betrifft, ſo war ſie die eines poeta und orator. Wir erfahren von einigen, wenn auch wenigen Schülern; in der Einleitung zu den elegiae ſpricht er von ſeiner multiplex ac quotidiana interpretatio, wir haben gelegentliche Andeutungen, daß er den Ovid und Vergil interpretirt hat. Daneben erfahren wir aber auch, daß er die Pſalmen erklärt hat, wie ja denn eine ausgeſprochene Vorliebe für theologiſche Dinge bei ihm bemerkbar iſt; aber gerade dieſe Vermiſchung von humaniſtiſcher und theologiſcher Beſchäftigung iſt für jene Zeit ſehr auffallend. Seine Stellung ſcheint eine halb öffentliche, halb private geweſen zu ſein; er war Lehrer der Univerſität und zugleich Penſionär des Königs. Ziemlich früh nannte er ſich auch poeta regius, neben dem Titel: poeta laureatus, den er ſchon ſeit ſeiner Überſiedelung aus Italien nach Frankreich führte. Aber er begehrte auch die ſeltenere Bezeichnung „Hofdichter der Königin“ (p. regineus) und erlangte ſie auch, freilich ziemlich ſpät,[1]) ſo daß er ſich erſt auf ſeinen letzten Werken mit derſelben ſchmücken konnte. Es ſcheint alſo, daß erſt Claudia die Gemahlin Franz I., der er ein Hochzeitsgedicht gewidmet, ihm dieſen Titel verſchafft hat.

Andrelini ſtarb 1518. Ob er verheirathet war und Kinder hinterlaſſen hat, wiſſen wir nicht[2]). An die Wiederbefetzung ſeiner Stelle dachte

1) In den Adagia (Chil. II, Cent. II, 68) ſagt Erasmus: Faustus Andrelinus Foroliviensis poeta non solum laureatus verum etiam regius, atque etiam si diis placet regineus, vetus congerro meus, qui plusquam triginta jam annos in celeberrima Parisiorum Academia poeticen docet. Wann dieſe Stelle geſchrieben iſt, weiss ich nicht, ich kenne ſie nur aus Suringar, S. XXXIII. Die darin enthaltene Zeitbeſtimmung kann übrigens keinesfalls richtig ſein; länger als 30 Jahre iſt F. A. überhaupt nicht in Paris geweſen. Immerhin läst die angegebene Zahl darauf ſchliessen, dass die Erasmiſche Stelle ſpät, etwa 1516 oder 1517, d. h. alſo zur Zeit Franz I. geſchrieben iſt.

2) Bei Saxius, hiſt. typ. Med. 204 wird ein Sebastianus Faustus erwähnt, der 1543 eine italieniſche Überſetzung von Joh. Simonetas Geſchichte des Fr. Sforza herausgab.

Digitized by Google

man alsbald. Aber es iſt charakteriſtiſch für den damaligen Stand der Renaiſſanceſtudien in Frankreich, daß man dieſe Stellung, die bisher ein Italiener innegehabt, wiederum einem Ausländer, einem Deutſch-Schweizer, Heinrich Loriti aus Glarus (Glareanus) anbot. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich jedoch, teils infolge des Unabhängigkeitsſinnes des in Ausſicht genommenen, teils infolge der geringen Beſoldung, die bisher mit dieſer Stelle verknüpft war [1]).

Denn die Gunſt der Fürſten hatte Andrelini keine Reichtümer verſchafft. In einer ſeiner Schriften wird auf einem Bilde ein Mann dargeſtellt, der vor einem Herrſcher kniet und von dieſem einen Sack mit Geld empfängt, ſo ſchwer, daß er ihn kaum forttragen kann. Eine Tradition will nun, daß der alſo Beglückte Andrelini ſei; wie wenig begründet dieſe Vermuthung ſei, zeigt eine Verſicherung des Jodocus Badius Ascenſius (1516), daß Fauſto durchaus arm ſei [2]). Mancherlei Äußerungen in ſeinen Schriften beſtätigen die Ärmlichkeit ſeiner Verhältniſſe; ſein unaufhörliches Schweifwedeln vor den Großen, die oft wiederholten Widmungen gerade an die höchſten Beamten des Reiches beweiſen, wie wenig er über irdiſche Schätze gebot.

Mochte er indeſſen auch des Reichtums entbehren, ſo erhielt er vielſeitiges Lob. Der Brief des Joh. Cordigerus, der ſolches Lob in reichem Maße ſpendet, iſt ſchon mehrfach erwähnt. Er mag verdächtig ſein, weil er vor einem Werke des Andrelini ſteht und weil der Schreiber ſich ausdrücklich einen Schüler des Gerühmten nennt, aber er hat Gewicht, weil er von einem Profeſſor der Theologie herrührt. Simon Carpentuarius widmet ihm die Ausgabe einiger plautiniſcher Comödien und bezeichnet ihn: ex numero eorum qui vivunt eruditissimus poeta.

Die Italiener erinnern ſich nicht ungern ihres Landsmannes. In einer

1) Vgl. den Brief an Mykonius, 25. Oct. 1518 bei Schreiber, H. Lor. Glareanus 1837, S. 39 fg. In einem handſchriftlichen Briefe des Glarean an Bruno Amerbach (Baſel, Univ.-Bibl. G. II, 29) heisst es: Sani sumus omnes, res mea quam neque sollicito neque ambio adhuc pendet et erat absoluta, si Faustinam conditionem accipere voluissem. sed erat haec sordida magis fama ipsa. Admirati nonnihil sunt quidam magnates quod regium nomen quod tantum honorem vel negligerem vel non ambirem. Sed his per me abunde responsum est, Glareanum contentum sua fortuna, majora non ambire, si non sponte veniant quamquam stipendia optima fide alioqui soluta sunt hactenus. Studeo mihi ipsi, nemini astrictus, in summa requie. Budaeo familiarissime utor, a quo quicquid in asse est, ferme didici, sperans reliqua non pauca. Lutetiae 1518, 12. Cal. Jan. (d. h. 21. Dez. 1518).

2) Faustus minus fauste quam pauperior Iro permanet. Badius Ascenſ. an Mich. Hummelberger, 6. Juni 1516 bei Horawitz, Analekten zur Geſchichte des Humanismus in Schwaben. Wien 1877, S. 57.

Digitized by Google

unmittelbar nach dem Tode Andrelini's veröffentlichten Schrift,[1]) in der über den Vorzug Italiens und Frankreichs geſtritten wird, iſt er ausdrücklich als Lehrmeiſter Frankreichs bezeichnet, als ein Lehrmeiſter, durch deſſen Bemühungen Frankreich angefangen habe, einen Platz unter den gebildeten Ländern einzunehmen. Petrus Crinitus hat in ſeine Gedichtſammlung[2]) drei Gedichte an Andrelini aufgenommen. Dieſe Gedichte ſind keineswegs bloße Lob- und Schmeichelverſe, ſondern behandeln allgemeine Gegenſtände, das eine die Ungunſt der Zeiten und die Notwendigkeit, ſich durch eifriges Studiren Friſche des Geiſtes und Herzens zu bewahren; das andere die bei den Humaniſten, namentlich denen Italiens, ſo beliebte Lobpreiſung des Landlebens; das dritte den Zug Karls VIII. nach Rom und die Umwandlung, welche durch dieſe Erfolge in den politiſchen Geſinnungen des Dichters und der Italiener überhaupt vorgegangen ſind, dergeſtalt, daß ſie, die eifrigen Franzoſenfeinde zu begeiſterten Franzoſenfreunden geworden ſind. Dennoch bezeugen ſie durch ihren Ton und durch einzelne an den Angeredeten gerichtete Worte, daß ſie ſich an einen hochgeachteten Mitſtrebenden wenden. Auch deutſche Humaniſten preiſen Andrelini; Faustum saecla futura canent, heißt es bei Murmellius (Ausgewählte Gedichte, hrsg. von Reichling, Freiburg 1881, S. 40). Beatus Rhenanus hat in ſeiner oben (S. 36) erwähnten Vorrede ſehr günſtig über Andrelini geſprochen; zwiſchen ihm und dem Pariſer Profeſſor muß eine beſonders enge Verbindung beſtanden haben; nur ſo iſt der überraſchende Reichtum, den die Schlettſtädter, d. h. eben die Rhenanus'ſche Bibliothek an Schriften von Andrelini aufweiſt, zu erklären. Ob Rhenanus Andrelini's Schüler war, iſt nicht beſtimmt, doch höchſt wahrſcheinlich;[3]) von Sebaſtian Murrho d. J., Ottmar Nachtigall, Matthias Ringmann wird es ausdrücklich bezeugt, daß ſie Andrelini's Unterricht genoſſen.[4]) Später trat, vielleicht unter Einfluß des Erasmus (ſ. unten) in der Stimmung der elſäſſiſchen, überhaupt der ſüddeutſchen Humaniſten ein Umſchwung ein; wenigſtens findet ſich in den Epigrammen des Joh. Sapidus ein heftiges Epigramm, das

1) Duellum epistolare hgg. von Symphorianus Camper Venedig (?) 1519. Ich komme baldigſt auf die höchſt intereſſante Schrift zurück.

2) Die poematum libri 2 ſind dem Hauptwerk De honesta disciplina, Paris 1510, beigedruckt; unſere Stelle fol. 130, 131: Ad Faustum de suis studiis et iniquitate sui temporis; ad Faustum de silva Oricellaria; ad Faustum de Carolo Rege Francorum cum ad urbem tenderet cum exercitu.

3) Horawitz, B. Rhenanus, Wien 1872, S. 14 und Rhenanus II, S. 1.

4) Vgl. oben S. 34, A. 1. Ferner: Ch. Schmidt, hist. litt. de l'Alsace II, 39, 90, 175.

Digitized by Google

ſich gegen Andrelini wendet.[1]) Vor allem aber hat Rhenanus ſelbſt,[2]) wenn auch nicht den Character, ſo doch die Lehrweiſe Andrelini's verdächtigt; er, der früher das moraliſche Weſen ſeines Lehrers erhoben hat,[3]) weiß ſich nun, 30 Jahre ſpäter, auf einmal zu erinnern, daß A. oberflächlich in ſeinem Unterricht geweſen ſei und das Gelächter ungebildeter Zuhörer durch ſchlechte Witze erkauft habe.

Das deutlichſte Zeugniß jedoch für Andrelini's Fortleben in Deutſchland iſt eine Stelle aus Grimmelshauſens Simpliciſſimus (1. Buch, 17. Cap.), wo es heißt: »Welches auch Faustus poeta in dieſem Dysticho exprimieret hat:

Si te rusticitas vilem genuisset agrestis
Nobilitas animi non foret ista tui.«

Hauptſächlich indeſſen wurde Andrelini's Beurteilung in Deutſchland und außerhalb Deutſchlands durch die Bemerkungen des Erasmus beſtimmt. Ihnen iſt daher eine beſondere Betrachtung zu widmen.

Die Äußerungen des Erasmus über Fauſtus zerfallen deutlich in zwei Perioden, vor und nach dem Tode des Genannten. In jener ſpricht er, einzelne kleine Spöttereien abgerechnet, von ihm mit Anerkennung und Herzlichkeit, in dieſer mit Abneigung und bitterm Hohn. Er drückt gewiß ſeine wahre Geſinnung aus, wenn er 1499 an ſeinen Herzfreund Battus ſchreibt: Cum Fausto mihi summa familiaritas.[4]) Demſelben Jahre gehört der ſcherzhafte Billetwechſel zwiſchen Andrelini und Erasmus, gehört des Letztern Schilderung ſeines engliſchen Lebens,[5]) gehört endlich der Briet

1) Das Epigramm findet ſich in folgender Sammlung: Epigrammata Joannis Sapidi, Selestadii bonas literas ac linguam utramque docentis, s. l. et a. (Vorrede Jacob Spiegels vom 1. April 1520). Blatt ba:

In Faustum.

Fauste tuis rapidos imitare laboribus ignes,
Vergilii cedant si tua carminibus.
Crede tuos magno uersus conferre Maroni,
Est Balbi numeros composuisse tuis.
Sed tua loripedi committe poemata diuo
Musa tuos ridet Vergiliana modos.
Cuique suum pulchrum, te cęca Philautia tangit
Plus nimio, sine te laus aliena probet.

(Ich verdanke die Abſchrift dieſes Epigramms der oft bewährten Güte des Herrn Oberbibliothekars Dr. L. Sieber in Baſel.)

2) Vita Erasmi vor deſſen Werken. Unſere Stelle iſt auch bei Drummond, Erasmus I, 34, A. 4 angeführt.

3) Freilich heißt es in der Einleitung zu den epist. proverb.: qui etsi in nonnullis opusculis genuino poetarum more lasciviusculus sit.

4) Vgl. Suringar XXXIII. Opp. ed. Lugd. Bat. 1703, III, 47.

5) Vgl. oben S. 2 fg.. Brief und Billete ſind abgedruckt Er. Opp. III, 56 fg.

Digitized by Google

an,[1]) in welchem Erasmus den Freund bittet, ſeinen Adagia hilfreiche Hand zu leiſten. Er erbittet für das Werk ſein Urteil und ſeine Hilfe, ſeine Kenntnis und ſein Wohlwollen, er wolle ihn nicht blos als Kritiker, ſondern als Mitarbeiter, ja als eigentlichen Verfaſſer des Werkes — non modo consorem sed etiam architectum — anſehen und benutzen. Was wir von dem perſönlichen Verkehre zwiſchen Erasmus und Andrelini wiſſen, beweiſt große Intimität; ſelbſt der Scherz, den Erasmus ſich einmal mit ihm erlaubte, daſs er nämlich ein ſelbſtgefertigtes Epigramm als ein antikes ausgab und den Freund, der ein echter Altertumsſchwärmer war, wirklich eine Weile damit irreführte,[2]) beweiſt durchaus nicht Verachtung des Genoſſen. Auch öffentlich trat Erasmus warm für Andrelini ein, und zwar noch wenige Jahre vor deſſen Tode (vgl. oben S. 43. A. 1); er nennt ihn »ſeinen alten Waffengefährten« und gedenkt ſeiner mit Hochachtung. Unmittelbar nach dem Tode des Andrelini ertönt noch ein Wort der Anerkennung; Erasmus bittet einen Freund,[3]) ſich am Leben zu erhalten, denn das Jahr habe ſchon viele Treffliche geraubt, u. A. Faustum immortalitate dignum. Schon in dem folgenden Jahre dagegen ändert ſich der Ton. In einem Briefe an Ludwig Vives[4]) findet ſich die folgende Stelle, die ihrer Bedeutung wegen im Wortlaut mitgeteilt werden ſoll: »Parisiensis Academiae candorem ac civilitatem jam olim sum admiratus, quae tot annos Faustum tulerit, nec tulerit solum, verum etiam aluerit evexeritque. Cum Faustum dico, multa tibi succurumt quae nolim litteris committere. Qua petulantia solitus est in Theologorum ordinem debacchari? Quam non casta erat illius professio? Neque cuiquam obscurum erat, qualis esset vita. Tantum malorum Galli doctrinae hominis condonabant quae tamen ultra mediocritatem non admodum erat progressa.« Und elf Jahre ſpäter bemerkt er,[5]) es habe Leute gegeben, die in überaus thörichter Weiſe den Fauſtus bald mit Tardivus, Delius, Balbus, Skopus, nunc cum alio atque alio committerent.

Nur dieſe letzteren Urteile des Erasmus, in ſeine vielverbreiteten Briefſammlungen aufgenommen, Allen leicht zugänglich, wurden ſpäter beachtet.

1) Ex Aurelia 20. Nov. 1499 p. 58. In dieſem Briefe heiſst es ferner: quibus [nugis meis] jam semel ascripto epistolae tuae elogio nihil non tribuisti. Danach müſste alſo eine Ausgabe der Adagia vor der ſog. editio princeps aus dem Jahre 1500 angenommen werden. Der hier in Betracht kommende Briefwechſel zwiſchen Erasmus und Andrelini iſt auch als Anhang zu der Ausgabe der Epp. mor. et proverb. (vgl. oben S. 36. A. 1 Nro. 3) gedruckt, teilweiſe mit dem falſchen Datum, 1489 ſtatt 1499.

2) Vgl. den Bericht des Erasmus bei Drummond I, 354.

3) Petro Barbirio 6. März 1518 p. 307. Eine kurze Erwähnung des Todes ohne weitere Bemerkung 20. Juli 1518 p. 403.

4) Löwen 1519 p. 535. Ähnlich aber viel kürzer an denſelben 1521, p. 689.

5) 5. Sept. 1530, in dem Briefe an Germanus Brixius, p. 314.

Digitized by Google

Sie ſind in den meiſten Biographieen des Erasmus wiederholt worden und auch in allgemeinere Werke übergegangen. Man thut jedoch Unrecht, einem einzelnen Zeugen allein zu trauen, zumal einem ſolchen, der ſich in ſeinen Urteilen in ſo kraſſer Weiſe widerſprach, wie Erasmus es that. Daher werden wir höchſtens ſagen können, daß Fauſto Andrelini, nach Art vieler Humaniſten, es mit dem Sittengeſetze nicht ſonderlich genau nahm, daß er ſtreitſüchtig war und keineswegs ſo religiös, wie er vorgab. Er war kein hervorragender Gelehrter und kein eleganter Dichter — ſein Latein erinnert vielmehr nicht ſelten an die Sprache derer, die er höhniſch Barbaren nennt — aber er war ein begeiſterter Freund des Altertums, ein eifriger Verehrer der Dichtkunſt, ein thätiger Lehrer, dem die aus allen Ländern nach Paris ſtrömende Jugend mit Begierde lauſchte. Mag er in Manchem ſich überhoben und ſeine Leiſtungen überſchätzt haben, das eine Verdienſt bleibt ihm unbeſtritten, daß er den Eifer für das Studium des Altertums in Vielen entzündet und daß er längere Zeit allein, ſpäter in Gemeinſchaft mit Anderen wacker und unermüdet die Sache des Humanismus verteidigte. Wenn die franzöſiſche Litteratur, die durch die Nachahmung der Alten glänzende Triumphe davongetragen hat, ihre Förderer und Begründer feiert, ſo muß ſie dankbaren Sinnes auch Fauſto Andrelini's gedenken.

Digitized by Google

Michelangelo betreffend.

Von Herman Grimm.

I.

Die von Vasari genannten vier Gefangenen am Grabdenkmale Giulio's II.

Vasari ſpricht in der 1550 erſchienenen erſten Ausgabe ſeiner Vite von vier Gefangenen, — *prigioni* — die Michelangelo für das Grabdenkmal Giulio's II. gearbeitet habe, und die ſich noch in Michelangelo's Hauſe in Rom befänden. Er bezeichnet dieſe Gefangenen als *per finiti* ‚ſo gut als vollendet'. Von Arbeiten Michelangelo's, auf die dieſe Mitteilung ſich beziehen könnte, ſind heute nur zwei, die beiden ſogenannten ‚Sclaven', die im Louvre ſtehen, nachzuweiſen; die Frage erſcheint deshalb als berechtigt: was aus den zwei anderen geworden ſei. Dieſe Frage iſt neuerdings aufgeworfen [1]) und, nachdem zuerſt Widerſpruch gegen ſie erhoben war, dann als zu Recht beſtehend anerkannt worden [2]). Ich ſelbſt hatte ſie in meinen Leben Michelangelo's übergangen [3]). Die beiden *prigioni* im Louvre gehören zu den edelſten Arbeiten Michelangelo's, und es wäre nicht gleichgiltig, ob zwei, oder gar vier andere, ihnen ähnlich oder ſie vielleicht ſogar noch übertreffend, irgendwo im verborgenen liegen und gleich dem Cupido der Londoner Nationalgallerie, der lange Jahre ſo gut wie verſchwunden war, ihrer Erlöſung entgegenharren.

1) Springer, Raffael und Michelangelo, 2 Aufl., II, S. 352.

2) Jahrbuch der preuſsiſchen Kunſtanſtalten, V, S. 63 und S. 231. Ich bin im Übrigen mit Schmarſows trefflichem Aufſatze in den meiſten Punkten einverſtanden.

3) Die Vorarbeiten für mein Leben Michelangelo's waren ſo umfangreich, dass ſie, hätte ich ſie in Geſtalt von Anmerkungen dem Buche zufügen wollen, einen eigenen Band für ſich in Anſpruch genommen haben würden. Ich habe mich deshalb, wie auch in den meine Anmerkungen einleitenden Worten geſagt worden iſt, darauf beſchränkt, nur das anzugeben, was ich ungedruckten handſchriftlichen Quellen, oder was ich bereits gedruckten Büchern, die ebenfalls Michelangelo's Leben behandelten, verdankte. Alle übrigen Quellen blieben unbeſprochen. Ich habe, da dieſe Stellung zu den Dingen heute nicht mehr beibehalten werden kann, ſchon der letzten Auflage meines L. M. eine Anzahl Zuſätze angefügt und werde fortfahren, einſchlägige Fragen nun ausführlicher zu behandeln.

Digitized by Google

Für die Entſtehung des Grabdenkmales, das Giulio II. ſich ſelbſt errichten wollte, ſtehen uns ſchriftliche Quellen doppelter Art zu Gebote. Zuerſt Briefe und Kontrakte, die als gleichzeitige Dokumente die ſicherſte Auskunft der Geſchichte der großen Unternehmung geben, uns aber, was den Zuſammenhang der Dinge anlangt, zuweilen ohne Nachricht laſſen. Hierfür treten die Berichte Vaſari's in der erſten Ausgabe von 1550, Condivi's in ſeiner Biographie Michelangelo's von 1553 und wiederum Vaſari's in der zweiten Bearbeitung von 1568 ein. Es iſt verſchiedentlich unternommen worden, dieſe Maſſe in den einzelnen Daten zu vergleichen, und es bietet die Aufgabe keine Schwierigkeit, den Wert zu beſtimmen, welchen Vaſari's nur in der Ausgabe von 1550 gethane Äußerung über das Vorhandenſein von vier Gefangenen behaupten darf. Bekannt iſt, daß das Grabdenkmal, ehe es über vierzig Jahre nach dem Beginne der Arbeit in S. Piero in Vincola[1]) ſo aufgerichtet wurde, wie es heute dort ſichtbar iſt, eine Reihe Umwandlungen erfahren hatte. 1505 wurde es als ein von allen vier Seiten freies, in der neu zu erbauenden Peterskirche zu errichtendes Monument projectirt; 1513 ſollte es, bei unveränderter Grundgeſtaltung, ſich mit einer der vier Seiten an die Kirchenwand anlehnen, und dieſe ſelbſt zu ausgedehnterer Ornamentirung benutzt werden; 1516 wurde das Ganze in Beibehaltung dieſes neuen Arrangements näher an die Wand gerückt; 1532 wurde das von der Wand Vorſpringende in noch ſtärkerem Maße beſchränkt, ſo daß das Monument als ein die Kirchenwand bedeckender, mäßiger Aufbau gefaßt wurde; 1542 endlich ward Michelangelo's perſönliches Eingreifen bei der Beſetzung dieſer Wand mit Statuen noch weiter eingeſchränkt, als 1532 bereits geſchehen war, und in einem der Jahre zwiſchen 1545 und 1550 erfolgte die ſchließliche Vollendung des Werkes, ſo wie es heute daſteht. Schon 1532 erwieſen ſich die Geſtalten der ‚Gefangenen' als in den Dimenſionen zu groß gegriffen, und ihre Fortlaſſung wurde notwendig. Dies der Grund, weshalb Michelangelo ſpäter frei über ſie verfügen konnte.

Vaſari berichtet S. 959 der Ausgabe von 1550. ‚Era talmente la fama di Michele Agnolo per la pietà fatta; per il Gigante di Fiorenza, & per il cartone nota, che Giulio II. Pontefice deliberò fargli fare la ſepoltura; Et fattolo venire in Fiorenza fu a parlamento con eſſo & ſtabilirono inſieme di fare vna opera per memoria del Papa, & per teſtimonio della virtu di Michele Agnolo; la quale di bellezza, di ſuperbia, & d'inuenzione paſſaſſe ogni antica imperiale ſepoltura. La quale egli con grande animo cominciò: & andò a Carrara a cauar marmi, & quegli a

1) Dies die gewöhnliche Form. Man findet häufig auch *ad vincola*.

Digitized by Google

Fiorenza & a Roma conduſſe: & per tal cosa fece vn modello tutto pieno di figure, & addorno di cose difficili. Et perche tale opera da ogni banda ſi poteſſe vedere: la cominciò iſolata: & della opera del quadro,[1]) delle cornici. & ſimili, cio è dell' architettura de gli ornamenti, la quarta parte con ſollecitudine finita. Cominciò in questo mezo alcune vittorie ignude. che hanno ſotto prigioni: & infinite prouincie legate ad alcuni termini di marmo, i quali vi andauano per reggimento: & ne abozzò vna parte figurando i prigioni in varie attitudini a quelle legati, de i quali ancora ſono a Roma in caſa ſua per finiti quattro prigioni. Et ſimilmente fini vn Moiſe di cinque braccia di marmo; allaquale ſtatua non ſara mai coſa moderna alcuna, che poſſa arriuare di bellezza; & de le antiche ancora ſi può dire il medeſimo: auuenga che egli con grauiſsima attitudine ſedendo. poſa vn braccio in ſu le tauole, che egli tiene con vna mano, & con l'altra ſi tiene la barba, laquale nel marmo ſuellata. & lunga, condotta di ſorte, che i capegli doue ha tanta difficultà la ſcultura. ſon condotti ſottiliſsimamente. piumoſi — —. (S.961.) Et ſeguitino gli Hebrei di andar' come fanno ogni ſabato aſchiera & maſchi & femmine come gli ſtorni a viſitarlo & adorarlo: che non coſa vmana ma diuina adoreranno. Questa ſepoltura. è poi ſtata ſcoperta al tempo di Paulo III. e finita col mezo della liberalità di Franceſco Maria Duca d'Vrbino.' —[2])

Berichtigen wir vorweg, daß die Beſprechung zwiſchen dem Pabſte und Michelangelo nicht in Florenz ſtattfand, ſondern in Rom, daß Vaſari alſo entweder *da Fiorenza* oder *a Roma* hätte drucken ſollen.

Conſtatiren wir ferner. daß Vaſari keine Beſchreibung des Denkmals giebt, wie es. als ſein Buch erſchien. in S. Piero in Vincola 1550 eben neu aufgeſtellt war, auch nichts von den Schickſalen und Veränderungen des Werkes ſagt, worüber während der Jahrzehnte. in denen es der Vollendung langſam entgegenrückte. doch genug Nachrichten ins Publikum gedrungen waren. Die Annahme böte ſich dar, daß Vaſari abſichtlich auf dieſe Dinge nicht zurückkommen wollte. Wie wir dies anſehen, iſt jedoch ziemlich gleichgültig; zwei andere Fragen aber ſind wichtig: Vaſari ſpricht von einem *modello*. Stand ihm dies vor Augen? Und was bedeutet der Satz *la quarta parte con ſollecitudine finita*? Will er damit ſagen, es ſei von Anfang an nur die Abſicht geweſen, den vierten Teil (die vierte

1) Tutto quello dove si adopera la squadra e le seste e che ha cantoni, si chiama lavoro di quadro. Vas.

2) Über die Gründe, aus denen ich, ganz Unbedeutendes ausgeſchloſſen, die Drucke, ſo wie ſie vorliegen, copirt habe, werde ich mich ſpäter ausſprechen, falls nicht Dr. Frey, der eine die beiden Texte Vaſari's und den Condivi's zuſammenſtellende Ausgabe veröffentlichen wird, dieſe Dinge vorher bereits erledigt.

Digitized by Google

Wand) des Denkmales ſorgfältig auszuführen? Oder Michelangelo habe zu Giulio's II. Zeiten den vierten Teil bereits ausgeführt? Oder bezieht ſich *opera* nur auf das Modell, und an dieſem wäre nur eine der vier Wände durchgeführt worden? Daß die flache Wandbekleidung, als welche Vaſari das Denkmal in S. Piero in Vincola vor 1550 ſelbſt geſehen hat[1]), etwas andres ſei als der zuerſt beabſichtigte iſolirt daſtehende Bau, dies ſpricht er ja ſelbſt aus. Daß das Denkmal zugleich aber keiner der vier Wände, die es urſprünglich umſchließen ſollten, entſpreche, dies mußte Vaſari ſchon daraus entnehmen, daß in S. Piero in Vincola die an die *termini* gebundenen Gefangenen fehlten, die es dem anfänglichen Plane nach ſchmücken ſollten. Es ſcheint aber, daß Vaſari trotzdem die Meinung hegte, es ſei das in S. Piero in Vincola Aufgeſtellte mit einer jener vier Wände identiſch, und ſo ſcheint Michelangelo ſelbſt ſogar die Sache aufgefaßt zu haben.

Ich habe in Zuſatz I zu Band I der 5. Aufl. des L. M. an einem prägnanten Beiſpiele gezeigt, wie Michelangelo's Erinnerungen ſchwankten, und die Dinge darin oft für ihn ſelber andere Geſtalt annahmen. Auch bei der Grabdenkmalfache iſt ſeine Phantaſie ſelbſtändig mit den Thatſachen umgeſprungen. Im Jahre 1542 (Milaneſi, Lettere CDXXXIII) war es zu der oben erwähnten letzten Umformung des Projectes gekommen; zu der Feſtſtellung eines fünften Aufſtellungsplanes alſo, bei dem Michelangelo faſt ganz von eigener Handarbeit entlaſtet wurde. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Michelangelo den von Reumont zuerſt in Deutſchland publicirten Brief an einen unbekannten hohen Herrn, dem er die Geſchichte des Grabdenkmales erſt ruhig, dann immer leidenſchaftlicher vorträgt. Anfangs iſt darin nur vom vierten Projecte (von 1532) die Rede, dann aber kommt er auf den Beginn des Werkes (1505), auf die erſte Umwandlung (1513) und auf die zweite (1516) zu ſprechen, worauf die Arbeit ganz einſchlief, um 1532 erſt auf Grund neuer Verabredungen wieder aufgenommen zu werden. In gewiſſem Sinne trat der Umſchwung in den die äußere Geſtalt und die Koſten betreffenden Anſchauungen aber nicht 1532, ſondern 1516 ein, ſo daß der Unterſchied der Projecte von 1513 und 1516 ein tiefgehender iſt. 1513 wollte Michelangelo *maggior opera* liefern: das Werk ſollte noch umfangreicher werden als 1505 beabſichtigt worden war; 1516 wurde auf eine Verringerung des Umfanges Bedacht genommen; trotzdem ſcheint Michelangelo die Projecte von 1513 und 1516, der Art nach, wie er in ſeinem Briefe von ihnen ſpricht, als ein einziges zuſammenzufaſſen. Gemeinſam iſt beiden allerdings, daß mit ihnen von

1) Er war 1548 zuletzt in Rom, wie zwar nicht aus der eigenen Lebensbeſchreibung, aber aus dem Briefe an Varchi hervorgeht.

Digitized by Google

der iſolirten Form ab- und zum Wandanbau übergegangen und hierdurch eine der ſchmäleren Wandfeiten zum Range einer Hauptfaçade erhoben wurde; und unterſchieden ſind beide Projecte auch nur darin, daß der 1513 in vollem alten Umfange beibehaltene, vorſtoßende Vorbau 1516 ſo ſtark an die Wand zurückgedrängt wurde, daß ſeine Seitenteile, auf ein Drittel etwa verkürzt, kaum noch in Frage kamen. Michelangelo nahm das Project von 1516 in ſeinem Sinne nur für eine Umformung des von 1513, was es factiſch auch war. Dann heißt es in dem Briefe weiter: im Jahre 1513 habe er den Teil des Monumentes, der jetzt (1542) in S. Piero in V. ſichtbar ſei, ausführen laſſen und die Figuren zu arbeiten begonnen, die (1542) bei ihm im Hauſe ſeien. Mit dem 1542 in S. Piero in V. aufgemauert Daſtehenden konnte Michelangelo aber nur die untere Etage des Grabdenkmales meinen, wie ſie heute noch vorhanden iſt. Er war 1542 mithin der Meinung, dies Mauerwerk entſpreche in den Maßen dem Projecte von 1513.

Dies war ein Irrtum. Wir beſitzen eine dem Kontrakte von 1513 eingefügte, ſozuſagen officielle Beſchreibung des Denkmales, wie es damals beabſichtigt wurde, und es ſcheint ihr die von Prof. Schmarſow im obenerwähnten Aufſatze zuerſt publicirte, von Herrn von Beckerath in Italien aufgefundene und in ſeinem Beſitze befindliche Zeichnung zu entſprechen: Michelangelo ſagt etwas Falſches, wenn er ausſpricht, daß das 1542 Aufgemauerte mit dem 1513 Beabſichtigten identiſch ſei. Von ihm ſelber alſo könnte die unrichtige Angabe Vaſari's herſtammen, es ſei das Grabdenkmal, wie es endlich aufgeſtellt worden ſei, nichts als eine einzige der vier 1505, oder der nur noch drei 1513 projectirten Wandflächen, ſo daß Vaſari's unklarer Satz in dieſem Sinne auszulegen wäre. Vaſari's Meinung über die Entſtehung des Denkmales wäre 1550 alſo dieſe geweſen: Michelangelo erhält 1505 ein vierſeitiges Monument in Auftrag; von den vier Seiten führt er nur eine aus, und dieſe wird ſpäter aufgeſtellt. 1546, als Vaſari ſein Buch ſchrieb, könnte die Aufſtellung noch nicht vollendet geweſen ſein; 1550, als es herauskam, war ſie es.

Wie ſteht es nun mit den *quattro prigioni*, die Vaſari zufolge (1546) in Michelangelo's Hauſe in Rom ſich befanden?

Zwei Arten von *prigioni* führt Vaſari bei der Beſchreibung des erſten Projectes (von 1505) an: ſolche, die unter nackten Victorien befindlich ſind und andere, an *termini* gebundene. An dieſe *termini* ſind zugleich aber, wie wir leſen, *provincie* gebunden: *prigioni* und *provincie* wären alſo identiſch?[1]) Sind die *prigioni* unter den *vittorie ignude* aber auch

1) Vaſari hat *a quelle legati*; doch ſcheint er *quelli* gemeint und der Setzer, verleitet vielleicht durch den Gleichklang mit dem folgenden *legati*, *quelle* daraus gemacht zu haben.

Digitized by Google

Provinzen? Sah er ſolche nackte Victorien in Rom in Michelangelo's Hauſe? In S. Piero in Vincola konnte er ſie nicht ſehen, denn dort ſind keine angebracht.

Vaſari ſtand hier unter dem Eindrucke einer zweiten, diesmal eigenen Täuſchung, denn an dem Grabmale in allen ſeinen fünf Geſtaltungen ſollten niemals, ſoviel wir heute zu urteilen vermögen, nackte Victorien ihre Stelle finden. Vaſari allein ſpricht von nackten Victorien, wie auch er allein von Provinzen ſpricht, die ſonſt nirgends genannt werden. Jedenfalls hätte er nur von einer einzigen ſprechen dürfen. In Michelangelo's Florentiner Atelier in Via Mozza fand ſich neben einer Anzahl ganz im rohen zugehauener *prigioni*, die für das Grabdenkmal beſtimmt waren, eine Gruppe von zwei nackten Geſtalten, heute im Michelangeloſaale des Bargello zu Florenz ſichtbar. Dieſes Werk, das Vaſari auch brieflich als *vittoria* bezeichnet, ſtand ſeiner Idee nach mit dem Grabmale in Zuſammenhang, als hätte es in einer der es umgebenden Niſchen ſeine Stelle finden ſollen. Nichts jedoch berechtigte ihn zu dieſer Annahme, die er wahrſcheinlich nie geäußert haben würde, wenn ihm eine der für das Grabdenkmal angefertigten Zeichnungen jemals zu Geſicht gekommen wäre. Aus dieſen Zeichnungen [1]) erhellt, daß Michelangelo bekleidete weibliche Victorien für die Niſchen beſtimmt hatte, wie wir dieſe auch für die nicht ſichtbaren Seitenniſchen anzunehmen haben. Man denke die Florentiner Gruppe in eine dieſer Niſchen, flankirt von den beabſichtigten *prigioni*, hinein! Das Geſetz des äſthetiſchen Gegenſatzes verböte dieſe Zuſammenſtellung. Nur weibliche, in Gewändern ſich mäßig bewegende Geſtalten ſind hier denkbar. Dadurch nun aber, daß Vaſari aus eigenem Gutdünken dieſe Verwendung der Florentiner Gruppe annahm, kam er zu dem doppelten Begriffe von nur gefeſſelten Gefangenen, die die ſterbenden Künſte bedeuteten, und überwältigten Gefangenen, die die Provinzen darſtellten, die einen unter den *termini*, die andern unter den *vittorie*, und indem er die zweite Kategorie zu überwundenen *provincie* machte, gelangte er zum Begriff der *provincie* überhaupt, an dem wir ihn auch 1568 noch feſthalten ſehen. Von dieſer Bedeutung der unter den Füßen der weiblichen Victorien, (wie die Zeichnungen dieſe erkennen laſſen), liegen-

Wollen wir auf *quelle* beſtehen, ſo bezöge es ſich auf die *vittorie ignude*, und die *provincie* wären an dieſe gefeſſelt geweſen. In dieſem Falle wären die zuerſt genannten *prigioni* mit den *provincie* identiſch? Vielleicht auch hatte Vaſari *da quelle legati* gemeint, da die in Florenz ſtehende Gruppe eines Jünglings mit einem Gefangenen unter ſich den letzteren als einen Gefeſſelten zu zeigen ſcheint? Die in Rom vorhandenen *prigioni* aber konnten doch nur an *termini* gefeſſelt geweſen ſein. Wahrſcheinlich hatte Vaſari *quelli* geſchrieben.

1) Das eine Blatt in den Ufficien, das andere im Beſitz des H. v. Beckerath. Beide in Abbildungen dem obengen. Aufſatze Schmarsows beigegeben.

Digitized by Google

den Geſtalten ſagt weder Michelangelo noch Condivi ein Wort, noch finden ſie ſich in den den Kontrakten von 1513 und 1516 beigegebenen authentiſchen Beſchreibungen des Denkmales. Iſt der in Privatbeſitz in Florenz exiſtierende Reſt eines Modelles einer dieſer Victorien, das ich in Photographie bei Ruland in Weimar ſah, ächt, ſo wären allegoriſche Figuren, die den Neid, oder andere dem Ruhme des Pabſtes feindliche Mächte, als Gegenſtand der beabſichtigten Darſtellungen hier anzunehmen. Was auch wollten 1505 eroberte Provinzen ſagen, da Giulio II. erſt 1506 ſeine Eroberungszüge begann?

Wir ſehen, wie ſchwach Vaſari 1550 beſchlagen war, und begreifen, wie ſehr Michelangelo daran gelegen ſein mußte, dem Publicum genaue Mitteilungen zugehen zu laſſen. 1553 erſchien ſein Leben aus der Feder des bei ihm im Hauſe arbeitenden Ascanio Condivi, ein kleiner Band, der aus der Officin des Antonio Blado, Stampatore Camerale hervorgegangen, Vaſari's beiden Ausgaben gegenüber den Eindruck einer ſorgfältigen, exact hergeſtellten Leiſtung macht, und deſſen vornehm gehaltene Vorrede allein ſchon den Einfluß erkennen läßt, unter dem das Buch entſtanden war.

An vielen Stellen iſt in Condivi's Vita Michelangelo's vom Grabdenkmale die Rede, die vollſtändig hier zu wiederholen nicht angeht. Einmal zu Anfang der Erzählung, wo Condivi die Berufung Michelangelo's nach Rom, die Beſtellung des Grabdenkmals und die Reiſe nach Carrara umſtändlich beſchreibt und zugleich (S. 16a. b. der Ausg. 1553, Cap. XXVI der neueren Editionen) das Werk ſelbſt vor uns aufzubauen ſucht.

— — queſta ſepoltura, laquale ſe fuſſe ſtata fatta com' era il primo diſegno, non è dubio che nel' arte ſua non haueſſe tolto il vanto (ſia detto ſenza inuidia) a qualunque mai ſtimato artefice fuſſe, hauendo largo campo, di moſtrare, quanto in cio valeſſe. Et quel che fuſſe per fare, lo dimoſtrano l'altre ſue coſe, et quelli dui prigioni, che per tal opera haueua gia fatti, i quali chi veduti ha, giudica non eſſer giamai ſtata fatta coſa piu degna. Et per darne qualche ſaggio, breuemente dico, che queſta ſepoltura, doueua hauer quattro faccie, due di braccia diciotto, che ſeruiuan per fianchi, et due di dodici, per teſte: tal che veniua ad eſſere vn quadro et mezzo. Intorno, intorno di ſuore, erano nicchi, doue entrauano ſtatue, et tra nicchio et nicchio termini, aiquali, ſopra certi dadi, che mouendoſi da terra ſporgeuano in fuori, erano altre ſtatue legate, come prigioni, le quali rappresentauano l'arti liberali, ſimilmente Pittura, Scultura, & Architettura, ogniuna colle ſue note, ſi che facilmente poteſſe eſſer conoſciuta, per quel che era, denotando per queſte, in ſieme con Papa Giulio, eſſer prigioni della morte, tutte le virtù, come

Digitized by Google

quelle che non fuſſer mai per trouare da chi cotanto fuſſero fauorite et nutrite, quanto da lui. Sopra queſte correua vna cornice, che intorno legaua tutta l'opera, nel cui piano eran quattro grandi ſtatue, una delle quali, cio è il Moiſe, ſi vede in San Piero ad vincula, et di queſta ſi parlerà al ſuo luogo. Coſi afcendendo l'opera, ſi finiua in vn piano, ſopra ilquale erano due Agnoli, che ſoſteneuano vn' arca, vno d'eſſi faceua ſembiante di ridere, come quello che ſi rallegraſſe, che l'anima del Papa, fuſſe tra li beati ſpiriti riceuuta, l'altro di piangere, come ſe ſi doleſſe, chel mondo fuſſe d'vn tal huomo ſpogliato. Per vna delle teſte, cioè da quella che era dalla banda di ſopra, ſentraua dentro alla ſepoltura in una ſtanzetta, a guiſa d' vn tempietto, in mezzo della quale era vn caſſone di marmo, doue ſi doueua ſepellire il corpo del Papa, ogni coſa lauorata con marauiglioſo artificio. Breuemente, in tutta l'opera andauano ſopra quaranta ſtatue, ſenza le storie di mezzo rilieuo fatte di bronzo. — —

Klarer konnte nicht geſchrieben werden. Condivi nennt zuerſt die beiden *prigioni*, die, wenn ſie am Denkmale ſichtbar wären. Zeugnis dafür ablegen würden, was Michelangelo zuſtande gebracht hätte, wäre am erſten Entwurfe feſtgehalten worden. Sodann giebt er eine allgemeine Anſchauung des Aufbaues. Das Monument ſollte frei daſtehen, die Seitenteile 18, die beiden Kopfſtücke 12 florentiner Ellen breit. Rings herum Niſchen mit Statuen (nichts weiter!) darin. Dieſe Niſchen auseinandergehalten durch *termini*, an welche, auf hervorſpringende Sockel geſtellt, *prigioni* gebunden ſind, die durch den Tod des Pabſtes dem Untergange geweihten Künſte und Wiſſenſchaften darſtellend.

Auf die obere Fläche dieſes Unterbaues ſollten vier koloſſale Statuen kommen, und der Bau in Form eines offenen Tempels weiter aufſteigen, welcher mit einer Fläche abſchlöſſe, auf der ein von zwei Engeln getragener Sarkophag ſtände. An einer der Schmalſeiten dieſes Aufbaues (der auf ſeiner oberen Fläche wiederum dieſen Sarkophag unmittelbar alſo getragen hätte) führte ein Eingang zu einem zweiten, im Inneren dieſes Aufbaues aufgeſtellten Sarkophage, der (eine Verdoppelung der Sarkophage, die wir öfter finden) die Leiche wirklich enthalten ſollte. Über vierzig Statuen, die anzubringenden Bronzeteile ungerechnet, ſollten im Ganzen zur Verwendung kommen. Nur darin ſcheint Condivi zu irren (oder Michelangelo in der Erinnerung ſich getäuſcht zu haben), daß ſtatt der acht koloſſalen Figuren, die die Florentiner Skizze vermuten ließ, Condivi zufolge nur vier den Sarkophag des Papſtes umgeben. Nehmen wir jedoch an (einen Schluß, den die Beckerath'ſche Zeichnung nahe legt),

Digitized by Google

es ſei das Blatt der Ufficien nicht für das Projekt von 1505, ſondern für das von 1513 beſtimmt geweſen, ſo löſt ſich auch dieſe Differenz.

Auf das Projekt von 1513 kommt Condivi S. 26ª (Cap. XXXIX der neueren Edit.) zu ſprechen:

— venendo à morte. ordinò che gli fuſſe fatta finir quella ſepoltura, che gia haueua principiata, dando la cura al Cardinal Santi quatro vecchio, et al Cardinale Aginenſe ſuo nipote. Iquali però gli fecer fare nuouo diſegno, parendo loro il primo, impreſa troppo grande. —

Er alſo nimmt das geringere Projekt von 1516 als das für die Verhandlungen mit den Teſtamentsvollſtreckern maßgebende, von dem Michelangelo in dem Briefe von 1542 nicht redet. Mir iſt der Gedanke gekommen, als ob der Satz: i quali però etc. den Sinn enthalten könnte, die Teſtamentsexecutoren Giulio's II. hätten, da ihnen die 1513 angefertigte Zeichnung als zu umfangreich erſchien, von Michelangelo eine kleinere Verhältniſſe darbietende und ſtärkere Hoffnung auf wirkliche Ausführung gewährende neue Zeichnung verlangt, auf die hin dann die Übereinkunft von 1516 zuſtande kam. Ich wiederhole: Michelangelo hatte in dem Briefe von 1542 mit *maggior coſa* die Zeichnung von 1513 bezeichnet, Condivi verſteht unter dem *nuovo diſegno* das Projekt von 1516. Wie dem nun ſei: ſicher iſt, daß ſowohl Condivi als Michelangelo (in dem Briefe von 1542) die beiden Projekte von 1513 und 1516 nicht getrennt anführen, ſondern (ohne Nennung von Jahreszahlen) als ein einziges behandeln.

S. 33ª erzählt Condivi dann weiter, unter welchen Verhältniſſen das Projekt von 1532 zuſtande kam. Das Reſultat der Verhandlungen iſt (S. 33ᵇ):

Ch' egli faceſſe vna ſepoltura d'una facciata, et di que' marmi ſi ſeruiſſe ch' egli gia per la sepoltura quadrangola hauea fatti lauorare, accomodandogli il meglio che ſi poteua. Et coſi fuſſe vbligato à metterci ſei ſtatue di ſua mano. —

Hier ſehen wir, wie auch Condivi die Anſchauung geläufig zu ſein ſcheint, es habe, wo früher 4 Façaden waren, 1532 eine einzige aufgeſtellt werden ſollen. Ebenſo erhellt aus der Stelle nun, daß die vorhandenen, 1513 zugehauenen Marmorteile umzuarbeiten waren. Die ſechs Statuen, die er nennt, wären der Moſes mit Rahel und Lea und der Pabſt, auf dem Sarge liegend, mit einem Propheten und einer Sibylle geweſen. Die beiden *prigioni* kamen, weil die *termini* nicht mehr groß genug wurden, um ſie unter ſich haben zu können, nun in Ausfall. Wir finden dieß in dem von Milaneſi, Lettere S. 705 publicirten Kontrakte von 1532 zwar nicht ausdrücklich ausgeſprochen, aber es erhellt aus der Supplica an

Digitized by Google

Pabſt Paul III (Gaye II, 297), ſowie aus den anderen, folgenden Verabredungen von 1542 aus denen abermals hervorgeht, daß das 1542 Aufgemauerte aus den früheren, nun adaptirten Werkſtücken beſtand.

S. 35 berichtet Condivi über dies letzte Abkommen von 1542 unter Paolo III, worauf das Grabdenkmal dann endlich zuſtande gekommen ſei, deſſen drei Hauptfiguren, wie ſie, von Michelangelo ſelbſt herrührend, in S. Piero in V. ſtehen: den Moſes, die Rahel und Lea, er beſchreibt [1]).

Aus allem, was Condivi anführt, und was die Kontrakte ſelbſt aufweiſen, ergiebt ſich, daß außer den eben genannten Statuen nichts weiter von Michelangelo für das Grabmal gearbeitet worden ſei, als jene zwei *prigioni*, die Condivi, noch bevor er das Project von 1505 beſchreibt, anführt. Nirgends eine Anſpielung, es ſeien ſtatt zwei ihrer vier geweſen. Auch in keinem Kontrakte oder Briefe eine ſolche Andeutung.

Damit nun treten wir an Vaſari's neue Auflage von 1568 heran, in der er Vol. II, Parte III, S. 726 ſo berichtet:

— di queſt' opera conduſſe Michelagnolo uiuente Giulio, e dopo la morte ſua 4. ſtatue finite, & 8. abbozzate, come ſi dira al ſuo luogo, & perche queſta opera fu ordinata con grandiſsima inuenzione qui di ſotto narreremo l'ordine che egli piglio. Et perche ella douеſſi moſtrare maggior grandezza volſe che ella fuſſi iſolata da poterla uedere da tutta 4. le faccie, che in ciaſcuna era per un uerſo braccia 12, & per l'altre due braccia 18. tanto che la proportione era in quadro, e mezzo haueua vn ordine di nicchie di fuori a torno a torno le quali erano tramezate da termini veſtiti dal mezo in ſu, che con la teſta teneuano la prima cornice, & ciaſcuno termine con ſtrana, & bizarra attitudine ha legato vn prigione ignudo, il qual poſaua coi piedi in un riſalto d'un baſamento, queſti prigioni erano tutte le prouincie foggiogate da queſto Pontefice, & fatte obediente alla Chieſa Apoſtolica; et altre ſtatue diuerſe pur legate erano tutte le virtu, et arte ingegnoſe, che moſtrauano eſſer' ſottopoſte alla morte non meno che ſi fuſſi quel Pontefice che ſi honoratamente le adoperaua.

Machen wir hier einen Augenblick Halt. Die Übereinſtimmung mit Condivi tritt hervor. Hatte Vaſari ſich bei Michelangelo nachträglich beſſere Auskunft über das Grabdenkmal geholt, und dieſer bei ſeinen Erzählungen ſich ihm gegenüber zuweilen derſelben Ausdrücke bedient wie bei Condivi, und ſtammt daher das an vielen Stellen Übereinſtimmende?

1) Vergl. darüber L. M. 4. Aufl. II. S. 389 und dazu Anm. 84 (in der 5. Aufl. habe ich, um Raum zu gewinnen, alle bisherigen Anmerkungen fortgelaſſen). Wir beſitzen jetzt Abgüſſe der Lea und Rahel in Berlin, und es tritt die Schönheit der Geſtalten nun recht hervor. An Ort und Stelle ſind ſie ziemlich gleichgültig. Der Marmor iſt glatt und ſchmutzig und die Beleuchtung überhaupt nicht wirkſam.

Digitized by Google

Niemand, der Condivi's ganze Vita mit der 1568er Vaſari's vergleicht, wird ſo günſtig urteilen. Vaſari hat Condivi ausgeſchrieben und, indem er zugleich ſeine alte Ausgabe von 1550 retten wollte, deren Angaben und die neu erlangte Kenntnis oft mit dem wunderbaren litterariſchen Ungeſchick, das ihm neben aller ſchriftſtelleriſchen Routine eigen iſt, und das er in ſo vielen Fällen nicht zu überwinden vermocht hat, hineingearbeitet und ſo, unbefangen oder frech, wie wir es nennen wollen, dasjenige zu Stande gebracht, was manchem, der in die Natur dieſer ſchriftſtelleriſchen Methode nicht tief genug einzudringen vermochte, als eine eigentümliche, in ihrer Berechtigung zu reſpectirende Auffaſſung erſcheinen konnte. Michelangelo war 1568 längſt tot, nirgends nennt Vaſari Condivi's Buch als ſeine Quelle, und keinem unter ſeinen Leſern vielleicht war dasſelbe überhaupt noch als vorhanden erinnerlich. Vaſari konnte thun und laſſen, was er wollte. Wir ſehen, wie er beim Verſchmelzen ſeiner eignen Angaben von 1550 mit denen Condivi's das Divergirende fortzulaſſen oder durch beſondere Manipulation zu beſeitigen ſucht. Von Vaſari's *vittorie ignude* von 1550 leſen wir bei der Beſchreibung des Denkmals 1568 nichts mehr. Auch nichts von *prigioni*, die unter dieſen *vittorie ignude* lagen. *Vittorie* finden wir, wo von den Niſchen die Rede iſt, nicht genannt; überhaupt bleibt ungeſagt, was ſich innerhalb der Niſchen befunden habe. Dagegen teilt Vaſari nun, wenn wir richtig interpretiren, die an die *termini* gebundenen *prigioni* in zwei Kategorien: in ſolche, welche die Künſte, und ſolche, welche die Provinzen darſtellen. Wir ſehen, auf wie äußerliche Weiſe Vaſari's Bericht von 1568 entſtanden iſt. Vielleicht hatte er die Hoffnung, die Dinge ſo fein zu wenden, daß ſelbſt die, welchen Condivi's Buch etwa zufällig doch noch in die Hände geriete, ihn dieſem gegenüber als die beſſer unterrichtete Perſon annähmen. Denn ganz unerwähnt läßt Vaſari Condivi nicht: er ſtellt ihn an anderer Stelle, wo von Michelangelo's Schülern die Rede iſt, ohne ſeine Schriftſtellerei zu erwähnen, als einen geringbegabten Menſchen dar, mit dem Michelangelo ſich lange vergeblich abgemüht habe, während er ſelbſt überall als der hervortritt, der Michelangelo am nächſten ſtand und um ſeine Gedanken wußte.

Sehen wir, wie geſchickt er Condivi hier benutzt. Mit dem Begriffe *altre ſtatue diverſe* ſucht er die von Condivi allein beſprochenen *prigioni*, welche Künſte und Wiſſenſchaften bedeuten, zur Nebenſache zu machen. Auch Condivi hatte das Wort *altre* gebraucht, im Gegenſatze aber zu den Statuen in den Niſchen.

Die Florentiner Gruppe aber giebt Vaſari nun doch nicht auf. Zwar iſt 1568 nicht mehr von *vittorie ignude* die Rede, aber von einer *vittoria ignuda* mit einem *prigione* unter ſich. Auch behauptet Vaſari immer

Digitized by Google

noch, ſie gehöre zum Grabmale, führt ſie zugleich aber, unabhängig von der Beſchreibung des Monumentes, nachträglich nur als eines der vorhandenen Stücke an. Dieſe Art, etwas auf der einen Stelle fortzulaſſen und an ganz anderer doch wieder anzubringen, zeigt, wie es Vaſari nur darum zu thun war, eine ſeiner alten Angaben zu retten. Er mußte ſich bei genauer Erwägung deſſen, was er vor ſich hatte, nun ſelbſt ſagen, es ſei unmöglich, daß dieſe Figuren innerhalb einer Niſche ihren Platz hätten finden ſollen. Man ſehe auf der Denkmalsſkizze der Ufficien [1]), wie ſorgfältig die hier in allgemeinen Umriſſen gegebenen beiden bekleideten, geflügelten weiblichen Victorien in die Niſchen hinein gedacht worden ſind[2]); wie breit unter ihren Füßen ſich querhin die Überwundenen hinſtrecken; wie entſchieden ſie nur für die einzige Vorderanſicht componirt worden ſind: die Florentiner Gruppe hat nichts an eine ähnliche Aufſtellung Erinnerndes. Michelangelo würde, hätte ſie in einer Niſche ſtehen ſollen, den linken Arm des oben knieenden Jünglings nicht ſo geſtellt haben, daß er von vorn betrachtet, verſteckt und unſichtbar bliebe. Dieſe Figuren haben eine uns unbekannte Beſtimmung gehabt[3]). Hören wir Vaſari weiter:

— ſu canti della prima cornice andaua 4. figure grandi, la Vita attiua, & la Contemplatiua, & s. Paulo, et Moiſe. Aſcendeua l'opera ſopra la cornice in gradi diminuendo conun fregio di ſtorie di bronzo e con altre figure. e putti, & ornamenti a torno, & ſopra era per fine 2. figure, che una era il Cielo che ridendo ſoſteneua in ſulle ſpalle vna bara inſieme con Cibale Dea della terra, pareua che ſi doleſſi che ella rimaneſſi al mondo priua d'ogni virtu per la morte di queſto huomo, & il Cielo pareua che rideſſi che l'anima ſua era paſſata alla gloria celeſte, —

Hier ſehen wir recht, wie Condivi's Worte das Thema für Vaſari's Variationen abgeben. Condivi nennt nur den Moſes, Vaſari ſetzt Paulus hinzu, auf gut Glück wahrſcheinlich, als Pendant, das ſich am nächſten darbot; die beiden weiblichen Figuren benennt er wahrſcheinlich ſo, weil ſie ſich (aber als ſtehende Geſtalten!) in S. Piero in Vincola finden. Nirgends ſonſt begegnen wir dieſen Angaben. Aus Condivi's *Così ascendendo lopera* ließt Vaſari heraus, das Grabdenkmal habe ſich in Stufen weitererhoben, und ſetzt *ſtorie di bronzo con altre figure* hier

1) Über die Achtheit dieſer Zeichnung ſpricht Schmarsow a. a. O.

2) Man vergleiche zu ihnen die Victorien zu beiden Seiten des im Abguſſe in Berlin vorhandenen Basreliefs des Bertoldo.

3) Nach Michelangelo's Tode machte Vaſari deſſen Neffen den Vorſchlag, dieſe Gruppe auf Michelangelo's projectirtes Grabmal in Santa Croce zu bringen: ſie ſollte bedeuten, wie Michelangelo die Kunſt ſelber und ſein Genie den Neid beſiegt habe. Milanesi, Opere di G. Vaſari, VIII, S. 378. (Der Brief war ſchon von Daelli autographirt und zeigt hier Varianten).

Digitized by Google

nach Gutdünken hinzu, weil Condivi ſie ſpäter im allgemeinen als zum Werke gehörig aufzählt: Vaſari wußte nicht, daß ſie vielmehr am untern Teile ihre Stelle finden ſollten. Aus den beiden Engeln, welche den Sarg tragen, macht er *Cibele* und *Cielo;* aus der *arca* eine *bara;* bei Condivi iſt die *anima del Papa tra li beati ſpiriti riceruta,* bei Vaſari die *anima paſſata alla gloria celeste;* bei Condivi iſt *il mondo d'un tal uomo ſpogliato,* bei Vaſari *il mondo privo d'ogni virtù per la morte d'un tal uomo* etc.

Weiter berichtet Vaſari:

— era accomodato che s'entraua. & uſciua per le teſte della quadratura dell'opera nel mezzo delle nicchie. & drento era caminando auſo di Tempio in forma ouale, nel quale haueua nel mezzo la caſſa. doue haueua a porſi il corpo morto di quel Papa. —

In dem Gedanken befangen, der obere Teil habe ſich ſtufenförmig weitererhoben, verlegt Vaſari den Aufenthaltsort des Sarkophages in den unteren Teil. Condivi nennt den oberen Bau, in dem der Sarkophag ſtehen ſollte, *un tempio;* Vaſari macht daraus einen innerhalb des Unterbaues angebrachten tempelartigen Raum, dem er, einmal weil der Begriff *tempio* bei ihm mit dem eines Rundbaues verbunden war (ich erinnere an den bekannten *tempietto* des Bramante), eine runde, und wiederum, weil der Unterbau mehr lang als breit war, eine ovale Form verlieh. Und weil er nicht verſtand, wie man in die, in dieſen Unterbau hineingebaute Grabkammer hinein gelangte, ſo verlegt er, abermals im ſichtbaren Mißverſtändniſſe der Worte Condivi's, den Eingang in eine der unteren ſchmäleren Seiten, in der Mitte zwiſchen den beiden Niſchen. Hier ſehen wir recht, wie Vaſari ohne Anſchauung einer Zeichnung oder eines Modelles, nur auf Condivi's Angaben hin, ſeine Beſchreibung herſtellte.

— & finalemente ui andaua in tutta queſt' opera 40. ſtatue di marmo senza l'altre ſtorie putti, & ornamenti, & tutte intagliate le cornici, & gli altri membri dell'opera d'Architettura, —

Hier bedient Vaſari ſich der Worte Condivi's, faſt ohne ſie umzuſtellen. Vergebens aber ſuchen wir im Verlaufe der Beſchreibung nach den vier *prigioni* von 1550. Vielmehr heißt es nun weiter:

— & ordino Michelagnolo per piu facilità che una parte de marmi gli fuſſin portati a Fiorenza. doue egli diſegnaua tal uolta farui la ſtate per fuggire la mala aria di Roma, doue in piu pezzi ne conduſſe di queſt' opera una faccia di tutto punto, & di ſuo mano fini in Roma 2. prigioni a fatto coſa diuina. & altre ſtatue che non ſe mai uiſto meglio, che non ſi meſſono altrimenti in opera, che furono da lui donati detti prigioni al S. Ruberto Strozi, per trouarſi Michelagnolo malato in caſa ſua: che furono mandati poi a donare al Re Francesco e quali ſono hoggi in Ceuan' in

Digitized by Google

Francia, & otto ſtatue abozzò in Roma parimente, et a Fiorenza ne abozzò 5. e fini vna Vittoria con un prigion ſotto qual ſono hoggi appreſſo del Duca Coſimo ſtati donati da Lionardo ſuo nipote, — —. (S. 728.) doue finalmente peruenne allo accordo, & fine di queſta opera, laquale delle quattro parti ſene muro poi in san Piero in Vincola vna delle minori, — —

Hier commentirt Vaſari ſelbſt nun, was er mit der einen ausgeführten Wand des Grabmales 1550 gemeint hatte: er war und blieb der Anſicht, Michelangelo habe dieſe vierte Wand ſofort in Florenz ausgeführt, und ſie ſei ſpäter in S. Piero in V. aufgemauert worden. Statt der vier Gefangenen von 1550 nennt er ausdrücklich nun nur zwei: die beiden Louvreſtatuen. (welche 1550 nach Frankreich gingen). Was unter den acht in Rom abozzirten, im Rohen alſo zugehauenen Statuen zu verſtehen ſei, iſt nicht klar; von den fünf in Florenz ſtehenden war bereits die Rede.

Digitized by Google

Die mittelenglischen Bearbeitungen der Erzählung Boccaccios von Ghismonda und Guiscardo.[1])

Von **Julius Zupitza.**

Nach dem Urteil John Dunlops (Geschichte der Prosadichtungen übertragen von F. Liebrecht S. 231) ist „keine Novelle des Boccaccio so oft übersetzt und nachgeahmt worden", wie die erste Erzählung des vierten Tages im Decamerone, die Geschichte von der unglücklichen Liebe der Ghismonda und des Guiscardo. Wiederholt haben auch englische Dichter das traurige Geschick dieser *star-cross'd lovers* besungen. Besonders berühmt ist John Drydens *Sigismonda and Guiscardo*, ein 757 heroische Verse umfassendes Gedicht, das im März 1700, nur kurze Zeit vor Drydens Tode, mit anderen Bearbeitungen antiker und mittelalterlicher Stoffe in der *Fables, Ancient and Modern* benannten Sammlung erschienen ist. Wohlbekannt ist auch das beinahe anderthalb Jahrhunderte ältere Drama *Tancred and Gismunda*, das im Jahre 1568 von Studenten des Inner Temple in London vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde. Dieses Drama, das Werk von fünf Verfassern, die sämtlich jener juristischen Körperschaft als Zöglinge angehörten, wurde von einem derselben, John Wilmot, der seit 1582 Rector in North Okenham in Essex war, im Jahre 1591 in überarbeiteter Form durch den Druck bekannt gemacht. Man findet es jetzt in der bekannten Sammlung der *Old English Plays* von Dodsley und zwar in der neuesten von Hazlitt besorgten Auflage derselben am Anfange des 7. Bandes.

Es ist nicht meine Absicht, auf diese und die übrigen weniger bekannten oder beachteten neuenglischen Bearbeitungen der Novelle Boccaccios einzugehen, vielmehr will ich mich hier nur mit den mittel-

1) Diesem Aufsatz liegt ein in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 9. Januar 1883 gehaltener Vortrag zu Grunde; vgl. den Bericht in Herrigs Archiv LXX 85. Die hier besprochenen mittelenglischen Gedichte beabsichtige ich in einiger Zeit herauszugeben.

Digitized by Google

engliſchen Behandlungen dieſes Stoffes beſchäftigen, die noch nirgends ausführlich beſprochen worden ſind. Doch ſcheint es mir vorher erforderlich, die Erinnerung an die Erzählung Boccaccios in dem Gedächtnis des Leſers durch Zuſammenfaſſung der Hauptpunkte derſelben aufzufriſchen.

Tancredi, Fürſt von Salerno, liebte ſein einziges Kind Ghismonda ſo zärtlich, daß er ſie, um ſich nicht von ihr trennen zu müſſen, noch mehrere Jahre, nachdem ſie herangewachſen war, nicht verheiratete. Schließlich gab er ſie zwar dem Sohne des Herzogs von Capua zur Frau, aber, da dieſer nach kurzer Zeit ſtarb, ſo kehrte ſie zu ihrem Vater zurück. Sie hatte ein liebebedürftiges Herz, und, da ihr Vater aus Zärtlichkeit für ſie nicht daran dachte, ſie wiederzuverheiraten und ihr Schicklichkeitsgefühl es ihr verbot, ihn darum ſelbſt zu bitten, ſo beſchloß ſie, ſich durch heimliche Liebe ſchadlos zu halten. Ihre Wahl traf einen jungen Diener ihres Vaters namens Guiscardo, der zwar von niedriger Herkunft war, aber nach ſeinen Eigenſchaften adeliger, als irgend ein anderer. Der junge Mann merkte und erwiderte ihre Neigung, und ſie fand endlich Mittel und Wege zu einer heimlichen Zuſammenkunft. Sie ſchrieb nämlich einen Brief und ſteckte dieſen in die Höhlung eines Rohrſtengels, den ſie dann Guiscardo ſcherzend mit den Worten überreichte, daß ihn ſeine Magd beim Feuermachen als Blaſebalg gebrauchen ſollte. Guiscardo entfernte ſich mit dem Rohr und fand in ſeiner Wohnung den Brief, aus dem er erfuhr, wie er zu ſeiner Geliebten gelangen könnte. Neben dem Palaſte befand ſich nämlich eine unterirdiſche Felſengrotte, zu welcher ein Eingang von dem Zimmer der Prinzeſſin aus führte: einiges Licht erhielt ſie von oben durch ein Luftloch. Die Grotte war ſchon ſeit langer Zeit ſo wenig benutzt worden, daß kaum Jemand von ihrem Vorhandenſein wußte, und ſo war denn auch das Luftloch faſt ganz von Geſtrüpp verdeckt. An einem Strauche befeſtigte nun Guiscardo in der nächſten Nacht einen mit Knoten verſehenen Strick und ließ ſich an demſelben, zum Schutze gegen die Dornen in Leder gekleidet, in die Grotte hinunter und wartete, bis ihn ſeine Geliebte am Morgen holte. Nach der Zuſammenkunft kehrte er in die Grotte zurück, um dann in der Nacht darauf an dem Stricke wieder hinaufzuklettern. Er wandelte nun den Weg, den er ſo kennen gelernt, noch häufig, bis das neidiſche Geſchick ihrem Liebesglück und Leben zugleich ein Ende machte.

Tancredi kam nämlich eines Tages unbemerkt in ſeiner Tochter Zimmer, während ſie ſich mit ihren Hofdamen im Garten beluſtigte. Er wollte ſie in ihrem Vergnügen nicht ſtören, ſetzte ſich, um ſie zu erwarten, in eine Ecke neben das Bett und ſchlief hier ein. Er erwachte erſt

Digitized by Google

von dem Liebesgekoſe ſeiner Tochter und Guiscardos, die ſeine Gegenwart nicht bemerkt hatten. Er bezwang ſeine Wut für den Augenblick, um dann in aller Ruhe den Racheplan, den er ſchon gefaßt, ausführen zu können. Als die Liebenden ſich entfernt, ſtieg er zum Fenſter hinaus in den Garten hinunter. In der folgenden Nacht ließ er dann Guiscardo feſtnehmen und vor ſich führen. Er machte ihm Vorwürfe, aber dieſer erwiderte nur: „Liebe vermag um vieles mehr, als Ihr oder ich.“ Am nächſten Tage begab ſich der Fürſt zu ſeiner noch nichts ahnenden Tochter: er hielt ihr vor, daß, wenn ſie, was er ihr nimmer zugetraut hätte, ſich einem Manne hingeben wollte, der ihr nicht vermählt wäre, ſie ſich doch wenigſtens einen ebenbürtigen hätte ausſuchen ſollen. Was mit Guiscardo geſchehen ſollte, wäre ſchon beſchloſſen: ehe er aber über ihr eigenes Geſchick beſtimmte, wollte er hören, was ſie zu ihrer Verteidigung zu ſagen hätte. Ghismonda unterdrückte jede Anwandlung weiblicher Schwäche, und, überzeugt, daß das Leben ihres Geliebten nicht zu retten wäre, verſchmähte ſie es, für ſich um Nachſicht zu bitten. Die Schuld an ihrem heimlichen Verhältnis bürdete ſie ihrem Vater auf, der nicht beachtet hätte, daß ſie nicht Eiſen oder Stein wäre, ſondern ein junges Weib. Daß ſie aber Guiscardo gewählt, dürfte er ihr nicht vorwerfen; denn nicht die Geburt adele, ſondern adliges Benehmen. Wollte er Rache, ſo ſollte dieſe auch ſie als die Hauptſchuldige treffen: wenn er nur Guiscardo tötete, ſo würde ſie ſich ſelbſt umbringen.

Tankredi glaubte aber nicht an den vollen Ernſt ihrer Worte. Gegen ſie ſelbſt beſchloß er keine Härte zu üben, aber Guiscardo ließ er in der nächſten Nacht in aller Stille erdroſſeln und ihm dann das Herz aus dem Leibe ſchneiden. Dieſes ließ er am folgenden Tage in einem großen goldenen Becher Ghismonda mit den Worten übergeben, ihr Vater ſchickte ihr das, um ſie mit dem zu erfreuen, was ſie am meiſten liebte, wie ſie ihn mit dem erfreut hätte, was er am meiſten geliebt. Ghismonda war ſogleich überzeugt, daß dies Guiscardos Herz wäre. Nach zärtlichen Klagen, unter denen ſie das Herz in Thränen badete, goß ſie einen giftigen Trank, den ſie ſchon am Tage vorher bereitet hatte, auf dasſelbe und leerte den Becher. Das Herz des Geliebten feſt an das ihrige drückend, erwartete ſie dann auf ihrem Lager den Tod. Von ihren Hofdamen herbeigerufen, kam ihr Vater. Seine Thränen verbat ſie ſich, da er ja die Schuld an ihrem Tode trüge: wenn aber noch etwas von ſeiner früheren Liebe zu ihr übrig wäre, ſo ſollte er, da ſie mit Guiscardo nicht heimlich leben durfte, jetzt ihre Leiche neben der ſeinigen offen liegen laſſen. Zu ſpät ſeine Grauſamkeit bereuend, ließ Tancredi beide unter allgemeiner Teilnahme der Bewohner von Salerno in *einem* Grabe beſtatten.

Digitized by Google

Boccaccio hat die Geſchichte meiſterhaft erzählt, aber es iſt ihm, meine ich, doch nicht gelungen, Ghismondas Charakter einheitlich zu machen: die lediglich ihrer Sinnlichkeit folgende, dabei aber ſchlau berechnende Frau, als die ſie ſich ſelbſt ihrem Vater gegenüber ſchildert, erſcheint uns als durchaus verſchieden von der Ghismonda, die den Tod ihres Geliebten nicht überleben will. Von jener ſollte man erwarten, daß ſie Guiscardo in den Armen eines von ihrem Vater jetzt bewilligten zweiten Gatten vergeſſen würde; dieſe aber verdient es, neben Muſter treuer Liebe, wie Julia und Imogen, geſtellt zu werden.

Keiner der mittelengliſchen Bearbeiter hat ſich an dieſen Zwieſpalt geſtoßen. Verhältnismäßig die bekannteſte unter den mittelengliſchen Darſtellungen iſt diejenige, die im Jahre 1532 gedruckt wurde: *Thus endeth the amorous hystory of Guystarde and Sygysmonde. Imprynted at London in Fletestrete at the sygne of the Sonne by Wynkyn de Worde. In the yere of our lorde. M. CCCCC. XXXII.* leſen wir am Schluſſe des Büchleins. Nur *ein* Exemplar dieſes alten Druckes iſt, ſoviel man weiß, erhalten: es befindet ſich jetzt im Beſitz des Herzogs von Devonſhire. Vgl. Catalogue' of the Library at Chatsworth IV. 152. Früher gehörte es zur Bibliothek des Herzogs von Roxburghe, in welche es aus der Sammlung des Dr. Farmer gelangte. Der Umſtand nun, daß dieſer Dr. Farmer Bibliothekar der Univerſität Cambridge war, hat nach der mir freundlichſt mitgeteilten Anſicht des gegenwärtigen Inhabers jener Stellung, Henry Bradſhaws, den Irrtum veranlaßt, daß die öffentliche Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar des alten Druckes beſitzen ſolle: vgl. z. B. Lowndes's Bibliographer's Manual ed. Bohn p. 2826b. Im Jahre 1818 nun ließ der Herzog von Devonſhire das Gedicht in 32 Exemplaren (*'31 copies printed, and one on vellum'*, Lowndes ed. Bohn, Append. 2) für die Mitglieder des Roxburghe Club zugleich mit einer andern Seltenheit drucken: *The Life of St. Ursula. Guiscard and Sigismund. London: from the Shakspeare Press, by William Bulmer and Co. Cleveland-Row, St. James's. 1818.* In dieſem Neudruck, von dem die Königliche Bibliothek zu Berlin ein Exemplar beſitzt, ſind die Typen und Holzſchnitte des alten nachgeahmt. Wie weit er genau iſt, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt zu ermitteln. Eine Handſchrift dieſer Bearbeitung des Stoffes iſt nicht bekannt.

Den Namen des Dichters erfahren wir aus dem Titel des alten Druckes: *Guystarde and Sygysmonde. Here foloweth the amerous hystory of Guystarde and Sygysmonde, and of theyr dolorous deth by her father, newly translated out of laten in to engysshe* (so!) *by Wyllyam Walter seruaunt to syr Henry Marney knyght chaunceler of*

Digitized by Google

the duchy of Lancastre. Außer dem uns hier beſchäftigenden Gedicht verdanken wir William Walter noch einen Dialog in Verſen: *Spectacle of Louers,* und die Bearbeitung einer anderen Novelle Boccaccios: *The History of Titus Gesippus;* vgl. Warton ed. Hazlitt III. 188. Da, wie wir bald ſehen werden, Walter im Jahre 1532 noch lebte und ſchriftſtelleriſch thätig war, ſo muß man ihn zu den Dichtern aus der Zeit Heinrichs VIII. und nicht, wie Dunlop und Warton thun, zu denen aus der Zeit Heinrichs VII. zählen. Von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wir ſonſt nichts.

Warton, Dunlop und andere begehen ferner das Verſehen, daß ſie Walters Gedicht in Oktaven abgefaßt ſein laſſen. Die von demſelben gebrauchte Strophe iſt nämlich weder die eigentliche Oktave noch auch die oft fälſchlich ſo genannte achtzeilige Strophe Chaucers, ſondern die ſiebenzeilige Strophe Chaucers, die, um das hier gleich zu erwähnen, auch in den übrigen mittelengliſchen Bearbeitungen unſerer Geſchichte Verwendung gefunden hat.

Walters Werk iſt aber mit allerlei Zuſätzen in demſelben Versmaß von Robert Coplande verſehen worden, der ſich damals in Wynkyn de Wordes Dienſten befand. In einem vier Strophen umfaſſenden Prolog mit der Überſchrift: *R. Coplande to the translatour* lobt Coplande zunächſt den Dichter deshalb, weil er durch ſein Werk für die Beſchäftigung ſolcher ſorge, die ſonſt nichts zu thun hätten, wodurch er viel Unheil verhindere;

For surely ydelnesse is portresse of all synne
Euery vyce redy to lette in.

Die Gefahren des Müßigganges zeige das Schickſal der Sygysmonde. Coplande ſchließt mit den Worten:

Ergo good besynesse is gate of vertue.

Es iſt eigentümlich, daß Coplande auch ſeinen Prolog zu Walters *Spectacle of Louers* mit den Worten anfängt (Warton-Hazlitt III. 188):

Forasmuche as ydelness is rote of all vices.

Einen zweiten Zuſatz von drei Strophen (*R. Coplande to these louers in theffect of theyr loue*) finden wir nach der Strophe, in der Walter erzählt, daß Guyſtarde die ihm von der Prinzeſſin in ihrem Briefe gegebenen Weiſungen befolgen wollte. Hier hält Coplande den beiden Liebenden eine Strafpredigt wegen ihres Benehmens: er redet ſie dabei an:

O folysshe Guystarde, O vnwyse Sygysmonde;
O newe Pyramus, O yonge wanton Thysbe!

Dasſelbe unglückliche Liebespaar des Altertums (auch hier ſteht *Pyram* ſtatt *Pyramus*) fällt Coplande in der dritten Interpolation ein, in welcher

Digitized by Google

er nach der Entdeckung des Geheimniſſes abermals in drei Strophen über die Unbeſtändigkeit des Glückes jammert:

Unstable fortune tomblynge, as the see,
Than yse, more slypper, frosen after rayne!

Zum vierten Mal ergreift Coplande das Wort nach der Unterredung Tancredes mit ſeiner Tochter, um ſich über der letzteren Treue wieder in drei Strophen zu ergehen. Die gleiche Anzahl von Strophen widmet er etwas ſpäter der Grauſamkeit des Fürſten. Den Schluß des ganzen macht *The lenuoy of R. Coplande* in 5 Strophen. Das Büchlein (als *tragedy* angeredet) wird hier aufgefordert, zu ſeinem Überſetzer zu gehen und ihn um Verzeihung wegen etwaiger Verſehen des Druckers und um Berichtigung derſelben zu bitten;

And hym requyre accordynge to promys
His boke to acheue (he knoweth myne intent),
Whiche is of substaunce worthe many of this,
And more worthy, of mater excellent,
How be it with this I do ryght well assent,
That he with Pamphletes many doth occupy,
Whiche morall bokes redeth not wyllyngly.

Für den Fall einer neuen Auflage ſolle ſich das Büchlein alle willkürlichen Änderungen verbitten:

Correccyon I agre, but there a pause!
Folowe your copy, and lette thamendynge alone:
He may yll mende two tonges, that can but one.

In der letzten Strophe endlich wird das Gedicht aufgefordert:

And vnto them, whiche chayned be in loue, . . .
Gyue councell to leue sensuall delyte,
Take the as myrrour suche daunger to ensewe:
By harme of other they may the same eschewe.

Coplande hat alſo im ganzen 21 Strophen zugeſetzt: Walters Gedicht ſelbſt beſteht aus 71 Strophen. Bei Warton ed. Hazlitt III. 188 wird behauptet: *'It is in two books.'* Das iſt aber nur eine vom Herausgeber überſehene Spur von Wartons ſonſt berichtigter Identifizierung des walterſchen Gedichtes mit dem Druck einer Verſion einer anderen Bearbeitung desſelben Stoffes (N).

Der oben vollſtändig mitgeteilte Titel des Druckes bezeichnet Walters Werk als „jüngſt aus dem lateiniſchen ins engliſche überſetzt.“ Früher wurde häufig auch das italieniſche lateiniſch genannt. Dante ſpricht vom

Digitized by Google

vulgare latinum, Boccaccio vom *latino volgare* (Diez, Gr. I² 76). So lautet auch der Titel einer franzöſiſchen Überſetzung des Decamerone, die im Jahre 1541 gedruckt worden iſt und von der ſich ein Exemplar
1 in der Königlichen Bibliothek in Berlin befindet: *Le Cameron Autrement dit les Cent nouuelles: Composees en langue Latine par Jehan bocace: et mises en Francoys par Laurens de premier faict.* Aber auf dem Titel des engliſchen Gedichtes iſt „lateiniſch" im eigentlichen Sinne zu verſtehen. Walter hat nicht das italieniſche Original vorgelegen, ſondern eine lateiniſche Überſetzung desſelben. Ja, wahrſcheinlich hat Walter gar nicht einmal gewußt, daß er eine Novelle Boccaccios in Verſe brachte: wenigſtens deutet nichts darauf hin, daß er es wußte.

Es ſind zwei lateiniſche Bearbeitungen der Novelle vorhanden, beide ſtammen aus dem 15. Jahrhundert. Man findet ſie beieinander (freilich mit mancherlei Fehlern) in der *Istoria del Decamerone di Giovanni Boccaccio scritta da Domenico Maria Manni* (Florenz 1742), S. 247 ff. und 264 ff. Die erſte von ihnen iſt eine ziemlich genaue proſaiſche Überſetzung der Erzählung Boccaccios. Sie rührt her von Leonardo Bruni aus Arezzo, der, 1369 geboren, 1444 als Staatsſekretär der Republik Florenz ſtarb. Er ſchickte ſeine Überſetzung mit einem vom 15. Januar 1438 datierten Briefe an Bindaccio Ricaſoli, auf deſſen Anregung er ſie unternommen *'ea maxime suasione inductus, quod Franciscum Petrarcham, virum clarissimum, unam aliam eiusdem libri fabulam, Marchionis videlicet Montis Ferrati, in latinum vertisse cognoveram.'* Bruni kann nur die Geſchichte von der geduldigen Griſeldis meinen, deren Gatte aber nicht Markgraf von Montferrat, ſondern von Saluzzo war. Im Druck erſchien Brunis Überſetzung zuerſt 1471 in Rom: *Epistola Leonardi Aretini de amore Guiscardi et Sigismunde, filie Tancredi, principis Salernitani.* Später wurde aber die Erzählung ohne den Brief abgedruckt: er fehlt z. B. in drei undatierten alten Drucken der Berliner Königlichen Bibliothek. Der eine von dieſen (Xf. 11392), den ich im folgenden als A bezeichnen werde, führt den Titel: *De duobus amantibus Tractatulus Guistardo videlicet et Sigismunda Cum Epistola Sigismundi ducis austrie amatoria pulcherrima ad Lucresiam regis Dacie filiam.* Der zweite (Xf. 11393 = B) iſt betitelt: *Tractatulus de duobus amantibus de Guistardo videlicet et Gigismunda* (ſo!) *cum epistula Sigismundi ducis Austrie amatoria pulcherrima.* Der dritte (Incunab. 13210 = C) enthält unſer Stück im Anhang zur *Epistola poggij de morte Hieronimi ad leonardum aretinum.* Einen vierten Druck konnte ich leider nicht einſehn, da der Teil der Bibliothek, in dem er ſich befindet, wegen Umbaus unzugänglich war. Unſere Erzählung hat in jenen drei Drucken von orthographiſchen und

Digitized by Google

anderen nebenfächlichen Unterfchieden (ich folge A) abgefehen, den gleichen Spezialtitel: *Incipit historia de Sigismunda, vnica Tancredi principis salernitani, filia, et Guistardo adolescente, quem vnice adamauit, ab Aretino, exquisitissimo oratore, e greco in latinum traducta.* Der Urheber diefer Überfchrift weiß alfo nichts mehr von Boccaccio, den Brunis Brief erwähnt, und erfindet rafch ein griechifches Original. Ich benutze diefe drei Drucke, um die Lücke bei Manni S. 253 bei (2) auszufüllen: *Nec sane immerito [mihi merito* C*]; nam, nisi meum fallebatur [fallabatur A] iudicium, nulla laus illi tributa est, quam non mirificentius, quam a te dictum esset, adimpleret.*

Die zweite lateinifche Bearbeitung ift in Diftichen: wir verdanken fie Filippo Beroaldo, dem älteren, der, 1453 geboren, an verfchiedenen italienifchen Univerfitäten Profeffor der Rhetorik und Poefie war, zuletzt in Bologna, wo er 1505 ftarb. Im Druck erfchien feine Dichtung zuerft 1492 im Bologna. Manni S. 263 nimmt nach meiner Anficht mit Recht an, daß Beroaldo nicht fowohl das italienifche Original, als Brunis lateinifche Prolaüberfetzung in Verfe gebracht habe. Freilich genügt zur Rechtfertigung diefer Annahme nicht der einzige von Manni angeführte Grund. Er weift nämlich nur darauf hin, daß Beroaldo, wo er von der Verheiratung der Heldin fpricht, fagt:

Tandem campanus multis de millibus unus
Deligitur ductor,

wie es auch bei Bruni heißt: *filio campani [Campanie* die Drucke*] ducis in matrimonium [matrimonio* die Drucke*] collocata,* während bei Boccaccio von *un figliuolo del duca di Capova* die Rede ift. Diefe Übereinftimmung beweift deshalb nichts, weil Beroaldo ebenfo, wie Bruni, wiffen konnte, daß in der klaffifchen Sprache *Campanus* als Adjektivum zu *Capua* galt und *Capuanus* nur der Vulgärfprache angehörte (vgl. Klotz s. v.). Ja, man könnte es fogar für möglich halten, daß die eine oder andere Handfchrift des Decamerone die Landfchaft ftatt der Hauptftadt nannte; denn auch die Quelle, auf welche, wie wir fpäter fehen werden, die zweite und dritte mittelengliſche Verfion zurückgehen, muß eine folche Änderung gezeigt haben *(To marry hyr with [vnto* O*] the erle of Champayne* LO 11; *But shortly of Champayn [Cumpeny T] to* [fehlt N] *the dukys son He grauntyd hys doughter* NT 11). Auch dem Umftand darf man nicht allzuviel Gewicht beilegen, daß bei Beroaldo, wie bei Bruni, der Gifttrank, mit dem fich die Heldin tötet, nicht, wie bei Boccaccio, in die Schale mit dem Herzen gegoffen wird: *subinde [subindeque* die Drucke*] arreptum [acceptum* die Drucke*] poculum illud mortiferum imparida [impauide A] hausit,* heißt es bei Bruni und

Digitized by Google

Dixit et exprompto, quod fecerat ipsa, veneno
Ebibit imparide pocula mortifera

bei Beroaldo. Eine ähnliche Abweichung finden wir nämlich auch in der mittelenglifchen Verfion NT, wo es heißt Str. 131:

She toke, allas, the vyoll wyth the potion [poyson T],
That she had made afore, and drank vp the poyson,

obwohl fie auf diefelbe Quelle zurückgeht, wie die Verfion LO, die hier in Strr. 72-73 die Sache ganz, wie Boccaccio, erzählt. Die Änderung lag hier fehr nahe. Mehr aber, als die fachliche Übereinftimmung an diefer Stelle, beweift die Ähnlichkeit des Ausdrucks: *poculum mortiferum imparida* oder *imparide* bei Bruni und *imparide pocula mortifera* bei Beroaldo, während das Original ganz abweicht. Und eine folche Ähnlichkeit im Ausdruck zwifchen der lateinifchen Profa und den lateinifchen Verfen zeigt fich überall. Man vergleiche nur den Anfang. Nach Boccaccio war Tancredi *signore assai umano e di benigno ingegno*, nach Bruni *vir mitis quidem [qu.* fehlt den Drucken*] ac [et A] benigni ingenii.* Wenn wir nun bei Beroaldo lefen:

Huius erat mite ingenium moresque benigni,

fo fcheint mir die Folgerung unvermeidlich, daß er Brunis Profa vor fich hatte, in der er *mitis* für den Genitiv parallel mit *benigni* nahm. Ferner, wenn es im italienifchen Original heißt: *il quale in tutto lo spazio della sua vita non ebbe piu che una figliuola*, fo gibt das Bruni wieder: *hic toto vitae spacio sobolem nullam suscepit praeter filiam unicam [vnicam preter filiam suscepit* die Drucke], und aus *soboles* machte Beroaldo:

Filius huic nullus fuerat prolesque virilis.

Von Boccaccios Worten: *costei fu dal padre tanto teneramente amata, quanto alcuna altra figliuola da padre fosse giammai*, wich Bruni bedeutend ab, da er fchrieb: *filiam vero hanc Tancredus, ut unica erat, sic etiam unice dilexit [ita vnicam dilexerat* die Drucke*].* Auch hieran klingt Beroaldos Faffung an:

Diligit hanc genitor solam solamque requirit.

Und fo geht es weiter.

Wenn wir nun aber Walters Gedicht mit diefen zwei lateinifchen Faffungen vergleichen, fo ftellt es fich bald heraus, daß ihm die profaifche vorgelegen habe. Die poetifche ift vielfach nicht ausführlich genug. Ich werde die wenigen Stellen, die ich hier anführe, fo auswählen, daß fich aus ihnen auch zugleich ergibt, daß der Engländer nicht den italienifchen Urtext vor fich gehabt haben kann.

Digitized by Google

Bald am Anfang (in der 6. Strophe, wenn ich, wie auch im folgenden geſchehen wird, Coplandes Zuſätze mitrechne), erzählt Walter von Tancredes Liebe zu ſeiner Tochter:

So lothe he was to lese her company,
That no man coude haue her in maryage,
Tyll that she was aboue her lawfull age.

Der ſeltſame Ausdruck *aboue her lawfull age* wird erklärlich aus Brunis Überſetzung, die ich aus einem Grunde, der ſpäter klar werden wird, von nun an im weſentlichen nach A citiere: *tamen, quia eam a se diuelli egre patiebatur*, vltra legitimos annos *eam domi retinuit*. Walter wäre auf den Ausdruck nicht gekommen, wenn ihm Boccaccio ſelbſt vorgelegen hätte: *avendo ella di molti anni avanzato l'età del dovere avere avuto marito, non sappiendola da sè partire, non la maritava*, oder Beroaldo:

Sed pater in longum cupidos producit amantes
Et nectit varias callidus usque moras.

Ferner nach Walter Str. 15 übergibt Sygysmonde Guyſtarde das Rohr, in welchem der Brief verſteckt iſt,

Byddynge hym to bere it to her chambere
And to delyuer it vnto her mayd:
To kyndle the fyre it was good, she sayd.

Die metriſche lateiniſche Verſion iſt hier viel zu kurz. Dem Inhalt der ganzen Strophe Walters, deren letzte drei Zeilen ich angeführt habe, entſpricht ein einziges Diſtichon:

Littera dissecta celatur arundine furtim,
Quam dat amatori pulchra puella suo.

Daß ſie etwas dabei ſage, wird gar nicht erwähnt. Bei Boccaccio reicht ſie ihm das Rohr hin *dicendo: 'Fara 'ne questa sera un soffione alla tua servente, col quale ella raccenda il fuoco'*. Hätte dies Walter vorgelegen, ſo würde gewiß bei ihm nicht die Rede ſein von dem Zimmer und der Magd der Sygysmonde. Daß er aber die Heldin ſo ſprechen läßt, wird aus Brunis Faſſung begreiflich: *iubens, vt illam* [ſo B C, *ille* A] *ancille sue* [fehlt A gegen B C und Manni] *tradat per commodum instrumentum suscitandi ignis*. Hier iſt *sue* zweideutig: Walter bezog es anſtatt auf das Subjekt des Hauptſatzes auf das des Nebenſatzes.

Da Sygysmonde ſich gegen den Vorwurf, ſie hätte ſich einen unadeligen Geliebten ausgeſucht, verteidigt, läßt ſie Walter Str. 58 geltend machen:

Of one man we toke our orygynall:
Vertu maketh man to be excellent.

Digitized by Google

Whose dede is good, hym noble men may call,
Though your sayenge therto do not assent;
But ygnorant men thynke by theyr judgement,
He is noble, that is of greate estate.

Damit vergleiche man bei Bruni: *certum est omnes homines ab vno homine habuisse originem: virtus sola eos equaliter natos distinguit et, quorum opera excellunt, eos nobiles et claros reddit. et, quamuis vulgi opinio ignara quidem et indocta aliter sentiat* u. ſ. w. Man beachte namentlich *toke our orygynall* neben *habuisse originem*, und *ygnorant men* neben *vulgi opinio ignara*. Dagegegen heißt es bei Beroaldo:

Una est cunctorum prima et genitalis origo;
Omnibus est genitor Iuppiter estque deus.
Sola facit virtus generosum, sola beatum,
Sola potest mentes demeruisse probas.

Boccaccio aber hatte geſchrieben: *tu vedrai noi d'una massa di carne tutti la carne avere, e da uno medesimo creatore tutte le anime con iguali forze, con iguali potenze, con iguali virtù create. La virtù primieramente noi che tutti nascemmo e nasciamo iguali, ne distinse, e quegli che di lei maggior parte avevano et adoperavano, nobili furon detti, e il rimanente rimase non nobile. E benchè contraria usanza poi abbia queste legge nascosa* u. ſ. w.

In der nächſten Strophe fordert Sygysmonde ihren Vater auf, Guyſtarde mit ſeinen Edlen zu vergleichen:

Certes, yf ye wyll iustely consydre,
Of noblenesse he shall be specyall.
Noble vnnoble eyther ye may call:
Theyr byrthe and maners are full contrary,
From noblenesse they greately do vary.

Ich verſtehe zwar nicht recht den mittelſten der herausgehobenen Verſe, aber der genaue Anſchluß an Bruni iſt unverkennbar: *certe, si recte iudicare volueris, non dubito, quin ipsum omnium nobilissimum [nobilssimum* A] *fatearis; e contra vero istos nobiles tuos longe abesse a nobilitate.* Die entſprechende Stelle des Originals lautet: *se tu vorrai senza animosità giudicare, tu dirai lui nobilissimo, e questi tuoi nobili tutti esser villani.* Man beachte *certes* = *certe*, dem bei Boccaccio nichts entſpricht; *iustely* = *recte* gegenüber *senza animosità* und die Übereinſtimmung am Ende der angeführten Stellen bei Walter und Bruni gegenüber Boccaccio. Bei Beroaldo ſchließt ſich an die vorhin zitierte Stelle ſofort an (*virtus* iſt weiter zu ergänzen):

Digitized by Google

Haec in Guiscardo tam pura et clara refulget,
Ut fulget coelo Cynthia sidereo.

Dieſe Stellen dürften genügen, um jeden zu überzeugen, daß Walter Brunis Profaverſion vor ſich hatte. Weiter läßt ſich aber zeigen, daß Brunis Überſetzung Walter in einem Drucke vorlag und zwar in einem ſolchen, dem unter den drei von mir verglichenen A am nächſten ſtand. Zunächſt ſei hier angeführt der Anfang von Str. 56:

Guystarde I haue not loued faynedly,
As moost women be wont of theyr vsage.

Bei Manni, der Handſchriften folgt (vgl. S. 253 Anm. 2), leſen wir S. 252 f.: *Guiscardum vero non fato, ut multae solent mulieres, sed considerate ac deliberate, quem amarem, elegi,* was ſtimmt zu Boccaccios: *Guiscardo non per accidente tolsi* u. ſ. w. Beroaldo hat nichts entſprechendes. Es iſt klar, daß Walter mit *faynedly* nicht *fato*, ſondern *ficte* überſetzt hat, das alle drei Drucke geben: *Guistardum* (auch das *st* ſt. *sc* iſt zu beachten) *vero non ficte, vt plereque* (vgl. bei Walter *moost* gegenüber *multae* bei Manni) *solent facere* (fehlt C) *mulieres, sed cogitate deliberateque, quem amarem, delegi.*

Ferner fügt Walter Str. 21 bei der erſten Erwähnung der Grotte *(caue)* ſogleich hinzu:

Whiche was out of mannes remembraunce past.

Bei Boccaccio heißt es: *una grotta cavata nel monte, di lunghissimi tempi davanti fatta,* was Bruni nach Manni und der Editio princeps, von der ich mir den Anfang und den Schluß aus einem in der Bibliothek von Trinity College zu Cambridge befindlichen Exemplare abgeſchrieben habe, einfach durch *antiquum antrum* wiedergegeben hat, wozu wieder Beroaldos *vetus antrum* ſtimmt. In den drei alten Drucken zu Berlin aber ſteht: *quoddam antrum propter vetustatem longeui temporis [l. t. v.* C] *penitus obliuioni datum.*

Die Vergleichung der folgenden Stellen nun ſoll zeigen, daß die Vorlage Walters mit dem Drucke A nahe verwandt geweſen ſein muß. Die Worte Boccacios: *e il giovane* (Guiscardo)*, il quale ancora non era poco avveduto, essendosi di lei accorto, l'aveva per sì fatta maniera nel cuor ricevuta* u. ſ. w. hat Bruni nach Manni und der Editio princeps ſo überſetzt: *ipse nequaquam ingenio tardus de generosae mulieris mente ita illius amore incensus est* u. ſ. w. Auch hier ſchließt ſich Beroaldo wieder an Bruni, nicht an Boccaccio, an:

Digitized by Google

At iuvenis, cui nomen erat Guiscardus, acuto
Ingenio solers consilioque vafer
Cognovit flammas et se praesensit amari
Nec minus occultis ignibus ipse calet.

Bei Walter aber finden wir Str. 14 ausdrücklich bemerkt:

Eche of other was sore enamoured,
Yet none of them knewe the others mynde,

und an der Stelle, wo man nach Bruni erfahren ſollte, daß Guystarde die Liebe, welche die Prinzeſſin zu ihm hegte, gemerkt habe, leſen wir (Str. 13):

This yonge man lykewyse of wyt excellent
Perceyuynge the noblesse of this lady
In her loue so feruently he brent u. ſ. w.

Wir begreifen aber dieſe Faſſung vollſtändig, wenn wir in A finden: *ipse quoque nequaquam ingenio tardus generosua* (ſo gedruckt ſtatt *generosa*) *mente deprehensa mulieris ita illius amore incensus est* u. ſ. w. Walters *noblesse of this lady* entſpricht dem *generosa mente mulieris:* auch *lykewyse=quoque* beachte man. A ſteht hier Walters Vorlage näher, als BC, weil dieſe nur *tardus mente deprehensa mulieris* bieten.

Ferner erzählt Boccaccio, daß Ghismonda die Reden, mit denen der Diener ihr den Becher überreichte, erſt verſtand, als ſie das Herz in dem Becher ſah: *come il cuor vide e le parole intese,* was Bruni nach Manni überſetzt: *ubi cor aspexit, etiam verba cum ipsa re cognovit.* Bei Walter leſen wir aber in St. 71:

But, after this message was to her tolde,
She toke the cuppe with a sadde countenaunce.
The herte therin sadly she dyd beholde,
She pondred within her remembraunce:
That it was his herte, she had no doubtaunce.

Wie Walter auf *She pondred within her remembraunce* kommen konnte, wenn ihm Brunis Überſetzung in der obigen Faſſung vorlag, iſt gar nicht abzuſehen. In A heißt es aber: *vbi cor aspexit et verba secum ipsa recogitauit.* Walter brauchte nur *verba* zu überſehen, um zu dem obigen Vers zu gelangen. BC haben *verba secum ipsa recognouit,* was Walters Ausdruck auch nicht erklären würde.

Endlich ſeien noch drei Stellen angeführt, an denen A allein Zuſätze zeigt, die auch Walters Text vorausſetzt. Während Boccaccio nach der erſten Zuſammenkunft der Liebenden nur die Worte braucht *tornatosi nella grotta Guiscardo* und Bruni nach Manni dieſe durch *Guiscardus*

Digitized by Google

in antrum reversus est wiedergibt, läßt ihn Walter ausdrücklich ‚heimlich' zurückkehren (Str. 27):

Guystarde in to the caue went secretly.

In A leſen wir in Übereinſtimmung hiermit: *Guistardus in antrum, per quod descenderat, iterum reuersus est occulte.* BC haben zwar auch die zwiſchen *antrum* und *reuersus* ſtehenden Worte, aber *occulte* haben ſie nicht.

Ferner erzählt Boccaccio: *comandò adunque Tancredi che egli chetamente in alcuna camera di là entro guardato fosse.* Bei Bruni lautet die entſprechende Stelle nach Manni: *imperavit igitur Tancredus, ut secrete custodiretur.* Bei Walter beginnt aber Str. 41:

This prynce for this beynge full of sorowe
Commaunded hym to be kept in prysone.

Den Worten *for this beynge full of sorowe* entſprechen die in A nach *Tancredus* eingeſchobenen: *permaximo dolore anxiius* (ſo; das eine *i* am Ende, das andere am Anfang der Zeile). B und C zeigen den Zuſatz nicht.

Endlich folgt bei Boccaccio und bei Bruni, ſowie ſeine Überſetzung bei Manni vorliegt, am Schluſſe der Worte des Fürſten an ſeine Tochter auf ſeine Erklärung, daß Liebe und Zorn in ihm kämpfen, ſofort die Bemerkung, daß er, ehe er ſich entſcheide, erſt ihre Verteidigung hören wolle: *quorum alterum, ut ignoscam, alterum, ut saeviam, adhortantur* (ſo!). *sed, priusquam aliquod certi statuam* u. ſ. w. Bei Walter fängt aber, nachdem Str. 45 geſchloſſen hat:

Loue wolde the offence to be pardoned,
The trespace requyreth vengeaunce certayne:
Iustyce wolde punysshe, nature wolde refrayne,

Str. 46 ſo an:

Therfore my mynde as yet is varyable
Not knowynge, what to do, ne what counceyll
Sholde to this mater be moost profytable,
But I thought fyrst to knowe u. ſ. w.

Die erſten drei Verſe dieſer Strophe entſprechen nun dem Satze: *ergo, quid agam aut quid consilii capiam, indeliberatus hucusque permansi,* der in A zwiſchen *adhortatur* (ſo!) und *sed* ſteht. In B und C iſt dieſer Satz nicht zu finden.

Walter folgte ſeiner Quelle im Ganzen ſehr genau, doch iſt er viel wortreicher. So lag ihm für ſeine erſte Strophe vor (ich zitiere im Folgenden immer A und ziehe die übrigen Drucke und den Text bei Manni

Digitized by Google

nur ausnahmsweiſe hinzu): *Tancredus fuit* (dies Wort aus Manni, fehlt A B C) *princeps salernitanus, vir mitis et benigni ingenii, si modo senecta manus suas amantium sanguine non fedasset.* Daraus machte er:

Prynce of Salerne somtyme was one Tancrede,[1])
A noble man, gentyll, lowly and sage,
Greatly prayſed for his manhode and ded,
Yf he had not take vengeaunce in his age
Of two louers done by his fell courage:
For they loued eche other tenderly,
By cruell meane he caused them to dy.

Oder nehmen wir die Stelle, auf der Str. 10 beruht: *secum ipsa statuit, si fieri posset, secrete amantem aliquem generosi animi sibi ipsi exquirere.* Daraus macht Walter eine ganze Strophe:

Wherfore she concluded in her mynde
Some gentyll man for her louer to chose,
Whiche wolde vnto her be secret and kynde,
With whome she myght her pleasure somtyme vse.
The chaunce of loue she coude no wyse refuse:
Cupyde so sore her herte had set on fyre,
That nede she must accomplysshe her desyre.

Ich will nur noch eine Stelle anführen, an welcher Walters Wortfülle ſehr wenig angebracht iſt. Wie wirkungsvoll iſt bei Bruni (und Boccaccio) Guiscardos kurze Antwort auf Tancreds Vorwürfe: *princeps, multo maior est amoris potestas, quam tua aut mea!* Walter aber füllt mit Guyſtards Antwort faſt eine ganze Strophe (40):

The true louer answered pyteously
Unto Tancrede sayenge: 'syr, for certayne,
The harde chaunce of loue no man can deny:
It is greater, than is the power humayne.
From it I coude my selfe in no wyse refrayne.
Your puyssaunce may not vnto loue compare:
Loue is so greate, that it wyll no man spare.'

Gelegentlich motiviert Walter etwas, unabhängig von ſeiner Quelle. Während Bruni (nach Boccaccio) nur ſagt, daß Sigismunda niemanden ins Vertrauen ziehen wollte *(nec cuiquam alteri apperire mentem suam de ea re vellet)*, ſetzt Walter Str. 14 hinzu, daß dies deshalb geſchah, weil ſie fürchtete, daß dann ihr Vater davon erfahren würde:

1) Gedruckt *Tancerde*, wodurch der Reim zerſtört wird.

Digitized by Google

To none other she durst shewe her purpose,
Leest they to her father wolde it dysclose.

Ferner ſchickt nach Bruni (und Boccaccio) Sigismunda vor der erſten Zuſammenkunft ihre Hofdamen und Dienerinnen einfach unter dem Vorgeben weg, daß ſie noch ſchlafen wolle: *fingens se quiete somnisque indigere* (fehlt A, ſteht in BC und bei Manni, der übrigens vorher *requiei somnique* gibt) *ac eo pretextu comitibus ancillisque dimissis.* Bei Walter aber gibt ſie Str. 25 als Grund für ihr Ruhebedürfnis an, daß ſie in der Nacht vor Schmerzen nicht geſchlafen habe:

Sayenge, that nyght she coude not slepe for payne.

Während Bruni, wo er von der Entdeckung durch den Vater ſpricht, im Anſchluß an Boccaccio berichtet: *consueuerat enim Tancredus sine vllo comite in cubiculum filie descendere ibique sermone aliquo cum ea instituto aliquantulum morari et postmodum abire*, kommt Walter Str. 29 auf den wenig glücklichen Gedanken, den Vater mitunter auch auf dem Bette der Tochter ein Schläfchen machen zu laſſen:

Tancrede alone vsed customably
Unto his doughters chambre to resort
And on her bedde to slepe somtyme wolde ly
Or els with her to fynde some game and sporte:
In her talkynge he had full greate confort.
And, whan he had ben there a certayne space,
He wolde departe vnto some other place.

Daß es am Schluſſe (Str. 87) unmittelbar vor Coplandes Geleit heißt:

To these two louers Jesu of his grace
Graunt mercy and in heuen to hane a place. Amen,

wovon die Quelle nichts hat, daran iſt der mittelengliſche Stil für Schlüſſe ſchuld.

Manche Erweiterungen Walters ſind nicht gerade geſchickt. Da z. B. die Heldin ihre Liebe zu Guiscardo ihrem Vater gegenüber eingeſteht, erklärt ſie zugleich, dieſen weiter lieben zu wollen, ſolange ſie lebe, und, wenn das überhaupt möglich ſei, ſogar noch nach ihrem Tode: *quin etiam post mortem, si sensus aliquis remaneat tunc, illum quoque amabo.* Walter aber läßt ſie Str. 51 ſagen:

Yf loue may be, whan that the lyfe is past,
Hym for to loue my herte shall neuer sease,
But, and it may, it shall rather encrese.

Über eine Stelle, die ich hier auch erwähnen will, wird ſich mit voller Sicherheit nur urteilen laſſen, wenn die Vorlage Walters ganz genau er-

Digitized by Google

mittelt ſein wird. Bei der Unterſuchung der Grotte, durch die Guiscardo zu Ghismonda gelangen ſoll, kommt es der letzteren natürlich nur darauf an abzuſchätzen, wie tief dieſelbe iſt, damit jener für einen Strick ſorgt, der lang genug iſt. Aber nach Walter Str. 23:

Bothe length and depnesse she well regarded.

Bei Manni und in der Editio princeps leſen wir: *altitudinis etiam mensura illi* (fehlt Ed. pr.) *per litteras denotata.* Die Drucke zu Berlin haben *latitudinis* ſtatt *altitudinis.* Wenn dies auch Walter vorlag, ſo verdient er für ſein *depnesse* ſogar noch Lob: freilich hätte er ſich an dieſem Worte genügen laſſen ſollen.

Gelegentlich hat Walter aber auch einzelnes in ſeiner Quelle weggelaſſen. So gibt er die Vorausdeutung am Anfange nicht in Str. 6 wieder: *longeque melius secum actum fuisset, si filiam illam non suscepisset.* Ferner hat er die Rede der Heldin an ihren Vater etwas gekürzt. Er ignoriert z. B. den rhetoriſchen Übergang (Str. 57. 58): *uerum, vt omittamus hec et principia rerum complectamur,* ferner (cf. Str. 61. 62) die Behauptung: *multi preterea principes regesque post fuere, qui ab inicio tenues pauperesque nati sunt; multi etiam nunc inopes ac propriis manibus opus rusticum facientes vel pastoritiam exercentes, qui prius diuicijs abundarunt.* Wenn er endlich auch am Schluſſe dieſer Rede: *mulieris nunc more lachrimas sperge* (ſo A ſt. *sparge*) u. ſ. w. nicht wiedergegeben hat, ſo mag der Grund der geweſen ſein, daß ihm dieſe Worte in der Heldin Munde zu unkindlich ſchienen. Derſelbe Grund dürfte ihn beſtimmt haben, wenn er für die Worte ſeiner Vorlage bei der letzten Unterredung zwiſchen Vater und Tochter: *conserua lachrimas tuas ad casus illos, qui per te optati non sunt, nec michi ea impende, que nec desidero nec volo. et quis vnquam plorauit id preter te, quod concupiuit?* bloß den einen ziemlich harmloſen Vers ſetzt (Str. 85):

She prayed hym to cease so for to raue.

Ungern mißt man manche kleine Züge der Quelle; ſo die Schwierigkeit, die die Prinzeſſin hat, die Thür zu der Grotte zu öffnen: *ipsa longo licet conatu aperiendi ostium adinuenerat* (*adinuenerit* A) *facultatem.* Walter St. 23 ſagt nur:

Of the sayd caue she founde the entrynge soone.

Ferner wie anſchaulich wird uns von Boccaccio und Bruni Guiscardos erſtes Hinabſteigen in die Grotte geſchildert: *ligatoque funis altero capite ad arbustum quoddam in ore foraminis natum.* Walter Str. 24 erzählt nur:

And by a rope in to the caue dyd slyde.

Digitized by Google

Mißverſtändniſſe der Quelle oder ſchiefe Auffaſſungen ihrer Worte finden ſich bei Walter mehrfach. Es iſt dies z. B. der Fall bei der Schilderung der Eigenſchaften der Heldin, wo ihm ſeine Quelle bot: *ingenio autem et intelligentia maior, quam fortasse conueniret mulieri.* Dafür gibt Walter Str. 8:

Her maner and wysdome commendable,
In all her dedes she was excellent
More, than to woman is expedyent.

Ferner, während Boccaccio abſichtlich die thränenloſe Tochter dem weinenden Vater gegenüberſtellt und dem entſprechend auch Bruni ſie nur dem Weinen nahe ſein läßt (*Sigismunda vero, postquam Guistardum captum et suos amores intellexerat patefactos, incredibili perculsa dolore vix a muliebri ploratu sese potuit continere et vociferatione*), läßt ſie Walter kläglich weinen und beinahe in Ohnmacht fallen (Str. 47):

For sorowe her herte in two dyd nyghe breke,
Unneth from sownynge she coude her selfe kepe,
But lamentably she full fast dyd wepe.

Ähnlich iſt auch ſogleich im folgenden die feine Zeichnung Boccaccios verwiſcht. Während in der Quelle die Heldin ihrem Vater *constanti vultu fronteque elata* (ſo A B C; *clara* Manni) antwortet, runzelt ſie bei Walter (Str. 48) die Stirn:

For angre she knyt the browes and vysage.

Ferner beginnt die Rede der Prinzeſſin in der Quelle mit den Worten: *Tancrede, neque negatura equidem neque deprecatura sum, quoniam alterum mihi prodesse non potest, alterum, nolo, vt prosit.* Bei Walter aber fängt ſie (Str. 49) ſo an:

Father, your mercy I wyll not requyre:
Syth your mynde is my louer for to kyll,
I shall nothynge optayne of my desyre,
And as for me it shall be at your wyll,
Whyder that ye wyll my lyfe do saue or spyll:
The one, I knowe well, I shall neuer get,
The other to haue I do not couet.

Walter hat offenbar nicht verſtanden, daß das erſte *alterum* der Vorlage auf *negatura*, das zweite auf *deprecatura* geht.

Aus derſelben Rede muß ich noch eine zweite Stelle hervorheben. Die Prinzeſſin wundert ſich, wie Tancred hinter ihr Geheimnis gekommen ſei: *hoc autem vndecunque tibi indicatum sit vnde seu* (ſo A B C; bei

Digitized by Google

Manni für die beiden letzten Worte *vel undecunque) cognoveris (nescio* zugefügt bei Manni), *equidem (tamen* zugefügt bei Manni) *non inficior verum esse.* Walter aber läßt Sygysmonde (Str. 55) fagen:

But of your knowlege I greatly meruell,
The entrynge therof [of the caue] how that ye coude tell.

Im weiteren Verlauf des Gedichtes kommt auch die Botfchaft, mit welcher Tancred feiner Tochter Guiscardos Herz übergeben läßt, bei Walter nicht ordentlich heraus. A B C bieten: *pater tuus hoc tibi dono mittit, vt consoletur te de ea re, quam plurimum amas, quemadmodum et tu eum de ea, quam ipse plurimum amabat, consolata es.* Bei Manni freilich fehlen zwifchen *te* und *et* die Worte *de ea re quam plurimum amas quemadmodum* und außerdem fteht hier (außer *donum* ftatt *dono*) *ipsa . . . amabas* ftatt *ipse . . . amabat.* Bei Walter lautet die Botfchaft (69. 4—7):

your father sendeth you this present,
That you sholde take conforte, is his entent,
Of that, whiche ye loued best in your mynde,
Whome ye haue founde so stedfast, true and kynde.

Man könnte meinen, daß Walter die Stelle in ähnlicher Verderbnis, wie wir fie bei Manni finden, vorgelegen habe, aber vielleicht beruht feine Überfetzung doch nur auf flüchtiger Lektüre der Worte feiner Vorlage.

Auch die Anrede Sygysmondes an das Herz Guystards ift Walter nicht gelungen. Lateinifch lautet der Anfang: *o iocundissimum hospicium voluptatum mearum, pereat illius crudelitas, qui, vt te oculis meis conspiciam, fecit. nam satis erat animo et mente intueri. peregisti cursum tuum et, quem fortuna tibi dedit, functus es fine.* Wahrfcheinlich wollte Walter nicht die Tochter den Vater verwünfchen laffen und hat deshalb die Stelle gemildert: aber außerdem fcheint er fich den Sinn der Worte *qui—intueri* nicht klar gemacht zu haben. Er gibt den Anfang der Anrede Str. 77 fo:

O noble herte, the pleasaunt hospytall
Of my desyre, whiche by great cruelte
Hast fynysshed for me thy lyfe mortall.
To knowe thy dethe it had suffysed me,
Though with myne eyes I dyd it not se.

Auch der Schluß der Anrede (Str. 79) erfcheint der Vorlage gegenüber als entfchiedene Verfchlechterung.

Digitized by Google

I can desyre no better company,
Than thy noble herte, at my departynge,
For to the it is ryght necessary
To haue knowledge of my lyfe endynge.
My soule with thyne to be is desyrynge,
Ensemble that they may go theyr passage,
Where pleaseth god, to theyr last pylgrymage.

Im 4. Vers habe ich *the* vor *endynge* getilgt. Walters Vorlage gibt zunächſt: *hijs vero solutis, vt anima mea cum tua coniungatur, affecto.* Walters *desyrynge* beruht wohl auf dieſem *affecto*, doch iſt das letztere nur ein Verſehen für *efficiam*, das C und Manni haben. Es heißt dann weiter: *quo enim comite iocundius mihi esse posset iter ad illa loca et tutius?* (vgl. V. 1—2 und 6—7). *persuadeo enim mihi animum tuum hic adesse et circum volitare loca sue voluptatis contemplantem, cumque adhuc amore mei teneatur, me prestolatur ac sine me abire non vult.* Statt dieſer rührenden Gedanken hat Walter nur die matten Verſe 3 und 4.

Die Verſe Walters ſind ziemlich glatt. Doch ſcheint er oft nur die Silben zu zählen. Durch den Reim bindet er ſehr häufig ſchwache Präterita und Partiz. Paſſ. auf *ed* ohne Rückſicht auf die regelrechte Betonung der Verba: z. B. Str. 11 *fórnysshèd: régardèd: éspyèd;* Str. 17 *pérceyuèd: súpprysèd: désyrèd;* Str. 22 *éspyèd: dýsusèd: fást barrèd.* Ungenaue Reime ſind verhältnismäßig ſelten: man vergl. z. B. *chose: vse: refuse* (alles Inff.) 10; *dore* (ne. *door*): *sure* 25. Die Sprache ſteht der neuengliſchen Schriftſprache nicht mehr ſehr fern.

Von Litterarhiſtorikern und Bibliographen iſt mehrfach mit Unrecht behauptet worden, daß eine neue Ausgabe von Walters Gedicht 1597 erſchienen ſei. So heißt es von ihm bei Lowndes ed. Bohn: *"Reprinted in 'Certayne worthye manuscript Poems of great Antiquitie'. 1597".* Vollſtändig lautet der Titel der hier zitierten Publikation: *CERTAINE WORTHYE MANVscript Poems of great Antiquitie Reserued long in the Studie of a Northfolke Gentleman. And now first published By I. S. The statly tragedy of Guistard and Sismond. The Northren Mothers Blessing. The way to Thrifte. Imprinted at London for R. D. 1597.* Intereſſant iſt es, daß das Büchlein: *To the worthiest Poet Maister Ed. Spenser* gewidmet iſt. Das uns hier allein angehende erſte Gedicht iſt in zwei Bücher geteilt. Mit der Strophe, die erzählt, daß Tancred oft ſeine Tochter zu beſuchen pflegte, ſchließt das erſte Buch, alſo an einer Stelle, wo gar kein Ruhepunkt iſt. Dieſe Teilung rührt ſicher nicht vom Dichter her. Ich kenne dieſe *statly tragedy* nur aus einem Neudruck, der aber ebenfalls eine buchhändleriſche Seltenheit iſt: *'Edinburgh: Reprinted by James*

Digitized by Google

Ballantyne & Co. 1812.' In dem Exemplar, das das Britiſh Muſeum von dieſem Neudruck beſitzt (11623 aa. 34), findet ſich die folgende handſchriftliche Bemerkung: *A reprint of 25 copies of this work was taken off at Edinburgh in 1811. They were immediately bought up at high prices by Bibliographers: but it is to be regretted that no memoir accompanied the new impression. Of the author indeed nothing seems to have transpired. R. P. G. Edin. 10 May 1814. Restituta Vol. 1. p. 375.* Da die Handſchrift, auf welcher der Druck von 1597 beruht, nach der Angabe auf dem Titelblatt ſich in Norfolk befand, bezeichne ich dieſe Verſion der Geſchichte als N.

Es iſt aber, ſoviel ich ſehe, noch nicht bemerkt worden, daß von der dieſem Druck zu Grunde liegenden Bearbeitung auch eine Handſchrift erhalten iſt. Es iſt dies eine Papierhandſchrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts in der Bibliothek von Trinity College zu Cambridge (R. 3.19), die ich mit T bezeichne: das Gedicht von *Gwystard and Seiesemonde*, wie der von einer ſpäteren Hand am Anfang und am Ende zugeſetzte Titel lautet, nimmt Fol. 26r—49v ein. Daß T mit der für N benutzten Handſchrift nicht identiſch iſt, ergibt ſich ſchon daraus, daß dieſe einerſeits zwei Lücken hatte (Str. 25,4—28,3 und 132,2—138,7 von T fehlen in N), andererſeits aber wohl auch zwei Strophen mehr zeigte, als T (die eine zwiſchen Str. 4 und 5 und die andere zwiſchen Str. 45 und 46 von T: ſie ſind zwar ohne Zweifel unecht, aber doch wohl nicht erſt beim Drucke zugefügt): dazu kommen dann die vielen Varianten in N und T. Die beiden Texte ſind unabhängig von einander. Da ſich bei N öfter der Verdacht der Modernisierung und willkürlicher Änderung aufdrängt, ſo muß man ſich im allgemeinen an T halten: doch hilft N gelegentlich einen Fehler in T verbeſſern. Der Schluß, den beide Verſionen zeigen (Str. 134—150 T, 138,8—150 N), iſt identiſch mit dem Schluß der dritten Bearbeitung. Entweder iſt die zweite Bearbeitung nie fertig geworden oder die Handſchrift, aus welcher die beiden erhaltenen Verſionen derſelben ſchließlich ſtammen, war nach einer verſtümmelten Vorlage geſchrieben und nahm deshalb den Schluß aus einer anderen Bearbeitung.

Dieſe dritte Bearbeitung liegt in zwei Handſchriften vor. Die eine von dieſen, die ich L nenne, iſt noch eine Pergamenthandſchrift aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie befindet ſich jetzt unter der Bezeichnung Add. 12, 524 (bei Warton-Hazlitt III. 188 iſt durch ein Verſehen die Nummer 12, 124 angegeben) im Britiſh Muſeum zu London, in welches ſie durch Kauf aus der einſtmaligen Bibliothek von Horace Walpole kam; vgl. die Notiz auf dem Vorſatzblatte: *Purch^d at the Straw-*

Digitized by Google

berry-Hill Sale, 30 Apr. 1842. Nachricht über noch frühere Beſitzer der Handſchrift gibt die Bemerkung auf Fol. 1a oben: *Mr. Smiths gift R. A. Thoresby.* Eine moderne Abſchrift des Gedichtes aus Add. 12524 mit einigen bibliographiſchen Notizen befindet ſich ebenfalls im Muſeum als Add. 20775 *'Purch^d of Mrs. J. Holmes 26 May 1855.'* Unſerer Erzählung geht in L voran das letzte Drittel von Chaucers Legende von guten Frauen, das daraus abgedruckt iſt in den Supplementary Parallel-Texts of Chaucer's Minor Poems ed. F. J. Furnivall p. 109 ff. Auf Fol. 18v *Incipit Legenda Sismond.* An deren Schluß Fol. 28v heißt es: *Explicit legenda Sismond. heyr endyth the legende of ladyse and begynneth the compleynte of Mars and Venus.* Der Schreiber hat alſo die Geſchichte von Sismond zu den Legenden von den guten Frauen gerechnet.

Eine zweite Aufzeichnung der dritten Bearbeitung befindet ſich auf der Bodleiana zu Oxford in einem der Rawlinson MSS. (Rawl. C 86). Dieſe Papierhandſchrift, die ich mit O bezeichne, ſtammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: auf Fol. 174r befindet ſich ein lateiniſches Gedicht auf den Tod Eduards IV, das ſo anfängt:

Carmina qui letus cecini, cano tristia mestus.
Heu pater, heu pastor, heu rex, heu bellicus armis,
Heu doctus Salamon, Ionothas, Arturus in hostes,
Heu vere legis custos, heu gloria plebis,
Edwardus quartus, Anglis rex et decus orbis,
Tollitur a nobis, rosa mundi solque triumphi.

Unſer Gedicht ſteht von derſelben Hand geſchrieben, der wir die Aufzeichnung des eben zitierten lateiniſchen verdanken, auf Fol. 143v—155r. Es geht ihm aber hier 143r der letzte Teil (17 Verſe) eines Prologs vorher. Die erſten erhaltenen Verſe lauten:

Eche to othir thay suffir most payne.
The wykked daunger and envyous jelosye
Be ay redy in couers to espye
Wyth myschef doing theyre vtmost deuour
All treve louers to parte and disseuyr,
As ye schall here the lyke case,
Betwene ij louers don as it was.

Die letzten:

O lady Venus, the hygh and myghty goddesse,
Ye shulde haue kythed your gentilnesse:
Fortune and ye all myghte haue sauyde,
Whos corsis now lyeth in thayre chestys grauyd.
Explicit prologus.

Digitized by Google

Eine andere Hand aber hat ſchon über das vorhergehende Gedicht auf Fol. 142v geſetzt *Guystard and segismonde.* Aber dieſes hat mit der Erzählung nichts zu thun. Der Inhalt der vier ſiebenzeiligen Strophen iſt nur eine Umſchreibung des erſten und des letzten Verſes:

O wofull worlde deceyvor of mankynde und
Now blissed is he, this worlde that can despise.

Die Handſchrift O hat 87 Strophen, L dagegen 89, indem hier am Schluſſe noch das folgende Geleit ſteht:

Go forth, lytill tayle full bare off eloquens,
Vith humble sprete make thi supplicacioune.
Prey all tho, ther as thou comyst in audiens,
To haue piete on thy symple translacione
Oute off prose by myne vnkonnyng directioune
Made in balade, wherfor myne innocence
Submytting lawly vn to coreccioune
And supportacioun of youre benevolence,

Besekyng all the maisters of this science
Me holde excused, for goode ys myne entencion.
Thogh I florysh nat with metyr and cadence
Off rethoryk and poetry makyng mencioune
(Such clerkly werkys passith my discrecion),
Nat withstonding, if here be fawte or offens,
Speke to Gilbert Banester, which at the mocioune
Off John Raynere this made aftir the sentence.

Alſo zwei achtzeilige Strophen mit der Reimſtellung *ababbaba* und dem gleichen Reim in beiden. Wir erfahren hier den Namen des Dichters: *Gilbert Banester,* ſowie daß er ſein Gedicht, das er als *symple translacione oute off prose* bezeichnet, auf die Anregung eines *John Raynere* verfaßte.

Dieſen beiden in je zwei Texten vorliegenden Verſionen nun ſind 17 Strophen am Schluß gemeinſam: Str. 134—150 in T N ſind gleich Str. 69—71 und 74—87 in L O. Ich ſetze als Beiſpiel her Str. 143 TN = 80 L O: ich folge in der Schreibung L, doch verlaſſe ich deſſen Lesarten, wenn ſie durch die übrigen Handſchriften als falſch erwieſen werden. In die Varianten ſind graphiſche und dialektiſche Abweichungen nicht aufgenommen.

The wofull fader so sory in that stounde
Seyng hys moste joye off the worlde agone,

Digitized by Google

He made a grete skryke fallyng to the grownde,
No mo wordys spak, but dede, as stone!
Thus was there sorow and mone vpon mone;
Vherfor it hath be spokyn fer agoo:
'Ane hasty creature neuer wanteth woo'.

1 *sore* O, *wofull* T 2 *off the*] *in this* N ‖ *ygon* N, *is agon* O 3 *krygh and fell to grownde* L 4 *more* T ‖ *spake he* N ‖ *stone*] *a stone* O, *any st.* T N 5 *Thys* T ‖ *there*] *their* N, *hyr* T ‖ *sorow*] *griefe on griefe* N 6 *fer*] *aforne* L, *long* N 7 *That an* T N *creature*] *man* O ‖ *want. neu.* T N ‖ *wanted* O N.

Die Gründe nun, die mich beſtimmen anzunehmen, daß die den beiden Bearbeitungen gemeinſamen Strophen urſprünglich L O angehörten, ſind die folgenden. In L O ſtehen zunächſt zwiſchen den Strophen, die jene mit T N gemeinſam haben, zwei (72 und 73), die in T N fehlen (ich folge in der Schreibung auch hier L):

72 Vhen she this hewy wordes sayde had,
She rose vp and ane almery vntyned
In hyr chawmer, vhere in she had made
In a pott herbys to be envenymed.
Allace, this sorow may not welle be rymed!
For she afore previded and kan revolue
This poysoune in vater for to dissolue]

73 To fynd redy, vhat case so euer shulde befall.
Powryng the cope of golde full complete,
Vher as the hert was, water and blode with all,
She drank it of, as it wor hony suete.
Ther nas no fere nor drede, that she tooke to kepe,
But leyd hyr doune on bed abydyng deth,
Tremelyng and quakyng, fast drawyng after breth.

72, 2 *ane*] *in ane* L, *in an* O ‖ *vntumed* L 4 *of herbis* O ‖ *envenomed* O 7 *for* fehlt O 73, 3 *Wherin the* O 4 *as it had be sugar swete* O 5 *was* L ‖ *no* f. O ‖ *drede ne fere* O 6 *vppon her bed* O 7 *and* fehlt O.

Es entſteht nun die Frage: was läßt ſich leichter begreifen? daß dieſe zwei Strophen in der Handſchrift, aus der L und O gefloſſen, dazugedichtet oder daß ſie in der Handſchrift, aus der T und N ſtammen, weggelaſſen worden ſind? Ich glaube, man kann nicht umhin, das letztere anzunehmen. Die beiden Strophen mußten in T N weggelaſſen werden, weil, was ſie enthalten, in dieſer Verſion ſchon vorher vorgekommen iſt. Von der Zubereitung des Giftes iſt ſchon Str. 119 die Rede geweſen (ich folge in der Schreibung T):

Digitized by Google

Sismound,
Whyche hath don hyr dylygence and also besy cure
Entendyng hyr owne cruell deth to procure
Of herbys and rotys to make a pocion
Myxt in a lytell vyoll wyth venemous poyson.

[4] *hath don*] *doth* N ‖ *hyr*] *her* N, *hys* T ‖ *and also*] *with* N [5] *cruell* f. N ‖ *for to* N [6] *a potion* N, *poyson* T [7] *lytell* fehlt N.

Das Leeren des Giftbechers aber wird Str. 131 erzählt:

Allas, my wofull pen soroweth for to wryte
Thys lamentable ende of thys tragedy.
Who coude wythout wepyng thys matyr endyte,
To se so feyre a creature to dy so wrechydly,
Of bewte feyrest and welle of curtesy?
She toke, allas, the vyoll wyth the pocion,
That she had made afore, and drank vp the poyson.

[1] *for* fehlt N [2] *That* N ‖ *of*] *for* T 4 zweites *to* f. N [3] *feyrest*] *surmounting* N [6] *potion* N, *poyson* T.

Auch der Anfang von Str. 132 sei noch angeführt, welcher dem Schluß von 73 L O entspricht:

Aftyr she had dronk that pestyferous draught,
Hyrsylf opon the bed full carefully she layde,
And deth wythout tareyng anon dyd hyr assaut u. s. w.

Daß unter diesen Umständen jene nur in L O erhaltenen zwei Strophen in der Handschrift, aus der T N stammen, weggelassen wurden, ist also nicht nur begreiflich, sondern war sogar notwendig. Wäre aber der gemeinschaftliche Schluß ursprünglich der Bearbeitung T N eigen gewesen, so wäre nicht zu verstehen, warum die Ergänzung der Bearbeitung L O aus jener erst bei Strophe 134 angefangen hätte, statt schon bei Str. 131, in welcher der Ergänzer nur in V. 6 nötig gehabt hätte den bestimmten Artikel beidemal in den unbestimmten zu verwandeln: die Zudichtung der zwei Strophen wäre dann überflüssig gewesen.

Ferner, während in L O alles an der richtigen Stelle steht, ist dies in T N nicht der Fall. Wenn in T in Str. 133 (in N fehlt diese) erzählt wird, daß sich die Hofdamen über das Benehmen ihrer Herrin sehr verwunderten,

And what the hert pretendyd wyth blood al bespraynt
There lying in a cowpe, wyth watery teres draynt,

und daß sie so wehklagten, daß ein Mann darüber geweint hätte, so ist man erstaunt, daß es dann Str. 134 heißt:

Digitized by Google

For they the aventure nothyng wyst ne knew, [anon blyue
That [l. What] was the cause of theyr [l. hyr] sorow, but
They all wepyd for pyte and on hyr gan rew.

Hier iſt eine deutliche Naht. Aber man wundert ſich noch mehr, wenn die Strophe ſo fortgeht:

Praying her gretly hyr spyrytys to reviue,
But in the poynt [l. port] of dyspeyr playnly to aryve
She purposed, so that wyth joy ne wyth gladnes
Ne cowde they hyr chere: so moche was hyr heuynes.

Dieſe Verſe ſind in T nicht an ihrem Platze, da ſie hier erſt kommen, nachdem bereits erzählt worden, daß die Heldin den Giftbecher getrunken; da alſo die Abſicht, von der in ihnen die Rede iſt, bereits ausgeführt iſt. In L O aber (Str. 69) ſtehen ſie an der richtigen Stelle vor der Ausführung des Entſchluſſes (73).

Ferner, ehe die Prinzeſſin den todbringenden Trunk thut, redet ſie bei Boccaccio das Herz ihres Geliebten an: *oh molto amato cuore, ogni mio ufficio verso te è fornito; nè piu altro mi resta a fare, se non di venire con la mia anima a fare alla tua compagnia.* Und ſo iſt es ganz in der Ordnung, wenn in T N vor 131. 132 (ſ. S. 87) ſteht:

130 O ioyfull hert, o amyable amour,
Now lacketh ther nothyng requyred of dewte
Vnto the dedly fyne and funerall honour,
Save oonly that I myght now folow the.

[1] *amour*] *mirrour* N [2] *nought* N [3] *the* fehlt N [4] *this that* N ‖ *now* fehlt N.

Und ebenſo iſt es verſtändlich, daß wir in L O vor 72. 73 (ſ. S. 86) leſen:

71 And euer she sayde withoute speche cessaunte:
'O right derworth biloued suete hert,
Honoure the I shall, vhyl I am vivaunte,
And, when the soule from my body doth stert,
To the felyship off thyne it shall adwertt.
Vhere euer it become in wo or welle,
I gyf no fors, so it may the sequele.'

[1] *dereworthy* L [4] *my*] *the* L [5] *aduert* O, *awertt* L [7] *may be the sequile* O.

Aber man wundert ſich dieſe 71. Str. von L O, der doch inhaltlich Str. 130 in T N entſpricht, auch in T (N hat hier die eine der oben erwähnten zwei Lücken) als Str. 136 zu finden mit nur wenigen Varianten von dem obigen Text: 1 *myth mornyng chere vnfessaunt* 2 *right* fehlt 4 *out of ‖ yts stert* 6 *com* 7 *so that hit may thyne sequele.*

Digitized by Google

Wir werden ferner im Verlauf der weiteren Unterfuchung fehen, daß L O viele Abweichungen von Boccaccio zeigen, während in T N 1—133 zwar auch viele Zufätze und Erweiterungen vorhanden, aber andererfeits doch alle wefentlichen Züge der urfprünglichen Faffung beibehalten find. Deshalb ift für unfere Frage auch der Umftand von Bedeutung, daß die Gefchichte in L O und T N nicht mit dem Begräbnis der beiden Liebenden durch den zu fpät bereuenden Vater fchließt, fondern mit dem Tode des Vaters an der Leiche der Tochter. Diefe Änderung überrafcht durchaus nicht, wenn der Schluß von derfelben Hand herrührt, wie L O 1—68, wäre aber auffällig für den Dichter von T N 1—133.

Endlich bedenke man, daß das Vorhandenfein des Geleites in L mit dem Namen von Gilbert Banefter als dem Verfaffer und von John Raynere als dem Veranlaffer des Gedichtes nur natürlich ift unter der Vorausfetzung, daß diefe Bearbeitung immer vollftändig war. Bei der Annahme, daß der gegenwärtig gemeinfchaftliche Schluß in L O entlehnt fei, wären zwei Möglichkeiten zu erwägen: die eine ift die, daß auch das Geleit entlehnt wäre (und dann wäre natürlich Gilbert Banefter der Dichter von T N); die andere die, daß, während der urfprüngliche Schluß der eigentlichen Erzählung in der Bearbeitung L O verloren ging, etwa durch Ausreißen zweier Blätter in einer Handfchrift, das Geleit, mit dem ein neues Blatt anfangen konnte, fich erhalten hätte. In jedem diefer zwei Fälle würde der Ergänzer ein wenig gewiffenhafter Menfch gewefen fein, wenn er das Geleit entweder aus der anderen Bearbeitung mit aufgenommen oder in derjenigen, die er ergänzte, nicht geftrichen hätte.

Aber der Schluß ift nicht das einzige, was Gilbert Banefters Gedicht mit dem anonymen gemein hat. Wie ich nämlich fchon oben S. 70 angedeutet, müffen beide direkt oder indirekt auf diefelbe Quelle zurückgehen, die nicht Boccaccios Erzählung war und keine der lateinifchen Überfetzungen, die übrigens auch fchon aus chronologifchen Gründen ausgefchloffen wären. Nur durch diefe Annahme erklärt fich die Übereinftimmung der beiden Gedichte in einer Anzahl von Punkten.

Tancred als Herrfcher und Menfchen fchildert Boccaccio nur ganz kurz: *Tancredi, Principe di Salerno, fu signore assai umano e di benigno ingegno.* Diefen wenigen Worten ftehen in T N beinahe zwei ganze Strophen, in L O fogar vier Strophen gegenüber. Das würde freilich an fich nichts beweifen, wenn nicht im einzelnen Übereinftimmungen vorhanden wären. Man vergleiche aber T N 1, 2, wo Tancred genannt wird:

Floure of knyghthode and myrrour of provesse,

mit L O 1, 6. 7:

Digitized by Google

hys cowrte wes off such prowes,
All people drugh thider to seike honour with nobles.

Ferner T 1, 3 (N hat geändert):

Whiche reioysyd euer hys pepyll to gouern

gegenüber L O 1, 3:

Which that honorably gydyd hys province.

Sodann T N 1, 5:

Euery (Iche N*) man musyd (reioyced* N*) of hys gret noblenesse*

und L O 1, 4:

That through the worlde sprang hys grete fame.

Endlich T N 2, 1. 2 (doch ist der 2. Vers in N geändert):

Hys lawes he kept so iustly thorough all the prouynce
Repreuyng all ryot

und L O 3, 1—3:

And kept hys people euer wndyr such awe:
They neuer dorst rebell agaynest hys highnes;
For treuely he executyd sso hys lawe u. s. w.

Weit beweiskräftiger ist aber die folgende Übereinstimmung. Von der Mutter der Heldin ist bei Boccaccio gar nicht die Rede. In T N lesen wir aber (Str. 3):

A wyfe he toke, whyche was com of blod ryall,
But, of what auncetre or of what lynage,
What was hyr name or what men dyd hyr call,
Nought sayth mine auctor; but of som hygh parage,
Men may well know: she was ryche in maryage
To be ioynyd wyth suche a prince, as was thys Tancred:
Therfore I passe ouyr, I take therof none heed.

[1] *was* fehlt N [2] *auncetre*] *prince* N ‖ *or yet* N [4] *Nought sayes mine Author* N, *Forsoth I cannat sey* T ‖ *som* fehlt N [5] *she was r.*] *that thus* N [6] *To be*] *Was* N ‖ *suche*] *so high* N ‖ *thys Tancret* T, *Tancrede* N 7 zweites *I*] *and* N ‖ *no kepe* T.

Damit vergleiche man L O 5:

Weddyd was thys prince vnto a lady
Born off blode ryale and stoke off gentylnesse.
I kan nat seye, off what kyn or auncetrye:
It berith in myn autor no witnesse;
But thys I wote, she was to hym prynces,
Which was full goode, right plesaunte and feyre.
By hyr he gat a doughter, which was hys eyre.

[1] *to* O [2] *kyn*] *blode* O ‖ *or*] *ne* O [4] *no*] *in* O [5] *thys*] *thus* O [6] *full*] *both* O ‖ *right* fehlt O [7] *bygat* L.

Digitized by Google

Hier iſt die Übereinſtimmung zwiſchen T N und L O ſo groß, daß wir behaupten dürfen, die gemeinſchaftliche Quelle habe an dieſer Stelle etwa gelautet: „Der Fürſt war mit einer Dame aus königlichem Blut verheiratet, aber mein Gewährsmann berichtet nicht, aus welchem Geſchlecht ſie war: doch, daß ſie vornehmer Herkunft war, folgt ſchon daraus, daß ſie einem ſolchen Fürſten vermählt wurde."

Während ferner bei Boccaccio die Heldin erſt geſchildert wird, nachdem von ihr erzählt worden, daß ſie nach dem Tode ihres Gatten zu ihrem Vater zurückgekehrt, ſo geſchieht dies in T N und L O ſogleich bei ihrer erſten Erwähnung. Das könnte natürlich Zufall ſein, wie ja denn z. B. Beroaldo hier ebenſo von Bruni und Boccaccio abweicht. Aber es iſt zu beachten, daß ſowohl in T N, wie in L O, die Prinzeſſin mit berühmten, in der Poeſie des Mittelalters gefeierten Frauen verglichen wird und daß dabei drei Namen beiden Bearbeitungen gemeinſam ſind, nämlich Penelope, Hippolyta und deren Schweſter. Man vgl. T N 6:

She excellyd in bewte Ipermnysture,
Penelope of Grece and eke the fayre Elien,
Ipolita also and Emly hyr systure u. ſ. w.

[1] *the Ipermyture* T, *Vlixes Ladie fayre* N [2] *the* fehlt N.

In L O 7 aber wird Sismond bezeichnet als:

Passing Penolepe and Lucres off face,
Ypolita and Emyles, hyr yonge suster, withall
No more lyke to hyr, then gete to cristall.

[7] *hyr* O, *theme* L.

Auch bei der Schilderung Guyſtards (L O 23 f. T. 26 f: N hat eine Lücke), die weit ausführlicher iſt, als bei Boccaccio, finden ſich beachtenswerte Berührungspunkte. Wir leſen von ihm T 26, 6. 7:

Was neuer appayred thorow any langage,
But well of euery man to sey was hys vsage;

vgl. L O 23, 4. 6:

Goodely (Marvesly O) behafyng hym in hys langage . . .,
From all vnclenes he wold hys tonge refreyne.

Ferner T 27, 4:

Hardly, he lacked no poynt of nurture

erinnert an L O 23, 3:

Nortur and honesty, hardely, wor not to seyke.

Endlich T 27, 5:

Clenly in all hys aray and hys changure

berührt ſich mit L O 24, 4. 5:

Digitized by Google

But, lord, so wele he koude his clothys were,
Hardely, there was nat (nas O) seyne on hym so (as O) moche
as one here.

Auch die Verteidigungsrede der Prinzeſſin bietet Übereinſtimmungen. Während es bei Boccaccio heißt: *e ricordar ti dovevi e dei, quantunque tu ora sia vecchio, chenti e quali e con che forza vengano le leggi della giovanezza,* folgen in T N 94 auf den Vers:

How hoote ys youth and (with N) brennyng wyth (fehlt N)
pryckyngys manyfold,

welcher dem Frageſatz bei Boccaccio entſpricht, noch zwei Verſe:

Assaylyng euery-man, be he neuer so hawte,
Wyth many a fyry dart and hote feruent (brenning N) assawte.

Damit vergleiche man L O 52, 6. 7:

The preking thereoff (der Jugend) *ssore doth assawte*
Attemptyng ryche and pore, be they neuer so hawte.

Wichtiger iſt aber noch der folgende Punkt. Bei Boccaccio erklärt Ghismonda am Anfange und am Schluſſe, daß ſie ſich zu keiner Bitte herbeilaſſe: *nè a negare nè a pregare son disposta* und *la quale ad alcun priego porgerti disposta non sono.* In T N lautet aber Str. 116:

And, yef hyt be yowre plesure to graunt at my request
To chaunge hys mortall fate wyth mercyfull pardon,
I geve yow for hys fynaunce the thyng, that ye lowe best,
Myne own lyfe I mene, I geve yow that to guerdon.
For, yef ye sle Guistard, thys ys the conclusion,
Let your cruell hastynes your doughter sle also;
For, yef ye do hyt nat, mysylf I shall hit do.

[1] *hyt be* fehlt N ‖ *to graunt*] *be* N [2] *fate*] *fait* N, *faut* T [3] *geve yow* fehlt N ‖ *hys*] *your* N ‖ *the thyng*] *gine* N [4] *life* N, *lowe* T ‖ *that* fehlt N [5] *yef ye sle*] *stey yee* N ‖ *Gunstard* T [6] *cruell*] *foolish* N [7] *I*] *sone* N.

Damit vergleiche man nun L O 50:

I haue no neyde to make you no manere requeste,
Except yff I myght haffe off you remissioune,
The lyffe off hym, that to dye yhe haff made byheste.
Kepe hym, and I giff you my lyffe to guerdoune;
For, how moche that thogh I aske you pardoune,
Iff that yhe woll do by hym, as yhe say,
I desyre no lenger to lyff, but to day.

[1] *manere of* L [3] *made* fehlt O [4] *you* fehlt O [5] *thagh that* O [6] *Yf be him that ye wol do as* O.

Digitized by Google

Hier iſt wieder die Übereinſtimmung ſo groß, daß wir die Worte der gemeinſchaftlichen Quelle ſo ziemlich herſtellen können: „Wenn du Guistard auf meine Bitte hin verzeihſt, ſo erhältſt du mein Leben zur Belohnung; denn, ſtirbt er, ſo werde auch ich ſterben."

Dieſe zwiſchen Boccaccio und den beiden engliſchen Gedichten liegende Bearbeitung der Geſchichte muß alles tatſächliche beibehalten, dabei aber im einzelnen frei ausgeführt haben. Daß ſie ſich auf Boccaccio berufen habe, ſcheint mir aus L O 1, 5 hervorzugehen. In L iſt dieſer Vers freilich verdorben:

Bocase in kent witnesith the same,

oder ſoll man *Kent* ſchreiben? dem Schreiber dürfte wohl die engliſche Grafſchaft vorgeſchwebt haben. O aber hat das richtige bewahrt:

Bocas in cent nouellys witnessyth the same.

Der Name Boccaccios erſcheint in der mittelengliſchen Litteratur regelmäßig in franzöſiſcher Geſtalt, deshalb iſt aus der Form *Bocas*, *Bocase* nicht gerade darauf zu ſchließen, daß die gemeinſchaftliche Quelle franzöſiſch war. Eher darf man ſich deshalb auf den Titel *cent nouellys* und vor allem auf den Namen der Heldin berufen, der in der Quelle *Sismonde* gelautet haben dürfte: O L reimt ihn Str. 14 mit *fownde*, T N Str. 45. 76 mit *stound(e)* und Str. 87 mit *rownde*. Daß die gemeinſchaftliche Quelle proſaiſch war, folgt nicht notwendig aus dem Geleit in L (ſ. oben S. 85 *thy symple translacione Oute off prose*), da ſich dieſes auf die unmittelbare Quelle von L O bezieht und wir nicht wiſſen, ob dieſe mit jener identiſch war.

Die anonyme Bearbeitung, zu deren beſonderer Betrachtung ich mich jetzt wende, dürfte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entſtanden ſein. Sie iſt jedenfalls weit älter, als Walters Gedicht. Und ſo iſt denn auch die Berichtigung der urſprünglichen Angabe Wartons in der neuen Ausgabe von Hazlitt III. 188 Anm. 1 wieder zu berichtigen. Es heißt hier: *'A later translation* [nämlich als Walters Werk] *appeared in 1597, under the title of "The tragedy of Guistard and Sismond."'* Hazlitt hat ſich von dem Datum der Publikation durch den Druck beſtimmen laſſen. Die Reime vor T N, die ziemlich genau ſind, enthalten, ſoweit ich ſehe, nichts, was uns hindern könnte, die Bearbeitung in der Sprache des öſtlichen Mittellandes entſtanden zu denken. Die Reime *bounde* (ae. *bunden*, me. nördl. *bounden*): *wounde* (ae. *wund*, ne. *wound* Sb.) Str. 30; *take* (nördl. *taken* oder *tan*): *blake* Str. 19; *begynnyng* (Verbalſubſt., ebenſo nördlich): *wepyng* (Partiz., nördl. *wepand* oder *gretand*) Str. 105; *vnclose: arose* (nördl. *arase*): *dyspose* Str. 36; *do* (Inf., ebenſo nördl.): *go* (Partiz.,

Digitized by Google

nördl. *gane*) Str. 57; *degre* (ne. *degree*): *se* (ne. *to see*): *she* Str. 22 werden durch keinerlei im Reim ſtehende nördliche Eigentümlichkeiten ihrer Beweiskraft gegen nördliche Herkunft beraubt. Gegen Entſtehung im Süden aber ſprechen die Reime *mynde* (ne. *mind*, ſüdl. *munde* oder *mende*): *fynde* (ne. *to find*, ſüdl. ebenſo) Str. 42 und mit *wynde* (ne. *wind* Sb., ebenſo ſüdl.) Str. 84; *blynde* (ebenſo ſüdl., ne. *blind*): *kynde* (ne. *kind* Sb., ſüdl. *kunde* und *kende*) Str. 78 und das Fehlen von jedem entſchieden ſüdlichen Merkmal in den Reimen des Gedichts. An das weſtliche Mittelland aber iſt deshalb nicht zu denken, weil das Vokabular des Denkmals keines von den vielen der Sprache dieſes Teils von England eigentümlichen Wörtern aufweiſt. Ein Reim, der das Nichtverſtummtſein des auslautenden unbetonten *e* bewieſe, kommt nicht vor. Die Verſe ſind durch die häufige Zulaſſung mehrſilbiger Senkungen gewöhnlich über das übliche Maß geſtreckt. Freilich kann manches, was T bietet, erſt von einem Schreiber herrühren, während umgekehrt in N manches getilgt zu ſein ſcheint.

Die Grundzüge der Erzählung ſind beibehalten: wie viel aber von der Ausmalung von dem anonymen engliſchen Dichter ſtammt oder aus der oben ermittelten Quelle, läßt ſich ſelbſt dann nicht mit Sicherheit ſagen, wenn uns Baneſters Bearbeitung einen Schluß auf jene Quelle geſtattet, weil auch die namenloſe Dichtung keineswegs direkt aus jener gefloſſen zu ſein braucht. Alles alſo, was ich im folgenden vorbringe, ſoll mehr das Gedicht als ganzes, denn den Dichter ſelbſt, charakteriſieren. Von Boccaccio iſt die Verheiratung der Ghismonda und der Tod ihres Gatten ganz kurz behandelt worden. Auch Baneſter braucht dazu nicht ganz zwei Strophen (11, 5—13, 4), der Anonymus aber volle acht Strophen (11—18). Ich begnüge mich, einen die 14. und einen Teil der 15. füllenden ausgeführten Vergleich daraus anzuführen.

14 But, lyke as lusty Phebus wyth hys fyry bemys,
When he hys goldyn chare hath brought vnto the west,
Anon he wythdraweth hys hote brennyng stremes
And then appereth Phebe out of hyr clowdy nest,
Then comyth the derk, then all men draw to rest
Vntyll on the morow, that Lucifer doth appere,
Whyche ys callyd the day ster, the dayes messyngere:

15 Ryght so the shynyng son of hyr plesaunce
Was hyd and wrappyd wyth wepyng and wyth clowdy rayne;
For wythin lytyll space of contynuaunce
Aftyr theyr weddyng deth departyd theym agayne.

14. [1] *lyke* fehlt N ‖ *fierie* N, *fyre* T [2] *he* fehlt N ‖ *raught into* N [4] *Phoebe* N, *phebus* T ‖ *cloudy nest* N, *clowdynes* T [5] *all* vor *the* T ‖ *derk then*] *night when* N ‖ *al*

Digitized by Google

men N, *men* T [6] *doth* fehlt N [7] *Whyche ys* fehlt N 15, [1] *feruent sun of her lusty plesance* N [2] *hyd and* fehlt N ‖ *and wyth*] *of the* N [3] *Forthwyth in* T [4] *partyd* N ‖ *ag.*] *tweyne* N.

Bei Boccaccio wird nur der Inhalt des Briefes der Heldin kurz angegeben. Bei Banester kommt der Brief gar nicht vor. In der anonymen Bearbeitung wird er im Wortlaut mitgeteilt und umfaßt 9 Strophen (37—45). Ich zitiere zunächſt Str. 37:

The tenure of thys letter was thys and all the effect:
'I send vnto yow gretyng wyth loue and hert entier
Nat bold by rehersayll my counsell to detect
For dredefull shamefastnes, wherfore thys messyngere
Shall do all thys entyrpryce, whos countenaunce and chere
Changeth for no shame: therfore these lettres blake,
I pray yow, dysdeyne yow nat to rede theym for my sake.'

[1] *vnto* fehlt N ‖ *hart and love* N [5] *all* fehlt N [7] 2. *yow* fehlt N.

Es iſt einigermaßen überraſchend hier Ciceros *epistula non erubescit* zu begegnen: wir treffen es aber auch in der oben bei Beſprechung der mir zugänglichen alten Drucke von Brunis Überſetzung erwähnten *Epistola Sigismundi*, wo es heißt: *quod statueram dicere, decreui litteris committere, quia epistola non erubescit, non suspirat, non timet.*

Sismounde geſteht Guiſtard nun ihre Liebe und gibt ihm den Weg zu ihrem Zimmer durch die Grotte an. Nachdem Str. 44 mit dem Vers geſchloſſen:

Ye know now (f. N), *where and when ye may haue your plesure,*

heißt es dann Str. 45:

And aftyr this anon in hyr indytyng
Ther was a lytell clause for the conclusion,
As ys comyn vsage in euery wrytyng,
Where hyr name shold be, callyd the subscripsyon.
She wrot ther: 'By your owne' and made no mencyon
Of hyr name ne nomore tyll aftyr a gret stound,
And then wyth sore syghyng she addyd Sismound.

[1] *anon* fehlt N [2] *the*] *a* N [3] *ys the* N ‖ *cach* N [4] *Whose name* N ‖ *the* fehlt N [6] *ne nomore* fehlt N [7] *And then* fehlt N ‖ *sighing sore* N ‖ *added to* N.

Den Umſtand aber, daß bei dem verhängnisvollen Beſuch Tancreds ſeine Tochter ſich im Garten befindet, gibt Anlaß zu der folgenden Naturſchilderung in Str. 56 und 57:

In the mery season of somer mery and hote,
When euery thyng reuyueth by course of nature
And wynter wyth hys frosty berde and hys fryſyd cote

Digitized by Google

Ys put in to exyle and may no lengor dure:
Then somer yeueth hys lyuerey wyth hys besy cure
New clothyng all the erthe in a lusty grene
Embroudyd full of floures ryght fresshly besene,

57 *Steryng hertys lyght in gardeyns for to walke.*
So dyd thys lady Sismounde for hyr gret plesaunce
(That was her name), and pluckyng the floures fro the stalke
She made a fressh garlond: therwyth she thought to daunce.

56, 1 2. *mery*] *feyre* N 2 *rev.*] *renewith* N 3 und 5 2. *hys* fehlt N 7 *All browdeyd* N ‖ *bestene*] *to scene* N 57, 1 *for* fehlt N 2 *gret* fehlt N 3 *That—and*] *In this fresh seaton* N ‖ 1. *the* f. N, 2. *their* N 4 *a fressh*] *her* N ‖ *wherwith* N.

Die Wut Tancreds auf Guistard wird als Gelegenheit benützt, um Fürſten in beinahe 3 Strophen (67. 4—69) Beherrſchung ihrer Leidenſchaften zu predigen. Ich führe den Anfang an:

A gret abusyon hyt ys a ruler to be impassionat!
5 *O ye worthy pryncys, therfore, to whom of hygh estat*
The gydyng ys commyttyd of noble regyons,
Well ye ought to take hede to rule your passions.

4 *hyt* fehlt N ‖ *passionat* N 5 *worthy* fehlt N 6 *reg.*] *nations* N 7 *W. ought ye take* N ‖ *pacyens* T.

In der Nacht, da Guiſtard gefangen ſitzt, läßt der Dichter die Prinzeſſin einen böſen Traum haben (Str. 72—75), wobei er ausdrücklich bemerkt, daß er von der Quelle abweiche (75,3—4):

But all thys ys but figuryd as dreme fantasticall,
And eke myn auctor maketh therof no mension.

3 *but fig.*] *feyning* N 4 *eke*] *therof* (das vor *no* fehlt) N.

Die Unterredung Tancreds mit ſeiner Tochter nimmt 41 Strophen ein (76—116). Ich will daraus nur zwei Stellen herausheben mit ausführlichen Vergleichen: zunächſt aus der Rede des Vaters Str. 84:

For I may well resemble as in my vagous mynde
A shyp wythout anker lackyng a sterne also,
Whyche by the stormy rage of euery furyous wynde
Is, as a thyng vnstabyll, ay chasyd to and fro.
Semblable as now I am oon of tho:
My dowtefull mynde ys brought to suche perplexyte
And cast fro syde to syde betwene justyce and pyte.

1 *well* fehlt N ‖ *in*] *ys in* T ‖ *vagous*] *ragious* N 2 zweites *a* fehlt N 3 *Whyche by the*] *In* N 4 *Is as*] *It is* N, *As* T ‖ *ay ch.*] *wauyng* N 5 *Semblably* T ‖ *as* fehlt N ‖ *am I* N 6 *to suche*] *in* N 7 *And*] *A* T ‖ *twixt* N.

Den anderen Vergleich braucht die Tochter Str. 97:

But all thys ys ferre from your remembraunce:
Ye thynk nat on your youth, whyche ys passyd and go.
Ye may well resemble hym in your demenaunce,
Whyche fell in the dyche wyth other, oon or two,
But aftyr he was vp delyuered from hys wo,
He thought nothyng of all dere, he had beforne:
Hys felows he rebukyd lawghyng theym to scorne.

[2] *on* fehlt N [4] *into the water* N ‖ *other*] *others* N, *out* T [5] *vp* fehlt N ‖ *from hys of his care and* N [6] *He* fehlt N ‖ *of*] *at* N ‖ *dere* (Leid)] *where* N ‖ *beforne*] *bin forne* N [7] *rebukith* N.

Auch Baneſters Gedicht iſt nach Ausweis der Reime in der Sprache des öſtlichen Mittellandes geſchrieben. Die 3. Perſ. des Sing. Prſ. Ind. zeigt *th (goth* [ne. *goes*]: *oth* [ne. *oath]* 16; *goth* [L *gothe]: both* [L *bothe]* 41); die paſſiven Partizipien erſcheinen oft ohne n *(grovnde* Sb.: *bounde* [ae. *bunden]* 13; *Sismond* [lies *Sismounde]: fovnde* [ae. *funden]* 14; *saw* [ae. *seah]: ydraw* [ae. *gedragen]* 36); die activen Partizipien zeigen die Endung *ing(e) (kynge: lyffinge: thinge* 17; *lyffynge [lykyng* O] Sb.: *wyllinge* Pz.: *anysinge* Pz. 18 u. ſ. w.); das weibliche Pronomen der 3. Perſon iſt *she (she: he: felicite* 31; *cherete: she: humilite* 60); ae. *á* iſt durch den Reim nur in der Färbung zu *o* geſichert *(closse* Adv.: *arrose* [ae. *árás]: parclosse* Sb. 39; *more: therfore* 27); der Umlaut von *u* oder *ú* iſt *i (syn* [ae. *syn]: in* [ae. *in* oder *innan]* 33; *spyll* [von ae. *spillan]: gyll* [ae. *gylt]* 55; *desyre: afyre* [ae. *on fyre]* 20; *vntyned* [ae. *ontýned, vntumed* L.]: *envenymed [envenomed* L.]: *vymed* 72). Der Rhythmus der Verſe wird auch bei Baneſter durch mehrfache Senkungen öfter faſt ebenſo verdunkelt, wie bei dem anonymen Dichter. Die Reime ſind nicht immer genau. Die wenig befriedigenden Reime von Prät. und Partiz. Paſſ. ſchwacher Verba, die wir in ſolcher Menge bei Walter gefunden haben, kommen auch ſchon bei Baneſter gelegentlich vor: ſo *dýsportýd: áwaytèd* 42; *déseruìd: alsó baynèd: ỳnfeynìd* 64; *cóndempnỳd: dỳed: espýed* 48; *discouèrd: ansuèrd [assured* O] 26. Das für den Dichter das unbetonte e im Auslaut noch nicht ganz und gar verſtummt war, beweiſt der Reim *tyme: by me* (dafür *be me* O, *be myne* L.): *cryme* 49.

Ich weiß nicht, ob Madden auch dieſen Reim im Sinne hatte, da er bei Warton-Hazlitt III 188 Anm. 1 Gilbert Baneſter [gedruckt iſt dort *Banestre]* als *'a poet of the fourteenth century'* bezeichnete. Im urſprünglichen Text wird bei Warton ein *Gilbert Banestre* zweimal erwähnt. Einmal (in Hazlitts Ausgabe) II 87 Anm. 2: *'One Gilbert Banestre was a poet and musician'*, die Prophezeiungen aber, die er weiter

Digitized by Google

erwähnt, gehen vielmehr auf William Bannister zurück,' *'a writer of the reign of Edward III'*, mit dem Gilbert, wie Warton selbst bemerkt, verwechselt worden ist. Vgl. auch Thomas of Erceldoune. ed. Murray XXXII, wo aus einer Oxforder Hs. *'Pars visionis Domini Willielmi Banistre milytis'* angeführt wird. An der zweiten Stelle sagt Warton (ed. Hazlitt III 132): *'Gilbert Banester wrote in English verse the* Miracle of saint Thomas, *in the year 1467'* und verweist wegen der Dichtung auf eine Handschrift in der Bibliothek von Corpus Christi College zu Cambridge. Diese Handschrift hatte früher die Bezeichnung *Q 8*, jetzt ist es Nr. 417. Sie wird auf Fol. 1 bezeichnet als (ich regele den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben): *Liber fratris Iohannis Stone, monachi ecclesie Christi cantuariensis, quem ex suo magno labore composuit anno domini millesimo CCCC^mo LXVII°, monachatus sui anno quinquagesimo.* In dieser Handschrift nun findet sich mitten unter Begebenheiten des Jahres 1467 Fol. 80r—81r unmittelbar, nachdem erzählt worden, was am Tage nach Peter Paul geschehen *(Item in die apostolorum Petri et Pauli venerunt Cantuariam . . . et die sequente . . .)*, das folgende:

Miraculum sancti Thome martyris.

Nouis fulget Thomas miraculis.

1 *Not longe ago bifell a meruelys thyng,*
Which was don the .vij.^th day of Julij.
Pylgrymys with grete deuocyon comyng
To seynt Thomas of Canterbury
The wyckyd fende ther of he had grete envy,
Yet seynt Thomas conseruyd them iwys:
Nouis fulget Thomas miraculis.

2 *Vppon the see suche tempest ther felle,*
There with Sathan apperyd in figure
As a dragon with fyry flamys of helle
On the watyr brennyng a long leysure
The shippys to wracke, vnnethe myght endure.
With outyn fayle trew it was and is:
Nouis fulget Thomas miraculis.

3 *Also ther was an horryble ayere:*
No wyght almost myght the savoure abyde.
The peple were almost at the poynt of dysspayre:
With dredefull noyse on seynt Thomas thei cride,

Digitized by Google

Which that was seyne be the shippis syde
As a bisshop and dede all hem blys:
Nouis fulget Thomas miraculis.

Whan this swete syght thus dyde appere,
Sathan he fled with all his myght:
The firmament began for to clere.
Vppon the see there they restyd all nyght
And thankyd god with very hertys lyght
And seynt Thomas, that dyd here paynys lysse:
Nouis fulget Thomas miraculis.

Off all the flok nat oon was lost:
The shepperde kepte hem all so surely
And put to flyght Sathan with all his ooste.
So forthe they came vnto Cauntirbury,
Vnto whiche place who gothe devoutly,
Off his request ne shall he fayle nor mys:
Nouis fulget Thomas miraculis.

1, [1] *bifell* fehlt 2. [6] ich faſſe *wracke* als Verb und, was im Verſe darauf folgt, als Relativſatz 4, [2] der Vers iſt zu kurz; *Sathanas* würde ihm 5 Hebungen geben 4, [3] ebenfalls zu kurz; iſt vielleicht *tho* vor *for* einzuſchieben? 5, [1] auch zu kurz; vielleicht nach *oon* einzuſchieben *sheep ther?*

Über den dritten Vers der erſten Strophe nun, mit welchem urſprünglich die Rückſeite von Fol. 80 anfing, hat dann eine andere etwas ſpätere Hand den Namen *Gylbartus Banystre* geſchrieben. Wenn nun der Schreiber damit den Träger dieſes Namens als den Verfaſſer des kleinen Gedichtes bezeichnen wollte und ferner dieſer *Gylbartus Banystre* mit dem *Gilbert Banester* identiſch iſt, der ſich in L 89 als Verfaſſer der Erzählung von Sismounde vorſtellt, ſo kann dieſer wohl noch im 14. Jahrhundert geboren worden ſein, iſt aber doch, wenn er im Jahre 1467 noch dichtet, ohne Zweifel erſt den Dichtern des 15. zuzuzählen. Ich glaube aber auch aus Sismond etwas beibringen zu können, was uns zwingt, das Gedicht erſt ins fünfzehnte Jahrhundert zu ſetzen. In Str. 47 erklärt Tancred, daß er ſeine Tochter ebenfalls, wie ihren Geliebten, zum Tode verurteilen würde, wenn nicht ſeine Liebe zu ihr wäre

Gretter, then euer had terrestriall wight
Or fadder to hys doghter, where by off right
I may nat do it, prudens doth me require,
All thogh I be lyke Mellibe as in ire.

[6] *requere* L. [7] *mellibe* O, *mollyble* L.

Digitized by Google

In der 6. Zeile iſt *prudens* einmal als Abſtraktum zu nehmen, dann aber auch als *Prudence*, die Frau des *Mellibe*. Wir haben hier alſo eine Anſpielung auf die Geſchichte von Mellibeus (neben dieſer lateiniſchen Form braucht Chaucer auch die franzöſiſche *Mellibee*) in Chaucers Canterbury Tales zu ſehen, die doch wohl in weiteren Kreiſen erſt nach des Dichters Tode (1400) Verbreitung fanden.

Inhaltlich zeigt Baneſter in ſeiner Erzählung von Sismounde ſehr viel Abweichungen von Boccaccio. Um nur das wichtigere hervorzuheben, ſo gibt bei ihm die Heldin nach dem Tode ihres Gatten ihrem Vater ausdrücklich die Verſicherung, daß ſie ſeinem Wunſche gemäß ſo lange er — der Vater — ſelbſt lebe, ſich nicht wieder verheiraten wolle (Str. 14—17):

17 *So ferforth she kan the prince hyr fader ensure,*
That she wolde neuyr to emperoure nor kynge
Nor to none estate nor erthly creature
Be maryed, whils he was lyffinge.

2 *neuyr to*] *not to neyther* O ‖ *ne* O 3 2. *nor*] *ne* O 4 *whyle that* O.

Noch weiter geht nach dieſer meines Erachtens falſchen Richtung Beroaldo:

Iam pertaesa viri thalamumque perosa iugalem
Destinat in viduo vivere[1]) *sola thoro:*
Hoc probat ipse parens.

Ganz eigentümlich iſt ferner bei Baneſter die Art, wie Sismounde Guyſtard ihre Liebe verrät. Sie läßt ihn (Str. 25) heimlich zu ſich beſcheiden. Das Vertrauen, das ſie zu ihm habe, erklärt ſie (Str. 26), veranlaſſe ſie, ſich an ihn in einer Angelegenheit zu wenden, von der ihre Ehre und ihr Glück *(worship and welfare)* abhänge. Nachdem nun Guyſtard ſie (Str. 27) der ſtrengſten Verſchwiegenheit verſichert, heißt es V. 5 weiter:

'Wele', quod Sismond, 'wit yhe, that my pleasure
Is on a gentilman, the which that I lofe
Beſt next almyghti god abowe.'

6 *the* und *that* fehlen O.

Und, da ſie nicht mit ihm ſprechen könne und ſonſt niemanden habe, (Str. 28, 4):

'I will, that ye be the mean off oure loffe.'

Guyſtard ſtellt ſich ihr nun ganz zur Verfügung (Str. 29. 30):

1) Bei Manni *videre*.

Digitized by Google

30 'And I shall obbey your ladyship full low,
To my power be seruaunt to hym euer redy,
So that I may wit, what he ys, and knowe,
The which hath the loffe of so fayre a lady' u. ſ. w.

[2] *to kym be s. ay* O [3] *who* O [4] *loffe*] *wilt* O.

Da nimmt ihn die Prinzeſſin bei der Hand (Str. 31) und ſpricht (V. 4 ff.):

'Frende Guystard, wit yhe wele, that yhe ar he,
Vhame I haue chosyn for myne oonly felicite,
And here my treuth to lowe you euyr,
Till ferfull deth you and me disseuyr.'

Nachdem dann in Str. 32 Sismounde ihren Entſchluß begründet, wird in Str. 33 weiter erzählt, daß Guyſtard trotz ſeiner Schüchternheit doch ſchließlich kühn ihre Liebe annahm (V. 5 ff.):

Neuer the lesse with bolde spirit at the last
Lowly he thonked hyr, and, shortely, in grete syn
Long tyme they continued there plesaunce in.

Es fehlt vollſtändig die romantiſche Zuſammenkunft durch die Grotte, und zu dem verhängnisvollen letzten Stelldichein holt ſich Sismounde den geliebten aus einem Verſchlag in ihrem Garderobezimmer, ohne daß wir erfahren, wie er dahin gelangt (Str. 39, 3 ff):

Then she beyng by hyr selff allon and when
She saw hyr tyme, wp from hyr bed arrose:
This don she goth into a lytill parclosse
Made within hyr wardrap full secrely,
Vher in Guystard wes hyd full preuely.

[4] 1. *hyr*] *he* O ‖ *wp* vor *arose* O [5] *This done* O, *Thus doun* L [7] *full* fehlt O.

Ferner fehlt das Verhör Guyſtards (Str. 42). Dagegen zeigt ſich in der Verteidigungsrede Sismoundes ein neuer Geſichtspunkt. Sie ſucht ihrem Vater klar zu machen (Str. 57), daß Guyſtard die Liebe einer ſo hochgeſtellten Dame, wie ſie, nicht zurückweiſen konnte, ohne höchſt *ungentill* zu erſcheinen:

But hys hert shuld haffe bene to vngentill
A lady off sso hygh byrth to haue refusyd.

Die Abweichung am Schluß iſt ſchon oben beſprochen worden. Es ſei hier nur noch hinzugefügt, daß, nachdem Str. 80=T N 143 erzählt worden, daß Tancred an der Leiche ſeiner Tochter tot hinfiel, zunächſt 4 Strophen folgen mit Betrachtungen über Grauſamkeit, Macht der Liebe und Unheil, das davon kommt, wenn man die Ehe hindert (81—84).

Digitized by Google

Dann kommen in 3 Strophen (85—87) Erwägungen darüber, wie wohl Tancred, Sismounde und Guyftard im Jenfeits fahren möchten: wegen des Fürften ift der Dichter nicht ohne Beforgnis, für die liebenden aber hofft er das befte.

85 Wherfor this prince stondith in grete perell,
That to the lawe of wedlok wolde nat enclyne,
And, as a tyraunt, beynge fers and fell
Causyng Guystard be putt to mortall fyne,
Off whos soule if that I shall determyne,
I truste to god, hys feithfull entencioune
Be the cause off hys endelese saluacioune;

86 For why he thought none harme to none erthly wight:
At the requeste off Sismonde he dyd consent.
Nat withstondyng I trust to god almyght,
It shall be to hyr soule none impedyment;
For to haff be maryed it was hyr entent.
Then rekkyn the sorow, that she had with all,
And the grete contricioune to hyr ende fynall;

87 That, as I trust, she ys in the blysse celestiall,
For off feith and treuth all lufarys suremountyng
She was a myrrour to women all
Ensample of treue and stedfast lowe gyffyng;
Wherfore I beseche hym, that off all thyng
Is lorde and gouernoure, comforth aye yenst baile,
Graunte thise lowers joye: so endyth my taile.

85, 1 *this*] *that* N ‖ *grete* fehlt O ‖ *peraile* L 2 *the* fehlt L ‖ *lawe*] *lowe* L. *lok* T ‖ *wolde nat*] *nold* N 3 hinter 5 O ‖ *as* fehlt L ‖ *beyng*] *ouer* N 4 *Caused* N ‖ *to be* OT ‖ *to a* O, *in to* T, *in* N 5 *that* fehlt LN ‖ *shulde* ON 6 *I*] *It* O 7 *Hath furtherd him to his s.* N ‖ *Vas* L 86, 1 *to none*] *of* N 2 *But to the will of* N ‖ *And at the* L, *Atte* O ‖ *he* fehlt N ‖ *assent* N 3 *that I* N 4 *Shall be to his* N 5 *be* fehlt O ‖ *it* fehlt ON ‖ *theyr* TN 6 *rekkyn* fehlt O 7 *the* fehlt LN ‖ *to*] *of* T 87, 1 *as I trust*] *hardely* L ‖ *the* fehlt N 2 *For*] *As* N ‖ *off all* L 4 *was and a mevoure* L ‖ *vnto* TN 5 *ys of* TN 6 *Is* fehlt TN ‖ *and comfort* TN ‖ *all bale* T 7 *thise*] *all* N ‖ *so*] *and thus* TN.

Ich hoffe, daß der freundliche Leſer, der mir ſo weit gefolgt iſt, mir beiſtimmen wird, wenn ich zum Schluß meine Anſicht dahin ausſpreche, daß, wenn auch keine der drei Dichtungen auf beſonderen poetiſchen Wert Anſpruch erheben kann, doch das Werk des anonymen Dichters wenigſtens ab und zu ſich über das Mittelmaß erhebt, das in denen Baneſters und Walters nicht einmal immer erreicht wird.

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

1. Briefe des Guarino von Verona.

Mitgeteilt von **Remigio Sabbadini.**

Hier gebe ich eine kleine Auswahl aus dem reichen unedirten Briefwechfel Guarino's, den ich faft ganz gefammelt habe und deffen alphabetifches Verzeichnis mit der Biographie des Guarino fchon unter der Preffe ift. Auf diefe Auswahl follen weitere und gleich intereffante bald folgen.

I.

Guarinus an Valesius.[1])

Dissimulare nequis immensam canitatem. hui! caritatem[2]) volui dicere, quam erga me geris. In primis namque cum meum illud carmen,[3]) cuius nullum apud me exemplar esse testatus eram, mutuo suscepisses, id ipsum tuo iuri prae amore, ut fit, surripuisti, ut otiose ipsum repetere et narrare surdo fabulam videar. Et quasi non imbecilla sit defensio, illud in manus Barbari[4]) nostri reptasse dicis; a quo facilius verba quam codices extorqueri solent. Quidquid litterarum in suos prolabitur ungues, gradum revocare fas non est. Ita cum id antea spes rehabendi parva superesset, nunc omnimoda me cepit desperatio. Ita fiet ut quae male parasti male dilabantur. Haec ita contingere non vestro animi vitio aut rapiendi cupiditate, sed quia dum carissimas res meas habetis, eas a vobis divelli iniquo fertis animo. Profecto id non est res amicorum esse communes, quod in amicitia peculiare praeceptum extat, sed privatas potius; bene est; redditote[a]) ut alia quaedam vobis impertiam.

1) Handfchriften: Modena, Bibliot. Eftenſe, Cod. 94, no. 44. — *ibi* Cod. 2, f. 26 —. Von diefem Valefius weifs man nichts; in den Guarino's Briefen erfcheint er niemals wieder.

2) Solche Wortfpiele find häufig in den Briefen Guarino's, der fo fcherzhafte neue Wörter erfindet.

3) Von welchem Gedichte Guarino's hier gefprochen wird, ift nicht zu entfcheiden.

4) Franciscus Barbarus, mit dem Guarino fchon aus Florenz in Verbindung ftand; wir wiffen, dafs Barbarus eben in diefem Jahre (1414) nach Florenz reifte (R. Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Fr. Barbaro, S. 135). Das Datum diefes Briefes ift der äufserfte Anhaltspunkt für den Aufenthalt Guarino's in Florenz, der im Auguft, wie aus anderen Briefen hervorgeht, fchon in Venedig lebte. Man könnte alfo als fehr wahrfcheinlich vermuten, dafs Barbaro feine Reife nach Florenz unternahm, um Guarino von dort zu holen.

a) *cod.* reditote.

Digitized by Google

Deinde apud humanissimum hospitem, Petrum inquam Donatum [1]), cenatum [b]) te dicis, cuius tanta comitas, tantus lepos, tanta mansuetudo est, ut vere apud illum lepiditatem ipsam proprium habere domicilium crediderim. Quid de cena ipsa dicam? Ei certe non Ciceronem, non Fabium, non Macrobium interfuisse arbitror, sed Alexandri socium Perdiccam aut ipsos matris Deorum sacerdotes. [2]) Quae duae res, hospitem dico atque convivium, tantae amoenitatis esse debuerunt ut mirum sit te mei ullam habere [c]) memoriam potuisse, nisi singularis quaedam amoris mei vis in te vigeret. Hoc tamen interesse censeo, quod mei quidem ante cenam, tui vero inter cenam memor exstitisti. Post cenam autem cuius memineris, id scire optem. Sodalem vobis Liberum patrem fuisse autumo et eum quidem sine Thetide. [3])

Ita enim patrius mos est et lex aeterna in ea potissimum urbe, quae Dionysia pure ac immixte sibi colenda desumpsit. Elis Jovem, Samus Junonem, Cyprus Venerem, Rhodus Phoebum praecipuis venerantur caerimoniis. Italia tam impia tamque omnis religionis et divini cultus expers erit, ut nullam deorum venerationem habeat? Indignum quidem mehercule, ut quae universas orbis terras reliquis virtutibus antecellit, hac una succumbat. Quo circa verum Liberi patris domicilium quis nesciat esse Patavium et eo magis quod ceteris in locis una dumtaxat quot annis deorum festa dies agitur, hic Dionysi sollemnitatem totus percelebrat annus?

Non mane, non meridies, non vesper intermissa videt orgia. Vix dum illucescit, cum stridenti voce per angiportus, fora plateasque vinarii praecones adsunt, talia vultu gestantes insignia, ut facile cuius dei sint nuntii unusquisque dignoscat: rubicunda facies, ingentes quadam cum maiestate nasi, stillantes usque quaque oculi, non tirones sed veterani milites. Ii, si qui aut sacrorum aut consuetudinis immemores sunt, invitant, exhortantur et blandis alliciunt precibus; hic picas, ille ursos, alter leones memoria repetit. Ea ut scis divina sunt gymnasia non minore studio quam Socratis lyceum aut Platonis academia frequentata. In illis namque disputari solitum aiunt, in his vero nostris dispotari, immo trispotari quaterque potari [4]) frequens patriae mos est. Hic suae professiones suaeque vigent disciplinae nec minus celeres sectae sua proferunt cognomenta. Nam cum academici de uno, de vero, de motu disserant, hi nostri de vino, de mero, de potu dispotant; [5]) quam celebre, quam famosum, quam nobilitatum istorum sit nomen, cernis. Quisquis enim strenuum proferre bibonem cupit, sub Patavini nomine definiat [d]) est necesse. Quas ob res nisi contemptae religionis reus esse maluisti . . . .

Sed quid plura dicam? habes me. Satis iocati sumus. Facito, si lubet, ut carminis mei exemplar habeam, si poteris quovis modo id ex harpyiae [6]) unguibus extorquere. Robertus [7]) foris iam trimestris in

1) Dieſer Donatus ward ſpäter, im Jahre 1427, Biſchof von Padua (vgl. R. Sabbadini, ebd. s. 17).

2) Scherzhafte Wortſpiele. Ciceronem = cicera (Erbſen); Fabium = fabas (Bohnen); Macrobium = macros cibos (Faſtenſpeiſen); Alexandri d. i. italien. lesso (gekochtes Fleiſch); Perdiccam = perdices (Rebhühner); matris deorum sacerdotes = Dactylos, hier dactylos (Datteln).

3) Thetide = aqua.

4) zwei-, drei-, viermal trinken.

5) dispotant von dis, potare.

6) Scherzhafte Anſpielung auf Barbaro.

7) Robertus de'Rossi und ſo unten Antonius Corbinellus gehörten zu den aufrichtigſten Freunden Guarino's aus dem literariſchen Kreiſe von Florenz.

b) *cod.* cenaturum. c) *cod.* habuisse. d) *cod.* deineat.

Digitized by Google

agro versatur; itaque tuam de dialogo rapinam ei excusatam facere nequivi. Ipse te excusas; tua enim iam nota consuetudo. Antonius Corbinellus meus tibi salutem dicit. Commenda me et clarissimo Petro Donato et germano tuo. Tu vero me ama, dehinc vale.

Ex Florentia IIII. Kal.Martias 1414.

II.

Guarinus an Antonius Corbinelli.[1])

Quanto me gaudio tuis et amoenis et gravibus affeceris[a]) litteris, dicere non possem; hoc tibi persuadeas velim nihil mihi iucundius aut gratius[b]) esse, quam cum tecum absens loquor, quandoquidem id[c]) coram non licet. In eis animadverto, quod ad me de re uxoria nunc ioco nunc serio scribens, in utroque tamen dulcis es. Ut autem pro iis quae scribis digna et urbanitate et prudentia tua referretur[d]) epistula, et otio et docto homine opus erat. At enim cum utrumque desit, brevi ad te rescribi aequo feres animo; inanem ad te redire tabellarium inepte facere mihi visus sum, ne, si primis quoque congressibus mutum me cerneres, parum fortis a te maritus censerer. Homerus namque suavissimus poeta strenuum persaepe bellatorem, ut nosti, vel voce ipsa significat. Quo circa Menelaum et Diomedem *βοὴν ἀγαθόν*, id est vociferatione bonum appellat.

Maiorem in modum, Antoni carissime, miratus sum[e]) quod tu rei uxoriae prorsus inexpertus coniugia increpare vel audeas vel confidas; ut, si qui agri colendi studia vituperare contendat, non boves, non aratra, non agri, non seminandi ratio, non fruges ipsae denique notae sint, hunc ego non irridere non potero. Mulieres magno philosophantibus impedimento esse dicis, quod quam verum sit non intelligo, nisi si cribra[f]) versanti, rem[g]) familiarem dispensanti pensaque deducenti[h]) farinas suppeditare, in manus afferre[i]) et adiumento esse, intermissis litterarum studiis, opus erit. Quod si hasce propter res[k]) nuptias increpas, quia laborem, curam, sollicitudinem afferunt, cave ne virtutem quoque increpare cogaris. Nam, ut ait Hesiodus, sudorem prae se fert virtus mente deorum.

Ceterum complures[l]) audis legis vides eruditos, graves et magni honoris homines[m]) et aliis in officiis et in re publica fuisse ac esse, qui-

1) Handfchriften: Ferrara, Bibliot. Comunale, Cod. 16. NA. 1. — Modena, Bibliot. Estense, Cod. 57. no. 122, mit dem Datum: Venetiis X. Kal. Decembr. — Milano, Bibliot. Ambrosiana, Cod. C. 145. f. 340, mit dem Datum: Venetiis X. Kal. Decembr. — Padova, Univerfitätsbiblioth. Cod. 1261, mit dem Datum: Venetiis XV. Kal. Sept. — Venezia, Biblioth. Marciana, Cod. XIV. 221, f. 126, mit dem Datum: Venetiis X. Kal. Decembris 1418: nur diefer Codex giebt das Jahr. — Die oben abgedruckte Redaktion rührt aus dem Cod. Estensis her.

Durch diefen intereffanten Brief wird die Zeit der Ehe Guarino's feftgefetzt, und zwar auf den November 1418 nicht 1420, wie man bisher glaubte (z. B. vgl. Rosmini, Vita d. Guarino, II, S. 115); Heiratsvorfchläge wurden fchon am Ende des Jahres 1416 an Guarino gemacht und die Unterhandlungen mehrten fich bis um die Mitte von 1418, fo dafs er dann nach Verona reifte, wo feine Mutter und der Jurift Madius den Contract abfchloffen.

a) *cod.* affecere. b) *cod.* gravius. c) *cod.* ut. d) *cod.* referetur. e) sum fehlt im *cod.* f) *cod.* crebra. g) *cod.* enim. h) *cod.* dediscenti. i) *cod.* me maius afferor. k) *cod.* propterea. l) *cod.* cum plures. m) *cod.* gravis magni honoris; homines fehlt.

Digitized by Google

bus nulli ad philosophiam uxores impedimento exstitere, quominus sua domestica et urbana negotia et prudenter et accurate et integre tractaverint, res bellicas fortiter et provide administrarint, studia bonasque artes sedulo acuteque didicerint et rimati sint. Quid Catonem, Gracchum, Scipionem commemorem, aut post illos Ciceronem, Brutum, Caesarem et Socratem, Solonem, Plutarchum innumerabilesque alios, quos domi forisque summa cum virtute et gloria versatos accepimus? Johannes quoque Chrysoloras doctissimus ac prudentissimus hac aetate homo et vere patruo Manuele dignissimus animo conubia complexus est et ita complexus est, ut ea nihil obstiterint quin post maritalem copulam plurimos disciplina, bonis artibus ac virtute erudierit, ornarit melioresque reddiderit, patriae, suis, sibi consuluerit et omne officii munus exsecutus sit.

Sacras ego litteras cum aliis de causis tum vel hoc ipso maximi semper feci et auctoritatis plurimae iudicavi, quod quae ad bene beateque vivendum attinent, nunc iubent, nunc consulunt, nunc commonefaciunt avertuntque contraria. Vides igitur nuptias ab divinis institutis approbari, quas sanctissimos ac religiosissimos viros laudasse atque exercuisse constat. Quidni? cum magnarum virtutum custodes, civitatum et humanae magna ex parte societatis conciliatrices sint, uti latius a Barbaro nostro disputatum est in eo libro, qui ab eo de re uxoria et acute et vere et eloquenter conscriptus exstat.

Quas ob res si me auctore uti voles, non nuptias sed nos ipsos philosophiae impedimento esse dices, depravatos mores, improbas libidines et malas in omni vita consuetudines. Vides, suavissime Corbinelle, quantus rei uxoriae, quamquam tiro et neoptolemus idest novellus maritus, tutor ac propugnator sim. Quae si verbis magis quam membris aut nervis defendenda est, quid facturum me veteranum arbitraris? Vellem per occupationes meas mihi liceret ut Theophrasto, quem patronum adducis, verecunde tamen, congrederer, cui divina vis dicendi cognomentum attulit. Eum profecto longe magis oratoris ac dissuasoris quam philosophi munus absolvisse pro mea parvitate dicerem. Nuptias enim vituperaturus, ex artis instituto praevaricari visus est; ea siquidem n) mala aut incommoda, quae coniugiis inesse aut fingebat aut plerumque videntur o), plusquam p) diligenter exposuit; fructus omnes, iucunditatem, commoda utilitatesque subticuit; quem ad modum nonnulli rem rusticam accusare volentes, haud enim ab eodem discedemus exemplo q), rubiginem, spinas, carduos, tribulos, lolium, grandinem ceteraque id genus connumerant; fruges autem, poma, hortos, apricationes, amoenitates et reliqua ad mortalium delectationem, victum, cultum ae deorum r) immortalium sacrificia necessaria calliditate quadam praetereunt. Nam, ut pauca de multis attingam, studiis philosophiae inimica dicunt esse infinita usibus matronarum necessaria, uti aurum, ancillas, gemmas, lecticas; quasi ducturi uxores omnes Crassi, Luculli, Antoniique sint ducendaeque Cleopatrae aut Terentianae Bacchides.

Unum est quod Theophrasti pace tacere non possum; quoscumque uxor amarit, marito etiam s) diligendos ait. Hic mihi clarissimus philosophus non tam legitimi coniugis quam strenui et impudentissimi cuiusdam et effeminati lenonis officium dixisse visus est. Cur non addebat: amatores t) et adulteri mariti praesidio tuti ac securi in cubile deducendi

n) *cod.* sequendo. o) *cod.* videatur p) *cod.* plusque. q) *cod.* ? r) *cod.* ad eorum. s) *cod.* gratias. t) *cod.* amatoris

Digitized by Google

erunt? Dicat Theophrastus velim suamne huiusce generis matrem aut patrem fuisse crediderit. Longius evagari me non sinit repentinus tabellarii discessus; proinde finem faciam dicendi, praesertim quod huic tam gravi bellatori haud tumultuario quodam modo confligendum est [u]). Vale meque ama.

Venetiis X Kal. Dec. 1418.

III.

Guarinus an Thomas aus Fano[1]) und an Zeno Othobellus[2]).

Cum pro mea benevolentia quicquam vobis scribere instituissem, venit in mentem ut meas utrique litteras mitterem, ne quos morum similitudo, virtus, amor familiaritasque coniunxit, scriptis seiungerem. Enimvero non gratum fore censui si meam erga vos caritatem, studium ac perpetuam recordationem hac epistula quasi teste non [a]) declaravero [b]). Saepe vos appello, vos invito, saepe vos ad haec communicanda ruris bona voco, quae qualia sint si oculis subiecero, facilius pro vestra prudentia existimare poteritis; eritque et vobis cognitu et mihi narratu non iniucundum [c]), si quae sit caeli temperies, regionis situs et villae amoenitas scripto meo intellexeritis.

Videtis atque auditis, optimi viri, quantos fervores haec nobis aestas intulerit, adeo ut phaethuntaeos rediisse vapores crediderim. Quot mortales in agris, dum metunt [d]) ceteraque rusticana absolvunt opera, solis ardore vitam efflarunt. Apud nos vero tanta aestivi temporis clementia est, ut ver ipsum sedem hic locasse iure meritoque dixerim. Luce quidem mira oculis blanditur serenitas, noctu vero cuncta enumeraveris astra. Aerem nunquam stare ac suavi semper pro votis spiritu moveri sentias. Raro ventos habet, illos quidem terribiles et pectori simul atque arboribus metuendos; saepius autem auras, quae calori medentur et leni quodam murmure somnum accersunt [e]). Grandes itaque natu plurimos hic cernere licet avos ac proavos integris sensibus et valentibus membris nec vili cedentes operi. Mirandum est quod in aetate decrepita nihil fere sentiunt quo senectutem accusent. Sunt qui ita memoriter quae iuvenes ipsi viderunt audieruntque recensent, ut annales legere me putem. Audio quanam ratione castella hisce quondam collibus munitissima deiecta sint, bella civilia, res gestas maiorum nostrorum et varios nostrae civitatis eventus. Quae cum attentissimus accipio, alio quodam saeculo mihi natus videor. Quorsum haec? ut intelligatis quanta sit huius caeli benignitas, qua non modo corpus sed sensus etiam extremi servantur incolumes.

Quid regio ipsa? quid pulchra forma? apricae [f]) valles, non profundae, non praecipites, viridissimis artae montibus; ii quidem pingues nec saxei,

1) Handschriften: Bibliot. Estensis zu Modena. 57 no. 153. — Ambrosiana zu Mailand, C. 145, f. 363. — Cod. Ferrariens. 16. NA. 1. — Universitäts-Biblioth. zu Padua, 1201. — Hier wird die Lection des Cod. Estensis abgedruckt.

2) Beide waren Schüler des Guarino; das Geschlecht der Othobelli war aus Verona; ein Othobellus (Augustinus) war 1426 notarius officii dugalium.

u) *cod.* confligendi est.

a) non *cod.* fehlt. b) *cod.* declavero. c) *cod.* iucundum. d) *cod.* metuunt e) *cod.* accersent. f) *cod.* aprices.

Digitized by Google

sed terreni cum planissimis arvis ita de fertilitate certant, ut sola dumtaxat planitie superentur. Oliveta undique, arbusta, vineae surgunt, nec vivorum pratorum deest viriditas, quae flores, trifolium, serpyllum ceterasque herbas teneras et pubentes pariunt et nutriunt; eas namque perennes alunt rivi, ibi enim aquarum satis fontes plurimi, palus nulla; quia quidquid liquoris devexa tellus excipit, nusquam per moram sedere patitur: aut enim ad alenda quae creavit absorbet, aut quasi tributaria transfundit in Athesim, qui Veronensem agrum secat non mediocrium navium et maximarum ratium patiens; nec, ut multa antiquorum litteris decantata solo nomine flumina, magni nomen fluminis amittit nec aestate etiam sole[g]) sub ardenti aquae altitudine destituitur[h]); qui undanti semper fluit alveo. Aeris quidem iucunda temperies, iucundus et regionis situs — Ceterum villa non inferior; ad cuius amoenitatem superiora illa ut inserviant, ita locata et nata videntur adeoque circumposita, ut illius ornamento atque spectaculo sint. Ea est molli[i]) fundata clivo, ita sensim sine ascensu crescente, ut non ante te ascendere intelligas, quam ascendisse te videas. Quo fit ut adventantem defatiget neminem et ad[k]) spectandum nec minus ad hospitandum facilis undecumque suscipiat; et ita suscipiat, ut sine fastidio aliquid semper novum conspiciendum exhibeat. Ubi colles videre desieris, qui a tergo, qui a latere variis distincti arbusculis quasi theatrum circumstant, lata quaedam a fronte et diffusa planities oculos pascit nec tamen saturat, praesertim cum serpat[l]) ille noster Athesis, quem virenti utraque[m]) ripa Vergilius non iniuria vocat amoenum. Neque vero hac in parte diuturno affici taedio urbs Verona sinit, quae turritis moenibus et excelsis aedificiis occurrens oculos visentis tenet. Haec velut exteriora villae bona. Interius non incommoda habet cubilia, habet et porticum, quae aestivum solem quidem non ante quintam sentit horam, hibernum vero maturius; quo cum a frigidioribus tuta sit flatibus, ad apricandum invitat; fenestrae ita dispositae, ut aliae prata, aliae planissimos campos, aliae flumen et assiduae viriditatis silvam visendam offerant[n]). In ipsa villae area puteus non incolis modo verum et longinquis et procul adiacentibus et gelidas et lucidas ubertim propinat aquas.

Huiusce modi sunt oblectamenta, ad quae saepe cogitandum vos invito, viri optimi. In eis me per studia litterarum excolo, in eis meae senectutis, modo vita supersit, studium destino; praesentia tempora, si quid mea parvitas potest, patriae impertiri constitui; more[o]) maiorum, qui cum priores vitae annos publicis commodis distribuissent, extremos sibi reservabant. Nobis[p]) si non aliis in rebus, datur hac saltem imitari[q]), quod viribus enitar, potissimum cum ea aetate ex urbe secessus in agrum non languentis desidiae sed litterariae tranquillitatis nomen accipere poterit —

Longiusculam habetis epistulam, amicissimi viri, dum et voluptates et delectationes[r]) meas vobis communes facio. Quae si legentibus ullum laborem afferent, deposita interdum epistula, oculos a lectione et animum ad rerum lectarum cogitationem àdvocare poteritis; sicque interquiescere

g) *cod.* solo. h) *cod.* destituuntur. i) *cod.* mole. k) et ad *cod.* fehlt. l) *cod.* superior. m) *cod.* utrique. n) *cod.* afferant. o) *cod.* mores. p) *cod.* nos. q) *cod.* mutari. r) *cod.* citationes(?).

Digitized by Google

et quasi residere licebit. Valete singulare caritatis exemplum, meque plurimum amate, ut facitis

Ex Castro Rupto Vallis Polizellae XVI Kal. Sept. (1422—1423)[1]).

IV.

Guarinus an Joannes Lamola[2]).

Quod me diligas et singulari pietate complectaris, multa mihi documento sunt: vel quod te omnium gratissimum esse novi idque praedico et nunquam praedicare desisto, ut tuae virtuti, cuius praemium aliquod honos est, testis accedam[a]) et reliquam iuventutem tuo animem ad imitandum exemplo; vel quod maiorum monumentis incitaris, qui praeceptorem sancti voluere parentis esse loco. Accedit quod scripta, qualiacumque sint, mea ita longe lateque disseminas, ut facile declares me, si vincere fata detur, immortalitate donare velle et in sempiternam posteritatis memoriam propagare. Id cum gratum mihi per se acceptumque sit non possum tamen non obiurgare te et pro iure amoris mutui reprehendere, quod in tollendis scriptis meis incautius agas. Venere enim quaedam in manus ita et nominibus et rerum serie depravata, ut non parum ignominiae et obloquiorum causas praebeant. Quo fit ut minus mirer veterum codices tot iam conscriptos saeculis erroribus tantis involvi ut lectoris animum laxent ac frustentur, quippe quos non Oedipus, non Sibylla, non Apollinis, ut gentiles dicerent, interpretetur oraculum; quodque stomachabilius est, interceptae sunt sententiae et versus integri, ut contra sensum meum sermo sonet ineptum.[b])

Proxime namque delatus est ad me libellus[3]), cuius exemplum olim transmiseras, ex quo cum quaedam scripta probarem, quaedam autem in eo desiderarem, grandiusculam super ea re tibi rescripseram epistulam[4]). Ea, nonnullis truncata membris, velut inscriptio et tamquam prooemium in fronte praeponitur, ut cum scriptori laudem comparet apud minus considerantes ignarosve mihi vituperia pariat; ab quibus me purgem necesse esse video ne quid sinistre de me boni sentiant, quibus placere studeo, et de musis nostris male mereri pergam, si me auctore turpes illis inurantur maculae.

Principio quod dictum est de libro prudenter politeque conscripto non modo de versus genere, sed etiam de librarii opera velim

1) Die Handſchriften geben keine Jahreszahl an; unſer Brief muſs aber ins Jahr 1422 oder 1423 geſetzt werden. 1420 und 1424 kann der Brief nicht geſchrieben ſein, weil ſich in demſelben keine Erwähnung der Peſt findet, in beiden Jahren aber G. der Peſt wegen aus Verona geflohen war; Aug. 1421 nicht, weil G. damals in Verona lebte, 1425 nicht, weil im Juli d. J. G.'s Schwiegermutter ſtarb, die in unſerm Briefe als lebend vorausgeſetzt wird. Castrum Ruptum heifst die Lokalität in der Gegend von Valpolicella, wo Guarino ſein Landgut hatte; poetiſch nannte er es auch Montoreus, d. h. Mons oreus et speciosus.

2) Handſchriften: Vatican. 5167. f. 68; Biblioth. Comunale zu Ferrara. 110. NA. 4. Hier wird die Lection des Codex Ferrariens. abgedruckt.

3) Hier iſt der Hermaphroditus von Panormita gemeint.

4) Dies iſt der berühmte Brief Guarinos an Lamola, der: Posteaquam alteras ad te descripferam beginnt und in: Quinque illustrium poetarum etc. Insus in Venerem, Parisiis 1791, und in: Antonii Panormitani Hermaphroditus, Coburgi, 1824 abgedruckt iſt.

a) *cod.* accedat. b) *cod.* ademptum.

Digitized by Google

intelligi; adeo litterarum facies formosa venustaque. et recta et vetusta scribendi formula, quam orthographiam appellant, legentis oculos alliciebant. Tum haec inerat sententia alia ad verbum posita. quantum memoria repetere valet, et nunc astute subducta: Quid facturum arbitramur Panhormitam nostrum, si gravem et auditore quovis dignam nactus fuerit materiam tam ardenti eius ingenio parem, quando in re tam abiecta et petulcis moribus tam prudenter[c]), tam polite ludat[d])? Haec cur est e medio sublata particula, nisi quia, quisquis ille fuit. cum exceptione laudari noluit opusculum? Aliud scriptum fere sic a me fuerat, quod et interceptum esse deprehendo: Hortare Panhormitam ut stilum adeo facilem e sordibus exsilire consuefaciat malitque in grandibus mediocriter probari, quam in[e]) infimis turgere grandiloque. Phidiam. cuius recentissimum adhuc nomen omnia per ora volitat, mox exaruisse et aboleri oblivione contigisset, si putrida et corruptibili[f]) materia, non autem auro vel ebore statuas eflinxisset. Has ipsas clausulas explosas et intercisas tu mihi testis es optimus, sive exemplar inspexeris, seu tuam consulueris memoriam, qua vales unice, vel ea potissimum causa quod post missam ad te olim epistulam non semel inter nos longior ea de re vivus consumptus est sermo. Tum addidisse me non fugit quod et ipse fatebere[g]): Si hoc tam praestans, idoneum et vere cereum ad martia bella divellatur ingenium, tum claros tubarum clangores futuros qui nunc in Hermaphrodito culicis stridores obstrepunt, magisque fortia duraque quam ignava[h]) semper placitura vel mollia et, ut Quintilianus inquit, nemo non vir spadone formosior. Quod et ipsum Panhormitam non negaturum confido, pro eius doctrina et sui gravitate iudicii.

Meministin quantis ego et quidem digressis Cosmum in republica florentina merito principem laudibus extollerem, cum aliis virtutibus, tum moderatione, continentia et integritate, ut tecum quam inepte factum subaccusarem, quod tam molles, lascivientes venereosque versus ad severum, continentem sobriumque virum inscriberet[i])? Quodque absurdius factum dizeram[j]), libellus, sui auctoris et parentis imperio, ut lupanar prius adiret iubebatur[k]). perinde ac illud Cosmi[l]) deversorium videretur. Haec cum ita esse non ignores, patieris quantum in te fuerit, amantissime Lamola. Hermaphroditum tot per insidias raptis de me spoliis triumphum ducere? Ad eam autem curam eo magis excandescere debebis, quod earum causa molestiarum es, qui me inscio ac potius recusante litterarum mearum abusionem fecisti. Pugnet Marte suo et invocatis suo de grege commilitonibus; nolentem me reclamantemque suis ne[m]) signis immisceat. Esto, quid de scriptoris ingenio, quid de carminis genere sentirem tecum aperuerim. Num[n]) idcirco me testem inscium ad alterius quidem laudem, in meam vero perniciem, adduxeris? et quod tuae fidei tacitum quasi depositum arcanumque crediderim, id mea sine venia imprudenter effutire voles? Id boni ac fidelis amici fuerat, commissa tegere nec foras meo iniussu disseminare. Si quis pretiosa vasa tibi aliamve supellectilem certum ad usum commodasset, tu vero illa vulgo utenda profanandaque

1) Der Hermaphroditus wurde dem Cosmus de' Medici gewidmet.

c) *cod.* molitus respondente. d) *cod.* laudat. e) in *cod.* fehlt. f) corruptibili *cod.* fehlt. g) *cod.* fatebare. h) *cod.* ignavia. i) *cod.* dixerant. k) *cod.* videbatur. l) *cod.* Cosmum. m) *cod.* me. n) *cod.* nunc.

Digitized by Google

dimisisses, quos morsus, quas inclamationes contraxisses! Juris consulti furti genus definire solent, si quis iumenta sibi commodata longius adduxerit alienusve[o]) invito domino usus sit iumento, nec minus si quis tabulas amoverit aut cautiones. Cum mea communicans tecum consilia tuae fidei animum crediderim tuque ex te prosilire siveris longiusque produci[p]) et meliores excerpi particulas, quantum gloriari Hermaphroditus debeat neminem latere arbitror.

Aut igitur integra edenda et praeponenda fuit epistula aut tota subducenda[q]) nec ego ignarus invitusque, ut dixi, testis apponendus. Ne quis sese fallat oro; an[r]) quia versum mihi complacitum idoneamque scribentis venam testatum me facit, idcirco aut materiam aut obscaenitates probem? an et praecepta commendo? Hui! minime. Numquid et ad religionem facere dicet quispiam? Nihil magis contra religionem. At enim Persius, Horatius, Juvenalis obscaena afferunt; fateor; illi ad instruendam mortalium vitam et ad maius vitiorum fastidium ante oculos obiiciunt. Quorum tamen eruditio probatur,[s]) turpitudo improbatur, quae et ipsi displicet poetae. Id et in pictoribus usu venire cernimus, quorum cum in adumbrandis[t]) scorpione, mure, serpente partibusque reconditis et latere volentibus aptitudinem miramur, non tamen non ea fastidimus abhorremusque spectando. Cui non Perilli artificium laudare licuit, quo taurum expressit et ante spectantium oculos quasi viventem constituit? Quis non veras aures, cornua frontemque minacem sine reprehensione miretur? At contra quis tam humanitatis expers tamque efferatae mentis exsistit, cui crudelitas et saevitia colliberet, quam Phalaridi suadere ac probare nisus est?

Hac ratione et beatus ipse Hieronymus noster, cuius in vita suavitas, doctrina, sanctitas, admiranda scientia, melle dulcior eloquentia satis pro dignitate laudari non potest, multis in locis placet, auditorem allicit, aures fricat, cum praesertim meretricias depingit illecebras, ut fastidiosius detestetur et per eius castimoniam impudicitiam exsecretur, illud interponendo: quod dictu quoque scelus est. Nec vero glorietur quispiam, quod Catulli concivis mei testimonium adduxi, qui ad bonum virum instruendum praeceptor est, ni canatur surdo cantilena. Quid enim inquit?

nam castum esse decet pium poetam
ipsum.

Hoc attendat, hoc hauriat, hoc complectatur et omni vita teneat quisquis poëtae nomine dignus esse cupit. Hoc quidem ad poëtam. Id autem quod sequitur ad poëma decorumque poëticum pertinet:

versiculos nihil necesse est[u]),
qui tum denique habent salem ac leporem
si sint molliculi ac parum pudici.

Id sane verum est, si puram effingant lasciviam[v]), ut rebus de quibus decantetur cognati sermones attribuantur[w]). Id et in arte poëtica praecipit Horatius:

tristia maestum
vultum verba decent, iratum plena minarum,
ludentem lasciva, severum seria dictu.

---

o) *cod.* alienove. p) *cod.* produxeris. q) *cod.* subiicienda. r) *cod.* ut. s) *cod.* conditio probetur. t) *cod.* adumbrans. u) *cod.* necesse est *cod.* fehlt. v) *cod.* lascivam. w) *cod.* attribuatur.

Digitized by Google

Nec minus id Tullius asserit „ex eo decoro, quod poëtae sequuntur," quod a poëtis servari dicimus, „cum id quod quaque persona dignum est et fit et dicitur". Atreo namque dicente: oderint dum metuant, aut: natis ipse sepulcro sit parens[x]), plausus excitatur in scaena; impio enim et immani tyranno impia et immanis quadravit oratio. Nec tamen plaudenti populo saevitia placet Atrei aut[y]) crudelitas comprobatur.

Ne autem longioribus te verbis teneam, haec mea est sententia[z]), hic meus animus, haec voti summa: ut si scribentis ingenium vimque carminis approbaverim, nemo propterea materiam turpem et castis auribus adversam laudare me suspicetur, cuius quidem voluntatis testem hanc epistulam et propugnatricem invoca. Ipsum vero libellum, si dictionem excipias, ceteris in rebus sic abominor et propulso, ut post primos eius transcursus ne semel quidem tot iam annos ipsius repetierim. Fac me olim carmen illud sine ulla exceptione vel aetatis lapsu vel aurium voluptate laudasse; facio nunc quod graves et sanctissimi viri factitant ut male dicta retractent; laudata revoco, usurpatas[aa]) hactenus commendationes meas ab iniusto possessore repeto. Nec enim promissa servanda, auctore Cicerone, ea quae sint quibus promiseris inutilia nec si plus tibi ea noceant, quam illis prosint, cui promiseris. Haec ad te scribo, Joannes amantissime, ut omnem curam, operam, studium, si me diligis, adhibeas, ut ubicumque inscriptam illam offenderis epistulam, testem attractam ignaram et invitam[bb]), aut illam aboleas aut hanc illi sociam vel potius adversariam adscribas; ut sicut Achilles Telephum, tu qui sauciasti simul et sanes.

Ferrariae Kal: Januar: (1435?) [1])

V.

Guarinus an Jacobus Foscari.[2])

Dies hic mihi festivus profecto et sollemni memoria celebrandus illuxit, illustris Jacobe, quo tua mihi allata sunt munera, omnis commendationis genere in caelum extollenda, seu donum ipsum, seu donatorem contempler. Nam ut a te prius incipiam, quaenam abs te laudationis partes absunt? Vis patriam? ea est fortuna, virtute, dignitate, rerum gestarum gloria maris terrarumque regina, quae tantum alias inter caput extollit urbes, quantum lenta solent inter viburna cupressi, ut poëta pastor ait. Vis prosapiae auctores? hi amplissima in civitate magni et in patricio

1) In den Codices fehlt das Jahr; man kann es aber mit grofser Wahrfcheinlichkeit vermuten. Zu der Faftenzeit 1434 predigte Albertus Sartheano zu Ferrara; im Mai deffelben Jahres war er zu Padua, von wo er am 18. Mai 1434 an Philippus Bendideus nach Ferrara fchrieb (Alberti a Sarthiano Opera; epift. 34) und ihn bat, Guarino zu ermahnen, er follte nicht jenes Gefchäft vergeffen, das fie über den Hermaphroditus gemeinfchaftlich verabredet hätten; er fügte dann hinzu, dafs fich zu Padua ein fchlimmes Gerücht über ihn wegen jenes Briefes verbreitete, den Guarino an Lamola über den Hermaphroditus gefchrieben hatte. Es ift alfo wahrfcheinlich, dafs G. auf diefe wiederholten Ermahnungen des Albertus, den er aufserordentlich verehrte, fich endlich entfchloffen habe den Widerruf zu fchreiben, und dies mochte im Beginn des folgenden Jahres 1435 gefchehen.

2) Handfchrift: Codex Ambrosian. C. 145, f. 338. Die Aufschrift fehlt in dem Codex, ift aber leicht aus dem Texte zu ergänzen.

x) *cod.* paries. y) *cod.* autem. z) *cod.* summa. aa) *cod.* usurpantes. bb) *cod.* vitam.

Digitized by Google

ordine clarissimi semper habiti sunt. Vis patrem [1])? is ea sapientia, magnitudine animi, maximarum rerum urbanarum atque externarum usu praeclarisque aliis virtutibus pollet, ut non modo sua in urbe principatum mereat et obtineat, verum etiam, ubicumque terrarum fuisset, facile princeps maiorque futurus exstiterit. Quid de te ipso denique dicam? in quo quidem adulescente ea exstat indoles, ea effigies et certe senilis, ut vel tacitus unumquemque tuam in caritatem et[a]) venerationem incendas et allicias. Verborum dulcedo, morum gravitas, consuetudinis lepos quem ad tui contemplationem non adducunt? Has ad tantas vel animi vel ingenii dotes adde litterarum amorem, bonarum artium studia insignemque disciplinam, quos in praesentia fructus paris, quos in posterum polliceris; ita ut praeclarum nescio quid ac singulare iam nunc incipias exspectandum efferre. Videre videor ut patri laudi, civitati commodo, tibi gloriae operam navas, ita ut quantum te filio genitor, tantum genitore filius glorieris. Sic Thelamon et Aiax, sic Peleus et Achilles, sic Aeneas et Ascanius, sic Caesar et Octavianus inter se certamen de praestantia suscepere. Quam ad rem id non mediocre nactus es adiumentum, quod de Scipionis Africani a Cicerone dictum est, quod ad praestantissimam animi magnitudinem doctrina uberior accesserat.

Tali igitur donatore parumne laetari mihi liceat, cum tibi tanto opere carum me, gratum acceptumque esse decantabitur, quanto opere tua suavis et humanitate referta testatur epistula? hoc enim iam celari non potest. Quid mihi magnificentius in vita contigisse poterat, praesertim cum vos magni et magnifici viri pro iudicii subtilitate et rerum excelsarum appetitione nil vile, abiectum aut vulgare soleatis amplecti?

Quid de dono ipso praedicem? de quo cum plura dixero, plura dicenda restabunt. Quid, cum scripta ipsa perlegas, aut apta[b]) verborum constructione concinnius, aut ipsa puritate et luciditate elegantius, aut sermonis proprietate consuetudineque latinius? Crebrae sententiae, rerum varietas, antiquitatis notitia et, quod Horatius vehementer probat, pes semper et caput uni redduntur[c]) formae. Quibus ex rebus id legendo conflatur quod de Nestore dixit Homerus et Tullius meminit: cuius ex ore melle dulcior fluebat oratio. Quodque praecipua admiratione prosequor, tanta est in utriusque dictione paritas, tanta stili similitudo, tanta scribendi germanitas, et quidem utrobique magnifica, ut si Zenevrae nomen auferas et Isotae [2]), non facile utri utram anteponas iudicare queas; adeo ut qui utramvis norit, ambas noverit; ita sunt non modo creatione et sanguinis nobilitate sorores, sed etiam stilo atque facundia.

O civitatis, immo et aetatis nostrae eeus! O rara avis in terris nigroque simillima cycno. Si superiora saecula hasce probandas creassent virgines, quantis versibus decantatae, quantas, modo non malignis scripto-

1) Francesco Foscari, Doge zu Venedig.

2) Die Schweftern Ifotta und Ginevra Nogarola. Diefe von Guarino den Nogarola gefpendeten Lobeserhebungen waren die erfte Urfache zum Briefwechfel zwifchen Guarino und Ifotta. Diefen Gegenftand aber überlaffe ich fehr gern Herrn Profeffor Eugen Abel in Budapeft, der baldigft fämtliche Werke der Ifotta herausgeben wird. Eins fei hier bemerkt: gewöhnlich fetzt man den Tod Ifotta's in das Jahr 1466 im 38. Lebensjahre; ihr Geburtsjahr müfste alfo ins Jahr 1428 fallen; fie wäre alfo 1436 (Datum unferes Briefes) acht Jahre alt gewefen. Ift es nun möglich, dass fie im achten Lebensjahre Schriften herausgegeben hätte, die fo hoch von Guarino gepriefen worden? Es ift einleuchtend, dafs ihr Geburtsjahr um einige Jahre zurückzudatiren ift.

a) et *cod.* fehlt. b) *cod.* aperta. c) *cod.* reddunt.

Digitized by Google

ribus, laudes assecutae immortalitati traditae fuissent. Penelopen quia optime texuit, Aracnen quia tenuissima fila deduxit, Camillam et Penthesileam quia bellatrices erant, poëtarum carminibus consecratas cernimus. Has tam praeditas, tam generosas, tam eruditas, tam eloquentes non colerent, in astra laudibus non extollerent[d], non ab oblivionis morsibus quavis ratione vindicarent et sempiterno donarent aevo?

Solent nonnulli, docti sane homines, conterranei mei in collaudatione Veronensis agri conficienda fruges optimas, poma saporis egregii, eximios vini et olivi liquores, piscationes, venationes, aucupia, laeta pabula, colles apricos ceteraque praedicare; quae tamen multis urbibus communia sunt. Tam insignes adulescentes, peculiare nostrae civitatis insigne Hesperidum[e] malis etiam atque etiam pretiosius cur taceant ignoro. Quid facturi estis, nobiles urbis nostrae iuvenes? Otium bonum conteri ac tempus elabi socordia patiemini? Animos vestros et vitam non harum saltem exemplo exornabitis? Num vulgare illud in vos convicium reformidabitis? vos etenim iuvenes animum geritis muliebrem, illaque virgo viri.

Plura me dicere vindemiae clamor obstrepentis haud sinit, instat et autumnus calcatis sordidus uvis. Ad te igitur vale dictura convertatur oratio, vir magnifice; tibi gratias quantas meus capere valet animus et ago et habeo pro eo munere, quod cum se ipso, tum muneris auctore tam praeclarum, tam acceptum, tam honorificum mihi factum est, pro cuius quidem meritis me tibi totum trado atque commendo. Tu me pro tuo utere arbitratu.

Ex Valle Polizella, Non: Octob. 1438 (1436).[1])

VI.

Guarinus an Leonardo Giustiniano und Andrea Giuliano.[2])

Hac hora duobus cum filiis eodem in lectulo febricitans cubo. Allatus est nuntius sinister sane et infelix, me nescio quo fato et omnis expertem culpae in suspicionem sereniss: dominationis nostrae vocatum esse, quod duos scilicet versus famosos confecisse contra dominationem nostram insimuler. Quos si ut fingitur composui, non modo reprehensione et convicio dignus, verum etiam laesae maiestatis crimine me quoque iudice reus sim. Sed si non cogitavi, non feci, non edidi et eorum prorsus ignarus sum, vos ambos aequitatis et integritatis arbitros de me facio.

Primum quidem considerabitis, quod et ipse fixum animo teneo, quot[a] intimos mihi amicos et egregia necessitudine devinctos civitas vestra coniunxit, a quibus decus, famam, honorem, commoda et emolumenta consecutus sum. Non videor igitur sine ingratitudinis, improbitatis et oblivionis macula tam turpe, tam horrendum facinus aggredi potuisse. Et quoniam mores mei vitaque superior vobis pro vetere amicitia et con-

1) Das Jahr im Codex ist 1438, aber irrig, weil aus Guarino's Briefwechsel sich ergiebt, dafs er im Jahre 1436 aus Ferrara der Pest wegen nach Valpolicella seine Zuflucht nahm, wo er mindestens schon im Beginne des Oktober sich befand; im Dezember begab er sich nach Verona und kehrte bald darauf nach Ferrara zurück.

2) Handschrift: Ferrara, Biblioth. Comunale, Cod. 151, NA. 5.

d) *cod.* mirarentur (*?*). e) *cod.* hespidum.

a) *cod.* quia.

Digitized by Google

suetudine perspecta et cognita testimonio ac defensioni meae debet adesse nec earum valere, ponatis, oro, ante oculos quotiens a me imperium vestrum resque publica praedicata, disseminata, in caelum meis scriptis, qualiacumque sint, elata fuerit et non modo orationibus principes Venetos ad sidera extulerim, verum etiam sermone ac verbis pro laude civitatis depugnarim.

Unde igitur tam repente mutato consilio de laudatore conviciator evaserim et insanus propheta factus mala ominari pro inviso hoste coeperim? At esto me tanta ingratitudine captum et oblivione caecatum esse, ut linguae procacitatem non refrenarim. Quid utilitatis ista ipsa incontinentia referre potest? immo damni potius et supplicii non modicum: aedium mearum amissionem, praediorum spoliationem, tot rerum confiscationem et, quod malorum extremum est, de patria iectionem. Non ista vel caeco perspicua sunt?

Quod si ad bene et honorifice de sereniss: dominatione loquendum nihil aliud incitabat, at illustris principis mei Marchionis exemplum trahit, de cuius ore ac suorum nonnisi honorifice de patriciis et illustriss. dominatione verba fiunt et suos suo instruit exemplo.

Quae cum ita sint vestrum est, viri sapientissimi, non modo vestram calumniae fidem abnegare, sed etiam si quos prius imbuisset, me innocentem purgare ac tutari. Legimus virum excellentissimum Platonem cum de amico fidei perspectae calumniam acciperet, nullis rationibus vel causis, etiam iureiurando accusatoris adacto, fidem praestare voluisse. Vos de me vobis cognito, indicta causa, damnationis sententiam proferetis? Memineritis, viri sapientissimi, quanta sit invidorum multitudo, maledicorum astutia, detractorum fraus, qui cum suo nequeant obsequi animo per apertam dimicandi rationem, vincere per insidias et dolos contendunt. Quod cum aliis in rebus vobis magnis in rebus expertis constet, vel hoc quod dicam sole, ut aiunt, clarius fiet. Nunc cum me dolore nuntii tam atrocis afflictum nonnulli viri praestantes et illustr: dominationis veneratores me visendum adirent, causa maeroris audita, deum testari coeperunt hos ipsos versus diutius ante per annos audisse et memoriter tenere; per multa Italiae oppida ante hoc fatale bellum vulgatos volitare. Quid igitur est quod de mea puritate et innocentia dubitetis? Quod si stili similitudo vos movet, infima sane ratio est; vos enim pro vestra scientia et eruditione calletis optime complures hac aetate eo peritiae et facundiae venisse, ut prosa oratione et metro sic inter se similes sint, ut nulla ratione dignosci dictio ipsa valeat. Si tamen imbuta semel opinio vestra de me perstat, unum restat quo me vobis et reliquis male sentientibus purgem. Si versus eos confeci, si auctorem novi, si conditori favi, deus immortalis et cuncti sancti sui mihi sint hostes, elementa cuncta sint inimica; postremo filii mei numero duodecim siti et esuritione pereant, simul ipse in eam convertar rabiem ac inopiam, ut eos per inediam depascar et devorem.

Plura prae lassitudine non possum, quamquam et haec me dictante summo dolore alius per meam adversam valetudinem scripserit. Vos oro, vos obtestor, ut non modo famam, verum etiam salutem commendatam habeatis. Nam si vos nihilominus falsam de me criminationem veram esse putaveritis, cogar per maestitiam animam exspirare. Sin contra me virum non malum, non nocentem, non ingratum esse vel tantillo scripto significaveritis, animum atque animam recepero, et damna, detrimenta, calamitates, quas hoc infortunatum bellum importavit, si non aequo et laeto patior, vel pati cogam me ipsum animo.

Digitized by Google

Valete et saluti meae in adversis consulite, qui in secundis ornamento semper exstitistis. Et date per me ceteris exemplum, eos qui voš imperiumque vestrum fide, benevolentia et observantia prosequuntur, tutos et indemnes ab insusurrantium insidiis esse ac fore. Valete iterum.

Ex Rodigio XI. Octbr. (1439). [1])

2. Fünf Briefe Reuchlins.

Mitgeteilt von **Ludwig Geiger.**

Die folgenden fünf Briefe Reuchlins an Sebaſtian Brant waren mir bei Abfaſſung meiner Biographie Reuchlins (Leipzig 1871) und bei Zuſammenſtellung des Reuchlin'ſchen Briefwechſels (Tübingen 1875) unbekannt. Sie befinden ſich, in Original oder Abſchrift im Stadt- und St. Thomas-Archiv zu Straßburg. Dort ſind ſie von Herrn Profeſſor Ch. Schmidt aufgefunden und von demſelben in ſeinem Werke Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV. et au commencement du XVI. siècle (Paris 1879) I, p. 226 fg. benutzt worden. Herr Prof. Schmidt hat mir auf meine Bitte eine Abſchrift dieſer Briefe gütigſt angefertigt und überſendet und mir den Abdruck derſelben geſtattet, eine Freundlichkeit, für die ich ihm auch an dieſer Stelle meinen Dank ſage.

Zum Verſtändniſſe der nachfolgenden Briefe bedarf es keines ausführlichen Eingehens auf das Verhältnis zwiſchen Brant und Reuchlin. Es iſt vielmehr nur kurz darauf hinzuweiſen, daß die beiden Männer ſich 1474 in jugendlichen Jahren in Baſel kennen lernten und während des Aufenthaltes Reuchlins in genannter Stadt ſich innigſt befreundeten. Nachdem Reuchlin Baſel verlaſſen hatte, begann ein Briefwechſel, von dem freilich nur wenige Proben übrig geblieben ſind. Drei Briefe Brants aus den Jahren 1494. 1495, 1500 ſind erhalten, ſ. Reuchlins Briefwechſel S. 37, 48, 64; es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſelben vom Adreſſaten beantwortet wurden. Auch ein großes Gedicht de pestilentiali scorra sive impetigine richtete Brant 1496 an Reuchlin, (Brant, varia carmina 1498 K. 2 fg.); und als ein Zeichen vertrauter Freundſchaft mag es gelten, daß er in die genannte Sammlung (Bogen A und B) Reuchlins Comödie Henno oder Scenica progymnasmata mit eigenen Einleitungsverſen, einer Vorrede Joh. Bergmanns de Olpe und mehreren empfehlenden Schlußgedichten Anderer aufnahm.

Von 1500 bis 1503 iſt kein Zeichen eines perſönlichen Verkehrs zwiſchen Reuchlin und Brant erhalten.

1) Das Jahr fehlt, iſt aber aus Giustiniano's Antwort auf dieſen Brief zu entnehmen, der ex Venetiis VII. Kal. Nov. 1439 datirt iſt; aus dem Guarini'ſchen Briefwechſel geht ferner deutlich hervor, daſs er der Peſt und des Krieges wegen ſich in Rovigo von Juni bis Ende December 1439 aufhielt.

Digitized by Google

I.

Baden [Reuchlin] Sebastiano Brant. 3. Juni 1503.[1]

Salutem. In thermis Badensibus et in ipsis laticibus latiturus neque scribere possum neque legere. Quod tibi jussi ore ad os dicere Richardum Cochersberg[2] praesentis ostensorem hominem et tibi et mihi admodum amicum quorum te facio certiorem de balneo meo quod jam ad tres ἑβδομάδας perpetuas perpessus sum. Oro ut vel unum diem apud me sis intra sextiduum, sum enim postea abiturus et nostrum Sergium[3] tecum feras meo impendio. Vale feliciter. Sabbato ante Pentecosten anno 1503.

Joannes Reuchlin LL. doctor.[4]

Adr: Egregio doctori Sebastiano Brant cancellario Argentinensi amico suo.

II.

Baden [Reuchlin an Seb. Brant.] 10. Juni 1503.

Nil mihi rescribas attamen ipse veni.[5]

Liceat eo mihi te versu affari, o dulcissima anima Titio[6] qui apud thermas proxime tuas aedes non tam aegritudine quam aegrotatione mea conjectus ego in balneas intra strepitum familiae meae aestumque ferventis aquae vix tremulis istis digitulis literas ne dicam lituras ad te dedi triduo antea.[7] Nunc tuas[8] recepi quae moerore meo plenissimam aedeundi mei excusationem tuam attulere; pereat tanta rerum et temporum vicissitudo qua noster amborum conventus et reposcitur et denegatur. Totus in maligno positus est mundus. Qui tecum sum animo non audeam te corpore accedere, tu ne rursus velis quidem cum ausis. O tempora, o mores! Et si libeat tragoediam ad te illius ergo perscribere quid aliud ex ordiar quam illud in Ajace Sophocleo Tecmessae cum sic ajebat:[9] *ὦ δέσποτ' Αἴας τῆς ἀναγκαίας τύχης | οὐκ ἔστιν οὐδὲν μεῖζον ἀνθρώποις κακόν*! Disputent ejus gratia quantum velint philosophi et necessitatem a fortuna sejungant, ego video fortunam necessariam parum a necessitate ac necessitatem nihil a fortuna progressa disterminatam esse. Etiam rumpantur ilia peripateticis et id quidem clare video in hac tua fortuna et in hoc meo fato quae nos una concidere (sic) vetant, nisi prudentia et sapientia nostra rumpamus vincula quod Ptolemaeo teste facile factu est cum doceat sapientem dominari astris.[10] Quae si prudentes et sapientes

1) Bisher war nur ein Brief Reuchlin's aus dem J. 1503 bekannt (1. Jan., f. Reuchlin's Briefwechfel S. 80 fg.)

2) Über R. C. finde ich nichts; literarifch fcheint er nicht thätig gewefen zu fein.

3) Sergius iſt bekanntlich der Titel einer Comödie Reuchlin's. Ob diefe hier gemeint iſt, wage ich nicht ficher zu beſtimmen.

4) Autograph im Straſsburger Stadtarchiv.

5) Ovid, Heroid. I, v. 2.

6) Der lateiniſche Name für Brant.

7) Richtiger 7 Tage. Zwiſchen 3. und 10. Juni iſt kein anderer Brief bekannt.

8) Iſt nicht erhalten.

9) Ed. Herrmann V. 480, 481.

10) Vgl. über diefen im Zeitalter der Renaiſſance häufig angeführten Spruch: Vir sapiens dominabitur astris: Burckhardt, Cultur der Ren. II, 288.

Digitized by Google

non tam videri quam esse volumus age pingui Minerva[1] modum excogites velim ut simul vel uno temporis punctulo esse queamus atque colloqui. Cui rei huic mearum ostensori suapte natura industrio satis indicium dedi, ut vel cras ad me venias rediturus quam voles brevissime.

Nil mihi rescribas attamen ipse veni.

Id erit in tuam rem spero et nonnihil in meam qui omnia tecum habeo communia, certe ἀπὸ γυναικος, ac si venisses uxorem meam amicitiae tuae communicassem ritu Platonico quae cras simul cum tota mea familia[2] hinc abitura est. Tu vero ad me solum ipse veni. Attamen cras ipse veni. Hoc ad te scribo balneatus jam horas circirter centum et quinquaginta ubi indormescenti mihi nec calamus quadrat nec ingenium suppetit nec lectio competit, nec quid puer amanuensis legat queam intelligere. Ita terreni poetae artus moribunda quasi membra. Vale feliciter et cras veni. Iterum vale. Ex Baden Marchion. 4 Id. Junias anno MDIII.

Jo. Reuchlin Phorcen. LL. D.[3]

Aufschrift: Commentum Jo. Reuchlini Phorcensis ad Seb. Brant Argentinensem super altero versu Ovidii in Heroidibus ex thermis Badensibus 4 id. Junias anno MDIII.

Zwischen diesem und dem folgenden Briefe liegt ein Zeitraum von fast 10 Jahren. Ob die Freunde sich während desselben gesehen haben, ob insbesondere Brant der eben mitgeteilten Aufforderung Reuchlins gefolgt ist, wissen wir nicht. Auch von einer brieflichen Verbindung Beider in den nächsten Jahren ist nichts bekannt; die Wege der Freunde trennten sich. Brant, der sich ungerufen in die Locher-Wimpfeling'schen Streitigkeiten mischte, entfernte sich von der strenggegliederten Humanisten-Gemeinde. Durch ihre Stellung in diesem Streite bewiesen die Elsässer schon, was von ihnen in dem Reuchlin'schen Kampfe zu erwarten war. Die strengen Wimpfelingianer bewahrten in demselben unverbrüchliche Zurückhaltung. Briefe derselben an Reuchlin während der Zeit seines Kampfes existieren so gut wie gar nicht. Zwei Briefe des Beatus Rhenanus, die 1509 und 1510 geschrieben sind (Reuchlins Briefsammlung S. 104 ff., 124), beziehen sich nur auf gelehrte Angelegenheiten und erwähnen den Streit mit keiner Silbe. Reuchlin aber mußte viel daran gelegen sein, unter den ihm Zustimmenden auch die Elsässer verzeichnen zu können. Gerade ihre Namen, der durch Frömmigkeit ausgezeichneten Männer, würden ein Gegengewicht gegen die Beschuldigung der Theologen geboten haben, welche in Reuchlin nur den Ketzer sahen. Daher ist es leicht erklärlich,

1) Colum 1. praef. § 33.

2) Bedeutet hier wohl Dienerschaft. Von Kindern Reuchlin's wissen wir nichts; hat er Kinder gehabt, so müssen sie in zartem Alter gestorben sein. Die hier Erwähnte ist vielleicht seine zweite Frau. Vgl. meinen Reuchlin S. 27 fg. Eine seltsame Nachricht über Reuchlin's zweite Verheiratung findet sich in folgendem Brieffragment des Beatus Rhenanus an Burer, Schlettstadt 1519 (Schlettstadter Archiv), das ich der Güte meines Freundes A. Horawitz verdanke: Statim post felicem reditum vel opulento sacerdotio donandus vel beatam aliquam matronam patroni verbis persuasam accepturus coniugem, quam verisimile non sit longius te victuram, ut post huius obitum diuitias nactus puellam aliquam tibi adiungas formosulam, candidulam, blandulam quae corpus tuum frigescens suo calore excalfactet et exhaustum suo succo locupletet. O quam felicem fortunam hic mihi depingis inquies. Sic est mi Alberte. Habe bonum animum. Hoc pacto Reuchlinus ille multiplici linguarum peritia praeditus emersit.

3) Von Wencker gemachte Copie. St. Thomas-Archiv, Strafsburg.

Digitized by Google

daß Reuchlin Anſtrengungen machte, ihre zuſtimmende Erklärung zu gewinnen. Von ſolchen Verſuchen war bisher nur der merkwürdige Brief an Wimpfeling, 30. Nov. 1513 (Briefwechſel S. 200—207) bekannt. In demſelben war Brant genannt unter denen, welche aufgefordert wurden, die Rechtmäßigkeit von Reuchlin's Verfahren zu prüfen und Zeugniß für ſeine Unſchuld abzulegen. Daß aber Reuchlin auch ſchon vorher ſich bemüht hatte, Brants Intereſſe zu gewinnen, erfahren wir im Einzelnen aus den folgenden Briefen.

III.

Tübingen [Reuchlin an Brant.] 4. Januar 1513.

S. P. D. Platonis illius summi in philosophia viri cum multa legerim praeclara tamen illud oraculi cujusdam vice dictum ab eo existimavero quod homo hominis est daemon quo semper ad hominum utilitatem atque profectum usus sum ut juvarem quamplurimos nocerem nemini. Contrarium autem ab invidis canibus meis mihi contigit qui me libello famoso, ut nosse potes, lacerarunt ut . . .[1] satis queam illud grammaticorum daemonem ex vocabulis ancipitibus esse quod in bonum et malum trahi consuevit, unde cacodaemones et calodaemones. Nihilominus semper cupio hominibus maxime literatis benefacere, sicut in hoc viro ostendi nomine Matthaeo Adriano Hispano[2] medicinae doctore quem propter peritiam et excellentem hebraicae linguae noticiam cujus similem in Alemannia non vidi ad studium nostrum generale in Tuwingen adduxi, ut et nostri audirent ejus doctrinam. Sed cum duriciem soli et inclementiam coeli vinorumque acerbitatem ita non potuit ferre ut languere inciperet, consultius ad Rhenum rediit, non multam extra viam quam pergere tendit versus tempus vernale ad terram sanctam. Tu illum tanquam a me commendatum habeas quam commendatissimum ut sentiat preces meas sibi profuisse. Audivi hodie de revocatione in honorem tuum Heidelbergae facienda;[3] laetor et cupio. Datum in Tuwingen, primo non. Jan. anno MDXIII.

Jo. Reuchlin Phorcen. LL. doctor.[4]

Adreſſe: Egregio et jurisconsultissimo doctori d. Sebastiano Brant insignis civitatis Argentinae protonotario, tanquam fratri suo colendissimo.

1) Zerriſſen.

2) Über M. A. vgl. A. D. B. I, 124 fg., und meine ausführlichen Mitteilungen in den Jahrb. für deutſche Theologie XXI, S. 190—202. In dem dort angeführten Briefe Reuchlin's (R.'s Briefwechſel S. 150) muſs es: 1513 ſtatt 1512 heifsen. Seitdem eine Notiz über den noch im Dez. 1512 in Tübingen lehrenden M. A. in einem Briefe des Thomas Anshelm an Michael Hummelberger mitgeteilt von Horawitz, Analekten zur Geſchichte des Humanismus, Wien 1877, S. 24. Adr. ging über Straſsburg nach Baſel.

3) Es iſt der öffentliche Widerruf gemeint, den Wigand Wirth gegen ſeine Läſterung Brants in dem Streit über die unbefleckte Empfängnis Mariae leiſten ſollte und am 24. Febr. 1513 wirklich geleiſtet hat. Reuchlin konnte ſchon damals davon Kunde haben, weil die Sache bereits im Okt. 1512, bei einem Congreſs der Häupter des Franziskaner- und Dominikanerordens beſchloſſen war; vgl. Schmidt, l. c. I, 224. — Dieſe Angelegenheit, der Reuchlin auch in ſeiner Defensio contra calumniatores gedachte (Schmidt, 227, A. 122. Reuchlin S. 274), mochte übrigens Brant und die Elſäſſer noch mehr zur Zurückgezogenheit veranlaſſen, als ihre fonſtige Bedenklichkeit es ſchon ohnehin gethan hätte; ſie hatten die Tücke der Dominikaner nun einmal erfahren und mochten keine weitere Bekanntſchaft mit ihnen machen.

4) Autograph. Straſsburger Stadtarchiv.

Digitized by Google

IV.

Pforzheim [Reuchlin an Brant.] 22. Juli 1513.[1]

S. d. p. Egregie doctor, tanquam frater charissime. Quum jam peregre Phorcen accederem, inveni hunc tabellarium accinctum itineri et Argentinam versus properantem. Tum ego mox arrepto calamo inepto illum meis litteris qualibuscunque vacuum ambulare ad te nolui, per quas vel salutem tibi domique tuae optarem. De mea autem cum Colonien-sibus controversia quo in statu sit certiorem te facio. Diffamatorium librum ediderunt quem Caesari obtulerunt.[2] Ego contra quoque Caesari defensorium libellum dedi.[3] Suscepit ita causam Imperator. Et scriptis sic ab utraque parte principis (sic) datis lis contestata est. Decrevit Imperator nullam partem incurrisse infamiam et imposuit a data litterarum imperialium utrique parti silentium, prohibendo universis nobis de caetero invicem per litteras adversari.[4] Super eo tractatu nobis omnibus imperiales litteras misit, quarum exemplar et copiam per hunc tabellarium tibi ostendo. Vellem autem et optarem ut Caesareae Majestatis commune mandatum omnibus patefieret. Iccirco huic commisi, ut duas litterarum copias Argentinam ferret et alteras in valvis summae ecclesiae, alteras in aliquo alio apud vos eminenti loco civitatis affigeret, ut de me tolleretur suspicio popularis infamiae. Rogo igitur ut erudias hunc meum tabellarium et instruas quomodo possit eas schedas in publicum affigere, sunt enim pacificae. Non possum tanta celeritate tibi plura scribere, nisi quod in mea defensione honorificam de te feci mentionem[5] quod istis magistris nostris multum dolet. Si tu defensionem meam non habes, mittam impigre sed venum habentur ubique. Vale cum uxore et liberis et me ut soles ama. Ex Phorce, (sic) Magdalenae anno 1513.

Jo. Reuchlin Phorcen. LL. D.[6]

Adr: Egregio et magnifico domino Sebastiano Brant, J. U. doctori nobilissimae civitatis Argentinensis cancellario tanquam fratri suo charissimo.

V.

Stuttgart [Reuchlin an Brant.] 9. Nov. 1514.

S. P. D. Amice colendissime. Multis annis litteras tuas, forsitan scriptione tua indignus non recepi. Cogitavi si forte me vitandum ducas quod adversarii mei vulgo sparserint affirmantes me scripsisse contra ecclesiam. Noli, amicissime Titio, a me deficere, antequam me succubuisse per apostolicam sententiam audiveris, nec fidem habeas Parisiensibus

1) Von dieſer Reiſe nach Pforzheim war nichts bekannt. Am 5. Aug. 1513 war Reuchlin ſicher wieder in Stuttgart, Briefwechſel S. 189.

2) Articuli sive propositiones. — Vgl. Reuchlin, S. 266 ff.

3) Die bereits erwähnte Defensio, Reuchlin S. 272 ff.

4) Das Mandat — übrigens bisher dem Wortlaut nach nicht bekannt — iſt aus dem Juni 1513, vgl. Reuchlin S. 229, A. 4. Dafelbſt iſt mitgeteilt, daſs es in Frankfurt angeſchlagen wurde. Zu gleichem Zwecke wurde es nach Erfurt geſchickt, vgl. l. c. S. 280, A. 2. — In dem Mandat waren nur Reuchlin, Pfefferkorn, Tungern, der Verfaſſer der articuli (A. 2) aufgeführt.

5) Vgl. vor. S. A. 3.

6) Wencker'ſche Copie, St. Thomasarchiv.

Digitized by Google

illis levibus theologis quorum malitiam seu tu mavis stultitiam in quodam scenico actu [1]) videris quae acta de remotis partibus ad me missa sunt contra sentimentum Parisiensium. [2]) Ut autem totum statum causae meae cognoscas in quo nunc usque hodie constat, ecce ad te do singula judiciorum acta et executoriales, a quibus dixerant se appellavisse ad sedem apostolicam; sed tanto tempore plus quam trimestri Romae degentes nihil ausi sunt mecum in jure ac judicio concertare, sed quotidie extra jus et contra justitiam innovarunt et attemptarunt, unde ego coactus sum, quamvis in jure victor, tamen eorum appellationem praetensam prosequi. Sic eos ad curiam Romanam, ut hic vides, citavi ut personaliter comparerent procuratori meo responsuri. [3]) Constitui procuratores, commisi vela ventis. Dii bene vortant. Audio eos Romae auro dimicare, [4]) quod acerrime formido. Vale. Ex Stutgardia, V. Id. Novembris anno 1514.

Joannes Reuchlin Phorcen. LL. doctor. [5])

Adreſſe: Egregio et jurisconsultissimo doctori domino Sebastiano Brant cancellario civitatis Argentinae, amico suo tanquam fratri charissimo.

3. Analekten zur Geſchichte des Humanismus in Südweſtdeutſchland.

Von **Karl Hartfelder.**

Unter dem Namen von Analekten ſind an dieſer Stelle eine Anzahl von Gedichten, Notizen, Briefen, Urkunden und Regeſten vereinigt, welche ſich ſämtlich auf die Geſchichte des Humanismus im obern Rheinthal beziehen, und die ich gelegentlich meiner Studien über den Humanismus in Archiven und Bibliotheken gefunden habe. Sie dürften dem Geſchichtſchreiber des Humanismus im ſüdweſtlichen Deutſchland eine nicht unwillkommene Gabe ſein, da ſie unſere Kenntnis von den Trägern des Geiſtes der Renaiſſance in mancher Richtung erweitern. Einiges davon wurde ſchon in meinen Arbeiten erwähnt, anderes dagegen dürfte bis jetzt gänzlich unberührt geblieben ſein. Der Text wurde im weſentlichen unverändert wiedergegeben; nur haben die Eigennahmen große Anfangsbuchſtaben erhalten, und die Interpunktion wurde der jetzt üblichen angepaßt.

1) Die gleich zu erwähnende Schrift iſt in Dialogform.

2) Dies iſt die erſte und einzige Bemerkung Reuchlin's über die zu ſeinen Gunſten verfaßte Schrift: Contra sentimentum Parrhisiense. Über die Schrift, welche bei Böcking, Hutteni Opera VI, p. 318—322 abgedruckt iſt, vgl. Reuchlin S. 370 fg. und Allg. d. Biogr. IV, 211. Ihr Verfaſſer iſt unbekannt.

3) Dafür ſ. die Briefe an Queſtenberg, Reuchlin's Briefe S. 229—232.

4) Dies hatte R. von Herm. Buſch erfahren. 30. Sept. 1514, R. Br. S. 227.

5) Von Wencker gemachte Copie, St. Thomasarchiv.

Digitized by Google

I.

Jakob Wimpfeling [1].

1. Mathie Kemnatensi Jacobus Sletstat [2] anno 1471.

Temporis excursu iam iam nouus aduenit annus.
Mittimus idcirco carmina nostra tibi.
Dii tibi foelicem donent clemencius annum,
Et tibi fata pie, quod cupis [3], omne ferant.
Ingenii dotes et robur, opes et honores
Cum forma semper dii tibi plurificent.
Post penas tantas, post tot cruciamina morbi [4]
Corporis addatur iam valitudo tibi,
Que duret fixa, que non abscedere possit,
Que sit sufficiens omnibus officiis.
Annus et aduenies fuget ad glaciale podagram,
Occeanum ut montes vincat Olimpiadas.
Assit presto tibi pro uoto quicquid adoptes,
Secundos suasus dicat Appollo deus;
Omnipotens fortuna procul graue quodque repellat,
Nomen et inprimis augeat omne decus,
Tramite foelici deducat coepta benigne,
Ut sic aduenial illico grata salus.
Et postremo tuas Venus alma reducat in edes
Femineam tecum quam cupis effigiem,
Que super excellens Venerem cum Pallade sanctam
Iunonemque simul iudice me superat,
Per quam quequc tibi cito linea detur amoris,
Gaudia, spes, animus, basia, blandicie [5].

(Aus Cod. lat. Monac. Nr. 338. f. 180).

2. Jacobus Sletstatt Mathie Kemnatensi.

Dii, rogo, celestes inuisa repellere curent,
Atroces morbos, merorem qui tibi prestant.
In Stigias undas iam non mersare recusent.
Liber ut euadas et toto corpore foelix.
Tempus adest, arte satis es iam talia passus.
Semotis grauibus postremo doloribus abs te,
Summis celicolis fore sedulus assecla posses
Et dulcem demum paradisum visere sanctus.

(Cod. lat. Monac. 338, fol. 182).

---

1) Über Wimpfeling hat zuletzt gehandelt Ch. Schmidt Hiſtoire littér. de l'Alsace I 1—188, welcher die älteren Arbeiten von Wiskowatoff und Schwarz berichtigt und erweitert. Vergl. dazu noch einige Notizen bei K. Hartfelder Werner von Themar (Karlsr. 1880) S. 8. 9. 11. 14. 18 ff. (vergl. Regiſter).

2) Es iſt Jakob Wimpfeling von Schlettſtadt.

3) Die Handſchrift hat hier den Schreibfehler curpis.

4) Vergl. dazu wie überhaupt zu dieſen Gedichten W.'s meinen Aufſatz über Matthias von Kemnat in Forſchungen z. deutſchen Geſchichte XXII, 338.

5) Dieſes Gedicht hatte Matthias von Kemnat in ſeine Chronik Friedrichs des Siegreichen aufgenommen. Es gehört in den Abſchnitt des zweiten Buches, den Hofmann nicht abgedruckt hat.

Digitized by Google

3. Jacobus[1]) Mathie K(emnatensi).

Tu mihi grata salus, spes unica, magnus Apollo,
Tu genitor dulcis, tu paupertatis asilum,
Rebus in aduersis semper solatia prestans,
Te miser obtestor, te supplex oro, Mathia,
Te rogo, care pater, affectibus annue nostris.
Albos bissenos me iam seruare necesse est,
Hos mihi vix clemens mutui iam nomine presta,
Tum tibi me semper pronum parere videbis.

4. Jacobus Mathie[2]) K(emnatensi).

Ut nunc carminibus liceat describere paucis
Mathie laudes, mitis Appollo veni.
Qui mihi largitur beneficia plurima clemens
Defectusque meos depulit auxiliis.
Me misere terre quecunque profecto vocarint,
Semper erunt laudes eius more meo.
Dum me spectabit uultu sors lenta benigno,
Parebo iussis Hercule crebro suis,
Et tantisper ero morem gessurus eidem,
Dum dabitur membris prospea vita meis.
Cur illi (nisi mentis inops) seruire recusem,
Qui prestare mihi singula grata solet,
Quique fauens animo me me complectitur equo,
Qui semper propriam nos alit ut sobolem,
Nobiscum placida qui consuetudine degit,
Spem frustrando meam qui mihi nulla negat.
Tantopere exarsi, Mathia, rependere quitquam,
Quelibet ut nobis sit aliena quies.

(Dieſes und das vorangehende Gedicht aus Cod. lat. Monac. Nr. 338. f. 182).

5. Epitaphium[3]) celeberrimi viri magistri Steffani Hoest de laudenburga, in theologia licentiati, qui XIX kalendas januarias diem obiit anno dom. 1472.[4])

Hic ego, qui fueram studiorum semper amator,
De laudenburga steffanus hoest iaceo:
Marsiliana michi primum perspecta fuere:
Scotum subtilem voluere non piguit.
Raro michi quisquam doctorum intactus abibat,
Sed legisse fuit cuncta probata labore:

1) Wimpfeling.

2) Die lateiniſche Handſchrift hat Mathias, die deutſche Münchener Handſchrift No. 1642 lieſt richtig Mathie.

3) Aus einem Buch der Schlettſtadter Bibliothek, das sermones dominicales enthält und früher Wimpfeling gehörte. Am Rande ſteht mit anderer Tinte geſchrieben: Jacobi Wimpheliugi adelescentis (sic) barbari. Vgl. dazu Ch. Schmidt, Histoire litter. de l'Alsace I, 9.

4) Über Stephanus Hoest vgl. Trithemius opp. histor. ed Freher (Francof. 1601), p. 162 u. 370, wo an beiden Stellen als Todesjahr 1471 angegeben wird. Auch J. F. Hautz, Geſch. d. Univerſität Heidelberg I, 347. Wimpfeling veröffentlichte eine Schrift des Stephanus Hoest unter dem Titel: Modus predicandi subtilis et compendiosus Stephani Hoest theologi iuae modernae Heidelbergensis. Argent. 1513. 4°.

Digitized by Google

Non tamen ingenium, racio, non pagina, non ars.
Imperio fati contrauenire potest:
Vado, viam mortis post tot cruciamina febris,
Artes, doctrinas desero quosque libros.
Ergo omnes mortis memores estote rapacis,
Quoslibet illa studet carpere: nulla iuuant.
Ut meus in celsas mox spiritus aduolet edes,
Ad Jhesum fundas virgo Maria preces,
Tu quoque quisquis eris, mea qui monumenta videbis,
Implorando deum sis memor ipse mei.

6. Lamentatio mortis superexcellentissimi magistri Steffani Hoest de Laudenburga, sacre theologie licenciati famosissimi, vniversitatis Heidelbergensis vicecancellarii optime meriti Spirensisque canonici quam dignissimi. [1])

Quis modo vir constans amplecti gaudia possit:
Quis non det gemitus: quis teneat lacrimas:
Quem non sollicitet tanti mors dira magistri:
A quo non longe delicie fugiant?
Steffanus Hoest obiit, tocius gloria Reni,
Cuius alit similem nacio nulla virum.
Pater [2]) gimnasii damnosa iam nece nostri
Laus, honor atque decus, gloria, fama iacet.
Steffane iam moreris, Almane gloria gentis,
Laurea doctorum: steffane iam moreris.
Tu pius et iustus, facundus tuque celebris,
Heu mortis seuam cogeris ire viam:
Quando secundus erat et septuagesimus annus
Vitam Lucie crastina lux [3]) rapuit;
Plange gemens tristis ach tota caterua studentum,
Ach Heidelberga mesta gemens doleas.
Omnibus in rebus potuisset is hercule grandes
Fructus doctrinis edificare suis.
Cicero nempe eius redolebat in ore disertus,
Cuius et olfaciens quodque reuoluit opus.
Nec minus excelsos libuit legisse poetas,
Nec fretus magno frustra labore suo est;
Prorsus Aristotelem nudum sapiebat ad vnguem,
Nature archana singula cognouerat.
Par fuit Alberto: par Thomae parque Platoni,
Cessit Auicenna, cessit et Egidius.
Legit crebro tuos, Hieronyme sancte, lepores,
Mox vigili condens pectore cuncta suo:
Nec tua scripta illum, sacer Augustine, latebant.
Institui cupido sed labor omnis erat.
O lux, oque decus lingueque corona latine,
O cleri splendor, flos modo clare iaces.

1) Am Rande ſteht von anderer Hand und mit anderer Tinte beigeſchrieben: Wymp. adolescentis barbari.
2) Konjektur, die Handſchrift hat „partem".
3) Der Tag der hl. Lucia iſt der 13. Dezember.

Digitized by Google

Carmina nemo dabit diuum cognoscere vatum,
Nec quisquam sacra noscere scripta dabit,
Quando deum magnus interpres regna petiuit
Nosque suo ingenio deseruit miseros.
Ec tibi profuerat industria nobilis huius
Pluribus in causis, o Palatine comes.
Et magis hoc poteras fungi, iustissime princeps,
Sed tibi laudabilem fata tulere virum:
Tu decus egregium mors seua Spirensibus auffers
Nec statuam tenuem iam cecidisse facis,
Que vulgi poterat monitis auxisse salutem
Et dare sermone comoda plura suo.
Quid Lachesis properas, lucem cur Antropos occas
Cur libet eximios surripuisse viros?
Quid iuuat atroci tecum mors ducere gressu,
Qui fuerat omni preditus arte virum.
Jam miser omnis homo mortis memor esto future,
Vellere mox aures usque verere tuas.
Ut superum sedes iam steffanus aduolet altos,
Ad Jhesum fundas, sancta Maria, preces.

Memorare nouissima tua et in eternum non peccabis.
Hec lege, quem mortis nunquam perterruit horror,
Lectaque continuo meditabere carmina tecum:
An credis semper mortales viuere in orbe,
Quo sumus et rapido nunquam succumbere fato?
An nescis veteres Romanos morte subactos?
Quorum fama prius pulsabat maxima celum?
I precor, i iuuenis, ne te dementia sumat.
Cerne sepulturas, videas tot funera leto
Tradita totque viros claros, tot membra, tot ossa,
Ut stupidum reddat te tante copia cladis.
Strage virum tanta quis non moueatur et altas
Non fundat voces, lacrimis non dicat aperte:
In cinerem conuertar ego falcemque subibo
Mortis et argutos perdam cum corpore sensus.
Ante tuos oculos dire versetur ymago,
O quicunque cupis claros effingere mores.

Sapientia mundi stultitia est apud deum.[1])

7. Ein Gedicht an Jesus[2]) (1493).

Paruule Christe Ihesu, Dauidis de semine surgens,
Tempora da pacis, paruule Christe Ihesu.
Ortus secla tui redeant felicia nobis,
Litibus expulsis pax rata iam redeat.
Nam cupiunt seui discrimina nostra thiranni[3]),
Et sine iusticia bella seuera petunt.

1) 1 Korinth. 3, 19.

2) Auf S. 1 desſelben Buches ſteht auch folgendes Gedicht, von dem jedoch nicht angegeben wird, daſs es von Wimpfeling verfaſst iſt.

3) Dabei ſteht am Rande: dux burgundionum. Es iſt Herzog Karl der Kühne von Burgund.

Digitized by Google

O Ihesu dulcis, o sancte pacis amator,
Omnia dissolues, si modo bella velis:
Fac, precor, et nostros exaudi, Christe, precatus,
Et tua digna quidem, sed tamen ira cadat.
Heu nos, nos penas meruisse fatemur acerbas,
Tu tamen, o clemens, mitis et esto pius.
Te ne canunt vates lenemque piumque[1]) benignum,
Idne tuo pariter sepius ore refers:
Ergo tuere tuos solita pietate pupillos
Ne(ve) fiant oris irrita uerba tui.
Et compesce feros et propulsa procul hostes,
Insidijs ceptas obstrue Christe vias.

8. **1488 Aug. 7. Heidelberg.** Kurfürſt Philipp von der Pfalz richtet an die Univerſität Heidelberg die Bitte, ſie möge geſtatten, daß Jakob (Wimpfeling) von Schlettſtatt durch Tauſch von Dr. Hans Preuß ein Kanonicat an der Heiliggeiſtkirche in Heidelberg übernehme.

Unsern grüss zůvor wirdiger vnd ersamen lieben getruwen. Wir sint bericht, das die ersamen vnser lieben getruwen doctor Hans Preuss vnd meister Jacob von Sletstat licenciat ein permutation fürgenommen haben, das genanter Preyss sin canonicat hie zum heiligen geist vff obgenanten meister Jacoben zůwenden vermeint, desshalb wir vmb fürschrift an uch angeruffen sint; diewyl nun der gemelt doctor Hans sollich uss anligender notturft gevrsacht wirdt vnd sich meister Jacob willig erzeigt vnser vniversitet zů lob vnd ere zů lessen vnd sich vmb gemeins nutz willen bruchen zů lassen neben sinem chorgang vnd gotzdinst vnd wir ine auch achten für ein tüglich person, so ist vnser gütlich bitt, ir wellend sollich verenderung zůlassen vnd inen beiden zů gůt darin willigen etc.

Datum Heidelberg vff dinstag Afre virginis anno 1498[2]).
(Heidelberg Cod. Heidelb. 362. 3. fol. 383. Annal. Universit.)

II.

Dietrich von Plenningen[3]).

1488 Febr. 23. Dr. Dietrich von Pleningen und ſein Bruder Eberhard verkaufen dem Kurfürſten Philipp von der Pfalz um 500 fl. rh. eine Gülte von 25 fl.[4]), die ihnen von dem Grafen Eberhard d. ä. von

1) Dafür ſtand urſprünglich „facilem", das aber durchgeſtrichen iſt.

2) Die von Wimpfeling erwünſchte Erlaubnis wurde von der Univerſität gegeben.

3) Vergl. über ihn H. A. Erhard, Geſchichte d. Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung etc. III, 348. Häuſſer, Geſch. d. rhein. Pfalz, I, 430. L. Geiger, Joh. Reuchlin. (Leipz. 1871) S. 42, 53. Die hier folgenden Regeſten und Urkunden erweitern unſere Kenntnis von dem Leben Plenningens, von dem bis jetzt nur weniges ſicher feſtſtand. Über ſeine Überſetzungen habe ich in einer weitern Publikation: Deutſche Überſetzungen klaſſiſcher Schriftſteller aus dem Heidelberger Humaniſtenkreis (Heidelberg, Progr. 1884), S. 5, gehandelt

4) Der Verkauf einer Gülte iſt in jener Zeit oft die Form einer Anleihe. — Der Urkunde iſt beigeſchrieben: „iſt geledigt", ſo daſs alſo die beiden Brüder das gelichene Geld wieder zurückbezahlt haben.

Digitized by Google

Würtemberg und Mumpelgart jährlich auf den Sonntag Invocavit gezahlt wird.
Uff samstag nach dem sontag estomihi anno domini 1488.
Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Copialb. 475. fol. 426 ff.

1489 April 25. Dr. Dietherich von Plenningen bekennt für ſich und alle ſeine Erben, daß er, nachdem der Kurfürſt Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, dem veſten Carius v. Venningen[1]) etliche Bodenzinſe von ſeinen Häuſern in Heidelberg und an der Auguſtinergaſſe nachgelaſſen hat, ſolche Bodenzinſe auf ſein „new orthüse an des fauts hus vnd grave Otten von Solms gelegen“ übernommen hat und von ſeinem Hauſe jährlich in den 14 Tagen nach Martini entrichten will.
Vff samstag nach den heiligen osterfyern anno 1489.
Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialb. nr. 477. fol. 186.

1489 Mai 1. Dr. Dietrich von Pleningen verpflichtet ſich, 400 fl. für den Kurfürſten Philipp von der Pfalz und ſeine Erben zum Erblehen zu machen.
Vff fritag Phillipi vnd Jacobi anno 1489.
Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch 475. fol. 271. b.

1493 Juli 30. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz erteilt Hans von Walborn, Burggraf zu Starkenberg, und ſeinem Rate Dr. Dieterich von Pleningen Vollmacht, das Schloß Klingenberg am Main, das dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen von Graf Philipp von Hanau und Liechtenberg verkauft werden ſoll, in Beſitz zu nehmen, die Untertanen huldigen zu laſſen, das Schloß zu beſetzen etc.
Datum Heidelberg dinstags nach Jacobi apostoli 1493.
Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch nr. 475. fol. 194.

1493 Juli 30. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz gibt Ritter Hans von Walborn, Burggraf zu Starkenberg, und Dr. Dietherich von Pleningen Vollmacht, mit dem Grafen Philipp von Hanau und Liechtenberg wegen des Landgrafen Wilhelm von Heſſen und deſſen Anteil an dem Schloß Klingenberg am Main zu unterhandeln.
Datum Heidelberg zff dinstag nach Jacobi apostoli 1493.
Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälz. Kopialb. 475. fol. 193. b.

1494 Juli 24. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz ſtellt dem Dr. Dietrich von Plenningen, den er für eine Zeit lang zum Rat am Reichskammergericht ernannt hat, einen Geleitbrief aus.
Wir Phillips etc. kunden allen vnd iglichen vnsern lieben oheymen, frunden vnd gunstigen als vnsern mitkurfursten, andern fursten, furstmessigen geistlichen weltlichen prelaten, graven etc. diser dutschen nation iren haupttluten, amptluten etc., das wir den hochgelerten vnsern rate vnd lieben getreuwen Dietherich von Plenningen doctor uff ansuchen der königlichen maiestatt abgefertigt han ein zyt das königlich kammergericht zu besitzen, vnd als er sin kleyder, bucher vnd anders das sin etc. mit zu furen, so ist vnser fruntlich bitt vnd gutlichs gesynnen an eyn yeden, der mit diesem vnserm brieve ersucht wirdet, im was eren, wirden, stats

1) Die Familie von Venningen war an verſchiedenen Orten begütert, z. B. Dühren, bad. BA. Sinsheim, Königsbach, bad. BA. Durlach. Vierordt, Geſch. d. ev. Kirche Badens. I, 414. 490. Zeitſchr. f. d. Geſch. d. Oberh. XXV, 384.

Digitized by Google

vnd wesens die sint, das ir den ernanten Dietherichen mit sinen dienern, knechten, habe vnd gut vnd dem sinen vngeuerlich, sicher vnd vnbeleidigt durch ein iglichs vwer land vnd gebiete zu wasser vnd zu lande hinkomen, auch fur beleidigung vnd beschedigung allenthalben sin vnd nyemant gestatten sie vffzuhalten oder zu bekömern, sunder ine, syn diener vnd das syn sicher, zollfrey vnd vnbeswert hin vnd widder ziehen vnd komen lassen, auch geleiten vnd geleiter schaffen, wo vnd als dick [1] der genant Plenningen des notturftig vnd begerend ist, vnd sust in allen dingen wol befolhen haben vnd zu annemer [2] fruntschaft guten willen vnd gefallen wir willig sint dermass vnd ander wege fruntlich etc. zu bedenken.

Datum Heidelberg vff sant Jacobs des heilgen aposteln abent anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo quarto.

Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch 475. fol. 203. b. — Die Überschrift lautet: Versprechbrief doctor Dietherichen von Plenningen.

1) Oft.
2) Angenehmer.

Digitized by Google

MISZELLEN.

1. Die Ashburnham-Handſchrift des Dino Compagni.

Von **H. Bresslau.**

Als ich mich im Sommer 1883 in London aufhielt, um einige Akten der dortigen Sammlungen aus der Zeit Maria Stuarts einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen, erfuhr ich von einem der gefälligen Beamten des Britiſchen Muſeums, daß eben damals eine große Zahl von Handſchriften des Grafen von Ashburnham, über welche derſelbe mit der engliſchen Regierung in Verkaufsunterhandlung ſtand, ſich in London befänden. Ich erbat und erhielt von dem Grafen die Erlaubnis dieſe neuerdings ſo viel beſprochenen Handſchriften einzuſehen; und es enttäuſchte mich nicht wenig, daß gerade dasjenige Manuſkript, welches kennen zu lernen mich am meiſten verlangte, die älteſte Handſchrift, welche die Chronik Dino Compagnis enthält, ſich unter den nach London geſandten Stücken nicht vorfand. Meine einmal rege gemachte Wißbegierde war nach dieſer Enttäuſchung umſoweniger beruhigt; im Vertrauen auf die mir ertheilte Erlaubnis unternahm ich auf der Rückreiſe nach Deutſchland den kleinen Umweg über Ashburnham-Place, das Stammſchloß des Grafen, und wurde von dem letztern mit einer ſo liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft aufgenommen, daß für dieſelbe auch an dieſer Stelle zu danken mir Pflicht und Bedürfnis iſt. Für die Unterſuchung der Handſchrift, um deren Willen ich gekommen war, ward mir ein ganzer Tag vergönnt; was ſich aus dieſer Unterſuchung ergeben hat, beſtätigt, berichtigt und ergänzt die Mitteilungen del Lungo's und P. Meyer's in der Dinoausgabe des erſtern.

Zwei Punkte vor allen Dingen ſind für mich durch dieſe Unterſuchung völlig ſicher geſtellt worden: das Alter der Ashburnham-Handſchrift (Ash.) und die Thatſache, daß alle uns ſonſt erhaltenen Handſchriften der Chronik ohne Ausnahme mittelbar oder unmittelbar aus Ash. abgeleitet ſind.

In erſterer Beziehung kann ich nur auf das beſtimmteſte wiederholen, was ſchon P. Meyer verſichert hat und was das von del Lungo mitgeteilte Facſimile veranſchaulicht: Ash. iſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geſchrieben. Das zeigt nicht nur der ſich in dem ganzen Codex gleich bleibende Charakter der Schrift, ſondern einzelne Umſtände be-

Digitized by Google

ſtätigen es. Ash. entſtand vor 1500: denn am erſten aus der Gewohnheit die Ziffer des laufenden Jahrhunderts 14 zu ſchreiben erklärt ſich, was ſchon P. Meyer hervorhob, daß l. 4 vor der Zahl 1282 die Ziffern 14 ausgeſtrichen ſind.[1]) Es entſtand nach 1460, denn ſoweit reicht die Chronik L. Boninsegni's, welche auf diejenige Dino's folgend von derſelben Hand, wie deſſen Werk geſchrieben iſt.[2])

Ash., welches außer dem Dino noch die Biographie Dantes von L. Aretino und das dritte Buch der Chronik Boninsegni's enthält, entbehrt all und jeder Angaben über ſeine Herkunft. Hinter den beiden Chroniken finden ſich dagegen die folgenden Vermerke, die ich wiederhole, weil P. Meyer ſie nicht ganz korrekt mitgetheilt hat.

Mori Dino Compagni a di XXVI di febrajo 1323, sepulto in sancta Trinita et e [ritrat]ta questa dalla sua propria.

Mori Domenico die Lionardo Boninsegni, auctor di questa chronica, laquale e . . . tta dalla sua propria, a di XVI di giennaio 1465, d'eta d'anni LXXXI, et e sepulto in Santa Maria Novella.

Wie man ſieht, iſt in beiden Subſkriptionen das entſcheidende Verbum bis auf die Endſilbe, die ich noch mit Sicherheit entziffern konnte, unleserlich geworden. Trotzdem kann die Ergänzung „ritratta“ wenigſtens in dem erſten Fall als zweifellos bezeichnet werden. Wie del Lungo gezeigt hat — ſeine Ausführungen in dieſer Beziehung ſind unwiderleglich — iſt Ash. identiſch mit einer Handſchrift, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts im Beſitz des Senators Pandolfini war und damals von Braccio Compagni als das älteſte Manuſkript der Chronik ſeines Ahnherren bezeichnet wird; indem Braccio Compagni die Subſkription des Codex mitteilt, lieſt er an der Stelle, wo ſich jetzt eine Lücke befindet, ritratta, ohne irgend welche Zweifel an dieſer Leſung zu äußern, ſo daß wir annehmen dürfen, das Wort ſei damals noch vollkommen deutlich geweſen.

Nicht ſo ſicher bin ich, ob auch in der Subſkription zu Boninsegni die Lücke in gleicher Weiſe auszufüllen iſt, doch betrachte ich das als wahrſcheinlich, da ich hier in der Endung noch ein zweites t vor ta leſen zu können glaubte. Das Wort „ritratta“ an ſich brauchte nicht auf wörtliche Kopie unſeres Codex aus den Originalhandſchriften bezogen zu werden; die Bemerkung, die dem Boninsegni vorangeht[3]), geſtattet, dabei an eine freiere Bearbeitung zu denken; und diejenigen, welche die uns erhaltene Chronik Dino's als eine ſpätere Überarbeitung des verlorenen echten Textes betrachten[4]), könnten vielleicht aus dieſem Worte den Schluß ziehen, daß in Ash. eben dieſe Überarbeitung vorgenommen ſei. Doch iſt mir dies — abgeſehen von allen anderen Erwägungen — ſchon aus äußeren Gründen ſehr wenig wahrſcheinlich; die Handſchrift entbehrt faſt vollſtändig der Korrekturen, die man in einem ſolchen Original einer Bearbeitung erwarten dürfte: ſie macht durchaus den Eindruck einer außerordentlich ſauber und ſorgfältig geſchriebenen Kopie. Und es darf meines Erachtens nicht bezweifelt werden, daß derjenige, der dieſer Kopie die an-

1) Daſs Ash. vor 1514 geſchrieben iſt, ergiebt ſich überdies aus dem, was unten über ſein Verhältnis zu dem Florentiner Codex aus dieſem Jahre bemerkt werden wird.

2) Dagegen hat die Jahreszahl 1465, auf die del Lungo I, 721 einen mir nicht ganz klar gewordenen Schluſs aufbaut, mit dem Alter der Handſchrift nichts zu thun, da ſie ſich in einer ſpäter hinzugefügten Bemerkung anderer Hand findet.

3) Comincia il terzo libro della cronica di Domenico di Lionardo Boninsegni ritratta da piu schrittori.

4) So zuletzt Gaspary, Geſch. der italieniſchen Litteratur I, 365 f.

Digitized by Google

geführte Subſkription hinzufügte, der Überzeugung war, ſie ſei nach Dino's Originalhandſchrift angefertigt worden [1]).

Ich komme zu dem Verhältnis der Handſchrift Ash. zu den übrigen Codices, welche del Lungo für ſeine neue Ausgabe benutzt hat. Dies Verhältnis iſt nicht leicht mit voller Sicherheit zu ermitteln. Denn die neue Ausgabe, ſo weitſchweifig und redſelig ihr Kommentar und ihre Einleitungen ſind, entbehrt doch jener philologiſchen Genauigkeit, die man vor allen Dingen erwarten konnte. Del Lungo teilt nämlich Varianten nicht fortlaufend und regelmäßig, ſondern nur an ausgewählten Stellen mit, und ich wenigſtens glaube keine ausreichende Gewähr dafür zu beſitzen, daß auch nur die Lesarten der nächſt Ash. wichtigſten Handſchrift A, des im Jahre 1514 [2]) geſchriebenen Codex der Nationalbibliothek zu Florenz, ſo vollſtändig verzeichnet ſind, wie man es wünſchen müßte [3]).

Auf die Entſcheidung der Frage aber, wie A zu Ash. ſtehe, kommt es vor allem an. Daß alle übrigen Dinohandſchriften des 17. und 18. Jahrhunderts aus Ash. abgeleitet ſind, teilweiſe unter Berückſichtigung der Lesarten von A, hat del Lungo ſelbſt erkannt [4]), freilich ohne aus dieſer Erkenntnis die richtigen Konſequenzen gezogen zu haben. A. dagegen, verſichert er nachdrücklich, bildet eine Gruppe für ſich [5]), mit ſeinen Fehlern und Lücken, mit ſeinen guten Lesarten und mit jenem Colorit der alten Sprache, den es vor den ſpäteren Codices voraus hat, ſteht es für ſich allein da; keine der ſpäteren Handſchriften iſt aus ihm abgeleitet. Zu Ash. ſteht A. allerdings in gewiſſen Beziehungen. Die Handſchrift A. enthält in ihrem älteren 1514 geſchriebenen Teil dieſelben Stücke, die in Ash. ſtehen, und noch zwei andere dazu: auf die Vita Dante's von L. Aretino folgen in A. noch die Vita Petrarca's von demſelben und ein Sonett von Coluccio Salutati, die in Ash. fehlen; daran ſchließen ſich erſt wie in Ash. die Chronik Dino's und das dritte Buch derjenigen Boninsegni's an. Überdies findet ſich — von anderen ſpäter zu erwähnenden Berührungen abgeſehen — in A. hinter dem Dino die folgende, der oben mitgeteilten faſt identiſche Subſkription: Morì Dino Chompagni addì XXVI di febraio 1323 et è sepulto in Santa Trinita. E è ritta questa della sua stanpa [6]). Den ſo ſichergeſtellten Zuſammenhang zwiſchen A. und Ash. erklärt nun del Lungo, indem er eine direkte Ableitung von A. aus Ash. auf das beſtimmteſte in Abrede ſtellt [7]), in folgender Weiſe. Er nimmt an [8]), daß zunächſt in die Originalhandſchrift des Dino von einem ſeiner Söhne der erſte Satz unſerer Subſkription, die Nachricht über Tod und Begräbnis des Vaters, eingetragen ſei. Dann ſei, noch im Hauſe der Compagni, eine Abſchrift des Originals angefertigt und nun der zweite Satz der Subſkription „et e ritratta questa dalla sua propria" hinzugefügt worden. Aus dieſem „domeſtico apografo", welcher ebenſo wie die Originalhandſchrift ſpurlos verſchollen ſei, ſeien dann der

1) Denn das beſagen die Worte: „dalla sua propria", vgl. del Lungo I, 726, N. 3.

2) Dies von Scheffer-Boichorſt früher angezweifelte Datum iſt durch die Mitteilungen del Lungo's II, p. V f. ſicher geſtellt.

3) Daß er eine ganze Anzahl Fehler der auſerordentlich flüchtig geſchriebenen Handſchrift ſtillſchweigend berichtigt hat, ſagt del Lungo II, p. XXIV, N. 1 ſelbſt.

4) Bd. II, p. XXII.

5) Bd. II, p. XXV.

6) Über ſtampa = Original vgl. del Lungo I, 726.

7) Die Beſtimmtheit dieſer Anſicht befremdet um ſo mehr, da del Lungo Ash. nicht ſelbſt geſehen hat und keine vollſtändige Kollation davon beſitzt.

8) I, 727 f.

Digitized by Google

Codex von Ashburnham und der von Florenz, Ash. und A., kopirt worden.

Seine ganze Kombination, die del Lungo mehr mit ſentimentalen Erwägungen über das, was die Söhne Dino's mit dem werthvollen Nachlaß ihres Vaters ſeiner Meinung nach hätten vornehmen können und nicht vornehmen können, als mit wiſſenſchaftlichen Argumenten unterſtützt, ſcheitert nun an zwei Thatſachen. Erſtens: die Subſkriptionsformel unter dem Text des Dino rührt offenbar von demſelben Verfaſſer her, welcher die ähnliche Subſkriptionsformel unter den Text des Boninsegni geſetzt hat; ſie kann alſo nicht in der Weiſe allmählich entſtanden ſein, wie del Lungo annimmt. Zweitens: während in A. nach den Angaben del Lungo's[1]) die Subſkriptionsformel unter Dino von dem Schreiber des Textes, Noferi Buſini, hinzugefügt iſt, alſo aus deſſen Vorlage mit kopirt worden ſein kann, ſind in Ash. beide Subſkriptionen, die unter Dino und die unter Boninsegni von ein und derſelben, von der Schrift des Textes verſchiedenen, aber nur wenig ſpätern Hand nachgetragen worden; ſie ſtellen ſich alſo als ein Zuſatz dar, den vielleicht der Beſitzer der Handſchrift gemacht hat; ſie dürfen aber nicht für die Vorlage in Anſpruch genommen werden.

Wenn ſchon nach dieſen Thatſachen gerade das, was del Lungo als unmöglich bezeichnet hat, daß nämlich A. aus Ash. abgeleitet ſei, als das nächſtliegende erſcheint, ſo ergiebt eine genauere Vergleichung einzelner Stellen der Handſchrift, daß in der That unzweifelhaft dies Filiationsverhältnis zwiſchen A. und Ash. beſteht[2]). Es wird genügen, drei ſolcher Stellen anzuführen; die erſte ſoll zeigen wie eine Randbemerkung, die zweite wie ein Schreibfehler von Ash. in A. wiederkehren, beide in corrumpirter Geſtalt; die dritte wird erläutern, wie ein graphiſches Zeichen in Ash. von den Schreibern von A. nicht verſtanden wurde.

1. Dino II, 3 bricht in Ash. die Rede, mit der ſich die Botſchafter der Schwarzen in Bologna bei meſſer Carlo einführen, mitten im Worte ab; ſie ſchließt mit den Worten: perche la notra città si re . . .; der gewiſſenhafte Kopiſt hat keine Ergänzung verſucht, ſondern am Rande bemerkt: hic caret finis iſtius capituli. Die Mehrzahl der jüngeren Codices[3]) haben das ſchlechte Latein dieſes Satzes richtig verſtanden und ins italieniſche überſetzt: „manca nell' originale il fine di queſto capitolo". In A. dagegen, deſſen Schreiber mit cittá abbricht, ließt man, ſei es daß Busini ſeine hier etwas undeutlich geſchriebene Vorlage nicht entziffern konnte, ſei es daß er an dem „caret" Anſtoß nahm und beſſern wollte: „hic erat finem iſtius capituli".

2. Dino II, 20 iſt eine der wenigen Stellen, wo ſich in Ash. Schreibfehler finden. Es ſteht hier im letzten Abſatze des Kapitels: e messer Corso molto sparlava di messer Vieri, chiamandolo l'Asino di Porta, perche era huomo bellissimo ma di poca malizia ne di bel parlare;

1) II, p. VI.

2) Ich habe von Ash. das ganze erſte Buch, einzelne Kapitel des zweiten und den Schluss des dritten kollationirt und will nur noch bemerken, dass, soweit ich die Lesarten von A. aus der Edition del Lungo's kenne, die letzteren an keiner einzigen Stelle wirklich den Vorzug vor denen vor Ash. verdienen, den del Lungo ihnen oft beimiſst. Dagegen ſind zahlreiche Varianten von A. ſichtlich blos auf Leſe- oder Schreibfehler des flüchtigen Noferi Buſini zurückzuführen; andere ſtellen von ihm verſuchte Emendationen des Textes dar.

3) Vgl. del Lungo II, 133, N. 3.

Digitized by Google

e pero spesso dicea e pero dicea: ha raghiato oggi l'Asino di Porta? Der Schreiber von A. hat nicht bemerkt, daß es ſich hier um eine einfache Dittographie handelt, ſondern hat den Fehler wo anders geſucht und ihn emendiren wollen; er ſchreibt[1]): e messer corso molto sparlava di messer Vieri chiamandolo l'Asino di Porta perche era huomo bellissimo ma di poca malizia ne di bel parlare ne pero spesso dicea; pero dicea: ho (ha?) raghiato oggi l'Asino di Porta?

3. Die dritte Stelle iſt II, 36. Man kann hier die Lesart von Ash. an dem Facſimile kontroliren, das P. Meyer an del Lungo mitgeteilt, und das der letztere ſeiner Ausgabe einverleibt hat: um ſo bemerkenswerter iſt, daß dem einen wie dem andern der wirkliche, klar auf der Hand liegende Sachverhalt entgangen iſt. In Ash. ſteht: „Raunaronsi ad Arezo i Bianchi e Ghibellini di Firenze, Romagnuoli, Pisani, e ogni altro loro amico, si che in Calendi Novenbre furono a cavallo[2]). I Neri cavalcarono a Fighine e i Bianchi sciesono a Ganghereto". Die letzten Zeilen ſind in der Handſchrift folgendermaßen geſchrieben:

altro loro amico . siche ī calendi novenbre furono
I Neri cavalcarono a fighine . e i bianchi (a cavallo
sciesono a ganghereto.

Indem nun Noferi Buſini das Zeichen vor den Worten a cavallo, welches dieſe Worte in die vorhergehende Zeile verweiſt, überſah, und den durch dies Verſehen unverſtändlich gewordenen Text nach ſeiner Weiſe emendirte, ſchrieb er folgendermaßen[3]): siche in calendi novenbre vi furono. Neri cavalcarono a Feghine, e i Bianchi a cavallo scesono a Ganghereto.

Die letztere Stelle läßt nicht den geringſten Zweifel darüber, daß del Lungo's Anſicht über das Verhältnis der Handſchriften falſch und die von mir aufgeſtellte richtig iſt. A. hat unmittelbar unſer Ash. und nichts anderes kopirt. Mit der Feſtſtellung dieſer Thatſache aber iſt über die Textrezenſion del Lungo's der Stab gebrochen[4]). Er hat an zahlreichen Stellen den „wahren Text" des Dino zu reſtituiren gemeint, indem er Lesarten, die in A allein überliefert waren, in ſeine Rezenſion aufnahm: alle dieſe Lesarten von A., ſo weit ſie ſich nicht auch in Ash. finden, ſind wieder zu entfernen[5]). Und ſoweit die „fatiche di lunghi anni", welche del Lungo dem Dino zugewandt hat, auf die Vergleichung von achtzehn jüngeren Codices und auf die Herſtellung des Textes aus ihnen verwandt worden ſind, ſind dieſe Bemühungen für die Wiſſenſchaft völlig vergeblich geweſen. Keine Lesart irgend eines dieſer achtzehn Codices, die ſämtlich direkt oder indirekt aus Ash. ſtammen, hat wenn ſie in dieſer Handſchrift

1) Vgl. del Lungo II, p. XXIV, N. 1.

2) „ſo daſs ſie am 1. November auffaſſen".

3) Vgl. del Lungo II, 257. N. 8, 9, 11. Es iſt lehrreich zu beobachten wie die Entſtellung des Textes durch Schlimmbeſſerung in den jüngeren Handſchriften weitergeht, und ergötzlich zu konſtatiren, daſs del Lungo, trotzdem er das Facſimile vor ſich hatte, die Fehlerquelle nicht entdeckt und die am weiteſten gehende Entſtellung in ſeinen Text aufgenommen hat.

4) Daſs P. Meyer es über ſich gewinnen konnte, die Vernachläſſigung von Ash. durch del Lungo zu verteidigen, und, wo er ſo völlig im Unrecht war, O. Hartwigs maſsvolle Kritik mit groſsen Worten zurückzuweiſen, iſt mir völlig unbegreiflich.

5) Ich zähle ſolcher Stellen allein im erſten Buche mehr als ein Dutzend. Man ſieht danach, wie es um die angebliche „affirmation de M. P. Meyer" (Revue Hiſtorique XVII, 487) beſtellt iſt, „qu'il n'y a entre le ms. Ashburnham et le texte de M. J. del Lungo que des différences orthographiques."

Digitized by Google

nicht ſteht, irgend einen anderen Wert als den einer ſpäteren Conjectur. Der Text iſt allein auf Ash. zu begründen, und bei der Sorgfalt mit der dieſe Handſchrift geſchrieben iſt, wird wenig mehr erforderlich ſein, als ein einfacher Abdruck von Ash.

Ein ſolcher Abdruck thut uns Not. Wenn die Dinohandſchrift zu denjenigen Codices des Grafen von Ashburnham gehört, welche die italieniſche Regierung vor kurzem erworben hat, wird ſie gewiß in bequemſter Weiſe zugänglich gemacht werden. Aber auch wenn ſie, was wenig wahrſcheinlich iſt, in England zurückgeblieben ſein ſollte, wird es bei der ungemeinen Liberalität mit welcher der ſo viel und ſo ungerecht angegriffene Lord Ashburnham wiſſenſchaftliche Studien unterſtützt[1]), keine Schwierigkeiten haben, ſie einer neuen kurzen Textausgabe zu Grunde zu legen. Möge bei einer ſolchen auch die wegen der ſich noch immer an den Namen Dino's knüpfenden Streittragen ſo ſehr wichtige Orthographie der Handſchrift von Ashburnham beibehalten werden! Erſt wenn wir eine ſolche zuverläſſige Ausgabe des älteſten erreichbaren Textes der Chronik beſitzen, wird es meines Erachtens Zeit ſein, auf die Dinofrage zurückzukommen, über die mir noch keineswegs das letzte Wort geſprochen zu ſein ſcheint.

2. Eine neue Handſchrift von Benedictus de Accoltis' Geſchichte des erſten Kreuzzuges.

Von Hermann Hagen.

Der gründliche Kenner der Kreuzzüge, Graf Paul Riant, deſſen eindringenden Studien die geſchichtliche Forſchung auf dieſem Gebiete ſchon ſo mannichfache Bereicherung verdankt, erbat ſich dieſer Tage von dem Schreiber dieſer Zeilen nähere Auskunft über den Inhalt eines Traktates der Berner Handſchrift No. 550 saec. XV, welchen der neue Katalog der Bibliotheca Bongarsiana auf S. 453 unter No. 15 mit den im Manuſkript übergeſchriebenen Worten: Leonardi Aretini liber de Tancredo bezeichnet hat. Er hatte nämlich, gerade mit einer neuen Ausgabe des Benedictus de Accoltis[2]) aus Arezzo für den fünften Band der Collection des historiens des croisades, jenes verdienſtlichen Unternehmens der Pariſer Akademie, beſchäftigt, die Vermutung geſchöpft, es könne jener Traktat vielleicht ein Exzerpt aus Benedictus de Accoltis, wenn nicht am Ende dieſer ſelbſt ſein. Dieſes war nun freilich nicht der Fall,[3]) vielmehr er-

1) Ich halte es für billig, hier zu berichten, daſs Lord Ashburnham mir mitgeteilt hat, das Gerücht, Herrn del Lungo ſei die Benutzung ſeines Codex verweigert worden, ſei ganz irrig.

2) Derſelbe, im J. 1415 in Arezzo geboren, geſtorben im J. 1466. war langjähriger Profeſſor der Rechte in Florenz und zuletzt Kanzler des Florentiniſchen Staates. Das fragliche Werk, zuerſt im J. 1532 in Venedig gedruckt, dann mehrfach aufgelegt und überſetzt, zum letzten Male im J. 1731 in Gröningen von Hofsnider herausgegeben, führt den Titel: De bello contra barbaros a Christianis gesto pro Christi sepulchro et Judaea recuperandis libri IV.

3) Die genannte Schrift des Cod. Bern. 550 enthält einfach eine lateiniſche Bearbeitung v. Boccaccio's Novelle über Tankred und deſſen unglückliche Tochter Sigismunda, welche mit

Digitized by Google

wies ſich die Bezeichnung des Kataloges als durchaus richtig. Jedoch führte dieſer Anlaß zu einer äußerſt wichtigen Entdeckung, die gerade dem Benedictus de Accoltis zu Gute kommt. In dem einzigen Exemplare nämlich, welches die Berner Stadtbibliothek von de Accoltis' erwähntem Werke beſitzt (es iſt die bei Robertus Winter in Baſel im J. 1544 erſchienene Ausgabe), fand ſich an den Rändern eine durchgehende Kollation von Bongars' Hand, welche, wie eine ebenfalls von Bongars herrührende Eintragung auf dem Titelblatte beſagt, die Varianten einer im Beſitze von Wotton, dem engliſchen Geſandten in Venedig zu Beginn des 17. Jahrhunderts, befindlichen Handſchrift darſtellt und von Bongars im Jahre 1611 zu Hanau angefertigt worden iſt.[1]) Alſo ein Jahr vor ſeinem Tode hat der fleißige Forſcher dieſe Kollation beſorgt: es war gerade die Zeit, in der er mit der Herausgabe ſeines berühmten, noch heutzutage als Grundlage dienenden Sammelwerkes der Dei Gesta per Francos[2]) beſchäftigt war, und es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das den gleichen Gegenſtand behandelnde Werk Benedetto's darin ebenfalls eine Berückſichtigung gefunden haben würde, hätte nicht nach dem Erſcheinen der beiden erſten Bände Bongars' jählings erfolgter Tod[3]) das gewaltige Unternehmen ins Stocken gebracht.

Dieſe unerwartet aufgefundene Kollation, deren philologiſche Treue durch Bongars' bekannte Akribie in ſolchen Dingen verbürgt iſt, wird dadurch zu einer beſonders wertvollen Bereicherung, daß von Benedetto's genanntem Werke bisher nur eine einzige Handſchrift bekannt war, nämlich das Exemplar, welches der Autor mit prächtigen Miniaturen ausſtatten und dem Herzog von Orleans überreichen ließ. So ſchön aber dieſe Bilder ſind, ſo willkürlich war der Abſchreiber — nach dem bekannten Schickſale der Kalligraphen — mit dem Texte umgeſprungen, ſo daß zur endgiltigen Herſtellung desſelben dieſe Handſchrift nicht zu brauchen iſt.[4]) Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit den gedruckten Ausgaben: wohl erſcheint zum Beiſpiel die Baſler Ausgabe vielfach korrekter, als die Venediger, aber in den Hauptſachen leiden alle an den nämlichen Verderbniſſen, ſind ſämtlich durch ganz abſcheuliche Fehler verunſtaltet, ſo daß auch deren Hülfe nicht von ferne ausreichte.

---

den Worten beginnt: „Tancredus fuit princeps Salernitanus, vir mitis quidem ac benigni ingenii, si modo in senecta manus suas cruore amantium non fedasset". Der Verfaſſer derſelben, Leonardus Aretinus, hat ihr einen (nicht datirten) Brief an Bindactius Riccasolanus vorausgeſchickt, welcher zu Anfang dieſer Arbeit in folgender Weiſe motivirt: „Cum sepius mecum egisses, ut fabulam illam Boccacii de Tancredo principe Salernitano eiusque li ia Sigismunda vulgari sermone scriptam in Latinum converterem, recepi tandem me id esse facturum".

1) Die Worte lauten: „Contuli Hanoviae cum ms. Wottoni nuper ad Venetos Oratoris Britannici 1611".

2) Näheres über Bongars' Dei Gesta per Francos, die von ihm benutzten, zum größten Teil noch in Bern vorhandenen handſchriftlichen Hilfsmittel, über Anlage und Plan der Sammlung findet man in meiner Biographie des Jacobus Bongarsius, welche urſprünglich im Jahre 1874 als Programm erſchienen, in dem Buche „Zur Geſchichte der Philologie und zur römiſchen Litteratur, vier Abhandlungen", Berlin 1879, mit zahlreichen Ergänzungen ſamt einer erklecklichen Zahl bisher unbekannt gebliebener Briefe Lingelsheims wieder zum Abdruck gekommen iſt; vergl. daſelbſt S. 118 ff.

3) Ende Juli 1612.

4) Hierüber ſchreibt mir Riant: „Je m'empresse de vous remercier d'avoir si promptement répondu à ma question et mis le comble à vos bonnes grâces en m'indiquant une collation que je ne connaissais pas et qui a d'autant plus de valeur, qu'on ne connait qu'un seul ms. d'Accolti, celui qu'il offrit au duc d'Orléans après l'avoir fait superbement illustrer de miniatures — mais dont le texte est détestable".

Digitized by Google

Unter diesen Umständen war der Fund einer zweiten Handschrift mit großer Freude zu begrüßen, und zwar mit um so größerer, als dieser Wotton'sche Codex eine reiche Fülle grober Verderbnisse des Textes auf das Evidenteste verbessert, augenfällige Lücken befriedigend ausfüllt, vortreffliche Zusätze, die nur auf Accolti selbst zurückgehen können, bietet und sich auch durch eine hervorragende Zahl von stilistisch wichtigen Umstellungen auszeichnet, kurz alle die Eigenschaften aufweist, welche von einer korrekten Handschrift zu verlangen sind. Daß es sich hier nicht um eine Schrift aus alter Zeit, sondern ein Werk des Cinquecento handelt, thut selbstverständlich der Wichtigkeit dieser von der Bongarsiana gelieferten Entdeckung keinen Abbruch. Dabei gewährt es ein eigentümliches Interesse, zu beobachten, wie die bei der Textgestaltung dieses Schriftstellers in Frage kommenden, jetzt zum weitaus größten Teil durch den Codex Wottonianus beseitigten Verderbnisse genau die nämlichen Erscheinungen darbieten, wie die sonst von der ars critica in Betracht gezogenen Verderbnisarten, welche bei der Überlieferung antiker Autoren nachzuweisen sind, als da sind: Haplographie, Dittographie, Umstellungen von Buchstaben, Silben, Worten und ganzen Sätzen, Verwechslung ähnlich geschriebener oder ausgesprochener Buchstaben, Silben u. s. w.[1]). Um nun der demnächst erscheinenden neuen Ausgabe des Benedictus de Accoltis, welche Graf Riant übernommen hat und der diese Bongarsische Kollation, die wir ihm übersandt haben, zur Grundlage dienen wird, nicht vorzugreifen, wollen wir hier zum Schlusse als Probe nur drei interessante Ergänzungen herausgreifen. So wird in lib. II auf S. E. 1 v. der (nicht paginirten) Basler Ausgabe 1544 nach den Worten: „Id eo agebat consilio, quo velut clausas teneret copias, ne populari agros possent“ noch beigefügt: „utque pro suo arbitrio inopia rerum premerentur“; auf S. G. 4 r. bietet der Codex statt des sinnlosen „eorum fidem ex parte praeferebat“ das einzig richtige: „eorum fidem (nämlich der Barbaren) nondum expertae (d. h. der Christen) praeferebat“ und endlich folgt in lib. III, S. H. 4 r. nach „ambibat flumen“ noch: „Itaque ad modo (Bongars vermutet dafür admodum) sine metu obsidionem agebant“.

3. Robert von Anjou und die jüdische Litteratur.

Von **Moritz Steinschneider.**

I. Ein unedirtes Rundschreiben v. J. 1328.

Ein wesentliches Element in dem Umschwunge, den wir als Renaissance bezeichnen, ist bekanntlich der Kampf gegen den Arabismus, ein Kampf der weit höher hinaufragt, als die Eröffnung der griechischen Quellen, deren Vertreter seit dem 12. Jahrh. vorzugsweise die lateinischen Übersetzungen arabischer Bearbeitungen der griechischen Philosophen, Mathe-

1) Man vergl. hierüber meinen speziell für philologische Seminarien eingerichteten Gradus ad criticen. Leipzig 1879, der wohl auch jungen Historikern dienlich sein dürfte, in welchem aus Berner Handschriften, namentlich solchen, die Glossare enthalten, alle diese Korruptelarten zusammengestellt, durch zahlreiche Beispiele belegt und endlich mittelst eigentlicher Übungsstücke für Einführung in die Textkritik verwertet sind.

matiker und Mediciner waren. Während der Humanismus in die neuerſchloſſenen griechiſchen Klaſſiker eindrang, erlebte der Arabismus eine zweite Auflage durch neue lateiniſche Überſetzungen, aus älteren hebräiſchen Überſetzungen (XIII. XIV. Jahrh.), welche ſelbſt ſich den arabiſchen Texten enger anſchloſſen, und ſogar einiges darboten, was in arabiſchen und griechiſchen Quellen noch heute nicht anderweitig aufgefunden iſt.

Der Arabismus, und insbeſondere als Vertreter der im Griechenthum wurzelnden profanen Wiſſenſchaft, war erſt im XVII. Jahrhundert ſo zurückgedrängt, daß er ſpäter ſelbſt ſein wohlverdientes Anrecht auf hiſtoriſche Geltung verlor. Mittelalter und Barbarei galten eine Zeitlang auch auf dem Gebiet der Literatur für identiſch, Araber und Juden lagen zu fern, um ſie nach ihren eigenen Dokumenten zu beurteilen; das, allerdings barbariſche Latein, in welches ſie gekleidet worden, hatte ſchon frühzeitig den Geſchmack der, in reicher Umgebung ſchöner Formen lebenden Italiener verletzt, und das Eindringen in den Inhalt verhindert. In der That war es nicht ſowohl der Inhalt, als die Darſtellungsform, welche den Arabismus verpönt machte. Um hebräiſche Schriften kümmerten ſich nur Theologen, welche darin entweder Bibelerklärung oder Motive für Judenbekehrung ſuchten und fanden.

Die morgenländiſchen Studien der neueſten Zeit wandten ſich naturgemäß den nächſtliegenden Aufgaben zu. Philologie und ſchöne Litteratur, Geſchichte und Geographie ſind noch heute faſt ausſchließend die Gebiete der Arabiſten von Fach. Erſt ſeit kurzem ſind einzelne wertvolle Studien zur Geſchichte der arabiſchen profanen Wiſſenſchaften, mit Rückſicht auf ihre Berührung mit dem chriſtlichen Mittelalter, veröffentlicht worden; eine Verwertung derſelben in der allgemeinen Kulturgeſchichte hat kaum begonnen. Es fehlt leider an vermittelnden Organen, wie z. B. Benfey's nach kurzer Friſt eingegangenes: Orient und Occident.

Seit einem halben Jahrhundert iſt auch die maſſenhafte jüdiſche, hauptſächlich hebräiſche Literatur des Mittelalters Gegenſtand ſtreng wiſſenſchaftlicher Forſchung geworden. Auch ſie wandte ſich naturgemäß, teilweiſe in Verbindung mit Kultusreform- und ſogen. Emancipationsfragen (bürgerliche und politiſche Stellung der Juden) zu naheliegenden Aufgaben, wie Talmud und Midraſch (Homiletik), Literaturgeſchichte und politiſche Geſchichte der Juden. Aber hier mußte eine Centrifugalkraft ſich bald geltend machen. Die Abgeſchloſſenheit der Juden, welche noch vielen als Axiom gilt, darf vom Bereich der Politik und des Rechts nicht auf Literatur und Kultur überhaupt übertragen werden. Nirgend haben ſtabile Grundanſchauungen und zäher Widerſtand gegen äußeren Zwang faſt unbewußt mit ſo vielen und verſchiedenartigen fremden Elementen, in Sprache, Gedanken, Einrichtungen und Sitten ſich berührt und amalgamirt. Was das jüdiſche Schriftſtudium ſo ſehr erſchwert, iſt nicht das Hebräiſche, ſondern das Fremde, deſſen Herkunft ſelbſt oft das Problem bildet. Der Forſcher muß ſich hier überall Licht von außen holen, um das Innere zu erkennen. Die Juden leben nicht bloß überall, ſie wandern viel, ſehr oft unfreiwillig, und tragen und übertragen Dinge und Ideen und ihre Bezeichnung. Darum enthält ihr Schriftthum Zeugniſſe und Nachrichten, die für die anderweitige Geſchichte jeder Art zu verwerten ſind. Wir wollen damit nicht auf eine Fundgrube ungeahnter Schätze hinweiſen. Die jüdiſchen Lichter ſind Reflexe, aber oft ſehr treue. Ihre Aufzeichnungen bieten oft kleine Züge, welche anderswo fehlen, und unſere Geſchichtsbilder vervollſtändigen. Unſere heutige Geſchichtsforſchung, welche

Digitized by Google

überall das Einzelne zum ſoliden Aufbau des Ganzen aufſucht, wird auch das beſcheidene Scherflein aus jüdiſchen und arabiſchen Quellen nicht verſchmähen. Von dieſer Betrachtung ausgehend, glaubten wir, eine kleine Reihe von Beiträgen zur Geſchichte und Literaturgeſchichte der Jahrhunderte, denen dieſe Zeitſchrift gewidmet iſt, bieten zu dürfen.

Ein innerer Zuſammenhang oder eine chronologiſche Reihenfolge iſt nicht beabſichtigt; die Quellen werden teils jüdiſche, teils arabiſche, oder mit denſelben zuſammenhängende ſein, wie gleich in unſerm erſten Beitrag, zu dem wir uns wenden.

Robert von Anjou, König von Neapel, den man, wie Alfons X. von Spanien, den „Weiſen“ nennt, hat wie dieſer und Friedrich II. jüdiſche Gelehrte mit literariſchen Arbeiten direkt beauftragt, oder wenigſtens dieſelben begünſtigt. Allein während die betreffenden Nachrichten über Alfons ſeit Jahrhunderten aus ſpaniſchen Handſchriften bekannt, wenn auch nicht richtig ausgelegt, die Nachrichten über Friedrich II. bereits in größere Kreiſe, z. B. durch Amaris Geſchichtswerk, gedrungen ſind, ſcheint Robert von dieſer Seite aus noch gar nicht angeſehen zu ſein, wenigſtens habe ich vergeblich nach derartigen Quellen geſucht und bei befreundeten Geſchichtsforſchern angefragt, als meine Skizzen über die italieniſche Literatur der Juden mich auf Robert führten.[1]) Meine Ermittlungen ſind aber noch nicht abgeſchloſſene Reſultate, um ſo ratſamer ſcheint es dieſelben darzulegen, damit ſie zu weiteren Nachforſchungen veranlaſſen, wie dies mit dem Dokumente der Fall iſt, deſſen Veröffentlichung hier zum erſten Mal geſchieht. Ich werde ſpäter darauf zurück kommen.

In Beſitz desſelben gelangte ich durch folgende Veranlaſſung.

Im Juli 1876 entdeckte ich unter den zu beſchreibenden Handſchr. der Stadtbibliothek in Hamburg in n. 253 meines 1878 erſchienenen Katalogs die Überſetzung des an die Stadt Aix adreſſirten Rundſchreibens des „Königs Robert, wegen des Todes des Herzogs, ſeines Sohnes“, welches ich im Anhang jenes Katalogs (S. 180, 181) vollſtändig mitteilte (vgl. Vorrede S. XV). Nachdem ich von kompetenter Seite erfahren hatte, daß das Original unbekannt ſei, bat ich Herrn Prof. Mommſen vor ſeiner Reiſe nach Italien, mir dasſelbe zu verſchaffen. Derſelbe wendete ſich an Prof. Amari, und dieſer veranlaßte Herr Miniero Riccio, mir eine Abſchrift aus dem Archiv durch Prof. Guidi (in Rom) zukommen zu laſſen. Dieſe Abſchrift liegt dem folgenden Abdruck zu Grunde.

Ehe ich weitere Bemerkungen daran knüpfe, im Zuſammenhang mit anderweitigen, eben berührten Beziehungen Roberts zu jüdiſchen Gelehrten, möchte ich abwarten, ob meine Mitteilungen Nachrichten über Kopien des Rundſchreibens in anderen Archiven, namentlich in franzöſiſchen hervorrufen, welche zur Entdeckung des ungenannten hebräiſchen Überſetzers u. ſ. w. führen könnten.

Robertus etc: Justitiario terre latoris et Comitatus Molisii fideli suo etc. Tibi aliisque nostris fidelibus quos sincera fides et fervens maiestatis nostre dilectio individue copulavit et qui nobiscum eadem sorte ducuntur et in cunctis participare noscuntur tam prosperis quam adversis casum

1. Letteratura italiana dei Giudei Cenni di M. Steinſchneider (Estratto dal giornale Il Buonarroti 1871, 1873, 1876). Roma 1884. Von dem teilweiſe verbeſſerten Sonderabdruck ſind nur 40 Exemplare vorhanden; ich zitire daher nach den III Artikeln und §§. Siehe III. § 2–6.

Digitized by Google

et decessum lugubrem profecto nimis precarissimi primogeniti immo unigeniti nostri Ducis Calabrie cogimur nunciare. Ipse quidem precessorum suorum sacre domus francie et proprie more cum multa devocione dispositis ut convenit rebus domesticis et susceptis Ecclesie sacramentis ut fidelis et catholicus Princeps die nono mensis novembris sicut rationabiliter credendum est migravit ad Christum sed fidem tuam dictorumque fidelium ignorare nolumus quod nos inter hec in domino precipue totam ponentes fiduciam validius et magnanimiter consolamur. Attendentes illud quod scriptum est si bona scilicet Excellentia tam nature, quam fortune utinam gratie de manu dei suscepimus mala autem quare non sustineamus. In hoc enim ci placere confidimus quod patienter mundi huius quandoque tribulationum aspera pertransimus Dominus siquidem dedit et ipse abstulit immo potius ad meliores ipso concedente transtulit mansiones et ipse Deus misericordiarum pater cum tentatione facit venire proventum. Ipſe namque ſicut effectus preteriti ostenderunt nobis et ipsis fidelibus in necessitatibus et periculis non defuit sed exalto et in sperato providit, et licet dictus Dux filius noster quondam, circa salutem et defensionem regni nedum oportunus sed necessarius plurimum sit probatus, speramus in deo quod sicut dicit maximus patriarca cui et deus superhumane de herede providit unde et Semen eius super multitudine Stellarum Celi multiplicari promisit et cui deus de infidelibus Regibus victoriam concessit providebit sibi victima, sibi gratam, non enim diffidendum est quod nobis et fidelibus ipsis deficiat qui causam nedum iustam quamlibet prosequimur sed et suam apud fideles quidem super mortuos breviter est dolendum, extimantes eos non ammisisse sed pocius premisisse iuste decretum est et generaliter quod nos et fideles eosdem debet comuniter in domino confortari, quin deo agente factum est cui secundum Gregorium nichil nisi bonum placet, dum enim doleremus de hiis que a deo fiunt hoc retorquere videremur contra eius ineffabilem bonitatem. Sperandum igitur est per nos et fideles prefatos et firmiter credendum omnia ab eo fieri et cuncta nobis et ipsis cohoperari (sic) in bonum nam iudicia eius incomprehensibilia abissus multa latet siquidem in eis que nobis nosce (sic) non permittitur et ex hiis que nociva apparent producit sua omnipotentia de thesauris sue bonitatis et sapientie absconditis incomparabiliter meliora, sed quoniam ab eo est omnis nostra actio ab ipso qui est principium et finis debet incipere et ad ipsum finaliter terminari. Fidelitati tue expresse iubemus quatenus huiusmodi casum lugubrem dicti Ducis fidelibus nostris terarum et locorum Iurisdictionis tue etiam si capitaneos habeant statim studeas nunciare ipsosque ex parte nostra hortari requirere et rogare eis nichilominus expressius iniungedo ut ordinent cum effectu quod in cathedralibus et parrochialibus Ecclesiis et specialiter in domibus Religiosorum missarum et orationum aliarum suffragia crebra quidem et continua usque ad annum unum ad minus fiant quatenus brevioris purgative vie et levioris compendii pene medie ad celestia palacia et gaudia transferatur, nec latere te volumus quod et ipsis fidelibus studeas nunciare, quodque nobis et ipsis debet ad consolationem cedere quod de Duce predicto et ex eius pregnante coniuge Deo dante filium expectamus. Data Neapoli Anno domini M°CCCXXVIII° die XI° Novembris XII° indictionis. Regnorum nostrorum anno XX°.

Eodem die ibidem similes facte sunt Justitiario principatus citra serras montorii = Justitario principatus ultra serras montorii = Justitiario aprutii citra flumer piscarie = Justitiario aprutii ultra flumen piscarie = Justitiario

Digitized by Google

Basilicate = Justitiario Vallis gratis et terre Jordane = Justitiario Calabrie = Justitiario terre Bari = Justitiario terre Idroati = Justitiario Capitinate = Generali Capitaneo Calabrie.

Die XV° eiusdem ibidem similes facte sunt usque ubi legitur aspera pertransimus. Deinde hic sequitur: respiramus etiam in eo quod vobis nunciamus ad gaudium quod iàm de ipso proles remansit et e pregnante coniuge filium expectamus. Dominus quidem dedit etc. Amota ipsa clausula, a fine dictarum litterarum que sequitur infrascripta forma.

Civitatis Massilie	Digne
Civitatis Arelatensis	Villenove
Civitatis Nycie	Sistarici
Forcalquerii	Vinagii
Brinonie	Draguiniani
Sancti Maximini	Batanonie
Sancti Remigii	Ville sancti Stephani
Civitatis Aquensis	Ebriudumi
Demontis	Civitatis Aviniensis
Pertusii	Pugeti Ihencarum
Sexpitelli	
Vapaticii	Apte
Sedeve	Civitatis Ierasoni

Robertus etc. universis hominibus civitatis Aquile dilectis fidelibus suis etc. Vobis quos sincèra fides etc. ut super per totum usque ubi legitur et ad ipsum finaliter terminari. Deinde hoc sequitur: devotionem vestram ortandam Rogandam et requirendam duximus affectuosius quo valemus expressius Nichilominus Jniungentes ut in Cathedralibus et parrochialibus Ecclesiis etc. ut supra per totum.

Eodem die ut super proxima. Similes facte sunt universis hominibus terre Baroli.

(Reg. 272 — Robertus 1328. A. fol. 70 a tergo).

4. Bebel und Etterlin.

Petermann Etterlins Chronik, „von der löblichen Eidgenoſſenſchaft“ 1503 iſt neuerdings gewürdigt worden, (von A. Bernoulli im Jahrb. für ſchweiz. Geſch. Zürich 1877 I, S. 47 ff.). Intereſſant iſt, in Betreff dieſer Chronik auf eine Stelle hinzuweiſen, welche zugleich den bei Erſcheinen des Buches lebhaften Gegenſatz der Humaniſten gegen die Nichthumaniſten, der Lateiniſchſchreibenden gegen die Deutſchredenden, ſowie die feindſelige Geſinnung der Deutſchen gegen die Schweizer beweiſt. Heinrich Bebel nämlich ſchreibt in ſeiner Schrift: de laude Germanorum 1508, auch abgedruckt bei Goldaſt, Polit. Imperialia p. 570 fg.: Legi nuper fabulosas cujusdam Pelermanni (sic) Etterlin Lucernensis vernaculo sermone conscriptas, qui absurda et futilia merasque nugas blaterat. Unter den nugae hebt er hervor, daß die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden, die doch nicht lange vor Kaiſer Rudolf hier zu wohnen angefangen hätten, ihr Geſchlecht auf die Schweden und Gothen zurückführten. Gegen ſolche Herleitung eifert er ſehr, beſonders aus dem Grunde, weil ein ſolcher barbariſcher Urſprung höchſt unrühmlich ſei. Ein Staat ſei

Digitized by Google

zu verachten, der ein ſolches Buch habe entſtehen laſſen, der Drucker, der ihm ſeine Preſſen gegeben: Sed prudens et magnificus senatus Argentinensis optime egit qui publico edicto hunc famosum librum in sua urbe vendere prohibuit. Dieſe Konfiskation, für die ich ſonſt kein Zeugnis anführen kann, erfolgte freilich nicht aus litterariſchen, ſondern aus politiſchen Motiven. Bebel fährt nämlich in ſeiner Darlegung fort, daß Etterlin auch über den neueſten Schweizerkrieg Lügen vorbringe, er behaupte, von den Deutſchen ſeien Tauſend oder mehrere Tauſende gefallen, während in Wirklichkeit kaum 200 den Tod gefunden hätten. L. G.

REZENSIONEN.

Erasmiana. II. Von Adalbert Horawitz. Wien 1880. Carl Gerold's Sohn. 38 S.

Dem erſten Hefte der Erasmiana, über welches ich in der Hiſt. Zeitſchrift N. F. Bd. V, S. 514 fg. Bericht erſtattet habe, iſt ein zweites gefolgt. Jenes enthält 23 Briefe des großen cosmopolitiſchen Humaniſten, den man aber wegen ſeiner perſönlichen Beziehungen und wegen ſeines literariſchen Wirkens einen Deutſchen zu nennen berechtigt iſt, dieſes bringt deren 11; in jenen wiegen die urkundlichen Mitteilungen vor; in dieſem bilden die erklärenden Beigaben den Hauptteil; beide ſind als Vorarbeiten zu einer künftigen Biographie des Erasmus zu betrachten.

Die in dem vorliegenden Hefte — das, wie auch die früheren Publikationen des Herausgebers ein Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der phil.-hiſt. Klaſſe der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien iſt — abgedruckten Briefe ſind aus Gothaer, Berliner und Münchener Handſchriften entnommen. Zehn derſelben ſind von Erasmus geſchrieben, der 11., letzte iſt ein Bericht des bekannten Arztes Heinrich Stromer über den Tod des Erasmus. Durch denſelben werden die auch ſchon früher bekannten Nachrichten von der beträchtlichen Hinterlaſſenſchaft an Büchern, Geld, Kunſtgegenſtänden — Stromer ſpricht von septena milia aureorum — beſtätigt, auch Stromer berichtet, daß Erasmus kurz vor ſeinem Tode mehrfach ausgerufen habe: O Jesu Christe fili Dei miserere mei, misericordias Domini et judicium cantabo. Die übrigen Briefe, aus den Jahren 1518—1533 ſind an ſehr Verſchiedene gerichtet, an Johannes Lange, den bekannten Auguſtiner und Theologen, an Jodocus Jonas, den Rektor der Univerſität Erfurt während einer bewegten Zeit, Freund der Humaniſten und freiſinnigen Theologen, an König Franz I. (Widmung der Paraphraſe des Evangeliums Marci), an Johannes Faber, den ſpätern Biſchof von Wien eines der Häupter der katholiſchen Reaction, an den Arzt Martin Hunus, an den Dichter Eoban Heſſe, an Simon Piſtorius, den Kanzler des Herzogs von Sachſen, an den Buchdrucker Hieronymus Frobenius und an Karl von Utenhoven. Der Inhalt der Briefe iſt faſt ſo verſchieden, wie die Adreſſaten. Mehrere werfen auf die Stellung des Erasmus zur Reformation helles Licht, und zeigen gleich den früher bekannt gewordenen Aktenſtücken, wie ſchnell die anfängliche Begeiſterung für Luther einer

Digitized by Google

kühlern Auffaſſung und alsdann einer entſchiedenen Abneigung Platz machte; doch iſt keiner der Briefe derart, daß er im Stande wäre, die bisher giltigen Anſchauungen zu erſchüttern oder weſentlich umzugeſtalten. In dieſer Hinſicht ſcheint es mir, als wenn Horawitz die Bedeutung der von ihm mitgeteilten Schriftſtücke einigermaßen überſchätzt hätte.

An die Briefe des Erasmus knüpft ſich ſtets außer dem religiöſen, auch ein literariſches Intereſſe. Er ſtand inmitten der Bewegung, liebte es Nachrichten mitzuteilen und war nicht abgeneigt den Protektor zu ſpielen, Jüngere ſich zu verpflichten, Ältere, deren Ruhm ihm peinlich war, durch Verbreitung litterariſchen Klatſches anzugreifen und zu ſchädigen. Voll litterariſcher Notizen mannigfacher Art iſt der Brief an den Buchdrucker Frobenius (15. Dez. 1530), ein ganz modernklingender Brief eines Autors an einen Verleger; man höre z. B.: Nam aut me fallit in totum animus, aut opus erit vendibile. Gerade ein derartiger Brief, in welchem es ſich nicht um Stimmungen, um Gedankenaustauſch, ſondern um eine große Anzahl zuſammenhangloſer Mitteilungen handelt, bedürfte eingehenderer Commentirung, als ihm von Horawitz zu Teil geworden. Drei weitere literariſche Notizen aus anderen Briefen hebe ich hervor. Die eine (aus einem Brief an Faber 21. Nov. 1523), daß von der Schrift gegen Hutten, Spongia, rursus tria millia sunt excusa, alſo eine zweite oder gar dritte Ausgabe des Pamphlets, in einer für jene Zeit unerhörten Anzahl von Exemplaren. Wenn Erasmus ſolchem Bericht die Erwägung folgen läßt: „Sic visum est Frobenio. Odi ego tales libellos, nec multum irascor Hutteno; irascor his qui miserum hunc instigarunt non ob aliud nisi praedam; non dubito quin se brevi prodituri sunt. Nam rursus aliquid monstri alitur Argentorati“, ſo hätte der Herausgeber eine Zurückweiſung der in dieſen Worten enthaltenen thörichten Anklage verſuchen, und das „Straßburger Ungeheuer“ ans Tageslicht hervorziehen müſſen. Gemeint iſt wohl Otto Brunfels; der Luther'ſche Brief, auf welchen Erasmus in den auf die eben mitgeteilten folgenden Worten Rückſicht nimmt, iſt vom 1. Okt. 1523. — Die zweite Notiz iſt (in demſelben Briefe): „D. Mornarum divitem remisit Anglia. Quam multos ditat pauper ille Lutherus.“ Zu ihrer Erklärung hätte wol etwas mehr geſagt werden können, als: „der Mornarus iſt der Th. Murner (vgl. über ihn Lappenberg, Ulenſpiegel)“, das letztere eine litterariſche Hinweiſung von allzu epigrammatiſcher Kürze. Denn über den engliſchen Aufenthalt Murners haben erſt die von Böcking (im 2. Band der Huttenausgabe) mitgeteilten und andere ſeitdem veröffentlichten Aktenſtücke genauere Nachrichten verbreitet, jetzt weiß man (vgl. die neueſte Murnerbiographie, die von Ch. Schmidt, Hiſt. lit. de l'Alsace II. 247), daß Murner keineswegs reich aus England entlaſſen, ſondern nach einem ziemlich kühlen Empfange mit einer mäßigen Entſchädigungsſumme und einem höflichen Empfehlungsſchreiben an den Rath der Stadt Straßburg in die Heimat zurückgeſchickt wurde. — Die dritte Notiz findet ſich in einem Briefe an Eoban Heſſe (6. Sept. 1524), welchen übrigens ſchon Krause in ſeinem Werke über Eoban II, 274 benutzt hat. Der Poet ſuchte einen Verleger für eine neue Auflage ſeiner Heroiden, fand aber Keinen, ſo daß das Buch erſt 8 Jahre ſpäter Hagenau 1532 in erneuter Geſtalt erſcheinen konnte. In ſeiner Not hatte er ſich auch an Erasmus gewandt, der ſich bei Froben verwendet zu haben ſcheint, aber von der Ausſichtsloſigkeit dieſes Schrittes überzeugt, an den Dichter ſchreibt: „Si voles, tentabo Gallos.“ Eine ſolche internationale Geſinnung iſt bemerkenswert genug. Freilich waren Eobans Gedichte in lateiniſcher Sprache,

Digitized by Google

freilich wurden in Paris häufig, ſeltener auch in anderen franzöſiſchen Städten einzelne humaniſtiſche Schriften, teils Ausgaben antiker Schriftſteller, teils poetiſche Erzeugniſſe deutſcher Humaniſten nachgedruckt, aber es wäre doch überaus ſeltſam geweſen, wenn das Werk eines deutſchen Poeten, zumal eines ſolchen, der ſich ſeines Deutſchtums ſo rühmte wie Eoban, behufs ſeiner Veröffentlichung nach dem Auslande hätte geſchickt werden müſſen.

Horawitz' Schrift — ein neues rühmenswertes Zeugniß ſeines regen Fleißes — iſt dem berühmten Erasmus-Kenner, Suringar in Leiden gewidmet.

Der erſte Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Ein Beitrag zur Geſchichte der Univerſität von Karl Steif, Bibliothekar an der Kgl. Univerſitätsbibliothek. Tübingen 1881, Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung. XII und 254 S. 8°.

Drei Drucker ſind es beſonders, welche während der von Steif behandelten Periode in Betracht kommen: Johannes Otmar, Thomas Anshelm, Ulrich Morhart. Der erſte war kein ungelehrter Mann, nannte ſich vielmehr magister artium, brachte als Erſter — er kam von Reutlingen — die neue Kunſt des Buchdrucks nach Tübingen und übte ſie nach alter Weiſe, ausſchließlich gotiſche Lettern anwendend, kunſtmäßige Verzierungen vermeidend, auf ſich allein angewieſen, denn da er ſelbſt ein unterrichteter Mann war, verſchmähte er die Unterſtützung gelehrter Hülfsarbeiter. Der Zweite, aus Pforzheim ſtammend, der von 1511 an nach zehnjähriger Pauſe die Druckerkunſt in Tübingen wiederbetrieb, iſt ein Landsmann von Johannes Reuchlin, zugleich aber ſein geiſtiger Genoſſe, der nicht blos ſeine Schriften druckt und ſich ihre Verbreitung mit kaufmänniſchem Geſchick angelegen ſein läßt, ſondern der mit den Führern der neuen geiſtigen Bewegung bekannt und befreundet, von ihnen als ebenbürtiger Genoſſe betrachtet wird, der die Tübinger Humaniſten als „mei“ bezeichnen darf und nach dem Tode ſeines großen Landsmannes einen Nachfolger für den Verſtorbenen dem Univerſitätsſenate empfiehlt und ſeine Annahme erwirkt. So wird er ein angeſehener und reicher Mann, nicht blos durch die Begünſtigung, die er von ſeinen Gönnern erfährt, ſondern vornemlich dadurch, daß er in wohlbewußter Einſeitigkeit dem humaniſtiſchen Gebiete ſich zuwendet, daß er gleich ſeinen Autoren den Namen eines Reuchliniſten zu führen begehrt und daß er von künſtleriſchen Beſtrebungen geleitet auf das Äußere ſeiner Preßerzeugniſſe Wert legt und, wie er einmal in einem Briefe an einen Kollegen ausſpricht „ich ungern wöllt, daß uß myner truckerey ungeſchicktß gan ſolt“. Daher kann es nicht auffallen, daß unter den 56 gelehrten Werken, welche Anshelm in Tübingen überhaupt gedruckt hat, 53 humaniſtiſche ſich finden, aber kein einziges theologiſches, während die Preſſen ſeines Vorgängers und Nachfolgers ausſchließlich für ſolche gebraucht wurden, des erſtern für erbauliche, des letztern für polemiſche Schriften; an der reichen Volksliteratur dagegen haben ſich die Tübinger Drucker jener Zeit ſo gut wie gar nicht beteiligt. Trotzdem Anshelm ein halber Gelehrter war, verſchmähte er nicht die Hilfe gelehrter Mitarbeiter, teils junger Leute, die ſich als Korrektoren nicht nur einen kleinen Nebenverdienſt verſchaffen, ſondern durch Entzifferung der Handſchriften und Emendation der oft verderbten Texte Proben ihrer Kritik und Gelehrſamkeit abzulegen bemüht waren, teils gelehrter Männer, die mit ihrem Namen und ihrem

Digitized by Google

Wiſſen Anshelms heilſame Thätigkeit unterſtützten und erſprießlicher machten, z. B. Johannes Hiltebrand, der ſich mit einem gewiſſen Stolz „Korrektor der Anshelmiſchen Druckerei“ nannte und Philipp Melanchthon. Anshelm zog 1516 nach Hagenau, durch ſeinen Wegzug blieb Tübingen einige Jahre verwaiſt, wenn auch die Tübinger Gelehrten nach wie vor bei ihm, ſelbſt in der Fremde, drucken ließen; erſt 1523 ſiedelt ſich Morhart in Tübingen an und mit ihm hält die Buchdruckerkunſt ihren definitiven Einzug in dieſe Stadt. Morhart iſt wohlgebildet aber er iſt kein Gelehrter, er iſt Buchdrucker aber kein unternehmender Geſchäftsmann, er hat wohl beſtimmte Anſichten, aber gehört doch nicht ausſchließlich einer Richtung an, ſo daß er, der ſich Luthers Meinungen zuneigt, ſich nicht ſcheut, antireformatoriſche Schriften zu drucken. Der Buchdruckerſtand wird daher durch ihn herabgedrückt; an die Stelle der Männer, die mitten in dem gelehrten Treiben ſtanden und in engſter perſönlicher Beziehung zu den Gelehrten tritt der Handwerker, der ohne Teilnahme für die Perſonen und Dinge den lohnenden Erwerb ſucht, wo er ihn findet. Bei keinem der drei Drucker übrigens findet ſich — und dies gilt ähnlich für alle Drucker der Humaniſtenzeit — eine beſtimmte Verbindung mit der Univerſität; jene überaus thätigen Mitträger und Verbreiter wiſſenſchaftlicher Kultur werden nicht etwa begünſtigt oder mit Privilegien ausgeſtattet, vielmehr müſſen ſie, wenn ſie nur dieſelben Vorrechte genießen wollen wie die übrigen Univerſitätsgenoſſen, ſich gleich jenen in die Matrikel eintragen laſſen.

Der Hauptteil der Steiff'ſchen Schrift, welche als Kunſtbeilage das Facſimilie eines Holzſchnitts des berühmten Aſtronomen Joh. Stöffler und die vortreffliche Wiedergabe der großen Buchdruckerzeichen der Tübinger Drucker enthält, wird durch ein ſehr genau und ſorgfältig gearbeitetes Verzeichnis der Drucke angefüllt. Dies Verzeichnis unterſcheidet 1. ächte Drucke und unter dieſen die Otmars (1498—1501), Anshelms (1511—1516) und Morharts (1523—1534), 2. zweifelhafte, 3. apokryphe Drucke und gibt in einem Anhange ein Verzeichnis der auswärts beſtellten Werke. Das Hauptverzeichnis der ächten umfaßt 161 Nummern mit bibliographiſch genauer Beſchreibung der Titel und des Äußern der Schriften, mit kurzen aber ſorgfältig gearbeiteten Angaben über die Verfaſſer, den Inhalt, die ſpäteren Ausgaben der betreffenden Schriften. In einem Falle konnte ich die Angaben ganz genau vergleichen, in den Schriften Reuchlins nämlich, über welche ich mir aus eigener Anſchauung und nach Durchforſchung vieler deutſcher und ausländiſcher Bibliotheken einen vollſtändigen bibliographiſchen Index gemacht, die Titel der meiſten Werke genau nach den Originalen durchgezeichnet habe und ich darf ſagen, daß ich bei ſorgfältiger Vergleichung in Steiff's Angaben auch nicht den geringſten Fehler gefunden habe. Da es ſich hierbei nicht etwa um ein oder zwei, ſondern um faſt zwanzig Bücher handelt, ſo wird der Schluß erlaubt ſein, daß auch der übrige Teil der Steiff'ſchen Arbeit dem ſo geprüften und vollkommen bewährt befundenen gleiche und man wird gern bereit ſein die überaus mühevolle und zeitraubende Arbeit des Verfaſſers als eine höchſt gelungene zu rühmen. L. G.

Digitized by Google

Der älteſte römiſche Muſenalmanach.

Von Ludwig Geiger.

Die Blütezeit der Muſenalmanache begann gegen Ende des 18. Jahrhunderts und dauerte bis zum erſten Viertel des 19. Unſere Großeltern erfreuten ſich an dieſen kleinen, dünnen, unſerm verwöhnten Auge ſehr dürftig und unbedeutend erſcheinenden Bändchen und griffen jedes Jahr begierig nach den Geſchenken, welche das „Mädchen aus der Fremde“ beſcheiden ihnen zu reichen gewohnt war. Solche periodiſch wiederkehrende Gedichtſammlungen — und darin beſteht ja das Weſen der Muſenalmanache — kennt die frühere Zeit nicht. Wohl aber exiſtiren ſchon früher Sammlungen von Gedichten, einmal für einen beſtimmten Zweck bearbeitet, an eine beſtimmte Perſon, einen hohen und zahlungsfähigen Gönner gerichtet; gerade die ſangesfrohe und gedichtreiche Zeit des Humanismus hat derartige Sammlungen entſtehen ſehen. Zu denſelben mag man zwei aus Deutſchland hervorgegangene rechnen, die eine, die — erſt neuerdings gedruckte — um die Wende des Jahrhunderts von dem kaiſerlichen Rat Joh. Fuchsmagen in Wien zuſammengeſtellte, und die andere, die an den Augsburger Patrizier Blaſius Hölzelius, den „vorzüglichen Mäcen“ der Dichter gerichtete. (Vergl. m. Renaiſſance und Humanismus S. 373). Von ganz anderer Bedeutung aber als dieſe zeitlich etwas früheren Verſuche iſt der erſte römiſche Muſenalmanach — um einen Ausdruck von Gregorovius, (Geſchichte der Stadt Rom VIII, 327) zu gebrauchen —, ein ſtattlicher Band, der unter dem Titel: Coryciana 1524 erſchien [1]).

Das Werk führt ſeinen Namen nach einem Deutſchen (Luxemburger) Joh. Goritz, den man mit Anſpielung auf Vergil, Georgica IV, 127 Corycius senex nannte. Wann er nach Rom gekommen, iſt nicht bekannt.

1) Ein Exemplar dieſer ſehr ſeltenen Sammlung — 35 Bogen à 4 Bl. in 4°, auf dem Titelblatt nichts weiter als das eine Wort — befindet ſich in der Königl. Bibl. in Berlin.

Digitized by Google

Sicher lebte er dort seit 1498 als päpstlicher Notar [1]) und erfreute sich in den Kreisen der Gelehrten und Beamten einer hohen Achtung. Sein Name begegnet in den Briefen jener Zeit nicht selten; kaum Einer, der von Rom aus schreibt und den Namen des guten Alten erwähnt, versäumt, ein freundliches Wort über ihn einfließen zu lassen. Aber aus diesen gelegentlichen Erwähnungen kann man sich kein Bild des wackern Mannes gestalten und er selbst hat uns nicht durch eigene Briefe oder Werke die Möglichkeit gewährt, sein Wesen zu erkennen. Wollen wir dies, so sind wir einzig auf die Schilderung angewiesen, welche Blosius Palladius in seinem Einleitungsbriefe zu den Coryciana von dem Alten gibt.

Er war ein rüstiger, kräftiger Mann, trotz seines hohen Alters, mäßig im Essen, einfach in seiner Kleidung. Er hatte etwas von dem antiken Weisen an sich: er war reinlich ohne Pracht, er besaß eine feine Schicklichkeit, stets wache Höflichkeit, nimmer ermüdende Freundlichkeit. Er hatte einen römischen Geist, dieses größte Kompliment, das der Römer dem Ausländer machen konnte, gestand Palladius dem Alten zu. Daher bewunderte er das Altertum und seine Überreste, ergötzte sich an den litterarischen Produktionen seiner eignen Zeit und früherer Jahrhunderte und besaß eine große Geschicklichkeit, ihnen nachzuahmen, extemporirend manche den antiken ähnliche Verse hervorzubringen. Aber trotzdem er, wenn er gewollt, Dichter hätte genannt werden können, so zog er vor, ruhig für sich und seine Freunde zu leben, eifrig in seinem Amte thätig zu sein; mit strenger Gerechtigkeit geschmückt als seiner schönsten Zier. Er liebte nicht den lauten Markt des Lebens; in sein Gärtchen gebannt, lauschte er vielmehr der Stimme der Natur; denn in einem unterschied er sich durchaus von seinen Genossen: er war frei von Ehrgeiz und begriff nicht ihr Verlangen nach Ruhm.

Und doch war der Verkehr mit diesen Genossen seine höchste Freude. „Könnte man," so ruft Blosius Palladius aus, „jenen deinen Feier- und Ehrentag vergessen, an welchem Du zur Verherrlichung der heil. Anna, der Mutter Mariae, deren Statue du errichtet, in deinem Garten alle Guten und Gelehrten zusammenrufst, auf daß sie am fröhlichem Mahle sich ergötzen? Deinem Rufe aber folgt zu des Tages Feier eine so große Schar guter und gelehrter Männer, daß es scheint, als ob Du in Deinem Garten ganz Athen, einen Markt voll Erzeugnissen der Wissenschaft und Kunst zusammengetragen, als ob du vom Helikon und vom Parnaß die Musen

1) Vergl. Burchardi diarium ed. Thuasne Paris 1884 II, 482 z. J. 1498: Johannes Coritius. Z. J. 1499 p. 539 lautet der Name corrumpirt: Joh. Corretius. Daß er sein Amt unter Alexander VI. angetreten, geht aus der zur Zeit Clemens VII. geschehenen Äußerung des Palladius (Einleitungsbrief in den Coryciana) hervor, er habe unter sechs Päpsten gedient.

Digitized by Google

auf den tarpejiſchen und quirinaliſchen Hügel, die deinem Garten nahe ſind, verſetzt hätteſt. Ja, ich möchte ſagen, es gibt in der ganzen Welt keine Verſammlung, die edler und berühmter iſt, wie dieſe an deinem Ehrentage, an welchem morgens Gottesdienſt und fromme Werke geübt, abends von der auserwähltеſten Schar, der Blüte der Wiſſenſchaften, Gedichte vorgetragen werden, von ſolchen Männern, die du höher als Satrapen, höher als Könige ſelbſt zu ſchätzen weißt. Daher preiſe ich dich mit Recht vor Allen glücklich, da du von den großen Geiſtern, die unſere Zeit trägt, nicht blos als einer der Ihren betrachtet, ſondern von ihnen allen als der Große und Einzige gefeiert wirſt."

Wer waren nun dieſe „großen Geiſter," dieſe erlauchte Schaar, „höher als Könige und Satrapen?" „Ich könnte ſie hier aufzählen und die Namen der Dichter deiner Zeit der Unſterblichkeit weihen," meint Palladius, „wenn ſie nicht faſt unzählig wären und wenn nicht ein großer Teil derſelben in der folgenden Sammlung ihren Platz gefunden hätte." Denn Palladius war es, der dem Freunde den ſorgſam behüteten Schatz entriß und der Öffentlichkeit übergab. Er ſchämte ſich dieſes Diebſtahls nicht, ſondern rühmte ſich, durch eine ſolche That dem göttlichen Diebe des Altertums ähnlich zu werden. „Schmiede mich zur Strafe dafür, wenn du willſt, an deinen tarpejiſchen Felſen; mich ſolls nicht reuen, den Prometheus zu ſpielen. Wie dieſer dem Himmel das Feuer, ſo habe ich dir feurige und ewig lebende Gedichte entwendet zu unſerm ewigen Ruhm, zur Wonne des Jahrhunderts."

Überblickt man nun die große Zahl der Dichter, welche in den Coryciana mit Verſen vertreten ſind, ſo ſieht man leicht: es waren nicht lauter Könige, wie Palladius träumte; ſie waren vielmehr, wie derſelbe an andrer Stelle wehmütig ſagt, trotz ihrer vielen Verſe dem Virgil recht unähnlich, der doch nur wenige Verſe gemacht; und die Unſterblichkeit, die ſie alle als ſichere Belohnung ihrer Mühen erwarteten, iſt nur wenigen zu teil geworden.

Aber ein nimmer verlöſchender Glanz ruht doch auf allen dieſen Poeten, der Kranz, den Einzelne ſich aufs Haupt geſetzt, verwelkt nie; und mögen manche der allzu lauten Unſterblichkeitsbewerber mit ihren Anſprüchen von der Zukunft abgewieſen worden ſein, der ganzen Zeit iſt ein ewig ruhmreiches Andenken geſichert, es iſt die Periode Leos X., die Zeit der Sonnenhöhe der Renaiſſance. —

Eine Schilderung der leoniſchen Zeit und eine Charakteriſtik Leos X. ſoll hier nicht verſucht werden. Mag Leo durch ſeine doppelzüngige Politik viel verſchuldet, durch ſeine Genußſucht Manches geſchädigt haben: durch ſeine Bildungsfähigkeit und ſein Bildungsbedürfnis, durch ſein feines,

Digitized by Google

tief eindringendes Verſtändnis für Wiſſenſchaft und Kunſt weit mehr als durch die ſpezielle Unterſtützung, die er den Einzelnen zu teil werden ließ, hat er ſich einen unvergänglichen Platz in der Geſchichte des Geiſtes erworben. Ob er Goritz zu ſeinen Günſtlingen gezählt, ihm irgendwie perſönlich nahe geſtanden hat, läßt ſich nicht ſagen; vielleicht kümmerte er ſich nicht um derartige kleine Conventikel, die in dem großen Rom, fernab vom päpſtlichen Palaſt ſich zuſammenfanden. Aber war er auch perſönlich nicht dabei, ſo fehlte nicht ſein Name in dem Kreiſe der Begeiſterten und manch lobpreiſendes Wort erſcholl für ihn und ſeinen Ruhm. Denn im Grunde waren es dieſelben Leute, die ſich bei Goritz und gelegentlich auch im päpſtlichen Palaſte begegneten, Humaniſten, zumeiſt Italiener, aber auch einige Deutſche: Petr. Aperbach, Jan. Hadelius, Ulrich v. Hutten, Cajus Silvanus, Seb. Sprenz, Joh. Chr. Suchthenius, Kaſp. Urſinus[1]). Die Aufzählung ſämtlicher in der Sammlung vertretener Italiener kann nur Wenige intereſſiren, die Schilderung Aller würde ein Buch erfordern; es ſei geſtattet, Einzelne herauszugreifen, die auch berühmt ſein würden, ſelbſt wenn ſie zu unſerer Sammlung keinen Beitrag geliefert hätten: Pietro Bembo, Baldaſſare Caſtiglione, M. A. Flaminio, Paolo Giovio.

Dieſe vier Dichter und Humaniſten zeigen trotz mancher ſtark ausgeſprochenen Ähnlichkeiten in ihrem Weſen vier verſchiedene Richtungen und Beſtrebungen der Renaiſſance.

Pietro Bembo geb. 1470 geſt. 1547, päpſtlicher Sekretär und ſpäter Kardinal, Vertrauter Leos X., von dem er ſagte, er ſei im Auftrage der unſterblichen Götter gewählt worden, welche Jeſum Chriſtum geliebt hätten, Hiſtoriker und Sprachforſcher, Epiſtolograph und Dichter, hat ſeine Eigenart in der idealen Auffaſſung der Liebe. Hatte er auch ſelbſt in ſeiner Jugend, der Unſitte der Zeit gemäß, trotz ſeines geiſtlichen Standes den Liebesgenuß begehrt, ſo ſtrebte er in ſeinen höheren Jahren dem amor divino zu. Nicht der Liebe zu Gott, denn Frömmigkeit war nicht die ſtarke Seite des Kardinals, ſondern der verklärten geiſtigen Liebe des Mannes zum Weibe. „Du biſt Mutter der wahren Vergnügungen, der Anmut, des Friedens, der Milde und des Wohlwollens, Feindin der Rohheit, kurz Anfang und Ende alles Guten.“ Er ruft ihr zu: „entzünde unſere Seelen durch jenes lebendige Feuer, welches alles niedrig Häßliche vernichtet, damit ſie, vom Körper gänzlich getrennt, im ewigen und ſüßen Bunde ſich mit der göttlichen Schönheit vereinen, damit wir wie wahre Liebende uns

1) Ob Gregorius Angelus der ſich als Germanius bezeichnet X 4[b] fg. wirklich ein Deutſcher iſt? Über Hadelius vergl. die unten folgende Abhandlung Bauchs. Die Liſte bei Gregorovius VIII. 328 A. 3 iſt unvollſtändig.

Digitized by Google

ſelbſt entfremdet in das Geliebte uns verwandeln und zu den Engeln erhoben mit Gott uns vereinigen können."

Dieſe Rede über die geiſtige Liebe wird dem Bembo in den Mund gelegt in Caſtigliones Buch: Il cortegiano. Dieſes Buch des berühmten urbinatiſchen Hof- und Staatsmannes (1478—1529) iſt charakteriſtiſch nicht blos für den Verfaſſer, ſondern für die ganze Zeit. Es iſt eine Schilderung des feingeſelligen Kreiſes, in dem ſich Caſtiglione bewegte, eine Zuſammenſtellung der Forderungen, welche der Verfaſſer und ſeine ganze Zeit an den Hofmann, den Geſellſchaftsmenſchen, d. h. eben den vollkommen ausgebildeten Mann überhaupt ſtellte. Denn die Ausbildung, die verlangt wird, iſt nicht blos eine techniſche und körperliche, keineswegs auch eine ausſchließlich geiſtige, ſondern in hervorragender Weiſe auch eine ſittliche. Ein Idealbild des Fürſten wird entworfen, ebenſo wie eine idealiſirende Darſtellung ſeiner Umgebung. Die politiſchen Zuſtände werden berührt: die Monarchie, gewiſſermaßen eine konſtitutionelle wird verlangt, die Zerriſſenheit Italiens wird beklagt und zur Schlichtung der traurigen kriegeriſchen Zuſtände eine von den mächtigſten Fürſten geſchützter Weltfriede erſehnt.

In ſolchen politiſchen Träumen und Hoffnungen fand Caſtiglione in M. A. Flaminio (1498—1550) einen Verbündeten. Er rief in ſchönen Verſen den Papſt an zur Rettung des bedrohten Vaterlandes. Aber der Hauptnachdruck liegt bei ihm auf dem Religiöſen. „Glücklicher Flaminius," rief ein Zeitgenoſſe ihn zu „den kein Weib, keine irdiſche Flamme vom heiligen Feuer entfernen kann." Er überſetzte die Pſalmen und beſang die Heiligen. Er war Diener der Päpſte und Günſtling vieler Kardinäle. Beim Tridentiner Konzil ſollte er Sekretär werden, aber er lehnte die Stellung ab, vielleicht weil er den religiöſen Neuerungen nahe ſtand, deren Bekämpfung mit zum Programm jenes Konzils gehörte. Derſelbe Dichter aber, deſſen chriſtliche Frömmigkeit ſo hoch geſchätzt wurde, hatte, wie die Poeten der Renaiſſancezeit überhaupt, gar heidniſche Anwandlungen; die heidniſchen Äußerlichkeiten, die er in ſeinen Dichtungen verkündete, beeinflußten wohl auch ſeine Geſinnung. Dieſes Heidentum jedoch entfremdete ihn niemals echter Moral, die Zeitgenoſſen rühmten ſeine Mäßigkeit und Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Treue. Als er ſtarb, wurde ſein Tod in dem Briefe eines Zeitgenoſſen mit den Worten beklagt: „Mit Flaminio iſt zugleich die Feinheit, die Güte, der Ruhm der Edlen geſtorben. Weſſen Herz könnte ſo hart ſein, daß es nicht gerührt würde im Andenken an ſeinen Tod."

Derartige ſchmerzliche Ausrufe im Hinblicke auf eine entſchwundene Zeit würden auch dem Paolo Giovio (1483—1556) anſtehn, dem Lob-

Digitized by Google

redner der Vergangenheit d. h. eben der Periode Leos X. Wenn nach Jakob Burckhardts ſchönem Ausdruck, die Entdeckung des Menſchen zu den Eigentümlichkeiten der Renaiſſancezeit gehört, ſo hat unter dieſen Entdeckern Giovio einen Ehrenplatz einzunehmen. Wie Wenige verſteht er es, die Individualität der Herrſcher, Krieger und Gelehrten zu ergründen und darzuſtellen. Er mag manchmal ſchön färben und durch Flüchtigkeit das Erzählte entſtellen, aber im Ganzen gibt er in ſeinen zahlreichen Biographien, die häufig mit den Bildern der Geſchilderten geſchmückt ſind — denn das Äußere galt ihm als beſonders wichtig zur Erkenntnis der Individualität des Menſchen — eine wahre und lebensvolle Darſtellung der Zeit Leos, der Periode, in welcher ja auch Goritz im Kreiſe der Seinen ſich vergnügte. Und beſteht auch Giovios Beitrag zu den Coryciana nur aus zwei ärmlichen Diſtichen — der Hiſtoriker, der die freie Proſa meiſterhaft handhabte, beugte ſich ungern unter den Zwang des Verſes — ſo iſt er doch einer der Hauptvertreter der ganzen Schar und Franciscus Arsillus hatte Recht, ihm ſein Büchlein de poetis urbanis, dieſe mit vielen lobenden Beiwörtern geſchmückte Nomenclatur der damaligen römiſchen Dichter zu weihen, die als paſſendes Seitenſtück den Coryciana angereiht iſt.

Die vielgeſtaltige Poetenſchar, welche durch die Schilderung dieſer vier Repräſentanten nur angedeutet, nicht erſchöpft werden kann, hielt jahrelang bei Goritz aus. Eine ſolche Beſtändigkeit bei einer in ihren Neigungen ſonſt ſehr unbeſtändigen Gemeinde kann nicht allein durch die feſſelnde Perſönlichkeit des Mäcens erklärt werden. Auch war der Mäcen nicht reich genug, um die immer wachſenden Anſprüche der Poeten zu befriedigen. Mochte es bei Einigen Mode ſein, zu Goritz zu wallfahrten, ſo hätte dieſe Mode nicht zehn Jahre und länger zumal bei der verhältnismäßig raſch wechſelnden römiſchen Bevölkerung andauern können. Der Grund der Beſtändigkeit lag vielmehr darin, daß Goritz es verſtanden hatte, einen Anziehungspunkt zu ſchaffen, der ſtärker war als die einzelne Perſönlichkeit und der jede flüchtige Mode lang überdauerte, — ein herrliches Kunſtwerk.

Im Jahre 1512 nämlich hatte Goritz von Andrea Sanſovino eine Marmorgruppe der heil. Anna und der Madonna mit dem Chriſtuskinde machen laſſen, ein Kunſtwerk, das, jetzt ſo unvorteilhaft wie nur möglich in der zweiten Kapelle des linken Seitenſchiffs der Kirche S. Agoſtino zu Rom aufgeſtellt, damals frei und ſichtbar ſtehend, die bewundernden Blicke Aller auf ſich zog [1]).

1) Für das Folgende vergl. P. Schönfeld, Andrea Sanſovino und ſeine Schule, Stuttgart, Metzler 1881, beſonders S. 21—24.

Digitized by Google

Andrea Sanſovino geb. 1460, kam früh nach Florenz und weilte daſelbſt, einen längern Aufenthalt (1491—1500) bei König Johann II. von Portugal abgerechnet, bis 1504. Höchſt wahrſcheinlich in letzterm Jahre begab er ſich nach Rom. Schon ehe er dorthin kam, galt er als tüchtiger bedeutſamer Künſtler; durch ſeine erſten römiſchen Leiſtungen wurde er ein berühmter Mann. Goritz, der die Berühmtheiten aufſuchte und wohl auch von ihnen aufgeſucht wurde, mochte den Wunſch hegen, mit ihm bekannt zu werden; und ſo kam man wohl, obgleich man über Sanſovino zu wenig unterrichtet iſt, um Beſtimmtes zu konſtatiren, eine perſönliche Bekanntſchaft beider Männer annehmen. Aber auch ohne dieſe Annahme iſt es erklärlich genug, daß Goritz bei dem berühmten Künſtler eine Beſtellung machte. Sanſovinos wunderbare Grabmäler des Kardinals Ascanio Maria Sforza (1505) und des Girolamo Baſſo della Rovere (1507) mußten allein genügen um bei dem großen Kunſtliebhaber den Wunſch entſtehen zu laſſen, ein Werk von der Hand dieſes Meiſters zu beſitzen.

Vermutlich hat nicht der Künſtler, ſondern der Beſteller den Gegenſtand des Bildwerks beſtimmt: die Vereinigung des Jeſuskindes, der Madonna und ihrer Mutter, der heil. Anna in einer Gruppe. Vielleicht hatte Goritz, der dem Greiſenalter damals nicht fernſtand, die Abſicht, den gleichbleibenden Typus verſchiedener Geſchlechter, die andauernde Jugendlichkeit trotz der vorſchreitenden Jahre ſich im Bilde vorführen zu laſſen, oder er dachte als echter Humaniſt daran, das Göttliche zu vermenſchlichen, die Einfalt des Kindes, die jungfräuliche Anmut und Milde der Mutter, und die durch die Erinnerung an manches Leid nur halb verſchleierte und verdüſterte Zärtlichkeit und Freude der Großmutter ſich und den Freunden darſtellen zu laſſen.

Dem Auftrag des Mäcen kam der Künſtler mit großer Kunſt nach. So ſchwierig es auch war, zwei erwachſene Frauen mit einem Kinde zu einer geſchloſſenen Gruppe zu vereinigen, ſo ſeltſam auch der Gedanke zunächſt erſcheinen mußte, zu der Madonna mit dem Kinde noch eine gleichwertige Perſon hinzuzufügen, während man bisher meiſt gewohnt geweſen war, Anbetende oder Untergeordnete mit denſelben zuſammenzuſtellen, ſo glücklich hat der Meiſter ſeine Aufgabe gelöſt. Der neueſte Biograph deſſelben rühmt beſonders die vollendete Technik der Marmorbehandlung und nennt das Werk ſelbſt „eine der bedeutendſten Hervorbringungen der geſamten Renaiſſanceplaſtik“ [1]).

Dieſe Gruppe nun, ſchwerlich geeignet das Haus eines Privatmannes

1) Doch iſt nicht zu verſchweigen, daſs es auch ungünſtige Urteile über die Gruppe giebt; vergl. J. Burckhardt, Cicerone, 4. Aufl. II. S. 411, „die Anna erſcheint im Marmor faſt widerwärtig und die Madonna iſt von einer lebloſen, nüchternen Schönheit.“

Digitized by Google

zu zieren, bildete schon bei Lebzeiten des Bestellers und Künstlers einen Hauptschmuck der St. Annenkapelle in der Kirche S. Agostino. Aber nicht den einzigen. Denn Goritz, der seine Annenkapelle recht kostbar ausstatten wollte, bestellte bei Raphael ein Bild, Fresko des Apostels Jesajas, das neben dem genannten Bildwerk noch heute jene Kapelle schmückt.

Sollte aber die Verherrlichung eine vollständige sein, so mußten, gerade zur Zeit der Renaissance, Poesie und bildende Kunst mit einander Hand in Hand gehen. Die Werke dieser sprachen zwar laut und vernehmlich genug für sich selbst, aber sie verlangten doch noch eine besondere Lobpreisung durch die Poeten. Und so ward es in den großen Kreise des Corycius Mode, lateinische und italienische Hymnen — wenigstens will Vasari bei den Augustinern ein Buch gesehen haben, in dem sich auch Sonette befanden; wir besitzen dieselben freilich nicht mehr — auf das Kunstwerk anzustimmen. Schien jeder Tag und Ort geeignet, so galt als der tauglichste Ort die Kapelle, in welcher das Meisterwerk stand, und ferner Haus und Vigne des Goritz am Trajansforum; als passendste Zeit der St. Annentag, an welchem Goritz seine Freunde auf jene Vigne zu einem heitern Mahle zu versammeln pflegte. In jener Kapelle wurden an die Bildsäule Gedichte in solcher Zahl und mit so geringer Schonung des Kunstwerks angehängt, daß man genötigt wurde, das Denkmal durch ein Gitter vor dem profanen Haufen der angeblichen Kunstfreunde abzuschließen. In dem Garten war kein Plätzchen vor dem Eindringen der Dichter sicher, die durch ihre Blättchen jeden Ort zu weihen und zu heiligen meinten. Sie hefteten ihre Verse an Bäume, Brunnen, Altertümer und hinterließen mit solchen Gaben ihrem freundlichen Wirte Gastgeschenke, die diesem als kostbarer Entgelt für seine Bewirtung dünken mochten. Er sammelte eilig diese fliegenden Blätter, um sie vor Zerstreuung und Vernichtung zu wahren und man mag sich denken, daß er die Originale sorgsam in ein Kästchen verschloß, und zu seiner eignen Erbauung auf kostbarem Pergament eine saubere und zierliche Abschrift sich anfertigte.

Bei dieser Art der Entstehung, bei diesem privaten Charakter der ganzen Gedichtsammlung ist die Frage gerechtfertigt, ob eine Veröffentlichung derselben beabsichtigt war oder nicht. Man kann diese Frage ohne ungerecht zu werden, mit ja und mit nein beantworten. Mit nein, denn der Sammler dachte jedenfalls nur an den Genuß, den ihm und den besuchenden Freunden die Lektüre der wohllautenden Verse bereitete; mit ja, denn wenn es überhaupt je Dichter gegeben hat, welche ihre Poesien in Verborgenheit zu halten geneigt waren, so gehörten die Dichter der Renaissancezeit gewiß nicht zu ihrer Zahl. Und so läßt sich auch in der Sammlung

Digitized by Google

dieſer Kampf zwiſchen dem ſeinen Schatz ängſtlich hütenden Sammler und den Poeten, welche ſelbſt ihre gelegentlich hingeſchriebenen Verſe des lauten Ruhmes der Gaſſe für würdig hielten, verfolgen. Schon in dem Einleitungsbriefe rühmt ſich der Herausgeber, daß er dem ängſtlich zurückhaltenden Beſitzer den Schatz eher geraubt, als den willig dargebotenen genommen hätte. In vielen Verſen drängen ferner die Dichter zur Herausgabe. Denn die Meiſten haben eine ſehr hohe, vielfach übertriebene Meinung von ſich, ſie rufen dem Corycius zu, es ſeien ja nicht Bittſchriften, die er kraft ſeines Amtes etwa bis zu gelegener Zeit verborgen halte, ſondern Produkte, die der Unſterblichkeit würdig ſeien. Nur ſehr wenige dagegen bezeichnen ſich, aber wohl auch mit falſcher Beſcheidenheit, als ſchlechte Poeten; der eine wagt ſich nur ſchüchtern und ungern in die Geſellſchaft großer Männer und verſichert, er habe es nur deswegen gethan, weil Corycius ihm beteuert habe, es ſei keine Gefahr vorhanden; er ſieht das grauſige Geſchick voraus, das ihm ſeiner mißlungenen Verſe wegen droht: „aber wenn ich für Dich arbeite, fürchte ich nichts.“ „Ich ſchreibe freilich ſchlechte Gedichte“, bemerkt ein anderer, „ich krächze wie ein Rabe, aber gehört der Rabe nicht auch zu den Vögeln?“ Aber er bittet trotzdem um ein Plätzchen: vier Bücher ſeien voll, Goritz möge ein fünftes öffnen; bleibe er hart und ungefügig dem Wunſche, ſo müſſe er darauf gefaßt ſein, daß eine maligna palinodia ihn erwarte. Auch plumpe Schmeicheleien ſcheuen die Publikationslüſternen nicht. „Erwarteſt du“, ſo ſagt wohl einer, „daß die Gedichte, wenn ſie ſich noch immer vermehren, deinen Ruhm erhöhen, ſo biſt du im Irrtum; die Zahl der Gedichte kann wachſen, aber dein Ruhm kann durch die größere Menge jener Verſe nicht mehr gewinnen“.

Dieſer Kampf des Editors mit dem Beſitzer, der Partei des Zurückhaltens mit der des Veröffentlichens zeigt ſich auch in der Art der Ausgabe. Es ſcheint, als ob der Beſitzer ſeine Schätze beſtändig zurückgehalten und nur ſtoßweiſe herausgegeben hätte. Denn von einer ſyſtematiſchen Ordnung iſt keine Spur. Die drei Abteilungen, in welche das Buch zerfällt: Gedichte an Goritz — die erſte Abteilung hat keine beſondere Überſchrift — Hymni, Annales, entſprechen nicht wirklichen feſtgegliederten Abſchnitten. Und auch innerhalb der Abſchnitte kein Syſtem, kein Zuſammenhang. Vielleicht ſind die Verſe ſo hinter einander veröffentlicht, wie ſie zufällig nach einander entſtanden, aber eine derartige Edition wäre ein Hohn auf jede verſtändige Herausgeberthätigkeit. Eine Gliederung nach dem Inhalt wäre bei der großen Gleichförmigkeit der Gedichte ſchwierig geweſen, aber eine gewiſſe Ordnung hätte auch hier durchgeführt werden können; die Teilnehmer konnten nach beſtimmten Grundſätzen

Digitized by Google

gruppirt, etwa alphabetiſch, nach Städten oder Nationalitäten geordnet werden können; jedenfalls wäre es leicht zu vermeiden geweſen, denſelben Dichter bald an dieſer bald an jener Stelle auftreten zu laſſen, obwohl er an der einen nichts anderes und oft auch nichts beſſeres zu ſagen hat als an der andern. Die drei übrigens ungleichen Abteilungen — denn die erſte füllt etwa drei Viertel des Ganzen — in welche die Sammlung zerfällt, ſind völlig äußerlich; die Hymnen unterſcheiden ſich im Grunde nur durch ihre größere Länge, nicht aber durch eine Verſchiedenheit des Inhalts von den Gedichten der erſten Abteilung; und was die Annales beſonderes wollen, bleibt völlig unklar. Über den Gedichten ſteht meiſtens nur der Name des Dichters; ein Titel der Verſe iſt bei der großen Gleichmäßigkeit derſelben kaum von nöten; trotzdem ſteht manchmal: In Corycianas statuas oder Ähnliches. Iſt ein Adreſſat angegeben, ſo iſt es gewöhnlich Goritz ſelbſt; auf ihn beziehen ſich auch die meiſten Gedichte; doch kommen auch ein paar Gedichte für die Heilung und zum Dank für die Geneſung des Fürſten Albertus Pius von Carpi vor, der nur mit Hilfe der geprieſenen Heiligen geſund wurde. Nur wenige Gedichte finden ſich, die man als ganz ungehörig verwerfen müßte, ſo eines „zum Lobe der römiſchen Akademie“ oder einige andere in detractores, denn es wäre wunderbar, wenn die lobſüchtigen und ſtreitluſtigen Humaniſten dieſe Gelegenheit zu Lob und Tadel außer acht gelaſſen hätten. Eine fernere Schwierigkeit, die ſich der Ordnung entgegenſtellte, war die, daß die einzelnen Gedichte, obwohl aus einer und derſelben Veranlaſſung entſtanden, doch im ganzen völlig unabhängig von einander ſind: eines macht das andere nicht notwendig, eines bezieht ſich ſelten auf das andere. Es kommt ſelten genug vor, daß ein Dichter den andern anredet, etwa wie Joh. Franc. Anyſius, der ſein Gedicht damit beginnt, daß er einem andern Mitarbeiter, Cipellus zuruft: „Du ſcheinſt erzürnt zu ſein, daß ich die Heiligtümer Deines Freundes nicht beſinge.“

Trotz dieſer ſcheinbaren Beziehungsloſigkeit ſind die Dichter in Wirklichkeit doch mit einander verbunden. Sie ſind unter ſich geeint, nicht blos dadurch, daß ſie Rom als ihren gemeinſamen geliebten Wohnſitz verehren, nicht blos dadurch, daß ſie ſich alle als Glieder einer und derſelben Gemeinde fühlen, ſondern dadurch, daß ſie Corycius als ihr Oberhaupt preiſen, daß ſie Sanſovino anſtaunen und ſein Werk bewundern.

Dieſes Lob wird nun in den verſchiedenſten Tönen geſungen. Oft wird die Frage aufgeworfen, wer größer ſei, der Bildner oder der Beſteller, die Kunſt des einen oder die Frömmigkeit des andern, aber die Poeten vermögen dieſe Frage nicht zu entſcheiden, Künſtler und Beſteller empfangen alſo gleich viel Lob. Der Künſtler freilich muß ſich an ziem-

Digitized by Google

lich äußerlichen Beſchreibungen ſeines Werkes genügen laſſen. Meiſt wird nur das Anlächeln der Anna hervorgehoben, das Jungfräuliche der Gottesmutter; nur einmal heißt es ausführlicher: „der Jeſusknabe hat ein kindliches Geſicht, aber doch geht von ihm eine ernſte, ſtrenge, göttliche Majeſtät aus. Schon ſieht man, wie er bereit iſt für die ſündige Menſchheit zu ſterben; man ſtaunt ihn an und meint, er trage ſchon in ſeinen Händen das Szepter der Welt; er wächſt vor unſeren Blicken, er iſt Menſch und Gott.“ Goritz erhält der Wünſche viel. Langes Leben und Belohnung ſeiner Frömmigkeit wird für ihn erfleht; ſterbe er einmal, ſo möge er zu den Chören der Frommen erhoben werden, von Engeln umſchwebt, mit Roſen umkränzt möge er ſeliges Leben empfangen, weil er der Seligen treuer Diener auf Erden geweſen.

Beide, der Beſteller ſowohl als der Künſtler, werden mit Männern des Altertums verglichen: Goritz mit Numa, Sansovino mit Zeuxis, Phidias, Praxiteles. Beiden wird götterähnliches Weſen und Wirken zugeſchrieben. Dazu genügt nicht der häufig vorkommende Vergleich mit Deukalion und Prometheus: wie dieſe aus Steinen und Erde Menſchen geſchaffen, ſo hätten ſie aus totem Marmor lebendige Götter gemacht; ſondern Apollo wird als der dritte im Bunde gerühmt, der das wahrhaft Göttliche dem Menſchenwerke hinzugefügt habe. Gerade bei dieſen Vergleichen mit dem Altertum iſt eine Spielerei üblich, die erwähnenswert iſt: das ganze Diſtichon beſteht aus zwölf Worten — jeder Vers aus 6, — je drei dienen zur Bezeichnung des Subjekts, des Prädikats, des Objekts und der adverbialen Beſtimmung. So heißt es z. B.:

Pompilium, Phidiam, Venerem pietate manu arte
Auctor, Sculptor, opus vincit habet minuit

oder:

Materiam, formam, mentem, dat, ſufficit, addit
Corytus, Auctor, Apollo, ingenio, arte, lyra.

Dieſe Vergleiche mit dem Altertum ſind beſonders deswegen wichtig, weil ſie nicht blos auf die Angedichteten, ſondern auf die Dichtenden ſelbſt angewendet werden. So gut Goritz den Numa an Frömmigkeit und Sanſovino den Praxiteles an Kunſtfertigkeit übertroffen haben ſoll, ſo gut meinen die Dichter auch ihrerſeits ſich mit Virgil und Horaz auf eine Stufe ſtellen zu dürfen. Schon Palladio erörtert in ſeinem Einleitungsbriefe die Frage, ob die Modernen den Alten vergleichbar ſeien und erwägt die Gründe für Bejahung und Verneinung dieſer Frage; andere ſprechen den Wunſch aus, die von den Dichtern aller Jahrhunderte erträumte goldene Zeit zu genießen, ſtill im Herzen davon überzeugt, daß ſie dieſe Zeit hervorgerufen hätten; noch andere, kühner die geheime Re-

Digitized by Google

gung offenbarend, rufen den Zweiflern laut entgegen: „Geh doch mit deinem Wahn, die früheren Zeiten ſeien bedeutſamer an Natur, Geiſt und Kraft geweſen, ſchaue dich um und ſieh, unſer iſt Virgil und Horaz, hundertfach iſt Catull und Tibull erſtanden. Wahrlich, die alte Zeit iſt wieder da und die alten Dichter, nur ſchärfer der Geiſt, und edler Sitte und Zucht und gewählter der Vers und die Sprache der Poeten.“ Noch weiter in ſeiner Überhebung geht endlich ein Dichter, der alles Alte für unfein und grob, das Gegenwärtige für fein und zierlich erklärt, jenes für roh und kraftlos, dieſes für ſtark und gebildet, und der da meint, jenes Alte müſſe der verdienten Vergeſſenheit anheimfallen, während das Neue Jahrzehnte ja Jahrhunderte mit ſeinem Nektar tränken könnte.

Doch ſind ſolche Stimmen immerhin vereinzelt, der Reſpekt vor dem Altertum wiegt vor. Dieſer Reſpekt macht die Dichter aber nicht einſeitig, hindert ſie nicht an lebhaftem Intereſſe für ihre eigene Zeit. Daher fühlen ſie für das Vaterland, klagen über die Zerriſſenheit Italiens und erflehen einen Retter in der politiſchen Not. Einer ruft zur heiligen Anna: „Schon lange genug hat der wilde Deutſche und der aufrühreriſche Dacier die römiſchen Burgen und Paläſte durch Feuer zerſtört und die herrlichen Tempel der großen Götter vernichtet. Spanier, Schweizer und Franzoſen haben lange genug unſere Felder mit Blut beſudelt, ſchaue Du, o Heilige auf das zertretene Italien und verſchaffe ihm Ruhe und Frieden.“ Eine ſolche Anrufung der Heiligen ſchien dem Dichter nötig, da die, welche über Italien zu wachen hatten, Fürſten und Päpſte, ihrer Aufgabe nicht genügten, ſelbſt Papſt Leo, der ſonſt von den Poeten gern als Muſterfürſt betrachtet wird; ja es fehlt nicht an Stimmen, die von ſeinem Nachfolger, Hadrian VI., dem ſonſt von den Dichtern mit Haß, den er übrigens vergalt, verfolgten Papſte, eine Beſſerung erwarteten und erbaten.

Von Hadrian, dem Deutſchen, wie ihn ſeine Verächter gern nannten, um ihre Abneigung am offenkundigſten auszudrücken. Denn auch der den Italienern der Renaiſſance angeborene Widerwille gegen die Deutſchen beherrſcht unſere Dichter. Wohl wiſſen ſie, daß Goritz aus Deutſchland ſtammt, aber er gilt ihnen durch Neigung und Erziehung als Italiener, er erſcheint ihnen nicht verwandt mit den „wilden Germanen,“ vor deren Einfällen die Poeten warnen, „nicht als ein Bewohner der barbariſchen Schneegefilde, ſondern als ein Geſandter fröhlicher Geſtirne, eines heitern Himmels, von den Göttern nach Italien entſandt.“

Nicht allein als politiſche Macht war den Italienern Deutſchland unangenehm, ſondern als religiös erregtes Land, das den alten Anſchauungen den Krieg erklärte und auch die Teilnahmloſeſten aus ihrer Ruhe aufſcheuchte. Daher erſcheint Luther einem unſerer Dichter als der böſe

Digitized by Google

Dämon jenes Landes; er wird dem Goritz gegenübergeſtellt: „Mit Hand und Mund erhob Goritz die Götter; mit Hand und Mund hat Luther die Götter vernichtet. Wie verſchiedene Menſchen brachte Deutſchland hervor, ſo daß in einem und demſelben Lande Frömmigkeit und Gottloſigkeit entſtand. Ihr Götter, die Ihr ſo verſchiedenes zu belohnen und zu beſtrafen habt, vergeltet beiden nach ihrem Verdienſt.“

Man würde aber irren, wenn man meinte, daß dieſe Polemik gegen Luther in ſtrenger katholiſcher Geſinnung ihren Urſprung fände. Sie wird vielmehr hervorgerufen einerſeits durch die Abneigung gegen Deutſchland, andrerſeits durch die Unluſt, aus den alten gewohnten Anſchauungen herauszutreten. Die alte Kirche beanſpruchte von den Dichtern wenig, ſie begnügte ſich mit Ceremonien und ließ ihr Denken frei. Dieſe Gedanken aber waren mehr dem Heidentum als dem Chriſtentum zugewendet. Wir dürfen uns nicht irre machen laſſen durch die zahlloſen Lobpreiſungen der Heiligen, die ſich in unſerer Sammlung finden, denn dieſe beweiſen im Grunde ebenſowenig als die gleichfalls ungemein zahlreichen Anrufungen von Jupiter und Minerva, Phöbus und Diana. Ja es beweiſt ſelbſt nicht viel, wenn Modernes und Antikes, Chriſtliches und Heidniſches in direkten Gegenſatz geſtellt und das Erſte vor dem Letztern bevorzugt wird wie in folgenden Worten: „Du heilige Tempelhalle, Sitz der wahren Götter, nicht des alten Jupiter oder der Cybele und Cythere, ſondern der Anna, der Maria, des wahren Erlöſers. Du wirſt bedeutendern Ruhm erlangen als jene Denkmäler, denn dieſe Werke aus Stein beweiſen nur Menſchenkunſt, du aber biſt gefeiert durch hochtönende Worte heiliger Sänger; bei jenen wirkt der tote Stoff bei dir die lebendige Frömmigkeit; jene Götter ſchafften Böſes, unſere bewirkten das Gute.“ Vielmehr wird man ſagen können: unſere Poeten haben viele heidniſche Äußerlichkeiten und ſind bedenklicher Weiſe auch innerlich vom Heidentum ergriffen. Das beweiſen ſchon die zahlloſen Spielereien mit dem Stein, in welchem die Gottheit eingeſchloſſen oder verkörpert iſt. Manchmal klingt dies religiös oder chriſtlich, wie etwa in den folgenden Verſen:

Willſt du des Herzens Wunſch in naher Zukunft erfüllt ſehn,
Tritt herzu, und ein Gott gibt deinem Flehen Gehör.
Schaudre nicht ängſtlich zurück, da du ſteinerne Bilder erblickeſt,
Frommes Gebet erweicht Flüſſe, Getier und Geſtein.
Trage den Wunſch nur vor aus reinem Herzen; erkennen
Wirſt du: das Götterbild iſt ein lebendiger Gott.

aber es iſt im Grunde nichts Anderes, als ein Kultus der Schönheit, der in den todten Gebilden lebendige Schöpfungen der Menſchenhand erblickt. Bedenklicher iſt es ſchon, wenn ein Dichter etwa ſagt: „Gibt es nun

Digitized by Google

keine Götter, wie man wohl glauben darf, oder gibt es ſolche, jedenfalls ſind die Geſtalten unſeres Bildwerks göttergleich.“ Nimmt man jedoch auch dies noch für Spielerei, ſo kann man nicht umhin, Erwähnungen und Ausmalungen des Heidenhimmels für ernſt zu nehmen. Frivole Dichter ſprechen bei ſolchen Schilderungen wohl von Venus und Bacchus und ergötzen ſich an wollüſtigen Beſchreibungen; aber ſelbſt ernſte Dichter, wie der oben (S. 149) geſchilderte M. A. Flaminio weiſen ohne Scheu auf den Heidenhimmel hin.

Ihr Götter, denen Goritz ſolche ſchöne
Gemälde ſtiftet und Kapellen weiht,
Wenn jemals frommes Handeln eurer Söhne
Euch rührt und Euer hohes Herz erfreut,

So wahret lang des jugendfriſchen Alten
Hellfrohen Scherz und heitres Lachen hier,
Laſst ihn die rüſt'ge Kraft noch lang behalten
Und tränkt ihn mit Falerner für und für.

Und wenn viel ſpäter dann er ſatt an Tagen
Zum Himmel eilend froh die Erd' verläſst,
So mag bei Göttern er zu ſitzen wagen
Und Nectar ſchlürfen bei der Götter Feſt.

Und endlich ruft wohl Einer in melancholiſcher Reſignation aus: „Die Zeiten ſind ſchlecht und wiederum wie früher bei Verderbnis des Jahrhunderts iſt die Gottheit aus der Welt entflohn.“ —

Alle dieſe zuletzt zuſammengeſtellten Äußerungen, die Hinweiſe auf das Altertum, die Anſpielungen auf Deutſchland, die zeitgeſchichtlichen Notizen, die religiöſen Andeutungen müſſen in der weitſchichtigen Sammlung — etwa 300 enggedruckten Quartſeiten — mühſam zuſammengeſucht werden. Man thut wohl unrecht, wenn man ſie Oaſen in einer Wüſte vergleicht, aber man könnte ſie Inſeln in einem weiten Meere nennen. Denn im Grunde ſchwimmen die Dichter mit bequemer Gemächlichkeit in den gewöhnlichen Fahrwaſſer humaniſtiſcher Lobrednerei, ſie verkünden in unendlichen Variationen das Lob der Dichtkunſt, den Preis der Dichter, ſie verherrlichen in zahlloſen verſchieden klingenden, aber durchaus gleichbedeutenden Verſen Künſtler, Beſteller und Werk.

Trotz des nicht ſelten ermüdenden Einerleis des Inhaltes, dichten die Poeten ruhig weiter und nur wenige ſind ſich der Inhaltsloſigkeit ihrer Verſe oder der beſtändigen Wiederholungen bewußt. Nur ein Aufrichtiger klagt einmal, daß Tempel, Altäre und Bilder gänzlich angefüllt ſeien mit Inſchriften und Gedichten und fährt dann fort:

Digitized by Google

Was ſoll ich Unglücklicher thun? Denn ſchreiben doch muſs ich.
Was ſoll ich ſchreiben? Ich weifs nicht, was zu ſchreiben noch iſt.
Goritz' Bilder verzeiht, wenn ich in Schweigen mich hülle,
Wollt ihr hören mein Wort, gebet zum Reden mir Stoff.

Und ein Andrer ſucht ſich einen ſeltſamen Stoff. Alles iſt, ſo meint er, beſungen;

Nur der Sperling in Jeſu Hand ſoll ungelobt bleiben
Und die Muſe beſchwieg dies zarte Vöglein allein?
Iſt er auch zart, ſo iſt er dem Vogel des Zeus doch vergleichbar,
Hinter dem Diener des Blitz ſteht er mit nichten zurück.
Dieſer bringt dem zornigen Zeus die ſchrecklichen Waffen,
Jener heut ſchmeichelnd dem Kind Tröſtung, Gelächter und Scherz.

Die Dichter halten ihre Thätigkeit keineswegs für unbedeutend und nutzlos. Vielmehr meinen ſie etwas Hervorragendes zu leiſten und ſind bemüht, wie ſie es Goritz und Sanſovino gegenüber gethan, auch ſich einen Lohn zuzuſchreiben. Wer den Bildern Verſe weihe, meint Albert Ciſtellarius, der könne der Gewähr ſeiner Wünſche ſicher ſein; aber wer ſie verachte, der werde ſelbſt verachtet, da er als einziger Thor unter dem Weiſen dahergehe.

Die meiſten Gedichte ſind ernſt, um nicht zu ſagen: langweilig. Abſichtlicher Humor findet ſich ſo gut wie gar nicht, wohl aber unwillkürlicher, z. B. wenn ein recht geſchwätziger Dichter erzählt: „Da ich deine fromme That in Verſen ſchildern wollte, faß ich lange ängſtlich vor deinen Bildern; mein Blick hing feſt an den göttlichen Werken, die Stimme entfiel mir, meine Glieder waren ſtarr; ich war faſt ſelbſt zur Bildſäule geworden;" das hindert ihn aber nicht, munter weiter zu dichten.

Faſt alle Gedichte ſind lyriſch; die Erzählung hat faſt gar keine Statt. Nur ſelten findet ſich der Verſuch, einer kleinen Fiction Worte zu leihen. Kaſpar Urſinus erzählt z. B. Folgendes:

Jüngſt ſah ich wie die Hirten hin zur Stadt
Mit raſchen Füſsen eilten, ihre Herden
In blöder Ruhe vor den Mauern laſſend.
Ich wundert' mich, was in der Stadt ſie wollten
Und folgt' begierig ihrem raſchen Gang.
Da war ein Drängen zu dem neuen Tempel
Ein Eilen zu den Bildern unſers Goritz.
Ich wartet', was ſie thun und ſah dann ſtaunend:
Die Hände hoben ſie zum Himmel auf
Und alle riefen wie aus einem Munde:
„Iſts Trug? Iſts Wahrheit? Oder kehrt zurück
Der Gotteſknabe, den die Väter ſchauten?
Es iſt kein Zweifel möglich; Gott iſt da,
Hier ſeine Mutter winkt und ſeine Ahne."

Digitized by Google

Und wieder wandten ſie ſich zu dem Bilde:
„Gegrüſſeſt ſeiſt du, unſer Herr und König,
Du Menſchenſohn und hoher Götter Vater.“
Mir wars als wenn im Himmel Gott gelächelt,
Denn Geiſteseinfalt iſt dem Herrn genehm.

So niedlich das Gedicht iſt, eine gewiſſe humaniſtiſche Überhebung läßt ſich in demſelben nicht läugnen; Bauern und Hirten ſind gut genug die Gottheit zu verehren, der Dichter freut ſich dieſes Treibens, das ihn im Grunde doch fremdartig berührt.

Als die Sammlung erſchien, welche die eben behandelten Poeſien enthielt, ſtand Corycius auf dem Gipfel ſeines Ruhmes. Er war umgeben von gutmeinenden, gleichgeſinnten Genoſſen, vermögend genug, ſich und den Freunden behaglichen Lebensgenuß zu verſchaffen, geachtet und gerühmt, nicht etwa blos von Schmarotzern und Dürftigen, die in ſeiner Nähe lebten und ſeiner Gaben bedurften, ſondern auch von Fernſtehenden, Hochberühmten, welche Ruhm austheilten nicht aber ſolchen zu empfangen nötig hatten z. B. von Erasmus, der den römiſchen Greis einen Mann reinſten Herzens nennt. Das ruhige, nur an ſtillen Freuden reiche Leben des liebenswürdigen Mannes fand jedoch bald einen grauſigen und unerwarteten Abſchluß: er, der Deutſche, der die Gaſtfreundſchaft der Italiener genoſſen, und bei ihnen, den ſpröden Anerkennern fremden Ruhms, den deutſchen Namen zu Ehren gebracht hatte, wurde von den Deutſchen zu Grunde gerichtet. Denn er fiel als Opfer der von Deutſchen ausgeführten Plünderung (dem Sacco di Roma 1527), welche den frohen ſorgloſen Kreis der Literaten auseinanderſprengte und überhaupt dem anmutigen ſchöngeiſtigen Treiben der Humaniſten ein Ende mit Schrecken bereitete.

Ein Zeitgenoſſe, Pierius Valerianus, welcher zeitweilig auch dem Kreiſe des gaſtlichen Deutſchen angehört und der Sammlung einige Beiträge geſpendet hatte, und der ſpäter, durch das grauſige Ereignis an ſeinen Lebenshoffnungen irre geworden und an ſeinem eignen und der Genoſſen Glück verzweifelnd, ſein trauriges Büchlein „von dem Unglücke der Gelehrten“ ſchrieb, berichtet von dem tragiſchen Ende des Corycius Folgendes:

„Corycius wurde bei der Eroberung der Stadt von ſeinen eignen Landsleuten gefangen, mußte ſich durch Zahlung einer großen Summe loskaufen und blieb nur im Beſitze eines kleinen Schatzes, den er früher mit Hülfe eines Maurers unter ſeiner Schwelle verborgen hatte. Dieſer Maurer nun erbat, als er gleichfalls gefangen wurde, den Betrag des von ihm geforderten Löſegeldes, nämlich 25 Goldgulden, von Corycius als Darlehn und gab, da der ſeines Hauptbeſitztums Beraubte den einzigen

Digitized by Google

ihm übrig gebliebenen Schatz nicht miſſen wollte, ſeinem ſpaniſchen Führer den Ort an, wo das Geld eingemauert war. Eine kurze Abweſenheit des Corycius wird nun benutzt, um das Geld zu rauben, er ſelbſt, da er in ſeiner Erbitterung zu dem Heerführer eilt, um ſich zu beklagen, verhöhnt. Verzweifelt über ſeine Armut entflieht Corycius aus Rom, kommt in der Abſicht geradenwegs in ſein Vaterland zurückzuwandern, nach Verona, wird zwar von dem dortigen Stadthauptmann freigebig unterſtützt, fällt aber in eine ſchwere Krankheit und ſtirbt, in unbeſieglicher Trauer über den Verluſt ſeines Eigentums und den Verluſt Roms.“

Digitized by Google

Geiſtliches Schauſpiel und Kirchliche Kunſt

Von **Carl Meyer.**

I. Einleitung.

Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen, von litterariſchen Geſichtspunkten aus betrachtet und mit den beiden vorausgegangenen verglichen, ſcharfe Kontraſte zu letzteren. War die mittelalterliche Litteratur zur Zeit ihrer höchſten Blüte, alſo im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, zumal in Deutſchland eine überwiegend poetiſche geweſen, ſo erliſcht zwar die Poeſie im vierzehnten und fünfzehnten keineswegs ganz; wohl aber ſinkt ſie von ihrer frühern Höhe tief herab, und die Proſa gewinnt dafür ſowohl an Umfang als an Bedeutung. Waren die früheren Jahrhunderte vorzugsweiſe eine Periode der Kunſt geweſen, ſo welkt dieſe in den ſpäteren allmählich dahin, und die Wiſſenſchaft beginnt bisher unbekannte Dimenſionen anzunehmen. Waren endlich die Träger der vollendeten mittelalterlichen Poeſie meiſt Ritter und Edle geweſen, ſo tritt jetzt der Bürgerſtand in den Vordergrund, und die Städte mit ihren Meiſterſängern übernehmen jetzt die Rolle, welche früher die Höfe mit ihren wandernden Sängern geſpielt hatten. Die beiden im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert hoch entwickelten Gattungen der epiſchen und der lyriſchen Poeſie ſcheinen ſich überlebt zu haben, und die zuletzt genannte namentlich erſtarrt in den Schulen der Meiſterſänger zur leeren, geiſtloſen Form. Andrerſeits neigt die Poeſie der beiden erwähnten Jahrhunderte immer mehr der Behandlung der Gegenwart zu; die ſagenhaften Stoffe der Vorzeit, welche ſich einſt um die Geſtalten eines Siegfried, eines Dietrich von Bern, des Königs Artus, des großen Alexanders oder Karl gruppirt hatten, friſten höchſtens noch als Proſaromane in den ſogenannten Volksbüchern ein kümmerliches Daſein. An ihrer Stelle iſt es die Gegenwart mit allen ihren ſittlichen und intellektuellen Gebrechen, welche die Dichtkunſt beherrſcht. Nur einen ihrer bisherigen Haupthelden konnten die Dichter aus allen möglichen Gründen auch jetzt nicht auf-

Digitized by Google

geben, und dieſer eine iſt kein geringerer als Chriſtus, neben ihm ſeine Mutter, die Himmelskönigin, ſeine Apoſtel und ſeine Heiligen.

Die Dichter knüpfen nun gerne belehrende Reflexionen an ihre Schilderungen, oder ſie behandeln ihre Zeitgenoſſen von vornherein ſatiriſch; der Narr, d. h. die perſonifizirte menſchliche Unzulänglichkeit oder Thorheit, iſt infolge deſſen eine Lieblingsfigur des fünfzehnten Jahrhunderts, und ſie zieht ſich noch tief in die populäre Litteratur des ſechzehnten hinüber. Er iſt ſo volkstümlich, daß eine erhebliche Anzahl Dichtungen im Zeitalter der Reformation ſeinen Namen geradezu in ihre Titel aufgenommen haben. Da dichtet Doktor Sebaſtian Brant aus Straßburg ſein Narrenſchiff, der Franziskaner Thomas Murner eine Narrenbeſchwörung, einen großen Lutheriſchen Narren, eine Schelmenzunft und eine Geuchmatt, welch letztere im Grunde auch nichts anderes als Variationen des nämlichen Themas ſind. Der gelehrte Erasmus ſchreibt, zwar nicht in Verſen ſondern in Proſa, und zwar in lateiniſcher, ein freilich ironiſch gemeintes Lob der Narrheit, und Hans Sachs gibt einem ſeiner beſten Faſtnachtsſpiele den Titel des Narrenſchneidens. Die litterariſchen Erfolge von Brants Narrenſchiff und die des Lobes der Narrheit beweiſen die Popularität dieſer Stoffe aufs deutlichſte. In ihrer Geſammtheit aber bezeugen alle dieſe Erſcheinungen, daß nicht nur die eigentliche Blütezeit des Mittelalters, ſondern dieſes ſelbſt ſein Ende erreicht hat, und daß für das abendländiſche Europa eine neue Zeit hereingebrochen war, wobei es aber ſelbſtverſtändlich an allerlei Übergangsſtufen, an Nachzüglern mittelalterlichen Weſens auf dem Gebiete von Kunſt und Wiſſenſchaft mitten unter den Erſcheinungen der ſogenannten Renaiſſance und des Humanismus nicht fehlt.

Man ſollte nun glauben, wenigſtens die Geſchichte Chriſti, wie ſie teils in den kanoniſchen, teils in den apokryphen Schriften des neuen Teſtamentes vorliegt, ſei von dieſer realiſtiſchen Behandlungsweiſe verſchont geblieben. Das iſt aber keineswegs der Fall. Das Drama jener Jahrhunderte, das ſogenannte Myſterium oder geiſtliche Schauſpiel, nimmt in die Darſtellung der heiligen Geſchichte zahlloſe komiſche Motive auf; es faßt die einzelnen Figuren derſelben, etwa mit Ausnahme von Chriſtus und Maria, gerne ſo realiſtiſch als möglich auf. Aus dem Nährvater Joſeph wird ein griesgrämiger oder gebrechlicher Greis, dem zuweilen noch eine gewiſſe Vorliebe zur Flaſche beigegeben iſt, aus den Hirten von Bethlehem werden derbe Bauerngeſtalten, zu welchen der Dichter die Originale in ſeiner Umgebung ſucht und findet, und welche er überdies den Bauern der gleichzeitigen Faſtnachtsſpiele ziemlich nahe rückt. Die römiſchen Kriegsknechte werden zu Henkern und Folterknechten im Sinne des ſpä-

Digitized by Google

tern Mittelalters, die Hohenprieſter und Schriftgelehrten endlich zu mehr oder weniger verkommenen oder hartherzigen Geiſtlichen. Namentlich aber ſpricht das Behagen, welches man an Teufelsſzenen und Teufelsſpäſſen empfand, für den derben Realismus jenes Zeitalters. Beinahe noch unpaſſender als der Teufel nimmt ſich aber der Narr innerhalb des Rahmens der heiligen Geſchichte aus; jener konnte wenigſtens noch als dämoniſch und böſe im Sinne der heiligen Schrift aufgefaßt werden und war überdies eine durch die Quellen gegebene Figur; dieſer hingegen ließ eine ſolche Auffaſſung nicht zu, vielmehr wurde durch ſein Auftreten alles ins Spaßhafte gezogen. Unter ſeinem wirklichen Namen ſcheint er auch in der That nur ganz ſelten aufgetreten zu ſein [1]); allein die Teufel mancher hierher gehöriger Stücke ſind im Grunde weit eher Narren als Vertreter des Böſen im moraliſchen oder gar im dogmatiſchen Sinne [2]).

Das Drama iſt nun überhaupt diejenige poetiſche Form, in welcher ſich religiöſe Stoffe und burleske Behandlungsweiſe in auffallendſter Weiſe vereinigen. Epiſche Dichtungen, welche das Leben Chriſti oder eines ſeiner Heiligen behandeln, enthalten ſich aller Poſſen, und wenn hie und da eine Legende auf den modernen Leſer etwa einen komiſchen Eindruck macht, ſo war das jedenfalls beim mittelalterlichen nicht ſo, und die Komik war folglich keine beabſichtigte. Ebenſowenig als das Epos hat natürlich die lyriſche Poeſie das Gebiet des Poſſenhaften mit der religiöſen Empfindung in Verbindung gebracht.

Es iſt nun höchſt lehrreich, zu beobachten, wie in der bildenden Kunſt, namentlich in der Malerei, dieſelbe realiſtiſche Auffaſſungsweiſe für das ſpätere Mittelalter bezeichnend iſt. Auch hier erreicht ſie im fünfzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt und zieht ſich dann gleich den realiſtiſchen Elementen der Dichtkunſt in das ſechzehnte hinüber. Da verſchwindet allmählich das Gold, welches bisher den Hintergrund der Gemälde gebildet hatte, und an ſeine Stelle tritt eine wirkliche Landſchaft mit Wald und Wieſe, mit Bergen und Gewäſſern, Städten, Dörfern und Burgen; letztere ſind freilich in der Regel ſo deutſch, auch wohl ſo italieniſch wie möglich, trotzdem daſs ſie Jeruſalem, Bethlehem oder ſonſt eine Lokalität des heiligen Landes darſtellen ſollen. Ähnlich verhält es

1) Doch vgl. Flögel, Geſchichte des Groteskekomiſchen, S. 90. — Auch in einer Handzeichnung des Basler Muſeums (U. III 43) ſehen diejenigen, welche Chriſtum verſpotten, eher wie Faſtnachtsnarren als wie Kriegsknechte aus.

2) In einem deutſchen Weihnachts- oder Dreikönigsſpiele bei Mone (Schauſpiele des Mittelalters, I, 161, V. 516 ff.) verſieht der Bote mehr oder weniger die Rolle des Narren. Beſonders deutlich vertraten die Teufel in den Luzerner Spielen das närriſche Element, vgl. Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, Nr. 293.

Digitized by Google

ſich mit der Vegetation. Nur ſelten läßt ein Maler oder Kupferſtecher im Garten Eden Palmen oder andere ſüdliche Bäume wachſen, vielmehr bilden unſere nordiſchen Wald- und Obſtbäume überall die Regel [1]). Die Frucht, welche Eva vom Baume der Erkenntnis bricht, iſt in Deutſchland und im nördlichen Frankreich gewöhnlich ein Apfel, im mittlern eine Traube, in Italien eine Orange oder Feige [2]). Auch die Trachten der bibliſchen Perſonen werden, namentlich diesſeits der Alpen, immer bürgerlicher und alltäglicher, und ſelbſt die gewöhnlichſten Attribute des Alltagslebens dürfen nicht fehlen: der nach Egypten wandernde Joſeph trägt ſeinen Stock, ſeine Flaſche und ſein Zimmermannsgerät mit, der Auferſtandene wandelt mit der Gartenſchaufel herum, und am Sterbebette der Jungfrau Maria befinden ſich Kerze, Weihwedel und Weihwaſſergefäß in den Händen der Apoſtel. Auf einem der zahlreichen Holzſchnitte, mit welchen Urs Graf die Basler Ausgabe der Poſtille des Guillermus vom Jahre 1509 geſchmückt hat, trägt Chriſtus auf ſeinem Gange nach Emmaus nicht nur ſein Felleiſen, ſondern ſogar eine Mütze, welche ſich freilich zwiſchen Haupt und Glorie ſonderbar genug ausnimmt. Daß vollends bei Mahlzeiten der Tiſch- und Küchenapparat des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts nicht fehlt, verſteht ſich eigentlich von ſelbſt. Bei der Geburt Maria's, wie ſie Albrecht Dürer als Holzſchnitt in ſeinem Marienleben dargeſtellt hat, ſind auch Mägde und Hebammen zugegen, welche teils mit eſſen und trinken beſchäftigt ſind, teils das neugeborene Kind in einer Wanne baden; eine Magd trägt deſſen Wiege, während die Mutter im Bette liegt. Auch in dem Gemälde des Domenico Ghirlandajo in S. Maria Novella zu Florenz [3]) wird das Kind von zwei Hebammen gehalten, während eine Magd das Bad bereitet, außerdem tritt zahlreicher Beſuch ein. Die beiden Bilder ſind auch ſonſt charakteriſtiſch für deutſche und italieniſche Auffaſſung des Gegenſtandes; dort iſt alles bürgerlich und echt deutſch, hier ſteht Anna's Wochenbett in einem prächtigen Renaiſſancesaal mit reich verzierten Wänden und Pilaſtern.

Nicht ſelten freilich geht die Kunſt über den bloß naiven Naturalis-

1) In Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion iſt beim Einzug Chriſti am Palmſonntag eine wirkliche Palme angebracht, während im Paradieſe der unvermeidliche Apfelbaum nicht fehlt; auch das Genter Altarwerk der Brüder von Eyck enthält bekanntlich eine kleine Dattelpalme nebſt Cypreſſen

2) Handbuch der Malerei vom Berg Athos. Deutſch v. Schäfer. S. 107, Anm. 6. In Aufführungen kommt ebenfalls ein Apfel vor; vgl. Zeitſchr. f. deutſches Altertum II, 278; le Mistère du Viel Teſtament, publié par J. de Rothſchild tome I 47, 49, die Blätter, mit welcher ſie nachher ihre Blöße verdecken, ſtammen in letzterm freilich von einem Feigenbaum; ebend. I. 52.

3) Abgebildet bei Woltmann u. Woermann, Geſchichte der Malerei, Bd. II, S. 196.

Digitized by Google

mus, wie wir bald ſehen werden, hinaus und nimmt mit Abſicht komiſche Elemente an, in den meiſten Fällen allerdings, ohne die im Drama vorkommenden poſſenhaften Elemente wirklich zu erreichen. Die deutſchen Künſtler gehen in dieſer Beziehung weit über die italieniſchen hinaus, wie ja auch auf dramatiſchem Gebiete die komiſche Ausgelaſſenheit deutſcher oder engliſcher Stücke von den italieniſchen und franzöſiſchen beinahe nirgends erreicht wird.

Jedenfalls ſind die geiſtlichen Spiele und die kirchlichen Bilder der genannten Jahrhunderte aus der nämlichen künſtleriſchen Anſchauungsweiſe hervorgegangen, ja es walten geradezu gegenſeitige Beziehungen zwiſchen denſelben. Am bequemſten wäre es nun freilich, die übereinſtimmenden Züge beider einfach aus dem Geiſte der Zeit überhaupt und aus ihrem Hange zum Naturaliſtiſchen herzuleiten. Daß der Zeitgeiſt in letzter Inſtanz die Urſache jener Erſcheinungen iſt, ſoll natürlich auch gar nicht beſtritten werden; nur wird durch dieſe Annahme die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ſich innerhalb einer überhaupt realiſtiſchen Zeit der Realismus auf einem Gebiete früher geltend gemacht hat als auf dem andern, und ferner, daß er von dem zuerſt eroberten Gebiet aus auch das andre allmählich in Beſitz genommen hat. Die Annahme nun, daß ein ſolches Auftreten deſſelben auf dramatiſchen Gebiete zuerſt ſtattgefunden, und daß hierauf das Drama auf die bildende Kunſt eingewirkt habe, iſt eine gegenwärtig ziemlich verbreitete, und es huldigen ihr ſowohl auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte als auf dem der Geſchichte der Litteratur zahlreiche Autoritäten; ich nenne beiſpielsweiſe Männer wie Franz Kugler [1]), Anton Springer [2]), Wilhelm Lübke [3]), A. von Eye [4]), Alfred Woltmann [5]), J. Rudolf Rahn [6]) als Vertreter der einen Wiſſenſchaft, Wilhelm Wackernagel [7]), Wilhelm Scherer [8]) als Vertreter der andern. Eine weitere Ausführung des Gegenſtandes, welche ſich auf zahlreiche Beobachtungen ſtützt und ſo über die bloße Andeutung hinausgeht, findet ſich freilich nur bei Springer. Für die entgegengeſetzte Annahme, die Abhängigkeit der Myſte-

1) Deutſches Kunſtblatt, Jahrg. VII. (1856), S. 235.

2) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. Bd. V, S. 125 ff.

3) Plaſtik. S. 524.

4) Erläuterungen zu A. Dürers kleiner Paſſion, S. 41.

5) Fürſtlich Fürſtenbergiſche Sammlungen zu Donaueſchingen. Verzeichnis der Gemälde. (Karlsruhe 1870), S. 7, 8. Holbein und ſeine Zeit, 2. Auflage. Bd. I, S. 53.

6) Geſchichte der bildenden Künſte in der Schweiz, S. 677. Kunſt- und Wanderſtudien aus der Schweiz. S. 241.

7) Kl. Schriften, Bd. II, S. 83.

8) Geſchichte der deutſchen Litteratur, S. 247.

Digitized by Google

rien von den kirchlichen Bildwerken hat ſich meines Wiſſens nur Adolf Ebert, jedoch nur beiläufig, in ſeinen übrigens höchſt gehaltvollen Schilderungen der engliſchen und italieniſchen Myſterien [1]), ausgeſprochen.

Als Quellen der Myſterien wie der Bildwerke, ſoweit es ſich um bibliſche, ſpeciell evangeliſche Stoffe handelt, ſind in erſter Linie die vier kanoniſchen Evangelien des neuen Teſtaments zu betrachten. Zu denſelben kommen ferner Stellen der Bibel, welche nicht den vier Evangelien, aber doch andern Büchern der heiligen Schrift, namentlich den prophetiſchen Büchern des alten Teſtaments oder den Pſalmen, angehören. Eine dritte, ziemlich ergiebige Fundgrube bilden ſodann die neuteſtamentlichen Apokryphen. Die gegen dieſe erhobenen Bedenken, als ob eine Benutzung derſelben durch ſpätmittelalterliche Künſtler im Hinblick auf den Bildungsſtand der letztern nicht wohl denkbar ſei [2]), laſſen ſich doch nicht unbedingt feſthalten. Die Künſtler folgten in manchen herkömmlichen Einzelheiten denen des frühern Mittelalters; dieſe aber waren teilweiſe Geiſtliche geweſen, oder ſie hatten wenigſtens nach den Weiſungen von Geiſtlichen gearbeitet und hatten folglich in der Regel die erforderlichen Kenntniſſe beſeſſen. Zudem hatte man an der ſogenannten «Biblia Pauperum» eine Art von Handbuch der Malerei, welches ähnliche Zwecke wie das griechiſche auf dem Berg Athos gefundene verfolgte und den Zuſammenhang zwiſchen den frühern und ſpätern Jahrhunderten des Mittelalters ſo viel als möglich aufrechthielt [3]).

Kein Evangeliſt erwähnt z. B., um gleich mit einem bekannten Zuge anzufangen, Ochs und Eſel als anweſend bei der Geburt des Herrn. Es iſt aber ſchon längſt nachgewieſen, daß dieſe beiden Tiere, welche in den Darſtellungen der heiligen Nacht nur ſelten fehlen, ihr Daſein einer bekannten Stelle des Propheten Jeſaja verdanken. Aus Jeſaja I, 3 ſind dieſelben ſchon in die apokryphe «Hiſtoria de nativitate Marie et de infantia Salvatoris» (Cap. 14) übergegangen. Ähnlich verhält es ſich wohl mit den in Darſtellungen der Himmelfahrt Chriſti außerordentlich häufig auf der Erde ſichtbaren Spuren ſeiner Füße; ſie beruhen auf Sacharja XIV, 4, wo es (in der Vulgata) heißt: et stabunt pedes eius in die illa super Montem olivarum, qui est contra Jerusalem ad orientem etc. Dieſe Darſtellungsweiſe war eine ganz allgemeine; das Malerbuch vom Berg Athos [4]) kennt

1) Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur, I, 61. Vgl. auch Hartmann im „Oberbayer. Archiv", Bd. XXXIV, S. 24.

2) Springer a. a. O. 132.

3) Biblia Pauperum. Nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Konſtanz hgg. v. Pfarrer Laib und Decan Dr. Schwarz, S. 20.

4) S. 162 bei Schäfer.

Digitized by Google

diefelbe gerade fo gut wie die Biblia Pauperum [1]), die Glasgemälde von Königsfelden [2]) und Rathhaufen im Canton Luzern [3]), oder der Hochaltar von S. Nicolai zu Calcar [4]). Weniger deutlich iſt es, ob ein anderer in Darſtellungen der Himmelfahrt ebenfalls häufiger und feltfamer Zug, nämlich der, daß nur die untere Hälfte des gen Himmel fchwebenden Heilands ſichtbar iſt [5]), ebenfalls auf einer Schriftſtelle beruht; man könnte etwa an die Worte der Apoſtelgeſchichte (I, 9) «et nubes suscepit eum ab oculis eorum» denken und annehmen, die betreffenden Künſtler hätten auf das allmähliche Verſchwinden in den Wolken des Himmels den Hauptnachdruck legen wollen. Man mag übrigens von letzterm Umſtande halten, was man will, ſo viel ſteht jedenfalls feſt: die bildende Kunſt wird hier umſo eher direkt aus der Schrift geſchöpft haben, als dramatiſche Aufführungen der Himmelfahrt an und für ſich fehr ſelten waren.

Noch ein dritter Fall gehört hierher. Es iſt bekannt, wie oft in ſpätmittelalterlichen Darſtellungen des jüngſten Gerichts die Hölle als gewaltig aufgeſperrter Rachen abgebildet iſt, welcher die Verdammten in ſich aufnimmt. Ich verweiſe auf Adam Krafts jüngſtes Gericht über der Schauthür von S. Sebald in Nürnberg, auf die Wandgemälde der Schloßkapelle von Kyburg im Kanton Zürich [6]), auf das Millſtädter Freskobild [7]), auf die Miniaturen des Hamburger Stadtrechts vom Jahre 1497 [8]) oder auf das betreffende Glasgemälde von Rathhaufen [9]). Der aufgeſperrte Rachen iſt ganz entſchieden der eines Löwen oder eines Drachens, wenn ſchon die Deutlichkeit der Darſtellung hie und da etwas Naturwahrheit vermiſſen läßt; denn der Teufel geht nach einer bekannten Stelle des neuen Teſtamentes umher «wie ein brüllender Löwe» [10]), und ſein Rachen wird ſchon im alten Teſtamente deutlich genug genannt [11]). Die altteſtamentliche Stelle

1) Laib und Schwarz, Tafel 16.

2) Denkmäler des Hauſes Habsburg in der Schweiz. Das Kloſter Königsfelden v. Liebenau und Lübke, Tafel 30.

3) Geſchichtsfreund. Bd. XXXVII, S. 259

4) J. A. Wolff. Die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Calcar, S. 66.

5) Ebend. u. Geſchichtsfreund XXXVII, 259; Laib u. Schwarz a. a. O., wo die Wolke an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läſst. Ferner: Das andechtig zitglogglyn | des lebens vnd lidens chriſti nach | den XXIIII stunden vfgeteilt. Basel 1492 fol. y 6.

6) Rahn. Bild. Künſte in d. Schweiz, S. 665.

7) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion. Neue Folge IX, zwiſchen S. LXXIV und LXXV.

8) Die Miniaturen zu dem Hamburgiſchen Stadtrechte v. J. 1497, erläutert von J. M. Lappenberg, Tafel 1.2.

9) Geſchichtsfreund XXXVII, 264.

10) 1. Petri V, 8; vgl. 2. Timoth. IV, 17.

11) Pſalm XXII, 22; Pſ. VII, 3 hingegen vergleicht der Pſalmiſt blos ſeine irdiſchen Verfolger mit einem ſolchen.

Digitized by Google

hat ſogar in dem lateiniſchen Texte des Meßgeſangs Aufnahme gefunden, und letzterer hat vielleicht in noch höherm Grade als die angeführten Schriftſteller unmittelbar auf die bildende Kunſt eingewirkt. Allerdings kennen die Schauſpiele dieſen Höllenrachen ebenfalls [1]), und es iſt ja auch gar nicht unmöglich, daß Künſtler, welche denſelben in ihren Kunſtwerken angebracht haben, dieſes infolge von Anregungen thaten, welche ſie bei Aufführungen ſolcher Spiele empfangen hatten. Beweiſen läßt es ſich freilich nicht, und ebenſo gut iſt es daher auch möglich, daß ſie einer in ihrem Beruf herrſchenden Tradition folgten, welche auf eine der angeführten Bibelſtellen zurückging.

In einzelnen Fällen erinnert der betreffende Rachen wohl eher an den eines Drachen als eines Löwen; der Drache aber tritt, namentlich in der Apokalypſe (Cap. 12), ebenfalls als Perſonifikation des Teufels auf.

Ebenfalls Schauſpielen und Bildwerken gemeinſam iſt der Zug, daß beim Gebet Chriſti am Ölberg vor dem Eintritte der Häſcher ein Kelch erwähnt oder dargeſtellt iſt. Im Schauſpiel findet ſich dieſer Kelch ſowohl in Deutſchland [2]) als in Italien [3]); bildliche Darſtellungen, welche ihn haben, ſind z. B. die in Donaueſchingen befindliche Paſſion Hans Holbeins des ältern, ſowie der im Basler Muſeum aufbewahrte Entwurf der betreffenden Szene [4]), ferner der Schnitzaltar der Nikolaikirche in Stralſund [5]), Dürers große Holzſchnittpaſſion u. a. m. Offenbar iſt in dieſem Falle ein bildlicher Ausdruck, deſſen ſich die Synoptiker bedienen [6]), buchſtäblich aufgefaßt und demgemäß wiedergegeben, und der Kelch iſt ſomit hier als Leidenskelch aufzufaſſen.

Züge, welche die Kunſt den apokryphen Evangelien verdankt, ſind Annas Magd Judith [7]), die Amme Zelemi und die Hebamme Salome bei der Niederkunft Maria's [8]), ferner der Umſtand, daß Joſeph während der Niederkunft gerade weggegangen iſt, um eine Hebamme zu ſuchen [9]); ebenſo gehört das Niederſtürzen der egyptiſchen Götzen beim Erſcheinen der auf der Flucht befindlichen heiligen Familie hierher [10]). Auch dieſe

1) Z. B. die Luzerner Aufführungen des ſechzehnten Jahrhundert, über welche R. Brandſtetter in No. 291—296 des Jahrgangs 1883 der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ ſehr intereſſante Mitteilungen gemacht hat, Nr. 291.

2) Schauſpiele des Mittelalters, hgg. v. Mone, II, 263.

3) Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. V, 60.

4) Nr. 43 der fürſtl. Fürſtenberg. Gemälde; Baſel U III 14.

5) Baltiſche Studien, Jahrg. XVI, Hft. 2, S. 138.

6) Matth. XX, 22; XXVI, 42 Marc. XIV, 36, Luc. XXII, 42.

7) Protevangelium Jacobi minoris c. 2.

8) Historia de nativitate Mariae c. 13.

9) ibid. Cap. 13. Protev. Jac. min. c. 3.

10) Hiſtoria de nativitate Marie c. 23.

Digitized by Google

Züge fehlen in den Myſterien nicht ganz [1]) wenn ſie ſchon durchſchnittlich auf den Bildern häufiger ſind. Endlich ſtammt auch dasjenige, was in Bildern gar nicht ſelten an den Beruf des Nährvaters Joſeph erinnert, ſeine Axt und ſein übriges Zimmergeräte, aus den apokryphen Evangelien. Mit einem „Zecker“ (Korb), aus welchem dergleichen Gerätſchaften hervorſchauen, erſcheint derſelbe z. B. im Roſenheimer Dreikönigsſpiel [2]); ebenſo findet er ſich aber auch in dem jetzt leider dem Untergange geweihten Freskencyklus der Krypta des Basler Münſters [3]), ja ſogar in einem Paſſionsbilde des Kölner Muſeums [4]).

Endlich erinnern manche Einzelheiten der Höllenfahrt Chriſti in Bildern ſowohl als in Myſterien an Kapitel 21 ff. des Evangeliums des Nicodemus, am augenſcheinlichſten wohl der Umſtand, daß Chriſtus den Erzvater Adam oder ſonſt einen Bewohner der Vorhölle bei der Hand ergreift und ihm aus dem von böſen Geiſtern verteidigten Verließe heraushilft. Mehrere Schauſpiele ſtimmen in dieſem Punkte überein [5]); im Redentiner Oſterſpiele lautet die Bühnenweiſung für Chriſtus: „et arripit Adam manu dextra“ [6]), in einem andern altdeutſchen Stücke: „Und daruff nimpt der Salvator Adam by der hand“ [7]). In Dürers Holzſchnitt-Paſſionen iſt es zwar nicht gerade Adam, aber doch irgend ein anderer Vertreter des alten Bundes, welchem Chriſtus die Hand reicht; eher ſcheint der nackte Mann Adam zu ſein, welcher der Hölle ſchon entronnen iſt und hinter Eva ſteht. Hingegen ſtimmt der betreffende Holzſchnitt des Zeitglöckleins zu den erwähnten Schauſpielen; hier ſehen wir zwei nackte Figuren, einen Mann und eine Frau, unter der geöffneten Höllenpforte, und die Hand des Mannes hat der Auferſtandene ergriffen [8]). Ebenſo die Konſtanzer Armenbibel [9]); letztere fällt um ſo ſchwerer ins Gewicht, als die Biblia pauperum für die kirchliche Kunſt des Abendlandes, wie bereits erwähnt wurde, mehr oder weniger kanoniſche Bedeutung hatte.

1) Duméril. Origines latines du théâtre moderne, pag. 210. Carmina Burana, hgg v. Schmeller, S. 92. Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. I, 136, 137.

2) Oberbayer. Archiv f. vaterländ. Geſchichte, Bd. XXXIV, S. 169.

3) Mitteilungen der Hiſtor. u. Antiquar. Geſellſchaft zu Baſel. Neue Folge I, Tafel 2.

4) Nr. 161 des Katalogs von 1862.

5) Mone I, 126; II, 55.

6) Mone II, 55.

7) ebend. II, 342.

8) Das andechtig zitglögglyn, fol. v. 5.

9) Laib u. Schwarz, Tafel 13.

Digitized by Google

II. Der Weihnachtscyklus.

Bei den bisher erwähnten Zügen ſpätmittelalterlicher Kunſt, als deren Quellen wir die kanoniſchen und apokryphen Evangelien nebſt einigen anderen Büchern der heiligen Schrift nachgewieſen haben, ſind zwar Einflüſſe des Schauſpiels auf die Kunſt möglich, aber nicht ſicher nachweisbar; denn Maler und Bildhauer konnten ebenſowohl direkt aus jenen Schriften oder wenigſtens aus einer in dieſen wurzelnden Tradition ſchöpfen. Weſentlich anders verhält es ſich hingegen mit den Zügen, welche jetzt folgen, und bei deren Beſprechung wir am zweckmäßigſten der ſeit alter Zeit anerkannten Ordnung des Kirchenjahres folgen.

In bildlichen Darſtellungen, deren Gegenſtand die heilige Nacht mit der Anbetung der Hirten oder die Anbetung der Könige iſt, erſcheint der Pflegvater Joſeph außerordentlich häufig als alter und gebrechlicher, auch wohl verdrießlicher Mann. Der Grund dieſer Auffaſſungsweiſe liegt auf der Hand; man wollte ihn ſo mit möglichſter Deutlichkeit als bloßen Nährvater darſtellen und jeden Gedanken, als ob er der wirkliche Vater ſei, von vornherein ausſchließen. Nun gehen allerdings auch einige apokryphe Evangelien der Kunſt ſpäterer Jahrhunderte auf dieſem Wege voran [1]; allein das Detail, welches dieſe zur Anwendung bringt, ſtammt doch entſchieden anderswoher. In den Weihnachtsſpielen, welche Weinhold im ſüdlichen Deutſchland und in Schleſien aufgefunden hat, erſcheint z. B. Joſeph ſo, daß er kaum mehr im Stande iſt, zu gehen [2], oder daß er überhaupt alles möglichſt ungeſchickt angreift [3]. Eine ganz ähnliche Auffaſſung zeigen aber auch manche Werke der bildenden Kunſt. In einem Glasgemälde zu Königsfelden trägt er z. B. einen Krückſtock [4], ebenſo auf dem Coperculum des Ciboriums von Kloſterneuburg [5], auf einer Handzeichnung Hans Holbeins des Ältern im Basler Muſeum [6] oder in der Schloßkapelle von Kyburg [7]. Auch der italieniſchen Kunſt iſt dieſer Zug keineswegs fremd; Pietro Perugino hat ihn angewandt [8], und ſelbſt Raphael hat ihn, wenigſtens in jüngeren Jahren, nicht verſchmäht [9]. Anderswo,

1) Hiſtoria de nativitate Marie c. 8. Protevangel. Jacobi min. c. 9.

2) Weinhold, Weihnachtsſpiele u. Lieder, S. 148; vgl. S. 146, 156, 159, 160.

3) ebend. S. 211, 212.

4) Liebenau u. Lübke, Tafel 23.

5) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion IX, Tafel 1, Fig. 2.

6) U, VIII, 5.

7) Mitteilungen d. antiquar. Geſellſchaft in Zürich, Bd. XVI, Abthlg. 2, Heft 4, Tafel I B.

8) Crowe und Cavalcaſelle, Raphael. ſ. Leben u. ſ. Werke, deutſch v. Aldenhoven. Bd. I, S. 88.

9) Anbetung der Könige in der vatikaniſchen Gemäldegallerie, urſprünglich Predella der ebendaſelbſt befindlichen Krönung der Jungfrau (Nr. 4 u. 27).

Digitized by Google

z. B. auf einem niederdeutſchen Gemälde des Kölner Muſeums, trägt er einen weißen Bart [1]), oder er macht irgendwie ſonſt den Eindruck von Müdigkeit und Verdroſſenheit. Auch ſeine Gewandung kennzeichnet ihn in dem eben erwähnten Gemälde Raphaels; es iſt der Mantel mit Kapuze, wie ihn die italieniſchen Hirten trugen, der Mantel, welchen der heilige Franz zur Ordenstracht ſeiner Jünger gewählt hat, weshalb auch Joſeph einem Franziskaner gar nicht unähnlich ſieht; neben der jugendlich dargeſtellten Maria nimmt ſich Joſeph hier doppelt alt und gebrechlich aus, während in dem nur wenig jüngern Spoſalizio der Brera zu Mailand ſein Alter bedeutend moditizirt erſcheint. Gerade dieſer an Joſeph ſo häufig hervortretende Zug von Alter und Gebrechlichkeit, und namentlich deſſen Hauptmerkmal, der Krückenſtock, ſcheint auf ſzeniſche Einwirkungen hinzuweiſen; denn auf der Bühne war letzterer entſchieden das paſſendſte Mittel, wenn es ſich darum handelte, ſeinen Träger alt und gebrechlich erſcheinen zu laſſen.

Ein fernerer Charakterzug Joſeph's, welcher Myſterien und bildlichen Darſtellungen nachweisbar gemeinſam iſt, beſteht in deſſen Hang zur Bier- oder Weinflaſche. In dem von Piderit aus einer Handſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts herausgegebenen deutſchen Weihnachtsſpiel ſagt er (V. 866 ff.) zu Maria:

Du hoſt eyn ſchleier, ſzo han ich eyn hute;
Dy wollen wir nach bier ſenden
Vnd wollen das beth loſſen wendin.
Nu woll uff vnd volge mir,
mir woln geen zu dem guden bier.

Dem entſprechend giebt ihm ſchon Giotto auf einem Bilde in S. Francesco zu Aſſiſi auf der Flucht nach Egypten zum Pilgerſtab auch noch die Weinflaſche. In einer Handzeichnung des Basler Muſeums [3]), welche die Ruhe auf der Flucht darſtellt, hat er im Hintergrunde ſich zur Ruhe unter einen Baum geſetzt und die Flaſche ſchon am Munde, während Maria mit dem Chriſtuskinde den Vordergrund bildet. Und in einer untermalten Handzeichnung Dürers, welche ſich in der nämlichen Sammlung befindet [4]), bildet Maria mit dem Kinde nebſt einigen Kaninchen und Vögeln wieder den Vordergrund, während Joſeph hinten am Tiſche ſitzend neben ſeinem Humpen geradezu eingeſchlafen iſt. Dieſen Bildern entſpricht

1) Nr. 432 des Katalogs von 1862.
2) z. B. in dem ſchon oben zitirten Freskobilde der Krypta des Basler Münſters.
3) U III 73. Der Künſtler war vielleicht Hans Leu.
4) Nr. 135 des Saales der Handzeichnungen.

Digitized by Google

namentlich eine Stelle aus Edelpöcks „Comedie von der freudenreichen geburt Jeſu Chriſti.“ Joſeph erklärt hier beim Aufbruch nach Egypten:

Weil wir ſoln geen und habn kain wagn.
wil ich den plunder allen tragn:
ſchüſsl teller pfann leffl und windl
die latern kerzn, machs in ain pündl,
nimb brot und käs und füll das flaſchl.

Maria will nichts vom „flaſchl“ wissen, der Alte aber erklärt:

Bhüet Gotl laſs das flaſchl nit dahindn
und ſolt ich gleich noch ſo ſchwer tragn.

Maria fügt ſich, und unterwegs wird Joſeph ſo müde, daß er hinken muß. Er ſetzt ſich nun und fängt an zu trinken, bietet übrigens der Maria auch einen Schluck an [1]). Es leuchtet von ſelbſt ein, daß wir es hier mit einem dramatiſchen Zuge zu thun haben, welcher einer ziemlich ſpäten Epoche des geiſtlichen Schauſpiels angehört, einer Epoche, in welcher letzteres ſich vom Gottesdienſt und von der Liturgie völlig abgelöſt hatte; ebenſo ſind die Bilder, welche den Nährvater Joſeph mit dieſem weinſeligen Humor ausſtatten, trotz ihrer bibliſchen Figuren durchaus keine Kirchenbilder mehr.

Wieder ein Zug in der Darſtellung Joſephs, in welchem Myſterien und Bilder übereinſtimmen, iſt die brennende Laterne, auch wohl Kerze, welche derſelbe in der Hand trägt. Sie findet ſich in einem franzöſiſchen Stücke des fünfzehnten Jahrhunderts [2]) ſowie bei Benedict Edelpöck; bei letzterm iſt der Alte obendrein ungeſchickt und bringt das Licht lange nicht zu Stande [3]). Auf Werken der bildenden Kunſt iſt dieſes Licht in Joſephs Händen außerordentlich häufig; als wirkliche Laterne findet es ſich z. B. als Sculptur an der Kanzel von St. Jacob in Villach [4]), auf einem Stiche Schongauers, in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion, ſowie auf einem der jetzt nicht mehr ſichtbaren Frescobilder der Pfarrkirche zu Muttenz bei Baſel [5]). Eine bloße Kerze trägt Joſeph in einem Gemälde Hans Baldung Grüns im Basler Muſeum [6]), auf einer ebendaſelbſt befindlichen Handzeichnung J. Schweighers [7]), im Muſeum zu Köln [8]), auf einem Flügel des Hochaltars von S. Nicolai in Calcar [9]).

1) Weinholds Weihnachts-Spiele u. Lieder aufs Süddeutſchland u. Schleſien, S. 277 ff.
2) Jubinal, Myſtères inédits du quinzième siècle, II, 65.
3) Weinhold, Weihnachtsſpiele 211, 212.
4) Mitteil. d. K. K. Central-Commiſſion XIX, Tafel „Villach“.
5) Copien derſelben beſitzt die hiſtor. u. antiquar. Geſellſchaft zu Baſel.
6) Nr. 78.
7) U VIII 5, 6.
8) Nr. 265.
9) Wolf a. a. O. 60.

Digitized by Google

Offenbar ſollte die Laterne oder Kerze in Joſephs Hand andeuten, daß es ſich um eine nächtliche Begebenheit handelte. Nun beſaß aber die bildende Kunſt, vor allem die Malerei, weit einfachere Mittel, die Nacht darzuſtellen und gleichzeitig zu erhellen als dieſes Mittel, welche zugleich entſchieden beſſer in ihre Sphäre gepaßt hätten als die Laterne, und welche überdies viel poetiſcher geweſen wären. Sie konnte z. B. alles Licht von dem neugeborenen Kind ausgehen laſſen; oder ſie konnte den nächtlichen Himmel als durch den Stern oder durch die himmliſchen Heerſchaaren erleuchtet darſtellen. Wenn ſie auf dieſe ihr völlig homogenen und zugleich echt poetiſchen Mittel verzichtete und dafür ein viel unpaſſenderes, dem Alltagsleben entnommenes anwandte, ſo folgte ſie offenbar einem fremdartigen, von Außen her kommenden Impulſe. Dieſen Impuls aber verdankte ſie wieder den Myſterien. Denn abgeſehen davon, daß in dieſen das Licht in Joſephs Hand wirklich nachgewieſen iſt, ſo beſaß auch die mittelalterliche Bühne diejenigen Mittel zur Darſtellung der Nacht, welche der modernen zu Gebote ſtehen, entſchieden nicht; auf ihr ſind alſo Kerze und Laterne vollkommen begreiflich. Das Betonen des Nebenſächlichen, des Détails, iſt eine Eigenthümlichkeit des mittelalterlichen Schauſpiels und in der eben angeführten Form bezeichnend für eine mehr oder weniger primitive Bühne; der Kunſt gehört es an und für ſich in geringerm Grade an, zumal der kirchlichen Kunſt; allein im fünfzehnten Jahrhundert und im Beginn des ſechszehnten war letztere ſo ſehr dem Realismus verfallen, daß ihr auch dieſes Mittel nicht zu gering ſchien.

Wenn die Laterne in Joſephs Hand in erſter Linie die Aufgabe hat, die Scene als eine nächtliche zu kennzeichnen, ſo ſoll andererſeits jener durch dieſelbe auch als dienende, ſeinem Range nach unter Maria ſtehende Perſon bezeichnet werden. Ganz entſchieden iſt letzteres bei dem nun zu beſprechenden Zuge der Fall, welcher, da er ebenfalls dem Drama und der bildenden Kunſt gemeinſam iſt, ganz entſchieden hierher gehört. Zuweilen wird nämlich Joſeph kochend eingeführt oder dargeſtellt, wobei auf dem Gebiete der Poeſie die überhaupt durch Naivetät hervorragenden Bewohner Bayerns und Deutſch-Öſterreichs in erſter Linie ſtehen. Der kochende Joſeph findet ſich z. B. in einem geiſtlichen „Geſpiel“ aus Ober-Steiermark, welches Weinhold wenigſtens ſeiner urſprünglichen Faſſung nach in's fünfzehnte oder ſechszehnte Jahrhundert verlegt[1]), ferner bei Edelpöck[2]) und im Roſenheimer Dreikönigsſpiel[3]). Die Speiſe, welche

1) Weihnachts-Spiele u. Lieder, S. 151, 152.
2) Ebend. S. 213, 214.
3) Oberbayeriſches Archiv, Bd. XXXIV, S. 172.

Digitized by Google

Joſeph zubereitet, wird gewöhnlich als ein „Mus“ (d. h. Brei) bezeichnet, und ſo ſingt auch noch, etwa in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, Johannes Matheſius:

Joſeph kocht ein Müſelein,
Maria ſtreichts jrem Sönlein ein,
das kuſs wermet ein Engelein
und ſinget fein.

Bildlich dargeſtellt findet ſich der kochende Pflegevater auf einer Altardecke in einer Kapelle des ſüdlichen Seitenſchiffs des Freiburger Münſters. In Italien hat Guido Mazzoni in einer Thongruppe des Doms zu Modena wenigſtens nur die Magd kochend darzuſtellen gewagt, und in der Gothaer Biblia pauperum iſt zwar der Topf nebſt Brei abgebildet, aber ohne Joſeph[1]).

Der ſchlagendſte Beweis aber, welcher ſich für die Abhängigkeit der bildenden Kunſt vom Drama innerhalb des Weihnachtscyclus geltend machen läßt, dürfte wohl folgender ſein. An und für ſich hätte es entſchieden genügt, wenn der Stall zu Bethlehem in Darſtellungen der heiligen Nacht oder der Anbetung der Könige auf drei Seiten geſchloſſen und nur auf der vierten, dem Beſchauer zugekehrten Seite offen dargeſtellt worden wäre; gewiß hätten ihn auch die Künſtler, wenn kein anderswoher ſtammender Einfluß auf ſie eingewirkt hätte, ſo und nicht anders abgebildet. Nun finden wir aber ſtatt deſſen viel häufiger ein ganz durchſichtiges Gebäude, welches aus einem blos an den vier Ecken durch vier Pfeiler oder Balken getragenen Dache beſteht. Innerhalb der Sphäre der Malerei wird ſich kaum ein triftiger Grund für dieſe Darſtellungsweiſe finden, und die wirklichen Ställe jener Zeit haben ihr wohl ebenſo wenig als Vorbild gedient; wohl aber erklärt ſich dieſelbe ganz ungezwungen aus den Aufführungen der geiſtlichen Spiele. Wir haben hier ganz entſchieden eine Wiedergabe des auf der geiſtlichen Bühne üblichen Stalles; dieſer war durchſichtig und nach allen vier Seiten offen, und er mußte es ſein, weil ſich auf allen vier Seiten der Bühne Zuſchauer befanden, welche das Spiel hören und namentlich auch ſehen wollten. Bezeugt iſt dieſe Art von Stall ausdrücklich durch das Luzerner Oſterſpiel vom Jahre 1583[2]). Bildwerke von ſolcher Art aufzuzählen, iſt beinahe überflüſſig, da der durchſichtige Stall ſich Jahrhunderte hindurch überall auf ſolchen findet. Eines der älteſten, wo nicht geradezu das älteſte, dürfte ſich, von Giotto gemalt, in der Arena von Padua befinden; eines der ſpäteſten, erſt

1) Jacobs u. Ukert. Beiträge zur ältern Litteratur, I, 87.

2) Allg. Schweizer Zeitung. Jahrg. 1883, Nr. 292; Mone kannte dieſes Beiſpiel natürlich noch nicht, als er ſeine „Schauſpiele des Mittelalters“ herausgab; ſonſt hätte er ſich (II, 158) beſtimmter ausgedrückt

Digitized by Google

dem achtzehnten Jahrhundert angehörig, enthalten wohl die Marmorreliefs der Capella del Rosario in S. Giovanni e Paolo zu Venedig; hier war natürlich die Tradition auf dem Gebiete der bildenden Kunſt maßgebend.

Das Seitenſtück zur heiligen Nacht und zur Anbetung der Hirten, die der Könige, zeigt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert ebenfalls zahlreiche realiſtiſche Züge; unter dieſen iſt die dunkle, häufig geradezu ſchwarze Hautfarbe des dritten und jüngſten Königs, welche wir ſeit dem dritten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts vorherrſchen ſehen, entſchieden der bedeutendſte. Urſprünglich dachte man ſich die Magier bloß dem Alter und nicht der Hautfarbe nach verſchieden, als Greis, Mann und Jüngling; man gab dem älteſten einen vollen langen Bart, dem mittlern an Jahren einen halben, und den Jüngſten ſtellte man bartlos dar. In dieſer Beziehung ſtimmen die älteſten abendländiſchen Bilder mit denen der morgenländiſchen Kirche überein. Ich erwähne beiſpielsweiſe die um 1280 gemalten, erſt vor wenigen Jahren wieder entdeckten Wandgemälde der Kirche S. Maria Lyskirchen in Köln [1]), die Glasmalereien von Königsfelden [2]), das Bild von Taddeo Gaddi in S. Croce zu Florenz vom Jahre 1366, andrerſeits das Malerbuch vom Berg Athos. Daß die Litteratur im weitern Sinne des Wortes auch hierin der bildenden Kunſt vorangegangen iſt, läßt ſich beweiſen [3]); daß hingegen der Mohrenkönig ſeine Farbe gerade dem Schauſpiel verdanke, iſt zwar möglich, aber nicht ſicher; denn das älteſte bekannte Dreikönigs- oder Sternlied, welches ihn als ſolchen bezeichnet [4]), gehört erſt dem ſechszehnten Jahrhundert an, während der Italiener Gentile da Fabriano ſchon im Jahre 1423 in ſeiner Anbetung der Könige den Mohrenkönig hat. Ob dieſer denſelben wirklich, wie ſchon vermuthet wurde [5]), in die Kunſt eingeführt, oder ob derſelbe durch die flandriſche Schule aufgekommen iſt, läßt ſich kaum mit Sicherheit entſcheiden. Letztere hätte freilich außer dem Drama noch andere Vorbilder gehabt: man hielt an den Höfen des fünfzehnten Jahrhunderts bereits Mohren [6]), und Jan van Eyck war in den Jahren 1428 und 1429 überdies perſönlich in Liſſabon [7]), wo ihm dieſer Anblick gewiß noch häufiger als in der Heimat zu Teil wurde.

1) Jahrbücher des Vereins v. Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft 69, S. 62.

2) Vgl. Zappert, „Epiphania" in den Sitzungsberichten der Kaiſerl. Akad. der Wiſſenſchaften, phil.-hiſt. Klaſſe, Bd. XXI, S. 328 ff.

3) Ebend. 329. — 4) Ebend. 330. — 5) Ebend. 330.

6) Crowe u. Cavalcaselle, Geſchichte der altniederländ. Malerei, deutſch v. Springer, S. 84. 85. Auf dem Kölner Dombild iſt der dritte König zwar nicht völlig ſchwarz, aber doch dunkler als die beiden Andern; auch das berühmte Bild Paolo Veroneſes in Dresden hat einen hellen, einen ſchwarzen und einen braunen König.

7) Muratori, Rer. Ital. scriptores, tom. XII, col. 1017. 1018.

Digitized by Google

Im Allgemeinen empfahl ſich die Anbetung der Könige für dramatiſche Aufführungen wie für Werke der Malerei wegen des Reichtums an Farben, koſtbaren Gewändern und Abzeichen der königlichen Würde, welche ſie erforderte. Zuweilen aber treten nun an die Stelle wirklicher Schauſpiele bloße Aufzüge mit ganz oder überwiegend pantomimiſcher Darſtellung der heiligen Geſchichte; die romaniſchen Völker, Franzoſen und Italiener, ſcheinen hierfür ein beſonderes Talent gehabt zu haben. In Mailand fand z. B. ein pomphafter Aufzug dieſer Art am Epiphanientage des Jahres 1336 ſtatt. Die drei Könige, hoch zu Roß, von berittenen Edelknaben und zahlreicher Dienerſchaft umgeben, mit goldenen Kronen auf den Häuptern, verſammelten ſich bei den Dominikanern von S. Maria delle Grazie und zogen von da unter lebhafter Muſikbegleitung nach S. Lorenzo; der Stern, wahrſcheinlich an einem Drahte befeſtigt, bewegte ſich in der Luft vor ihnen her. Unter den römiſchen Säulen, welche vor dieſer Kirche ſtehen, befand ſich König Herodes der Große mit ſeinem Hof und den Schriftgelehrten, und die Könige ſchienen nach dem neugeborenen König der Juden zu fragen; auf dieſes hin ſchlugen die Schriftgelehrten in ihren Büchern nach und wieſen die Fragenden nach Bethlehem. Als ſolches figurierte die Kirche S. Euſtorgio; hier befand ſich eine Krippe mit Maria und dem Kinde, und dieſem brachten die Könige ihre Gaben dar; auch Ochs und Eſel durften daſelbſt, wie ausdrücklich berichtet wird, nicht fehlen. Nun ſchienen jene einzuſchlafen, es erſchien ihnen ein Engel, und dieſer wies ſie auf einem andern Wege durch Porta Romana nach S. Maria delle Grazie zurück. Dieſer Aufzug, wie ihn der Dominikaner Gualvaneo della Fiamma beſchreibt [1]), erinnert ganz außerordentlich an das berühmte Gemälde, welches Gentile da Fabriano im Jahre 1423 für die Kirche S. Trinità in Florenz malte, und welches ſich gegenwärtig in der dortigen Akademie befindet. Zwar ſind der erwähnte Mailänder Aufzug und Gentiles Bild beinahe durch ein Jahrhundert von einander getrennt; wir dürfen aber annehmen, daß ähnliche Aufzüge in dem decorationsluſtigen Italien auch anderwärts häufig genug vorkamen, und daß uns nur deren Schilderungen in den meiſten Fällen nicht erhalten oder nicht zugänglich ſind. Für Künſtler aber, welche ohnehin hauptſächlich auf Gegenſtände der heiligen Schrift und der Legende angewieſen waren, und denen dieſe Gegenſtände hier in ganz an-

1) Abbildung bei Woltmann u. Woermann II, S. 209. — Dieſelbe Combination enthalten auch H. Memlings „Sieben Freuden Mariae" in der alten Pinakothek zu München; nur kommen hier noch die Verkündigung, die Anbetung der Hirten, die Auferſtehung nebſt dem Gange nach Emmaus, Chriſti Abſchied von ſeiner Mutter, Himmelfahrt, Ausgieſsung des heil. Geiſtes und Mariae Himmelfahrt hinzu.

Digitized by Google

derer Farbenpracht und mit einem ganz andern Figurenreichtum entgegentraten als in älteren Gemälden oder plaſtiſchen Kunſtwerken, mußte die Nachahmung ſolcher Aufzüge in hohem Grade verlockend ſein.

Der Mailänder Aufzug von 1336 bot überhaupt eine außerordentliche Fülle von maleriſchen Einzelheiten. Zu den Pferden der Magier kamen noch Kameele und Affen, und auch darin ſtimmt Fabriano's Gemälde wunderbar mit ihm überein. Letzterer hat ſogar reißende Beſtien, Tiger oder Leoparden, hinzugefügt, während bei einem Zuge durch die Straßen dieſe allerdings aus guten Gründen nicht mitziehen durften. Allein der Maler begnügte ſich auch nicht mit der bloßen Andeutung des Kindes. Hinter der heiligen Familie links, welche ſich vor dem Stall im Freien befindet, ſind zunächſt an einem Brunnen Ochs und Eſel angebracht; rechts bewegen ſich die Magier mit ihrem Gefolge heran. Hinter dieſen und dem Stalle nun erſcheinen unter drei Rundbögen drei fernere hierher gehörige Begebenheiten, nämlich links der Auszug der Magier aus ihrer Heimat, in der Mitte ihr Einzug in Jeruſalem und rechts ihre Heimkehr [1]. Gerade dieſe Vereinigung von vier räumlich wie zeitlich geſchiedenen Begebenheiten innerhalb eines einzigen Rahmens iſt es aber, was ſchon an und für ſich, ganz abgeſehen von Coſtümierung und Ausſtattung des Zuges, an das Schauſpiel erinnert. Denn gerade auf der mittelalterlichen Myſterienbühne konnte man in ganz ähnlicher Weiſe räumlich und zeitlich von einander geſchiedene oder wenigſtens auf einander folgende Vorgänge unmittelbar neben oder hinter einander ſehen; man konnte namentlich die nämlichen Figuren beinahe auf derſelben Stelle in Handlungen verflochten ſtehen, welche ſich weder räumlich noch zeitlich beſonders nahe ſtanden. Damit ſoll natürlich nicht behauptet werden, daß überall, wo zwei oder mehr Handlungen zu einem einzigen Bilde vereinigt ſind, an ein dramatiſches Vorbild zu denken ſei; finden ſich doch ſchon in einer Lünette von S. Vitale in Ravenna die Bewirthung der drei Männer durch Abraham und Iſaaks Opferung vereinigt [1]! Aber auffallend iſt es doch, daß gerade in der Blüthezeit des mittelalterlichen geiſtlichen Schauſpiels dieſe Art der Darſtellung ebenfalls beſonders häufig und beliebt war. Und beinahe noch auffallender ſcheint es, daß Künſtler erſten Ranges wie der jüngere Hans Holbein, wie Raphael, Michel Angelo oder Tizian ſich von dieſer Manier ganz oder beinahe ganz frei gehalten haben, während andererſeits diejenigen, deren Stil auch ſonſt vielfach an die Bühne erinnert, ihr umgekehrt gern und

1) J. P. Richter. Die Moſaiken von Ravenna, Tafel IV. Ähnliche Doppelhandlungen finden ſich auch unter den Moſaiken von S. Maria Maggiore in Rom (Denkmäler der Kunſt, C. IV, Tafel 37, 5 u. 13.

Digitized by Google

häufig verfallen. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt übrigens nahe: Jene folgten im Weſentlichen den Geſetzen ihrer eigenen Kunſt, oder ſie verarbeiteten wenigſtens Eindrücke, welche ſie anderswoher empfangen hatten, in einer der bildenden Kunſt entſprechenden Weiſe. Dieſe hingegen folgten den fremden Einflüſſen häufig bedingungslos und nahmen dieſelben ganz unvermittelt in ihre Darſtellungen auf. Wie müht ſich z. B. Urs Graf ab, in den Holzſchnitten, welchen er die Poſtille des Guillermus oder die, Passio domini nostri — — per quendam Fratrem ordinis Minorum" ſchmückte [1]), und deren Kleinheit ſchon an ſich jeden Gedanken an mehrere Scenen hätte verhindern ſollen, verſchiedene, zuweilen ſogar mehr als zwei Vorgänge in ein Bild zu vereinigen! Da ſehen wir z. B. im Vordergrund eines ſolchen Bildchens den Auferſtandenen in Emmaus mit den beiden Jüngern am Tiſche ſitzen, und im Hintergrunde befinden ſich die nämlichen Figuren noch unterwegs (Postilla, fol. 106); oder auf der einen Seite ſitzt Pilatus auf ſeinem Richterſtuhl, und auf der andern liegt ſeine Gemahlin im Bett und träumt (Passio, fol. 26; vgl. Matth. XXVII, 19). In ähnlicher Weiſe finden ſich der bethlehemitiſche Kindermord und die Flucht der heiligen Familie nach Egypten (Postilla, fol. 158), Fußwaſchung und Abendmahl (Passio, fol. 3) u. a. m. vereinigt. Ähnlich verfährt Graf auch in größeren Bildern; ſo bringt er den Heiland in einem Holzſchnitt doppelt an, und zwar nicht einmal ſo, daß etwa das eine Bild desſelben dem Vordergrund und das andere dem Hintergrund angehörte, ſondern beide in gleicher Nähe und von gleicher Größe: das eine Mal werden ihm die Kleider von den Kriegsknechten in unerhört roher Weiſe vom Leibe geriſſen, und das andere Mal wird er unmittelbar daneben an's Kreuz genagelt [2]).

Ähnlich verfährt zuweilen auch Hans Holbein der Ältere. Seine Darſtellung der Anbetung der Könige [3]) erinnert, wenigſtens hinſichtlich des Hintergrundes und des zahlreichen Gefolges, einigermaßen an Gentile da Fabriano. In ſeiner Darſtellung der Auferſtehung [4]) ziehen rechts vier Juden ab, während links die drei Frauen mit ihren Salbbüchſen kommen, der Engel in der Mitte auf dem Grabe ſitzt und die Wächter noch an ihren Plätzen liegen. Es iſt wahr, wir haben hier keine einzige Figur doppelt; aber die unmittelbare Nähe der erwähnten Figuren, die man ſich

1) Ich citiere nach der Basler Ausgabe des Adam Petri v. J. 1509.

2) Basler Muſeum, Sammelband K. 17, 31; der Holzſchnitt hat übrigens kein Monogramm, wird auch, wie es ſcheint, dem Graf blos vermuthungsweiſe zugeſchrieben; His, welcher (Jahrbücher für Kunſtwiſſenſchaft V, 263 ff.) deſſen Werke aufgezeichnet hat, erwähnt denſelben nicht.

3) Basler Muſeum. Saal der Handzeichnungen No. 96.

4) Ebend. U. III 38.

Digitized by Google

doch nach der Erzählung der Evangeliſten nicht in dieſer Weiſe vorſtellen darf, erinnert ganz entſchieden an die geiſtliche Bühne mit ihren Raumverhältniſſen. Mögen nun auch, wie ſchon erwähnt wurde, einzelne Darſtellungen von ähnlicher Beſchaffenheit älter ſein als das mittelalterliche Schauſpiel, ſo iſt es doch in hohem Grade wahrſcheinlich, daß das zahlreiche Vorkommen derſelben gerade im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert nicht ohne Beziehung zu den gleichzeitigen Aufführungen und Bühneneinrichtungen iſt. Und wenn einzelne Künſtler auch noch ſpäter in Gegenden, welche keine geiſtliche Bühne mehr hatten, dennoch ſo verfuhren, ſo folgten ſie offenbar der Analogie älterer Bilder.

Kehren wir von dieſer Abſchweifung wieder zur Anbetung der Könige zurück, ſo erfahren wir, daß in Konſtanz am 24. Januar des Jahres 1417, alſo zur Zeit des Konzils, die engliſchen Biſchöfe eine hierher gehörige Pantomime aufführen ließen: „In dem maul (Mal) machtend sy söllich bild und gebärd, als unßer frow ir kind gott unßern herren gebar mit vaſt köſtlichen tuchern und gewand. Und Joſephen ſtaltend ſy zu ir und die hailgen dry küng, als ſy dann im ir opfer brachtend. Und hattend gemacht ain luter güldin ſternen, der ging vor inn an aim klainen isentrat und machtend den küng Herodes, wie er den dryen küngen nachſant und wie er die kindlin tötet. Das machtend ſy alles mit vaſt köſtlichen gewand und mit großen güldinen und ſilbrinen gürteln und machtend das mit großer gezierd und mit demuot“ [1]). — Ähnlich verfuhr man im Jahre 1431 bei der Anweſenheit König Heinrichs VI. von England in Paris; man ſtellte „sans parler“ die Geburt Maria's, ihre Vermählung, die Anbetung der Könige, den bethlehemitiſchen Kindermord und das Gleichnis vom Säemann dar [2]). Von ähnlichen, der Paſſionsgeſchichte entnommenen Pantomimen und Doppelhandlungen wird ſpäter die Rede ſein.

Selbſtverſtändlich iſt es, daß einzelne, den Darſtellungen der heiligen Nacht und der Anbetung der Hirten angehörige und für uns wichtige Züge in der der Könige wiederkehren. Ich rechne zu denſelben hauptſächlich den durchſichtigen, von vier Balken getragenen Stall und die Auffaſſung Joſephs als die eines alten, gebrechlichen oder mürriſchen Mannes.

Freilich dürfen nun neben den Zügen, welche der Dichtkunſt und der Malerei oder Plaſtik gemeinſam ſind, auch die Verſchiedenheiten nicht überſehen werden. Während z. B. bei Aufführungen von Dreikönigsſpielen gar nicht ſelten von einer Schnur oder einem Drahte die Rede iſt, an

1) Ulrichs von Richental, Chronik des Konſtanzer Konzils (Bibliothek des litter. Vereins, Bd. CLVIII, S. 98).

2) Monſtrelet, Chroniques (Choix de chroniques et mémoires relatifs à l'histoire de France, tome V, p. 652).

Digitized by Google

welchem der Stern der Weiſen vorausſchwebt [1]), hatten die Maler ſelbſtverſtändlich keinen Grund, zur Stütze ihres gemalten Sternes ebenfalls etwas derartiges anzubringen. Ebenſo fehlen die in den Dichtungen gar nicht ſeltenen groben oder eigennützigen Wirte, welchen die heilige Familie nicht vornehm genug iſt, und andrerſeits die Verlegenheit Maria's und Joſephs, welche nirgends Aufnahme finden [2]), beinahe ganz. Eine Ausnahme bildet ein kleiner Kupferſtich von Hans Bol, aus dem Jahre 1585; hier bildet die Stadt Bethlehem mit Landſchaft den Hintergrund, während links im Vordergrunde Joſeph und Maria vor einer Herberge halten und die unter der geöffneten Thür ſtehende Wirtin ſie abweiſt. Die Bäume des Bildes ſind hier ausnahmsweiſe entlaubt, und noch deutlicher wird der Monat Dezember, welchen der Stich darſtellen ſoll, bezeichnet durch die Verſe:

Per glacies imbresque et saeva incommoda brumae
Bethlemum gravida vetulus cum coniuge Joſeph
Feſtinat Maria etc. . . .

Das Bild iſt jedoch ſo gehalten, daß der Bericht des Evangeliſten Lucas (II, 7) als Grundlage gelten kann; Miene und Haltung der Wirtin haben nichts mit der burlesken Auffaſſung dieſes Gegenſtandes in den Spielen gemein [3]). Auch die Klagen der Hirten über die in der heiligen Nacht herrſchende Kälte fehlen in den Werken der bildenden Kunſt, oder ſie ſind wenigſtens höchſtens durch dicke Mäntel oder durch über die Köpfe herabgezogene Kapuzen angedeutet. Ein Hirt, der die Kapuze auf dem Kopfe hat, findet ſich z. B. in einer Basler Handzeichnung [4]); auch auf dem Altare „zu den ſieben Freuden Mariae" in St. Nicolai zu Calcar ſcheint einer ein Tuch um Kopf und Ohren gebunden zu haben [5]). Doch ſind dieſe naturaliſtiſchen Züge nirgends ſo deutlich hervorgehoben, wie es in einzelnen Weihnachtsſpielen wohl der Fall iſt [6]), und auch die Bäume, welche gelegentlich im Hintergrunde ſtehen, ſind in der Regel belaubt; dieſer Umſtand ſpricht dann wieder dafür, daß der Naturalismus zuerſt in

1) Außer der aus Ulrich von Richental angeführten Stelle vgl. noch: Weinhold, Weihnachts-Spiele u. Lieder S. 53. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur, Bd. IV, S. 7. Leibing, Infzenirung des zweitägigen Luzerner Oſterſpieles v. J. 1583, S. 9.

2) Du Méril, Origines latines du théâtre moderne, p. 392. Oberbayer. Archiv, Bd. XXXIV, S. 169 ff. Egerer Fronleichnamsſpiel hgg. v. Milchſack, S. 57 ff. (Bibliothek des litter. Vereins, Bd. CLVI). Weinhold 145 ff. Lexer, Kärntiſches Wörterbuch 275, 276.

3) Der Stich gehört dem Konſervator der Basler Kunſtſammlung, Herrn Pfarrer E. Laroche, und iſt mir von dieſem bereitwilligſt mitgeteilt worden.

4) U VIII 2.

5) Wolff a. a. O. 40.

6) Weinhold S. 153 ff, 214 ff.

Digitized by Google

die Poeſie eingedrungen und erſt aus dieſer auch auf das Gebiet der bildenden Kunſt übergegangen iſt.

Was die übrigen noch zum Weihnachtscyklus gehörigen Begebenheiten betrifft, ſo fiel die Beſchneidung auf der Bühne ſelbſtverſtändlich weg, während ſie ſich auf Bildern allerdings hie und da findet. Die Flucht nach Egypten hingegen und der bethlehemitiſche Kindermord ſind umgekehrt der Poeſie und der bildenden Kunſt gemeinſam. Was indeſſen erſtere betrifft, ſo iſt für unſere Auffaſſung wenig aus ihr zu gewinnen; denn Joſeph's Flaſche und Zimmermannsgerät kommen auch ſonſt vor, und das Herabſtürzen der egyptiſchen Götzenbilder ſtammt ja ganz entſchieden aus den neuteſtamentlichen Apokryphen [1]). Was hingegen den Kindermord zu Bethlehem betrifft, ſo könnten zwei Züge, welche auf bildlichen Darſtellungen desſelben häufig ſind, wohl von den dramatiſchen Aufführungen entlehnt ſein, nämlich die Widerſetzlichkeit der beteiligten Mütter gegen die von Herodes ausgeſandten Mörder und die Anweſenheit des Königs beim Gemetzel. Akte der Widerſetzlichkeit kennen ſowohl engliſche Myſterien als die Luzerner Oſterſpiele des ſechzehnten Jahrhunderts; in jenen müſſen ſich die Schergen von den erboſten Weibern zausen und in die Naſe kneifen laſſen [2]), in dieſem werden ihnen die Wiegen der unſchuldig erwürgten Kinder von den Müttern nachgeworfen [3]). Dazu ſtimmen auf dem Gebiete der bildenden Kunſt die Terracottafiguren auf dem Sacro Monte von Varallo in Piemont; hier packt eine Mutter in gerechtem Zorn einen Mörder ebenfalls an der Naſe, während eine zweite der ausgeſtreckten Hand eines Soldaten ihren Mund in einer Weiſe nähert, als ob ſie ihn beißen wollte [4]). Daß die bildliche Darſtellung eine italieniſche iſt, während die erwähnten dramatiſchen Züge England und der deutſchen Schweiz angehören, ändert an der Sache nichts; denn wenn ſich die Terracottakünſtler Oberitaliens derartige Züge erlauben durften, ſo waren gewiß die italieniſchen Myſteriendichter auch nicht zu gut dazu; ein kaum weniger naturaliſtiſcher Zug, nämlich der, daß ſich die Mütter bei einer ſolchen Aufführung zum Schluſſe bei den Haaren nehmen, iſt uns übrigens ausdrücklich bezeugt [5]). In ſeiner Jugend trug ſogar Raphael kein Bedenken, eine Mutter einem der Schergen einen Schuh nachwerfen zu laſſen; ſeine neueſten Biographen erklären dieſen Zug freilich nicht aus der Anſchauung von Myſterien, ſondern aus der des Gemetzels, welches

1) Histor. de nativ. Marie c. 23.
2) Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. I, 137.
3) Allg. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, Nr. 292.
4) In Varallo ſind lithographirte Wiedergaben dieſer Tongruppen erhältlich.
5) Della Valle, Lettere sanesi III, p. 53.

Digitized by Google

die Baglionen im Jahre 1500 in Perugia anrichteten [1]). Die Anweſenheit des Herodes während des Gemetzels kennt freilich auch das Malerbuch vom Berg Athos [2]); doch hat die Art und Weiſe, wie derſelbe z. B. in der erwähnten Kapelle zu Varallo im Hintergrund unter einem Baldachine tront, etwas entſchieden Theatraliſches. Auf einem Gemälde Giottos zu Aſſiſi kommandirt er ſogar von einem Turme herab [3]); da jedoch das Ganze der byzantiniſchen Kunſt ebenfalls bekannt iſt, und da es uns andrerſeits auf dem Gebiete des Dramas erſt ſehr ſpät, nämlich erſt in den Freiburger Aufführungen des ſechzehnten Jahrhunderts, und auch da nicht einmal ganz deutlich, begegnet [4]), ſo kann es für die Frage von der Abhängigkeit der Kunſt von der Poeſie nicht entſcheidend ſein.

Daß in den ſceniſchen Aufführungen des bethlehemitiſchen Kindermordes keine wirklichen Säuglinge vorkamen, iſt ſelbſtverſtändlich; es ſcheint, daß man ſich ſtatt derſelben eigentlicher Puppen bediente. In dieſem Sinne iſt ohne Zweifel die Bühnenweiſung „interficiant pueros" des ſchon im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichneten Benedictbeurer „Ludus scenicus de nativitate Domini" [5]) zu verſtehen; ebenſo die Angabe, es ſeien beim Dresdener Johannisfeſte die Kinder von den Schergen auf Spießen getragen worden [6]). In Luzern endlich, wo die Kleinen ebenfalls geſpießt wurden, werden dieſelben ausdrücklich als hohle, mit Blut gefüllte Puppen bezeichnet [7]). Auf die bildliche Darſtellung hat natürlich dieſe Beſchaffenheit der Kinder keinen Einfluß gehabt.

Nur ſelten ſcheint diejenige bibliſche Erzählung, welche gleichſam den Abſchluß der Kindheit Jeſu bildet, der zwölfjährige Jeſus im Tempel, die ſogenannte pagina doctorum, dramatiſch verwendet worden zu ſein [8]). Doch ſieht in einer bildlichen Darſtellung derſelben, einer Handzeichnung des Basler Muſeums [9]), der aus Beſchämung und Zorn ſein Buch wegſchleudernde Schriftgelehrte beinahe ſo aus, als ob er ſeine Exiſtenz einem dramatiſchen Vorgange verdanke.

1) Crowe u. Cavalcaselle I, 78.

2) Schäfer S. 176.

3) Crowe u. Cavalcaselle, Geſchichte der italien. Malerei, deutſch von Jordan, I, 207. Ein Schauſpiel welches ſeine Anweſenheit erwähnt, iſt das Egerer Fronleichnamsſpiel (S. 87 der Ausgabe von Milchſack).

4) Zeitſchrift der Geſellſchaft f. Beförderung der Geſchichts-, Altertuus- u. Volkskunde v. Freiburg, Bd. III, S. 27.

5) Carmina Burana pag. 91, „interficiendo eum" oder „interficit eum"; Egerer Fronleichnamsſpiel S. 86, 87.

6) Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte u. Altertumskunde, Bd. IV. S. 109.

7) Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, Nr. 292.

8) Doch vgl. Jahrb. f. roman. u. engl. Lit. I, 137.

9) U. VIII 3.

Digitized by Google

Was endlich die übrigen zur Weihnachtsgeſchichte in näherer oder entfernterer Beziehung ſtehenden Ereigniſſe betrifft, alſo die Geſchichte von Joachim und Anna, die Vermählung Joſeph's und Mariens, die Verkündigung, die Heimſuchung Eliſabeths und die Darſtellung Chriſti im Tempel, ſo finden ſich dieſelben zwar ebenfalls in Myſterien wie auf Bildwerken. Ihre gemeinſame Quelle iſt aber ſo entſchieden in den kanoniſchen und apokryphen Evangelien zu finden, daß von einem greifbaren Einfluſſe der Myſterien auf die Bilder hier kaum die Rede ſein kann. Selbſt die anmutigen und ſinnigen Einzelheiten, mit welchen die Maler den engliſchen Gruß ſo gerne ausſchmückten, der Pfalter in Maria's Hand und ihre weibliche Arbeit, ſind viel älter als die frühſten geiſtlichen Spiele. Schon bei Otfrid von Weißenburg im neunten Jahrhundert findet der Engel Gabriel die Jungfrau

> mit salteru in henti, then sang se unz in enti;
> wuahero duacho werk wirkento [1]).

Und ihre weibliche Arbeit beim Gruße des Engels erwähnen ſchon mehrere apokryphe Evangelien [2]). Wenn aber der Engel Gabriel z. B. in den Luzerner Aufführungen ein mit dem engliſchen Gruß umwundenes Scepter bei ſeinem Auftreten vor Maria trägt [3]) ſo dürfte umgekehrt der Anblick von Gemälden auf das Drama eingewirkt haben. In letzterm, wo der Engel die Begrüßungsformel ausſprechen mußte, war ja die Inſchrift durchaus entbehrlich, auf Bildern hingegen hatte ſie, wenigſtens für gewiſſe Epochen der Kunſt, eine gewiſſe Berechtigung.

Anhangsweiſe mag hier noch die Taufe Chriſti im Jordan erwähnt werden; ſie ſteht zwar chronologiſch betrachtet, der Leidensgeſchichte entſchieden näher als der Kindheit Jeſu, erſcheint wohl auch in dramatiſchen Dichtungen im Zuſammenhange mit jener; da ſie aber andrerſeits doch dem öffentlichen Auftreten Chriſti noch vorangeht und in dieſer Beziehung eher zur Geſchichte ſeiner Kindheit paßt und gleichſam deren Abſchluß bildet, ſo mag ſich ihre Erwähnung am Schluſſe dieſes Abſchnittes ſtatt am Anfange des nächſten dadurch rechtfertigen.

Das von Mone unter dem Titel „Leben Jeſu“ aus einer S. Galler Handſchrift des vierzehnten Jahrhunderts herausgegebene deutſche Schauſpiel [4]) ſtimmt in manchen Einzelheiten der Taufhandlung auffallend mit

1) I, 5, V. 10, 11. (Bd. I, S. 32 der Ausgabe v. Kelle).

2) Protevang. Jacobi minoris c. 10 ff. Evangel. de nativitate Marie et de infantia Salvatoris, c. 9.

3) Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, Nr. 293.

4) Schauſpiele des Mittelalters, Bd. I, S. 72 ff. (beſonders S. 77).

Digitized by Google

dem bekannten Kupferſtiche Martin Schongauer's überein. Auf letzterm hält ein Engel während des Taufaktes Chriſti Gewand, und über dieſem ſind Gottvater und der heilige Geiſt, letzterer in Geſtalt einer Taube, ſichtbar. Ebenſo hat das ehemals im Kloſter Rathhauſen befindliche Glasgemälde, welches die Taufe darſtellt, zwei Engel, von welchen einer den nämlichen Dienſt verſieht, und daneben wieder Gottvater und die Taube [1]). In dem erwähnten Schauſpiel iſt zwar Gottvater ſelber nicht ſichtbar, aber eine den Zuſchauern verborgene Perſon ſingt dreimal: „hic est filius meus dilectus“, die Taube wird auf das Haupt Jeſu herabgelaſſen, und die beiden Engel ſind ebenfalls zugegen, wenn ihnen auch nicht gerade das Halten von Chriſti Gewand ausdrücklich vorgeſchrieben wird; letzteres konnte ja bei der Aufführung auch ohne ausdrückliche Bühnenweiſung doch geſchehen ſein. Im Übrigen iſt es aber nicht wahrſcheinlich, daß dieſer Zug aus den Myſterien ſtammt, er ſcheint vielmehr älter zu ſein als dieſe. Dafür ſpricht ſchon ſein Vorkommen im Malerbuche vom Berg Athos [2]). Ferner teilt Didron ein Miniaturbild des neunten Jahrhunderts mit, welches Engel und Taube bereits kennt [3]), ſo daß im Hinblick auf dieſe beiden Quellen die übrigen abendländiſchen Kunſtwerke wie das Frescobild in S. Maria Lyskirchen zu Köln [4]), das Glasgemälde zu Königsfelden [5]), das Frescobild in der Muttenzer Kirche, die beiden Altäre zu Calcar [6]) u. a. m. nichts beweiſen. Beinahe ſcheint es übrigens, als ob der Engel an die Stelle eines noch ältern Taufzeugen nämlich an die des heidniſchen Flußgottes, wie er ſich z. B. noch zu Ravenna im Baptisterium S. Giovanni in Fonte findet [7]), getreten ſei. Das Malerbuch vom Athos vereinigt ſogar beide Züge; neben den Engeln erſcheint hier noch ein nackter, im Waſſer liegender Mann, eine wenn auch unklar gewordene Perſonification des Gottes. Die ſchon erwähnte, von Didron mitgeteilte Miniatur hat ſogar außer den rechts ſtehenden Engeln zwei kleine Waſſergottheiten, welche links und rechts neben Jeſu knieend, Waſſer aus ihren Schalen gießen. Auf die Zweizahl und die unter der linken Figur ſtehen-Buchſtaben J. O. R. ſowie auf D. A. N. unter der rechten hat man wohl zu viel Gewicht gelegt, da der Maler doch wahrſcheinlich nur aus Gründen der Symmetrie ſo verfuhr: Chriſtus nebſt der über ihm ſchwebenden

1) Geſchichtsfreund. Bd. XXXVII, S. 228.
2) S. 178 (Schäfer).
3) Iconographie chrétienne, Histoire de Dieu, pag. 210.
4) Jahrbuch d. Vereins v. Altertumsfreunden in den Rheinlanden, Heft 69. Tafel VIII.
5) Tafel 24 bei v. Liebenau u. Lübke.
6) Wolff S 43.
7) Rahn, Ravenna S. 6.

Digitized by Google

Taube bildet den Mittelpunkt des Bildes, links von ihm ſteht der Täufer, rechts die beiden Engel; unter jenem wie unter dieſen iſt folglich ein Flußgott angebracht, ohne daß der Maler wirklich, wie Didron [1]) glaubte, dem einen den Namen Jor und dem andern den Namen Dan geben wollte.

Daß der Täufer überall ſein härenes Gewand trägt, erklärt ſich aus der heiligen Schrift ſelbſt [2]); iſt er doch auch in Darſtellungen von Chriſti Höllenfahrt an demſelben kenntlich. Auffallender iſt es, daß ihm viele Maler, und unter dieſen ſogar Italiener des Cinquecento wie Raphael, das härene Gewand auch da geben, wo ſie ihn als Kind und als Geſpielen des Jeſusknaben darſtellen.

1) Handbuch der Malerei vom Berg Athos S. 179 (Anm.)
2) Matth. III. 4, Marc. I, 6.

Digitized by Google

Das Epos der Renaiſſance.

Von Karl Borinski.

Weit unbeſtimmter und farbloſer als die Vorſtellung von der Renaiſſance der Wiſſenſchaften und bildenden Künſte pflegen die Anſchauungen von einer Renaiſſancepoeſie zu ſein. Dieſen Ausdruck begrifflich genau zu definiren iſt ziemlich ſchwer; ſelbſt die litterarhiſtoriſche Forſchung pflegt zweierlei damit zu bezeichnen 1) Diejenige poetiſche Litteratur jedes beliebigen Volkes, welcher der ſo charakteriſtiſche Stempel der Nachahmung der Antike aufgeprägt iſt. 2) Die poetiſche Litteratur jener geiſtigen Bewegung, die man unter dem Namen der Renaiſſance oder des Humanismus zu begreifen pflegt. Die Interpretation der erſten Bezeichnung kann nun wieder ſehr verſchiedenartig ſein; im Grunde iſt auch Shakeſpeare der Dramatiker ein Renaiſſancedichter; man kann ſich aber hier ſehr leicht einigen, indem man nur der Dichtung, welche ſich die Befolgung jener mitunter ſo ſonderbar aufgefaßten Regeln und Satzungen der antiken Poetik bewußt auferlegt, dieſen Namen giebt. Mit der zweiten jedoch wiſſen wohl auch litterariſch Gebildete ſehr wenig anzufangen. Man gebraucht ſie, man ſpricht von einer Poeſie der Humaniſten, weil man oft genug davon gehört und geleſen hat, daß jene Leute neben ihren wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, neben Pamphleten und ſonſtigen Produktionen zum Teil in poetiſcher Form, mit denen ſie in die religiöſe Bewegung eingriffen, auch in künſtleriſcher Abſicht Verſe zu machen pflegten, lateiniſche und mitunter auch griechiſche Verſe, deren Quantität meiſt ſo zweideutig war, als ihr Inhalt. Jedenfalls iſt der Ruf, in den dieſe Litteratur mit der Zeit gelangt iſt, der denkbar ſchlechteſte, oder beſſer geſagt der denkbar geringſte, denn ſie hat keinen mehr, ſie iſt vergeſſen. Nur das biographiſche Intereſſe an den gewaltigen Perſönlichkeiten, die mit dieſen ludis und ineptiis ſich die müßige Zeit zu vertreiben pflegten, läßt mitunter zu jenen verſtaubten Bänden greifen, in denen ſo viel von ewigem Ruhm und Unſterblichkeit die Rede iſt: Beſtimmung

Digitized by Google

von Daten, Illuſtration von Lebensverhältniſſen u. dergl. Das iſt aber auch Alles. Nur höchſt ſelten dürften ſich gegenwärtig Leute finden, die wie Jacob Burckhardt ihnen noch äſthetiſches Wohlwollen entgegenbringen und — was nur in verſchwindend ſeltenen, immer vereinzelten Fällen vorkommt — ſie auch leſen. Wie eigentümlich! Es iſt ſchon darauf hingewieſen, daß keine Litteratur, ſelbſt die der römiſchen Renaiſſance nicht, mit ſolchen Anſprüchen an die posteri aufgetreten iſt, ſich ſo als monumentum aere perennius fühlte, ſo durchdrungen von ihrer Claſſicität, ſo ſicher rechnend auf Scholiaſten und Commentatoren. Ein gewiſſer großartiger habitus fehlt ihr nicht, es iſt eine Weltlitteratur, ſie ſpricht eine Weltſprache und die verſchiedenartigſten Nationen einigten ſich mit Aufgebung der heimatlichen Idome in derſelben. Aber ſie überdauerte die Periode dieſer Sprachherrſchaft nicht. Das moderne Nationalitätsbewußtſein, von ihr ſelbſt großgezogen, ſchüttelte die Feſſeln der gelehrten Sprache ab, ſobald bei einem Volke das politiſche Bewußtſein ſo weit erſtarkt war, daß es dieſelben als unnatürlich empfand. Die franzöſiſche Nation gab den Anſtoß, und als man einmal aufgehört hatte lateiniſch zu dichten, vergaß man überraſchend ſchnell auch die lateiniſche Dichtung der Väter.

Wenn auch alſo dem allgemeinen litterarhiſtoriſchen Gedächtniſſe faſt völlig entſchwunden, wird ſie von der gelehrten Forſchung, welche ſich mit jener ſo überaus merkwürdigen Epoche der Geiſtesgeſchichte beſchäftigt und eine wirkliche Anſchauung von ihr erlangen will, nicht überſehen werden dürfen. Dieſelbe wird ſich immer gegenwärtig halten, daß eine ſolche Litteratur beſteht, denn es iſt ja für jene Zeit das am meiſten charakteriſtiſche, daß ſie ſich nicht als eine wiſſenſchaftliche, und zwar auch da nur ſammelnd anregende, empfindet, ſondern als poetiſche, produktive. Der Name Poesis iſt nicht blos der Titel für die Geſamtheit der Beſtrebungen der neuen Menſchen, der nur eintrat, weil man keinen beſſern zur Hand hatte, nein: er wird mit voller Abſicht gewählt, als Bezeichnung des Höchſten, was man in dieſen Studien verfolgte, der Einweihung in die hehren Myſterien der Kunſt, welcher Platon das ὄλον, die Geſamtheit des Irdiſchen zugeſprochen hatte. Das Ziel, das als äußerſtes angeſtrebt wurde, war doch bei allen mit Ausnahme einiger Weniger, die klarer ſahen, der Lorbeer des producirenden Dichters, und ſelbſt jene Wenigen waren noch nicht ſo weit, der poetiſchen Produktion gänzlich entſagen zu können. Dazu kommt, daß das Leben der Meiſten dieſer Leute durch Geſchick und Selbſtbeſtimmung ein poetiſches, man könnte mitunter ſagen, zu poetiſches war; es iſt dieſem Umſtande zum guten Teile zuzuſchreiben, daß ihr Zeitalter den Nachkommen in einem ſo

Digitized by Google

phantaſtiſchen Glanze erſcheint. Wird alſo ſchon aus dieſem Grunde für ſich allein ein ſo wichtiges kulturhiſtoriſches Moment nicht überſehen werden dürfen, ſo iſt es ganz unentbehrlich zur Erklärung einer andern wichtigern Erſcheinung, für die Entſtehung der modernen Litteraturen aus der Renaiſſance.

Schon während des lateiniſchen und griechiſchen Taumels nämlich waren unter den verſchiedenen von ihm erfaßten Nationen (zuerſt bei den Italienern) Männer von patriotiſchem Gefühl aufgetreten, welche dem Orden der Poeten angehörend, im Vollbeſitz der klaſſiſchen Bildung, ihr Talent auch in den über die Achſel angeſehenen Landesſprachen verſuchten. Wußte man doch von dem geiſtigen Vater der Bewegung, dem großen Petrarca, daß er juvenilia in italieniſcher Sprache verfaßt habe und gab es doch ſchon in der erſten Zeit einer hyperantikiſirenden Bildung Ketzer und Paradoxiſten, die von ihnen behaupteten, daß ſie den Vergleich mit den lateiniſchen nicht zu ſcheuen brauchten. Bald waren dieſe rime ein Blatt in ſeinem Dichter-Lorbeerkranze mehr, und nicht lange ſo gehörte es zum guten Tone auch in der Volksſprache dichten zu können. Hier liegen die Anfänge der modernen Litteraturen: akademiſch in Italien, höfiſch in England, gelehrt-pedantiſch in Holland. Mit der ihnen eigenen leidenſchaftlichen Lebhaftigkeit und großer Gewandtheit ergriffen das neue Princip die Franzoſen, ſehr ſpät, ſehr widerwillig und über alle Maßen ungeſchickt, folgten die Deutſchen. Kein Zweig der mittelalterlichen Dichtung, der nicht durch die neuen Muſter eine vollſtändige Umwandlung erfahren hätte; je bedeutender die Form, deſto durchgreifender ihre endliche Umgeſtaltung. Zuletzt erſtarrt Alles in der „gefrorenen Antike“ der franzöſiſchen Akademie, nicht blos in Frankreich, ſondern in Europa, bis germaniſche Elemente eine heilſame Reaktion herbeiführen.

Wie dieſer Vorgang ſich auf dem Gebiete des Dramas vollzog, iſt namentlich den Deutſchen zur Genüge bekannt. Keine Nation beſitzt ein populäres Werk, in dem er ſich ſo anſchaulich ſpiegelt, als Leſſing's Dramaturgie. Minder allgemein deutlich iſt die Geneſis des modernen Epos. Vielleicht weil dieſe Kunſtform weniger intereſſirt, vielleicht weil ſie nur ein künſtliches, willkürliches Erzeugnis iſt, weil das moderne Epos kein Epos iſt und keines ſein kann, da die beiden in ihm zuſammentretenden Begriffe ſich ausſchließen. Der Streit über das Epos, als Litteraturerzeugnis, das Harren auf das endliche Erſcheinen eines Meſſias dieſer Dichtgattung, dieſer Streit, der viele Geſchlechter leidenſchaftlich bewegt, dieſe Hoffnung, die ſie nervös in Spannung gehalten hat, ſie liegen uns nun weltenfern. Eine neue Erſcheinung hat dieſe höchſte Blüthe des unbe-

Digitized by Google

wußt dichtenden Geiſtes zu Seite gedrängt, „der Alterbruder des Epos“, wie man ihn genannt hat, der moderne Roman. Aber wie merkwürdig! Wenn man die Ahnenprobe dieſes nunmehrigen Volksbeherrſchers im Reiche der Poeſie anſtellt, ſo weiſt ſie genau ſo wie die der andern ſpeziell modernen Kunſtform, der Oper, auf die Renaiſſance, und zwar auf das Epos der Renaiſſance. In direkteſter Linie ſtammt unſer Roman von dem dichteriſchen Großwerke dieſer ſo idealen Zeit und da für dasſelbe das wirkungsvollſte aller Poeme, die je erſonnen wurden, Vergils Aeneis, höchſtes Muſter war, ſo hat der zeitweilig ſehr entartete Sprößling alle Urſache auf ſeine Ahnen ſtolz zu ſein. Es hat ein eigener Unſtern über dem Epos der neueren Zeiten geſchwebt, der das Zuſtandekommen eines allgemein intereſſirenden zeitgemäßen Kunſtepos bis auf den heutigen Tag verhinderte. Auf religiöſem Gebiete wurde eines geſchaffen, das einen immerhin beſchränkten Kreis von Leſern feſſelte und ſchon dadurch im Stande war, eine litterariſche Revolution in Europa hervorzurufen, auf weltlichem entſtand keines, das wir der Aeneis an die Seite ſetzen könnten. Und was man von den letzten anderthalb Jahrhunderten etwa ſagen konnte, daß eine Bedürfnis nach einem ſolchen faſt gar nicht mehr vorhanden war, das kann man von den Jahrhunderten, welche die Renaiſſancebildung beherrſchte, ſicher nicht behaupten. Nichts wurde leidenſchaftlicher geleſen, lebhafter beſprochen, häufiger kritiſirt, als dieſer Zweig der Dichtung. An Verſuchen die Palme zu erreichen hat es nicht gefehlt; darunter ſehr achtbare, ſehr glückliche. Aber ſelbſt in den beſten dieſer Leiſtungen ſtören Seltſamkeiten, Unbehülflichkeiten aller Art. Dichter, die ſonſt Gutes, ja das Beſte leiſteten, in allen Sätteln gerecht, gewandt, aller Mittel ſich bewußt, zeigen hier eine eigentümliche, taſtende Unſicherheit, Ängſtlichkeit. Das geht ſo weit, daß ſie ſich oft zu ihrem offenbaren Schaden ſelbſt verleugnen. Sollte das nicht einen Fingerzeig geben zur Erklärung dieſer ſeltſamen Erſcheinung?

Vielleicht. Dieſe Jahrhunderte kannten eine Inſtitution, die ſeit den Großthaten des deutſchen Geiſtes im vorigen Jahrhundert zu den überwundenen Standpunkten gehört, eine Inſtitution, ich möchte ſie die poetiſche Inquiſition nennen, welche wie ein drohendes Geſpenſt gerade vor dem epiſchen Dichtungskreiſe faß. Ein ſehr großer Philoſoph des Altertums galt als ihr Urheber, und viele Poetengemüter jener Zeiten mögen ihn darob verwünſcht und es beklagt haben, daß zu den vielen verlorenen Schriften des Altertums nicht auch das kleine Büchlein gehörte, welches *περὶ ποιητικῆς* betitelt iſt. In der That, die Poetik der Renaiſſance iſt nicht zum geringſten Teile, ja vielleicht alleinig daran Schuld, daß dieſe Dichtungsblüte verkümmert iſt. Das Drama ſchlug ſich ſiegreich durch,

Digitized by Google

ja es ſchoß mit einem Male ſo eigenwillig in die Höhe, daß es die überläſtige Gärtnerin beiſeite ſprengte. Aber das Epos erlag ſchließlich der unausgeſetzten Pflege, mit der man an ihm herumſchnitt, pfropfte und ſtutzte. Als es endlich von derſelben erlöſt war, hatte es nicht mehr die Kraft, um Sproſſen zu treiben; es war eingegangen. Das zu ſchaffende Muſterepos hat während dieſer ganzen Zeit nur negativ exiſtirt; nämlich im Kopfe der unzähligen, weiſen Kritiker, die ſo genau wußten, wie es nicht ſein ſollte. Und wäre Vergil ſelber aus ſeinem limbo ans Tageslicht gekommen, um eine neue Aeneis zu ſchreiben, ſie hätte wegen Epiſoden, unpaſſender Bilder, falſcher Charakeriſtik das äſthetiſche Anathem über ihn ausgerufen.

Die Renaiſſance wußte wohl, weshalb ſie gerade auf das Epos ihre Kritik ſo vollſtändig konzentrirte. Hier war nämlich der Centralpunkt ihrer Beſtrebungen: ein den Alten würdiges Epos zu ſchaffen, das war ihr letztes, ihr höchſtes Ziel. War es ein Wunder, daß ſie ihre Forderungen ſo hoch wie möglich ſchraubte? Sollte jeder Beliebige „ſich des Werkes unterſtehen," (ſo ſagte man wohl), welches ſeit man in der Welt die Muſen anruft, einem Einzigen geglückt? Und dann der Neid, aber auch die verzeihlichere Eiferſucht! Einem Arioſto durfte die Frucht nicht in den Schoß fallen, nach der der göttliche Franciscus vergeblich ſeinen Arm ausgeſtreckt. Taſſo nicht wagen, nach dem Lorbeer zu ſtreben, der noch jedem ſeiner Vorgänger ſeit Triſſino verſagt worden war. Die Forderungen, welche die Poetik an das Epos ſtellte, dürften damit ſchon ziemlich charakteriſirt ſein. Sie waren ſo unbeſtimmt und ſo dehnbar wie möglich; ein Spielball in den Händen der Kritik, aber gegen den Dichter eine tötliche Waffe. Die Renaiſſance kannte keine äſthetiſchen Normen, ſie hatte keinen Kanon. Nach einer Seite dürfte dies als ein Vorzug erſcheinen; aber es hört auf ein ſolcher zu ſein, ſobald man erkannt hat, wie ſehr ihr die Eigenſchaft fehlte, die höchſte des Kritikers, welche dann als Erſatz notwendig vorhanden ſein muß, objektives Anſchauen, ruhiges „In ſich aufnehmen," unbefangenes „Auf ſich wirken laſſen." Wie eigenwillig und verbohrt ſchon die frühere Renaiſſance in ihren Urteilen war, reinen Geſchmacksurteilen nach dem jeweiligen Belieben des Kritikers, davon kann man ſich leicht eine Vorſtellung machen, wenn man ſich die bizarren Antipathien und Sympathien auch nur der Größten ins Gedächtnis zurückruft: Petrarcas Voreingenommenheit gegen Ariſtoteles, Poggios Griechenhaß, und vor allen Valla, dieſen größten der Paradoxiſten, der Ariſtoteles für einen ſchwachen Dialektiker erklärte, Quintilian dem Cicero durchaus vorzog, im ſogenannten Pindarus Thebanus aber einen Poeten entdeckte, der den Vergil weit übertraf.

Digitized by Google

Dennoch ist es erst die spätere Renaissance, in welcher diese willkürliche Geschmackskritik ihre tollsten Sprünge machte. Unglücklicherweise mußte es gerade ein Poetiker sein und zwar einer, der in den Ruf eines ästhetischen Gesetzgebers und unumgänglichen Mentors für angehende Poeten gelangte, Jul. Cäs. Scaliger, welcher in dieser Beziehung das Unmögliche leistete. In dem fünften Buche seiner vielleicht gerade infolge ihrer schlechten Eigenschaften so verbreiteten Poetik, welches unter dem stolzen Titel Criticus eine Gegenüberstellung der Lateiner und Griechen, namentlich des Vergil und Homer brachte, ärgerte er doch nur die wenigen Griechenfreunde, mit dem sechsten Buche, dem Hypercriticus, in welchem er die modernen Dichter Revue passiren läßt, ärgerte er so ziemlich alle Welt. Da ist nicht einer, der seine vollkommene Zustimmung hätte. Dort wo er es doch nicht wagt zu tadeln, bei Petrarca, Filelfo, schwieg er lieber still, als daß er davon abstünde. Sein karges Lob ist immer mit einer Einschränkung und zwar meist einer recht bösartigen versehen, sein Tadel aber unbeschränkt, grenzenlos, unendlich vielgestaltig. Das Schlimme dabei ist, daß dieser Ton nun in die Kritik, die bald aus einer historischen eine aktuelle wird, allherrschend eindrang. So kam es denn zu so häßlichen Katastrophen, wie die, unter denen Tasso und Corneille zu leiden hatten. Daß aber dadurch die Produktion nicht sonderlich ermuntert werden konnte, und manche hochbedeutende aber ihrer selbst nicht gewisse Kraft auf andere Bahnen gelenkt werden mochte, ist von selbst sehr klar.

Nun gilt es aber vornehmlich einen Umstand aufzuklären, der namentlich für die Kritik des Epos wichtig ist und der den Betrachter zuerst leicht irritiren könnte. Wie kommt es, daß man gerade auf einem Gebiete, für das man in Aristoteles einem so trefflichen Führer hatte, so ziel- und planlos herumfuhr? Hier ist aber vor allem zu erwägen, daß die Renaissance sehr lange dem Aristoteles ganz anders gegenüberstand, als spätere Jahrhunderte. Geraume Zeit betrachtete sie den Heros der Scholastiker mit einem gewissen Mißtrauen; sie fürchtete sich heimlich vor ihm, oder sie affektirte Gleichgültigkeit, ja sie griff ihn sogar mit Vorliebe an und widerlegte ihn wie dies Petrarka, Valla, und auf dem uns hier interessirenden Felde namentlich der ältere Scaliger thaten. Diesem vor allen mußte daran liegen, einen Kunstrichter aus der Welt zu schaffen, der seine Regeln auf einem Homer aufbaute. Dieses Streben teilten nun zwar nicht alle. Homer hat immer seine Verehrer gehabt, die freilich mehr durch seinen hohen Ruhm bei den Alten bestochen, als durch die schöne Natur und hehre Einfalt der ewigen Gesänge angezogen wurden. Denn der Sinn für die Volksnatur, für die naive unbewußte Kunst scheint der Renaissance ganz abzugehen. Auch mit dem Ansehen des Aristoteles, viel weniger als mit seinen

Digitized by Google

Gründen — um das Leſſing'ſche Wort umzukehren — konnten viele nicht ſo bald fertig werden. Darin jedoch ſtimmten alle überein, daß der große Philoſoph, mochten auch ſeine Regeln unanfechtbar ſein, in der Anwendung derſelben ſtark geirrt habe. Verzeihlicher war es ſchon, wenn man die Faſſung derſelben dunkel fand und ſich berechtigt glaubte, bei jeder beliebigen Anwendung die zugehörige Auffaſſung in ſie hinein zu interpretiren. Zeugniſſe dafür liefert die Reihe der Commentatoren, die von Robortelli bis Dacier auf einander folgten. Dies Unweſen wucherte gerade dann am ſtärkſten, als Ariſtoteles durch die franzöſiſche Akademie zum diktatoriſchen Geſetzgeber und Homer durch die querelle des Anciens et des Modernes zum allgemeinen Verteidigungsobjekte für angehende Boileaus geworden war. Aber die thörichten Mißverſtändniſſe und verkehrten Anſchauungen vom Weſen des Epos blieben auch dann noch, und es gehörte ſehr wohl, wie Pope ſagt, ein gewiſſer Mut dazu, gerade heraus ſie für Unſinn zu erklären. Und war es nicht zum mindeſten kindiſch, wenn man ſchon den Vorwurf der Ilias als verfehlt bezeichnete, weil ſie ja die *μῆνις* des Peliden (la colère d'Achille) beſinge? Das ſei offenbar ein *πάθος* (passion), nun ſollte aber der Vorwurf eines epiſchen Gedichtes eine Handlung ſein, folglich —.

Daß man gerade von dem Weſen des Homer keine Ahnung hatte, beweiſen aber vornehmlich die unzähligen Vorwürfe im einzelnen, die man ihm machte. Unglaublich viel iſt hin und her geſchrieben worden über die ſtörenden Epiſoden (beſonders die Doloneia [Odyſſeus und Diomedes] die Beſchreibung der Waffen des Achill, die Totenfeier des Patroklus) über dieſe unanſtändigen Götter — nam de diis suis quasi de suibus loquitur witzelt Scaliger, über dieſe kochenden und weinenden Helden und vor allem das Steckenpferd der Homerverächter: über die Epitheta, beſonders die ſtehenden Beiwörter, dieſe Manifeſtation eines blöden, unfruchtbaren Geiſtes. Bewundernswert iſt dabei die Virtuoſität, mit der man die gleichen Anſtöße in der Kopie des Homer, im Vergil umging. Erſt Pope hatte die Kühnheit zu erklären, daß Vergil dieſelben Epiſoden einflechte, nur um vieles unmotivirter und ſchwächer, als Homer. Niſus und Euryalus ſeien ein Paar junge Narren, die ſich damit amüſiren ihre Feinde im Schlafe zu tödten und ſich Spolien zu holen, bis der Tag ſie überfällt, die ſich ihr ſchlechtes Ende mithin ſelbſt zuzuſchreiben hätten. Ferner: Achill brauche neue Waffen, da er die ſeinigen durch Patroklus verloren; Aeneas könnte ſehr gut ohne neue auskommen. Endlich die Kampfſpiele im fünften Buche der Aeneis. Aeneas hatte damals Wichtigeres zu thun als Spielen zuzuſehen, während bei den Griechen die Perſon des Patroklus die Leichenfeierlichkeiten bedinge, die gänzliche Er-

Digitized by Google

ſchöpfung der Troer ſie entſchuldige. Aber es würde zu weit führen auf den Kampf, welchen die Poetik über die Natur des vollendeten Epos erhob, näher einzugehen. Auch die poſitiven Beſtimmungen und Schönheiten, die ſie ſich nicht blos aus Homer und Vergil, ſondern promiscue auch aus Lukan und Heliodor herholte, müſſen wir uns verſagen, um das Hauptſächlichſte herauszuheben, was in ihr das Epos der Renaiſſance praktiſch beſtimmte. Am beſten wird dasſelbe aus der Produktion ſelbſt erhellen und zugleich durch ſie am beſten illuſtrirt werden.

Schon der erſte Dichter der Renaiſſance, deſſen Muſe es wagte „mit der an Thermopyl die Bahn zu meſſen und mit der hohen der ſieben Hügel", zeigt in ſeinem bezüglichen Werke jene ängſtliche Befangenheit in der Reſpektirung der antiken Poetik. Es iſt kein Geringerer als Petrarca ſelbſt. Man weiß von ihm, daß er ein Epos geſchrieben hat, welches Afrika betitelt iſt, in der Zahl ſeiner Gefänge der der Muſen und in Langweiligkeit dem Äußerſten gleichkommt, was in dieſem Fache geleiſtet worden iſt. Selbſt eifrige Verehrer Petrarcas haben zu allen Zeiten das Gedicht verfehlt genannt, und es iſt bezeichnend genug, daß es, ohne wie die Schätze des Altertums in Staub und Moder begraben zu ſein, 100 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunſt noch harren mußte, bis dieſe Segnung auch ihm zu Teil ward. Petrarca ſelbſt hat ſpäter das Gedicht aufgegeben und hintertrieb ſeine Veröffentlichung. Nur der Pietät Salutatos und Boccaccios verdankt man ſeine Erhaltung. Eine ungemein große Lücke zwiſchen dem vierten und fünften Buche, ob ſie nun auf einem Verluſte beruht oder niemals ausgefüllt war, ſtellt das gleichgültige Verhältnis des alternden Dichters gegen ſein Werk dar. Weniger die vielen Halbverſe, die wohl ähnlich wie die Klopſtockſchen auf eine mißverſtändliche Nachahmung Vergils hindeuten. Jedoch iſt das Gedicht nicht ſo ſchlecht, als es der neidiſchen Mitwelt und der einen unrichtigen Maßſtab anlegenden ſpäteren Zeit erſchien. An den falſchen Quantitäten der Verſe und den hiſtoriſchen Verſtößen der Erzählung, auf welche die beſſer unterrichtete ſpätere Renaiſſance, ebenſo wie auf Petrarcas Latein überhaupt, verächtlich herabſah, wird man heute am allerwenigſten Anſtoß nehmen. Petrarca hat es zum größten Teile mit Feuer und großer Liebe ausgearbeitet; es iſt rührend, in der berühmten epistola ad posteros zu leſen, wie er eines Tages bei einem Ausflug über die Enz von Parma aus auf der Höhe der Silva Plana, ergriffen von dem Blick auf Reggio, die angefangene Afrika vornimmt, in dichteriſcher Gluth viele Verſe niederſchreibt und infolge dieſes Anſtoßes das Werk ſo ſchnell zu Ende führt, daß es ihn ſpäter ſelbſt in Erſtaunen ſetzt. Lange Zeit hoffte er von dieſem Gedichte die Unſterblichkeit für ſich und König Robert von Neapel, dem es ge-

Digitized by Google

widmet iſt. Es war ſein Schmerzenskind „non parva mihi consummata labore“ und nach dem Tode des Königs Robert nimmt er in einer Anrede an das Werk wehmütig Abſchied von ihm wie von einer Geliebten. Dieſe Verſe ſowie ein Epigramm, das man früher als zu ihnen gehörig angeſehen hat, das aber, geſondert von ihnen, als lyriſcher Erguß aufzufaſſen iſt, ſtammen ſchon aus einer ſpätern Zeit, als die Hoffnungen, die er auf ſeine Afrika geſetzt, in Nichts zerronnen waren. Sie beweiſen aber, daß die individuelle Vorliebe und Zärtlichkeit für das Werk, welches zu verbrennen er nicht über ſich gewinnen konnte, nie erloſch. Petrarca iſt uns nun wieder zu ſehr Dichter, — die ſpätere Renaiſſance, z. B. Paulus Jovius, Paulus Manutius, ließ ihn als ſolchen nur nebenher auf Grund der rime gelten — als daß wir blind an dieſem Selbſturteil vorübergehen könnten. Sicherlich iſt er auch an dieſem Werke, wie an Allem, was er geſchrieben, mit dem ihm ſo eigentümlichen Enthuſiasmus, mit ganzer Seele thätig geweſen. Es iſt keine bezahlte Lohnarbeit wie die Sforzias eines Filelfo, ſie ſtrebt einem hohen Ziele zu, der Verherrlichung eines nationalen Helden in der klaſſiſchen Sprache der Halbinſel. Daß man den ältern Scipio im 14. Jahrhundert als nationalen Helden auffaßte, als Befreier des Vaterlandes von den barbariſchen Horden Afrikas, hat ſchon Burckhardt in ſeinem berühmten Werke ausgeführt. Noch war Silius Italicus unentdeckt, und eine Stimme herrſcht unter den ſpäteren Verehrern, daß Petrarca den Stoff aufgegeben hätte, wenn ihm eine frühere Behandlung desſelben bekannt geweſen wäre. Ließ doch ein dichteriſcher Zeitgenoſſe, Zanobi da Strada, ſeine bereits weit gediehene Arbeit fallen, als er hörte, daß Franciscus die gleiche vorgenommen. Wie gemein und zugleich thöricht die Anklagen Lefebures in ſeiner Ausg. d. Silius (Par. 1781) ſind, Petrarca habe ein Exemplar des Silius, den erſt Poggio 40 Jahre nach Petrarcas Tode veröffentlichte, beſeſſen und benutzt (eine Anklage, die ſich auf 43 in die Punica eingeflickte Verſe Petrarcas ſtützt) das haben ſchon le Bastien in d. Mem. de l'Acad. des Inscript. XV u. der Kritiker der Göttinger Gelehrten Anz. 1782 (Heyne) überzeugend nachgewieſen. Es gab immerhin Stimmen, wie z. B. Gerard de Voss, die Petrarcas Gedicht höher ſtellten, als die kalten, korrekten Verſe des Silius. Für uns können ſie beide nicht mehr lebendig ſein; die Afrika wird ſchon durch die todte Sprache, in der ſie abgefaßt iſt, dem modernen Leben entfremdet. Die Verſuche ſie zu überſetzen ſind kaum der Rede wert. Roſſetti erwähnt zwei Überſetzungen: der drei erſten Bücher in Stanzen von Fabio Marretti, die er für ſehr ſchlecht, und des erſten Buches im verso sciolto von der Gräfin Francesca Franco aus Padua, (Egli Enganea) die er für nicht gut erklärt. Nach den Proben, die er gibt, muß man ihm beiſtimmen. Ob zwei neuere italieniſche Überſetzungen, (vgl.

Digitized by Google

Burckhardt, Cultur d. Ren. 4. Aufl. I, 287 A. 1) mehr Lob verdienen, vermag ich nicht zu beurteilen, da ſie mir nicht zu Geſicht gekommen ſind. Zu dem Zwecke, das Unſterblichkeitswerk des großen Dichters ſeinen Verehrern näher zu bringen, ſcheinen ſie wenig beigetragen zu haben. Es iſt auch keine Kleinigkeit die Afrika zu leſen. Kein Argumentum, keine Praefatio ſind als Leitſterne zur Hand für die Irrfahrt durch dieſe endloſen neun Bücher eines dunklen, manierirten Latein, voll affektirter Bilder und vager, verwirrender Umſchreibungen der handelnden, d. h. redenden Perſonen. Denn die Perſonen der Afrika reden ſo entſetzlich viel; es iſt dies eine der Hauptſchwächen des Werkes, deſſen Handlung ſonſt einen glücklichen Aufbau zeigt. Hier erkennt man eben die unglücklichen Einflüſſe einer mißverſtandenen Theorie, welcher ſicher auch Petrarca ſchon beiſtimmte. Der entſchiedene ariſtoteliſche Satz im 9. Kap. der Poetik, daß von allen Fabeln und Handlungen überhaupt die epiſodiſchen die ſchlechteſten ſind, iſt für die ganze Folgezeit ein Schreckmittel für die Dichter, eine immer bereite kritiſche Geißel für die Kunſtrichter geworden. Die ſehr energiſche Einſchränkung dieſes Ausſpruches am Schluſſe des 17. Kapitels im Hinblick auf die Odyſſee (*τὸ μὲν οὖν ἴδιον τοῦτο, τὰ δὲ ἄλλα ἐπεισόδια*) ſchien man gefliſſentlich zu überſehen; es iſt dies auch einer jener naiven Compromiſſe dieſer Poetik gegenüber dem Ariſtoteles, die uns jetzt ſo unglaublich vorkommen, gegen die Leſſing den wahren Ariſtoteles zuerſt in Schutz zu nehmen wagte. Epiſoden, das iſt ein ſo dehnbarer Begriff, und man liebte ſie ſo ſehr dieſe dehnbaren Begriffe, mit denen man kritiſch ſo leicht operiren konnte. Es iſt nur ſchade, daß die Sache nicht ſo harmlos war, als denkende Köpfe jener Zeit ſie betrachteten. Wie haben Taſſo, Ronſard und Corneille ſie ernſt genommen! Wie haben ſie ſich ihr ganzes Leben mit dieſen Phantomen von Regeln herumgeſchlagen! Mir will es ſcheinen, als ob Petrarca der eben berührten in ſeinem Epos am ärgſten zum Opfer fiel. Eine Folge der krankhaften Furcht vor Epiſoden ſind dieſe endloſen Reden, mit ihrer künſtlichen Rhetorik das Gegenſtück der homeriſchen Erzählungen, in welche nun alles hineingeſtopft wird, was ſonſt als epiſodiſche Contrebande erſcheinen könnte. Die Kriegsereigniſſe werden meiſt in Vorberatungen oder Berichten berührt; die für die Berufung Scipios und ſeine Miſſion ſo wichtigen Verhältniſſe in Iberien erzählt Laelius auf einer Geſandſchaftsreiſe „dem Könige von Maura“ Syphax. Es geſchieht ungemein wenig in dieſer Afrika; es iſt mir vielleicht geſtattet als Beleg dafür hier eine Überſicht der ſogenannten Handlung zu entwerfen, wie ſie für unſern Zweck paſſen dürfte. (Detaillirter hat eine ſolche in neueſter Zeit Körting (Petr. S. 657—672) gegeben, der zugleich auf eine frühere in der hist. des lang. rom. et de leur litt. von Bruce-Whyte (Par. 1841) auf-

Digitized by Google

merkſam macht.) Den Eingang bildet das somnium Scipionis, ſicherlich auch infolge des bekannten Ratſchlages ſich in medias res zu ſtürzen. Der in Spanien gefallene Vater erſcheint mit Wunden bedeckt und begrüßt den erſchrockenen Sprößling gleich mit 50 Verſen. Kaum läßt er ihn ſein Erſtaunen über den nächtlichen Beſuch ausdrücken, ſo fährt er fort ihm in 106 Verſen das Treffen zu erzählen, das ihm den Tod gebracht. Das nannte man dann nicht ab ovo anfangen, denn es wurde ja erzählt. In der Weiſe ſchleppt ſich denn das Geſpräch fort, daß es alles berührt, was für die Vorgeſchichte des Krieges merkenswert iſt, den Schwur des Hannibal, die Schlacht bei Cannae, den Heldentod des Aemilius Paullus etc. Zuletzt kommt ſtatt der üblichen *νεκυία* eine prophezeihungsvolle Himmelswanderung der Beiden, von der es ſchwer glaublich iſt, daß ſie Petrarca ganz ohne den Einfluß Dantes concipirt habe, trotzdem der in ſeinem Ehrgeiz ganz excluſive Poetenvater vorgab das göttliche Gedicht der Sprache des Pöbels abſichtlich zu ignoriren, damit er es nicht beſtehle. — Die Sorge des Sohnes, daß Hannibal Rom überwinden werde, ſucht der Geiſt des Vaters durch eine faſt das ganze zweite Buch füllende Weisſagung zu zerſtreuen. Die Triumvirate, Cäſars Schlachten, das Weltreich des Auguſtus, der natürlich von den Scipionen abſtammen muß, Veſpaſian, Titus, die Zerſtörung Jeruſalems, ja ſogar die inclita religio, durch welche „populi poterunt peccata mereri" führt er zu dieſem Zwecke auf. „Ulterius transire piget", wahrſcheinlich weil er nicht mehr viel Gutes zu berichten hat.

Das dritte Buch bringt dann in ziemlich ſchroffem Übergange den Beſuch des Laelius bei Syphax, nicht ohne eine weitläufige (180 Verſe) Beſchreibung des königlichen Palaſtes, damit auch die Theorie ut pictura poesis berückſichtigt werde. Ein Feſtmahl führt mit harmloſeſter Abſichtlichkeit den homeriſchen Sänger ein, welcher die rühmlichen Thaten der Vorfahren des Syphax. — ſie verdanken dem vorübergehenden Aufenthalt des Herkules in Afrika ihr Daſein — beſingt, worauf Laelius durch das ganze 4. Buch gezwungen wird, ſich mit der Ruhmeschronik der Römer und dem iberiſchen Feldzug zu revanchiren. An Anklängen aus Livius und Florus ſind dieſe Reden des gleichfalls rhetoriſch veranlagten jüngern Lateiners ebenſo reich, als das folgende Buch an Selbſtcitaten aus den von ihm ſo verachteten Gedichten in der Volksſprache, den rime und den trionfi, namentlich dem trionfo d'amore, in dem die Epiſode dieſes Buches wiederkehrt. Denn dieſes 5. Buch iſt trotz aller Vorſicht zu einer Epiſode geworden, es bringt die bei den Dichtern der Folgezeit ſo grauenvoll beliebte Kataſtrophe jener karthagiſchen Heldin, der mehr um die Ehre ihrer Vaterſtadt, als um die eigene beſorgten Sophonisbe. Nach jener bereits erwähnten Lücke, welche mindeſtens die Rückkehr des Laelius, den Abfall des Syphax,

Digitized by Google

den Übergang Scipios nach Afrika und die Einnahme Cirta's, der Hauptſtadt des treuloſen Königs, durch Maſiniſſa enthalten müßte, abgeſehen von Nebenumſtänden, die Salutato in einem Briefe an Franciscolus da Broſſano noch vermißt, nach jener Lücke führt das fünfte Buch alsbald vor, wie ſich der Sieger von Cirta furchtbar ſchnell in des gefangenen Syphax Gattin verliebt. Denn die hiſtoriſche Überlieferung, daß Sophonisbe bereits früher dem Maſiniſſa verlobt war, aber nach ſeinem Bündnis mit den Römern ihm entſagte, um den Syphax zurückzugewinnen, ſcheint dem Dichter erſt im weitern Verlaufe eingefallen zu ſein. Jedenfalls konnte er es für ſeinen Zweck nicht brauchen: die pſychologiſche Schilderung des erſten Eindrucks weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit auf ein feuriges jugendliches Gemüth. Es iſt ſehr beachtenswert für die ſpätere Entwickelung, dieſes beliebteſte aller Romanmotive ſchon im erſten Epos der Renaiſſance anzutreffen. Viel Scrupel haben aber dieſe Liebesleute noch nicht; ſie heiraten einander mit einem mitleidigen Seitenblick auf den abweſenden Gemahl. Die patriotiſche Dame denkt einen guten Fang für die Sache des Vaterlandes gemacht zu haben, aber ſie täuſcht ſich. Vulgus omnia in peius torquere loquax hat das ſeltſame coniugium ſchnell dem Feldherrn überbracht, um der ſchönen Feindin den Sieg ſtreitig zu machen. Er thut dies in einer — nun man kann es nicht anders bezeichnen — in einer Predigt, die in wohlgezählten drei Teilen den pflichtvergeſſenen Offizier an die disciplina militaris, pectoris und regia erinnert, an ſeine Pflichten als Soldat, Mann und König. Die Wirkung iſt keine geringe: „ast illi jamdudum ex ore ruebant | certatim lacrimae“. Er erwidert nur pauca, entſchädigt ſich aber durch einen nächtlichen Monolog von 150 Verſen, mit dem er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzt. Die Löſung dieſes tragiſchen Knotens iſt nun aber in ihrer Naivetät einzig. Der verliebte Held kommt zu dem Schluß, daß er oder die amata conjunx die Welt verlaſſen müſſe, er entſcheidet ſich wieder mit viel Thränen für die Letztere, ſendet ihr mit Morgengrauen einen Giftbecher und ſie nach einem „Masinissa vale, nostri memor“ haurit non mota fronte venenum.

Und doch ſind dieſe erſten 5 Bücher diejenigen, in welchen ſich Petrarcas glänzende Phantaſie, der feurige Schwung ſeiner Rede, ſeine warme Empfindung am wenigſten verläugnet. Die feierliche Poſitur, in welche ſich der Dichter in ſeinem Unſterblichkeitsgedicht ſetzen zu müſſen glaubt, ſowie die erlernte ſchulmäßige Sprache haben dieſen Eigenſchaften fraglos viel Abbruch gethan. Dennoch erkennt man überall den Dichter der rime Dies iſt nun aber im Verlaufe der 4 folgenden Bücher immer weniger der Fall. Namentlich der eigentliche Höhepunkt des Gedichtes, das Zuſammentreffen Scipios und Hannibals im 7. Buche, iſt ſo ſchwach ausgefallen, daß man ihn ohne Ungerechtigkeit als den tiefſten Punkt von Pe-

Digitized by Google

trarcas dichteriſchem Können betrachten kann. Für dieſe kühlen Reden von je 200 Verſen entſchädigt der darauf folgende Götterrat nicht, in welchen ſtatt der heidniſchen Juno und Venus zwei Allegorien Carthago und Roma beim Himmelsvater petitioniren. In den beiden letzten Büchern, in denen gar nichts mehr geſchieht, ſchleppt ſich die Geſchichte müde zu Ende. Das letzte wußte der Dichter mit nichts mehr auszufüllen, als mit literariſchen Unterhaltungen zwiſchen Scipio und Ennius, welch letzterm non vates Maeonius, non jure praeponitur altus Euripides —; auch ein somnium Ennii, wahrſcheinlich eine Wiederholung der erſten 2 Bücher ſoll nach dem Biographen Paolo Vergerio hier ausgefallen ſein. — Außerdem bringt es Selbſtbetrachtungen und jene bereits erwähnte Anrede an Afrika.

Denn das erſte epiſche Geſetz, welches das Altertum aus Homer abſtrahirte: *αὐτὸν γὰρ δεῖ τὸν ποιητὴν ἐλάχιστα λέγειν· οὐ γάρ ἐστι κατὰ ταῦτα μιμητής* (Ar. Poet. 24. § 7), das Zurücktreten des Dichters hinter ſeine Erzählung, dies Geſetz wurde von der Poetik nicht erkannt, nicht zur Regel erhoben. Doch gerade hierin hätte ſie anſetzen ſollen, um vor allen Dingen die Kunſt einer klaren, flüſſigen Erzählung zu erzielen. Daß die Begabung dafür der Zeit durchaus nicht abging, wird man im Hinblick auf ihre Novelle, auf die glänzenden Erzähler Bojardo, Pulci und Arioſto nicht beſtreiten. Aber die beiden erſten wurden wegen des barbariſchen Zurückgreifens auf die abenteuerreichen Romane der chevalerie von der Theorie vornehm überſehen, der letzte als Kenner und abſichtlicher Verletzer der poetiſchen Regeln mit dem Anathem belegt.

Nicht unbedeutende Erzählertalente finden ſich aber auch unter den Gläubigen der Poetik, den lateiniſchen Dichtern. Namentlich waren es fernere, enger abgegrenzte Partieen des Mythos, die man nicht ohne Glück behandelte. Hier gab ſich der Dichter wenigſtens einigermaßen natürlich, jedenfalls ungezwungener; die oben bezeichneten Fährlichkeiten, denen Petrarca verfallen war, lagen hier weniger vor. Ein ſolches Talent iſt z. B. Maffeo Vegio von Lodi, Datar des Papſtes Pius II. Seine Sachen haben faſt ein novelliſtiſches Gepräge. Die magna Bibliotheca patrum veterum bringt in der Kölner Ausgabe (in der Pariſer nicht) im XV. B. folgendes von ihm: Ein supplementum libri duodecimi Aeneidos, ſo iſt der Titel, nicht wie ſo oft und auch bei Voigt fälſchlich angegeben wird, 13. Buch der Aeneis. Eine ſolche Kühnheit war damals Vergil gegenüber unmöglich. Mit großem Geſchick werden hier verſchiedene Ereigniſſe, welche nach dem Tode des Turnus begehrliche Gemüther geſchildert haben möchten, mit einander verknüpft. Nach der Hochzeit folgt eine lange, glückliche Regierung des Aeneas und ſchließlich ſetzt ſogar Venus mit Zuſtimmung der verſöhnten Juno ſeine Apotheoſe im Olymp durch. So endet alles in Glanz und Wonne. Dieſe

Digitized by Google

Sucht alles in Wohlgefallen aufzulöfen fcheint mir überhaupt für den Maffeo Vegio characteriftifch. Sie ift fürden fpätern Roman ja fo bezeichnend und darum befonders hervorzuheben. Über das zweite diefer Epen, Aftyanax, breitet fie faft eine komifche Färbung. Es will die crudelia funera Hectorei gnati erzählen und planctus lamentaque afflictae matris. In dem Verhältnis des Pyrrhus zu Andromache kann man wieder ein romanhaftes Sujet erblicken. Aber auch diefer Dichter ift noch ziemlich refolut in feiner Behandlung. Pyrrhus wird nur dargeftellt als ovans cui sors Andromachen dederat und auch letztere hat mit der treuen, liebenden Gattin, wie Homer fie fchildert, wenig zu thun. Am Schluffe tröftet der Sieger fchnell multum miseram, fetzt fie ins Schiff (puppisque locavit) und fie fahren fröhlich nach Hauf (patrias laeti petiere Mycenas). „Velleris aurei libri IV." erzählen mit Einmifchung einer ziemlich langweiligen Götterintrigue — Pallas gegen das Triumvirat von Aeolus, Juno und Venus —, in welcher einer fonft weniger bekannten Schwefter der Medea, Calciope, frühern Braut des Phryxus, eine bedeutende Rolle zugewiefen wird, die Ereigniffe der Fabel in der gewöhnlichen Faffung und Reihenfolge. Hier ift nun die Liebe Hauptmotiv, alles dreht fich um fie und das erwähnte Götterbündnis dient nur dazu, das jungfräuliche Herz der Medea zu erweichen. Dies gelingt natürlich. Pallas unterliegt und muß fich von Jupiter mit der Ausficht auf den trojanifchen Krieg tröften laffen. Nach Zerftückelung des Bruders und den Klagen des Vaters der Medea fahren fie wieder fröhlich nach Hauf, „Aesonides lactique nova cum conjuge Graii".

Ganz unbekannt fcheint ein kleines Epos des Franciscus Sfondratus „de raptu Helenae libri III", welches alfo wieder eine Entführungs- und Liebesgefchichte, aber ohne das novelliftifche Gefchick des vorhergehenden, mit vielen Phrafen und Befchreibungen erzählt und mit der böfen Prophezeihung des Proteus (anlehnend an Horaz) abfchließt. Auch Sadolet und Pico von Mirandola dürften mit ihren wohl auch kaum beachteten Quintus Curtius und expulsio Veneris et Cupidinis in diefe Reihe zu ftellen fein. Joh. Baptista Pigna mit längeren Erzählungen aus der Cyklopen- und Nymphenwelt, fowie der Bifchof Vida mit feinem scacchia ludus. Denn da dies drollige Gedicht eine Schachpartie Merkurs und Appollos bei einem Gaftmahle des Oceanus wie einen kleinen Krieg erzählt, bei dem die Götter fo leidenfchaftlich Partei ergreifen, daß Jupiter alle Mühe hat, fie vor unbefugten Eingriffen zurückzuhalten, fo darf man in ihm wohl die epifche Abficht höher ftellen, als die didaktifche. Eng an diefe Kategorie fchließt fich die epifche Behandlung biblifcher und chriftlicher Stoffe. Paraphrafen der Evangelien find hier nicht felten z. B. des Johannesevangeliums (nach Nonnus) von dem durch Paulus Meliffus gekrönten Schwaben

Digitized by Google

Ulrich Bollinger, der übrigen Evangelien durch Matthias Balticus von Ulm. Von dem erſtern werden noch neun Bücher de rebus gestis Mosis erwähnt. Einen Märtyrer Joathias in Barca beſang Pierius Valerianus, die heilige Jungfrau Baptiſta Mantuanus, den Auszug der Juden aus Ägypten der Schotte Alex. Roſſe, eine Patriarchade dichtete Jacob Cats: Patriarcha Bigamos (Jakobs Doppelheirat), eine Historia Jonae Hugo Grotius. Den jüngſten aller Heiligen feierte aber gleich nach der Canoniſation das Heldengedicht des Portugieſen Anton Figueira Durao, nämlich den Ignazius von Loyola.

In dieſem Zuſammenhang iſt auch Maffeo Vegio noch einmal zu nennen mit einem dem Papſt Eugen IV. gewidmeten Gedichte, welches in vier Büchern den heiligen Antonius beſingt. In Bezug auf den Inhalt dieſer Antonias möchte ich einen Irrtum Voigt's berichtigen, der bei den ganz verſchiedenen Tendenzen ſeines Buches verzeihlich genug erſcheinen dürfte. Der verhältnismäßig ſehr kurze Abſchnitt des zweiten Buches Voigt's, welcher auf die Dichtung der Renaiſſance ſpeziell eingeht, gedenkt auch dieſes Maffeo Vegio und berichtet von der Antonias, ſie erzähle, „wie dieſer Einſiedler die Gelüſte des Fleiſches und des Geiſtes niederkämpft.“ Allein Voigt hat offenbar die ziemlich längliche Präteritio in der Invocation mißverſtanden, in der vorausgeſchickt wird, daß eben dieſer Gegenſtand nicht behandelt werden ſoll. In der That bringt das Epos keine Höllenbreugheleien, ſondern die gefahrvolle Reiſe des Heiligen zu der Stelle, an der Paulus verſchieden, um demſelben ein heiliges Grab zu beſtellen. Zwei Löwen helfen ihm dabei und entfernen ſich dann, nachdem ſie dem Heiligen demütig ihre Ehrfurcht bezeugt. Auch er ſieht am Schluſſe, wie ſeine Genoſſen in Vegio's weltlichen Epen glücklich domum et socios wieder. In der Invocatio dieſes Werkes ſollte man übrigens in Vegio nicht den Dichter jener Epen ahnen; denn er verwünſcht heftiglich die ficta et inania Musae, falsum Jovem, turbamve deorum incertam, regumque tristia bella und hält es für einzig erlaubt Satum Virginis, Chriſtum deum zu beſingen. Eine ſolche Auguſtiniſche Umkehr iſt bei den Dichtern der Renaiſſance wohl nicht häufig. Am allerwenigſten trifft man ſie bei den beiden bedeutendſten chriſtlichen Sängern jener Zeit bei Hieronymus Vida, dem über alle Maßen gefeierten Dichter einer Meſſiade (Chriſtias in ſechs Geſängen) und bei Sannazaro, der in einem durchgebildeten Latein von faſt italieniſchem Wohllaut den Stern von Betlehem (de partu Virginis libri tres) beſang. Bei letzterm weiſt ſogar die Einmiſchung der heidniſchen Mythologie in den religiöſen Stoff auf einen ziemlich indifferenten chriſtlichen Sinn; dieſelbe wirkt aber im künſtleriſchen Sinne in der That ſtörend und iſt daher ſchon von Zeitgenoſſen vielfach

Digitized by Google

getadelt worden. Es iſt dies aber nicht der einzige Fall in dieſen Dichtungen, wenn auch vielleicht der auffälligſte, da er ein ſo ſpecifiſch chriſtliches Poem betrifft. Im Gegenteil, dieſe Vermiſchung findet ſich ſehr häufig. So wird auch in der Afrika Chriſtus neben der Muſe angerufen und neben Orakeln und heidniſcher Philoſophie ſtehen unbefangen Bibelſprüche und chriſtliche Sittenlehren. —

Man findet dieſe Litteratur teils in alten und neueren Sammlungen, wie die Delitiae poetarum Italorum, Aigner's chriſtlich lateiniſche Muſe, teils nicht gar ſo ſelten in Einzeldrucken und bei den bedeutenderen Dichtern natürlich in den Sammlungen ihrer Werke. Sie erinnert ſehr lebhaft an die letzten Jahrhunderte der römiſchen Literatur, an die Zeit, in welcher Claudian, Juvencus, Sidonius Apollinaris, Venantius Fortunatus dichteten, Autoren die noch lange hin nicht viel weniger klaſſiſche Muſter waren, als die Dichter der Auguſteiſchen Zeit. Sie teilt mit ihr die Vorliebe für die entlegenen Partien des Mythos, für begrenzte, novelliſtiſche Stoffe, den Eifer mit dem man ſich auf das Gott gefällige Werk der Legendendichtung wirft. Aber was ſie ganz beſonders verbindet, das iſt ihr höfiſcher, panegyriſcher Charakter. Das echte Epos kennt kein Lob lebender Menſchen, es hat es nur mit dem Ruhm vergangener Geſchlechter zu thun. Dieſer Gattung Epiker iſt es aber zum größten Teile nur wohl, wenn ſie für ihre Fürſten in die Poſaune ſtoßen können. Daß dieſes Wohlſein eine ſehr materielles iſt, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Ein Filelfo betrachtet die Verſe ſeiner Sforzias wie ein Kapital auf Zinſeszins, welches je mehr es anwuchs, deſtomehr abwarf. Auch ſeinem Sohne wollte er eine ſolche Rente verſchaffen, indem er ihn veranlaßte durch eine Cosmias den arg kompromittirten Vater bei Coſimo von Medici wieder rein zu waſchen. Keiner der bedeutenderen d. h. zum Teil vermögenderen Fürſten, der nicht ſeinen Homer gefunden hätte. Matthias Corvinus hatte ſeinen Alexander Corteſius, der ſeine laudes bellicae beſang, es gab eine Borſeis, eine Triultias u. ſ. w. ja es gab auch eine Borgias. Eine große Anzahl Dichtungen riefen die Türkenkriege hervor, namentlich der mit unendlichem Jubel wie ein Himmelswunder begrüßte Sieg bei Lepanto. In den Delitiis poetarum Italorum ſind es nicht weniger als vier Poeten, welche die victoria Naupactiaca epiſch verherrlichen. Dazu kommen noch jene vielen kleinen Hofgedichte, die glänzende Jagden, Feſte, Aufzüge u. ſ. w. zum Gegenſtande der Erzählung machen mit einer Meiſterſchaft der Behandlung, einer Anmut der Erzählung, die ſchon Burckhardt gebührend gewürdigt hat.

Allein man glaube nicht, daß das Epos der Renaiſſance ſich ganz in dieſen Niederungen verlief. Der große Gedanke des Petrarca war nicht

Digitized by Google

verloren, wenn auch das Mißgeſchick in ſeiner Realiſirung niederdrückend wirkte und die Ausführung manches großen Planes, die Beendigung mancher mit Ernſt und Hingabe begonnener Werke hintertrieb. So trug ſich der große Kanzler von Florenz Salutato mit dem Entwurf nach dem Vorbilde ſeines von ihm begeiſtert verehrten Freundes Petrarca eine andere Errettung des italieniſchen Vaterlandes durch die Römer, den Krieg gegen Pyrrhus von Epirus zu beſingen. Derartige Pläne mögen anfangs nicht ſelten geweſen ſein. Jener vereinzelte Homerenthuſiaſt Baſinio Baſini am Hofe zu Rimini machte große Anläufe zur Nacheiferung ſeines Vorbildes, und ſchon die Thatſache, daß auch Homer ſeine Nachahmer fand, dürfte für dieſe Arbeiten Intereſſe erregen. Aber das Können entſprach hier leider nicht dem Wollen. Baſinios Meleagris und ſeine unvollendeten Argonautica ſind ſchwerfällig gelehrt, voll dunkler Allegorie und Mythologie und in ſeiner Heſperis, welche er das Werk ſeines Lebens nannte, verfällt er ganz in den herkömmlichen Panegyrikus zu Ehren ſeines Fürſten des Ghismondo Malateſta und deſſen Gemahlin Iſotta. Dasſelbe charakteriſirt leider auch die Epen eines Franzoſen Germain Audebert, der ſich die Geſchichte Roms und Venedigs zum Vorwurf nahm. Im großen Ganzen bemerkt man aber, wie dieſer Zweig der Dichtung, als gar ſo ſchwer zu erreichen, immer mehr in Verruf kommt, man ſpöttelt über eingebildete Köpfe, die ſich in dieſer Beziehung mit Hoffnungen tragen, und ſchließlich ſind es wirklich nur noch Narren, die ſich mit nicht bezahlten, frei gewählten epiſchen Stoffen abgeben. Narren, auf Koſten derer man ſich luſtig macht. So jenes komiſche Bettelgenie am Hofe Papſt Leo's Camillo Querno, der Archipoeta, wie ihn die luſtige Geſellſchaft nannte, gleich furchtbar im Trinken wie im Dichten. Mit einer Alexias von 20.000 Verſen kam er nach Rom und bei einem Banket hörte man ſich einen Teil dieſes epiſchen Ungeheuers an, etwa wie der Hof des Theſeus die Rüpeltragödie. Dann ſetzte man ihm bezeichnend einen Kranz von Kohl auf, poſtirte ihn vor eine Kanne Wein und nun mußte er improviſiren mit der Bedingung für jede falſche Quantität Waſſer trinken zu müſſen. Nach dem Verhältniſſe zu ſchließen, in dem ſelbſt bedeutende Renaiſſancepoeten z. B. Petrarca zu den Quantitäten ſtehen, iſt ſehr zu befürchten, daß der Dichter der Alexias mehr Waſſer als Wein bekam. Er blieb lange bei Leo, und Paulus Jovius erzählt, daß er ſich dem Papſte gegenüber über die Ausbeutung ſeines Talentes beklagte: „Archipoeta facit versus pro mille poetis.“ Leo antwortete ſchnell: „Et pro mille aliis Archipoeta bibit.“ Aber an eben der Stätte, an welcher dieſer zweifelhafte Prieſter der Camoenen Epen dichtete, bereitete ſich die Reform vor, welche die Ideen Petrarcas von einem andern Geſichtspunkte wieder aufnahm,

Digitized by Google

und in dieſer neuen Form zu einer immerhin Achtung gebietenden Verwirklichung führte.

Es war nur ein Schritt nach dem beſtechenden Vorgange des Arioſt, auch das der Antike nachſtrebende Kunſtepos auf den fruchtbaren mütterlichen Boden der nationalen Sprache zurückzuführen. Aber daß Triſſino ihn wagte, erſcheint immerhin als Verdienſt. Es iſt nicht ſehr gewürdigt worden; denn es iſt das traurige, aber notwendige Schickſal der ſogenannten Schulmeiſter der Dichtung, daß die Schüler ſpäter nur das an ihnen bemerken, was ſie von ihnen nicht gelernt haben; ihre poſitiven Leiſtungen, ihre wirklichen Lehren aber als ſelbſtverſtändlich überſehen. Triſſino iſt kein großer Dichter, ein viel geringerer als Ronſard, der für Frankreich ſonſt dasſelbe bedeutet, wie Triſſino für Italien. Sein Epos Italia liberata dai Goti, in welchem zum erſtenmale die Sprache des Pöbels ſich mit der der Aeneide zu meſſen wagte, iſt ein höchſt kaltes, höchſt langweiliges Produkt, ſo daß man ſich von dieſem italieniſchen Heldengedicht ſehr wohl nach dem Latein der Afrika zurückſehnen könnte. Hier ſind allerdings die Forderungen der Poetik erfüllt, in dieſer Sandwüſte von Handlung, voll Schlachten, Kriegsberatungen, Erſtürmungen, Mord und Totſchlag — das iſt nämlich nach Scaliger der hauptſächliche Inhalt eines Epos — findet ſich keine ſolche Oaſe der Liebe, wie die der Sophonisbe und des Maſiniſſa. Wer atmet nicht auf, wenn nach den 27 Büchern, die ſich gleichen wie ein Ei dem andern, dieſer Vitiges endlich gefangen wird! Aber vielleicht war dieſe akademiſche Regelmäßigkeit nötig. Denn es war kein geringes Wagnis im erſten Viertel des 16. Jahrhunderts, die Sprache der Gebildeten für die des Volkes aufzugeben und dennoch Anſpruch auf Klaſſicität zu machen. Es konnte nur in dieſer Weiſe geſchehen, um zu gelingen, und es gelang. Die Poetik begutachtete die Neuerung, ſie lobte den dichtenden Poetiker, Gravina verglich ſein Werk mit der Ilias und nur Karl V. war würdig, es entgegenzunehmen. Nur dadurch wurde der rege Eifer möglich, der nun mit einem Male auf dieſem Gebiet hervorbricht. Zu zeigen auf welche Irrwege er wiederum geriet, welche Erfolge er hatte und welchen Hinderniſſen er ausgeſetzt war, iſt an dieſem Orte nicht möglich; es erforderte dies ein eigenes Kapitel. Genug, daß wir auf Erſcheinungen wie Camoens und Taſſo hindeuten können, um bewieſen zu haben, daß das Epos der Renaiſſance auch zu einer gewiſſen Blüte gedieh. Allerdings auch zu einer höchſt künſtlichen; aber doch einer Blüte, die auch für das Volk bis in ſeine tiefſten Schichten vorhanden war. Nicht zum geringſten lag das an den Stoffen jener beiden, wahrhaft einzigen Stoffen, bei denen man nicht begreift, daß auch an ihnen die Kritiker bis auf unſere Tage herab zu mäkeln fanden. Wäre man nur

Digitized by Google

noch oft ſo glücklich geweſen, hätte man ſich nur noch einmal ſo warm und wahr in eins geſetzt mit ſeinem Werke. Statt deſſen kehrte man teils zur abgedroſchenſten Mythologie und Schäferei zurück und ſuchte ſie durch eine überſpannte Diktion ſchmackhaft zu machen, teils verhunzte man gute Stoffe in ſteifleinenen allegoriſirenden Chroniken, wie z. B. Scudery und Chapelain. Die Befreiung der Niederlande, die Thaten Guſtav Adolphs weckten keinen Maeoniden, ein ſo eminenter epiſcher Stoff wie Wilhelm Tell iſt, trotzdem man ihn kannte — der deutſche Joh. Fabricius behandelte ihn in einer lateiniſchen „Elegie" (1556) — ganz unbeachtet geblieben. Das Intereſſe der Zeit drängte immer mehr zur proſaiſchen Geſchichtsdarſtellung und zum Roman, welcher im Epos und ſeiner Theorie ſchon lange vorbereitet war. Mit dem Amadis, dem Vermittler des mitteralterlichen und modernen Romans, den Mömpelgarder Drucken beginnt die Herrſchaft dieſer neuen Kunſtform, der Gedichtgeſchichten und Geſchichtgedichte, auf welche ſich ſpätere „Kunſtlehrer" als auf etwas, was die Alten nicht beſeſſen, noch viel zu Gute thun. Sie gelangen in Produkten wie Barclays Argenis panegyriſtiſch und allegoriſch ebenſo zu merkantiler Verwendung wie das Epos der Renaiſſance. Doch wenn der junge Sproſſe ſeine Biographen findet, warum nicht auch der Ahn? Das Geſagte iſt nun weit entfernt, eine ſolche Biographie auch nur in verkleinertem Maßſtabe zu ſein. Es giebt nur die ungefähre Vorſtellung davon wieder und hat ſeinen Zweck erfüllt, wenn es auf die Notwendigkeit und vielleicht auch auf die Dankbarkeit einer noch immer nicht gelöſten Aufgabe hingewieſen hat, nämlich einer Geſchichte der neulateiniſchen Litteratur.

Digitized by Google

Johannes Hadus-Hadelius.

Ein Beitrag zur Geſchichte des Humanismus an der Oſtſee.

Von **Guſtav Bauch.**

Als in Italien längſt die feinere geiſtige Bildung der Renaiſſance ein äſthetiſches Bedürfnis der beſſeren Schichten der Bevölkerung geworden war, da lag über Deutſchland noch die Dämmernacht des Mittelalters. Italiener brachten die erſten Ahnungen eines Wiedererwachens der Wiſſenſchaften nach Deutſchland, aber es dauerte trotz der nahen und regen Verbindung mit Italien lange, bis man auch in Deutſchland eine andere Bildung, als ſie die mittelalterlichen Schulen und Univerſitäten gewährten, wie ein wirkliches Bedürfnis empfand. Endlich aber zogen doch auch Deutſche nach Italien, nicht mehr bloß, um dort akademiſche, juriſtiſche und theologiſche, Würden zu erwerben, oder um in Rom einer Pfründe nachzujagen, ſondern um dort, wie man meinte, aus den unverfälſchten Quellen des Altertumes zu ſchöpfen.

Die Anregungen, welche ſolche Männer dann nach der Heimat mitbrachten, wirkten von ihnen aus weiter, und mit der ganzen Freude an einer neuen, begeiſternden Ideenwelt wurden ſie wieder weiter gegeben, oft ſchon, ehe ſie bei den Trägern Zeit und Ruhe gehabt hatten, tiefer einzudringen und ſich abzuklären. Die Wanderluſt der mittelalterlichen Scholaren, der Vaganten oder Bachanten, vereinigte ſich mit der treibenden Begeiſterung der Verkündigung einer neuen Lehre in den von Hochſchule zu Hochſchule pilgernden Poeten, wie man die Jünger des Humanismus zu nennen ſich bald gewöhnte.

Am ſchärfſten ausgeprägt zeigen ſich die guten und auch manche ſchlechte Seiten dieſer Wanderpoeten in Conrad Celtis, der auf ſeinen Irrfahrten im letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts auch die Geſtade der Oſtſee berührte.[1]) Leider ſind wir über dieſes erſte Auftreten

1) Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii I, 117, 121 und Aſchbach, Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes etc. Wien 1869 (Sitzungsberichte der phil.-hiſt. Cl. der kaiſerl. Akad. der Wiſſenſchaften LX. Bd.). 128 f.

Digitized by Google

des Humanismus am baltiſchen Meere ſo wenig unterrichtet, daß wir gar keine greifbaren Beziehungen des Celtis zu den beiden Univerſitäten Greifswald und Roſtock erkennen.[1])

Als zweiter Wanderlehrer der klaſſiſchen Disciplinen erſchien hier etwa 1501 der Weſtfale Hermann von dem Buſche in Roſtock, wo er indeß nur kurze Zeit thätig war, da er infolge eines Streites mit dem Magiſter Tilemann Heverling die Stadt bald meiden mußte. Nicht viel länger hielt er ſich in Greifswald auf, wohin er ſich von Roſtock gewendet hatte.[2])

Im Jahre 1509 lenkte der fränkiſche Ritter Ulrich von Hutten ſeine Schritte nach dem Norden, krank und entblößt von allem kam er nach Greifswald und wurde von dem Profeſſor Henning Lotze und deſſen Vater freundlich aufgenommen, dann aber von denſelben, als er nach Roſtock aufbrach, hartherzig ausgeplündert, ſodaß er in einem erbarmenswürdigen Zuſtande nach Roſtock gelangte; und dieſe Stadt wurde für ihm zum Winterhafen.[3])

Dieſen drei Männern, die, ſo kurz und vorübergehend ihr Aufenthalt an der Oſtſee war, zweifellos weiterfortwirkende Keime in empfänglichen Geiſtern zurückgelaſſen hatten, folgte an beiden Hochſchulen nach nicht langer Zeit ein vierter, ihnen allen an perſönlicher Bedeutung nicht gleichkommender, aber trotzdem, wenigſtens im Norden, nicht minder einflußreicher Vertreter der neuen Richtung. Im Jahre 1514 im Auguſt ſandte der Herzog Bogislav X. von Pommern den Johannes Hadus nach Greifswald mit der Aufgabe, an der Univerſität die lateiniſchen Redner und Dichter zu erklären.[4]) Von dieſem Johannes Hadus iſt bisher wenig genug bekannt geweſen; auch er gehörte zu der Zunft der fahrenden Humaniſten, und ſo iſt ſein Lebensweg nicht leicht zu verfolgen. Ein ſonderbarer Zufall hat es gefügt, daß ein Teil ſeines Lebens an der Oſtſee[5]) Würdigung gefunden hat und ein anderer an der Donau.[6]) Wir werden uns unter Rückgang auf die Quellen bemühen, die beiden ge-

1) Die Geſchichte dieſer Hochſchulen geben: J. G. L. Koſegarten, Geſchichte der Univerſität Greifswald, zwei Teile, Greifswald 1857/56 und O. Krabbe, Die Univerſität Roſtock im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert I, Roſtock 1854.

2) H. J. Liessem: De Hermanni Buschii vita et scriptis, Bonnae 1866, pg. 27—29.

3) D. F. Strauſs, Ulrich von Hutten, zweite Auflage, Leipzig 1871, p. 43—54.

4) Kofegarten I. 167.

5) Bei Kofegarten a. a. O. und Krabbe I, 270—272.

6) M. Denis, Die Merkwürdigkeiten der k. k. garelliſchen öffentl. Bibliothek am Theresiano, Wien 1780, 265—267, und nach ihm: J. Ritter von Aſchbach, Geſchichte der Wiener Univerſität II, Wien 1877, p. 327—329. Was bei Aſchbach von Denis abweicht, iſt unzuverläſſig.

Digitized by Google

trennten Bächlein in ein Bett zu leiten und ſie, wenn auch nicht zu einem Fluſſe, jedoch zu einem größern Bache zu vereinigen.[1])

Hadus hat zu der Verwirrung in den Darſtellungen ſeiner Lebensſchickſale ſelbſt dadurch beigetragen, daß er ſich, wie ihm die Zeit, in welcher die bürgerlichen Familiennamen noch flüſſig waren, es erlaubte, in verſchiedenen Lebensperioden verſchieden nannte. Sein urſprünglicher deutſcher Name dürfte Johann Hadeke[2]) ſein, von 1513 ab heißt er nach Humaniſtenſitte latiniſirt Johannes Hadus[3]), von 1517 ab legt er sich den Namen P. Janus Hadelius bei[4]), der in dem P. ein für uns unlösbares Rätſel birgt. Wie in ſeinem Namen ſo ſchwankt er auch leichtherzig in der Angabe ſeiner Heimat. Stade[5]) bezeichnet er dreimal als ſolche, in Greifswald und Roſtock nannte er ſich, jedenfalls nach dem Kirchenſprengel, zu welchem ſein Geburtsort gehörte, Bremensis[6]); in der Namensform Hadelius und in dem Intitulationsvermerke der Wiener Matrikel[7]) „ex Hadalerio" findet man das zwiſchen der Elbe- und Wefermündung gelegene Land Hadeln[8]) im allgemeinen als die Gegend ſeiner Herkunft wieder.

Seine Studien begann er in Leipzig[9]), wo der italieniſche Humaniſt Riccardo Sbruglio[10]) aus dem Friaul, der wie viele ſeiner Landsleute in Deutſchland durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Nationalität — die Italiener

1) Die Hauptquellen für eine Biographie des Hadus bleiben ſeine beiden Gedichtſammlungen „Camoenae" und „Elegiarum liber primus", über welche wir weiter unten ſprechen werden. Die Camoenae ſind zugänglich bei Mantzel, Mecklenburgiſche Scribenten Bibliotheque VII, Roſtock 1732, 31–48; D. Schröder, Papiſtiſches Mecklenburg, 2234–2237, 2310–2312, 2439–2440, 2689–2695 (Krey, die Roſtockſchen Humaniſten, Roſtock 1817, 39–44). Bei Mantzel ſind die Camoenae nicht vollſtändig und nicht überall richtig geordnet. Die Elegien befinden ſich auf der königl. Bibliothek in Breslau.

2) Förſtemann: Album academiae Vitebergensis, 28: Johannes Hadeke studensis (= stadensis).

3) Matrikel der Univerſität Frankfurt a. d. Oder MS, Winter-Semeſter 1513, unter der natio marchitica.

4) Auf dem Titel der Elegien zuerſt.

5) Vgl. oben das Citat aus Förſtemann, Alb. acad. Viteb. In der Frankfurter Matrikel: de Stadis, in dem zweiten Teile der Krakauer Matrikel 61, z. J. 1516: de Stadis Premensis diocesis.

6) Kofegarten a. a. O. und Krabbe a. a. O. 271, Anm. 1.

7) Vrgl. weiter unten.

8) Eleg. Ad Dominicum L. L. et canonum Doctorem, Guesnensis episcopi consiliarium etc., Randnote: Hadelia regiuncula ad sinum codonum Hadeliique patria est.

9) Eleg. Ad Viennensem scholasticum:
In Lipsi doctor mihi Sbrulius urbe Richardus,
Nec paucis inibi doctor et ipse fui. — Die Lehrthätigkeit Sbruglios in Leipzig iſt ſonſt nicht bekannt.

10) Boecking, Ulrichi Hutteni equ. germ. Opp. 3, 67.

Digitized by Google

ſahen den Humanismus als ihre recht eigentliche Domaine an — ſein Glück zu machen ſuchte, ſein Hauptlehrer war. Hadus ſelbſt trat dort auch ſchon als Lehrer, jedenfalls als Privatlehrer anderer Studenten, auf. Als Sbrulius im Sommerſemeſter 1507 von Friedrich dem Weiſen nach der jungen Univerſität Wittenberg als „poeta", d. h. als Vertreter der claſſiſchen Fächer, gezogen wurde [1]) folgte ihm Hadus im Winterſemeſter 1508 dorthin nach.

Wenn auch die Gedichte des Sbrulius nicht immer ungeteilten Beifall fanden [2]), ſo gewannen ihm ſein umgängliches Weſen, ſeine Berufstreue und ſein Wiſſen die Freundſchaft mehrerer hochangeſehener Männer in Wittenberg; mit dem berühmten Juriſten Chriſtoph Scheurl war er vielleicht ſchon von Italien bekannt [3]), zu ihm trat der Theologe Otto Beckmann aus Warburg und durch Scheurl auch Georg Spalatin. [4]) Alle Freunde aber waren lebhaft enttäuſcht und entrüſtet, als Sbrulius ſich in der Ungebundenheit eines Italieners der Renaiſſancezeit rückſichtslos mit einem übelbeleumundeten Frauenzimmer Namens Sneideritz, in ein näheres Verhältnis einließ und von keiner Seite Rat annahm [5]). Die thörichte Leidenſchaft brachte ihn in das allgemeine Gerede und machte ihn nicht nur für ſeine Freunde ſondern für ganz Wittenberg unmöglich, beſonders weil ſein anſtößiger Wandel ſelbſt bis zu ſeiner Verhaftung führte. Dieſe Verhältniſſe zwangen ihn ſeinen Stab weiter zu ſetzen. Nachdem er vergeblich ein Unterkommen in Nürnberg geſucht hatte [6]), wendete er ſich im Sommerſemeſter 1513 nach der neugegründeten Univerſität in Frankfurt an der Oder [7]). Johannes Hadus, der in Wittenberg wieder durch Unterrichten ſein Daſein gefriſtet hatte, blieb nun auch nicht viel länger an der Elbe, ſondern eilte im Winterſemeſter desſelben Jahres ſeinem Lehrer an die Oder nach.

Sbrulius war früher ſchon durch den Altmeiſter des Erfurter Humanismus Conradus Mutianus Rufus an den vertrauten Rat Joachims I. von Brandenburg und Mitbegründer der Univerſität Frankfurt Eitelwolf von Stein

1) Denis, Wiens Buchdruckergeſchichte. Wien 1782, 341 und Förſtemann z. J. 1507 unter dem Rector Chriſtoph Scheurl: Richardus Sbrulius Foro Juliensis italus Poeta.

2) Conradi Mutiani Rufi epistolae. Ms. der Frankfurter (a. M.) Stadtbibliothek, fol. 42, No. 68.

3) Muther, Aus dem Univerſitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation, 88.

4) Chriſtoph Scheurl's Briefbuch ed. v. Soden und Knaake I. 85, auch II, 62.

5) A. a. O. I. 95 und 108.

6) A. a. O. I. 87.

7) Rector Wolfgang Rebdorfer. De natione Francorum: 2. Richardus Sbrulius foro Julianus iij gr. Glosse: insignis poeta. 5. Mgr. Eobanus Hessus Francobergius (ohne Gebühr). Glosse: Vates Germaniae.

Digitized by Google

empfohlen worden [1]) und er erfreute ſich bald auch der Gunſt Joachims und ſeines Bruders Albrecht; er befand ſich in dem Gefolge der beiden Fürſten, als Albrecht 1514 ſeinen Einzug in Magdeburg hielt, und er befang dann dieſes Feſt [2]). Ein Teil von dem Glanze ſeines Dichterruhmes und ſeiner klaſſiſchen Gelehrſamkeit fiel auch auf ſeinen Schüler Hadus, der dieſe Schülerſchaft, da er noch nicht ſelbſt in Italien an der Geburtsſtätte des Humanismus geweſen war, wie einen Geſellenbrief für ſich beſonders zu betonen liebte. Es gelang Hadus, die Aufmerkſamkeit Bogislavs X., der ſchon durch die Berufung des italieniſchen, humaniſtiſch gefärbten Juriſten Petrus Thomais aus Ravenna [3]) ſein Intereſſe für das Gedeihen der pommeriſchen Univerſität Greifswald bethätigt hatte, auf ſich zu ziehen, und ſo trat er 1514 als erſter ſelbſtändiger, berufener Lehrer [4]) der humaniſtiſchen Disciplinen in Greifswald auf. Die Univerſität ehrte den vom Fürſten ihr zugeſandten Poeten damit, daſs ſie ihm jegliche Einſchreibegebühr erließ. Er wird nach ſeiner Sitte zum Danke dafür und um ſich einen beſſeren Boden zu bereiten wie Hutten die einflußreichſten Univerſitätslehrer in überſchwenglichen Verſen angeſungen haben, aber das neidiſche Geſchick hat uns davon nichts aufbewahrt.

Wenn die ſcholaſtiſchen Profeſſoren auch Hadus ehrenvoll empfangen haben, ſo wird man doch kaum erwarten dürfen, daß er an einem Orte, wo Hutten vor wenigen Jahren ſo jämmerlich Schiffbruch gelitten hatte und wo er durch ſeine ſcharfe Feder gewiß auf lange Zeit allen nachfolgenden Poeten Mißtrauen und verſteckte und offene Feindſchaft erweckt hatte und wo ſeine direkten Gegner noch in Ehren und Wohlhabenheit lebten, wirklich gern geſehen geweſen ſein ſollte. Er gedenkt ſpäter in ſeinen Gedichten Greifswalds mehrmals [5]), aber er geht über ſeinen Aufenthalt daſelbſt ſtets flüchtig hinweg, ohne irgend einer anderen Perſönlichkeit als des Herzogs Bogilav Erwähnung zu thun, und ſo iſt über die Wirkſamkeit des erſten ordnungsmäßig berufenen Lehrers der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Greifswald im ganzen herzlich wenig oder eigentlich gar nichts zu berichten.

Nur ein Jahr hielt er in Greifswald, wie er ſelbſt ſagt, in ziemlich

1) Conr. Mutiani Ruſi epiſtolae fol. 300 No. 473.

2) Richardi Sbrulij Foroiuliani Equitis illustrium disciplinarum doctoris und professoris Poete clarissimi Principalis Marchiae Brandeburgensis Triumphus. Anno Christiano M. D. XIIij Idibus Octob. Joannes Hanaw Impressit etc. 4° (Breslau, Königl. Bibl.)

3) Kosegarten 154 f. und Muther 69 f. und 95 f.

4) Kosegarten 167: Johannes Hadus poeta huc missus per illustrissimum principem Bugslaum ut interpretaretur oratores et poetas; nihil dedit quia universitas eumnhonorauit

5) Eleg. Ad Joannem Amicinum etc., Ad Viennensem scholasticum, vrgl. auch weiter unten.

Digitized by Google

unſicherer Stellung [1]) aus, dann wandte er ſich nach der benachbarten mecklenburgiſchen Hochſchule, nach Roſtock. Er ſpricht in ziemlich myſteriöſer Weiſe von den Beweggründen für ſeine Überſiedelung [2]). „Der Fürſt", ſagt er etwa, „zahlte mir freigebig ein jährliches Stipendium und fügte dieſem noch Geſchenke hinzu, in einer Nacht aber wurde mir der Lohn für eine einjährige Mühe geſtohlen. Die Geſchenke gaben die Diebe wieder heraus, das Geld aber behielten ſie zurück. Niemandem iſt ſein eigen Haus mehr bekannt als mir die Diebe [3]), doch war es mir nicht erlaubt, ſie offen zu bezeichnen [4]). Deshalb iſt mir nun die Stadt Greifswald, einſt ſehr theuer, jetzt verhaßt, ich verlaſſe ſie ſeufzend in cadmeiſcher Weiſe (i. e. als ruheloſer Wanderer [5]), übertrage mein hartes Geſchick nach einem ungeſehenen Orte, ich komme als Flüchtling in eure Stadt, ich wohne in Roſtock und bin allen ein neuer, aber ſehr genehmer Gaſt". An einer andern Stelle [6]) ſagt er, die Peſt habe ihn aus Greifswald vertrieben, die Peſt, welche nachher dort ſeine Freunde dahingerafft, ſeine Erzfeinde (infestos hostes) aber verſchont habe.

Das klingt einigermaßen, wenn auch viel zahmer im Tone, an Huttens Klagen gegen die Lotze an, und es ſcheint demnach, daß die herzogliche Gunſt allein nicht im Stande war, ihn in Greifswald dem Übelwollen von einflußreichen Gegnern gegenüber zu ſchützen und zu halten.

In Roſtock fand Hadus von vornherein bei der Univerſität freundliche Aufnahme, ſie trug den ungerufenen Ankömmling im Oktober 1515, um ihn zu ehren, ohne Entgelt in ihre Matrikel ein [7]). Als echter Poet ſuchte er auch hier durch ſeine leichtflüſſigen Verſe bei allen einflußreichen Männern einen Anhalt zu gewinnen. Dieſe Gedichte ſind ſpäter unter den Namen „Camoenae" [8]) oder „Extemporales" [9]) Camoenae ad nonnullos illustres Rostochianae Achademiae viros" [10]), man kann nicht angeben: wo [11]), durch

1) Eleg. Ad Viennensem scholasticum:
. . . . non parua stipendia feci:
Sed non firma tamen nec diuturna satis.

2) Camoen. Celeberrimi nominis viro Nicolao Leoni doctori canonum doctissimo Rostochiano gymnasiarchae dignissimo.

3) Ich leſe mit Schröder: fures für furis bei Mantzel.

4) Hier leſe ich: notificare mit Mantzel für surripuere bei Schröder.

5) Mantzel: móre für ore bei Schröder.

6) Eleg. Ad Joannem Amicinum etc.

7) Krabbe 271, Note 1.

8) So bei Mantzel, welcher die Gedichte aus einer Handſchrift kannte.

9) Eleg. Ad Nicolaum Leonem etc. Randnote: Opusculum dicit suum, quod extemporales camenae inscriptum circumfertur.

10) Schröder 2310.

11) Schröder 2234. Liſch, Geſchichte der Buchdruckerkunſt in Mecklenburg bis z. J. 1540 (Schwerin 1839), 117, 11 hält es für mehr als wahrſcheinlich, daſs der Druck im

Digitized by Google

den Druck veröffentlicht worden, und der Dichter iſt durch einen unglücklichen Fehler des Druckes in ſeinem Namen, Padus für Hadus, lange in ſeiner Unſterblichkeit beeinträchtigt worden [1]). Dieſe Verſe bilden, wie wir ſchon oben angedeutet, mit die wichtigſte Quelle für ſeinen Aufenthalt in Greifswald und Roſtock.

Derſelbe Mann, der einſt Ulrich von Hutten, als dieſer nach dem Überfall durch die Lotze bloß und elend nach Roſtock gekommen war, liebreich in ſein Haus aufgenommen und ihm genährt und gepflegt hatte, war auch der erſte, der dem „neuen Poeten“ freundlich ſein Haus öffnete, ihm einen Unterſchlupf und einen gaſtfreien Tiſch gewährte. Das war der Baccalar der Theologie Magiſter Egbert Harlem [2]), ſo genannt nach ſeiner niederländiſchen Heimat, ein gelehrter und ehrenfeſter Mann, der dem mit der Univerſität verbundenen Pädagogium, zugleich Burſe, zur Himmelspforte (porta coeli) vorſtand und damals Cenſor der Univerſität war. Mit Harlem gemeinſam leitete die Porta coeli der Baccalar der Theologie Magiſter Jodocus (Juſtus) Stagge aus Stadthagen; auch in freundlicher Behandlung des Hadus war er mit Harlem einig. Auch von ihm ſagt der Dichter ſpäter, daß Stagge ihm Gaſtfreundſchaft erwieſen und ihm Gold geliehen habe, womit er ſich eine glückliche Lage habe ſchaffen können [3]). An Harlems Tiſche [4]) wurde Hadus auch mit anderen angeſehenen Univerſitätslehrern bekannt, wodurch es ihm jedenfalls bedeutend erleichtert wurde in Roſtock Fuß zu faſſen.

Er wünſchte nicht nur, wie ſonſt wohl die Humaniſten vielfach, ehe ihre Richtung zu vollem Siege durchgedrungen war, als Privatlehrer zu wirken, ſein Streben ging darauf hinaus, in den Lehrkörper der Hochſchule ſelbſt aufgenommen zu werden. Daher richtete er an den Magiſter und Licentiaten des canoniſchen Rechtes Eberhard Dickmann, den er wie Harlem Cenſor nennt, eine Elegie, in welcher er ihn bat, dafür zu wirken, daß ſein Nachen die Fahrzeuge der ſokratiſchen Flotte vermehre [5]). Er

Jahre 1516 in Marſchalks Druckerei zu Roſtock ausgeführt worden iſt. Dem ſcheint mir zu widerſprechen, daſs der Dichter auf dem Titel und im Texte wiederholt Johannes Padus genannt wird.

1) Zuletzt erſcheint Padus bei Krabbe a. a. O.

2) Eleg. Jubet librum ire Rostochium. Krabbe 268, 384. Außer Harlem hatten Hadus und Hutten gemeinſam zu Freunden: Nicolaus Löwe, Johann Bergmann, Barthold Moller, Eberhard Dickmann, Johann Sonnenberg, Jodocus Stagge Vergl. Boecking. Ulrichi Hutteni equ. germ. Opp. I, 11—13.

3) Eleg. Jubet librum ire Roſtochium. Krabbe 320, 348.

4) Camoen. Optimo viro Egberto Herlemo. In dieſem Gedichte ſpricht Hadus von „Huttenus meus“; daſs er deshalb aber mit Hutten befreundet geweſen ſein müſste, iſt nicht nötig.

5) Camoen. Eberhardo Dickmanno Philosopho etc. Krabbe 344.

Digitized by Google

verſprach, ſich als erfahrenen und fleißigen Ruderer zu bewähren und ſich ſo zu halten, daß niemand über ihn mit Recht würde Klage führen können. Den Rektor, der ihn intitulirt hatte, den Doktor der Decrete (d. h. des kanoniſchen Rechtes) Magiſter Nicolaus Löwe bat er um ſeine Verwendung bei der Univerſität für die Gewährung eines auskömmlichen Gehaltes [1]). Geſchickt verwendet er als captatio benevolentiae die Schilderung von der Wertſchätzung, welche Löwe bei ihrem gemeinſamen frühern Herrn, dem Herzog Bogislav von Pommern, obgleich jener Greifswald verlaſſen hat, immer noch beſitzt. Löwe iſt auch Hadus' Gönner und Freund geworden und geblieben wie der herzoglich mecklenburgiſche Leibarzt und Rat Rambert Giltzheim, der als einziger Profeſſor der Medizin der Univerſität angehörte; dieſen begrüßte er mit einem poetiſchen Glückwunſche, als er zu ſeinem Collegiate bei St. Jakob auch noch die Pfarrei an der Petrikirche erhielt [2]). Die Schmeicheleien, welche er mit freigebiger Hand dieſem allerdings berühmten Arzte zuteilt, ſind ſo recht eigentliche charakteriſtiſch humaniſtiſche Weihrauchwolken, wie ſie nur eine naivere Zeit ertragen konnte. Giltzheim übertraf nach ihnen den Galenus, Hippocrates, Aesculap und den Machaon und Podalirius, obgleich dieſe beiden von dem maeoniſchen Sänger (Homer) geprieſen worden ſind.

Zu den Koryphäen Roſtocks, deren Gunſt und Unterſtützung Hadus ſuchte, gehörte auch der hervorragendſte Roſtocker Theologe Dr. Barthold Moller [3]). Moller hatte, ehe er ſich ganz der Theologie zuwandte, humaniſtiſche Studien betrieben und den Donatus, ein Werkzeug des erſten Humanismus, herausgegeben, und ſo pries ihn Hadus nicht als Gottesgelehrten, ſondern wegen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, durch welche er den klariſchen Gott (Apollo) in ſein nordiſches Vaterland geführt, die Muſen vom Helicon herbeigezogen, den Parnaß zugänglich gemacht und den kaſtaliſchen Quell geöffnet habe. Hadus bat Moller, der ihm ſchon einmal [4]) geneigtes Ohr bei dem Univerſitätsconzile verſchafft hatte, (es iſt ſchwer zu ſagen, wofür Moller das erſte Mal eingetreten war, vielleicht für die Erlaubnis, überhaupt zu lehren), zu veranlaſſen, daß ihm von der

1) Camoen. Celeberrimi nominis viro Nicolao Leoni etc. Krabbe 329, 332. Kofegarten 145.

2) Humanissimo viro Ramberto Hilssheimio, illustrium Magnopolitanorum Principum medico et consiliario vigilantissimo, ecclesiasticam ad diuum Petrum praefecturam ineunti Das geſchah am 27. November 1515. Krabbe 339 f.

3) Camoen. Venerabilissimo viro Bartholdo Molitori Theologo etc. Krabbe 321 f.

4) Bei Mantzel fehlt das Diſtichon:

Fac, iterum nostris referat suffragia votis,
Fac, iterum precibus annuat ille meis.

Digitized by Google

Univerſität ein jährliches, ſeiner Arbeit entſprechendes Gehalt zugebilligt würde.

An den Doktor des kaiſerlichen Rechtes Johann Bergmann (Montanus) richtete er die Bitte um ſeine Stimme in der Univerſitätsverſammlung bei der Verteilung der Lehrſtoffe [1]), hiernach iſt er alſo von der Univerſität als Dozent anerkannt worden; er erbat für ſich die Lectur des Vergil. Mit Selbſtgefühl ſetzt er hinzu, Knaben, Jünglinge und Greiſe würden Bergmann für die Unterſtützung, wenn ihm ſein Wunſch in Erfüllung ginge, dankbar ſein. Dies iſt leider die einzige Stelle, wo er die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen direkt berührt.

Demſelben Zwecke, Gunſt zu erwerben oder den gewonnenen Freunden und Gönnern ſeinen poetiſchen Dank auszuſprechen, ſollten auch Gedichte auf die Inſtitute der Univerſität, die Collegien oder Burſen [2]), dienen. Noch war es damals Sitte, daß die Studenten nur in Burſen, hier meiſt Regentien genannt, gemeinſam wohnen und leben mußten unter der Aufſicht von Profeſſoren, welche für ſie in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Beziehung zu ſorgen, ſie zu überwachen und zu unterweiſen hatten. Demnach war ein weſentlicher Teil des akademiſchen Lebens in dieſen Regentien concentrirt und, wer ſie pries, erhob damit zugleich die Univerſität und die Dozenten noch außerdem, welche dieſen Häuſern als Rektoren ihre Thätigkeit widmeten.

Den Reigen eröffnet für Hadus wie billig das Haus, wo er zuerſt als lieber Gaſt aufgenommen worden war, das „Gymnaſium“ zur Himmelspforte [3]). Den Namen des weiten ſteinernen Hauſes deutet er als die Pforte zum Olymp, welche die von ihr als kleine Knaben Aufgenommenen als hochgelehrte Männer entläßt. Bataver, Britten, Gallier, Frieſen und Chatten kommen hier zuſammen, die Sprachen ſtimmen im Hauſe nicht zuſammen, aber im Sinne ſtimmen alle überein, Knaben und Männer leben einträchtig bei einander. Das Thor öffnet und ſchließt Egbert Harlem und neben ihm waltet als zweiter Stagge, der ein Sachſe nach der Heimat, nach dem Munde ein Lateiner iſt.

Die Regentie zum halben Monde (mesolenium, media luna [4]) giebt dem Dichter zu einem recht gelungenen Epigramme auf ihren Regens den

1) Camoen. Clarissimo philosophiae ac legum doctori Johanni Montano etc. Krabbe 237.

2) Krey, die Roſtockſchen Humaniſten, erwähnt 71 nach H. Nettelbladts succincta notitia scriptorum (8): Padi Jo. Rosae sparsae seu disticha in residentias Rostochienses earumque rectores a. 1601. Krabbe 86 f, 132 f. und passim.

3) Camoen. In illud celeberrimum Rostochii gymnasium, quod vulgo Porta coeli vocatur und In eandem portam distichon.

4) Camoen. In gymnasium, quod mediae Lunae dicunt, et eiusdem gymnasii rectorem Joannem Crispum exastichon

Digitized by Google

Magiſter Johannes Kruſe (Crispus)[1]) aus Bremen Gelegenheit. Die Luna legt ihre Hörner nicht ab und erneuert ſie nicht. Das macht der mit ihr treu verbundene Endymion, welcher nicht zuläßt, daß ſeine Herrin des Lichtes entbehrt.

Von der Regentie zum Einhorn[2]) ſagt er, daß das kampfbereite Einhorn ein zutreffendes Zeichen iſt für den Herrn des Hauſes, das nicht unwürdig eines ſo herrlichen Meiſters ſei und mit Recht einen ſo kunſtberühmten Mann fordere. Hadus nennt uns den Namen des Gefeierten nicht; es iſt der Magiſter Johann Sunnenberch[3]) gemeint.

Die Burſe zum heiligen Olaf[4]) wird als das Haus der Dänen, Schweden und Norweger geſchildert, für welche die Univerſität Roſtock in jener Zeit immer noch neben Kopenhagen und Upſala als einer ihrer Studienmittelpunkte bezeichnet werden konnte[5]).

Kurz geht Hadus über die Regentie zur Arnsburg (arx aquilae[6]) hinweg, nur daß das Abzeichen des Hauſes der Adler, ſtatt der harten Blitze weiches Papier in ſeinen Fängen trage, erwähnt er. Ganz ohne Lob ja mit einem boshaften Hiebe iſt die Regentie zum roten Löwen genannt; auf dieſe kommen wir deshalb ſpäter noch einmal zurück.

All und jedes Lob der blühenden Hochſchule faßte Hadus dann noch in einem Gedichte an die Jugend zuſammen, welche er durch ſeine Verſe nach Roſtock einladet[7]). Wir erhalten dadurch eine, wenn auch poetiſch verſchönerte Überſicht über die von der Univerſität damals gepflegten Disciplinen, unter welchen auch, ohne daß Hadus allein ſie alle vertreten haben kann, humaniſtiſche Gegenſtände erſcheinen. Alles iſt attiſch in Roſtock, Phoebus und Pallas haben hier mit den Muſen ihren bleibenden Sitz genommen. Pythagoras, der göttliche Plato und Sokrates, der die Weisheit vom Himmel holte.

Hippocrates, Avicenna und Galenus fehlen nicht. Jeder Dichter iſt geſchätzt, Virgil und Homer[8]) leben hier, nicht minder der ſternkundige Aratus. Die Aſtrologie (Aſtronomie) hat viele Schüler. Die vier Doktoren der Kirche (Hieronymus, Auguſtinus, Ambroſius, Gregorius) und die anderen Kirchenlehrer ſind hier. Auch Geſetzeskenner, Lehrer und Advo-

1) Krabbe 322, 327, 355 und passim.
2) Camoen. In gymnasium, quod unicornis vulgo dicitur.
3) Krabbe 301, Koſegarten 171.
4) Camoen. In gymnasium, quod bursam dicunt Olaui.
5) Krabbe 289 f.
6) Camoen. In gymnasium, quod arcem vocant Aquilae, tetrastichon.
7) Camoen. Ad iuuentutem, ut Rostochii studeat.
8) Er ſpielt beſonders auf die Ilias an:
Hic cum discipulo Phyliridesque suo est.

Digitized by Google

katen giebt es hier. Kurz nichts, was in der griechiſchen und lateiniſchen Welt emporgekommen iſt, fehlt in Roſtock. Dazu, und das muß uns bei einem Lehrer der Univerſität feltſam genug anmuten, kommt noch Venus mit den drei Grazien. Sie macht bisweilen Gelehrte zu Dichtern und jeden Künſtler in ſeiner Kunſt vollkommen. Tibull hätte keine Liebeslieder geſungen, wenn ihm nicht die Liebe zu Nemeſis dazu angetrieben hätte, Cynthia wäre längſt vergeſſen, wenn ſie die Augen des Properz nicht begeiſtert hätte. Lesbia wäre verborgen geblieben, wenn ſie nicht der gelehrte Catull geliebt hätte. Umſonſt haucht Apollo die Dichter an, wenn ſie nicht auch Venus und ihr bogentragender Sohn anhauchen. Alſo wohlan, ſo ſchließt der Dichter, ſei es, daß du dem Heere der Venus oder dem der Minerva anhangeſt oder daß dir beide Göttinnen gefallen; wandere nach Roſtock, dort wirſt du deines Wunſches teilhaftig werden.

Auch Hadus, das klingt wohl im Schluſſe des eben citirten Gedichtes durch, hatte hier ſeine Muſe gefunden. Er nennt ſie Sophia [1]), ſie war eine Witwe, welche vor unlanger Zeit ihren Gatten verloren hatte und noch im Trauerjahre lebte. Hadus rühmt ihr nach, daß ſie mit körperlichen Vorzügen auch geiſtige vereinigte, ſie gefiel ihm nach Temperament, Sinn und Bildung, mit ſüßer Stimme ſang ſie ihm einſchmeichelnde Weiſen, deutſche und ſelbſt lateiniſche, die letzteren zum Teil wohl Kinder von Hadus' Leier. Wenn er traurig war, richtete ſie ſein Gemüt bald mit liebkoſenden, bald mit ernſten Worten wieder auf. Mit deutſchen und lateiniſchen Briefchen teilte ſie ihm oft ihre zärtliche Geſinnung mit.

Danach könnte es ſcheinen, als ob das Verhältnis des Hadus zu Sophia einen idealen, geiſtigen Hintergrund gehabt hätte, doch würde man mit dieſer Annahme weit vom Ziele ſchießen; das Liebesverhältnis war nichts weniger als ideal und platoniſch, ſondern im Grunde grob ſinnlich. Die humaniſtiſchen Dichter ſahen eben an den Liebesgedichten der Alten meiſt nur die ſinnliche Seite und ahmten daher oft genug nicht nur in der Form, ſondern auch in der Wirklichkeit ihre Vorbilder nach. Außerdem war Hadus, wie wir genugſam hören werden, eine ſinnlich angelegte Natur und auch ſein italieniſcher Lehrer und Meiſter Sbrulius hatte ihm gerade in dieſer Hinſicht ein übles Beiſpiel gegeben.

Wie auch die gewandteren Humaniſten, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, ſelten die Reinheit der klaſſiſchen Formen erreichten, ſo blieb ebenſo das Kriterium des Geſchmackes vorerſt noch wenig entwickelt, und ſo erſcheinen auch dementſprechend die zarten Seiten der Lyrik bei ihnen in ſehr vergröberter Geſtalt wieder. So ſtreift auch die Lyrik des Hadus

1) Eleg. Ut Sophiam formosam doctamque puellam Rostochii reliquerit. Jubet librum ire Rostochium.

Digitized by Google

jeden zartern Hauch von ſeinem Liebesbündnis mit Sophia ab. Mit Wohlgefallen erzählt er [1]); wie die kleine braune Wittib in Mienen und Tracht äußerlich vor den Menſchen trauerte, ſelten aber in ihrem Witwenbette allein lag und ihn oft als Tröſter in ihrer Einſamkeit an ihre Seite berief, wie ſie von den nichtsahnenden mitleidigen Bekannten wegen der innigen Trauer um ihren vor kurzem verſtorbenen Mann gerühmt wurde, wenn ſie von dem geheimen Liebeswerke der Nacht matt und blaß ausſchaute. Und in dieſem Tone geht es in der Schilderung ſeiner verborgenen Freuden weiter.

Vor ſeinen Freunden hielt Hadus dieſes Verhältnis oder wenigſtens den Grad der Vertraulichkeit, bis zu welchem es gediehen war, geheim und er gab auch ſonſt, darin klüger als Sbrulius, den böſen Zungen keinen Anlaß zu Gerede, das beweiſt vor allem die treue Freundſchaft, welche ihm Harlem, Stagge, Löwe und Giltzheim, alles Männer von ehrenwertem Charakter, widmeten. Dieſelbe beſtändige Freundſchaft muß aber auch in den tüchtigen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des Hadus als Lehrer in Roſtock, nicht nur in ſeinen Lobliedern, feſt begründet geweſen ſein. Zu dieſem gelehrten Freunden müſſen wir hier noch einen hinzufügen, den Magiſter Herbord Oldig, einen Canonicus aus Bremen, der während Hadus' Anweſenheit ſich zur Abreiſe nach Bremen anſchickte [2]) Hadus und auch andere Freunde ſuchten ihm in dem mecklenburgiſchen Athen von der Heimkehr nach der Stadt, „wo die blonde Ceres und die Cypriſche Göttin weilten, die blonde Minerva aber wenig mächtig war," abzuhalten.

Einen Feind aber, und einen ſchlimmen, fand Hadus doch auch in Roſtock, und er vergalt ihm ſeine Intriguen mit einem redlichen Haſſe. Ein eigentümlicher Zufall ſcheint es eingerichtet zu haben, daß dieſen Poetenfeind dieſelben Mauern umſchloſſen, welche einſt das Heim des Gegners von Hermann von dem Buſche, des Tilemann Heuerling, geweſen waren, die der Regentie zum roten Löwen. Unter allen Burſen hatte nur dieſe Hadus nicht gelobt und mit Beziehung auf ihr Abzeichen hatte er geſagt: [3]) „Das iſt das mutige Antlitz des großmütigen Löwen, welcher einſt von der Hand des Herkules getroffen worden ſein ſoll, beſſer wäre jedoch hier das Bild des Cerberus geweſen, welcher einſt von der Hand des Herkules getroffen (!) worden ſein ſoll." Die Erwähnung des Cerberus iſt

1) Eleg. Quod ex nimia abstinentia aegrotet et propterea dominam reuisurus sit. Die Identität der Wittwe mit der „puella Sophia" ergiebt ſich aus den durchſichtigen Anſpielungen.

2) Camoen. Ad Herbordum Oldigum Bremensen canonicum Rostochianum magistrum Rostochio Bremam abire parantem.

3) Camoen. In gymnasium, quod ad rubeum Leonem appellant, item tetrastichon.

Digitized by Google

hier nur ein Wortſpiel mit dem Namen ſeines Antipoden, des Magiſters Heinrich Cother, den er in ſeinen Verſen gewöhnlich nur als Cerberus, canis Saxonicus, parvus canis, catellus, d. h. als Köter, bezeichnet [1]). In einem Gedichte an Löwe [2]) erklärt er, daß für ihn keine Stelle ſei, wo dieſer Hund wüte und ohne Scheu alles wage. Unwiſſenheit — ein willkommener Gegenſtand des Spottes iſt ein Buch des Cother, das Naſturtium geheißen haben muß — und Feindſchaft gegen die klaſſichen Studien wirft er ihm vor. Nur an Gänſebraten denkt dieſer Catellus. Cother iſt auch ein Feind des Löwe und anderer angeſehener Männer, und ſo bittet der Dichter Löwe, daß er gegen dieſen Hund um ſeiner ſelbſt willen und zum beſten ſeines Clienten einſchreiten möchte.

Die Gegnerſchaft Cothers verleidete Hadus den Aufenthalt in Roſtock nicht wenig, und er beſchloß im Herbſt des Jahres 1516, wenigſtens im Augenblicke und auf einige Zeit aus der Stadt zu weichen. Die Peſt, welche vor einem Jahre und noch ärger im Jahre 1516 in Greifswald aufgetreten war [3]), erſchien auch in Roſtock, und dies trug dazu bei, Hadus in ſeinem Entſchluſſe noch zu beſtärken [4]). Auch ſeiner Liebe war er einigermaßen überdrüſſig geworden; „nachdem er lange die Freuden der Venus denjenigen der Muſen vorgezogen hatte, zog er endlich den Nacken aus dem ſchweren Joche und floh die Sophia aus Liebe für die Sophia, welche ihm beſſeres gewährte als die Roſtockerin“ [5]). Endlich verband er auch noch den praktiſchen Zweck mit ſeiner Wanderſchaft, zu den humaniſtiſchen Studien das Studium der Medizin zu fügen [6]). Den größten Teil ſeiner Habſeligkeiten, Bücher und noch nicht veröffentlichte Dichtungen, ließ er verſchloſſen bei ſeinem Gaſtfreunde Egbert Harlem zurück wie eine Bürgſchaft für ſeine Wiederkehr [7]).

Sein Weg führte ihn zunächſt nach Frankfurt an der Oder. Als die Mauern der Stadt ſchon vor ihm auftliegen, erfuhr er von einem Manne, welcher aus Frankfurt kam, die wenig erfreuliche Nachricht, daß dort die Peſt mit großer Wut hauſe [8]). Was war zu thun? Hinter der Stadt lag die Oderbrücke welche Hadus überſchreiten mußte, und ſo blieb ihm nichts übrig, als mitten durch den gefährlichen Ort hindurchzuwandern. Weiße Leinentücher vor den Thüren deuteten an, daß an vielen Orten

1) Eleg. Jubet librum ire Rostochium.
2) Eleg. Ad Nicolaum Leonem clariss. diuini iuris doctorem etc.
3) Kosegarten II, 254.
4) Eleg. Ad Joannem Amicinum etc.
5) Eleg. Ut Sophiam etc. reliquerit.
6) Eleg. Ad Cracouianum scholasticum.
7) Eleg. Ad Egbertum Herlemum primarem Rostochianae academiae censorem etc.
8) Eleg. Descriptio pestilentiae, qua Francofordi ad Oderam laboratum est.

Digitized by Google

der Tod eingezogen war. Mönche fangen Leichengefänge und Prieſter eilten, um Abſolution zu erteilen, unaufhörlich läuteten die Sterbeglocken. Hadus ſuchte ſeinen alten Freund, den Mathematiker und Baccalar der Dekrete Magiſter Ambroſius Lacher aus Meersburg am Bodenſee [1]), damals Rektor der Frankfurter Univerſität, auf und forderte ihn auf, aus dem durchſeuchten Orte zu fliehen, dann eilte er ohne Aufenthalt weiter und hörte zu ſeiner Freude ſpäter, daß Lacher ſeinen Rat befolgt hatte. Die Viadrina floh damals zum größten Teile nach Kottbus.

Der ſchauerliche Anblick der vom ſchwarzen Tode heimgeſuchten Stadt, die unaufhaltſame und rätſelhafte Ausbreitung der unheimlichen Krankheit machten auf Hadus, trotzdem er doch die Seuche ſchon vorher kennen gelernt hatte, tiefen Eindruck und drängten bei ihm nach poetiſcher Geſtaltung. Das Gedicht, welches unter dieſen Einwirkungen entſtand, iſt wohl das beſte, welches Hadus je geſchaffen hat, und es zeigt, daß er wirklich ein Teil des göttlichen Hauches in ſich hatte, welcher den Dichtenden zum Dichter macht [2]) „Eben hat," ſo heißt es in dieſer Elegie, „Hadus die Mauern Frankfurts verlaſſen, die Oder mit ihren dumpfrauſchenden Fluten liegt hinter ihm, ein Hain nicht dicht vom Laube, denn Boreas hat die Bäume ſchon kahl gemacht, ſondern von Stämmen dicht, hat die Reiſenden aufgenommen, während der größere und beſſere Teil des Tages ſchon vorüber iſt und Phoebus vornüber geneigt zu dem Ozean hinabſteigt, da zittern plötzlich die Pferde, faſt ſtürzen ſie und verſagen, den Wagen weiter zu ziehen, mitten auf dem Wege verlaſſen ſie die Kräfte. Sogleich ſpringt Hadus auf des Fuhrmanns Geheiß vom Wagen, um den Pferden die Laſt zu erleichtern. Beide Männer aber überſchauert es ſeltſam, als ſie ſehen müſſen, daß auch jetzt die Pferde trotz aller Aufmunterungen den Dienſt verweigern. Da tönt plötzlich eine laute und furchtbare Stimme an ihr Ohr, ohne daß ſie einen Menſchen erblicken, von dem ſie ausgeht. Ich verbiete den Pferden zu gehen, ſchallt es unheimlich. Vergeblich wirſt du, Fuhrmann, weiterzufahren verſuchen, wenn du nicht auch mich von hier mit euch fortführen willſt. Ich wünſche umſonſt zu fahren, da ich ein Körper ohne Gewicht bin, wenn du fleiſch-

1) Frankfurter Matrikel: 1506 M. Ambrosius lacher de morssberg diocesis constantiensis: Zum Jahre 1516: Ego Ambrosius Lacher Mathematicus de Merssburgk Constanciensis diocesis Artium etc. Ad nationem slesiticam rite translatus. In Rectorem alme vniuersitatis Franckfordiane canonice electus etc. Lacher (Hadus nennt ihn Locher) hat niemanden intitulirt. Auf ſeinen Vermerk folgt: Peste atque inclemencia celi seuiente Franckffordij Anno Decimo Septimo Gymnasio Franckffordiano Cotbusium maiori ex parte translato. Sub rectoratu Quirini Emden etc. J. C. Beckmann, Notitia universitatis Francofurtanae, Frankfurt a. O. 1707. 48, 73, 270.

2) Eleg. Ad Rambertum clariss. Rostochii medicum quiddam de pestilentia mirum.

Digitized by Google

loſe Gebeine und Sehnen überhaupt einen Körper nennt. Ich wünſche, daß du nicht forderſt, meine Geſtalt zu ſehen, wenn du wohl behalten von dieſem Orte fortkommen willſt. Wer mich ſieht, wird nichts weiter mehr ſehen, weil ich, wenn ich geſehen werde, wie der Baſilisk handele. Doch bin ich auch die Ruhe und die letzte Linie aller Dinge, und was die Unglücklichen ſchmerzt, flieht, wenn ich komme. Um ſo mehr wundere ich mich, daß ich im ganzen Weltkreiſe gefürchtet werde und daß man mich für härter hält, als ich bin. Meine Senſe ſchickt die Greiſe oder Jünglinge, welche ſie mäht, in die elyſiſchen Gefilde, die ohne Fehl ſind. Euch werde ich, weil ihr noch viele Jahre zu leben wünſcht, eine lange Lebensdauer gewähren.“ Der Tod enthüllt dann dem Hadus ſeine nächſte Zukunft und bittet nochmals zum Schluſſe um Aufnahme in dem Gefährte, er ſteigt auf die hintere Axe und heißt ſie von ihm weg auf die Pferde zu ſchauen. „Hört aber,“ fährt das Gerippe fort, „damit ich eure Herzen von unnützer Furcht erleichtere, bis wohin ich mit euch reiſen will. Ich gehe dahin, wo mit großen Mauern Breslau aufragt, dort werde ich nach drei Tagen und zwar ein ſchwerer Gaſt ſein. Die Mark habe ich beſiegt, nun bleibt mir noch Schleſien zu beſiegen.“ Zitternd gehorchen die Reiſenden den Worten des Ungeheuers, Hadus wendet ſich nicht, wie wenn hinter ſeinen Rücken die Tochter des Phorkys (Meduſa) ſäße. Als längſt erſehnt, die hohen Mauern Breslaus erſcheinen, ſteigt der Tod ab und an Stelle eines Lohnes giebt er den erzwungenen Reiſegefährten den Rat, nicht in der Stadt zu verweilen, ſondern ſchnell weiter zu eilen. Der Roſſelenker treibt die langſam laufenden Pferde an und freut ſich, weil er ohne das Ungeheuer eine ſichere Straße einſchlägt. Nur der Dichter iſt noch ſcheu und wagt nicht das Antlitz zu drehen, noch hinter ſich zu ſchauen. Iſt dieſes Gedicht nicht packend wie ein Bild aus einem Todtentanze? Die Peſt zog wirklich damals mit all' ihrer Grauſigkeit in Breslau ein, von Michaelis bis Andreas (30. November) ſtarben, wie Pol berichtet [1]), bei 2000 Menſchen.

Hadus eilte weiter, ſeinem Ziele zu, nach Krakau. Hier kam er nicht an eine Univerſität, wo er wie an der Oſtſee als ein Apoſtel des Humanismus hätte auftreten können. Die Hochſchule befand ſich am Ende des fünfzehnten und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts auf der Höhe ihres Glanzes, und neben den noch nicht beſeitigten ſcholaſtiſchen, philoſophiſchen und theologiſchen, Disciplinen und denen der Mathematik und Aſtronomie, welche letzteren ihr ſcharenweiſe Hörer aus ganz Mitteleuropa

1) Jahrbücher der Stadt Breslau ed. Büſching III. 1.

Digitized by Google

zuführten, blühten gepflegt und geachtet die klaſſiſchen Studien [1]). Die Matrikel enthält aus dem Jahre 1516 den folgenden auf Hadus bezüglichen Eintrag: Joannes Hadusz Criſtanni (d. h. Sohn des Chriſtian, das iſt die einzige Notiz, welche wir von dem Vater des Hadus beſitzen) de Stadis Premensis diocesis VI octobris 1 grossum solvit [2]).

Die Gedanken des Hadus waren während der Reiſe und auch in Krakau immer noch in Roſtock und bei ſeinen Roſtocker Freunden. Die Reiſegedichte ſind an Löwe, Giltzheim, Harlem und Stagge gerichtet. Auch von Krakau ſandte er poetiſche Epiſtel nach der Warnow. Viel Erfreuliches konnte er zunächſt und auch weiterhin nicht melden. Die Peſt, vor welcher er überall geflohen war, fand er in der polniſchen Königsſtadt als die Beherrſcherin der Lage vor. „Es iſt kaum Raum," ſchreibt er an Harlem [3]), „für die Gräber, viele Leichen werden ohne Ceremonien hinausgetragen, viele liegen in den Häuſern unbeerdigt. Leidtragende fehlen und zum Hinausſchaffen der Todten ſind oft nur zwei oder auch gar keine Menſchen da." Die Geſunden ergriffen den bei den „großen Sterben" üblichen Rettungsweg, damit häufig genug nur die Krankheitskeime nach allen Seiten verbreitend, ſie flohen nach noch verſchonten Orten. Die ganze Univerſität drohte ſich aufzulöſen, nur arme Lehrer und Schüler hielten gezwungener Weiſe in Krakau aus. Hadus ſchwankte, ob nicht auch er weiterziehen ſollte, aber er ſagte ſich, daß die ſchlimme Peſt überall ſich heimiſch gemacht hätte, und er blieb; die Burſe der Ungarn nahm den Sohn der Nordſee in ihre Mauern auf [4]). In einer Elegie an Giltzheim [5]), ſeinen „Theſeiſchen Freund", erzählt er, daß ihn im Traume die Parzen erſchienen ſind und ihn über ſein Schickſal beruhigt haben; ſo gab er ſeinem Entſchluſſe poetiſchen Ausdruck.

Er ſuchte nun auch bald als Poet feſten Fuß in Krakau zu faſſen. In einem Gedichte an die Krakauer Studenten [6]), das jedenfalls, wie es auch ſonſt Sitte war, als Ankündigung für Vorleſungen angeheftet worden iſt, lud er die Studenten ein, zu ihm zu kommen, um von ihm zu lernen, wie man den phociſchen Berg (Parnaß) erſteigen und wie man viel in

1) Zeifsberg, Die polniſche Geſchichtsſchreibung des Mittelalters, Abſchnitt X, und K. v. Morawski, z Dziejów orodzenia w Polsce, Krakau 1884, Abſchn. II; G. Bauch in der Zeitſchrift des Vereins f. Geſch. u. Alterth. Schleſiens XVII, 232 f. und Archiv für Litteraturgeſchichte XII, 326 f.

2) Metricae studios. II. pars, 61. Dieſe Notiz verdanke ich der Güte des Hern. Dr. W. Wislocki in Krakau.

3) Eleg. Ad Egbertum Herlemum Theologum etc.

4) Frankl, V., A hazai és külföldi iskolázás a XVI. században, Budapest 1873, 263.

5) Eleg. Ad Rambertum Rostochianum medicum de quodam insomnio.

6) Eleg. Ad Cracovianum scholasticum.

Digitized by Google

einem kurzen Gedichte ſagen könne. Er erbot ſich zugleich, wenn die Furcht vor der Stadt Hörer abhalten ſollte, ſeine Vorleſungen auf dem Lande mit ihnen vorzunehmen. In einem zweiten Epigramme [1]) ſuchte er die Studenten von der Flucht nach anderen Orten zurückzuhalten und kündigte eine Vorleſung über den Ovidiſchen Ibis an.

Bald wendete er ſich auch hier an einflußreiche Männer; er bedurfte der Unterſtützung gar ſehr, da er infolge der Reiſe erkrankt war. Den titelreichen Rektor der Univerſität Johannes Amicinus [2]), — er war Vicekanzler der Univerſität, Suffragan von Krakau, Biſchof von Laodicaea, Doktor der Philoſophie und des kanoniſchen Rechtes und Pfarrer zu St. Nikolai, — bat er um ſeine Fürſprache bei dem Senate der Univerſität für ſein Geſuch um die Gewährung eines Gehaltes. Er verſprach dafür, das Seinige beizutragen, daß die Flüchtlinge aus der Studentenſchaft wieder zurückkehrten, und überhaupt in jeder Beziehung der Hochſchule förderlich zu ſein. Die Not kam ihm ſehr nahe, denn es machte ſich ihm ſehr geltend, daß er ein Fremder war; da er polniſch nicht ſprach und nur durch Zeichen ſich verſtändlich machen konnte, ſo wurde es ihm oft ſehr ſchwer, das, was er zum Leben brauchte, zu erlangen, und außerdem mußte er alles teurer bezahlen als die Landeskinder. Seine Krankheit verſchlimmerte ſich, die Kopfſchmerzen, welche ihn plagten, wurden ſtärker, trotzdem er oder vielleicht weil er ſelbſt an ſich herumkurirte. Er vermochte keinen Arzt dazu, ihm beizuſtehen, obgleich er durch Boten und Gedichte an die Schüler Aesculaps, ſeine eigenen angehenden Kollegen, dringende Bitten richtete; nicht die Furcht vor einer Anſteckung, ſondern die Mittelloſigkeit des kranken Fremdlings machte ſie taub. Und ſo wandte er ſich mit einer flehentlichen Bitte um Hilfe an den Doktor juris utriusque, Canonicus in Krakau und Rat des Erzbiſchofs Johann Laski von Gneſen, Dominicus von Seczemyn [3]). Als ein echter Poet der Renaiſſancezeit vergiebt er ſich mit ſeinen demütigen Bittgeſuchen nichts, er bleibt ſich voll Selbſtgefühl ſeines Wertes bewußt, „einen Poeten zu retten“, ſagt er, „iſt ein größeres Lob, als zwei banauſiſchen Bürgern dieſen Dienſt zu erweiſen“, und dem Dr. Dominicus ſchrieb er, er würde ihm, wenn er ſich wohlmeinend und zugänglich erwieſe, vielleicht durch ſeine Verſe mehr wiedergeben, als er von ihm erhalten haben würde! Dankgedichte an

1) Eleg. Ad eundem

2) Eleg. Ad Joannem Amicinum etc. Es war das dritte Rektorat des Mannes. Die Titel nach der Matrikel.

3) Eleg. Ad Dominicum l. l. et canonum doctorem etc. Zeifsberg, Johann Laski, Erzbiſchof von Gneſen, in: Sitzungsberichte der kaiſ. Akad. d. Wiſſenſch. Wien 1874, phil.-hiſt. Cl. LXXVII Bd., 658, 690.

Digitized by Google

dieſe Männer fehlen, ſie werden ſich alſo dem ſelbſtbewußten Dichter wenigſtens nicht übermäßig freigebig erwieſen haben, und man könnte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, denn Hadus verglich ihnen gegenüber ſeinen Aufenthalt in Krakau einem Exil unter den Scythen. Seine Geſundheit brachten ihm endlich wieder zurück der Stadtarzt Johann Smiegell [1]) und ein in Krakau anſäſſiger deutſcher Arzt von fächſiſcher Herkunft Johann Rospach [2]), der nicht nur dem unglücklichen Landsmanne ſeine Hilfe umſonſt gewährte, ſondern ihn auch noch obendrein mit Geld unterſtützte.

Weniger gut erging es einem ſeiner pommeriſchen Schüler, der ihm nach Krakau gefolgt war, dem Frolicus Priscius, aus dem Hadeler Lande wie ſein Meiſter; unter Hadus Leitung hatte er ſeine poetiſchen, rhetoriſchen, philoſophiſchen, hiſtoriſchen und juriſtiſchen Studien gemacht, mit achtzehn Jahren war er ſchon, wenn wir ſeinem Lehrer glauben dürfen, ein Gelehrter, da raffte ihn in Krakau ein ſchneller Tod hinweg [3]).

Die Krankheit, welche Hadus ſo ſchwere Klagen abgenötigt hat, weckte auch Liebesklagen bei ihm, und es wirkt gerade nicht mitleiderweckend, wenn man ſeine ſinnliche Sehnſucht nach der Roſtocker Witwe vernimmt und wenn man in einem nicht als Hilfsſchrei beſtimmten Gedichte hört, daß er wegen zu großer Enthaltſamkeit erkrankt ſei und deshalb ſeine Herrin wiederzuſehen wünſcht [4]). Auch als er geſund geworden, dachte er an ſeine Sophia und feierte den Tag, wo er ihr ſeine Neigung bekannt und ſie ſich ihm hingegeben hatte [5]).

Wie ſehr er ſich auch Mühe gab, durch ſeine Gedichte und Vorleſungen in Krakau eine Stellung zu gewinnen, ſo wollte es ihm doch nicht glücken, und ſo gewöhnte er ſich immer mehr an den Gedanken, Krakau als ſein Tomi anzuſehen, daher entſchloß er ſich endlich, den ſarmatiſchen Staub von ſeinen Schuhen zu ſchütteln und nach Wien weiter zu wandern. Er that dies nicht ohne ſeinem Unmute über die gegen ihn, wie er meinte, undankbare Stadt in einer ſcharfen Invektive poetiſchen Ausdruck geliehen zu haben [6]). In dieſem Gedichte leitete er an der Hand der polniſchen Sage den Namen der Stadt von dem „Römer Graccus“ her, aber er fügte hinzu, ſie ſei ihm trotz ihres lateiniſchen Namens ſo wenig lieb, wie dem Ovid das griechiſche Tomi. Daher ſage

1) Eleg. Ad Joannem Smiegellium, Cracouiae publicum medicinae doctorem.

2) Eleg. Ad Joannem Rospachium, natione Saxonem, ciuem Craconianum, peritissimum medicum.

3) A. a. O.

4) Eleg. Quod ex nimia abstinentia aegrotet et propterea dominam reuisurus sit.

5) Eleg. Celebrat diem annuum, quo primitus Sophiae copiam nactus est.

6) Eleg. Vnde dicta sit Cracouia.

Digitized by Google

er ihr, welche den Göttern verhaßt, verhaßt den Poeten, barbariſch, eitel, roh, hart und hochmütig ſei, Valet und gehe nach dem berühmten, ſchönen und geiſtreichen Wien, denn es zieme ſich für die Dichter an berühmten Orten zu leben.

Dieſes Schmähgedicht des gekränkten Dichterſtolzes ging, da es veröffentlicht wurde, nicht unbeantwortet dahin. Ein ſchleſiſcher Humaniſt, der ſpäter als Hiſtoriograph Ferdinands I. und Lehrer Maximilians II. bekannte Caspar Urſinus Velius aus Schweidnitz [1]), der im Anfange des Jahrhunderts in Krakau ſtudirt hatte, ſchrieb dagegen eine elegiſche Verteidigung der königlichen und hochberühmten Stadt Krakau [2]). Dieſe Defensio iſt erſt ſechzehn Jahre ſpäter gedruckt worden und war bis dahin alſo wohl nur in Abſchriften verbreitet. Urſinus preiſt in dieſem Schutzgedichte Krakau als die Mutter von Königen und Sitz des Reiches, als reich an fürſtlichen Männern, groß in Krieg und Frieden, und als Heimat der Wiſſenſchaften. Gegen den Schluß wendet ſich dann die Stadt Krakau an Wien mit der Bitte, ihren undankbaren Sohn und Schwätzer zu verjagen.

Hadus war kaum in Wien angekommen, als ihn auch hier das Mißgeſchick ereilte. Sein Famulus Wolfgang, den er unterrichtet, ernährt und bekleidet hatte, ging ihm mit feinem in einem Käſtchen verwahrten Gelde, dem Ertrage ſeiner Vorleſungen, und ſeinen Schlüſſeln davon [3]). Hadus hatte große Furcht, daß der undankbare Flüchting ſich nach Roſtock zu Harlem begeben und dort legitimirt durch die entwendeten Schlüſſel, ſeiner Bücher und, was ihn faſt noch mehr beunruhigte, auch ſeiner Geiſtesprodukte bemächtigen und dieſe vernichten könnte.

Dieſem ominöſen Anfange entſprachen aber die weiteren Schickſale unſeres Humaniſten in Wien nicht. Er wird wohl auch hier ſeine mediziniſchen Studien, die er in Krakau begonnen hatte, weiter verfolgt haben, denn er wurde in Wien zunächſt mit dem Dekane der mediziniſchen Fakultät dem Dr. Wilhelm Pullinger (Poliger) näher bekannt, der ihn gaſtlich aufnahm und den er dafür in den Himmel erhob [4]). Durch Pul-

1) Schwache Biographie von dieſem bei Aſchbach, Geſchichte der Wiener Univerſität II, 382 f.

2) Regiae ac clarissimae urbis Cracoviae defensio hinter: Oratio de felicissima electione, inclyti ac potentissimi Regis Vngariae et Bohemiae Ferdinandi Archiducis Austriae in Regem Romanorum, &c Aquisgrani Coronati die XI. Januarii. Anno M. DXXXI. Caspare Vrsino Velio R. H. Authore. Coloniae, Per me Petrum Quentell. Anno M. D. XXXI. 4°. (Wiener Hofbibliioth.). Eine gleichzeitige Hand hat an den Rand geſchrieben: Contra Johannem Hadelium poetam cui mortuo iam leuis terra potius optari debebat.

3) Eleg. Ad Egbertum Herlemum, primarem Rostoch. acad. cens. etc.

4) Wörtlich: Ad Joannem Stabium, rerum a divo Maximiliano gestarum scriptorem Aſchbach, 344 f.

Digitized by Google

linger wurde er ermuntert, ſich in ſeiner Not mit einem Gedichte an den gekrönten Poeten und Mathematiker Johannes Stabius [1]) zu wenden, und er fand durch ſein poetiſches Talent auch bei anderen angeſehenen Gelehrten der durch Kaiſer Maximilian I. in humaniſtiſchem Sinne zu hoher Blüte gebrachten Wiener Univerſität Eingang und Geltung.

Mit dem einflußreichen kaiſerlichen Rate und Praefekten von Wien Johannes Cuſpinianus (Spieshaimer) [2]), der als Humaniſt ſeine Laufbahn begonnen hatte und auch weiter zu dieſer Fahne hielt und mit der Univerſität als deren Superintendent in ſteter Beziehung blieb, tauſchte er Verſe, und er gewann die Gunſt dieſes Mannes in ſo hohem Grade, daß er es wagen konnte, ihn um ſeine Verwendung bei dem Kaiſer Maximilian für die Erteilung des Dichterlorbeers anzugehen [3]). Dieſer höchſte Wunſch eines Dichterherzens der Renaiſſance wurde ihm auch wirklich erfüllt [4]). Der Rektor der Univerſität (Winterſemeſter 1517), der Theologe Chriſtoph Kulber, geleitete ihn, gefolgt von den Lehrern der Univerſität, in die kaiſerliche Burg, wo der feierliche Akt der Dichterkrönung von Maximilian ſelbſt vollzogen wurde. Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe meldete der Humaniſt Joachimus Vadianus [5]) ſofort nach Krakau, wo kurz nach Hadus' Abgang Rudolfus Agricola junior Rhaetus aus Waſſerburg am Bodenſee, der früher in Krakau ſtudirt hatte und nun aus Wien dorthin zurückgekehrt war, bald als Lektor ordinarius die Vertretung der Fächer des Hadus übernommen hatte, und wo alle Nachrichten über Hadus begierig aufgenommen wurden [6]).

Daß die Univerſität auf den Wunſch des Rektors der Feierlichkeit in corpore beigewohnt hat, läßt uns ſchließen, daß er auch in dem Lehrkörper offiziell Aufnahme gefunden hatte. Die Hauptmatrikel erwähnt ſeine Einreihung unter die akademiſchen Bürger der ſächſiſchen Nation im Winterſemeſter 1517 mit dem Vermerke: Magiſter Johannes Hadus [7]). In dieſem Eintrage wird er zum erſten Male als Magiſter bezeichnet, ohne daß die Univerſität angedeutet iſt, der er dieſen Grad verdankte, zugleich erſcheint

1) Aſchbach, 363 f.

2) Aſchbach, 284 f.

3) Eleg. Ad Joannem Cuspinianum poetam laureatum etc. und Ad eundem.

4) Eleg. Ad Christophorum Culberium, etc. Aſchbach, 118, 123.

5) Aſchbach, 392 f.

6) Rudolf Agricola an Joachimus Vadianus 17. Dezember 1517, 30. April 1518 (Cod. 30, I, No. 111 und 121) und ein undatirter Brief (Cod. 40, XI, No. 48). Dieſe Briefe verdanke ich der groſsen Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Dierauer in St. Gallen. Sie befinden ſich in der Vadiana daſelbſt.

7) Ex Hadalerio poeta laureatus . . . V solid. den. Dieſe Notiz verdanke ich Herrn Dr. Schrauf in Wien.

Digitized by Google

hier zum letzten Male der Name Johannes Hadus, um von jetzt ab dem Namen Janus Hadelius Platz zu machen.

Als Lehrer kündigte er den Studeuten alsbald durch einen poetiſchen Anſchlag ſeine Vorleſungen an [1]). Um 8 Uhr am Tage nach der Ankündigung wollte er mit der Behandlung der ſechs erhaltenen Bücher der Faſten des Ovid beginnen. Daneben wollte er über die Satiren des Juvenal leſen und die römiſche Geſchichte des Titus Livius erklären.

Er hatte hier mit ſeiner akademiſchen Thätigkeit mehr Glück und fand mehr Anerkennung [2]) als in Krakau und er verwuchs daher hier ebenſo feſt mit der anfäſſigen Gelehrtenariſtokratie wie einſt in Roſtock und er wird ſich hier in dem leichtlebigen Süden noch wohler gefühlt haben nach ſeinem Temperamente als in Mecklenburg, zumal da ſeine wiſſenſchaftliche Richtung hier nicht geduldet, ſondern die herrſchende war. Bald nach ſeiner Ankunft, im Dezember 1517, gaben die Humaniſten Johann Gremper [3]) und Philipp Gundel [4]) gemeinſam die von Georgius Trapezuntius ins Lateiniſche überſetzte Schrift des Biſchofes Gregorius von Nyſſa De vitae perfectione oder das Leben des Moſes heraus [5]). Eine humaniſtiſche Sitte, welche ſich in Wien beſonders üppig entwickelt hatte, brachte es mit ſich, daß die Freunde und die fortgeſchrittenen Schüler eines Autors ein erſcheinendes Werk mit poetiſchen Ergüſſen begleiteten, die mit lauten Trompetenſtößen das Lob des Buches und des Herausgebers oder auch des Patrones des Buches oder aller drei zugleich verkündeten. Beſonders zahlreich waren gewöhnlich dieſe carmina commendaticia, wenn ſolch ein Buch einem hochſtehenden einflußreichen Manne, wie hier dem Biſchofe von Wien Georg Slatkonia, gewidmet war, denn dann wurden die Gedichte natürlich zugleich auch zu einer Selbſtempfehlung. Wir finden hier poetiſche Beiſtücke von Joachimus Vadianus aus St. Gallen, Philipp Gundel aus Paſſau, Ulrich Fabri aus Thornburg [6]), Matthias Paulinus aus Pludenz [7]), Georgius Logus aus Schleſien [8]), Michael

1) Eleg. Ad Viennensem scholasticum. Vergl. was Aſchbach, 329, hieraus gemacht hat

2) Vergl. die eben citirten Briefe Agricolas an Vadianus.

3) Aſchbach, 290.

4) Aſchbach, 319 f.

5) Gregorii. Episcopi Nyseni. viri et uitae sanctitate et ingenii magnitudine inter Graecos Christianae professionis assertores praecipui de uitae perfectione, siue vita Moysi, Liber utilissimus. per Georgium Trapezuntium e Graeco in Latinum conuersus etc. Impressum Viennae Pannoniae per Hieronymum Vietor Expensis Leonardi & Lucae Alantsae fratrum. Mense Decembri. Anno. M. DXVII. 4°. (Breslau Kgl. Biblioth.).

6) Aſchbach, 312 f.

7) Denis Wiens Buchdruckergeſchichte, 170, 176, 186.

8) Aſchbach, 330 f.

Digitized by Google

Alcophorus aus Paſſau [1]) und von unſerm Hadelius. Dieſer vergleicht in ſeinem Epigramme den Moſes mit Numa und Camillus, eine echt humaniſtiſche Parallele.

In einen engern Zirkel unter den angeſeheneren älteren Humaniſten führt uns ein Gedicht Hadelius' an Johannes Cuſpinianus, Vadian und Pullinger ein, welches ein Gaſtmahl bei dem kaiſerlichen Rate, Humaniſten und Gelehrtenmäcen Graccus Pierius (Krachenberger) ſchildert [2]). Außer Hadelius hatten dem Sympoſion noch Joachimus Vadianus, Wilhelm Pullinger und Johannes Cuſpinianus beigewohnt; man könnte annehmen, die Verſe ſeien als eine am Orte extemporirte Leiſtung aufzufaſſen, wenn nicht, wie man ſehen wird, Manches dagegen ſpräche. Der übermütige Ton, welchen der Dichter anſchlägt, zeigt deutlich die Vertraulichkeit des Verkehrers, aber auch noch etwas Anderes. Der Kulturhiſtoriker könnte aus den Verſen, wenn ihnen ganz zu trauen iſt, das Menu eines Gaſtmahls der Zeit entnehmen. Die Humaniſten pflegen zwar ſehr zu betonen, daß nicht die Gaben der Ceres und des Bacchus, ſondern die Spenden der Minerva, die geiſtreiche Unterhaltung, die Hauptſachen bei ihren „ſokratiſchen" Mahlen wären, aber nach dem, was Krachenberger ſeinen Gäſten vorſetzte, wurde das Leibliche durchaus über dem Geiſtigen nicht vergeſſen; Braten von Wildſchwein, Hirſch, Reh, Hühner, Kapaunen und Droſſeln, Haſen, Tauben erſchienen auf der Tafel. Nur ein Lieblingsgericht der Alten, die vulva suilla, fehlte dem Dichter, damit er von ihr auf die vulva humana zu ſprechen kommen konnte, und damit hat er den Übergang zu einem ſehr lasciven Schluſſe gefunden. Er verlangt nun noch die Gegenwart von fünf Schönen, je eine davon will er Pullinger, Vadian und Cuſpinian überweiſen, zwei beanſprucht er für ſich allein, um ſeine Luſt zu büßen. Würdig ſchließt das Ganze mit einem obscönen Wortſpiele zwiſchen menta (mentula) und mentha. So kommt denn auch in Wien die ſinnliche Seite des Hadelius zur Geltung, daß er in dem Gedichte nicht etwa nur eine Anleihe bei den alten Dichtern machte, zeigt eine mehr als deutlich redende Elegie an ſeinen Gaſtfreund Pullinger [3]), worin er ſich dieſem gegenüber rechtfertigt und ausſpricht, warum er ſich in eine Liebſchaft mit einem alten Weibe eingelaſſen hatte. —

Im Anfange des Jahres 1518, am 19. März, kam Bona Sforza, die

1) Mir ſonſt unbekannt.

2) Eleg. Ad Joannem Cuspinianum, Joachimumque Vadianum poetas laureatos, et Guilielmum Poligerum, doctissimum medicum, apud Pierium Graecum clarissimum poetam epulantes. Über Krachenberger, Aſchbach, 422.

3) Eleg. Ad Guilielmum Poligerum, Viennens. philos., medic. que doctiss., quod non puellae, red vetulae amore captus sit.

Digitized by Google

Tochter des verſtorbenen Herzogs Johann Galeazzo von Mailand und Iſabellas von Neapel, nach Wien. Sie war, geleitet von Cuſpinian, auf dem Wege nach Polen, um ſich mit dem Könige Sigismund I. von Polen zu vermählen. Kaiſer Maximilian war der Stifter dieſer Ehe, und ſo wurde die königliche Braut mit hohen Ehren in Wien empfangen. Ludwig Reſtio begrüßte ſie im Namen der Univerſität mit einer lateiniſchen Rede [1]), und auch Hadelius vergaß ſeines Grolles gegen Polens Hauptſtadt und die Polen und richtete an Bona ein ſchwungvolles Gedicht; es iſt die zarteſte Lyrik aus des Dichters Feder [2]).

Nicht lange nach dem feſtlichen Einzuge Bonas hat Hadelius vermutlich Wien wieder verlaſſen. Die Gedichte, welche ſeit ſeinem Weggange von Roſtock entſtanden waren, erſchienen am 3. Mai 1518 in Wien im Verlage des Buchhändlers Johann Meczker, aber nicht mehr von Hadelius ſelbſt, ſondern, wie aus den Marginalnoten ſchon hervorgeht und wie am Ende zu leſen iſt, von einem anderen, der ſich mit dem Namen des traditionellen Terenzrecenſenten Calliopius nennt und deſſen humaniſtiſche Maske für uns undurchſichtig iſt, herausgegeben. Sie führen den Titel: P. Jani Hadelii, poetae a divo Maximiliano coronati, elegiarum liber primus [3]) Dieſes erſte Buch iſt zugleich liber unicus, denn ein zweiter Band iſt niemals erſchienen. —

Hadelius hatte ſich ſchon auf der Reiſe nach Krakau von Meiſter Hein prophezeien laſſen, daß er glücklich nach dem von ihm im Geiſte heiß erſehnten Italien gelangen werde und er überſchritt wirklich die Alpen, aber wir finden nur dürftige Spuren von dieſer Welſchlandsfahrt, und zwar ſolche nur in Rom allein. Wir wiſſen nämlich nur, daß er in dem Kreiſe des Corycius gelebt und den Coryciana eine Elegie „in ſtatuas Corycianas“ und dazu noch drei Variationen beigeſteuert hat (vgl. oben S. 145 ff.).

Hadelius hat alſo auch in Rom unter den angeſehenſten Männern der Gelehrtenwelt verkehrt, das iſt aber auch alles was wir wiſſen, und zugleich das letzte Lebenszeichen von ihm. Ob er überhaupt wieder nach Deutſchland zurückgekehrt iſt, bleibt uns ganz unbekannt; in Roſtock, wohin er von Italien wieder ſeine Schritte lenken wollte, iſt er jedenfalls niemals wieder aufgetreten. Und ſo ſchließt für uns ſein Leben wieder, wie es begonnen, im Dunkel.

1) Denis, Wiens Buchdruckergeſchichte Wien 1782, 329.

2) Eleg. Ad. Bonam Mariam etc.

3) Viennae Austriacae, impensis Joannis Meczker bibliopolae non ignobilis Anno Christiano. M. D. XVIII. Quinto Idus Maias. 4°. (Breslau, Kgl. Biblioth.).

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

Neun Briefe von und an Jacob Wimpfeling.

Mitgeteilt von **Gustav Knod.**

Die Wimpfeling-Forſchung der letzten Jahre hat trotz ihres reſpektabeln Umfanges — abgeſehen von Ch. Schmidts höchſt ſorgfältiger Darſtellung — nur wenig handſchriftliches Material zu Tage gefördert und verwertet — Beweis genug, daß dieſes letztere zu den Seltenheiten gehört. Und doch zählten allein die Briefe unſeres Humaniſten nach Tauſenden, wenn man den Worten ſeines Neffen Jacob Spiegel [1]) einigermaßen Glauben ſchenken darf! Welche Fundgrube für die Geſchichte des deutſchen Humanismus, wenn nur der vierte Teil davon auf unſere Tage gekommen wäre; iſt doch heute noch beiſpielsweiſe Rieggers Zuſammenſtellung der Wimpfeling-Vorreden trotz ihrer Unvollſtändigkeit für den Forſcher auf dem Gebiete des oberrheiniſchen Humanismus geradezu unentbehrlich! Es dürfte daher nicht nur im Intereſſe der Wimpfeling-Forſchung der Wunſch gerechtfertigt erſcheinen, die ſchwer erreichbaren, in öffentlichen und privaten Bibliotheken zerſtreuten Wimpfelingiana möglichſt bald geſammelt und gedruckt zu ſehen [2]). Als Abſchlagszahlung ſei im Folgenden eine Anzahl Briefe mitgeteilt, denen, wenn es angeht, im nächſten Hefte eine umfangreichere Sammlung folgen ſoll. Sie ſind zwei bis dahin faſt gänzlich unbeachtet gebliebenen [3]) Hamburger Handſchriften entnommen, deren eine — die ältere und umfangreichere — z. Z. im Beſitze des Herrn Paſtor Dr. theol. Mönckeberg in Hamburg ſich befindet (ms. M), während die andere, eine Kopie des 17. saec., der Hamburger Stadtbibliothek gehört (ms. H.B.) [4]).

1) Comm. i. Reuchl. Scaen. progymn. (Tub. 1512 4^{b}) p. LXXVIII: ex decem milibus epistolarum quas auunculus noster tam ex sua quam aliorum persona circiter quadraginta annos scripsit.

2) Vor allem wäre eine Veröffentlichung der von J. Janſsen benutzten römiſchen Hdſchr. de arte impressoria (vgl. Geſch. d. d. Volk. 1881. I. 10. Anm. 1) erwünſcht. Über den ebendort erwähnten Katalog der Mainzer Erzbiſchöfe vgl. Englert (Aſchaffenb. Progr. 1882).

3) Nur die ältere derſelben, ms. M., iſt vor Jahren von Lappenberg zu ſeiner Ausgabe von Thom. Murners Till Eulenſpiegel (1854), dann jüngſt von E. Martin zu ſeiner Germania des Jacob Wimpfeling, Straſsbg. 1884, benutzt worden.

4) Fol.-Band LVIII der Handſchriftenſammlung der Hamburger Stadtbibliothek. Den 8 Wimpfelingbriefen dieſes Bandes iſt von der nämlichen Hand folgender Vermerk vorgeſetzt: Ex volumine veteri msto. Bibliothecae Uffenbachianae Jacobi Wimpfelingii Selestadiensis et aliorum Orationes et Epistolas nonnullas complectente ac circa ipsum quo Wimpfelingus vixit tempus conscripto.

Digitized by Google

Durch die nicht hoch genug anzuerkennende Liberalität der Beſitzer [1]) war mirs geſtattet, auf der Schlettſtadter Gymnaſialbibliothek eine Abſchrift beider Manuſkripte nehmen zu dürfen. — ms. M. charakteriſirt ſich als eine von Wimpfeling ſelbſt [2]) zu ſeinem Privat-Gebrauche angelegte Sammlung verſchiedenartiger Schriftſtücke, welchen ein von Wimpfeling ſelbſt gefertigtes — jedoch unvollſtändiges — Inhaltsverzeichnis vorausgeſchickt iſt. Auf 63 nicht paginirten Blättern, welchen 3 inhaltlich verwandte gedruckte Werkchen Wimpfelings beigebunden ſind, enthält die Handſchrift 34 Briefe (meiſt von und an Wimpfeling) und außerdem elf kleinere Gedichte und zwei Gelegenheitsreden unſeres Humaniſten, teils von eines Abſchreibers Hand, teils von Wimpfeling ſelbſt geſchrieben oder doch von ihm korrigirt. Ein Teil dieſer Briefe — die im Folgenden als Nr. II. IV und IX bezeichneten, außerdem das jüngſt von E. Martin in Briegers Zs. f. Kirchengeſch. VII 144 ff. mitgeteilte Schreiben Wimpfelings an den Rektor der Schule zu Deventer — findet ſich auch in ms. H. B. wieder, doch zeigt dieſer letztere Brief deſſen Schlußſatz nebſt Datum im ms. H. B. fehlt, daß ms. M. der Hdſchr. H. B. nicht als Vorlage gedient haben kann. Man wird vielmehr aus dem Umſtande, daß jener in ms. H. B. vermißte Schlußſatz von Wimpfeling in ms. M., wie deutlich erkennbar, nachträglich hinzugefügt iſt, folgern dürfen, daß zwiſchen beiden eine M. gleichzeitige Kopie ſteht, die teils dieſer Originalhdſchr., teils einer andern Vorlage ihren Inhalt entlehnte. — Gedruckt ſind nun von den in beiden Handſchriften mitgeteilten Stücken außer dem erwähnten von Martin veröffentlichten Briefe 1. aus ms. M.: a) ep. Keisersbergii Alberto episcopo Argentinensi (Martin. Germ. S. 102), b) zwei auf Murner bezügliche Gedichtchen (ibid. S. 96), c) Jacobus Vuimpfelingus Sacerdoti amico N. suadet, ut concubinam a se auellat (Riegger. Amoen. Frib. p. 504), d) Wimpfeling an Kaiſer Maximilian 6. Mai 1507 (Auctuar. ad Matth. Flac. Illyrici Catal. test. verit. in editione 1666. 40 p. 272 fgg. [3]) 2) aus ms. H. B. das Schreiben Joh. Geilers an Wimpfeling dd. Ex Fiessen 2. Aug. 1503 (zuerſt in Ja. Spiegels Lamentatio Petri Aegidii in obit. Caes. Maximil. Arg. 1519. 4°, dann Riegger 475. Dacheux, Jean Geiler. 1876. p. 496 n. 2, endlich in deutſcher Überſetzg. bei Wencker, Appar. et instruct. arch. p. 24), jedoch ohne das von uns unten nach H. B. mitgeteilte Poſtſkriptum.

1) Beiden ſei hiermit auch öffentlich von Herzen Dank geſagt.

2) Auf Bl. 2 findet ſich die Notiz: Ex Legatione D. Jacob Hartliebij Dicti Walspern. Decanj S. Trinitatis. — Wohl derſelbe Jac. Hartlieb, deſſen De fide meretricum in suos amatores auf Wimpfelings Veranlaſſung i. J. 1501 durch Crato Hofmann herausgegeben wurde?

3) So nach einer ſpätern Bemerkung in der Hdſchr. — Außerdem findet ſich noch in der Hdſchr. Wimpfelings Prologus in Lupoldum de translatione et iuribus imperij. Ad Fridericum Saxonie Ducem ac Principem electorem. Am Rande ſind der Ueberſchrift von Wimpfelings Hand die Worte beigefügt: Impressa est haec epistola ante Lupoldum sed nonnulla in ea mutata multa omissa. — Das Werk erſchien 1508 (Arg. M. Schurer) 4°.

Digitized by Google

(ms. H. B.) I.
(Speier?) (1495?)

[Pallas[1]) Jacobi Wympfellingii (sic) de duello inter Regem Romanorum et Claudium de Wadra Wormacie habito].

Dilecte Jacobe, repetituro mihi crastino mane Heidelbergam, dic si scias aliquid de glorioso certamine divi Regis nostri, ut Andreae[2]) possim recensere, an Martia illa pectora fortiter sese invaserint mutuo, an caesim bellaverint, vel punctim, quotiens hastis se straverint, quibus caestibus usi, qualibus armis, uter prior ceciderit, uter palmam deportaverit et spolium, et quae munera constituta sunt (!) victori, quot vulnera perpessi sunt, et qualia, an letifera vel curabilia, quantam spem habeant chirurgici de mercede pro curatione vulnerum, quis eorum mutilatus est, an ambo superstites sint, quae causa tam sanguinolenti duelli, quae causa, quod Principes tantum furorem partium et tam cruentam caesionem admiserunt et speculati sunt, et alia complura a me quaerenda patefacito, ut juxta magnitudinem rei apud Andream mihi non desit amplitudo relationis. Vale.

(ms. H. B. und M.) II.
Speier. 2. Oct. 1497.

D. Ludouico Bruno, Doctori et Poetae laureato, Regis Maximiliani Secretario Jac. Wympfelingius. (Postea episcopo Aquen[3]).

Corpore disjungor a te, sed animo praesentem te conspicor fere et afficior adeo, ut non ex uno tantum, sed pluribus qui cum Regia Maiestate negotii quiddam habent, interrogarim, quaenam esset valitudo tua, cumque bene tibi esse cognovissem, gratulatus sum tibi, mihi autem gavisus et profecto in dies augebitur mea de te laeticia quociens fortunam et vires tuas auctas cognovero, non tam ut abs te mihi quandoque morem gestum iri confidam, quam quod tu propter insignem doctrinam ac preclaras virtutes iucunda foelicitate mihi dignus visus es. Tu mei esto memor. Hospes tuus Wormaciensis apud quem nocturna quiete fruebaris, praesentem tibi portitorem voluit commendari. Vale ex Spiris VI. non Octobr. 1497.

(ms. M.)
(Heidelberg). 17. Juni 1500.

III.[4])

Ad quendam puerorum et adolescentum praeceptorem[5]) amore turpissimi scorti miserabiliter captum et ob id scholasticos suos non mediocriter scandalisantem.

Carissime N. quia te diligo, bonum tibi voto, nedum tibi sed universis convegentibus tuis et toti burse, nolo te ignorare, infamiam tuam

1) Pallas Spangel aus Neustadt a. d. H., Professor der Theologie in Heidelberg, ausgezeichnet durch ‚Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Feinheit' (Hautz, Gesch. d. Univ. Heidelberg 1862. I. 349), mit Wimpfeling innig befreundet, der ihn gelegentlich humanissimum pauperum et rei publicae patrem nennt, auch 1513 (Arg. Prüss) eine Oratio Pallantis Spangel theologi Heidelbergensis ad | Caesarem Maximilianum, in arce illustrissimi principis comi | tis Palatini habita (1489) tempore | 4° herausgab (zugleich mit dem modus praedicandi subtilis des Stephan Hoest).

2) Andreas Brambach, von Wimpfeling ‚insignis theologus neotericus', ‚verus fautor' in der Expurgatio genannt. Seiner Fürsprache hatte Wimpfeling die Dompredigerstelle in Speier zu verdanken.

3) Das Eingeklammerte Zusatz in Mönckebergs Hdschr.

4) Inhaltlich verwandt mit No. IX.

5) Wie es scheint Vorstand der Theologen-Burse in Heidelberg.

Digitized by Google

diſseminari per omnes vicos et plateas, per omnia balnea per conventicula omnia et philosophorum et popularium atque mulierularum, Immo praestantiſsimos gymnosophistas de te locutos esse (me audiente) misertos tui: tuae bursae: tuorum conregencium: tuorum discipulorum adeo ut si non prope diem resipisceres, deliberandum esse in tota universitate quomodo bursae et scolasticis eius succurratur. Dolerem te turpiter abjici ad quem promovendum ego non nihil cum Jodoco Rubeaquensi [1]) cooperatus sum. Miseret me tui: tuae animae: tui corporis, tuae substanciae, tuae famae, tuorum amicorum, tuorum discipulorum, qui scandalisantur, qui destituuntur, qui malo exemplo tuo inficiuntur corrumpuntur seducuntur. Doleo vel inimicis tuis aut bursae ansam dari, detrahendi bursae nostrae, et diminuendi utilitatem eius, dicentibus passim esse rectores eius inutiles scortorum amatores, iventutis corruptores, adolescentiae venenum, studij detrimentum, et omnium virtutum jacturam. Provide obsecro ut resipiscas, furorem et caecitatem excludas: Deum pro te crucifixum, tuam famam, tuam animam, bursae tuae commodum, adolescentum salutem, magis diligas quam foetidam mulierculam fallacem, inconstantem. Vale foelix, et me ama, et haec bono animo suscipe a vero amico: ex Casula mea XV. kal. Julij anno 1500.

Der nun folgende undatirte Brief, an Chriſtoph von Utenheim, Kanonikus in Baſel zugleich Propſt von S. Thomas in Straßburg [2]), gerichtet, iſt, wie der Inhalt lehrt, ins Jahr 1501 zu ſetzen. Er bietet zu Wimpfelings allzu gedrängter Darſtellung in der Expurgatio [3]) eine willkommene Ergänzung, gleichzeitig erfährt dadurch ſein lakoniſches: scribit utrique nostrum Christophorus, se Basiliensem episcopum esse designatum, me ut ascendam, vehementissime exhortans eine etwas überraſchende Beleuchtung. Die Darſtellung der Wimpfeling-Biographen beweiſen, daß man Wimpfelings Worte mißverſtehen mußte, ſie zeigen allerdings auch, daß ſie alle ohne Ausnahme mehr darin geleſen, als ſie leſen durften. Muß man auch nach Wimpfelings Worten annehmen, Utenheim habe, als er ſeine bevorſtehende Wahl anzeigte, ihn gleichzeitig gebeten, zu ihm nach Baſel zu kommen, ſo ſagt Wimpfeling doch nirgends, Utenheim habe ſeinen Beſuch gewünſcht, »um ihm den dortigen Clerus refor-

1) Jodocus Gallus (Jost Galtz) aus Rufach, Schüler und Freund Wimpfelings, deſſen Nachfolger in der Predigerſtelle zu Speier er wurde. (Schmidt II 40 ff. 293.)

2) Über ihn Herzog, Chriſtoph von Uttenheim (Beiträge z. Geſchichte Baſels I. 1839). Utenheim ſtand der Baſeler Gelehrten Geſellſchaft nahe, war namentlich mit Erasmus innig befreundet, deſſen Enchiridion militis christiani er ſeiner Geiſtlichkeit empfahl, wie er auch ſein Gutachten über die Lutheriſche Reform ſpäter einholte. Wimpfeling hat ihm ſeine Concordia curatorum et fratrum mendicantium (Argentin.? 1503) gewidmet (Riegger 219). ſtellte dann kurz darauf auf Utenheims Verlangen die Statuta synodalia Episcopatus Basiliensis (Vorrede Ex aula Basil. Episc. oct. Id. Oct. 1503. cf. Riegger 230) zuſammen. Noch im J. 1520 (Kalend. Sept.) ſendet er ihm die auf ſein Veranſtalten in Schlettſtadt von Laz. Schürer gedruckte Epistola Erasmi ad Albertum Cardinalem et Archiepiscopum Moguntinum mit dem Wunſche: utinam eius (Alberti) exemplo omnes Germaniae episcopi, caeterique magnates cum Helvetiis niterentur mitigare sanctissimum ac piissimum dominum Leonem, pontificem opt. max., ne virum quem Christianum et evangelicum non modo in doctrina sed et in omni vita sua praedicant, funditus deleri sinat, Lutherum. (Riegger 540.)

3) Riegg. 419. cf. auch ſeine Epist. ad fr. Jo. de Hengneülla, wo er dieſen Umſtand ganz verſchweigt und nur bemerkt at cum patronus ille, ad altiora vocatus, nobis interciperetur, spe mea frustratus sum etc. Riegg. 306. — vgl. auch Wimpf. in d. vita Geileri (die Stelle fehlt bei Riegger): motus fui et ego ad desiderandam heremum: et indubie dudum cum alijs introissem nisi Patronum nostrum et antesignanum praesulatus Basilien. praeripuisset.

Digitized by Google

formieren zu helfen«[1]). Iſt es ſchon an und für ſich unwahrſcheinlich, der designierte Biſchof — erſt am 1. Dec. 1502 erfolgte die Wahl — habe ſofort mit Reformen begonnen, ſo geht aus unſerm Briefe zur Evidenz hervor, daß Utenheim in ſeinem Schreiben eine ſolche Bitte nicht ausgeſprochen haben kann, daß er vielmehr lediglich Wimpfelings (jedenfalls auch Geilers) Rat, ob er ev. die Wahl annehmen ſolle, ſich erbeten hatte. Geiler konnte ſeinen oft genug geäußerten ſtrengen Grundſätzen gemäß den Schritt, zu welchem Utenheim entſchloſſen ſchien, nicht billigen[2]); Wimpfeling ſtellt ſich hier in ausgeſprochenen Gegenſatz zu ſeinem Freunde Geiler: er glaubt nicht abraten zu dürfen, da die Wahl vorausſichtlich in kanoniſcher Weiſe erfolgen werde, da Utenheim hierbei, wie er überzeugt ſei, nicht ſeinen eigenen Ruhm, ſondern lediglich die Ehre Gottes ſuchen werde. Er knüpft hieran eine ausführliche Auseinanderſetzung über das Thema: episcopus qualis esse debeat und ſtellt eine noch gründlichere, gelehrte Diſſertation hierüber in Ausſicht, wenn er die einſchlägige Litteratur durchſtudiert haben werde. Er macht aber auch den bemerkenswerten Zuſatz: Tu autem utcunque res cedet, me non es deserturus, modo ne cogar mendicare, sim infimus, sim de faece, ne tamen mendicem etc. Wie reimt ſich hierzu Dacheux' Verſicherung, Wimpfeling ſei über ſeines Freundes Geſinnungswechſel ſo aufgebracht geweſen, daß er ſich geweigert habe, ihn in Baſel zu beſuchen[3])? Doch das Weitere wird ſich aus dem Briefe ſelbſt ergeben.

(ms. H. B. und M.) IV.

(Straßburg). (1501?).

Christophoro de Vtenheym, Basilien. Ecclesiae Administratori, consulenti Wympfelingium, si episcopatum sibi oblatum debeat acceptare. Respondet Wympfelingius.

Quamquam Sublimitas tua sit mihi et instituto meo: (propter quod dimisi beneficia omnia[4]) non parum aduersa, tamen ob amplificationem

1) Wiskowatoff S. 97, Schwarz S. 77. Schmidt I 27: il (Utenheim) accepta, mais timide et ayant peu de confiance en lui-même, il écrivit à Wimpheling pour le prier de venir l'assister.

2) Vgl. z. B. die von Dacheux, Jean Geiler de Kaysersberg 1876 p. XXXXIV 399 mitgeteilten Briefe Geilers an Friedrich von Zollern, Biſchof von Augsburg. Wimpfeling hierüber in der Vita Geileri (Riegg. 108): Mirabatur vehementissime, curnam adeo nunc episcopatus expeterentur, cum hac aetate reverendi praesules, periculorum pleno muneri suo vix apud Deum satisfacere possent: quando visitandi & errata castigandi, nihil paene loci relictum videretur. Qua propter nulli unquam consilium praestare voluit, ut episcopium etiam sine ambitu, corruptisve suffragiis oblatum desumeret. — Nach Erasmus' ep. ad Vlattenum (Riegg. 162) muſs man allerdings annehmen, auch Geiler habe Utenheim zugeredet: Caeterum hoc consilium abrupit Christophorus ad Episcopi munus retractus, amicis ita suadentibus etc. etc.

3) Pag. 430 Christophe d' Utenheim venait d'être appelé à l'évêché de Bâle et il se décidait à accepter ce poste. Wimpheling et Geiler furent étonnés, presque scandalisés de voir un homme, qui était à la veille de quitter le monde, prendre une décision pareille, surtout dans un temps où il y avait si peu d'espoir de rétablir la discipline dans le clergé. Le premier paraît même en avoir été si mécontent qu'il refusa de se rendre auprès du nouvel évêque qui l'invitait à venir le trouver, et il se décida à rester à Strasbourg à la prière de Geiler.

4) Dieſes Umſtandes gedenkt er auch in dem Briefe an F. Jo. de Hengnevilla und in der Expurgatio; an letzterer Stelle fügt er hinzu: poteram enim vel ex solis sacerdotiorum proventibus frugalem in Gymnasio traducere vitam. Vgl. auch Erasm. ad. Vlatten. (Riegg. 162): atque ut nudus ad nudum Christum confugeret, quod erat ecclesiastici census, erat autem quod ad vitae munditiem sufficiebat, resignauit.

Digitized by Google

episcopatus, ob pium regimen cleri et populi (quod te habiturum confido) minus me angit status mei mutacio et calamitas qua premor. Ego enim in hac re non assencior usque quaque praeceptori meo Keiserspergio, qui syncere dissuadet episcopatum assumi, propterea quod omnis reformacio desperatur! Et si fiat recuperacio terrenarum opum, ansam dari successoribus ad luxuriandum: haec et his similia ex eo audivi [1]). Verum cum tu per hostium intrabis, electus canonice. Cum ex pio affectu (sicut non dubito) ut prosis non ut praesis [2]): assumpturus es dominus deus in residuis cooperabitur. Episcopus qualis esse debeat, nosti probe: qui exemplaris sit, qualis hactenus fuisti et deinceps futurum te spero. At de eis per quos regendus est episcopatus in diversis officijs: si voles circumspectio tua bene providebit. Copia est praestantium Virorum in doctrina, non dubito eciam in integritate. Quatuor mihi visi sunt imprimis necessarij qui vices tuas gerant. Primus in dicendo iure et iudiciaria potestate exercenda, Secundus in conferendis ordinibus et consecratione etc. Tertius in seminando verbo Dei. Quartus qui omnia dubia in actibus ecclesiasticis et animae foro emergencia dissoluat, clerumque castiget. Primum vocant officialem: secundum suffraganeum: tertium praedicatorem: quartum vicarium in Spiritualibus. An non in omnibus his officijs invenirj poterunt idonej, qui munera non capiant, injustas sententias non ferant, Simoniam nullam exerceant? Tuum erit nonnunquam per te ipsum Ordines conferre, Decanos rurales admonere et inprimis circumspicere, si curati sint idonei. Hoc unum arbitror potissimum. Non tam canonici et vicarij obesse possunt vineae domini (quamvis saepe multum lacerent cam scandalo suo) quantum indocti, inexperti, impudici, lascivi, leves, futiles, intimorati plebani, qui pueros, puellas, conjugatos et magnates adhortari deberent ad virtutes, a vitijs deterrere, quomodo autem id facere possunt, cum ipsi in tabernis sint primi et ultimi? in alea tota die ludant, rixentur, blasphement? domi infamia scorta foveant? [3]) quomodo a fornicacione, adulterio, a concubinatu laicos abducent. Nescio si synodi quotannis celebrentur in tua diocesi, sicuti Spirae, Wormatiae et Moguntiae, quae res si non prorsus, saltem aliquid affert utilitatis. De his satis, ne nimis effluam. Videor mihi videre hanc ordinationem esse a deo, et quoniam ex parte tua nulla est impuritas, non possum dissuadere ut assumas, quod ad honorem dei, ad salutem animarum, ad aedificacionem in temporalibus et spiritualibus poteris administrare. Quod autem Keiserspergius dissuadet, facit ut homo timoratus, ut vir optimus, sed si consilio suo standum esset: tum nemo deberet assumere episcopatum aliquem, quoniam raciones suae ubique militarent, et quid eciam si successor tuus luxurietur? tu non ideo recuperabis ecclesiae bona ut alius pompam augeat, sed pio et syncero affectu etc. Haec mihi iam visa sunt, quae obiter et cursim consignavi. Post hac ubi libros revolvero, maiora scribam [4]), quanquam temeritatis sit, te velle docere. Virum pru-

1) Vgl. S. 233 a. 2.

2) So ſchreibt er in der Dedikation der Concordia curatorum et fratrum mendicantium zwei Jahre ſpäter an Utenheim (dd. Argent. 13. Febr. 1503): Spero clarissime pater, te veri et re ipsa Episcopi more paterne ac sollicite curaturum, ut ecclesiae tuae (ad quam pro merito maximarum virtutum tuarum dignissime sublimatus es) non tam praesis, quam prosis.

3) Vgl. hierzu die Statuta synodalia Episcopat. Basil. (Riegger 230) und de integritate c. 23.

4) Er ſcheint durch die Überſendung der Concordia curatorum ſein Wort eingelöſt zu haben. Hierüber im nächſten Artikel.

Digitized by Google

dentissimum et optimum. Tu autem utcunque res cedet, me non es deserturus, modo ne cogar mendicare, sim infimus, sim de faece, ne tamen mendicem. Timeo verba ista Philippi Beroaldi: In mendico mala mens, malus animus. Intellexi de quo scribis, quem timuisti non per hostium intrare, qui nobiscum fuit. Dixit mihi Keiserspergius, eundem quem notamus, ei dixisse. Audio episcopatum Basilien. Christofero de Vtenheim offeri et illum esse ancipitem et recusare, si mihi ita offeretur acceptarem. Et profecto timendum est, quoniam homo est versipellis, plenus astu, qui si inniti volet potestati rhomani pontificis, quem ad manum habet, et forte possit etiam pro se inducere aliquos de popularibus alpinatibus. Tum revera aut scisma futurum esset: sicut olim in Constancia aut homo voti sui compos efficeretur. Cui saltem ut resistas, pie facere mihi videris, assumendo Episcopatum. In quo eciam racionem habebis religiosorum, praecipue mendicantium et praesertim non reformatorum, qui se de curis animarum ingerunt, qui exemptos se ab ordinarijs gloriantur. Ex fructibus id est operibus eorum eos cognosces. Si enim propria habuerint, si scortatores fuerint, si pusillos neglexerint, si lucris temporalibus inhaeserint, quomodo sperabis illos ex sincera charitate praedicationibus, confessionum audientia et ceteris curatorum officijs animarum quaerere salutem? Quomodo enim alienae animae fideliter intendet, qui suae ipsius solicitus non fuerit [1])? Haec extemporaliter. Post hac maiora de hac re sum scripturus [2])! Timeo enim scandala multa suboriri [3]), ex levitate, lascivia, laxisque habenis atque conscientijs quorundam religiosorum, qui non ad regulam evangelicam, non ad sacrorum canonum, non vel ad legis Naturae tenorem vivere mihi videntur, sed omnia sua dicta et facta exempcione et privilegijs (quae examinanda forent) defendunt [4]). Nec unquam crediderim, id esse de mente Summi pontificis, ut adeo Episcopalem iurisdictionem supprimere velit, sicut nonnulli mendicantes flocci facere consueverunt. Bonos et honestos reformatosque fratres et monachos, quos sciencia non inflat: qui episcopis deferunt, qui parochiales sacerdotes odio non persecuntur qui parvulos non scandalisant qui magis subditorum tuorum saluti, quam suis marsubijs replendis intendunt, in magno precio habebis eosque inprimis suscipias commendatos. In admittendis autem ad sacros ordines quibuscunque, eciam religiosis, magnam habeto semper circumspectionem, hoc opus hic labor est, neque enim possent tot esse leves et lascivi sacerdotes, si non tam facile promoverentur, sique multi sacris ordinibus indigni, propter libidinosam vitam et insciciam repellerentur. Religiosi dum suos examinari non volunt, allegantes Priuilegia, non a te ullo modo ordinandi sunt, sed sinas eos aliorsum ire. Papa dedit illis privilegium, ut a quocunque episcopo (fateor) ordinari possint. Magnum est hoc privilegium, non sic saeculares, Quorum quilibet a solo suo ordinario potest ordinari et ampliavit papa privilegium religiosorum, quod eciam absque examine previo possint ordinari. Ita si forte tardius venirent, neglectum examen non obstet: sed episcopis non mandat ut id faciant. Permittit autem et indulget summus pontifex, vt si

1) Denfelben Gedanken vgl. o.

2) Vgl. S. 234. a. 4.

3) In d. Briefe an Jac. Boll (Riegg. 227) erinnert er an Kaifer Sigismunds Wort: Reformetis vos ipsos aut a populo reformabimini tandem.

4) Ibidem: Si volunt episcopi religiosos ad honestatem inducere, iactant se esse priuilegiatos et exemptos etc.

Digitized by Google

non examinati forsitan ordinentur, ordinati sint sed nec tu neque alius quivis cogitur illos sine examine ordinare, id si feceris, in tuae animae periculum feceris, tuam enim vult non suam Papa conscienciam onerare[1])! Neque enim tanti sunt plerumque hi qui praesentant, qui illos idoneos afferunt, vt eorum verbis tam facile fides habenda sit, audivi eos saepe Priscianum vulnerantes et vita quoque illorum eos tibi poterit merito facere suspectos. Crede mihi experiencia me et alios didicisse: saepe asinos qui vix legere norant, nihil autem prorsus latinae linguae intellexerant, pro idoneis a patribus esse praesentatos[2]) quod si omnino (ut asserunt) idonei forent, cur nolunt, ut unum verbum legant? ut aliquantulum audiantur, si saltem loqui sciant. Res haec suspicione non caret, qui bene agit, lucem non odit. Qui se quicquam scire certo credit, pati potest ut audiatur. Et indubie reuerendi patres, tanto spiritu ducuntur, ut libenter cognitam esse velint suorum scienciam, sicut et in disputacionibus suis et praedicacionibus gaudent et optant a laicis et clericis suorum ingenia palam audiri, cur non similiter in examine? Si illos idoneos norunt et sufficientes, nunquam mihi persuaderi poterit, illos sufficienter doctos esse, dum nihil prorsus loqui prohibentur, silencium apud me efficax est ignoranciae argumentum. Dixit in faciem meam Raymundus, sedis apostolice legatus[3]), se si episcopatum regeret, nullum omnino neque religiosum absque examine admittere velle, adiecitque privilegium Romani pontificis tum datum fuisse religiosis, cum magis docti, magisque studiosi quam nunc sunt, fuissent. Vale.

Der folgende Brief bedarf keines Kommentars; er enthält, wie so viele andere Briefe Wimpfelings an seine jungen Freunde[4]) — meist Studirende der Freiburger und Heidelberger Hochschule — Ermahnungen zu eifrigem Studium und sittenreinem Lebenswandel. Als Zeit der Abfassung darf man wohl das Jahr 1501 betrachten, da in diesem Jahre drei der in der Adresse genannten Empfänger nachweislich zusammen in Heidelberg studierten[5]).

---

1) Diese ganze Stelle stimmt fast wörtlich mit einem Satze in einem ms. M. angehörigen Briefe Wi.' an Sigfrid von Castel überein. Ebenso findet sich dort das unter a. 2 bemerkte wieder.

2) Vgl. hierzu De integritate c. 26: . . . istorum mores ego diligere non possum, neque eorum qui confessores ordinant indoctissimos, qui tria verba Latina loqui non norunt (de quo certissime constat) qui ad aegros uocati sola sua monasteria promouent, qui ad sacros ordines praesentant asinos insufficientissimos, quales tres fuere subdiaconi adulti, barbati, qui nuper in examine Basiliensi ad diaconatum sufficientiae suae litteras a reverendis patribus testimoniales attulerunt, quorum nullus sciebat, quidnam significaret nomen hoc „manifestus", quid adverbium „manifeste", aut quid verbum hoc „manifesto, as, are": quod non solum ego ipse his auribus audivi, sed et plerique integerrimi viri, qui mecum examini tum praefuerunt".

3) Raymund (Gallus) von Gurk (Schmidt I, 359), von Wimpfeling öfters erwähnt (Riegg. 113, 214, 252 u. f. w.).

4) Schon 1499 hatte Wimpfeling dem Jacob Sturm und Franc. Paulus die 2. Auflage seiner Elegantiarum medulla dedicirt. Im Herbst des Jahres 1501 bezogen die beiden Jünglinge auf Wimpfelings Rat (vergl. Expurgatio: Martinus Sturmius ordinis equestris et Matthias Paulus causarum forensium patronus singulares amici mei, ex me quaerunt, quidnam agunt cum filijs suis, meo suasu Heidelbergam ante triennium missis...) die Universität Heidelberg, in deren Matrikel sie sich unter dem 29. Sept. 1501 eingetragen finden. Im Juni 1503 werden beide zum bacc. art. v. ant. ernannt. Im Sommer des Jahres 1504 siedeln beide nach Freiburg über. — Auch die Apologia pro re publica christiana wurde beiden von Wimpfeling gewidmet. Vergl. ausserdem Riegger 209. 240.

5) Stephanus Sargburg Argentinus eiusd. dioc. XVI augusti 1503 (Heidelb. Matrik. ed. Toepke 1884. p. 450). Er ist, wie sich aus ann. 3 ergiebt, offenbar erst nachträglich, was in Pestzeiten häufig vorkam (Toepke p. XL. a. 2 und p. 442), in die Matrikel eingeschrieben worden.

Digitized by Google

Auch der vierte (Conrad Duntzenheim) hat damals in Heidelberg gelebt wenngleich die Matrikel ihn nicht ausweiſt. [1]).

(ms. H. B.) V.
(Straßburg) (Ende 1501?)

Jaco. Wimpffeling. Slet. Jacobo Sturm, Francisco Paulo, Conrado Duntzenheim, Stephano Sarburgio Filijs Chariſſimis. S.

Saepe verbis exhortatus sum vos ad frugalitatem, ad temperanciam ad modestiam, ad humilitatem. Jam demum vos hoc scripto commonefacio hortor, moneo, rogo et flagito, ut a communi quorundam gentilium vestrorum vicio dehorreatis, sinite alios quoscunque superbire, gloriari, se jactare, ambictiosos esse, se ostentare, se praeferre ceteros contemnere, pompas, fastus exercere, sumptuosos esse, festa et triumphos facere, ludo, gula, circulis, equitatu patrimonium suum minuere. Vos autem superbiam fugite, vanam gloriam, iactantiam, ambicionem ostentacionem tanquam virus abjicite, non vos praeferatis, non altiora loca sponte et temere: memores Euangelij: quaerite, nullum despicite, pompas, in vestitu, in conuivijs, ectiam vocatis hospitibus odite, Ludum aleae omnino detestamini, in quo multae fraudes, multa vitia conveniunt, in quo taedia et passiones animi non tolluntur sed augentur Patrimonium parce expendite, prospicientes senectuti, vanisque incommodis et inopinatis fortunae casibus, imbecillitati, diuturno morbo, ut honestum statum traducere, familiam pascere, fratribus et amicis benefacere et alere tandem possitis. Exemplo vobis sint multi, quos ipse noui, qui frugalitatis expertes vel ambicione, vel crapula vel ludo, vel meretricibus sua projecerunt et finem suum attigerunt, sine honore, obtrusi in egestatem, in exilium, in carceres, in mendicitatem, in infamiam, in servitutem, in sepulturam inhonestam et nominis sui maculam sempiternam.

1) Filius quidam Cancellarij Episcopi quondam Argentinen. coetaneus et conscolasticus meus in Sletstat apud M. Ludovicum delicatissime nutriebatur, tanquam filius militis, dives erat et ideo honoratus: divitijs quas a Patre acceperat, abusus est, feudis quacunque nescio causa a moderno Episcopo privatus est, huic ego ipse pauperrimo paucis ante annis Spirae multa prandia, multas elemosinas, Dei amore et ob antiquam a teneris annis familiaritatem dedi.

2) Quidam Argentinen. vocatus Hestman, et quasi inter Nobiles deputatus, Spirae a me et alijs Sacerdotibus quotidianas elemosinas accepit.

3) Nicolaus Orto Spiren.: qui me audiente lamentabatur se mille octingentos florenos scortis dedisse: a me nuper elemosinam publice petivit, sed non accepit.

---

1) Conrad Duntzenheim, ein Sohn des gleichnamigen Straſsburger Ammeiſters; ſein Name fehlt in der Heidelberger Matrikel, wohl weil die Univerſität im Sept. 1501 der Peſt wegen verlegt wurde. Conrad Duntzenheim erlag ſelbſt der Peſt in Heidelberg 1502, wie wir aus einem in Mönckebergs Handſchrift aufbewahrten Distichon Wimpfelings auf ſeinen Tod entnehmen:

Distycon in Conradum Duntzenhemium optime indolis puerum
Argentinensium patricium Heydelberge ex lue mortuum 1502.
Ne caderet dubij per mille pericula mundi
Insontem puerum ducis adastra deus.

Hieraus ergiebt ſich auch, daſs Wimpfelings Brief Ende 1501 oder Anfang 1502 zu ſetzen iſt.

Digitized by Google

4) Philippus de Mülnheim gloriosissimus Eques auratus. Dei amore a Philippo moderno Palatino visus est panem accepisse.

5) Joannes de Kageneck miles nominis magni et personae elegantis in exilio perijt.

6) Joannes de Seckingen itidem miles sua et suorum bona abligurivit.

7) Filius Heinrici Egel quondam abundans, demum factus est humillimus servus abjectorum hominum, immo scortorum, is hoc mense in paupertate magna obijt.

8) Rodolfus Voltz, magnarum diuitiarum uir, in carcere ob aes alienum perijt.

9) Deboldus Spirer tria milia florenorum certo possidens patrius Alexii Spirer hodie viventis in Xenodochio vitam finivit.

10) Melber Scabinorum Magister, in biga ob paupertatem in Xenodochium ductus est.

11) Guendelinus zum tribell, in censuris mortuus, in campo, sine cruce, et luce et Sacerdote sepultus est.

12) Guilelmus Daechſs, noster quondam commensalis, gloriosus et magnificus, pridie in maxima inopia mortuus est.

13) Familia Georgianorum in magno flore, fama et pompa fuit, iam eorum bona prope distrahuntur, ut creditoribus satisfiat. Multi huius nostrae patriae nobiles, quondam sua luxu et pompa dissiparunt et sub specie pignoraticia immo venditionis coacti sunt, ut in arces suas, in vicos et villas suas peratores et smignifices admitterent, qui et hodie possident.

14) Et proximis diebus quam famam Contzo Merschwin reliquerit, audivistis aut forsitan audietis. Cavete vobis et cum litteris, cum Philosophia bonos mores, virtutes honestum timorem Domini, prudentiam, frugalitatem imbibite. Nec me unquam prodatis, quod haec: licet verissima sint: vobis scripserim. Haec recensere potestis semper, facti viri, pro praemonicione eorum, quos diligetis, tanquam a publica fama et rumore didiceritis, non autem nomen meum cuiquam unquam patefaciatis, non scribo haec ad confusionem cuiuscunque, sed ad cautelam vestram et praemonitionem.

15) Taceo de Bernardo Fröwiss, qui omni pompa in vita usus. Principibus serviens in morte visus est trium fere milium florenorum debitor fuisse quorum ne as quidem persolvetur.

16) Taceo de Ludovico Ödertzheim, qui ob aes alienum beneficia deseruit et decanatum, quem habuit, patriam exivit et in exilio defunctus est. (Hier ſchließt die Handſchrift.)

(ms. H. B.)

? VI. (1502 ?)

Consolatoria Ad quendam magistrum[1]) in Mortem filij in gymnasio Heidelbergensi defuncti.

Scit vestra caritas amice carissime, omnes, mortales sub potenti manu dei in hoc labili mundo vivere, et animam quam quisque a deo recepit mox ubi ille volet esse restituendam, qui ideo animam dedit ut hic per virtutes et opera bona vitam mereatur immortalem atque beatam cuius

1) Wohl an den Straſsburger Ammeiſter Conrad Duntzenheim gerichtet (vgl. Nr. V a. 2).

Digitized by Google

rei filius vester optime indolis adolescens neque immemor neque ignarus bonis moribus deditus: virtutes amans, omnes coluit honestates adeo ut non dubitem deo optimo maximo visum, de mecho huius perversi saeculi illum eripere, ut in innocencia raptus tutissimum ad beatitudinem iter haberet, quare magister charissime nobis nequaquam dolendum est, scitis enim mortalem ex mortali esse genitum, et quia virtute praeditus fuit ipsisque sacramentis foelicissime munitus, gaudendum nobis pocius est talem filium illuc promisisse, quo nos omnes sequi desideramus, sic deus voluit capere eum, qui suus fuit, naturae lex postulavit, liber jam est ab omni miseria vobisque multos metus infinitamque materiam solicitudinum et curarum abstulit, non illi prodessent vestri dolores, neque decet sortem suam optimam lugere, qui pro sua innocentissima vita at cristianissima morte non potest non jocundo jam dei gaudere aspectu ymmo eciam pro nobis intercedere, tandem nobiscum corpore resurrecturus. Valete.

(ms. M.)
(Straßburg?) VII. 1. Okt. 1502.

Johanni Burckardo[1]) praeposito Haselocensi super Concubinatu.

Reminiscor hesterni colloquij clam inter nos habiti de frugalitate humanae carnis. Audivique cum gaudio, te non esse immersum et prorsus deditum huic voluptati, nec ad eam omni hora die et nocte explendam, infame scortum domi palam fouere, sunt multi in hac nostra diocesi, qui neglecto deo, posthabita sua fama, contemptores parentum propinquorum, fratrum, meretriculas amant, in rebus domesticis dominari permittunt, earum consilio cuncta agunt, preciose non solum vestiunt, sed et domos et annuos reditus emunt, ut eis praemortuis concubinae habeant, unde cum adolescentibus et monachis toto vitae suae tempore in delicijs et ocio vivant. Illi ex scorto ydolum faciunt, ex liberis servi fiunt. Si de hac re meas inepcias legere permaximas ocupaciones tuas poteris, aut legas, aut lectum iri coram te facias, quarti folij secundam faciem[2]), ibi incipiendo contra primam malam condicionem. Kal. octobres 1502.

1) Joh. Burckart, Propſt der Kirche zu Haslach, außerdem noch Dekan z. S. Thomas in Straßburg, derſelbe, welcher zwei Jahre ſpäter Wimpfeling das in Ausſicht geſtellte Summiſſariat an S. Thomas zu entziehen wußte. Er bekleidete auch ein Amt bei der Curie und ſcheint eben damals aus Rom zurückgekehrt zu ſein, denn in Wimpfelings Concordia curatorum et fratrum mendicantium. s. l. e. a. 4°. findet ſich a[b] ein nach Rom gerichteter Brief Mutians (Ex Bononia Kal. Jun. 1502): Joanni Burchardo Argentinensi, ecclesiae Haselocens praeposito, Sanctissimique domini nostri pape Ceremoniarum magistro (fehlt bei Riegger). — Nach Schmidt I 170 war er päpſtlicher Protonotar. Vgl. auch Burchardi (Joh.) Argentinensis Diarium sive rerum urbanarum commentarii (1483—1506). Texte latin publié intégralement pour la première fois d'après les mss. de Paris, de Rome et de Florence, avec introduction, notes etc. par L. Thuasne. 2 voll. Paris, Leroux, 1884.

2) Es bezieht ſich dies auf Wi'. Concordia curatorum et fratrum praedicantium. Das Exemplar der hieſigen Stadtbibliothek, aus dem Nachlaſs des Beatus Rhenanus stammend, trägt von Wi'. Hand folgende Aufſchrift: Mi beate per iesum et eius vulnera precor ut quarti folij secundam faciem legas. Videbis mihi superuacua philosophie et theologie perdisplicuisse si omnia mea comportare voles non animo mihi succensebis aut in me inueheS. — Ebendort (fol. Aiij) iſt in dem Satze Wigandus Trebellius lectori salutem der Eigenname durchgestrichen und dafür von Wi.' eigener Hand eingesetzt: Jacobus Wimphel. Slest. lectori salutem. — Sollte Wigandus Trebellius nur als Pseudonym zu faſſen ſein?

Digitized by Google

(ms. H. B.) VIII.
(Straßburg) [Sommer 1503]

Jacobus Wimpfelingius Jo. Keisersbergio.[1])
Jesum Christum.

Gaude et laetare charissime Praeceptor, in te falsum esse hoc vulgi dicterium: Procul ab oculis, procul a corde. Tu enim licet ab aspectu nostro procul sis, es tamen prope in mente et memoria multorum amicorum. Hic quotidie et omni ferme hora ex me quaerunt, si sciam ubinam sis? quid agas? Si abs te receperim litteras? Cur te Rex ad se vocarit? et in hunc modum infinita. Nec soli cives, aut sole Matronae id faciunt, sed et nobiles, sed et Principum familiares. Immo Ecclesiastici avide sciscitantur, atque ut magis gaudeas, ipsi fraticelli mendicantes[2]) pertaesi tam diuturne absentiae tuae, cupidique reditus tui. Sentiunt amorem in te suum ex absentia augeri. Saepe enim quem praesentem parum curavimus, de eius absentia torquemur et sollicitamur. Ita et fraticelli nostri te absentem amant, laudant, extollunt, de te loquunter, in te se oblectant, de te somniant, salutem tuam exoptant, rem divinam pro tuo reditu faciunt, pro tua sospitate collectas imponunt generales, preces in fine concionum populo indicunt, psalteria tota legunt, a delicijs sibi abstinent, ut Deum placare possint, qui te salvum facilius reducat, a carnibus, a magnis piscibus se temperant, a choreis, a ludo aleae, a ludo pyramidum, ab ingressu monasterii divi Marci[3]) omnino cessarunt. Dant operam majorem jejuniis, missis, devotionibus, castigationibus, contemplationibus, orationibus, meditationibus. Omnia haec duplicantur pro te. Ecce quanta orta sint bona ex tua absentia, hii sanctos suos pro te peculiares invocant: Iste veneratur Annam, ille Sebastianum, alter invocat Bonaventuram, alius osculatur indusium Sancti Georgii. Ille dicit rosarium. Sunt qui succensent Regi, timentes ne diutius te detineat. Nonnulli cum audiunt Regem velle te ad latus suum perpetuo habere, ingemiscunt, plorant, plangunt, clamitant o indignum facinus, quod urbs haec tanto Viro privabitur, quod tam insignes cancelli hunc virum non habebunt: Dolent, flent, tristantur. Cuperent Regiam Majestatem nunquam audivisse famam nominis tui, maledicunt illi, qui ei te manifestum fecit. En dulcissime Praeceptor causam gaudij tui. De quo enim unquam gaudere potius poteris, quam quod ab omnibus diligeris et expectaris. Et quod in te fictum et falsum jam experimur, vetus hoc proverbium: Quod procul est oculis, procul est a lumine mentis. Audio quosdam ex fraticellis astrologos observare tempus et horam regressus tui, sicut magi illi Arabes per multa saecula ortum Domini nostri, ex stella eis a Balaam praedicta observarunt. Quemadmodum magi illi altissimos montes, ita hii suprema coenobiorum domata conscendunt, dinumerant punctos, examinant horoscopon et fata investigant. Verum de te et tuo statu atque reditu judicium sive prognosticon se facturos pollicentur. Sicut et hoc anno vere praedixerunt, majum mensem esse humidum et pluvialem futurum: Quod experimento didicimus verum fuisse, saltem in Rheno, Brusca et Alsa. Nonnulli praeterea discursant quotidie ad Vir-

1) Geiler war im Sommer 1503 von König Maximilian zu einer vertraulichen Besprechung nach Füssen beschieden worden.

2) Geilers heftigste Gegner, die Strafsburger Augustiner, Carmeliter, Dominicaner, Franciscaner, welche sich nicht zur Bursfelder Reform bekannten.

3) Das übelberüchtigte Dominikanerinnen-Klofter zu S. Marcus.

Digitized by Google

gines vestales [1]) Simplicesque puellulas, petunt ab eis, ut tibi de lino resarciant mitras, sudariola, facileta et ea lavent: quae ad te propediem mittantur. Sed et ex amoris magnitudine quaerunt quidnam agat catellus? manducetne? sitne tonsus? ut a pulicibus hoc Augusto liber esse queat. Ecce quanta vis amoris, ut cum hominem dilexero, jumentis quoque et catellis suis bene esse velim. Vale foelix.

Ex Argentorato.[2])

Der Adreſſat des nachfolgenden Schreibens iſt unbekannt; vielleicht iſt er mit dem Empfänger des von Riegger 504 ff. veröffentlichten Briefes — Wimpfeling nennt ihn dort theologum alias doctissimum sed nimium mulierosum — identiſch. Beide Briefe behandeln wenigſtens dasſelbe Thema: Wimpfeling ermahnt eindringlich einen dem Prieſterſtande angehörigen Freund, ſeine Konkubine zu entlaſſen. Während aber der von Riegger mitgeteilte Brief ſich faſt nur in Allgemeinheiten bewegt, zeigt der unſrige einige beachtenswerte perſönliche Anſpielungen, die unzweifelhaft auf den gelehrten, ſonſt von Geiler und Wimpfeling überaus geſchätzten Straßburger Kanonikus Thom. Wolf iun. bezogen werden könnten, wenn nicht zwei Bedenken entgegenſtänden. — Der Angeredete iſt mit Wimpfeling, Geiler, Jo. Brisgoicus [3]) befreundet, hat einen Bruder Johannes, ſteht mit ſeinem Oheim auf geſpanntem Fuße. Er hat einige Pſalmen interpretirt, u. a. einen Kommentar zu Pſ. 34 ‚Benedicam' geſchrieben, überhaupt durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit die Freunde zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Aber er hat auch wie ſo viele ſonſt treffliche Männer jener Zeit [4]) zeitweiſe am morbus Gallicus krank gelegen, hat dann, nachdem er

1) Die Inſaſſen des Magdalenen-Kloſters ‚zu den Reuerinnen', deren Beichtvater Johannes Geiler war.

2) Als Antwort auf dieſen Brief iſt das wiederholt gedruckte (vgl. oben S. 230) Schreiben Geilers an Wimpfeling dd. Ex Fiessen 2. Aug. 1503 anzuſehen. Wir geben nachſtehend das in den Drucken weggelaſſene Poſtſkriptum: Saluta ex me D. Petrum Schottum, Martinum Sturm, D. Doct. Brant, D. Heinricum Johannitam, ut pro me oret patrem priorem in Carthusia et si quos alios nostros novisti amicos. Ego nescio quando me sit dimissura Regia Majestas, ego jugiter pulso. Spero tamen quod cito fiat.

3) Jo. (Calciatoris) Brisgoicus aus Brockingen, trefflicher Freiburger Theologe 1504, 1509, 1501, 1517 Rektor der Univerſität. (Riegg. 6, 7). Wimpfeling ſtellt ihn in der 2. Ausgabe der Adolescentia (1505) den in Freiburg ſtudirenden jungen Freunden, Jo. Harst und Cosmas Wolf, als ein würdiges Vorbild hin: Rogarunt me Conradus Carolus et Thom. Wolphius iun. a Friburgo discedentes: ut vos ad bonos mores et litterarum studia saepius incitarem . . . non melius vos commonefaciendos arbitror, quam ut vitam & doctrinas domini Jo. Brockingii (Brisgoici) theologi integerrimi . . . intueamini atque imitari studeatis. Eben dort ſchreibt Thom. Wolf ſeinem Bruder Cosmas (Arg. 4. Dec. 1504): Habes praeceptorem Jo. Brisgoium, theologum, clarissimum virum, qui nullum disciplinae genus intactum reliquit, is tibi in omni re sit archetypon: hunc aemulare, hunc tibi ad imitandum praepone.

4) Wir erinnern an Huttens Schickſal; auch der Straſsburger Karthäuſer Otto Brunfels, ſonſt ein tüchtiger Pädagoge, berichtet in der Vorrede zu ſeinem Werke De corrigendis studiis seuerioribus Praeceptiunculae (Arg. 1519), von einer Guaiakkur, der er ſich unterwerfen muſste. Selbſt Wimpfelings oft bejammertes ‚Podagra' wurde von ſeinen Feinden auf jene andere Krankheit gedeutet (Schmidt I 88. a. 227). Er ſchrieb bekanntlich eine Vorrede zu Conr. Schellgs In pustulas malas, morbum, quem malum de Francia vulgus appellat (Riegg. 191), und in ſeinem Libellus De integritate (1506) p. C. ſpricht er, der Lehrer, ſeinem Zögling Jacob Sturm gegenüber ſich folgendermaſsen aus: Meretrices scias esse foedas et imundas: foetentes et squalidas: quae cum nullum virum qui pecuniam affert occludant: sed omnium libidini pareant: & spurciciam eorum in se recipiant: facillime ab eis tener adolescens (qualis tu es) infici potest. Timeas ergo et procul fugias meretrices. Timeas inquam, ne lepra neve gallico morbo contamineris. O quot adolescentes, quot viri a spurcis meretricibus hoc Franciae malum contraxerunt. Paucos audies castos & continentes hanc pestem incidisse,

Digitized by Google

wieder geheilt, feinem lebhaften Dank gegen Gott in Wort und Schrift Ausdruck gegeben. Daß diefe Andeutungen vollkommen auf Thomas Wolf iun. paffen, ergiebt fich aus den von uns dem unten mitgeteilten Briefe beigefügten, dem Wolffchen Kommentar zum 34. Pfalm entnommenen Stellen [1]).

(ms. H. B. und M.)
Straßburg. IX. 16. Sept. 1507

Ja. Wympffelingius Suo N. Amico tanquam filio charissimo super amovenda concubina.

Jo. Brisgoicus Theologus a me nuper abiens, commisit, ut a te infra mensis spacium partem aeris, in quo ei obnoxius es, (saltem V florenorum) expostularem. Agitur nunc mensis tertius ne credat ille me pigrum aut immemorem, te sollicito. Sed vereor, ne frustra sollicitem, cum te dicant et clamitent, tum amici, tum aemuli tui, multam pecuniam profundere in quandam meretriculam: ne dicam [testium tuorum] cloacam: quam et te dicunt adeo amare atque colere, ut prae ea oblitus sis dei et omnium divorum. Parvi facias monita omnium qui tibi favent, qui te dehortari satagunt. Vae mihi ut quid natus sum videre tantum morbum amici, fratris et tanquam filij mei? Undenam haec phrenesis? Unde letargia? unde haec caecitas? unde caligo mentis? adeone aversus es a vera luce? a ratione? a prudentia? a scientijs? a sacris canonibus? a divinis litteris? ab interpretationibus tuis devotis in psalmos? Scisne te taxasse hoc hominum genus? quid cogitas? Illi nunc te subsannant, irrident, infamant. Hostes tui in pugnum rident, atque gaudent, cum te vident misere captum incidisse tenebras et servitutem spurcae libidinis: et obscuratum esse insipiens cor tuum. Cum te vident oblitum dei, oblitum amicorum, oblitum fratrum tuorum, oblitum salutis propriae. Nam pecunia, quae pro te ipso in creditores tuos, in fratrem tuum Joannem N. dystribuenda fuit, dispergitur in meretriculam, in ornatus meretriceos, in suam superbiam et vanitatem, in pelliparios, in pannicidas, in aurifabros, ut aere tuo (quod tu ex Christi patrimonio sugis) exornetur vile scortum: quo deinde magis placeat ceteris libidinosis, barbitonsoribus, sartoribus, ne dicam monachis. Addo quod in causam tuam, quae Romae pendet [2]), forsitan oper aepretium esset eas pecunias expendi: sicque et damnum et infamiam contraxisti. O ubi pristini mores? qui plus aliis sapere videbaris, quem videbamur coram nostro episcopo extollere: ut censor morum sacerdotalium (quem in spiritualibus vicarium vocant) evaderes. Is ipse tu delirare incipis, tu castigatione dignus factus es. Ubinam est lectio tua? quomodo tepuit lectio Poetarum, Oratorum, Historicorum et reliquarum litterarum?

nisi forte & ipsi a libidinosis (quibus conuersati fuerunt) per contagionem mutuam contraxissent. (Folgt eine ausführliche Befchreibung der Krankheit).

1) Nicht zu vereinigen fcheint hiermit: 1) der Empfänger des Briefes ift fo arm, dafs er eine Anleihe von 5 Fl. machen mufs. Nach Schmidt II 58 war Thomas Wolf jun. ein fehr vermögender Mann. Aber follte man feine eigene Verficherung in der Vorrede zu feinem ein Jahr fpäter erfchienenen Kommentar In Psalmum Domine quis habitabit in Tabernaculo tuo (Arg. Grüninger 1508). 4°. „argentum & aurum non est mihi" nicht wörtlich nehmen dürfen? 2) ms. M. hat an der Stelle, wo des Adreffaten Bruder Johannes erwähnt wird, in Klammer — durchgeftrichen, jedoch noch lesbar — den Namen Knobeloch ftehen. Alfo Johannes Knobloch, der bekannte Buchdrucker, wäre der Bruder des Adreffaten? Oder war dies nur eine Vermutung des Abfchreibers von M., die, weil unrichtig, fpäter geftrichen wurde?

2) Nach Schmidt II 60 wurde Wolfs römifcher Prozefs allerdings fchon 1487 beendet.

Digitized by Google

quae hunc perversum amorem dissuadent atque execrantur. Ubi evanuit, quod tu saepe dixisti te graviter dolere, quod olim ad paucissimos dies concubinam alueris? Quomodo oblitus es quod in finem Psalmi Benedicam [1]) ad evellendum quendam a scorto: adjecisti, Sophiae quisquis amator es [2]): Quid Keiserpergius (si audierit) de te sentiet? qui adeo tenere te diligit [3]) et te ab hoc morbo liberum putat: qui anno superiori non rogatus propter te bis accessit episcopum olim Curiensem, efflagitans ut te cum patruo [4]) conciliaret. Doleo tui causa et maeror meus somnos mihi abrumpit, quod famam, quod rem familiarem, quod pecunias creditoribus et amicis debitas rodit vilis meretricula, vera substantiae et fundi tui calamitas. Incideras morbum Gallicum gravissimum: petiisti veniam a Deo, liberatus es, gratias egisti verbis et scriptis [5]). Sed haecne vera est gratitudo, ubi operibus te comprobas gratum esse deo? Si te is denuo permiserit incidere morbum hunc gallicum, quem adjutorem interpellabis? Redi ad cor, aperi oculos, fac modo quod tandem facturus es; dimissurus enim es scortum vel in morte tua, fac nunc vivens et sanus, ut famam redimas, ut hostium gaudia non accumules: ut spei, quam de te habuere multi, satisfacias: ut salutem et corporis et animae tuae procures. Vale et haec in bonam partem accipe, et certiorem me reddito, quidnam responsurus sim Joa. Brisgoico. Ex hospitio meo XVI. d. M. Septembris 1507.

---

1) Das Werk des Thomas Wolf erſchien unter dem Titel: Divvs Bernardvs in symbo | lvm apostolorvm | . Idem in orationem dominicam | . Idem de fide Christiana. | Thomas Wolphivs ivnior in | Psalmvm Benedicam. | Arg. Jan. 1507 (Jo. Knobloch). 4°.

2) Dieſe Stelle iſt mir unklar. Am Schluſſe des Wolf'ſchen Pſalmkommentars ſchreibt der Korrektor Matthias Schürer artium doctor in einer Apoſtrophe an den Leſer: ‚En tibi Sophiae amator: quisquis es: id libelli in hoc novi anni initio veluti strenas offerimus etc.' Aber wie reimt ſich hierzu ‚ad evellendum quendam a scorto?'

3) In der Dedikation des Werkes an Geiler von Kaisersberg (Argent. 14. Juli 1506) ſchreibt Thom. Wolf: Quum proxima hyeme, doctissime vir, graviter aegrotarem ac veluti quibusdam acervis infortuniorum opprimerer, quae tua humanitas est, me saepe consolatus est, ac speciosissimis munusculis prosequutus.

4) Vielleicht bezieht ſich hierauf, was er Fol. E. ſchreibt: Est qui me placidum exagitat: movet quietum: struit insidias: minatur hostiliter: infestat, interturbat ocium nostrum litterarium. Quin etiam paucula quae possidemus sitit avidissime, vocat a libris ad lites: et cum tutari deberet maxime, insidiatur maxime etc.

5) Fol. Db.: Sed quid aliena commemoro? de meipso loquar. Qui nuper expertus sum quid possint orationes justorum. Siquidem cum morbus Gallicus atrocissime nos infestaret: & essem perinde ac alter Job ulcerosus viri quidam sanctitate ac doctrina conspicui, aliquot etiam sacerdotes simplicis et recti ingenij ad deum preces, pro nostra salute obtulerunt. Quibus effectum, ut dei misericordia pristinis viribus et pristinae sanitati fuerim restitutus. Quippe ex omnibus tribulationibus meis, quas multas et maximas ex ea lue perpessus sum, eripuit me Christus opt. max. Et id quidem per Nicolaum Garini venerabilem sacerdotem qui ad nos Argentoracum concessit, et pharmaca adhibens salubria: ut me tuto celeriter & jucunde curaret nullam diligentiam praetermisit.

Digitized by Google

MISZELLEN.

1. Über Huttens Charakter.

Nicht allein die ultramontanen Hiſtoriker — inſonderheit Janſſen — haben es ſich von jeher angelegen ſein laſſen, Hutten nach Kräften zu verkleinern und herabzuſetzen, ſondern auch von proteſtantiſcher Seite ſind ſchwere Vorwürfe gegen ihn laut geworden. Zwar in ſo unbedingte Verehrung, wie man ſie vordem Hutten zollte, werden auch wir nicht einſtimmen können; gewiß laſſen ſich in Huttens Charakter eine ganze Reihe von Schwächen nachweiſen; von der bei den Vertretern des Humanismus allgemein herrſchenden Neigung, mit großſprecheriſchen Worten um ſich zu werfen, hat ſich Hutten keineswegs emancipiert; ſein heißblütiges Temperament hat ihn manchmal zu Worten und Handlungen fortgeriſſen, die er bei kälterm Blute bereuen mochte. Aber kein Tadel einzelner Fehler, ſondern eine Verurteilung des ganzen Mannes iſt das Verdikt, welches neuerdings W. Maurenbrecher über Hutten gefällt hat und welches in dem Satze gipfelt: Hutten war ein Mann ohne Charakter [1]).

Wenn ein bekannter Hiſtoriker, wie Maurenbrecher, ein ſolches Urteil über einen Mann fällt, der trotz einzelner Schwächen doch in die erſte Reihe jener leuchtenden Heldengeſtalten gehört, die uns die Freiheit des Glaubens und des Geiſtes erkämpft haben, ſo muß er doch ſchlagende Gründe für dasſelbe anführen können. Die Beweisgründe, auf welche er ſeine Darſtellung ſtützt, ſollen in der nachfolgenden Unterſuchung geprüft und es ſoll dadurch feſtgeſtellt werden, ob wir fürderhin Hutten als einen charakterloſen Schwächling aus der Reihe derjenigen zu ſtreichen haben, die als Vorkämpfer des Proteſtantismus der dauernden Dankbarkeit des deutſchen Volkes gewiß ſind.

Es handelt ſich für dieſes Urteil Maurenbrechers um Huttens Verhalten nach der Entſcheidung des Wormſer Reichstags über Luther. Ich laſſe Maurenbrecher reden: (Studien und Skizzen zur Geſchichte der Reformationszeit, S. 270 f.) „Wie aber faßten die Maſſen, wie jene Humaniſten und Ritter, die mit kräftigem Rufe und unruhigem Treiben den Reichstag begleitet, die ſo rückſichtsloſe Verdammung ihres Vorbildes und Abgottes auf?

1) Maurenbrecher, Geſchichte der Katholiſchen Reformation 1880. S. 199: Hutten war bei allem litterariſchen Talente, bei allen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ein Mann ohne Charakter.

Digitized by Google

Im erſten Augenblick erhoben ſie einen gewaltigen Lärm. In Worms wurde Nachts in den Straßen an den Hausthüren angeſchrieben: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Knabe iſt“; am Rathaus wurde ein Zettel angeſchlagen, vierhundert deutſche Ritter ſagten dem Cardinalerzbiſchof von Mainz Krieg an; und „Bundſchuh, Bundſchuh“ war dieſer anonymen Kriegserklärung hinzugefügt. Auch Hutten war in der größten Aufregung, er ſchmähte und drohte, er raſſelte gewaltig mit den Waffen; die Nuncien, rief er aus, ſollten nicht lebendig Deutſchlands Boden verlaſſen. Luther hatte er zur Ausdauer und Standhaftigkeit ermahnt und die Sympathie der Ritter ihm bis zuletzt entgegengebracht“. — Alle dieſe Thatſachen ſind ohne Zweifel für ſich vollſtändig richtig. Aber wie ſie hier aneinandergereiht werden, geben ſie ein durchaus falſches Bild der wirklichen Verhältniſſe: man muß nach Maurenbrechers Darſtellung annehmen, daß Hutten zum mindeſten mit der lärmend angekündigten Demonſtration der Ritter einverſtanden geweſen iſt, wenn nicht gar, daß er den ganzen Handel angezettelt hat. Was ergibt ſich nun aber bei näherer Betrachtung? Hutten tadelt in dem bekannten Brief an Sickingen (Böcking, Hutteni opera, II. 59 ff., die hier angezogene Stelle S. 61.) das Verfahren der Ritter aufs Schärfſte, er ſchilt heftig den Unverſtand jener Menſchen, welche Luther mit dieſer Demonſtration zu nützen meinen und durch ihre thörichten Machinationen nur Luthers Verderben heraufbeſchwören, ja er hält es für wahrſcheinlich, daß das Ganze ein Streich der Gegner ſei, ausgeführt, um Haß gegen Luther zu erregen!

Maurenbrecher fährt weiter fort: „Jetzt aber, als die Entſcheidung fiel, ſchien die Zeit gekommen, wo allen den Reden die That folgen ſollte. Wer ſo drohe, müſſe ein ſchlagfertiges Heer hinter ſich haben, meinte Erasmus. Und Hutten ſelbſt hatte den Wunſch geäußert, in Worms dabei zu ſein und einen Tumult zu erregen; ſeine Freunde hatten von ihm das beſtimmt erwartet. Es geſchah nichts. Hutten erklärte ſich durch die Vorſicht ſeiner Umgebung von einem Handſtreiche in Worms zurückgehalten; jene hätten gefürchtet, ſchrieb er an Luther, er werde zu viel wagen. Mit großen Worten aber fuhr er fort gegen die Römlinge zu donnern und zu poltern. Als es dabei blieb, als allen Drohungen nichts Weiteres folgte, hörte man in Worms die höhniſchen Worte: Hutten bellt nur, er beißt nicht, er droht, aber er ſchlägt nicht“. — Auch hier können wir wieder dasſelbe Verfahren beobachten, wie bei der obigen Stelle. Allerdings hatte Hutten in dem Brief an Jonas, auf welchen Maurenbrecher Bezug nimmt, ausgerufen: „O, daß ich doch dabei ſein, daß ich einen Aufruhr erregen könnte“! aber er fügt unmittelbar darauf hinzu: „sed quiete praestat agi: sic faxit Christus, ut fiat, ac modis omnibus obstet, ne quid violentiae inferatur si quem viventem tueri malumus quam vindicare mortuum et deperditum.“ (Böcking, II. 56.) Man kann ſich eine eigentümlichere Benutzung der Quellen gar nicht denken! Maurenbrecher reißt eine Stelle aus dem Zuſammenhang heraus, welche geeignet iſt, ſeine Anſicht zu ſtützen; den folgenden beſchränkenden Satz aber, welcher gerade das Gegenteil beweiſt, ignoriert er völlig!

Warum hat nun Hutten nach der Entſcheidung des Wormſer Reichstages einen Aufſtand nicht unternommen? Maurenbrecher beantwortet dieſe Frage mit einer Hypotheſe, welche, wenn ſie bewieſen würde, wohl geeignet ſein könnte, uns Hutten als einen charakterloſen Menſchen erſcheinen zu laſſen; er behauptet, Hutten ſei von Karl V. beſtochen worden. „Wenigſtens ſehr auffällig iſt es“, ſagt er, „daß ſogar Hutten, der Apoſtel der Revolution, damals eine Erhöhung ſeiner Penſion von Karl angenom-

Digitized by Google

men und ſelbſt unter die Fahnen des Kaiſers ſich hatte einreihen laſſen. Unter ſolchen Umſtänden war es allerdings kein Wunder, daß ungeſcheut von den Revolutionären der Reichstag ſein Edikt gegen Luther loslaſſen konnte: die Paſſivität dieſer gefährlichſten Gegner war vom Kaiſer erkauft". — Fürwahr, ein Vorwurf gegen Hutten, an deſſen Berechtigung zu glauben uns ſchwer fällt! Er, der nach Sickingens mißglücktem Trierer Zuge, wo er alle ſeine Hoffnungen auf eine baldige Verwirklichung ſeiner Pläne ſcheitern ſah, wo er, ſchwer erkrankt, der Ruhe und Erholung mehr als je bedürftig, verfolgt und in ſeiner Exiſtenz bedroht war, die Penſion, welche ihm König Franz von Frankreich anbietet, ablehnt, — er ſollte ſeine heiligſte Sache, für die er mit ſo viel Begeiſterung eingetreten war, um einen Judaslohn verraten haben? Doch unterſuchen wir auch hier die Zeugniſſe! Die Hauptſtelle, auf welche ſich Maurenbrecher beruft, findet ſich in der Verteidigungsſchrift für Hutten, welche Otto Brunfels nach Huttens Tode wider die Spongia des Erasmus herausgab. Otto Brunfels berichtet nun: (Böcking II. 340.) „pendebat annuos ducentos Florenos imperator; cum esset sub tribunicio Siccingii, cum primis Germaniae reputatus est, qui geminam stipem merebantur; et hoc stipendium ultro resignavit, non alia causa quam quod male tum videbatur caesarem evangelio velle." Daraus, ſchließt Maurenbrecher, folgt, daß Hutten die Verdoppelung des Jahrgehaltes angenommen hat. Iſt das aber in Wirklichkeit aus dieſer Stelle zu folgern? Ganz gewiß nicht! Sondern es geht aus ihr nur das Eine klar hervor, daß man Hutten die 400 Gulden angeboten und daß er ſie abgelehnt hat. Daß er ſie ſchon angenommen und wirklich von ihnen Gebrauch gemacht hat, iſt in dieſer Stelle durchaus nicht bezeugt [1]). Und was uns über dieſe Angelegenheit ſonſt überliefert wird, widerſpricht meiner Auslegung keineswegs. Wir wiſſen aus Aleanders Depeſchen, daß Mitte April 1521 Hutten die Verdoppelung der Penſion angeboten wurde; nach einer Mitteilung Bucers an Beatus Rhenanus hat er ſie am 22. Mai abgelehnt. Daß dieſe Angabe verfrüht ſein ſoll, wie Strauß (Hutten, 2. Aufl. S. 446.) annimmt, vermag ich durchaus nicht einzuſehen. Im Gegenteil: das ganze Verhältnis erklärt ſich durch Bucers Angabe völlig deutlich: Hutten wird Mitte April die Penſion angeboten, er hat vielleicht eine Zeitlang geſchwankt und ſich überlegt, ob er ſie annehmen dürfe; nach einem monatlichen Zögern lehnt er ſie ab. Die vorhandenen Zeugniſſe berechtigen uns alſo in keiner Weiſe zu dem Schluß, das Hutten die ihm angebotene Verdoppelung der Penſion angenommen habe.

Warum aber — da Maurenbrechers Grund ſomit hinfällig iſt — müſſen wir uns fragen, hat Hutten von einer Revolution zu Luthers Gunſten Abſtand genommen? War es Zagheit und Furcht, die ihn davon abhielten, war es wirklich ſo, daß, wie Maurenbrecher ſagt, ſich ſchließlich ſeine Leidenſchaft und ſein Zorn in allen den Worten und Briefen verpufft hatte? Nichts

1) Noch deutlicher wird das, wenn wir die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange betrachten: a a. O. „nam spondebat nuper Galliarum rex quadringentas coronas, ut principem agnosceret se, nec quicquam muneris haberet quam ut a consiliis staret, morareturque ubicunque vellet locorum; et tamen nihil cristas inde erigens fortunam oblatam generoso animo contempsit, cum fuisset alioqui optima occasio ad regem deficiendi, et in summa iam fuisset suorum persecutione, ut merito et citra calumniam potuisset a Germanis in aliam gentem deficere: possumus de hoc literas exhibere tibi: pendebat annuos ducentos florenos imperator; cum esset sub tribunicio Siccingii, cum primis Germaniae reputatus est, qui geminam stipem merebantur; et hoc stipendium ultro resignavit, non alia causa quam quod male tum videbatur caesarem evangelio velle. Conatus est hominem ad se allicere cardinalis Saltzburgensis maximis praemiis, et hoc famulitium respuit etc."

Digitized by Google

von alledem! der Grund für das Unterbleiben des Aufſtandes iſt ganz klar; Maurenbrecher führt ihn ſelbſt an und widerlegt damit ſich ſelbſt. Sickingen weigerte nämlich im entſcheidenden Augenblick ſeine Mitwirkung und ohne ihn war nicht viel zu machen [1]). Aber auch bei Sickingen war es kein Abfall von der Sache des Evangeliums, deſſen Prediger und Vertreter er auch jetzt noch ſchützte, ſo weit ſein Arm reichte. Vielleicht mochte er einſehen, daß eine bewaffnete Erhebung für Luther jetzt keinen Erfolg haben und zu keinem Ziele führen würde; vielleicht, daß ihm Luthers Anſichten nicht unbekannt waren, der eine Revolution nicht wünſchte und Sickingens Pläne immer mit einem geheimen Grauen betrachtet hatte, der, wie er an Spalatin über Hutten ſchrieb, nicht wollte, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium geſtritten würde, (Böcking, II. S. 5 f.) — und daß er fürchten mochte, Luther werde ſich im Fall eines Aufſtandes öffentlich von ihm losſagen. — Genug, wie man auch über Sickingen urteilen mag: Hutten kann wegen ſeines Verhaltens kaum ein Vorwurf gemacht werden. Er hatte im Vertrauen auf Sickingens Mitwirkung die Drohungen wider die Römlinge widerholt öffentlich ausgeſtoßen; daß er ſie nicht ausführen konnte, war nicht ſeine Schuld. Sollte er, da Sickingens Hilfe verſagte, irgend einen lächerlichen Tumult unternehmen, von deſſen Nutzloſigkeit er von vornherein überzeugt ſein mußte, und der nur dazu dienen konnte, die reformatoriſche Sache vor den Gewalten des Reichs zu compromittieren? Es blieb ihm weiter nichts übrig, als vorläufig von der Verwirklichung ſeiner Pläne Abſtand zu nehmen und ruhig die Zeit zu erwarten, in welcher er an ihre Erfüllung denken konnte.

So fallen, wenn man die von Maurenbrecher angeführten Zeugniſſe genauer betrachtet, alle ſeine Vorwürfe in Nichts zuſammen. Will man Hutten durchaus irgend einen Vorwurf machen, ſo wird man noch am eheſten ſagen können, daß er ſeine lärmenden Drohungen gegen die päpſtliche Partei ein wenig hätte mäßigen können; aber mit der Heißblütigkeit ſeines Temperaments, mit der Neigung zu hohen Worten, die ihm, wie allen ſeinen humaniſtiſchen Collegen eigen war, iſt er genugſam entſchuldigt. Jedenfalls zu dem rückſichtslos verdammenden Urteil, welches Maurenbrecher fällt, geben die vorhandenen Zeugniſſe nicht das geringſte Recht.

Georg Ellinger.

2. Ein Dialog des Erasmus.

U. d. T.: ERVDITI ADVLESCENTIS CHON | radi Nastadiensis Germani Dia | logus sane quam festivus Bi | linguium ac trilinguium | siue de funere Cal | liopes erſchien (7 Bl. in 4^{0} o. O. u. J.) eine Schrift, von der ein Exemplar ſich in meinem Beſitz befindet. (Sie iſt auch abgedruckt in der Schrift von Haupt, Wilhelm und Conrad Neſen, Zittau 1843 S. 77 ff., vgl. auch Steitz, W. Neſen in: Abhandlungen zu Frankfurts Kirchen- und Reformationsgeſchichte N. F. Frankfurt 1877 S. 74 ff.; aus letzterm entnehme ich, der Bequemlichkeit halber die Inhaltsangabe.)

1) Siehe darüber, Ulmann, Franz von Sickingen, Leipzig 1872. S. 177. Vgl. auch desſelben Artikel über Hutten in der Allgemeinen deutſchen Biographie, Bd XIII.

Digitized by Google

„Das Gespräch wird zwischen drei Trilingues und Mercurius geführt, der im Begriffe steht, nach der Stadt Frankfurt zu gehen, deren nicht eben schmeichelhaft gedacht wird. Er will dort den Dieben, Betrügern, Meineidigen, Wucherern und Gauklern (nugivendis) seinen Beistand zu ihren Unternehmungen leihen. Die Trilingues heißen Baramia, Titus und Pomponius und sind die Repräsentanten der drei alten Sprachen. Der Gott umgibt die Humanisten mit einem Nebel, durch welchen sie wie durch einen Augenspiegel schärfer sehen, was in einiger Entfernung vorgeht. Sie erblicken durch denselben einen Leichenzug, welchen die Theologen und Mönche der von ihnen der Häresie und Majestätsbeleidigung angeklagten Calliope, veranstalten, die sie lebendig zu Grabe tragen. Als altes, gichtbrüchiges Weib, deren Gift tausendmal dem der gefährlichsten Insekten überlegen ist, schreitet Ate, die heillose Verblendung, voran. Ihr folgen mehrere Gottheiten. Sie sind die Glieder, durch welche die Ate wirkt. Der Erste, Phenacus (Betrüger, Fälscher) genannt, ist die Seele der Ate, die bald in diesen, bald in jenen Körper wandert. Der zweite hat ein weißes Gewand, unter welchem er ein schwarzes trägt, das gleichwohl hell erscheint neben seinem schwarzen Gemüthe, ein Kostüm, wie es der Dialog dem Elias beilegt und ist triefäugig. Es ist Momides, der Abkömmling des Tadelgottes (Momus), und reiner Sykophant, der auf alles Gute und Rechte mit unsauberer Zunge schmäht. Der Dritte ist der Vetter der Eitelkeit (philautia), er trägt auf seinem Hute einen Kopfschmuck, der den Einen als Rebhuhn, den Anderen als Eule, den Dritten als Falke erscheint. Es ist der Wandelgott (Vertumnus), der in jedem Augenblick seine Gestalt ändert. Der Vierte endlich wird Phthonides, Sohn des Neides, genannt. Sein Gift ist gefährlicher als das des Skorpions. Hierauf folgt ein ungeheurer Eber, der einen ganzen Haufen von Schweinen führt, der Enkel des Sophisten Grillus, der bei Plutarch mit Ulysses disputirt; aber dem Abkömmling hat Circe den Verstand genommen, er redet nicht wie seine Ahnen griechisch, sondern französisch oder vielmehr er grunzt; er ist geil wie ein Satyr und wurde jüngst auf dem Ehebruch betroffen; da er floh, verrenkte er sich die Knöchel und hinkt seitdem. Die übrigen Schweine, sind Jünglinge, die er mit Circe's Gabe verwandelt hat, denn wer mit ihm aus einem Troge frißt, verwandelt sich in ein Schwein. Die Schweine stimmen mit grunzendem Tone einen Chorgesang in einem Latein an in einem Rythmus und Reime, der den Briefen der obscuren Männer nachgebildet ist und den auch wir in der Übersetzung nachahmen:

Hin zum Grabe tragen wir
Eine Muse mit Recht! so sagen wir,
Ist sie doch allein der Grund
Dass Sophistik jetzt heilst ungesund,
Drum wollen die Magistri sie begraben,
Ihre Verteid'gung nicht bewilligt haben,
Denn der Ketzerei ist sie beschuldigt
Weil scholast'scher Lehrart sie nicht huldigt.
Die, nun schmählich in den Bann erklärt,
Doch allein den Ketzertrotz bekehrt.

Bei genauerer Beobachtung reden sämtliche Teilnehmer des Zuges mit zwei Zungen, denn mit der einen schmeicheln, mit der andern verleumden sie; mit der einen behaupten sie öffentlich, mit der andern leugnen sie standhaft das Gesagte, mit der einen raten sie zu, mit der andern mahnen sie eben davon ab. Doch Apollo läßt seine Schwestern nicht ungestraft verhöhnen: Den Köcher mit Pfeilen gefüllt, eilt Er, in Helm und Panzer stürmt Pallas,

Digitized by Google

mit Waffen die übrigen Muſen herbei; Apollo zielt, da ſtürzt Ate, die Anderen flüchten, Grillides, jetzt nicht lahm, flieht, als hätte er Flügel, dennoch erreicht ihn der Pfeil, den Phthonides führen die Muſen gefangen fort, um an ihm die Strafe des Marſyas zu vollziehen. Momides gerät in der Eile in einen tiefen Sumpf, wovon er bis jetzt halb ſchwarz, halb weiß geblieben iſt. (die Ordenstracht der Carmeliten); die Humaniſten können den Wunſch nicht unterdrücken, es möchte der Sumpf eine Senkgrube geweſen ſein. Phenacus bittet kniefällig um Gnade, dem Wandelgott wirft Pallas einen Strick um, weil ſie ihn ihres Lanzenſtiches nicht wert hält; Calliope erhebt ſich unter Lachen und umarmt ihren Bruder: nie hat die Welt eine fröhlichere Leichenfeier geſehen."

Worauf bezieht ſich nun dieſer Dialog und wer iſt der Verfaſſer desſelben? Über das erſtere kann kein Streit ſein. Es iſt eine Spottſchrift gegen die Löwener Theologen. In Löwen exiſtirte eine Univerſität, deren Profeſſoren vielfach ebenſo wie die der Schweſteranſtalten Köln und Paris der alten Richtung ergeben waren; daneben aber ſeit 1518 ein Collegium Buslidianum, das dem Studium der drei Sprachen (der lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen) gewidmet war. Zwiſchen den Lehrern und Gönnern dieſes Inſtituts einerſeits und den Vertretern der Univerſität andrerſeits kam es naturgemäß zum Streite. Ein Moment in dieſem Streite iſt unſer Dialog. In dem Exemplare, das ich beſitze, ſind die Namen der Verſpotteten beigeſchrieben. Die Ate oder noxa, die dem Zuge voranſchreitet, iſt Atenſis, d. h. Jean Briard von Ath, Kanzler der Univerſität. Der Phenacus, die Seele der Ate, „den Muſen und Grazien ſehr verhaßt" iſt Martin Dorpius; der Momides mit dem weißen Gewand iſt der Carmeliter Nikolaus Egmondanus. Der Wandelgott, der ſeine Geſtalt verändert, iſt der Engländer Lee, der von Erasmus und deſſen Freunden ſo heftig Befehdete, der Enkel des Gryllus iſt Latomus.

Wer aber iſt der Verfaſſer der Schrift? Aus der Bezeichnung auf dem Titel ſollte man auf Conrad Neſen ſchließen. Dieſer, geb. 1495 geſt. 1560, der ſich wirklich 1525 in das Album der Wittenberger Univerſität als Conradus Nysenus Naſtadianus einſchrieb, iſt aber niemals in Löwen geweſen und war beim Erſcheinen des Dialogs (1519 ſ. unten) zu jung, um wirklich als Autor gelten zu können. Mit größerer Beſtimmtheit hat man auf Conrads ältern Bruder Wilhelm, der ſpäteſtens 1493 geboren iſt, ſchließen zu dürfen geglaubt. Er ſtammte, wie jener aus Naſtätten (Nastadiensis), war ein Freund des Erasmus, lebte eine Zeit lang in Paris (1517—1519) und wurde von Erasmus veranlaßt, nach Löwen zu kommen. Aber gerade dieſer Löwener Aufenthalt, der für Neſen zu ſprechen ſcheint, ſpricht gegen ihn. Neſen iſt nämlich, wie Steitz aus Briefen nachgewieſen hat, im Sommer 1519 noch in Paris geweſen und früheſtens im Spätſommer, vielleicht erſt im Herbſt nach Löwen übergeſiedelt. Die erſte Nachricht von dort über ihn iſt vom 16. Okt. Damals muß aber, ſelbſt wenn man das Datum der Vorrede Lutetiae 5 cal. Mart., das uns auf den Febr. führen würde, unbeachtet laſſen wollte, der Dialog ſchon geſchrieben, gedruckt und verbreitet geweſen ſein, denn wir beſitzen einen Brief eines Augsburger Humaniſten vom 1. Nov. (vergl. unten), welcher über dieſe Schrift handelt. Ferner: Neſen wollte in Löwen ſchriftſtellernd und lehrend thätig ſein, nicht etwa an jenem Busliſchen Inſtitut, das nur wenige feſtangeſtellte Lehrer beſaß, ſondern an der Univerſität. Seine Angelegenheit zog ſich in die Länge, erſt Ende November wurde zu ſeinen Ungunſten entſchieden. Kann man nun wirklich annehmen, Neſen ſei ſo unklug geweſen, diejenigen, deren

Digitized by Google

Billigung er wünſchte, ſich durch ein heftiges Pamphlet zu Feinden zu machen? Endlich ſpricht gegen Neſen folgende Stelle des Dialogs gegen Frankfurt: Auf die Mitteilung des Merkur, er gehe nach Frankfurt, frägt Baramia, was er dort wolle und Merkur antwortet: Quid rogitas? Ut rem bene fortunem furibus impostoribus, perjuris foeneratoribus et nugivendis. Eine ſolche Stelle iſt undenkbar im Mund eines Mannes, der ſchon damals mit jungen Frankfurtern in Beziehung ſtand und wenige Monate ſpäter einem Ruf als Leiter einer gelehrten Schule in Frankfurt Folge leiſtete.

Wohl aber iſt ſie denkbar im Munde des Erasmus. Auf ihn paßt eigentlich Alles. Das Verſteckſpielen mit Namen, das Vorgeben, er habe nur obenhin angeſpielt,[1]) die Erfindung des Ortes — er gibt vor, der Dialog ſei in Paris geſchrieben — vor allem aber die angegriffenen Perſönlichkeiten. Sie ſind alle ſeine geſchworenen Feinde, die ihm das Leben in Löwen ſauer machten: Briard und Latomus hatten Ende 1518 einzelne ſeiner Schriften angegriffen, Ketzereien in denſelben aufzuzeigen verſucht und ihn zu heftigen Repliken veranlaßt. (Näheres bei Steitz a. a. O.)

Wir beſitzen aber noch zwei deutliche Zeugniſſe, die für die Autorſchaft des Erasmus ſprechen. Das eine iſt ein Brief Adelmanns an Pirkheimer, (1. Nov. 1519)[2]). Dialogum Nastadiensis Erasmi esse, bene scribis. Legi hodie eorum nomina, in quos scriptus fuit; omnes sunt Lovanienses ... aus dem alſo Adelmanns und Pirckheimers Anſicht deutlich hervorgeht. Das zweite iſt eine Inſchrift auf dem Titel meines Exemplars der Schrift, D. D. de Adelmannsfelden etc. Augustae, die, wie ich glaube, von Erasmus herrührt, und der Zuſatz Adelmanns auf der Rückſeite des Titels: Erasmus hunc dialogum in Theologos scripsit Lovanienses. Zur Stütze der Vermutung, daß Erasmus dieſe Satire verfaßt habe, mag noch vorgebracht werden, daß nach erasmiſcher Art viele lateiniſche und griechiſche Sprüchwörter angeführt werden.

Ludwig Geiger.

Digitized by Google

REZENSIONEN.

Neue Schriften zur Geſchichte des deutſchen Humanismus.

Beſprochen von **Ludwig Geiger.**

Seit meinem erſten litterariſchen Verſuche, welcher der Geſchichte des deutſchen Humanismus gewidmet war (1868), habe ich mich daran gewöhnt, über die Arbeiten anderer, die demſelben Gebiete galten, öffentlich zu referiren. Dieſe kritiſchen Betrachtungen veröffentlichte ich 1868—1878 in den „Göttingiſchen gelehrten Anzeigen", einzelnes in der „Allgemeinen Zeitung" und in dem Litteraturbericht der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift"; unter den Abhandlungen der letztgenannten Zeitſchrift ſtand 1874 (Band XXXIII, S. 49—125) ein ausführlicher Bericht, der den gleichen Titel führt wie die folgende Überſicht. Dieſelbe ſoll die Leiſtungen auf unſerm Gebiete ſeit 1880 etwa kritiſch würdigen. Erſchöpfende Vollſtändigkeit anzuſtreben lag nicht in meiner Abſicht.

Die Quellen, aus denen das Wirken und die Lebensſchickſale der deutſchen Humaniſten erkannt und dargeſtellt werden kann, fließen reichlich. Böcking hat durch ſeine muſtergültige Edition der Huttenſchen Werke (7 Bände, Leipzig 1859—1871) gezeigt, daß man einem Humaniſten eine ähnliche Sorgfalt widmen könne, wie einem alten Klaſſiker [1]). Unter den von ihm benutzten Quellen ſtehen die Univerſitätsmatrikeln obenan: die Kölner, Erfurter, Leipziger, Heidelberger ſind von ihm mit gleichem Fleiß und Erfolge zur Aufhellung mancher chronologiſcher Schwierigkeiten herangezogen worden. Seit Zarncke's ausgezeichneten Veröffentlichungen aus den Akten der Leipziger Univerſität (Leipzig 1861) haben die Jubelfeſte der Münchener und der Tübinger Univerſität die Publikation von Akten und Matrikelbüchern der beiden altberühmten Hochſchulen hervor-

1) Leider hat B. aus den von ihm mitgeteilten Materialien nicht immer die Folgerungen gezogen, die ſich leicht ergeben; andrerſeits zu raſch und zu entſchieden Konjekturen ausgeſprochen, die ſich nicht halten laſſen. Auch die Späteren haben den reichen, bei B. aufgeſpeicherten Stoff nicht genugſam bearbeitet.

Digitized by Google

gerufen [1]). Beide Veröffentlichungen indeſſen ſind vor dem Zeitpunkte erſchienen, bei dem unſere kritiſche Betrachtung anhebt. Dagegen ſind nach dieſem Zeitpunkte die Matrikelbücher zweier anderer Univerſitäten publicirt worden, welche als rechte Hochburgen des Humanismus gelten können: der Heidelberger und der Erfurter.

Der Erfurter Univerſität ſind zwei ſtattliche Quartbände gewidmet.

Der Inhalt derſelben [2]) iſt ſchon auf dem Titel angegeben. Die vier wiedergegebenen, höchſt farbenprächtigen, wenn auch ſonſt nicht eben große Kunſt verratenden Wappen des erſten Teils ſind die des Rektors Guntherus Milwicz (1468), die des Barons Heinrich Reuß von Plauen (Rektor Oſtern 1469), die des Johannes Rhode (Rektor Oſtern 1470) und die des Simon Voltzke (Rektor Michaelis 1491).

Die Erfurter Univerſität, welcher Weißenborns glänzend ausgeſtattete Publikation gewidmet iſt, hat durch Kampſchultes ausgezeichnetes Werk (Trier 1858, 1860) eine Schilderung erhalten, welche der großartigen Bedeutung dieſer Univerſität während der Zeit des Humanismus und der Reformation würdig iſt; weiterer Darſtellungen bedarf es nun kaum und ſicherlich keiner ſo flüchtigen und unbedeutenden, wie ſie in dem vor einiger Zeit erſchienenen Schriftchen von Heinzelmann: „Aus der Blütezeit der Erfurter Univerſität. Die Anfänge des Humanismus. Erfurt 1876. A. Stenger“ zu finden iſt. Dagegen that ein Urkundenband, eine Veröffentlichung der Matrikelbücher not.

Dieſe Matrikelbücher beginnen 1392 — alſo 14 Jahre nach Begründung der Univerſität — und reichen in den vorliegenden beiden Bänden bis 1636. Für die Zeit bis 1509 ſind zwei Handſchriften vorhanden. Die eine A. auf Pergament von 1392 an, zeigt in jedem Rektorate eine andere Hand, die des jeweiligen Rektors oder ſeines Schreibers; aber doch ſo, daß nur die Inſchriften bis 1412 unmittelbar bei der Immatrikulation niedergeſchrieben zu ſein ſcheinen, die ſeit 1412 dagegen ſo regel- und kanzleimäßig ſich darſtellen, daß ſie erſt am Ende des Semeſters zuſammengeordnet ſein können. Der Kodex hat außerdem ſeit 1470 eine beſtimmte Anordnung der Studirenden durchgeführt und zwar nach den von ihnen gezahlten Beträgen, ein fernerer Beweis dafür, daß die Zuſammenſtellung erſt nach Abſchluß der Immatrikulation erfolgt ſein kann. Die andere Handſchrift B., aus Pergament- und Papierblättern beſtehend, iſt erſt im Jahre 1455 angelegt, die

---

1) Das Matrikelbuch der Univerſität Ingolſtadt—Landshut—München. Rektoren, Profeſſoren, Doktoren 1472—1872. Hgg. von Franz Xaver Freninger, 2 Teile, München 1872. Der für unſere Zwecke wertvollſte Teil, das Studentenverzeichnis während der eigentlichen Humaniſtenzeit fehlt alſo hier. Dagegen iſt in (Roths) vorzüglichem Quellenwerke: Urkunden zur Geſchichte der Univerſität Tübingen 1476 bis 1550, Tübingen 1877 die eigentliche Matrikel von 1477 bis 1545, freilich nach Abſchriften, mitgeteilt, da das Original nicht mehr vorhanden iſt. — Auch B. Stübels, Urkundenbuch der Univerſität Leipzig von 1409—1555 (XI. Band des cod. dipl. Sax. 169) Leipzig 1879 iſt wenigſtens kurz zu erwähnen.

2) Akten der Erfurter Univerſität. Herausgegeben von der Hiſtoriſchen Kommiſſion der Provinz Sachſen. Bearbeitet von Dr. J. C. Hermann Weißenborn, Königlichem Profeſſor und Bibliothekar in Erfurt. I. Teil. 1. Päpſtliche Stiftungsbullen, 2. Statuten von 1447, 3. Allgemeine Studentenmatrikel erſte Hälfte (1392—1492). Mit vier in Farbendruck wiedergegebenen Wappentafeln. Halle. Druck und Verlag von Otto Hendel, 1881. XXVIII und 442 SS. in 4°. II. Teil. 2b—2o: Allgemeine und Fakultätsſtatuten von 1320—1636. 3b. Allgemeine Studentenmatrikel 2 Hälfte 1492—1636. Gleichfalls mit vier in Farbendruck wiedergegebenen Bildern und Wappentafeln. Halle, in demſ. Verl. 1884 XX und 560 SS. Das Ganze bildet den 8. Band der „Geſchichtsquellen der Provinz Sachſen und angrenzender Gebiete.“

Digitized by Google

Eintragungen bis 1454 in zwei Abſchnitten nachgetragen, ſeit 1455 jedes Semeſter eingeſchrieben. Daß B. früher als A. iſt, geht z. B. aus der Notiz von B. hervor (v. J. 1469): Personae 84 hic sunt omissae quae inveniuntur in altera ex hac descripta matricula; geht ferner daraus hervor, daß in B. die Immatrikulirten nicht nach einer beſtimmten Rangordnung aufgezählt, ſondern bunt durcheinander, je nach ihrer Meldung genannt werden. Aber auch B. kann, wie aus der eben mitgeteilten Notiz geſchloſſen werden muß, nicht das Original ſein, ſondern iſt aus dem urſprünglichen Einſchreibebuch gefloſſen. Da es aber früher iſt als A., ſo hätte B. von 1455—1509 zu Grunde gelegt werden müſſen. Der Herausgeber iſt der Handſchrift A. gefolgt. Daß er nicht recht daran gethan, beweiſt er durch ſein eigenes Bekenntnis, daß die Lesarten von B. oft richtiger ſeien. Auch ein anderes Verfahren des Herausgebers verdient keine Billigung. Es iſt die allzudiplomatiſche Art des Abdrucks. Es war nicht nötig, die fehlerhafte, unregelmäßige Schreibart irgend eines beliebigen Kopiſten zu verewigen. Wozu secuntur st. sequuntur zu ſchreiben, Cassil, Düdingin, Digkelhusin und zahlloſe ähnliche Worte, während es doch Caſſel u. ſ. w. heißen muß. Die meiſten dieſer Nachläſſigkeiten werden dann in Anmerkungen erklärt, aber ohne rechtes Syſtem wird z. B. jedes Oppenhem und Lemego als Oppenheim und Lemgo rectificirt, was ſich doch jeder Leſer ſelbſt ſagen kann, während das ſeltſame Wetzflaria nebſt dem unmittelbar dahinterſtehenden Wetzslavia — beide offenbar verderbt für Wetzlar — unerklärt bleibt. Durch ſolche überflüſſige Anmerkungen wird ein koſtbarer Raum weggenommen, der beſſer für andere Dinge hätte verwendet werden können, z. B. für biographiſche Verweiſungen oder für Erklärungen und Verdeutſchungen lateiniſcher Namen, denn nicht jeder weiß und kann wiſſen was Dimicatoris, Doleatoris, Indicis, Opilionis, Ortulani, Rasoris, Visiratoris bedeutet; auch Petrus Juvenis möchte ſchwerlich einen Jüngling Petrus bezeichnen.

Nicht blos in der Orthographie, ſondern auch in der Art der Einſchreibungen herrſcht die größte Willkür; die Städtenamen ſind bald deutſch, bald lateiniſch geſchrieben, oft ſteht der bloße Familienname, oft Bezeichnung der Stadt und des Landes. Die Angaben über Zahlung von Gebühren ſind nicht immer regelmäßig; bei Armen iſt oft der Fürſprecher angegeben, der die Betreffenden befreite; bisweilen ſteht ad instantiam, ohne daß der Name des Befreiers ausgefüllt iſt; charakteriſtiſch iſt die folgende Notiz: einer habe nichts bezahlt, quia familiaris domini rectoris, etiam bedelli pepercerunt propter eandem causam. Die Zahl der Studirenden iſt keineswegs ſo groß, als man nach den übertreibenden Berichten der Humaniſten annehmen ſollte. Bis 1492 iſt die größte Zahl der in einem Semeſter Immatrikulirten 291 (1464), die zweitgrößte: 283 (1455), ſo daß, wenn man die Zahl der der Univerſität Angehörigen ſelbſt verdrei- oder vervierfacht, was man wohl kann, da es damals nicht ſo leicht war wie heutzutage, die Univerſitäten zu wechſeln und daher ein weit bedeutenderer Stamm der Immatrikulirten zurückblieb als jetzt namentlich in größeren Univerſitäten, man die Zahl 1000 kaum überſchreiten dürfte. Die meiſten Studirenden ſtammen aus Deutſchland; unter den deutſchen Landſchaften iſt natürlich Thüringen am ſtärkſten vertreten, auch die Pfalz, Heſſen ſenden ein ſtarkes Kontingent, weniger finden ſich aus Rheinland, Elſaß, Weſtfalen, Süd- und Norddeutſchland; auffällig iſt die große Anzahl Holländer, die 1418 in Erfurt ſtudirt, auch Schweden entſendet einzelne Söhne.

Der zweite Band des Weißenborn'ſchen Urkundenwerks enthält die allgemeinen und Fakultätsſtatuten von 1390—1636 und die 2. Hälfte der

Digitized by Google

allgemeinen Studentenmatrikel von 1492 bis gleichfalls 1636. Auch dieſer Band hat ebenſo wie der erſte vier in Farbendruck wiedergegebene Bilder und Wappentafeln. Dieſe 4 Tafeln ſtellen dar das hohenzollernſche Wappen von 1469, ferner das des berühmten Henning Goede (Rektor im J. 148990), drittens das des Rektors Joh. Kyll (1492). Während die Beſchreibung dieſer 3 Bilder im Vorworte ſich findet, iſt die Beſchreibung des 4., das an recht unpaſſender Stelle zwiſchen S. 152 und 153 angeklebt iſt, während es zu S. 317 gehört, in einer Anmerkung zu letzterer Stelle gegeben. Es iſt das berühmte Wappen des Crotus (Rektors 1520 21), umgeben von 16 Wappen ſeiner humaniſtiſchen Freunde (die Wiedergabe der hebr. Verſe iſt übrigens ſehr fehlerhaft). Die Wappen der übrigen Rektoren ſind in den Anmerkungen kurz beſchrieben. Die überaus zahlreichen aber recht überflüſſigen Variantenanmerkungen hören S. 276 (z. J. 1512) auf. — Sehr bemerkenswert ſind während der eigentlichen Humaniſtenzeit die längeren Rektoratsinſchriften, die ſich durch ein ganz beſonders gewähltes Latein auszeichnen; am ausführlichſten iſt die zu einer förmlichen Abhandlung ausgedehnte Inſchrift über Pancratius Hoelbich (Rektor 1563 64), eine ungeheure Lobrede auf die Verdienſte des Betreffenden; einzelne reden auch in Verſen, wie Joh. Gallus (Rektor 156970); manchmal ſind zeitgeſchichtliche Mitteilungen eingeſtreut (vgl. S. 452). — Je tiefer man in das 16. und 17. Jahrhundert hineinkommt, deſto geringer wird die Zahl der Studirenden. Man vergleiche folgende Zahlen. 1509: 292 immatrikulirte Studenten, 1517: 315, 1521: 310; dagegen 1597: 85, 1617: 56, 1631: 51. So geht es, freilich unter manchen Schwankungen abwärts; die geringſte Zahl der Immatrikulirten, nämlich 13 hat, wie aus einer Tabelle am Ende des Bandes zu erſehen, das Jahr 1647 48 aufzuweiſen. — Etwa ein Drittel des vorliegenden Bandes wird von den Statuten der Univerſität angefüllt. Ein Teil derſelben rührt aus einer ſpätern Zeit 1634 her, doch finden ſich auch ältere Statuten, ſowohl der Univerſität als der einzelnen Fakultäten, von denen die älteſten vermutlich aus dem J. 1390 ſtammen. Charakteriſtiſch iſt aus den Statuten der philoſ. Fakultät aus dem Jahre 1449 (S. 130) das Verſprechen des Burſenvorſtehers die bursales ad latinizandum inducere. Sehr bemerkenswert iſt daſelbſt (S. 134) die Rubrica de libris legendum per quod tempus — eine klaſſiſche Überſchrift —. Doch kann ich im einzelnen auf den zweiten Band der wertvollen Publikation nicht eingehen, da er mir erſt kurz vor Abſchluſs des Manuſkriptes zu vorliegendem Hefte zugegangen iſt. Solche Bücher wollen übrigens nicht recenſirt ſondern benutzt ſein; es ſind Nachſchlagewerke, die hundertfältig gebraucht werden müſſen und bei der Benutzung ihre Brauchbarkeit und Notwendigkeit erweiſen.

Daſſelbe läßt ſich über Töpke's der Univerſität Heidelberg gewidmete Publikation [1]) ſagen. Der ausführliche Titel giebt den Inhalt an; er läßt nur eine ſehr ausführliche Einleitung unerwähnt, über die gleich ein Wort zu ſagen iſt. Das Werk wird mit einem zweiten Band vollendet ſein; dieſer, der im J. 1886, dem Jubeljahre der Heidelberger Univerſität,

1) Die Matrikel der Univerſität Heidelberg von 1386 bis 1662. Bearbeitet und herausgegeben von Guſtav Töpke, Doktor der Rechte. Erſter Teil von 1386 bis 1553. Nebſt einem Anhange, enthaltend 1. calendarium academicum vom J. 1387, 2. juramenta intitulandorum, 3. Vermögensverzeichnis der Univerſität vom Jahre 1396, 4. Acceſſionskatalog der Univerſitätsbibliothek von 1396—1432. Heidelberg, Selbſtverlag des Herausgebers. In Kommiſſion: Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung 1884. LXXII. und 697 SS. Der Anhang beginnt auf S. 621.

Digitized by Google

erſcheinen ſoll, wird auch ein Regiſter, Perſonenverzeichnis u. ſ. w. enthalten. Die Heidelberger Matrikel iſt von 1386 bis 1662 vollſtändig erhalten mit Ausnahme der Jahre 1631 bis 1652, in welchen die Univerſität nicht exiſtirte; ſie beginnt dann wieder im J. 1704. Die Matrikel hat wenig künſtleriſchen Schmuck, die Einzeichnungen ſind genau. Beim Abdruck iſt die Schreibweiſe des Originals beibehalten, nur ſind die Abkürzungen aufgelöſt. Vom Herausgeber iſt die laufende Nummer des Rektorats, die Zahl der Immatrikulirten, falls ſie nicht vom Rektor bemerkt iſt, hinzugefügt, ferner Familiennamen, akademiſche Würden, frühere Studienorte der Betreffenden, die in ſonſtigen Univerſitätsakten verzeichnet ſind. Die letzteren Bemerkungen ſind in den Noten zuſammengeſtellt; im Text findet ſich dann der Tag der Immatrikulation. Die zuletzt angeführten Zuſätze unterſcheiden dieſe Heidelberger Publikation ſehr zu ihrem Vorteil von der Erfurter. Eine Sonderung nach Fakultäten war nicht möglich, da in der Matrikel das Studium der Intituliten nicht angegeben iſt. Statuten ſind für die ältere Zeit nicht erhalten; aus einzelnen Akten und Urkunden muß man die dahin gehörigen Bemerkungen entnehmen; ſie werden im Text und in den Anmerkungen der Einleitung ſehr gut zuſammengeſtellt. Sonſt ſind aus der Einleitung die Angaben über die Art und Weiſe der Führung der Immatrikulationsliſten hervorzuheben, über die Beſtimmungen, betreffend die Promotionen, über die Auswanderungen wegen der Peſt, über die Aufnahmebefugnis der Univerſität, ihre Beſchränkungen und die daraus hervorgehenden Streitigkeiten, über den Eid der Intitulanden, die Immatrikulationsgebühren. — Der Anhang bringt einen wegen ſeiner Ferienbeſtimmungen und ſonſtigen Angaben ſehr merkwürdigen Univerſitätskalender vom J. 1387 und die übrigen bereits auf dem Titel erwähnten intereſſanten Beigaben. Schon das Vermögensverzeichnis weiſt neben den Koſtbarkeiten, den Forderungen, welche die Univerſität zu erheben hat, großenteils Bücher auf. Aus dem Acceſſionskatalog iſt zu erwähnen, daß Schriften klaſſiſcher Autoren ſich ſo gut wie gar nicht finden: eine Schrift Plato's; von Cicero rhetorica vetus et nova; dagegen wohl einzelne Kommentare über Schriften der alten Klaſſiker. Von eigentlich humaniſtiſchen Schriften der Italiener findet ſich keine einzige.

Der Hauptteil des Bandes wird durch die Matrikel angefüllt. Ich habe dieſelbe von etwa 25 Jahren 1486—1511 durchgenommen; ein paar Bemerkungen, die mir aufgefallen ſind, mögen hier folgen. Die Studirenden ſind zu allermeiſt aus der Nachbarſchaft; die Diöceſen Worms, Speier, Mainz, Würzburg, Konſtanz, Baſel ſind hauptſächlich vertreten, viel ſeltener ſind Freiſing, Eichſtädt, Trier, Köln. Aus Nord- und Oſtdeutſchland findet ſich kein einziger, aus Prag und Salzburg verſchwindend wenige; einmal erſcheint einer aus Utrecht, ein andermal ein Friſo. — Bekannte und berühmte Namen begegnen häufig; beſonders reich iſt das Jahr 1498; da finden ſich Nik. Ellenbog, Dionyſius Reuchlin, der Bruder des berühmten Johann, Chriſt. Scheurl, Jak. Spiegel. Humaniſtiſche Äußerlichkeiten treten vielfach hervor, ſo 1497—1501 (dann auch 1503/4, 1505/6 und ſonſt gelegentlich) die Datenbezeichnung nach Iden, Kalenden u. ſ. w., während ſonſt die auch jetzt übliche herrſchend iſt; ſo ferner einzelne Namensüberſetzungen ins Lateiniſche, nicht blos der Perſonen, worunter auch ſeltene z. B. Lapicida, Laterifex (S. 433), ſondern auch der Städte, ſo daß Neuſtadt in der Pfalz nicht blos als Nova civitas, ſondern ſogar einmal (S. 423) unter dem irreführenden Namen Neapolis erſcheint. — Seltſame Namen wie Kirſcheneſſer (S. 423) Schnurrenpfeil (S. 474) begegnen häufig.

Digitized by Google

Die Töpke'ſche in trefflicher wiſſenſchaftlicher Weiſe bearbeitete Veröffentlichung iſt ein hochwillkommener Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Univerſitäten und des deutſchen Geiſteslebens überhaupt.

Neben den urkundlichen Quellen verdienen die Schriftſteller, d. h. eben die humaniſtiſchen Autoren ſelbſt als Quellen die höchſte Beachtung. Zu Lebzeiten der Humaniſten wurden kaum Geſamtausgaben ihrer Schriften veranſtaltet; Briefe, Gedichte wurden zwar geſammelt, wohl auch opuscula d. h. Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände, aber niemand dachte daran, ſein litterariſches Eigentum vor ſeinem Tode zu ſichern und den Nachfolgern bequem die Möglichkeit zu gewähren, die geiſtige Thätigkeit mit einem Blicke zu überſchauen. Noch das 16. Jahrhundert indeſſen gewährte einzelnen hervorragenden Schriftſtellern dieſes Vorrecht; und der gelehrte Latiniſt am Ende des Jahrhunderts konnte ſtolz auf die geſammelten Schriften mancher Vorgänger hinſehen. Die ſpätere Zeit iſt nicht ſonderlich dankbar gegen die Begründer einer neuen Bildung geweſen; ſelbſt unſere neudruck-lüſterne Zeit iſt ziemlich achtlos an den Schriften der Neulateiner vorübergegangen. Oft gewiß nicht mit Unrecht. So bedeutſam z. B. Reuchlin in die Geiſtesbewegung ſeiner Zeit eingegriffen hat, ſo ſind ſeine Schriften doch nur hiſtoriſch intereſſant und es würde lächerlich ſein, die cabbaliſtiſchen und grammatiſchen Schriften, durch welche er ſeiner Zeit als Wunder erſchien, heute neu zu veröffentlichen. Und ſo modern Erasmus in ſeinen Briefen, ſeinen Satiren und Dialogen erſcheint, wer wollte es wagen, auch nur dieſen Teil ſeiner Schriften, der etwa das Drittel ſeiner geſamten litterariſchen Thätigkeit ausmacht, in einer neuen Ausgabe den Leſern vorzuführen? Vor den vier Folianten, welche die Gelehrten am Anfange des 18. Jahrhunderts willig aufnahmen, würde Verleger und Publikum heutigen Tages entſetzt zurückſchrecken.

Böckings bereits erwähnter und gerühmter Verſuch der Ausgabe von Huttens Werken lockte daher nur wenige zur Nachahmung. Zweien Humaniſten iſt ſeitdem die Ehre einer Geſamtausgabe zu teil geworden: Vadian und Aventin. Vadians Werke in der ſchönen Ausgabe von Ernſt Götzinger [1]) ſind ſchon vor einigen Jahren erſchienen und bereits anderwärts von mir gewürdigt. Aventins Werke [2]) liegen in einer prächtig ausgeſtatteten und kritiſch vorzüglich bearbeiteten Ausgabe vor, wie ſie kein Schriftſteller des 17. und wenige des 18. beſitzen. Die Bearbeiter der einzelnen Teile ſind in der Anmerkung genannt; hier iſt nur hinzuzufügen ein Nachwort Riezlers (Band III, S. 536—609), das einigen Nachträgen und einem vorzüglich gearbeiteten Regiſter vorangeht. Dieſes Nachwort handelt über Entſtehung und Handſchriften des Werkes, giebt eine Überſicht über Aventins hiſtoriſche Arbeiten, bringt eine Zuſammenſtellung der Quellen, aus denen der Hiſtoriker geſchöpft und gewährt einzelne Mitteilungen aus den unbekannteren oder nur handſchriftlich erhaltenen und ſchließt mit

1) Joachim von Watts deutſche hiſtoriſche Schriften 3 Bände, St. Gallen 1875—1879.

2) Johann Turmairs genannt Aventinus ſämtliche Werke. Auf Veranlaſſung Sr. Majeſtät des Königs von Bayern herausgegeben von der k. Akademie der Wiſſenſchaften. München, Chriſtian Kaiſer. 1881—1885. Fünf Bände. Die 2. Hälfte des 5. Bandes, M. Lexers Gloſſar über Aventins deutſche Schriften ſteht noch aus. Die bisher erſchienenen Bände umfaſſen 245 Druckbogen. Band I enthält die kleineren hiſtoriſchen und philologiſchen Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. K. v. Halm und Dr. Franz Muncker, und Aventins Biographie, verfaſst von Prof. W. Vogt. Band II, III Annales Ducum Boiariae mit ausführlichem hiſtoriſchem Regiſter, herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. S. Riezler, und Bd. IV, V die Bayeriſche Chronik, die deutſche Bearbeitung der Annales, herausgegeben von Prof. Dr. M. Lexer.

Digitized by Google

einigen Betrachtungen zur Würdigung des Werkes. Aventin hat gründliche Quellenſtudien gemacht, er gedachte auch die wichtigeren Quellen, die er fand, herauszugeben, hat aber ſeine Abſicht nicht ausgeführt —; der Reichtum ſeiner Quellen iſt erſt jetzt nach der neuen Ausgabe vollſtändig zu erkennen. Es muß hiſtoriſchen Fachzeitſchriften überlaſſen bleiben, das Verhältnis Aventins zu ſeinen Quellen im einzelnen darzuthun; hier ſei nur auf Riezlers vortreffliche Unterſuchungen und Vermutungen hingewieſen, daß die von Aventin als Fretulphus et Schritovinus antiquissimi Bojorum historiographi bezeichneten Hiſtoriker vermutlich Schreitwein, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen catalogus episc. Patav. verfaßte und der bekannte Chroniſt Ulrich Füetrer ſind, und daß auch die von A. citirten und lange vergeblich geſuchten Annales patrii oder Annales Bojorum vielleicht in einer Chronik des Jahres 1493, alſo einer halb fabelhaften, halb gelehrten Schrift der Humaniſtenzeit zu ſehen ſind. Daß Aventin ziemlich kritiklos Fälſchungen benutzte, wußte man; weniger bekannt iſt, daß er den erſten Grundſatz hiſtoriſcher Wiſſenſchaft, das Proklamiren der Urkunden als lauterſter Quelle offen ausſprach: „Möge ein Andrer mein Werk vervollſtändigen," ſo ſagt er in einer von Riezler citirten Stelle, „wenn nur auch er meinen Spuren folgend, die Autorität der Urkunden den Fabeln der Chroniſten vorzieht."

Eine kurze Würdigung Aventins, des Hiſtorikers und Humaniſten habe ich an anderer Stelle gegeben [1]) und will das dort Geſagte nicht wiederholen. Nur Einiges iſt hinzuzufügen. Aventins Peſſimismus, von dem ich a. a. O. ſprach, zeigt ſich an einer ſehr charakteriſtiſchen Stelle. Man kennt Huttens frohmutigen Ausſpruch „die Studien blühen, die Wiſſenſchaften gedeihen, es iſt eine Luſt zu leben;" Aventin hat einen ähnlichen Ausruf: Hinc in dies magis ingenia vigent, studia litterarum vigescunt (Werke III, 526), aber er bedient ſich desſelben nur zur Lobpreiſung der Buchdruckerkunſt [2]); jene Bekundung der Freude am Leben hat er nicht. Die Häupter des Humanismus erwähnt er ſelten: Reuchlins gedenkt er einmal, (II, 553) aber nur als Herausgebers des Werkes des Hrabanus Maurus de laudibus sanctae crucis (vergl. m. Reuchlin S. 77); ſein Streit wird nicht erwähnt, denn die Äußerung (III, 4): Primum certarunt grammatici et maximum bellum (cujus et nos pars fuimus) oratoribus atque poetis fuit cum his qui se theologos et philosophos nuncupant, bezieht ſich nicht, wie der Herausgeber meint, auf den Kampf um die Bücher der Juden, ſondern auf den Jahrzehnte lang geführten Streit gegen die mittelalterlichen Lehrbücher, wie ſchon der Anfang des folgenden Satzes lehrt: Exploso Alexandro grammatista, eben des von den Humaniſten verläſterten Alexander de Villa Dei. Erasmus iſt zweimal genannt; an einer Stelle (II, 509) iſt von ſeiner Überſetzung des N. T. die Rede, wobei es von ihm heißt quo nemo multis jam aetatibus utilior christiano contigit orbi; das andere Mal (III, 503) wird bei Erwähnung Rotterdams Erasmus mit großem Lobe genannt. Aber häufig genug findet man den Ausdruck ſeiner Freude an der Wiſſenſchaft, ſeines Eifers für das Altertum, Beweiſe für ſeine Kenntnis antiker Schriftſteller.

1) Renaiſſance und Humanismus S. 489 ff. Wenn der Herausgeber der Aventinſchen Werke III, 600 gegen eine meiner Äuſerungen polemiſirt, ſo thut er mir Unrecht; ich wollte damit nur ſagen, daſs Aventins Hauptbedeutung nicht in der Reichhaltigkeit ſeiner Nachrichten, ſondern in der Art ſeiner Geſchichtſchreibung beſteht.

2) Die Schrift die der Herausgeber daſ. Anm. 3 erwähnt, Wimpfelings de arte impressoria iſt überhaupt nicht gedruckt, ſondern nur durch Janſſens Auszüge bekannt.

Digitized by Google

Als Humaniſten bewährt ſich Aventin, beſonders auch durch ſeine lateiniſche Grammatik [1]). Dieſelbe, 1512 zuerſt erſchienen, 1517 umgearbeitet, enthält mehr, als eine moderne Grammatik gewährt; in einem Anhange giebt ſie eine Art Encyclopädie der Wiſſenſchaften; außer Formenlehre und Syntax enthält ſie auch die Metrik. Der hauptſächliche Unterſchied zwiſchen dieſer Grammatik und früheren Verſuchen beſteht, wie Müller [2]) gezeigt hat, in der nachdrücklichen Verwendung des Deutſchen beim lateiniſchen Unterricht und in der Betonung der Verwandtſchaft, die zwiſchen deutſchen und griechiſchen Ausdrücken beſteht. Sie zeigt eine große Beleſenheit in den alten Schriftſtellern.

Unter Aventins humaniſtiſchen Arbeiten iſt auch eine kurze Abhandlung über Muſik, ferner einige Vorreden, Briefe und Gedichte zu erwähnen. Namentlich die Gedichte, in denen eine geſchickte Handhabung antiker, ſelbſt künſtlicher Versmaße erkennbar iſt, tragen echt humaniſtiſches Gepräge: ſie ſind patriotiſchen Inhaltes, preiſen Deutſchland und ſeinen Kaiſer Maximilian, ſie wenden ſich huldigend an die bayriſchen Fürſten und an Friedrich von Sachſen, ſie bekunden frommen Sinn, wenn ſie auch gelegentlich Wunderzeichen behandeln, ſie rühmen die Dichtkunſt, ſie verkünden das Lob der Muſik, ſie verherrlichen einzelne Freunde, deren Perſönlichkeit und deren Werke. Von dem Briefwechſel Aventins ſind nur 20 Briefe erhalten — 9 finden ſich in unſerer Ausgabe zum erſten Male —; unter den Adreſſaten und Briefſchreibern erſcheinen bedeutende Männer: Melanchthon, Spalatin, die zahlreichſten Nummern ſind an Beatus Rhenanus und Hieronymus Roſa gerichtet, die bedeutendſten Briefe Aventins ſind die an den Letztern dieſer Beiden geſchriebenen.

Briefe und Gedichte, das ſind die Lieblingsarbeiten deutſcher Humaniſten, zugleich auch diejenigen, aus denen die Individualität derſelben am klarſten zu erkennen iſt. An Veröffentlichungen ſolcher Gedichte und Briefe iſt kein Mangel.

Vier Gedichtſammlungen ſeien zunächſt beſprochen. Die eine führt uns in den Kreis der öſterreichiſchen Gelehrten; die zweite macht uns mit der poetiſchen Thätigkeit eines weſtfäliſchen Humaniſten bekannt; die dritte teilt zum erſten Male ein unbekanntes Werk des bedeutendſten Dichters jener Periode, Conrad Celtes mit; die vierte berichtet von einem unbedeutenden Heidelberger Versmacher.

1. Faſt 100 Gedichte italieniſcher und deutſcher Humaniſten hat Zingerle [3]) geſammelt. Man könnte zweifeln, ob dieſe Gedichte hier eine Erwähnung finden ſollen, denn die Mehrzahl derſelben rührt von Italienern her, da aber der Sammler und Adreſſat ein Deutſcher iſt, der kaiſerliche Sekretär

1) Dieſe und die im folgenden erwähnten Schriften finden ſich in Aventins Werken Band I.

2) Quellenſchriften und Geſchichte des deutſchſprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Gotha 1882. S. 266 fg. Vergl. daſ. auch 307 ff. und S. 49—52. Da ich an dieſer Stelle Gelegenheit habe, das ausgezeichnete Werk zu erwähnen, ſo bemerke ich gleich, daſs daſ. S. 271—278, 297—311 vortreffliche Abſchnitte zu finden ſind über „Übungen im Überſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche in der Humaniſtenzeit“ und über „die weiteren Verdienſte des Humanismus um Begründung eines wiſſenſchaftlichen Lehrgebäudes der deutſchen Sprache.“

3) Beiträge zur Geſchichte der Philologie von Dr. Anton Zingerle o. ö. Prof. der klaſſiſchen Philologie von der k. k. Univerſität zu Innsbruck. 1. Teil: De carminibus latinis saec. XV et XVI ineditis. Innsbruck, Verlag der Wagnerſchen Univerſitätsbuchhandlung 1880. LXI und 151 S. Vorrede, Anmerkungen und Index ſind gleichfalls in lateiniſcher Sprache.

Digitized by Google

Joh. Fuchsmagen, — die Handſchrift befindet ſich in Innsbruck, auch eine Wiener Handſchrift, von Cuspinian zuſammengeſtellt, iſt benutzt — da viele deutſche Verhältniſſe berührt und vor allem auch deutſche Könige und Kaiſer behandelt werden, ſo iſt die Beſprechung der Sammlung gerechtfertigt. Die vorliegende Ausgabe iſt ſehr lobenswert. Zingerle hat eine Einleitung vorangeſchickt, die über die Handſchrift, die Editionsgrundſätze, die behandelten Gegenſtände, die Dichter ausführlich ſpricht, eine außerordentliche Kenntnis der Verhältniſſe und große Gelehrſamkeit bekundet. Mit den Editionsgrundſätzen kann ich mich nicht ganz einverſtanden erklären; ich billige nicht, daß der Herausgeber kleine und größere Stücke aus Gedichten ausgelaſſen hat, wenn dieſelben auch nur Umſchreibungen von Stellen antiker Dichter ſind u. a.; ich billige ferner nicht, daß bei den Aufſchriften der Gedichte die Willkürlichkeiten und Schreibfehler der Handſchrift verewigt ſind. Warum Maximill. für Maximilianus und Rhom. für Romanus? Wozu bald Consultisq bald Sapientiss Que, beides unſchön, während doch Auflöſung und Gleichmäßigkeit ſo leicht war? Wozu dem Leſer Rätſel aufgeben, wie mit Foede., was nicht jeder gleich als Federicus oder Fridericus erraten kann? — Sonſt iſt aber die Art der Herausgabe des höchſten Lobes würdig und man darf wohl ſagen, daß eine humaniſtiſche Gedichtſammlung noch niemals mit dieſer Sorgfalt, mit dieſer ſtreng philologiſchen Vorführung des kritiſchen Apparats, vor allem mit dieſer ſtaunenswerten Aneinanderreihung der Parallelſtellen alter Dichter publicirt worden iſt, wodurch man ſieht, daß faſt jede Phraſe der Humaniſten durch ihre Vorbilder beſtimmt und bedingt iſt. Auch die hiſtoriſchen Anmerkungen ſind völlig ausreichend, die umfaſſende Einleitung vorzüglich. Der index nominum et rerum giebt eine große Reihe Nachträge über die behandelten Perſönlichkeiten. Schade, daß kein Inhaltsverzeichnis der Gedichte mitgeteilt iſt. Der Index allein reicht zu Aufſuchen des großen Materials nicht aus. Der Herausgeber hat ſehr recht daran gethan, nicht alles Material zu veröffentlichen, ſondern eine Auswahl zu treffen und nur alles das mitzuteilen, was durch Form und Inhalt intereſſant erſchien; dem Ungedruckten hat er ſelbſtverſtändlich den Vorzug vor dem Gedruckten gegeben.

Joh. Fuchsmag iſt der Adreſſat ſehr vieler Gedichte, als Dichter erſcheint er nur ſelten. Unter den Dichtern ſind viele Italiener, Petr. Bononus, Paul. Amaltheus, Cimbriakus; über die Genannten und manche Andere giebt die Einleitung ausführliche und ſehr belehrende Kunde. Unter den deutſchen Beitragenden finden ſich wenige Männer erſten Ranges, Brant, Celtes, Reuchlin; ihre Beiträge ſind aber nicht geeignet, ihren Ruhm zu erhöhen, namentlich Reuchlins Gedicht, eine Grabſchrift für Kaiſer Friedrich, iſt überaus platte Proſa. Einer der Deutſchen, der ſich Engelhardus Teutonicus nennt, wird von Zingerle mit dem z. B. von Trithemius erwähnten Engelhard Funk [1]) identificirt, der als Sachwalter in Rom lebte und dort eine angeſehene Stellung einnahm.

Die Sammlung erinnert einigermaßen an die etwas ſpätere Coryciana. War bei den Italienern die Verherrlichung der Heiligen, und zwar der von Andrea Sanſovino im Auftrage des Joh. Goritz (Corycius) gemeißelten

1) Es iſt jedenfalls derſelbe, der in Burchards Diarium ed. Thuasne Paris 1884, II, 535 unter den officiales collegii DD. sollicitarum litterarum apostolicarum als Engelardus Functus bezeichnet wird mit dem Zuſatz: absens. Im Jahre 1498 (a. a. O. 479) z. J. 1499 erſcheint er noch corumpirter als Angellardus Frune absens.

Digitized by Google

Gruppe der heil. Anna, Maria und des Jeſusknaben die Hauptſache, ſo tritt bei den Deutſchen die Lobpreiſung der humaniſtiſchen Studien in den Vordergrund; dem enthuſiaſtiſchen Preiſe des Papſtes entſpricht hier ein nicht minder lebhafter Preis des Kaiſers; und das über Gebühr laute Triumphgeſchrei über die Verdienſte des Sammlers und Beſtellers iſt beiden Sammlungen gemeinſam. Dagegen iſt von Liebe, dem ewigen Thema ſonſtiger lateiniſcher Gedichte wenig die Rede, — die Manlia amica und die Eliſa haben keine Geſellſchaft — wohl aber von Heiligen — nennt ſich doch einer der Dichter geradezu monachus — und Profanen, von Geſchichte und Politik; das deutſch-nationale Gefühl im Gegenſatz zur Ausländerei wird hervorgehoben, Gelegenheitsgedichte mannigfacher Art, „allerlei Glückwünſchungen“ wie ein Poet des 17. Jahrhunderts ſich ausdrückte, und Leichenkarmina kommen vor; unpoetiſche Gegenſtände, wie das jahrelange Faſten (qui aliquot annos sine corporali victu vixit) des Schweizers Clauſius werden beſungen. Rieſen und Tiere, ſeltſame Zeichen, kleinliche Vorgänge bilden nicht ſelten den Gegenſtand der Dichtung. Manch einer bittet recht profaiſch um Geld (z. B. ad Maximilianum de pecunia impetranda), oder um ein warmes Kleid da der Winter naht (de adventu hiemis pro impetranda veste), einer auch um den Dichterlorbeer, aber er müſſte ihn umſonſt haben; Andere rühmen ſich der Gaben, die ſie vom Kaiſer empfangen. In den Lobſprüchen auf den Kaiſer — oder beſſer die Kaiſer, denn Maximilian und Friedrich III. werden geprieſen — wetteifern Italiener und Deutſche, ja man könnte die erſteren noch als die enthuſiaſtiſcheren bezeichnen. Und überhaupt: der Gegenſatz zwiſchen deutſcher und italieniſcher Bildung kommt nicht zum Ausdruck, die Italiener überheben ſich nicht und die Deutſchen wehren nicht den Vorwurf der Barbarei ab. Vielmehr bittet ein Deutſcher, freilich iſt es jener Engelhard, der wahrſcheinlich in Rom lebte, die auſoniſchen Jünglinge um mildes Urteil für ſeine Gedichte und Anerkennung ſeiner deutſchen Einfachheit; ja er ſelbſt bezeichnet die deutſche Muſe als eine barbariſche:

Teutonica est nescitque loqui nisi Teutona verba
Et stupet Ausonios barbara Musa viros.

2. Der weſtphäliſche Humaniſt Murmellius hat neuerdings in Reichling einen Biographen gefunden (vergl. unten). Der Biographie hat der Verf. eine Auswahl der Gedichte ſeines Helden folgen laſſen.[1]) Er braucht in derſelben ſtolze Worte und charakteriſirt die von ihm mitgeteilten 35 Gedichte, nach ſeiner Angabe etwa den 6. Teil der poetiſchen Erzeugniſſe des Murmellius, in folgender Weiſe: „Unter der großen Menge neulateiniſcher Poeten aus der Zeit des deutſchen Humanismus möchte ſich kaum der eine oder andere ſeines Gleichen finden und vielleicht keiner, der ihn an dichteriſcher Begabung übertrifft. Korrektheit und Eleganz in Kompoſition, Sprache und Versbau, urſprüngliche Friſche, Einfachheit, Anſchaulichkeit und eine wahre und warme Empfindung, die ſich nicht ſelten bis zur Begeiſterung ſteigert, zeichnen die Mehrzahl der ſtets ſittenſtrengen und meiſt von einem tiefreligiöſen Hauche durchwehten Dichtungen des Murmellius vor zahlloſen poetiſchen Erzeugniſſen jener Zeit vorteilhaft aus.“

1) Ausgewählte Gedichte von Johannes Murmellius. Herausgegeben von D. Reichling. Freiburg i.Br. Herderſche Verlagsbuchhandlung VIII und 87 S.

Digitized by Google

Nach einer Lektüre der von Reichling ausgewählten Gedichte kann ich ſeiner Beurteilung durchaus nicht beiſtimmen. Formgewandtheit und redliche Geſinnung ſei dem Dichter nicht abgeſprochen; wirklich dichteriſches Vermögen indeſſen kann ich ihm nicht zuerkennen. Die abgedruckten Gedichte — und ſie ſind doch zweifelsohne die beſten — enthalten entweder hergebrachte moraliſche Auseinanderſetzungen über Beſcheidenheit, Tugend, Anmut, Würde des Menſchen (worin u. A. folgende naturgeſchichtliche Auseinanderſetzung die der Herausgeber hoffentlich nicht für Poeſie hält: Garrit avis, latrantque canes, hinnitque caballus | Bos mugit grunnit sucula, balat ovis | Frendet aper, gannit vulpecula, rudit asellus | Ast hominem solum pulchra loquela juvat) oder Lobhudeleien von Menſchen und Dingen oder Verherrlichung der Freundſchaft, des Dichterruhms und der Gelehrſamkeit. Will der Dichter humoriſtiſch ſein, ſo wird er platt wie z. B. in dem Dankgedicht an Rudolf von Langen für ein Beſteck: nun könne er ſich doch ſeinen Speck ſchneiden. Selbſt in religiöſe Gedichte, in denen man doch am erſten außer wahrem Gefühl auch echte dichteriſche Kraft ſpüren ſollte, drängt ſich die gelehrte Sucht ſtörend ein. Statt einfach wie der Pſalmiſt zu ſagen: „Wie der Hirſch nach friſchem Waſſer ſchreit, ſo ſchreit meine Seele, Herr, nach Dir“ ſingt M.: Non adeo cupido Cretaea corvus ab Ida | Dictam num, telo saucius, ore petit | Nec tam mustelae saevum serpentis ad ictum | Optatam rutae praemeditantur opem | Quam studiosa sacro perfusam sanguine stirpem | Corda Dei contra daemonis arma colunt. Man bemerke auch den abergläubiſchen Schluß, der ſich mit wirklicher Frömmigkeit nicht verträgt. Ähnlich wie in der ebenerwähnten Stelle, die ſich in einem Gedicht: „Über das Kreuz Chriſti“ findet, heißt eine andere in Verſen auf die Jungfrau Maria: Majestate tua tremunt et horrent | Sublimem volucres viam secantes | Errantesque jugis ferae sub altis | Vastum per mare belluae natantes | Serpentesque solo putri latentes. Das ſind naturwiſſenſchaftliche Exkurſe, die in Lehrgedichten für die Jugend ganz wohl angebracht ſein mögen; aber Poeſie iſt das nicht.

Die Überſetzung der Gedichte rührt nicht von dem Herausgeber, ſondern von dem Münſterer Gelehrten Chriſt. Schlüter her. Sie lieſt ſich im Ganzen gut. Nur iſt ſie zu wörtlich, läßt gar zu ſehr die Überſetzung erkennen z. B. in der Wiedergabe von Indica bellua (Elephant) mit „indiſches Thier“, des Satzes: Es nisi dat pretium, verbera dura subit mit: „Und beut nicht ſie den Preis, ſchreckliche Schläge ihr drohn“. Nicht ſelten iſt ſie falſch. Cujus felices colligit urna dies heißt (es iſt von einem untergegangenen Volke die Rede): „Deren glückliche Tage die Urne umſchließt“ aber nicht: „Deren Urne die Zahl glücklicher Tage umſchließt“; despicimusque solum heißt nicht „ſchätzen die Erde wir gering“, ſondern da es im Gegenſatz zu suspicimus coelos und unmittelbar nach der Erwähnung des aufrechten Ganges des Menſchen ſteht: „wir ſehen auf die Erde herab“. Manche Verſe ſind recht ſchlecht z. B. „Reicher, die eine doch als zahlloſe Verſe erſchien“, oder „Ob jener fruchtbar, dennoch bleibeſt du ſtets unentweiht“, wobei übrigens zu bemerken, daß der Gegenſatz des lateiniſchen Verſes feta und inviolata in der Überſetzung nicht recht zum Ausdruck kommt.

3. Unter den Dichtern der Humaniſtenzeit nennt Reichling einen nicht, den er am eheſten hätte nennen ſollen, um an ihm die charakteriſtiſche Be-

Digitized by Google

deutung des Murmellius zu meſſen: nämlich Conrad Celtes. Celtes hat noch keinen würdigen Biographen gefunden, d. h. keinen, der es verſtanden hätte, ſeine dichteriſche Individualität klar zu legen, ſeine Beeinfluſſung durch die Zeit, ſeinen Einfluß auf die Zeit darzuthun. Nur die ausgezeichneten Studien F. v. Bezolds ſind wenigſtens hier anzudeuten, ihre genauere Beſprechung muß in anderm Zuſammenhange erfolgen. Aſchbachs mannigfaltige Arbeiten über Celtes ſind mehr äußerlich biographiſch, gehören übrigens einer frühern Epoche als der hier beſprochenen an; das Letztere gilt auch von Joh. Huemers Artikel (Allg. d. Biogr. IV, 82–88), der die Forſchung nicht fördert. Hier iſt von der Edition eines Celtesſchen Werkchens zu ſprechen.

Es iſt die erſte Veröffentlichung der Epigramme des Celtes[1]. Die erſte, denn die Ausgabe, welche am Anfange dieſes Jahrhunderts Klüpfel ſeiner vita Celtis folgen laſſen wollte, iſt nicht erſchienen, und auch die Fortſetzer jenes biographiſchen Werks, Rueff und Zell, haben ihres Vorgängers Abſicht nicht ausgeführt. Die jetzt vorliegende erſte Ausgabe iſt mit Zugrundelegung einer Klüpfelſchen Abſchrift erfolgt, mit der freilich die in Nürnberg befindliche, von Celtes ſelbſt korrigirte Originalhandſchrift collationirt worden iſt. Das umgekehrte Verfahren wäre freilich ratſamer und kritiſcher geweſen; nun hat die Rückſichtnahme auf Klüpfel den Herausgeber verleitet, manche Epigramme in die Sammlung aufzunehmen, welche von Celtes nicht für dieſelbe beſtimmt, ſondern von Jenem als für die Sammlung tauglich erklärt worden waren.

Der Herausgeber hat auf eine Charakteriſtik der von ihm edirten Gedichte verzichtet; er begnügt ſich ſtatt derſelben mit Wiedergabe einer flauen Bemerkung Klüpfels, es ſei in den Epigrammen Gutes, Schlechtes und viel Mittelmäßiges enthalten. Ich habe auch die Epigramme meiner Charakteriſtik der Dichtweiſe des Celtes (Ren. und Hum. S. 456–462) zu Grunde gelegt und begnüge mich an dieſer Stelle mit wenigen Bemerkungen. Celtes ſpricht gern vom Altertum, er preiſt den Horaz und Vergil, ſeine Vorgänger; er berührt gelegentlich das Mittelalter, er lobt z. B. die Dichterin Roswitha, aber hauptſächlich ſpricht er doch von ſeiner Zeit. Auf politiſche Zuſtände geht er ſeltener ein als man erwarten ſollte, gelegentlich tadelt er Friedrich III., daß er für das Erblühen des poetiſchen Lorbeers nichts thue, obwol er eifrig genug den Kranz verteile. Auch über die Fürſten und ihre Titelſucht macht er ſich luſtig. Er zieht gegen das eitle Selbſtlob der Italiener los, er warnt die Deutſchen vor Italien; von einer geiſtigen Superiorität Italiens will er nichts wiſſen. Daher rühmt er deutſche Dichter und Gelehrte, preiſt die litterariſchen Sodalitäten, aber eifert auch gegen die, welche den Ruhm der Tüchtigen und nicht zum Mindeſten den des Dichters ſelbſt antaſten. Denn eben von ſich ſpricht er doch mit Vorliebe, er berichtet von ſeinen Reiſen und ſeinen Plänen, er verherrlicht und ſchmäht ſeine Geliebte, er gibt ſeinem Diener poetiſche Vorſchriften. Er legt Zeugnis von ſeinen philoſophiſchen und religiöſen Geſinnungen ab: er ſpottet über den Stolz und die Lügen der Aſtrologen, er eifert gegen die Huſſiten, er bekämpft die trunkenen und unwiſſenden Prieſter, er bekundet ſeine fromme Geſinnung durch Gebete, die er an die heilige Katharina und Anna, an die Jungfrau Maria, an den Jupiter optimus maximus richtet.

1) Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtes. Herausgegeben von Dr. Karl Hartfelder. Berlin S. Calvary und Comp. 1881. VIII, von 125 SS.

Digitized by Google

Die Sprache der Epigramme iſt fern von klaſſiſcher Vollendung, ſie iſt auch entfernt von der Eleganz, die Celtes in anderen poetiſchen Werken zu erreichen wußte. Das ganze Werk nach Form und Inhalt macht doch den Eindruck, als entbehrte es noch durchaus der letzten Feile; es wäre auch ſonſt durchaus kein Grund einzuſehen, warum der Dichter, der mit ſeinen Produkten durchaus nicht zurückhaltend war, es nicht in die Öffentlichkeit geſandt hätte.

Für die Erklärung der von ihm mitgeteilten Epigramme hat Hartfelder nicht genug gethan. Wenn z. B. 3 Epigramme (II, 76, 78, 80) an Kolborus gerichtet ſind, ſo war mit einem Worte zu ſagen, wer K. iſt, nicht aber bei dem erſten Epigramm in einer Anmerkung auf das zweite und dritte, bei dem zweiten auf das erſte und dritte und bei dem dritten auf das erſte und zweite zu verweiſen, Verweiſungen, welche nichts erklären und dem Leſer höchſtens Erwartungen erregen, die unerfüllt bleiben. Noch ſchlimmer iſt es, wenn bei einem Gedicht ad Zoilum I, 42 auf ein anderes ebenſo überſchriebenes II, 13 hingewieſen wird und umgekehrt; was ſoll damit erklärt ſein?

Manche ſolcher Verweiſungen hätten übrigens den Herausgeber ermahnen können, ein oder das andere Epigramm auszumerzen. I, 87 und II, 23 behandeln, obwol ſie nicht ganz gleiche Überſchriften haben, (das eine iſt de Germanis Italiam petentibus, das andere ad Germanos bezeichnet), genau denſelben Stoff: es iſt eine Warnung an die deutſchen Juriſten, Italien zu beſuchen; die Italiener ſollten vielmehr nach Deutſchland kommen, denn der Kaiſer ſei ja doch der Inbegriff des Rechts. Man ſieht, es ſind zwei Faſſungen eines Gedankens, zum Teil mit denſelben Worten; die Mitteilung einer derſelben hätte genügt.

Ich will nur ein paar Einzelheiten erwähnen. Zu III, 40 hätte angemerkt werden müſſen, daß dies die ſ. g. „römiſche Leiche" iſt, vgl. Burckhardt, Kultur der Ren. I, 230. V, 1 durfte Joh. Fusemannus deutſch nicht als Fuſemann, ſondern muß als Fuchsmagen bezeichnet werden. Sehr viele der in den Epigrammen Angeredeten und Gefeierten werden auch in den 4 Büchern der Oden beſungen; manchmal wird darauf verwieſen aber durchaus ohne Regelmäßigkeit. Ein derartiger Hinweis indeſſen wäre von Wichtigkeit geweſen, weil durch einen ſolchen Vergleich ſich für die Arbeit und Dichtweiſe des Celtes merkwürdige Schlüſſe ergeben.

4. Von Celtes zu Werner von Themar[1]) iſt ein weiter Schritt. Denn der Letztgenannte iſt ein ganz kleiner Dichterling und hat nichts von der bedeutenden Technik, der dichteriſchen Empfindung und dem weiten Blicke ſeines Zeitgenoſſen. Werner, ſeit 1484 Lehrer zu Neuſtadt, ſeit 1488 Erzieher der Söhne des Pfalzgrafen Philipp zu Heidelberg, war auch als Humaniſt und ſpäter als Rechtslehrer an der dortigen Univerſität thätig, wurde 1519 Aſſeſſor am Hofgericht zu Worms und ſtarb 1539 in Heidelberg. Seine litterariſche Thätigkeit iſt nicht eben groß: er hat ein paar Überſetzungen geſchrieben, eine mathematiſche Schrift, außerdem

1) Werner von Themar, ein Heidelberger Humaniſt. Von Dr. Karl Hartfelder. (Separatabdruck aus der Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins XXXIII. Bde. 1. H.) Karlsruhe, Druck und Verlag der A. Braun'ſchen Hofbuchhandlung 1880. 101 SS. 8°. Ich beſpreche dieſe Schrift an dieſer Stelle und nicht unten bei den biographiſchen Schriften, weil der bei weitem größte Teil unſerer Veröffentlichung (etwa $^3/_4$) wirklich ungedrucktes Material, nicht Darſtellung iſt.

Digitized by Google

lateiniſche Briefe und Gedichte. Die beiden letzteren hat Hartfelder aus einer Karlsruher Handſchrift ſorgſam herausgegeben, er lobt ſie im Gegenſatze zu dem Dichter ſelbſt, der ſich wegen ſeiner rohen nachläßigen, ungefeilten Poeſien anklagt. Aber wir werden hier dem Dichter gegen ſeinen Herausgeber Recht geben müſſen. Adam Werner hat in inniger Freundſchaft mit einzelnen tüchtigen Vertretern des Humanismus gelebt z. B. Dietrich Greſemundt, er erfreute ſich der Intimität mancher Hochbedeutenden, Jak. Wimpfeling, Ulrich Zaſius, Joh. Tritheim; mit letzterm brachte ihn der leidige Streit um die unbefleckte Empfängnis Maria's auseinander. Seinen Freunden, den Humaniſten, widmete er manche Gedichte, ſowohl den Lebenden, als den Geſtorbenen, — metriſche Epitaphien ſind ſeine Schwärmerei — er preiſt ſeine Genoſſen und ſeine Schüler; dem Humanismus ſelbſt gegenüber bleibt er kühl; nur gelegentlich ſpricht er von ſeiner Muſe und den Studien; man vermißt es ordentlich, daß er nicht einmal gegen einen Zoilus losfährt und die Berechtigung der Poeſie gegen die Theologie erweiſt. Aber in jenem Kampfe ſtand er ſelbſt zu ſehr auf ſeiten der Theologie; geiſtlichen Inhalts ſind viele ſeiner Gedichte: er verherrlicht den Jeſusnamen, lobt die Prieſter und mahnt ſie, ihre Gebete nicht zu vernachläſſigen, beſingt einzelne Heilige, Sebaſtian und Anna, und wird beſonders inbrünſtig, wenn er Marienlieder anſtimmt. Eins dieſer Lieder (Nro. 143) wird von Hartfelder, der (S. 14) denſelben eine zu panegyriſche aber anziehende Charakteriſtik widmet, ganz beſonders hervorgehoben, es iſt jedoch ſehr wenig geeignet, eine große Idee von Werners Dichterfähigkeit zu erwecken. Es wendet ſich an die Jungfrau Maria, daß ſie das ſtarre und undurchdringliche Herz des Sünders mit der Wunde des Mitleids durchbohre. Die Anrede mit summi genitrix tonantis mag hingehn, der beſtändige Refrain: vulnera posco wirkt unſchön; der ganze Gedanke aber, das Gewinſel um Wunden, das in den einfachen Tönen eines mittelalterlichen Myſtikers zu inniger Rührung hätte erregen können, wirkt in den künſtlich der Antike nachgebauten Strophen froſtig und widrig. Und nicht beſſer ſind Werners übrige Gedichte. Von irdiſcher Liebe ſprechen ſie nicht, höchſtens daß ſie Seitenblicke auf die Liebe Anderer werfen; und auch vom Patriotismus, dem Lieblingsthema anderer damaliger Humaniſten, machen ſie wenig Worte; ſehr zahm erinnert W. den Franzoſen Robert Gaguin daran, daß die Deutſchen die Buchdruckerkunſt erfunden hätten, und fleht den Apollo an, er möge Frankreich verlaſſen und zu den Deutſchen kommen. Welcher Gegenſatz zu Celtes, der — freilich war er ein Dichter — nicht für nötig erachtete, die Poeſie zu erflehen, ſondern ſtolz ſich und ſein Land als glückliche Beſitzer der holden Gottesgabe rühmte.

Auch die Briefe, die Werner an Greſemundt u. a. geſchrieben hat, ſind ohne ſonderliches Intereſſe.

Unter den neuerdings veröffentlichten Briefſammlungen iſt die des Mutian [1]) die bedeutendſte. Nicht bloß ihrem Umfange, ſondern auch ihrem Inhalte nach. Denn dieſe Sammlung lehrt uns den geſamten Erfurter Humaniſtenkreis kennen, der in Mutianus Rufus ſein geehrtes und geliebtes Oberhaupt erblickte, und giebt uns das vollſtändige Material zur Erkenntniß einer der wichtigſten Perioden der Geſchichte des deutſchen Humanismus. In dieſer ſeiner Bedeutung ſoll der Briefwechſel in einer eingehenden

1) Der Briefwechſel des Mutianus Rufus. Geſammelt und bearbeitet von Dr. Karl Krause, Profeſſor am Herzoglichen Franciscеum in Zerbſt. Kaſſel, im Kommiſſionsverlage von A. Freyſchmidt, Hofbuchhandlung 1885, LXVIII und 700 SS. 8°.

Digitized by Google

Studie im nächſten Hefte dieſer Zeitſchrift gewürdigt werden. Hier ſollen nur einige kurze Angaben und kritiſche Bemerkungen folgen.

Das Werk bringt nach einer großen Einleitung, welche Mutians Leben enthält, den Briefwechſel in 665 Nummern. Derſelbe iſt in drei ziemlich ungleiche Gruppen geteilt. Die erſte, bei weitem größte, 527 Nummern, druckt den Frankfurter Kodex ab; da ein ſehr bedeutender Teil dieſer Sammlung von Tentzel in ſeinem supplementum historiae Gothanae bereits abgedruckt war, ſo iſt die Bezeichnung „handſchriftlicher Briefwechſel“ irreführend. Dieſe Gruppe iſt ſtreng chronologiſch geordnet, in 8 Abteilungen zerlegt, deren Abgrenzung im einzelnen genauer hätte begründet werden müſſen. Sie beginnt mit dem J. 1505, alſo zu einer Zeit, da der 1471 geborene Mutian ſchon lange mit Freunden in brieflicher Verbindung war und ſchließt mit dem J. 1515[1]), alſo 11 Jahre vor ſeinem Tode; die Hauptmaſſe der Briefe — 365 von 527 — fällt in die 4 Jahre 1512—1515 incl. Manche Briefe der folgenden Jahre ſind abſichtlich zerſtört worden, namentlich die aus den Jahren der beginnenden Reformationsbewegung, viele ſind durch die Ungunſt der Zeiten verloren gegangen. Die zweite Gruppe, zerſtreute Briefe aus verſchiedenen Zeiten, enthält 28 Briefe aus den Jahren 1508—1521, alle bisher ungedruckt, aus den verſchiedenſten deutſchen und ſchweizeriſchen Bibliotheken entnommen. Die dritte Gruppe, 110 Nummern umfaſſend, aus den Jahren 1502—1525, auch ſie freilich zumeiſt jenen ereignisreichen Zeiten des Reuchlin'ſchen Streites angehörig, „der gedruckte Briefwechſel“ wird faſt nur in Regeſten mitgeteilt. So ſehr ich dieſe Art der Mitteilung billige — ich hätte ſie ſogar noch weiter ausgedehnt gewünſcht, auch auf gar manche Briefe der erſten Gruppe, in denen nur Tentzels falſche Lesarten verbeſſert und die ungedruckten Stellen der von letzterm abgedruckten Briefe aus dem Frankfurter Kodex hätten mitgeteilt zu werden brauchen — ſo wenig kann ich das Zerreißen der Briefe in drei Gruppen als berechtigt anerkennen. Vielmehr wäre auch hier, wie bei allen derartigen Briefwechſeln die ſtreng chronologiſche Anordnung die einzig richtige geweſen. Der Leſer, der es mit der Lektüre eines derartigen Briefwechſels ernſt nimmt, hat bei der von Krauſe beliebten Anordnung beſtändig die Regiſter zu konſultiren, aus den verſchiedenen Abteilungen ſich das Zuſammenhängende auch wirklich zuſammenzuſtellen, für ihn ein mühevolles Beginnen, das ihm der Herausgeber ohne ſonderliche Mühe hätte erſparen können.

Die Arbeit des Herausgebers war eine ſehr mühevolle und iſt als durchaus wohlgelungen zu bezeichnen. Zwar die Textconſtruktion war im weſentlichen ſehr leicht, denn die Hauptquelle, der Frankfurter Codex, bietet einen durchaus brauchbaren Text und es galt nur, die regelloſe und willkürliche Orthographie nach beſtimmten Prinzipien zu regeln. Schwierig dagegen war die Angabe der bibliſchen und klaſſiſchen Stellen, durch welche die citirſüchtigen Humaniſten ihren Herausgebern eine große Laſt bereitet haben; die Erklärung von Anſpielungen, die Beifügung litterarhiſtoriſcher und biographiſcher Bemerkungen oder Verweiſungen. In letzterer Beziehung hält der Herausgeber faſt ausnahmslos das richtige Maß, das bei derartigen Zuthaten nicht immer leicht zu finden iſt. Am ſchwierigſten aber war die chronologiſche Einreihung. Denn die Briefe des Frankfurter Codex ſind entweder völlig undatirt, oder nur halb datirt, d. h., ſie geben entweder

[1]) Ein am Ende etwas ungehörig angehängter Brief aus dem J. 1521 kann hier außer Betracht bleiben.

Digitized by Google

Tag und Monat, oder das Jahr an; wenige ſind vollſtändig datirt; aber auch dieſe Angaben ſind, da wir es mit einer Abſchrift, nicht mit dem Autograph zu thun haben, manchmal irreführend. Selbſtverſtändlich iſt es dem Herausgeber faſt niemals gelungen, den Tag der Abſendung eines Briefes zu beſtimmen, meiſt muß er ſich mit der Nennung des Jahres begnügen und kann höchſtens die ungefähre Angabe der Jahreszeit oder des Monats hinzufügen. Leider fehlt aber zumeiſt die Angabe von Gründen, die den Herausgeber zu ſeinen chronologiſchen Annahmen geführt. So gerne man nun auch billigen wird, daß der Herausgeber ſeine Anmerkungen auf das knappſte Maß beſchränkte, ſo hätte man doch hier mehr Fingerzeige gewünſcht, als geboten werden; der Mangel an ſolchen zwingt den Leſern eine Arbeit auf, der die wenigſten gewachſen ſein dürften.

Der Herausgeber hat ferner jedem Briefe eine kurze Inhaltsangabe vorangeſtellt. Er hat ſodann ein dreifaches Regiſter gegeben, 1. die Nummern des Frankfurter Codex nach den Nummern unſerer Sammlung, 2. zwei Verzeichniſſe der Briefe, das eine alphabetiſch nach den Namen der Schreiber und Empfänger, das andere nach den Daten der Briefe geordnet, 3. ein Namenregiſter. Alles in Allem; der Herausgeber hat ſich durch ſeine ſehr ſorgfältige, von angeſtrengtem Fleiß und eindringender Kenntniß Zeugnis ablegende Publikation den Dank aller Freunde humaniſtiſcher Studien erworben. Es wäre zu bedauern, wenn dieſer Dank von gewiſſer Seite durch Veröffentlichung einer Concurrenzausgabe getrübt würde. Eine ſolche Ausgabe wird, nach einer Bemerkung der Vorrede, von Herrn Dr. Gillert im Auftrage der hiſtoriſchen Kommiſſion der Provinz Sachſen vorbereitet; Verhandlungen, die zu einer Combination beider Ausgaben führen ſollten, ſind geſcheitert. Wem aber würde eine ſolche zweite Ausgabe etwas nützen? Sie wäre nur ein neues Zeichen des nimmer aufhörenden deutſchen Partikularismus.

Mutian wird gern in Verbindung mit Reuchlin und Erasmus als Mitglied eines Humaniſten-Triumvirats genannt. Reuchlins Briefe liegen geſammelt vor — einen Nachtrag brachte dieſe Zeitſchrift oben S. 116 ff. Von den Verſuchen, die Correſpondenz des Erasmus zu bereichern, war gleichfalls ſchon die Rede[1]). Solcher Vorſuche hat uns A. Horawitz, der ſich mit Fleiß und Geſchick den Erasmus-Studien ergibt, zwei neue geſchenkt. Der eine[2]) iſt ein Bericht über handſchriftliches Material, nicht Mitteilung des Materials ſelbſt. Horawitz hat in einem codex Rhedigeranus der Breslauer Stadtbibliothek eine große Anzahl Briefe an Erasmus gefunden. Da der Herausgeber dieſe Briefe ihrem Wortlaute nach zu veröffentlichen beabſichtigt, ſo hätte dieſe vorläufige Mitteilung viel kürzer ſein und doch ihrem Zwecke wohl entſprechen können. Es hätte genügt, die Namen der Correſpondenten zu nennen, ihre Beziehungen zu Erasmus kurz darzulegen, in Regeſtenart das Wichtige des Inhalts hervorzuheben und etwa einzelne beſonders prägnante Stellen wörtlich zu geben. Statt deſſen gibt H. ausführliche Inhaltsangaben, erſpart uns nicht die endloſen Komplimente, mit denen die Humaniſten einander verfolgten; man weiß nicht recht, was in der Edition der Briefe Neues kommen ſoll. Zudem iſt der Inhalt der Briefe

1) Vgl. oben S. 141—143. Dieſe Recenſion ſollte eigentlich mit unter dieſer Überſchrift ſtehen, zu der ſie inhaltlich gehört; ſie iſt dort nur ein Lückenbüſer zur Füllung des 9. Bogens.

2) Erasmiana III. Aus der Rhedigerana zu Breslau 1519—1530 von Dr. Adalbert Horawitz, corr. Mitgl. der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften. Wien 1883, in Kommiſſion bei Carl Gerolds Sohn. 46 S. Lex.-8°.

Digitized by Google

nicht ſonderlich intereſſant, es ſind oft winzige Beiträge zur Gelehrtengeſchichte; unter den Correſpondenten, die in aller Herren Länder wohnen, ſind wenige bedeutende Männer, z. B. Peutinger, Chriſtoph von Utenheim. Recht intereſſant iſt, wenn einer der Correſpondenten — Stephan Gardiner — daran erinnert, er ſei in ſeiner Jugend der Koch des Erasmus geweſen. Die Bemerkungen des Herausgebers ſind ſorgſam und lehrreich; dem deutſchen Heinrich Caduceator (S. 36) hätte ſein deutſcher Name beigegeben werden ſollen; iſt Petrus Curtius Brugensis (S. 25) nicht etwa der oben S. 13 A. 1 erwähnte Caecus?

Als einen weitern Beitrag zu den Erasmus-Studien hat Horawitz vor dieſem 3. Heft der Erasmiana eine andere Schrift [1]) veröffentlicht. Sie entſpricht ihrem Titel nicht ganz, denn ſie ſpricht keineswegs nur von den Beziehungen des Erasmus zu Martin Lipſius, ſie enthält vielmehr die von Horawitz in einer bisher unbenutzten Handſchrift aufgefundene Correſpondenz des genannten belgiſchen Gelehrten mit einer kurzen Einleitung und vielen Anmerkungen des Herausgebers. Martinus Lipſius, den berühmten Trägern dieſes Namens nicht völlig ebenbürtig, Großonkel des Juſtus Lipſius, über den in einem der nächſten Hefte ausführlicher zu handeln iſt (1492—1555), war Mönch, ſpäter Prior im Kloſter des heil. Martin in Löwen. Er war ein tüchtiger Humaniſt, wandte ſein Intereſſe beſonders den Kirchenvätern zu, und gab auch einzelne Schriften heraus. Er hatte wegen ſeiner gelehrten Thätigkeit mancherlei zu leiden: ſeine Briefe wurden manchmal erbrochen, die Erlaubnis zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe wurde ihm verſagt. Beſonders charakteriſtiſch für ſeine Stellung und Stimmung iſt eine Stelle (1525, S. 106): „Scribe si quae fama vulgante nosti Germanica nova; ad nos nihil perfertur ob magistros nostros.“ Erasmus' Verhältnis zu Lipſius iſt das des hochſtehenden ſelbſtbewußten Meiſters zum demütigen und lerneifrigen Schüler; nicht ſelten nimmt er den Ton des polternden Schullehrers an. Aber die Antworten des einen, die Fragen des andern bieten intereſſantes Material zur Gelehrtengeſchichte jener Zeit. Hätte ſich H. mit der Herausgabe dieſer Briefe begnügt und den Inhalt der übrigen kurz regiſtrirt, ſo müßte man ihm ſehr dankbar ſein. Statt deſſen gibt er in extenso noch etwa 50 Briefe von und an Lipſius wieder, die recht wohl ungedruckt hätten bleiben können: Adreſſanten und Adreſſaten der Briefe ſind unbedeutend und auch die Dinge, um die es ſich handelt, ſind äußerſt nichtig. Auch mit der Art der Herausgabe kann ich mich nicht einverſtanden erklären. Zwar ſind die Zuthaten des Herausgebers lobenswert: ſeine Sacherklärungen ſind durchaus genügend, die biographiſchen Angaben über die erwähnten Perſönlichkeiten reichen vollkommen aus, die kurzen Bemerkungen, durch welche er ſeine Datirung der undatirten Briefe rechtfertigt, ſind meiſt zutreffend. Aber verfehlt iſt, daß der Herausgeber die Briefe nach der Ordnung abdruckt, wie ſie zufällig in der Handſchrift ſtehen; dieſe durfte aber darin durchaus keine Autorität beſitzen. Daher kommt es, daß S. 42 ein Brief aus dem Jahre 1523 ſteht, dann viele undatirte folgen, S. 56 f. ſolche aus dem Jahre 1518, 1519 abgedruckt ſind, daß S. 94 ein Brief ſteht, in welchem vom Tode des Martin Dorpius die Rede iſt, S. 97 ein Brief eben dieſes Dorpius mitgeteilt wird. Ging es nicht an, die Briefe chronologiſch zu ordnen, ſo hätten ſie alphabetiſch nach den Correſpondenten, nach irgend einem beſtimmten Grundſatz,

1) Erasmus von Rotterdam und Martinus Lipſius. Ein Beitrag zur Gelehrtengeſchichte Belgiens von Adalbert Horawitz. Wien 1882. In Kommiſſion bei Carl Gerolds Sohn, 137 S. Lex.-8°.

Digitized by Google

nicht aber nach der Willkür eines beliebigen Schreibers zuſammengeſtellt werden müſſen. Dann hätte man auch einen Brief finden können, was jetzt bei dem Fehlen jeden Regiſters unmöglich, oder mindeſtens ſehr zeitraubend iſt; dann hätte es auch dem Herausgeber nicht paſſiren können, daß er ohne jede erklärende und entſchuldigende Bemerkung denſelben Brief wörtlich gleichlautend zweimal (S. 44 und 97) abdrucken ließ!

Handelten die bisher beſprochenen Briefpublikationen ausſchließlich von Humaniſten, ſo ſind nun zwei zu erwähnen, welche nur gelegentlich von Humaniſten ſprechen. Beide gehören der eigentlichen Reformationslitteratur an, ſind aber, obwohl eine Recapitulation dieſer weitſchichtigen Litteratur hier nicht verfucht werden darf, doch zu nennen, weil ſie Notizen enthalten, die dem, der ſich für Geſchichte des Humanismus intereſſirt, leicht entgehen könnten. Die eine [1]) iſt eine Sammlung von Briefen und Aktenſtücken aus dem vatikaniſchen Archive, ſie enthält zumeiſt die Inſtruktionen, welche Hieronymus Aleander während ſeiner Geſandtſchaft in Deutſchland erhalten und die Berichte, welche er aus Deutſchland nach Rom geſendet hat. Aleander iſt Humaniſt und es iſt charakteriſtiſch, wie bei ihm der Humaniſt mit dem Theologen kämpft: er möchte einen Brief mit dem ovidiſchen: Dicite io pean beginnen, erinnert ſich aber, daß er eine theologiſche Angelegenheit zu berichten hat und fängt fromm an: Benedicta sit sancta trinitas (p. 248). Er berichtet von Reuchlin (p. 101), von Erasmus (daſ., ferner p. 55, 79, 227), ſehr merkwürdig über Hutten p. 150 fg. 252, das Breve Hadrians VI. gegen Hutten iſt p. 297 fg. abgedruckt; die bekannte Geſchichte mit Pirkheimer und Spengler, die von Eck in die Verdammungsbulle gegen Luther aufgenommen waren, wird p. 274 fg. berührt. Die Biographen Capitos finden p. 105, 125, 151, 168, 203 merkwürdiges Material. Höchſt intereſſant iſt auch der erſte Hinweis auf Luther p. 156, die vielfachen Erwähnungen des bekannten Jak. Spiegel, der eine ganz eigenthümliche Rolle zu ſpielen ſcheint, und die Notiz, daß die Rede Constanti Eubuli Moguntini von Paul Phrygio, einem Mitgliede des Schlettſtädter Gelehrtenkreiſes iſt (p. 49. Die Notiz tritt ſo poſitiv auf, daß an ihrer Authenticität nicht zu zweifeln iſt. Vgl. Miszellen, unten im 3. Heft).

Die zweite mehr dem Reformationszeitalter angehörige Sammlung iſt der Briefwechiel des Juſtus Jonas herausgegeben von Kawerau [2]). Juſtus Jonas, geb. 1493, geſt. 1555, iſt als eifriger Genoſſe Luthers am Reformationswerk, Prediger in Wittenberg, Halle, Coburg, Eisfeld, bekannt, intereſſirt uns aber an dieſer Stelle nur als Zögling und Lehrer der Univerſität Erfurt, der er mit kurzen Unterbrechungen von 1506—1521 angehört hat (immatriculirt als Jodocus Jonas de Northusen, Weißenborn II, S. 244.) Der Briefwechſel, von welchem bisher nur die erſte Hälfte veröffentlicht iſt, mußte aus vielen gedruckten, aus mehr handſchriftlichen Quellen entnommen werden. Dieſes

1) Monumenta reformationis Lutheranae ex tabulariis S. Sedis secretis 1521—1525. Collegit ordinavit illustravit Petrus Balan, praelatus domesticus suae sanctitatis et eques torquatus ordinis Francisci Josephi 1883, Ratisbonae. Fr. Pustet. Fasciculus primus, 320 p. Ein zweites Heft, dem eine Einleitung beigegeben werden ſoll, iſt meines Wiſſens noch nicht erſchienen. Durch das Fehlen der Einleitung des Regiſters iſt die Benutzung des wichtigen Werkes außerordentlich erſchwert.

2) Der Briefwechſel des Juſtus Jonas. Geſammelt und bearbeitet von Dr. Guſt. Kawerau, Profeſſor und geiſtl. Inſpector am Kloſter U. l. Fr. zu Magdeburg. Herausgegeben von der hiſtoriſchen Kommiſſion der Provinz Sachſen. (Geſchichtsquellen der Provinz Sachſen und angrenzender Gebiete, Band XVII) Halle. Erſte Hälfte. Druck und Verlag von Otto Hendel. 1884. XVI und 447 S.

Digitized by Google

handſchriftliche Material iſt beſonders reich für Jonas' Briefwechſel aus der Reformationszeit; die humaniſtiſche Correſpondenz 1509—1521, 50 Nummern, war zum guten Teil ſchon früher, freilich an ſehr verſchiedenen Orten, gedruckt; einige Briefe finden ſich jetzt auch in Krauſe's Sammlung der Mutianbriefe. Die Art der Edition iſt vortrefflich; die lateiniſchen Texte werden der uns geläufigen Schreibweiſe angepaßt: Umſetzung des u in v, Auflöſung des geſchwänzten e in ae u. ſ. w. Den Briefen wird ein kurzes Inhaltsverzeichnis vorangeſtellt; am Schluß wird Fund- oder Druckort angegeben. Die zahlreichen, möglichſt kurz gefaßten Anmerkungen geben litterariſche Verweiſungen, ſuchen chronologiſche Schwierigkeiten zu löſen, enthalten biographiſche Notizen und ſachliche Erklärungen. — Auf die humaniſtiſche Periode in Jonas' Leben gedenke ich ſpäter in dem Aufſatze über Mutian zurückzukommen. Hier ſei nur kurz bemerkt, daß unter den Correſpondenten ſich bedeutende Humaniſten: Hutten, Erasmus, Mutian, Eoban Heſſe finden. Reuchlin wird ſehr ſelten erwähnt, auch ſeines Todes wird nicht gedacht, charakteriſtiſch iſt eine Stelle des Eoban (S. 12), der einen Brief Reuchlins zurückverlangt mit den Worten: eam in animo erat circumferre mecum et omnino gloriari apud gentiles et conterraneos meos. — Wichtig iſt die Mitteilung über Miſotheus S. 2 Anm. — Daß Petrejus Aperbach wirklich Auguſt 1515 in Rom geweſen, wie aus dem Briefe Reuchlins, Briefwechſel S. 246, hervorgeht, iſt außer allem Zweifel; November 1515 war er wieder in Erfurt. Iſt alſo der divi Rufi natalis (Kawerau S. 7, vgl. S. 434) wirklich der 27. Aug. und nicht der 18. Dez., ſo liegt hier ein Widerſpruch vor, deſſen Löſung ſchwer gelingen wird.

Von Erasmus, dem einige der kurz vorher beſprochenen Briefveröffentlichungen galten, iſt eine Schrift, „das Lob der Thorheit", neuerdings zweimal in deutſcher Überſetzung[1]) veröffentlicht worden. Die Herſch'ſche Überſetzung macht, trotz ihrer zahlreichen Anmerkungen durchaus keine wiſſenſchaftlichen Anſprüche, ſie lieſt ſich leicht und gibt, ſoweit ich habe vergleichen können, das Original verſtändlich und gut wieder. Da es ſehr erwünſcht iſt, daß das größere Publikum, das begierig nach Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen greift, auch Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, insbeſondere ſolcher Werke, die doch mehr oder weniger der deutſchen Litteratur angehören, leſe, ſo kann man dieſe Überſetzung durchaus willkommen heißen. Einen ganz andern Charakter trägt die erſte Ausgabe. Sie iſt eine tüchtige wiſſenſchaftliche Arbeit des verdienten E. Götzinger. Sie reproducirt die Seb. Frank'ſche Überſetzung von 1554, die erſte deutſche, die überhaupt von dem berühmten Büchlein des Erasmus erſchienen iſt, mit leichten Aenderungen des Originals, die zur Herſtellung eines verſtändlichen Textes nöthig waren. Sie vergleicht (in den Anmerkungen) die Überſetzung mit dem erasmiſchen Original und gibt gediegene Erklärungen der ſprachlichen Eigentümlichkeiten mit hübſchen Vermutungen bei verderbten Stellen, ſie ſtellt im Wort- und Namenregiſter kurze ſprachliche Bemerkungen zuſammen, ſie handelt (in der Einleitung) über Entſtehung und Charakter der Moria, wo namentlich der Abſchnitt über das Verhältnis dieſes Büchleins zu Brants Narrenſchiff ſehr anſprechend

1) Das Lob der Thorheit (Encomion Moriae) aus dem Lateiniſchen des Erasmus von Rotterdam, verdeutſcht von Sebaſtian Frank. Bevorwortet und mit Anmerkungen verſehen von Ernſt Götzinger. Leipzig 1884. Woldemar Urban. XXIV und 163 S.

Das Lob der Thorheit (Encomium moriae). Aus dem Lateiniſchen des Erasmus von Rotterdam ins Deutſche übertragen von Heinrich Herſch. Leipzig, Verlag von Phil. Reclam jun. 154 S. (Reclamſche Univerſalbibliothek. 1907. Bändchen.) 1884.

Digitized by Google

iſt und gibt eine genaue ins Einzelne gehende Dispoſition, die dann auch dem Abdrucke der Überſetzung zu Grunde gelegt worden iſt. Auf dem Titelblatt iſt ein Holzſchnitt von Urs Graf nachgebildet, welcher der zu Baſel 1515 erſchienen Ausgabe der Moria beigegeben war.

Unter den Werken des Erasmus eines der merkwürdigſten und einflußreichſten, iſt die große Sprüchwörterſammlung, von der in dieſer Zeitſchrift ſchon gelegentlich die Rede war (vgl. oben S. 43). Erasmus ſchöpfte zumeiſt aus den lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern. Dem Volksleben, vorab dem deutſchen, ſtand er zu fern, um die Weisheit desſelben zu erkennen und zu ſammeln; häufig genug ſind aus ſeinen Sammlungen die Sprüchwörter in den Mund des Volkes übergegangen. Unter den deutſch-humaniſtiſchen Sprüchwörterſammlern iſt Heinrich Bebel einer der erſten. Seine Sammlung der Proverbia germanica, zuerſt erſchienen 1508, war bisher niemals gewürdigt worden; W. H. D. Suringar, der durch eine große Arbeit über Erasmus' Sammlung und andere Arbeiten ſich als Meiſter in dieſem Fache erwieſen, hat nun dieſe Würdigung vorgenommen [1]). Die Einleitung zählt die Ausgaben der Schrift auf, enthält eine Würdigung der Sammlung, gibt Aufſchluß über die Methode der Bearbeitung und ſtellt am Schluſſe ein Verzeichnis der Quellen zuſammen. Der Text wird nicht nach der Ausgabe von 1508, ſondern nach der von 1514 hergeſtellt und zwar, weil die erſte Ausgabe und die ihr unmittelbar folgende von Druckfehlern entſtellt iſt, die Edition von 1514 aber mit Recht den Zuſatz führt: Haec omnia per autorem correcta, cum quibusdam additionibus (während dann die folgenden Ausgaben wieder die alten Verderbtheiten aufweiſen).

Ein bloßer Abdruck der Bebelſchen Sammlung, etwa mit kurzem Commentar, war aber nicht am Platze. Denn die Sammlung iſt nicht, wie man aus dem Titel Proverbia germanica collecta atque in latinum traducta vermuten ſollte, eine Aneinanderreihung von Sprüchwörtern in deutſcher Sprache mit gegenübergeſtelltem lateiniſchen Text, ſondern ſie enthält blos die lateiniſche Wiedergabe der urſprünglich deutſchen Wörter. Es galt alſo, den Quellen Bebels nachzuſpüren, um den Text, der ihm vorgelegen, mitteilen zu können. Dieſe Quellen ſind, wie S. durch eine glückliche Unterſuchung erkannt hat, die Proverbia communia und die Sammlung des Fabri de Werdea. Die Nummern der letztern, den Text der erſteren teilt daher S. in den Anmerkungen mit und fügt zugleich die deutſch-lateiniſche Bearbeitung des Anton Tunnicius bei, die aus den erſteren geſchöpft iſt, und die betreffenden Stellen aus Bebels unmittelbaren Nachfolgern Seb. Frank, Joh. Agricola, Eberhard Tappius. In einem größern zweiten Teil (S. 175—591), der ſehr beſcheiden als annotatio bezeichnet wird, werden die proverbialen Parallelen aus anderen teils älteren teils neueren Autoren ſoviel wie möglich nach der Zeitfolge geordnet, mitgeteilt; und damit der Gang der Volksweisheit durch die verſchiedenen Zeiten und Litteraturen in deutlicher und lehrreicher Weiſe illuſtrirt. Oft ſind es mehr als ein Dutzend Parallelen, die von dem fleißigen Sammler beigebracht werden. Doch hat dieſen Parallelliſten nicht etwa Bebel als Quelle gedient — es iſt vielmehr merkwürdig, aber doch erklärlich, wie wenig die Sammlung benutzt wurde, — denn die Humaniſten verachteten die Volksweisheit, und die Volksſchriftſteller wollten von einer lateiniſch geſchriebenen Quelle nichts wiſſen, ſondern ſie ſchöpften aus

1) Heinrich Bebels Proverbia germanica. Bearbeitet von Dr. W. H. D. Suringar. Leiden, F. J. Brill, 1879. LVI und 615 S. 8°.

Digitized by Google

den Büchern, die jener zu Grunde gelegt hatte, oder direkt aus der Volksüberlieferung selbst.

Was den Charakter der Bebelschen Sprüchwörter betrifft, so enthalten sie oft eine heilsame Lebensregel oder wohlgemeinte Anregung zum Guten. „Es gereicht", wie der Herausgeber bemerkt, „dem Büchlein zu nicht geringer Empfehlung, daß es alles vermeidet, was den guten Sitten nachteilig oder für keusche Ohren weniger geeignet wäre".

Die Arbeit des Herausgebers ist eine mustergiltige. Er beherrscht eine weitschichtige Litteratur als unumschränkter Meister. Bemerkenswert ist noch, wie der Herausgeber, ein Holländer, die deutsche Sprache beherrscht — Einleitung und Anmerkungen sind nämlich deutsch geschrieben —; es mögen sich einzelne Seltsamkeiten im Ausdruck finden, aber im Ganzen weiß auch hier der Herausgeber mit großem Geschick alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Den Proverbien seien die Facetien angereiht. Diese Schwänke sind eine höchst wichtige Quelle zur Erkenntnis des Geistes der Renaissance und es wäre froh zu begrüßen, wenn jemand eine neue Ausgabe von Poggios und Bebels Facetien veranstaltete, ihren Zusammenhang mit alten Geschichten und die Abhängigkeit der neuern Schwanklitteratur bis auf die Geschichtchenlitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts nachwiese. Eine weniger bekannte Sammlung hat neuerdings eine derartige Bearbeitung erhalten: die Sammlung des Ottomar Luscinius[1]) (Nachtigall 1487—1536). Sein Werk erschien 1524. Bei demselben wiegt die Absicht zu unterhalten vor, die satirische Tendenz ist nicht die Hauptsache. Er ist ein Gelehrter und schreibt für Gelehrte, daher benutzt und citirt er sehr viele Schriftsteller des Altertums: Dichter, Redner, Historiker, Philosophen, seine Zugehörigkeit zur ältern Richtung des Humanismus zeigt er dadurch, daß er neben der Bibel auch die patristischen Schriftsteller stark benutzt. Auch aus neueren Autoren, Bebel u. A. schöpft er. Dagegen tritt mündliche Überlieferung, persönliche Erfahrung, eigene Erfindung zurück. In ernst humanistischer Weise bekämpft er die Sophisten, die falsche Gelehrsamkeit, den astrologischen Wahn; er hat moralische Nutzanwendungen neben greulichen Zoten. Für eigentlich theologische Fragen hat er geringes Interesse, trotz des pomphaften Bekenntnisses seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche; dogmatische Sätze und Bibelworte müssen ihm bisweilen zu Späßen herhalten. — Liers Darlegung ist vortrefflich, er führt in gründlicher Weise die Untersuchung und gibt zweckmäßige Proben aus dem Inhalte der Sammlung. Vielleicht hätten diese Proben noch etwas ausführlicher sein können; namentlich wäre es wünschenswert gewesen, den humanistischen Standpunkt des Verfassers noch deutlicher hervortreten zu lassen. —

Der Geschichte des lateinischen Dramas hat sich neuerdings die Aufmerksamkeit der Forscher wiederholt zugewandt. Eine genaue Betrachtung der Leistungen auf diesem Gebiete würde zu weit führen; hier begnüge ich mich mit dem Hinweis auf eines der ältesten Dramen, das uns leider nicht in einem Neudrucke, sondern nur in einer ausführlichen Analyse vorliegt. Es rührt von Joh. Kerkmeister, Gymnasiarchen in Münster her und ist zur Verherrlichung der humanistischen Studien bestimmt. Codrus, ein alter Schul-

1) Ottomar Nachtigalls »Joci ac sales mire festivi«. Ein Beitrag zu Kenntnis der Schwanklitteratur im 16. Jahrhundert von H. A. Lier. (Archiv für Litteraturgeschichte XI, 1882. S. 1—50.)

2) Codrus. Lateinische Schulkomödie aus dem Jahre 1485. Von Wilhelm Schulze. (Archiv für Litteraturgeschichte XI, 1882. S. 328—341.)

Digitized by Google

meiſter, der 21 Jahre den Alexander de Villa dei traktirt, wird von ſeinen Schülern, die nach Neuem verlangen, verlaſſen und will, um deren verlorene Anerkennung wieder zu gewinnen, in Köln einen akademiſchen Grad erwerben. Aber dort erwirbt er für ſeine Unwiſſenheit nur Spott und Hohn. Denn humaniſtiſch geſinnte Studenten: Philo, ſein ehemaliger Schüler, Markus, Bartoldus und Baldus weiſen ihn in ernſten und ſcherzhaften Reden wegen ſeiner Unwiſſenheit zurecht, promoviren ihn zum Schein, machen ſich dabei aber derart luſtig über ihn, daß er der Verzweiflung nahe wäre, wenn er nicht in ſeiner Eitelkeit die beſten Hoffnungen für die Zukunft nährte. Die Hauptſtelle der Komödie iſt eine große Rede des Markus, eine lebhafte Verteidigung der Poeſie. Sie ſei Urſprung und Stoff der Grammatik. Letztere müſſe nach den großen Schriftſtellern, Cicero, Vergil u. A. begründet werden; die genaue Kenntnis der Grammatik fördere auch die Lektüre der Bibel; Kirchenväter haben das Studium der Alten angeraten; ja Jeſus ſelbſt ſei Dichter und Redner geweſen. — Epiſoden, wie eine Rede des Wirts Mercurius über die ſchlechten Zeiten, ſind unbedeutend. Das Stück iſt dramatiſch ſo ungeſchickt wie möglich; von Handlung iſt wenig die Rede; lebendige Dialoge finden ſich ſo gut wie gar nicht; das Ganze beſteht hauptſächlich aus längeren Reden, wie denn auch ſtatt Sceneneinteilung Überſchriften ſich finden, welche die Perſonen des Redners und des Angeredeten wiederholen. Bemerkenswert iſt, daß von Einheit der Zeit und des Ortes nicht die Rede iſt: die Scene iſt bald vor den Mauern Kölns, bald auf der Straße, bald in der Burſa; einmal findet ſich die Angabe: postridie. Das Humoriſtiſche kommt in den Studentenſcenen zu ſeinem Rechte und in dem ſchlechten Latein des Codrus; doch ſind die daraus mitgeteilten Proben nicht ſo ergötzlich wie man erwarten ſollte. Es iſt recht zu bedauern, daß der Herausgeber ſich mit einer Analyſe der Komödie begnügt hat; ein vollſtändiger Abdruck hätte wohl nicht viel mehr Platz fortgenommen und hätte eine unvergleichlich beſſere Benutzung möglich gemacht, als ſelbſt die ausführlichſte Analyſe es vermag.

Zu den Komödiendichtern jener Zeit gehört auch Wimpfeling. Seine Komödie Stylpho, die vor etwa einem Jahrzehnt durch Goedeke eine hübſche Würdigung erhalten hat, ſoll in den unter Scherers Leitung erſcheinenden Facſimiledrucken neu veröffentlicht werden. Eine andere bemerkenswerte Schrift W's., freilich in deutſcher Überſetzung, iſt jetzt neugedruckt worden: es iſt ſeine Germania, die zuerſt 1501 lateiniſch erſchienen iſt [1]). Sie verfolgte hauptſächlich den Zweck, den Straßburger Rat zur Errichtung einer höhern Schule zu veranlaſſen. Sie beſpricht ferner die zur Blüte eines Gemeinweſens notwendigen Bedingungen und gibt endlich Auseinanderſetzungen über das Deutſchtum des Elſaſſes. Ihre Darlegungen ſind mehr patriotiſch als hiſtoriſch und eben die hiſtoriſche Schwäche der Wimpfelingſchen Beweisführung haben Thomas Murner gewiß mehr zur Bekämpfung der Schrift W's. veranlaßt, als etwa des Letztern Zuneigung zu den Kloſterſchulen im Gegenſatze zu einer beabſichtigten gelehrten Stadtſchule. Auf dieſe Gegenſchrift antwortete W. in einer declaratio, die er ſeiner Germania folgen ließ.

Martins Einleitung zu der neuen Überſetzung gibt zuerſt Lebensbilder

1) Germania von Jacob Wimpfeling, überſetzt und erläutert von Ernſt Martin. Mit ungedruckten Briefen von Geiler und Wimpfeling. Ein Beitrag zur Frage nach der Nationalität des Elſaſſes und zur Vorgeſchichte der Straßburger Univerſität. Straßburg, Karl J. Trübner 1885. 118 S. in 8.

Digitized by Google

der vier Männer, welche zu den Abſichten der Germania und ihren Schickſalen in nahen Beziehungen ſtehen, Wimpfelings ſelbſt, Geilers von Kaiſersberg, Brants und Murners. Sie analyſirt ferner den Inhalt der Schrift und erzählt den zwiſchen Wimpfeling und Murner über dieſelbe geführten Streit. Martin nimmt dabei von vornherein gegen Murner Partei und ſchiebt ihm allerdings nur vermutungsweiſe Gründe für die Abfaſſung ſeiner Gegenſchrift unter, die ich, wie bereits angedeutet, nicht für richtig halten kann. Aber ſonſt iſt die Darſtellung vortrefflich, durchaus nach den Quellen gearbeitet. Die Belegſtellen werden in den zahlreichen Anmerkungen mitgeteilt; dort ſind auch manche ſeltene und wenig bekannte Briefe abgedruckt, einzelne wichtige zum erſten Male veröffentlicht. Von letzteren ſeien drei Briefe Geilers an Wimpfeling erwähnt, der eine von einer Ketzerverbrennung des Jahres 1458 Nachricht gebend, der zweite von Beider Abſicht handelnd, in einer Einöde des Schwarzwaldes Einſiedler zu werden; der dritte die Umwandlung des Domſtifts in ein gelehrtes Collegium befürwortend; ferner ein Brief Wimpfelings an Brant, in welchem er die Germania zu einer Art Cenſur überſchickt und um tiefes Geheimnis über den Autor bittet. Martins Überſetzung der Schrift iſt einfach und gut, ſie ſchließt ſich möglichſt an die von Wimpfeling herrührende, freilich erſt 1648 veröffentlichte, deutſche Faſſung an, ohne dadurch altertümlich und unverſtändlich zu werden.

Es iſt ſehr erfreulich, neben den vielfachen lateiniſchen Schriften, Briefen und Gedichten der Humaniſten auch von deutſchen Schriften derſelben zu erfahren. K. Hartfelder, der den Leſern dieſer Zeitſchrift bereits bekannt und in dieſer Überſicht mehrfach genannt iſt, handelt von ſolchen und zwar von deutſchen Überſetzungen einiger Humaniſten [1]). Er berührt damit ein Thema, das außerordentlich fruchtbar genannt werden muß. Es wäre eine für die Geſchichte des deutſchen Dramas, der Erzählungs- und Schwanklitteratur ſehr wichtige Aufgabe, zuſammenzuſtellen, was bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Werken klaſſiſcher Schriftſteller überſetzt war. Hartfelder theilt Proben aus handſchriftlichen und gedruckten, freilich ſehr ſeltenen Überſetzungen mit und zwar aus Dietrichs von Pleningen Überſetzung von Senecas ad Martiam de consolatione Kap. 1—5, aus der Reuchlins von Ciceros Tusculanen I, Kap. 1—10, aus der Werners von Themar von Vergils 10. Ecloge und Horaz Satire I, 9, endlich aus der vermutlich von Wimpfeling herrührenden Überſetzung von Ciceros Cato § 1—3. (Die Gründe, die für Wimpfelings Autorſchaft angeführt werden, ſind übrigens nicht völlig beweiſend.) Den Proben geht eine Darſtellung der Überſetzerthätigkeit der Heidelberger Humaniſten voraus; beſonders wichtig ſind die Mitteilungen über Pleningen und die ſchöne Beurteilung ſeiner Leiſtungen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Hartfelder die alte Degen'ſche Arbeit, welche wiſſenſchaftlichen Anſprüchen keineswegs genügt, völlig neu bearbeitete und uns die ſo nötige Geſchichte der deutſchen Überſetzungen klaſſiſcher Schriften in der Zeit von etwa 1450 bis 1550 gäbe.

Albrecht Dürer darf zwar kein Humaniſt genannt werden, aber ſeine enge Beziehung zu Pirkheimer, ſeine Bewunderung des Erasmus, ſeine Anteilnahme an dem Erwachen der klaſſiſchen Studien berechtigen dazu,

1) Deutſche Überſetzungen klaſſiſcher Schriftſteller aus dem Heidelberger Humaniſtenkreis von Dr. Karl Hartfelder. (Beilage zum Jahresbericht des Heidelberger Gymnaſiums für das Schuljahr 1883/84, Heidelberg, Buchdruckerei von G. Mohr. 1884. 34 SS. in 4°.

Digitized by Google

von einer ſeiner deutſchen Schriften in dieſem Zuſammenhange zu reden [1]). Dürers Tagebuch ſeiner niederländiſchen Reiſe (1520 und 21) iſt gemeint. Dasſelbe war bisher hauptſächlich bekannt in der 1872 von Thauſing veröffentlichten Modernisirung (vgl. Gött. gel. Anz. 1873, I, 973 ff.). Die Urſchrift des Tagebuchs, urſprünglich im Beſitze Willib. Pirckheimers, dann in dem der Familie Imhoff, iſt verloren; dagegen iſt eine von dem Künſtler und Kunſthändler Joh. Hauer (1586—1660, einem eifrigen Dürerverehrer gefertigte Abſchrift — vielleicht im Auftrage der damaligen Beſitzer des Originals — nachdem ſie durch verſchiedene Hände gegangen, Eigentum der kgl. Bibliothek in Bamberg geworden und nachdem ſie dort Jahrzehnte lang verſchollen geweſen war, 1878 von dem Vorſteher der Bibliothek, eben dem Herausgeber unſeres Buches, gefunden worden. Der Text dieſer Handſchrift darf als verbürgt angeſehen werden, da außer dem gewiſſenhaften Abſchreiber ein Zeitgenoſſe die Handſchrift mit dem Original kollationirt und nach letzterm die erſtere verbeſſert hat. L. druckt den Text buchſtäblich ab; nur ſelten erlaubt er ſich kleine glückliche Verbeſſerungen vgl. z. B. S. 55 Z. 3. oder nimmt die Konjekturen Thaufings an vgl. z. B. S. 59. Z. 20. Doch wäre es wohl ratſamer geweſen, ſolche Verbeſſerungen in den Anmerkungen zu geben, ſtatt ſie direkt in den Text zu ſetzen. Anders verhält es ſich natürlich mit den Verbeſſerungen die der Collationirende an Hauers Lesarten anbrachte; dieſe mußten ſelbſtverſtändlich ohne Weiteres Aufnahme im Texte finden. Auf den Inhalt des Tagebuchs im Einzelnen gehe ich nicht ein. Es enthält keine großartigen Schilderungen und keine geiſtreichen Betrachtungen, ſondern eine ſehr ſchlichte Aufzählung der Ausgaben, Mitteilung des Geſchehenen, Nennung der Perſonen, deren Bekanntſchaft Dürer gemacht, die er porträtirt hat u. ſ. w.; oft gefällt er ſich in Andeutungen; Perſonen- und Städtenamen ſind aus Unkenntnis und Nachläſſigkeit ſtark korrumpirt. All dieſes wird in den Anmerkungen, die mehr als doppelt ſoviel Raum als der Text einnehmen, gründlich auseinandergeſetzt. Für dieſe Anmerkungen waren namentlich Thaufings Studien ſehr brauchbare Vorarbeiten, aber der neue Herausgeber hat die Quellen ſorgfältig durchgearbeitet und eine Reihe von wichtigen Einzelbemerkungen zu Tage gefördert, einzelne Urkunden werden abgedruckt z. B. S. 143. Manchmal geht der Herausgeber doch zu weit; für ſo bekannte Maler wie Quentin Maſſys oder für Männer, die für Dürer ſelbſt keine Bedeutung beſitzen, wie Heinrich VIII., Graf von Naſſau hätte eine kurze Verweiſung auf eine neuere Behandlung ſtatt längerer biographiſcher Auseinanderſetzungen ausgereicht. Auch hätte ohne Schaden die Aufzählung aller der kleinen Fehler und Abweichungen früherer Herausgeber weglallen können; der Hinweis auf einzelne beſonders charakteriſtiſche Irrtümer hätte genügt. Den Anmerkungen folgen gutgearbeitete Regiſter der Perſonen, der Ortsnamen und der von Dürer erwähnten Kunſtwerke. Die ganze gediegene Arbeit muß als eine wertvolle Bereicherung unſerer Litteratur willkommen geheißen werden.

II.

An die Quellen reihe ich die Bearbeitungen an. Ich unterſcheide allgemeine und ſpezielle, d. h. ſolche, welche dem ganzen Zeitraum oder ein-

1) Albrecht Dürers Tagebuch der Reiſe in die Niederlande. Erſte vollſtändige Ausgabe nach der Handſchrift Johann Hauers mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Friedrich Leitſchuh. Leipzig. F. A. Brockhaus 1884. XII und 207 S.

Digitized by Google

zelnen Werken und Perſönlichkeiten gewidmet ſind. Eine erſchöpfende Geſchichte des deutſchen Humanismus gibt es noch nicht. Sie wird auch erſt möglich ſein, ſobald mehr wie bisher die Quellen veröffentlicht und kritiſch unterſucht worden ſind, die Hauptvertreter der Bewegung eine eingehende Würdigung erfahren haben. Zwei Bücher aber müſſen hier genannt werden, die eine Überſicht der humaniſtiſchen Beſtrebungen geben. Beide kommen in einen größern Zuſammenhange gleichſam einleitungsweiſe auf unſern Gegenſtand zu ſprechen; keines von beiden erhebt den Anſpruch, denſelben vollſtändig zu behandeln.

Burſians Buch[1]) iſt ein Teil der von der Münchener Akademie herausgegebenen Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Dieſe Geſchichte ſollte eigentlich ausſchließlich den letzten Jahrhunderten gewidmet ſein; Burſian hat ſich ſeine Grenzen weitergeſteckt und gibt eine Geſchichte der von ihm behandelten Wiſſenſchaft von ihren Anfängen an. Der Geſchichte des Humanismus iſt ein ganzes Buch gewidmet (Band I, S. 91—259). Der Verfaſſer teilt ſeinen Stoff in fünf Kapitel: Kindheit und erſte Jugendblüte des deutſchen Humanismus; der d. H. im Kampfe gegen die Kirche; der d. H. im Dienſte der Theologie und der kirchlichen Reform; das Greiſenalter des deutſchen Humanismus; Buchdruck, Bibliotheken und Kunſtſammlungen. Dieſe Einteilung — das letzte übrigens ſehr unbedeutende der Vervollſtändigung in jeder Hinſicht bedürftige Kapitel bleibe außer Betracht — würde ganz zutreffend ſein, wenn ſie innerlich durchgeführt wäre, aber ſie iſt nur äußerlich. Im Grunde ſind die vier Kapitel nichts anderes als Zuſammenſtellungen von biographiſchen Mitteilungen über Humaniſten die im 15. und in den drei erſten Dritteln des 16. Jahrhundert gelebt und gewirkt haben. Daß Philologen wie Heinrichmann und Braſſikan in dem Abſchnitt: Humanismus im Kampfe gegen die Kirche, oder Männer wie Joh. Mich. Neander und Joh. Sturm in dem: Humanismus im Dienſte der Theologie behandelt werden, iſt ganz willkürlich, denn die beiden erſten haben durchaus nichts gegen die Kirche geplant, und die beiden letzten, ſo gute Proteſtanten ſie ſind, legen in ihrer Wirkſamkeit den Hauptnachdruck auf formale philologiſche Bildung, nicht aber auf religiöſe Erziehung. Die biographiſchen Mitteilungen, welche Burſian gibt, ſind recht fleißig, wenn auch keineswegs immer aus erſter Hand geſchöpft, die Angaben (in den Anmerkungen) über Quellen und Litteratur ſind vortrefflich, wenn auch für die letzten Jahre mancher Ergänzung bedürftig, aber ſie ſind alles Andere eher als eine Geſchichte der Philologie. Dieſe müßte, ſtatt biographiſche Daten zu wiederholen, die man in jedem Handbuch finden kann, den allgemeinen Gang der philologiſchen Bildung aufzeigen. Sie müßte z. B. folgende Fragen aufſtellen und zu beantworten ſuchen: Wie ſind die alten Klaſſiker nach Deutſchland gekommen? Welche griechiſchen und römiſchen Schriftſteller kannte man während der Humaniſtenzeit in Original und Überſetzung? Welche Grundſätze befolgte man bei der Edition dieſer Schriften? (Kritik der Überlieferung, Prüfung der Handſchriften, Konjecturen). Wie fand das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller Eingang in Schulen und Univerſitäten? Welches ſind die charakteriſtiſchen Unterſchiede im Betriebe der lateiniſchen Sprache während des Mittelalters und in der neuen Zeit? Wie waren Grammatiken und Wörterbücher beſchaffen? Welchen Grundſätzen folgte man bei Herſtellung derſelben?

1) Geſchichte der klaſſiſchen Philologie in Deutſchland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Conrad Burſian. 2 Hälften. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, VIII und 1271 S.

Digitized by Google

Die Beantwortung ſolcher und ähnlicher Fragen mußte den Hauptinhalt einer Geſchichte der klaſſiſchen Philologie ausmachen. Der Abſchnitt des Burſianiſchen Werkes, der unſerer Betrachtung unterliegt — denn das ausführliche Werk zu beurteilen, würde meine Kompetenz bei weitem überſchreiten — iſt aber weit davon entfernt, ſolche Fragen aufzuſtellen und zu beantworten.

Paulſens[1]) Werk iſt, wie der Titel beweiſt, ein keineswegs ausſchließlich der Zeit des Humanismus gewidmetes. Für dieſe kommt vielmehr ſtrenggenommen nur der erſte Abſchnitt des erſten Buches: „die humaniſtiſche Reformation des gelehrten Unterrichts 1500—1550“ in Betracht. Die drei Kapitel dieſes Abſchnittes ſind überſchrieben: der Humanismus und ſein Verhältnis zum Mittelalter; die humaniſtiſche Reformation der Univerſitäten; das Eindringen des Humanismus in die Partikularſchulen. Das erſte Kapitel bietet wenig Selbſtändiges; über das mittelalterliche Latein begnügt ſich der Verf. mit Anführung zweier Urteile neuerer Schriftſteller; oft gibt er nur eine Aufzählung von Männern und Werken; eingehender und ſelbſtändiger handelt er nur über Wimpfeling und Erasmus; recht hübſch wird einmal der Gegenſatz zwiſchen ſpäterm Mittelalter und Humanismus bezeichnet: „das ſpätere Mittelalter zeigte eine abſolute Geringſchätzung der Form, es kam ihm lediglich auf den begrifflichen Inhalt an, der Humanismus zeigt eine abſolute Hochſchätzung der Form, nicht ſelten verbunden mit einer abſoluten Gleichgiltigkeit gegen den Inhalt.“ Durchaus ſelbſtändig iſt das zweite und dritte Kapitel; der Verf. kennt die weitſchichtige Litteratur durchaus und hat ſich auch in den Quellen genügend umgeſehen. Die Zuſammenſtellung über die deutſchen Schulen und Univerſitäten iſt ſehr erwünſcht; der Gründung und Lebensordnung der letzteren hatte Paulſen früher 1881, Hiſtoriſche Zeitſchrift Bd. 45, S. 251—311, 385—440 zwei ausgezeichnete Aufſätze gewidmet. Beſonders lehrreich ſind die Abſchnitte über die Univerſität Wittenberg und Leipzig; hier wird zum erſten Male eine innere Geſchichte der Univerſität — wirklich aus den Quellen geſchöpft — gegeben. Die Verf. beſitzt gegen den Humanismus bez. die Vertreter desſelben eine ſtarke Abneigung, worüber nicht zu rechten iſt; aber er verbindet mit dieſer Abneigung eine Voreingenommenheit gegen die Quellen, die durchaus nicht gebilligt werden kann. Jene Abneigung tritt am charakteriſtiſchſten in der Beurteilung von ein paar frechen Verſen des Celtes hervor, der ſich für Lobverſe nicht genug bezahlt glaubte: „Der Weg bis zur Revolverpreſſe ſpäterer Tage erſcheint von hier aus nicht mehr ſo gar weit“ und in folgendem Satze, der ſich auf die geſamte humaniſtiſche Litteratur bezieht, u. A. auch auf die Schriften der vorher ausdrücklich genannten Aventin, Friſchlin, Celtes, Hutten: „Dieſe ganze Litteratur iſt ſo gut wie ganz untergegangen, nur in den Litterargeſchichten führt ſie noch ein unſicheres Schattendaſein.“ Dieſe Voreingenommenheit zeigt ſich an vielen Stellen. Sie iſt gewiß manchmal berechtigt; und es war ohne Zweifel ein gefährlicher Irrtum, wie man es noch vor 50 Jahren that,

1) Geſchichte des gelehrten Unterrichts auf den deutſchen Schulen und Univerſitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit beſonderer Rückſicht auf den klaſſiſchen Unterricht. Von Dr. Friedrich Paulſen a. o. Profeſſor an der Univerſität zu Berlin. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. 1885. XVI und 811 S. — Ich muſs es ſelbſtverſtändlich durchaus ablehnen, über die anderen Partien des Werkes als die oben im Texte erwähnten, ein Urteil abzugeben. Auch die namentlich am Schluſſe des Werkes ſtehenden Betrachtungen über Realſchule und Gymnaſium und die etwaige Entwicklung derſelben in der Zukunft ſtehen unſerm Zwecke fern.

Digitized by Google

alle Angaben der Dunkelmännerbriefe auf Treue und Glauben anzunehmen. Aber Paulſen geht in ſeinem Unglauben zu weit. Von der Immoralität, der völligen Verderbtheit des Clerus reden nicht blos die Dunkelmännerbriefe und die zahlreichen antigeiſtlichen Satiren der Humaniſtenzeit, ſondern gerade die frömmſten Schriftſteller am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts, von ihr zahlloſe Erlaſſe und Verordnungen der weltlichen und geiſtlichen Obrigkeiten. Auf alle dieſe Zeugniſſe entgegnet Paulſen: „Mir ſcheint, daß doch auch dieſe Zeugniſſe mit Vorſicht aufgenommen ſein wollen.“ Verfährt man ſo, hält man Urkunden und Mitteilungen der eignen Parteigenoſſen, die gewiß ein Intereſſe daran gehabt hätten, die Sache anders darzuſtellen, für nicht beweiskräftig genug, dann kann man überhaupt jede geſchichtliche Thatſache bezweifeln. — Im Einzelnen iſt Mancherlei zu berichtigen und zu ergänzen; ich hebe Folgendes hervor: Der Verf. iſt S. 49 Anm. ungerecht gegen Böcking, denn dieſer teilt die Aktenſtücke der Gegner mit. z. B. die Lamentationes u. A. Über einen „gewiſſen“ Joh. Hutichius iſt z. B. A. D. B. XIII, 479 fg. und unten S. 284 zu vergleichen. S. 95 der „Poet Philefius“ mußte mit ſeinem wirklichen Namen Mathias Ringmann angeführt werden. —

Durch Paulſens Buch iſt Kämmels Werk [1]) überflüſſig geworden. Paulſen urteilt über das Buch richtig, wenn er ſagt „K. hat die zahlreichen Monographien aus den letzten Jahrzehnten fleißig benutzt, es fehlt ihm aber die Vertrautheit mit den allgemeinen Verhältniſſen“, aber er urteilt zu milde. Denn das Kämmelſche Werk krankt an zwei Hauptfehlern. 1. Der Verf. kennt die Quellen offenbar ſehr mangelhaft. Man hat an zahlreichen Stellen den Eindruck, als wenn der Verf. überhaupt nur die Monographien kennte und ausſchließlich aus ihnen ſein Urteil über die Perſönlichkeiten ſich gebildet hätte. Wäre er wirklich mit Quellen bekannt, ſo könnte er — um nur zwei Beiſpiele anzuführen — nicht behaupten, daß Seb. Brant durch ſein „Narrenſchiff“ dem Humanismus eine weitreichende Anerkennung verſchafft habe, (S. 272) und er könnte nicht, um das Tübinger Studienleben am Anfange des 16. Jahrhunderts zu illuſtriren, die Briefe des Bonifacius Amerbach und Nic. Varnbüler citiren, die einer weit ſpätern Epoche angehören. Auch die Bekanntſchaft mit der Litteratur iſt keineswegs ſo groß, wie man erwarten ſollte; ſo finde ich das Werk von Ch. Schmidt über die Litteraturgeſchichte des Elſaſſes nicht angeführt, während es doch bei Brant, Wimpfeling, der Schule von Schlettſtadt hätte citirt werden können und müſſen. Der zweite Fehler iſt der, den man in hiſtoriſchen Schriften früherer Zeit häufig fand: das Bevorzugen des Äußerlichen und das Vernachläſſigen des Innern. Biographiſche Daten werden gehäuft, die man in jeder Monographie, in jedem biographiſchen Nachſchlagewerk ebenſo gut finden kann; ſo ſind z. B. in dem Abſchnitte über Erasmus nicht ganz 10 Seiten ſeiner pädagogiſcher Thätigkeit gewidmet, während etwa 25 für die Zuſammenſtellung von Lebensnachrichten über ihn beſtimmt ſind. Überhaupt gehört ein großer Teil des Buches, der Hauptteil des zweiten Abſchnitts „Der Eintritt und das Wirken des Humanismus“ (S. 243—377) durchaus nicht in den Zuſammenhang. Eine Geſchichte des Schulweſens hat ſelbſtverſtändlich die Einwirkungen des Humanismus auf die Schulen

1) Geſchichte des deutſchen Schulweſens im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Prof. Heinrich Julius Kaemmel, Rektor des Johanneums in Zittau, K. S. Schulrat. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von Prof. Dr. Otto Kaemmel, Konrektor am Kgl. Gymnaſium zu Dresden. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot 1882, XI und 444 S.

Digitized by Google

im einzelnen nachzuweiſen, aber eine Geſchichte des Humanismus zu geben hat ſie nicht. Zumal dann nicht, wenn ſie weder unbekannte Quellen benutzt noch die bekannten gehörig ausbeutet, ja nicht einmal irgend einen neuen Geſichtspunkt aufſtellt, von dem aus die Geſchichte jener Zeit eine andere Beleuchtung erhält. Selbſt das letzte Kapitel „Das humaniſtiſche Unterrichtsweſen im Einzelnen“ gibt nicht das, was es ſoll; von Lehrgang und Methode in den einzelnen Fächern iſt ſo gut wie gar nicht die Rede. Auch hier findet man viele Namen und Titel, mancherlei Ungehöriges; wozu z. B. eine Darlegung der lateiniſchen Komödie, da doch nur wenige in den Schulen aufgeführt wurden und ganz vereinzelte es mit dem Schulweſen zu thun haben? Ob der Verfaſſer, der vor Drucklegung ſeiner Arbeit ſtarb, wirklich dieſelbe in dieſer Geſtalt veröffentlichen wollte, vermag ich nicht zu ſagen; ich glaube, daß der Herausgeber durch die Veröffentlichung dem Verfaſſer einen ſchlechten Dienſt erwieſen hat. Jedenfalls hätte er ſorgfältiger als er es gethan, revidiren ſollen. Die Komödien Reuchlins werden im Inhaltsverzeichnis Servius und Hanno genannt, während ſie S. 407 richtig Sergius und Henno heißen; der Mainzer Dietrich Greſemundt muß ſich eine Verunſtaltung ſeines Namens in Greſemius gefallen laſſen. Petr. Aperbach wird zu einem Apirbacchus wie er nie genannt worden iſt. — daß die Schreibung nicht auf Druckfehler zurückgeführt werden kann, geht daraus hervor, daß ſie ſich auch im Index ebenſo findet —; aus dem Jodocus Trutfetter wird gelegentlich ein Johann und vieles Andere. —

Einen der von Paulſen behandelten Gegenſtände, beſpricht auch A. Horawitz[1]) in einer kleinen Schrift: Das Studium der griechiſchen Sprache. Die Schrift zerfällt in zwei Teile, einen darſtellenden und einen urkundlichen. Letzterer, der bei weitem kleinere, der, ſoweit ich ſehe, ſonſt in der Schrift nicht berührt wird, veröffentlicht zwei kleine ungedruckte Abhandlungen Reuchlins, auf die ich (Reuchlin, S. 100) kurz hingewieſen hatte, erſterer zählt auf und beſpricht die in Deutſchland 1501—1520 erſchienenen griechiſchen Grammatiken nebſt einigen Empfehlungen des Studiums dieſer Sprache. Beſonders ausführlich verweilt H. bei den Schriften Georg Simlers — der Geſamttitel ſeiner Abhandlungen wird nie citirt, die Aufzählung des Inhaltes S. 19 — und denen des Rich. Crokus, eines Engländers, deſſen Wirken aber viele Jahre hindurch Deutſchland zu Gute kommt. Die Zuſammenbringung des ſeltenen und für die Entwickelungsgeſchichte des Studiums bedeutſamen Materials iſt ſehr dankenswert; in der Art der Verarbeitung möchte man mancherlei bemängeln: die Einleitungsbriefe, Gedichte, kurz die Beigaben der Schriften ſind zu ausführlich behandelt und darüber der Inhalt derſelben nicht ſelten zu kurz gekommen; die Quellen, aus denen die Verfaſſer der Lehrbücher geſchöpft, ſind zu wenig erforſcht, nur das Elementarbuch des Aldus Manutius iſt benutzt; den Lehrbüchern gegenüber iſt der Verfaſſer zu ſehr Referent, während er doch das Referat, das gewiß am Platze iſt, mehr mit Kritik verbinden müßte.

Neben die griechiſche Sprache tritt im Zeitalter des Humanismus die hebräiſche. Aber ſo ſtolz auch die Bezeichnung: trium linguarum peritus auf Viele angewandt und von Vielen geführt wird, ſo eifrig, wie man häufig annimmt, iſt die Beſchäftigung mit derſelben nicht; teils religiöſe Bedenklich-

1) Griechiſche Studien. Beiträge zur Geſchichte des Griechiſchen in Deutſchland von Dr. Adalbert Horawitz, Profeſſor in Wien. 1. Stück. Berlin 1884. Verlag von S. Calvary & Co. 42 S. 8°.

Digitized by Google

keiten, teils die Schwierigkeit der Sprache ſchrecken von dem Betreiben derſelben ab. Das Studium dieſer Sprache in Deutſchland während der Zeit des Humanismus und der Reformation habe ich in einer beſondern Schrift (Breslau 1870) darzuſtellen geſucht, und ſpäter mehrfache Nachträge dazu geliefert (beſ. Jahrb. für deutſche Theologie). Ich beſitze viele Briefe von Hebraiſten jener Zeit, die ich nach und nach in dieſer Zeitſchrift zu veröffentlichen gedenke. Ungedruckte Briefe, die ihrem Inhalte nach in dieſen Zuſammenhang gehören, aus den Jahren 1517—1550 hat nun Joſ. Perles publiziert[1]). Es ſind hauptſächlich Briefe von und an J. A. Widmannſtadt, von dem ein Zeitgenoſſe ſagte, daß ſeit Johannes dem Täufer kein Mann von gleich umfaſſender Sprachkenntnis aufgetreten ſei, außerdem einige Schriftſtücke deutſcher und italieniſcher Hebraiſten. Dieſe Briefe ſind intereſſant durch ihren Inhalt, da ſie mancherlei merkwürdige Notizen über das Studium der hebräiſchen Sprache in jener Zeit enthalten, vor allem auch merkwürdig durch die Art, wie chriſtliche Gelehrte, Paul Fagius, Widmannſtadt, ſelbſt die hebräiſche Sprache handhabten. Wichtiger aber als die Briefe iſt der Commentar des Herausgebers, eine reiche, oft allzureiche Sammlung von Notizen über Widmannſtadts perſönliche Beziehungen, über ſeine Werke, über Leben und Werke ſeiner Freunde und Genoſſen. Da es unmöglich iſt, alles daſelbſt vorgebrachte Wichtige und Neue zu erwähnen, ſo greife ich einiges gelegentlich heraus. Sehr bemerkenswert iſt die Notiz Widmannſtadts, Elias Levita, der Meiſter der geſamten Generation deutſcher Hebraiſten im 16. Jahrhundert, habe ihm geſagt, er ſei niemals in Deutſchland geweſen, während ſonſt von Zeitgenoſſen und von Levita ſelbſt der deutſche Urſprung dieſes Hochberühmten conſtatirt wird. Höchſt merkwürdig iſt die Combination, daß vielleicht Olympia Morata, die lateiniſche Dichterin italieniſcher Abſtammung, die ihre letzten Lebensjahre in Deutſchland zubrachte, die Widmung eines jüdiſch-deutſchen Sittenbuches erhielt. Beſonders geiſtreich iſt endlich die Zuſammenſtellung des Datilus, des jüdiſchen Lehrers des Pico della Mirandula mit dem bekannten Jochanan Alemann (vgl. Burckhardt, Cultur. 4. Aufl. I, S. 321), Datilus = Deodatilus, Deodatus = dem gleichbedeutenden Jochanan. — Dagegen iſt es unrichtig, (S. 191) Sincerus als fingirten Schriftſtellernamen für Sannazaro zu bezeichnen, es iſt vielmehr eine einfache Latiniſirung des Namens. Ein ſehr bedenklicher Irrtum iſt es, wenn P. Seite 164 A. den bekannten Schweizeriſchen Reformator Leo Judae, den Mitarbeiter an der häufig gedruckten ſchweizeriſchen Bibelüberſetzung für einen Juden hält und ſeinen Verſuch, die Bibel zu überſetzen, als etwas bisher ganz Unbekanntes hinſtellen möchte.

Fehlt es nun auch an einer wiſſenſchaftlich-erſchöpfenden Geſamtgeſchichte des deutſchen Humanismus, ſo gibt es einige Verſuche die Lokalgeſchichte zu bereichern und durch derartige Arbeiten eine ſpätere allgemeine Darſtellung vorzubereiten. Auch in dieſem Gebiete iſt Horawitz thätig ge-

1) Beiträge zur Geſchichte der hebräiſchen und aramäiſchen Studien von Dr. Joſeph Perles, Rabbiner der iſraelitiſchen Gemeinde zu München. München, Theodor Ackermann, Kgl. Hofbuchhändler 1884. VI und 247 S. — Auch einzelne andere Abſchnitte des Buches gehören hierher, z. B: »Elia Levitas Nomenclator schemoth deharim«, namentlich auch die wichtige Unterſuchung »die Regensburger Handſchrift des kleinen Aruch war Sebaſtian Münſter bekannt; wurde von demſelben für den großen Aruch gehalten und ſeinem lexicon chaldaicum zu Grunde gelegt«; doch fürchte ich, daß ein genaues Eingehen auf dieſe Spezialſtudien bei den Leſern dieſer kritiſchen Ueberſicht wenig Intereſſe hervorrufen würde.

Digitized by Google

weſen [1]). Seine Schilderung, vielfach auf ungedrucktem Material beruhend, aber nicht durch gelehrte Anmerkungen ermüdend, ſondern flott geſchrieben, gibt ein ſehr anziehendes Bild der humaniſtiſchen Bewegung in Wien. Sie ſpricht zuerſt von den geiſtigen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Italien, ſkizzirt die Stellung, welche Friedrich III. und Maximilian zu der neuen Geiſtesbewegung einnahmen und charakteriſirt ausführlich die Italiener, welche längere Zeit in Wien lebten und durch ihre Thätigkeit die Eigentümlichkeit der Wiener Geiſtesart beſtimmen halfen: Balbus, deſſen Dichtungen ſehr hübſch charakteriſirt werden [2]), Camers, den Herausgeber lateiniſcher Klaſſiker, Cospi, den Überſetzer griechiſcher Werke, Rich. Bartholinus, den Hiſtoriker und Reiſebeſchreiber. Die Deutſchen, welche durch die Italiener beeinflußt waren und welche ihrerſeits ihrem größern Landsmann Celtes die Wege bahnten, werden vorgeführt, ſodann Celtes ſelbſt in ſeinem weit über Wien hinausgehenden Wirken. Dem Meiſter folgen die Schüler: Humaniſten und Mäcenaten; zum Schluß die Wirkungen der Humaniſten auf die Klöſter; als Repräſentant der litterariſchen Thätigkeit der Kloſterinſaſſen wird der Abt am Schottenkloſter Benedictus Chelidonius behandelt, beſonders ſein Drama: Streit der Wolluſt mit der Tugend, 1515; als Anhang wird eine Überſicht der Wiener Drucke gegeben. Nirgends macht ſich in der Darſtellung eine öde bibliographiſche Aufzählung bemerkbar; überall wird das Weſentliche knapp und gut hervorgehoben, das Nebenſächliche und Unwichtige nur geſtreift.

Von Wien darf man wohl einen kurzen Sprung nach Siebenbürgen machen.

Der „ſächſiſche Humanismus“ [3]), von dem in Teutſch's Schrift gehandelt wird, iſt nämlich nicht etwa die in einer der ſächſiſchen Univerſitäten, alſo Wittenberg, Erfurt oder Leipzig gepflegte wiſſenſchaftliche Bildung, ſondern behandelt die Teilnahme der ſiebenbürger Sachſen an der neuerwachenden Cultur. Aber wie jene Sachſen nicht blos ihren Namen, ſondern ihre Eigenart und ihre Sprache aus der Heimat entnehmen, ſo entwickeln ſie auch ihre Bildung im Anſchluſſe an das Mutterland und teilweiſe in Abhängigkeit mit demſelben. Die Führer der humaniſtiſchen Bewegung in Siebenbürgen ſind Joh. Honterus und Val. Wagner; ſie und ihre Genoſſen ſchreiben lateiniſche Gedichte, unter denen das des Schefäus: Pannoniens Trümmer, beſonders gewürdigt wird, beſchäftigen ſich mit der Populariſirung des römiſchen Rechts und der Bearbeitung desſelben für nationale Zwecke und beginnen die Geſchichte des Landes oder einzelner Städte zu ſchreiben. Neben den eigentlichen Gelehrten gibt es ſodann reiche Bürger, die, der neuen Richtung zugethan, mit Freuden als Förderer derſelben auftreten; man tritt in Verkehr mit dem Ausland, ja man fühlt ſich kräftig genug, um anderen Ländern Lehrmeiſter abzugeben, die im Dienſte der neuen Ideen auswärts thätig ſind, ohne doch den Zuſammenhang mit der Heimat zu vergeſſen. Unter den Ländern aber, mit denen enge Verbindung aufrecht erhalten wird, iſt das am engſten

1) Der Humanismus in Wien. Von Dr. Adalbert Horawitz, Profeſſor in Wien. (Separatdruck aus dem Hiſtoriſchen Taſchenbuch, Sechſte Folge II, Leipzig, F. A. Brockhaus.) 66 S. 8°.

2) Leider war mir dieſe Charakteriſtik bei der Abfaſſung meiner Schilderung des Balbus, vgl. oben S. 20 fg., noch nicht bekannt.

3) Aus der Zeit des ſächſiſchen Humanismus von Dr. Fr. Teutſch. (Abdruck aus dem Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Band XVI der neuen Folge, Heft 2) 51 S. 8.

Digitized by Google

verknüpfte: Deutſchland, und gerade infolge dieſer Verknüpfung iſt die Verſchmelzung der humaniſtiſchen und reformatoriſchen Beſtrebungen eine ſehr frühe, als deren Reſultat ein ziemlich frühzeitiges Aufhören der ausſchließlichen Pflege der reingeiſtigen Beſtrebungen zu conſtatiren iſt. Außer der Begünſtigung der klaſſiſchen Sprachen war aber auch die Liebe zur Kunſt, die Luſt am frohen, feſtlich geſchmückten Leben in Siebenbürgen eingezogen; ſie ſchmückten das Daſein und gewährten den Arbeitern die nötige und erwünſchte Erholung.

Der anmutigen, von patriotiſcher Geſinnung, die aber doch niemals in ſelbſtgefällige Überſchätzung der heimiſchen Leiſtungen ausartet, getragenen Darſtellung des ſächſiſchen Humanismus, folgt dann, als letzter Abſchnitt, deſſen Zugehörigkeit zu dem Vorhergehenden ich nicht recht zu erkennen vermag, eine Darſtellung des Freundſchaftsverhältniſſes zwiſchen Erasmus und dem ungariſchen Humaniſten Nikolaus Olachus, des Letztern in Deutſchland gewiß ſehr wenig bekannten Briefſammlung (die Jahre 1526—1538 umfaſſend, herausgegeben von A. Ipolyi, Budapeſt 1875) entnommen. Olachus iſt zwar in Hermannſtadt aufgewachſen, aber er ſtammte aus wallachiſchem Geſchlechte, lebte als Erzbiſchof in Gran und darf, ſelbſt wenn er mit „ſächſiſchen Verhältniſſen vertraut“ geweſen, doch keineswegs zu den ſächſiſchen Humaniſten gerechnet werden.

Den Anhang endlich bilden Briefe und Aktenſtücke; einige ſchon gedruckt: Briefe des Valentin Kraus und ein Geleitsbrief Melanchthons; andere ungedruckt: Beſchlüſſe aus dem älteſten Biſtritzer Ratsprotokoll 1532—1541, gegen den Aufwand und das tolle Treiben bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Feſtlichkeiten. Ausdrücke wie die folgenden: neque corybanticus ille furor, qui hactenus obseivatus est, in triduum usque prorogetur zeigen, daß die humaniſtiſche Ausdrucksweiſe auch in Ratsprotokolle ihren Eingang gefunden hatte.

Auch über die Lokalgeſchichte des Humanismus im übrigen, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, eigentlichen Deutſchland ſind einzelne Arbeiten vorhanden.

Die eine handelt von einer der Centralſtätten des Geiſtes- und Handelslebens am Ausgang des Mittelalters, von Augsburg[1]). Wer von Augsburg zur Humaniſtenzeit redet, der darf ſelbſtverſtändlich Conrad Peutinger, den bedeutendſten Augsburger Humaniſten nicht übergehen; der Verfaſſer der vorliegenden Schrift aber verzichtet darauf eingehend von ihm zu reden und begnügt ſich damit, über ihn und über manchen ſeiner freilich weniger hervorragenden Landsleute, Golſenbrot, Sigmund Meiſterlin, Ottomar Luscinius (Nachtigall, über welchen jetzt bei Ch. Schmidt, histoire littéraire de l'Alsace das Material trefflich zuſammengeſtellt iſt; über ſeine Schwankſammlung oben S. 271), Veit Bild, Faber einige ſorgfältig geſichtete, aus den Quellen geſchöpfte Notizen zu geben. In gleich ſorgfältiger Art iſt auch der Hauptabſchnitt der Schrift über Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden gearbeitet. Eine kurze Notiz über den Genannten habe ich in der Allg. Deutſchen Biographie I, S. 79 gegeben; Lier gibt eine ſehr ausführliche, recht anziehende Schilderung von Leben und Wirken dieſes Mannes nach den gedruckten Quellen, hauptſächlich nach ſeinen von Heumann herausgege-

1) Der Augsburgiſche Humaniſtenkreis mit beſonderer Berückſichtigung Bernhard Adelmanns von Adelmannsfelden von H. A. Lier. Separat-Abdruck aus der Zeitſchrift des Hiſtoriſchen Vereins für Schwaben und Neuburg. VII. Jahrg. 1. Heft.) Augsburg 1880, 43 S. in 8°.

Digitized by Google

benen Briefen mit Heranziehung ſeiner von mir und Anderen überſehenen Briefe von und an Bohuslaus von Haſſenſtein. Sonderlich viel Neues erfährt man aus der Abhandlung allerdings nicht, doch gibt ſie auch keinen Anlaß zu kritiſchen Ausſtellungen. Ein paar Kleinigkeiten kann ich hinzufügen. In der Baſler Bibliothek habe ich zwei Briefe des Bernh. Adelmann an Kapito vom 3. und 30. März 1521 gefunden, die auf eine ſehr innige Verbindung beider ſchließen laſſen. In dem erſten teilt der Briefſchreiber mit, daß Oekolampads Urteil über Luthers Sache verbreitet werde; wie es ins Publikum gekommen ſei, wiſſe man nicht; satanas noster Eccius habe ihn deswegen zu moleſtiren gewagt. Er bittet um Nachrichten über Erasmus und erzählt, daß Eck neulich das Paradoxon vorgebracht habe, quod non sit onerosa confessio. In dem letztern gibt er ſeiner Freude Ausdruck, daß er endlich gute Nachrichten von Capito erhalten und den mitgeſendeten Brief an Oekolampad für den er beſtimmt geweſen ſei, ſofort überſchickt habe. Endlich erwähne ich eine Stelle aus dem Schriftchen der Argula von Grumbach: „Ein chriſtennliche ſchrifft einer erbaren frawen vom adel“ 1523 (b 1a), in der es nach heftigen Ausdrücken gegen die Geiſtlichen, welche trotz ihrer großen Einkünfte nichts thun, heißt: „Der Freyberger Pfarrer zu Voburg hat mehr denn achthundert guldein von pfründen vnd thut ein gantz jar kein predig, Wat hat dann heer Bernhart Artzt zu Eyſtet?“ Sollte damit nicht Bernhard Adelmann gemeint ſein? Daß er mit Eichſtädt in Beziehungen ſtand, wiſſen wir; ſollte er ſich nun in ſeinen letzten Jahren (er ſtarb am 16. Dez. 1525), nachdem er von Eck in die Luther verdammende Bannbulle aufgenommen worden war, der Medizin zugewandt haben und nun von der geſinnungseifrigen proteſtantiſchen Frau als ein gerade wegen ſeiner Überzeugungen Leidender, Unbelohnter den trotz ihrer Unthätigkeit reich bezahlten Prieſtern gegenübergeſtellt worden ſein?

Wie in der Lierſchen Schrift Augsburg, ſo ſpielen in den zwei folgenden Schriften elfäſſiſche Städte die Hauptrolle [1]). Sie ſind beide nicht ſehr bedeutend. Wollte Strüvers Diſſertation [2]) wirklich „ein Beitrag zur Kulturgeſchichte des Mittelalters“ ſein, wie ihr Nebentitel beſagt, ſo hätte ſie weit mehr als ſie dies thut, von dem gelehrten Treiben der Männer, die an der Spitze der Schlettſtadter Schule ſtanden, reden müſſen. Von Sapidus Schriften z. B. werden die Epigramme nur genannt, nicht beſprochen, ſein Drama nicht einmal erwähnt. Die Ausführung über Dringenberg (S. 21 fg.) iſt verkehrt, der Verf. verkennt, daß es ſich bei Dr. und im deutſchen Humanismus überhaupt bei dem Kampfe zwiſchen Theologie und Poeſie nicht um eine mehr oder minder freie Auffaſſung der humaniſtiſchen Studien, ſondern um die Exiſtenzberechtigung der einen oder der andern Richtung handelt. Löblich iſt die chronologiſche Unterſuchung (S. 39) und empfehlenswert der Hinweis auf die im Schlettſtadter Archiv aufbewahrten Verordnungen der ſtädtiſchen Behörde über die Schule und auf die Eide der Schulmeiſter die hier aus ſpäterer Zeit, zum erſten Male benutzt und teilweiſe abgedruckt ſind.

1) Hier müſſte vor allen Dingen das ausgezeichnete Werk von Charles Schmidt: Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe sicle. 2 vols. Paris, librairie Sandoz et Fischbacher 1879 erwähnt und beurteilt werden. Aber da ich demſelben bereits in den Gött. gel. Anz. 1880 St. 5 eine ſehr ausführliche — und wie das treffliche Werk verdient, durchaus lobende — Beſprechung habe zu teil werden laſſen, ſo könnte ich das dort Geſagte nur wiederholen. Überdies iſt das genannte Buch ſo ſehr im Gebrauche aller derer, die ſich mit dieſen Studien beſchäftigen, daſs eine ſo verſpätete Recenſion wenig am Platze wäre.

2) Die Schule von Schlettſtadt. Leipziger Diſſertation 1880.

Digitized by Google

Stöbers kleine Schrift [1]) — ein Sonderabdruck aus dem Express de Mulhouse — iſt deswegen an dieſer Stelle zu nennen, weil es ein Facſimile des Bücherzeichens (ex-libris) des Conrad Wolfhart aus Ruffach (Lycosthenes Rubeaquensis, 1518—1561) enthält und weil es von Bücherzeichen, aus ſpäterer Zeit, d. h. von Namenseinzeichnungen und Inſchriften verſchiedener Art ſeitens der Beſitzer redend ſich vielfach mit Inſchriften in Büchern des 16. Jahrhunderts beſchäftigt. Über Wolfhart handelt der Verfaſſer S. 29ff., doch ohne beſondere Genauigkeit. W. war ein ſehr frommer Mann, die Umſchriften ſeines Wappens beweiſen dies. Die erſte lautet: Incertum cum sit quo loco te mors expectet, tu eam omni loco expecta; die zweite: Omnem crede diem tibi diluxisse supremum; die dritte: Memorare novissima in omnibus operibus tuis et nunquam peccabis. — Intereſſant iſt die Mitteilung des Verfs., daß es bereits fervents collectioneurs d'ex-libris gibt; auf was nicht alles die Sammelwut verfällt! —

Sehr viele einzelne Humaniſten haben Monographien erhalten. Dieſelben ſeien hier nach den Geſchilderten in alphabetiſcher Reihenfolge aufgezählt. Den Reigen eröffnet Rudolf Agricola. Nicht eine Schilderung ſeiner wiſſenſchaftlichen Verdienſte und Leiſtungen, ſondern die Darſtellung ſeiner Perſönlichkeit hat F. v. Bezold [2]) in einer anmutigen kleinen Schrift verfaßt. Agricolas Ausbildung der Perſönlichkeit, ſeine geiſtige und phyſiſche Entwicklung, ſeine Kenntnis der Muſik, ſeine Würdigung der Kunſt und ſeine Stellung zu derſelben, ſeine Neigung zur Pädagogik, ſeine Abneigung von jeder abhängigen Stellung, ſeine Liebe zu Deutſchland, ſeine Sehnſucht nach Italien, dies alles wird in hübſcher flüſſiger Darſtellung, mit knappen Hinweiſungen auf die Quellen geſchildert.

An die anmutige allgemeine Darſtellung Agricolas ſchließt ſich eine gelehrte, ſehr ins Einzelne gehende Unterſuchung über zwei Abſchnitte aus dem Leben des Joh. Rhagius Aeſticampian an [3]). Bisher waren die einzelnen Ereigniſſe des Lebens desſelben ſehr ins Dunkel gehüllt; durch Benutzung handſchriftlicher Quellen, der Krakauer und Leipziger Matrikelbücher und der urkundlichen Quellen der letztern Univerſität, vor allem durch Ausbeutung der ſeltenen Druckſchriften Aeſticampians hat Bauch über viele bisher unklare Punkte Sicherheit und Klarheit verſchafft. Danach iſt Joh. Rack aus Sommerfeld (Rhagius Aeſticampianus) 1457 geboren, 1491 in Krakau immatrikulirt, wurde dort durch Celtes gefördert, mit dem er auch weiter in Verbindung blieb. 1499 zog er in Gemeinſchaft mit Vincentius Longinus nach Italien, verweilte vornehmlich in Bologna, erſchien 1501 in Baſel, lebte einige Jahre in Mainz, in beſonderer Intimität mit Dietr. Greſemundt, trat auch mit den Straßburgern in Beziehung und beteiligte ſich an dem Streite Wimpfelings mit Murner, durchaus als Geſinnungsgenoſſe des Erſtern. 1506 nimmt er an der Eröffnung der Frankfurter

1) Petite revue d'ex-libris alsaciens par Auguste Stoeber. Avec un facsimile de C. Wolfhardt, dit Lycosthènes de Rouffach 1518—1561. Mulhouse Typographie veuve Bader et Comp. 1881. 42 S. 8°.

2) Rudolf Agricola, ein deutſcher Vertreter der italieniſchen Renaiſſance. Feſtrede zur Vorfeier des Allerhöchſten Geburts- und Namensfeſtes S. M. des Königs Ludwig II., gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akad. der Wiſſenſchaften zu München am 25. Juli 1884 von Friedrich v. Bezold a. o. Mitglied der hiſtoriſchen Klaſſe der k. Akad. München 1884. Im Verlag der k. b. Akademie. 20 S. in 4°.

3) Johannes Rhagius Aeſticampianus in Krakau, ſeine erſte Reiſe nach Italien und ſein Aufenthalt in Mainz von Guſtav Bauch. — Die Vertreibung des Johannes Rhagius Aeſticampianus aus Leipzig. Nach aktenmäſsigen Quellen. Von demſelben. Archiv für Litteraturgeſchichte XII, 1884. S. 321—370, XIII, S. 1—33.

Digitized by Google

Univerſität teil und lehrt einige Zeit an derſelben. 1508 iſt er in Leipzig, von wo er ſich 1511 auf Univerſitätsbeſchluß entfernen muß. Den Proceß gegen die Leipziger Univerſität führte er von Rom aus fort, ohne Erfolg; ein kleines Nachſpiel des Proceſſes mußte er bei einer ſpätern gelegentlichen Durchreiſe durch Leipzig erleben. Von Leipzig war er nämlich nach Italien gegangen; von dort aus hatte er in Köln ein Unterkommen geſucht, aber infolge der Leipziger Tradition nicht gefunden, auch in Erfurt war er kurze Zeit, 1517 wurde er in Wittemberg angeſtellt, und ſtarb dort am 31. Mai 1520. Bauchs Unterſuchung iſt ſehr gründlich und fleißig, nur erſpart ſie dem Leſer kein noch ſo geringfügiges Detail. Nur über die Vertreibung aus Leipzig wüßte man gern mehr, aber die Quellen laſſen im Stich; Thatſache bleibt, daß Aeſt. eben wegen ſeiner humaniſtiſchen Geſinnung, wegen ſeines Auftretens wider die Scholaſtik und die Theologen Leipzig verlaſſen mußte; es bleibt ſehr beachtenswert, daß ein Brief aus den epistolae obscur. vir., deren Angaben man jetzt von gewiſſer Seite als übertrieben hinſtellt, durch urkundliche Mitteilungen volle Beſtätigung erhält. Sehr dankenswert iſt ferner die eingehende Betrachtung von Aeſticampians bisher ganz unbeachtet gebliebenen Epigrammata, die mancherlei Material für das Leben des Dichters enthalten, und die Heilige rühmen, Gönner verherrlichen, Schüler preiſen, Geliebte anſingen, in einer Weiſe, die zwiſchen humaniſtiſcher Phraſe und wirklichem Gefühl bedenklich einherſchwankt. Auch die Excurſe über den ältern Krakauer Sommerfeld, dort ſeit 1479, der häufig mit dem unſrigen verwechſelt worden iſt, über die wenig bekannten und doch bemerkenswerten Humaniſten Theod. Greſemundt und Joh. Huttichius ſind ſehr zu rühmen.

Bonifazius Amerbach (1495–1562) führt faſt aus der Zeit des Humanismus heraus, wenigſtens aus der lebenskräftigen Periode desſelben. Das Leben der Amerbachſchen Familie iſt häufig beſchrieben worden, Familienbriefe in deutſcher und lateiniſcher Sprache, ſind mannigfach edirt. Der neueſte Biograph benutzt geſchickt das bekannte Material; ob einzelne Briefe z. B. der des Bonifacius an ſeinen Famulus Wytbrecht Schießer bisher ungedruckt waren, vermag ich nicht zu ſagen. Die Biographie verzichtet auf wiſſenſchaftliches Detail, ſie will nur eine allgemein verſtändliche Darſtellung geben; ſie redet faſt nur von den perſönlichen Verhältniſſen des Geſchilderten und geht auf ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, auf ſeine geiſtige Bedeutung faſt gar nicht ein. Vortrefflich iſt der beigegebene Lichtdruck nach Holbeins Bild des Amerbach aus dem Jahre 1519[1]).

Mit Aeſticampians, des kurz vorher Beſprochenen, Schickſal iſt das des Hermann vom Buſche nahe verwandt; auch er hat, teilweiſe an denſelben Stätten wie jener wegen ſeiner humaniſtiſchen Geſinnung zu leiden gehabt.

Lieſſems Arbeit über Buſch[2]) iſt eine völlige Umarbeitung ſeiner lateiniſchen Diſſertation, die vor nun beinahe 20 Jahren (Bonn 1866) erſchienen iſt. Seitdem war über Buſch nichts Selbſtändiges veröffentlicht worden; gelegentlich hatte ich auf ihn hingewieſen Allg. d. Biogr. III, 637–640 und Renaiſſance und Humanismus S. 425 ff. und passim. Lieſſem giebt genaue Nachweiſe aus den Quellen. Er verweilt nicht lange bei den Lebens-

1) Bonifacius Amerbach von Emanuel Probſt 62. Neujahrsblatt herausgegeben von der Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1884. Baſel Buchhandlung von Fritz Waſſermann. 1883. 26 S. in 4°.

2) Hermann von dem Buſche. Sein Leben und ſeine Schriften. Erſter Teil von Dr. Herm. Joh. Lieſſem, Gymnaſialoberlehrer. Abhandlung im Programm des Kaiſer-Wilhelm-Gymnaſiums zu Köln. Oſtern 1884. Druck von J. P. Bachem in Köln. 26 S. in 4°. Die Fortſetzung iſt Oſtern 1885 erſchienen, mir bisher aber noch nicht zugänglich geworden.

Digitized by Google

nachrichten. Schon S. 3 ſpricht er von Buſchs erſter Gedichtſammlung. Die Behandlung dieſer erſten Sammlung iſt zu bibliographiſch. Beſſer werden die ſpäteren Sammlungen bedacht, aber auch hier teilt der Verfaſſer mehr kürzere oder längere Proben mit, als daß er eine eingehende Charakteriſtik der Gedichte verſucht. Die philologiſchen Studien Buſchs werden ausführlich behandelt; beſonders wichtig iſt der Hinweis auf die Argumente zu den Punica des Silius Italikus, die ſich in einer Karlsruher Handſchrift finden; aber auch hier wieder mehr bibliographiſche Anführung als fachliche Behandlung. Der Abſchnitt über die Epigrammenſammlung, welche Perſonen und Zuſtände der Leipziger Univerſität ſchildert, iſt ſehr gut; nur war die faſt ſpaltenlange Aufzählung (A. 84) der in der Sammlung genannten Perſonen wohl überflüſſig. Dagegen wäre eine ausführliche Charakteriſtik des Lobgedichts auf Leipzig oder wenigſtens eine Verweiſung auf meine Darſtellung (Renaiſſance S. 472) am Platze geweſen. Die Abhandlung ſchließt mit der Meldung, daß Buſch nach mancherlei Irrfahrten ſeine Blicke wieder nach Köln wandte, alſo mit der Andeutung desjenigen Abſchnittes in ſeinem Leben, der für die Geſchichte des deutſchen Humanismus von hervorragendem Intereſſe iſt. Es wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer bald zur Darſtellung auch dieſes Teils gelangte. Seine Kenntnis des Stoffs iſt eine hervorragende, ſein Urteil ruhig und objektiv. Nur müßte bei den Schriften die bibliographiſche Beſchreibung, ſo wichtig ſie auch iſt, ſich nicht zu ſehr hervordrängen.

Celtes erwartet noch ſeinen Biographen; in ſeinen ihm gewidmeten Artikeln will F. v. Bezold [1]) ihn typiſch faſſen, auf Grund der ausführlichen und naiven Selbſtbekenntniſſe, wie ſie uns in ſeinen Schriften vorliegen, den Heros neuklaſſiſcher Kultur, den Dichter-Philoſophen zur Darſtellung bringen. Dieſe Abſicht hat er trefflich ausgeführt. Als Hauptcharakterzüge des C. ſchildert er die Sehnſucht nach Unſterblichkeit, die Verehrung der Dichtkunſt und die Verfolgung der Poetaſter, Wanderluſt und Leichtſinn, die innegehabte Stellung raſch aufzugeben. Das Verſtändnis für höhere Weiblichkeit iſt bei dem Dichter überwuchert durch laſcive und cyniſche Erotik, die aber nicht wie bei anderen Dichtern blos den Alten nachgeahmt iſt, ſondern von den eigenen Erlebniſſen desſelben ihre Nahrung erhält. Celtes Liebe zur Kunſt zeigt ſich 1. in ſeiner Pflege der Muſik, 2. in ſeiner Hinneigung zu dramatiſchen Aufführungen, ſeinem Stücke ludus Dianae, „einem Zeitbild von Glanz und Leben", 3. ſeiner Einwirkung auf Malerei und Holzſchnitt (letzteres in den Ausgaben ſeiner Werke). 4. ſeinen eignen künſtleriſchen Darſtellungen, ſowohl ſeiner Schilderung der Frauenſchönheit, wobei „Anſätze zur Bildung eines künſtleriſchen Ideals" bemerkbar ſind, als auch ſeinen Reiſebeſchreibungen, in denen Freude am Ausſchmücken, Luſt am Fabuliren ſich zu erkennen gibt und dem lebhaften Sinn für Naturgenuß und landſchaftliche Schönheit. — Beſonders ausführlich wird die philoſophiſche Anſchauung des Celtes beſprochen, ſein Streben nach naturwiſſenſchaftlicher Erkenntnis, ſeine Unklarheit, die ihn veranlaßt bald gegen die Aſtrologie aufzutreten, bald einen förmlichen Planetencultus zu treiben; ſeine religiöſen Skrupel, die ſich beſonders in der Beantwortung der Fragen: Gibt es einen Gott? Sind wir frei? Sind wir unſterblich? offenbaren. Seine politiſche Geſinnung iſt: einerſeits lebhafte Hoffnung auf den Kaiſer, Patriotismus, der ihn zur Erforſchung der Vergangenheit und zur Verkün-

1) Conrad Celtes, „der deutſche Erzhumaniſt" von F. v. Bezold in: Hiſtoriſche Zeitſchrift Bd. 49. (N. F. 13) München und Leipzig 1883. S. 1—45, 193—228.

Digitized by Google

digung einer ſchönern Zukunft Deutſchlands anregt, andererſeits Abneigung gegen die Fürſten, obwohl eine bewußte Feindſchaft gegen die höheren Stände ſich nicht zeigt und Abwendung von dem Pöbel; das ſtädtiſche Weſen zieht ihn am meiſten an. Sehr bemerkenswert iſt ſein Intereſſe an wirtſchaftlichen Fragen: C. ſucht ſich die Bedeutung der Einzelerſcheinungen des wirtſchaftlichen Lebens unbefangen klar zu machen. Gern aber flüchtet er aus den geordneten modernen Staaten zu den Naturvölkern; den Bewohnern Lapplands gilt ſeine Neigung; im Hinblick auf ſie preiſt er das Glück der Unkultur. — Bezolds Arbeit, von der im Vorſtehenden nur ein kurzer Abriß gegeben werden konnte, iſt eine geiſtvolle, durchaus aus den Quellen geſchöpfte, trefflich geſchriebene Studie. Es wäre zu wünſchen, daß ſie denen, die deutſchen Humaniſten eine Monographie widmen wollen, zum Muſter diente und ihnen zeigte, daß man einen Schriftſteller nicht dadurch würdigt, daß man mit peinlicher Genauigkeit ſeine Lebensdaten aufzählt, ſondern daß man ſich verſtändnisvoll in ſeine Werke verſenkt und ein Bild ſeines geiſtigen Lebens zu entrollen bemüht iſt.

Wie Buſchs Name mit der Geſchichte der Kölner, Celtes' Name mit der Geſchichte der Wiener ſo iſt mit der Geſchichte der Erfurter Univerſität der Name des Johann Crotus aufs Engſte verknüpft. Es iſt nicht wohlgethan, ihn, wie Einert[1]) dies in der ihm gewidmeten Schrift gethan hat, als Johann Jäger zu bezeichnen und noch weniger ihn als einen „Jugendfreund Luthers“ zu charakteriſiren — denn nicht darin beſteht Crotus' eigentliche Bedeutung. Letzteres erhält nur einen Schein von Berechtigung dadurch, daß die Schrift zum Luther-Jubiläum beſtimmt war. Einerts Abſicht iſt, die Perſönlichkeit und den Kreis des Crotus weiteren Kreiſen bekannt zu machen. Dieſer Zweck iſt gewiß erfüllt: Der Verf. gibt eine anmutige, aus den Quellen z. B. der Mutianſchen Handſchrift geſchöpfte Schilderung; ſehr hübſch iſt Mutian und ſein ganzer Kreis, das Verhältnis des Crotus zu Hutten und Luther dargeſtellt; mit der Erzählung von der Begrüßung des Letztern in Erfurt ſchließt ſtimmungsvoll die kleine Schrift. Annehmbar iſt die Vermutung (S. 45), daß Crotus den ſcharfen Dialog: „Pasquill und Merkur“ verfaßt habe; der Dichter einzelner Diſtichen desſelben bezeichnet ſich nämlich als Rubinus d. h. Rubeanus, wie der Beiname des Crotus lautet. Über die Dunkelmännerbriefe hätte man etwas mehr erwartet; da Einert annimmt, daß Crotus an der Abfaſſung der Briefe hauptſächlich beteiligt war, ſo hätte eine Charakteriſtik der Briefe gegeben werden müſſen, auch die Unterſuchung über die Autoren mußte ſchärfer geführt werden. Daß der Verf. S. 51 von „einem gewiſſen Pomponatius“ ſpricht, iſt eine große Reſpektloſigkeit gegen den hochberühmten Philoſophen Pietro Pomponazzo, den Bekämpfer der Unſterblichkeit, einen der hervorragendſten Denker der Renaiſſancezeit.

Johannes Faber[2]) hat in A. Horawitz einen kenntnisreichen Biographen gefunden, der in einem mehr als ein Drittel der Schrift einnehmen-

1) Johann Jäger aus Dornheim, ein Jugendfreund Luthers. Von Profeſſor E. Einert. Erſter Teil. Feſtſchrift zum 10. November 1883 herausgegeben vom Verein für thüringiſche Geſchichte und Altertumskunde. Jena, Guſtav Fiſcher 1883. VI und 67 S. in 8°.

2) Johann Heigerlin (genannt Faber), Biſchof von Wien, bis zum Regensburger Convent. Von Dr. Adalbert Horawitz, correſp. Mitgliede der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften. Wien, 1884, in Kommiſſion bei Carl Gerolds Sohn. 140 S. Lex.-8°. (Aus dem Jahrgange 1884 der Sitzungsberichte der phil.-hiſt. Klaſſe der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften. [CVII. Band. 1. Heft. S. 83] beſonders abgedruckt).

Digitized by Google

den Anhange Aktenſtücke aus der Vadiana, der Simlerſchen Sammlung zu Zürich und dem erzbiſchöflichen Archive in Freiburg i/Br. abdruckt, Briefe von, an und über Faber und Regeſten von Urkunden, die ſich auf ihn beziehen. (Außerdem ſind ungedruckte Materialien aus dem Wiener Staats- und fürſtbiſchöflichen Archiv, ſowie aus der Wiener Hofbibliothek benutzt). Unter den Briefſchreibern und Adreſſaten befinden ſich folgende, die zugleich den Kreis bezeichnen, in welchem Faber lebte und wirkte: Ambroſius und Thomas Blaurer, Phil. Engentinus, Wilh. de Falconibus (Falcono), Ottomar Luſcinius, Joach. Vadian, Ulrich Zwingli. Faber iſt 1478 geboren; in der vorliegenden Schrift wird ſein Leben bis 1524 behandelt. Die Darſtellung iſt etwas zu breit. Unwichtiges wird mit ungehöriger Ausführlichkeit behandelt, auch der häufige Abdruck von Briefſtellen, die im Anhang nochmals abgedruckt werden, iſt nicht zu billigen. Ferner iſt die Darſtellung nicht objektiv genug: eine gewiſſe Animoſität gegen Faber macht ſich bemerkbar, eine Stimmung, die mir für den Biographen noch ungeeigneter erſcheint, als die Voreingenommenheit für den Helden. Auch die Einteilung iſt nicht immer zutreffend: ſo hätte § 6, (die ſpäteren Ausgaben des Malleus) unmittelbar an § 4 angeſchloſſen werden müſſen, der dieſe Hauptſchrift Fabers „gegen die neuen und von der chriſtlichen Religion durchaus abweichenden Meinungen Luthers“ behandelt. Von den 11 Paragraphen, in welche die Darſtellung zerfällt, gehört im Grunde nur der erſte in unſern Zuſammenhang; die übrigen behandeln die Kämpfe mit Luther und Zwingli, die Streitigkeiten der eigentlichen Reformationszeit; nur der erſte gibt ein Bild aus der Humaniſtenzeit. Hier folgt man dem kundigen und gewandten Führer gern, der mit gründlichſter Kenntnis ausgeſtattet, einen intereſſanten Gegenſtand klar und lichtvoll zu behandeln weiß.

Petrus Lotichius secundus oder der Jüngere [1]), wie er zum Unterſchiede von einem ältern gleichnamigen, ſeinem Onkel, genannt wird, geboren 1528, geſtorben 1560, gehört ſchon den Nachzüglern des Humanismus an. Er iſt zwar ein gewandter lateiniſcher Dichter, in ſeinen Verſen vielleicht weniger phraſenhaft und conventionell als die erſten Humaniſten; aber er hat ein beſtimmtes Fach ſtudirt, Botanik und Medicin, dem in höherm Grade als den eigentlichen Humaniora ſeine Hauptneigung gilt. Lotichs Leben und Wirken iſt mehrfach behandelt worden — ward ihm doch neuerdings ein Roman gewidmet —; Ebrard kennt und benutzt nur, außer Lotichs Werken, die Biographie, welche L's. Freund, Joh. Hagen, 1584 veröffentlichte. Nun iſt aber dieſe Biographie chronologiſch recht verwirrt und der Verf. muß mancherlei kleine Unterſuchungen anſtellen, um dem Wirrwarr zu entgehn; ſchon daraus hätte ſich die Notwendigkeit ergeben ſollen, näher auf die Quellen einzugehen, nach Briefen zu forſchen. Ebrard's Biographie lieſt ſich ganz gut; wäre nur das Novelliſtiſche mehr vermieden; Capitelüberſchriften, wie: „Der Galgen in Sicht; Liebesglück und Trauer“, ſind mindeſtens unſchön. Die Beurteilung der poetiſchen Leiſtungen des Helden iſt nicht ſelten übertrieben, z. B. wenn eine ſeiner Elegieen (S. 35) „unſtreitig zu dem reizendſten“ gerechnet wird, „was je gedichtet worden“. Zur Würdigung der Schlußworte der Biographie: „Und wenn es köſtlich geweſen, iſt es Müh' und Arbeit geweſen. Aber köſtlich wars“, geht mir das Verſtändnis ab. Der Hauptteil des Buches beſteht aus einer Auswahl

1) Peter Lotich der Jüngere. Sein Leben und eine Auswahl ſeiner Gedichte metriſch ins Deutſche übertragen. Von Dr. Aug. Ebrard. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1883. IV und 138 S.

Digitized by Google

von Lotichs Gedichten. Dieſe Auswahl iſt verſtändig getroffen und die Überſetzungen ſind geſchickt. Die Gedichte werden in 5 Bücher geteilt. Das erſte Buch enthält Jugendlieder, das zweite Gedichte aus der Soldatenzeit, das dritte Buch iſt den in Frankreich, das vierte den in Italien, das fünfte den während der letzten Lebensjahre in Heidelberg entſtandenen Liedern gewidmet. Was der Anhang: „Die Kunſt des deutſchen Hexameters“ ſoll, vermag ich nicht zu ſagen; er ſieht wie eine Verteidigung der Überſetzungsverſuche des Herausgebers aus, ſteht aber jedenfalls an unpaſſendem Orte.

Schon früher, bei Erwähnung der Analyſe einer lateiniſchen Schulkomödie (oben S. 271) war von der Bedeutung des lateiniſchen Dramas der ältern und jüngern Humaniſtenzeit die Rede. Hier iſt darauf hinzuweiſen, daß die Beſchäftigung mit dieſen Dramen — die, wie beiläufig bemerkt werden ſoll, in ihrem poetiſchen Wert nicht ſelten überſchätzt werden — und den Dramatikern neuerdings auf Scherers Anregung eine ſehr lebhafte geworden iſt. Die „Allg. deutſche Biographie“ enthält eine Reihe wertvoller, dieſen Dramatikern gewidmeter Artikel. Um nicht durch Aufzählung aller einzelner zu ermüden, will ich nur einen der zuletzt erſchienenen erwähnen, der zugleich einer der ausführlichſten Artikel und einem der bedeutendſten Dramatiker, Georg Macropedius, gewidmet iſt [1]). Jacoby hat ſeine Lebensdaten, 1475—1558, ſoweit ſich dies nach der unſichern Überlieferung thun läßt, zuſammengeſtellt, ſeine dichteriſche Bedeutung dargelegt und ſeine einzelnen Stücke behandelt. Sehr wichtig iſt die Abhängigkeit des Macr. von Reuchlin, ſein Bekenntnis: is me primus excitavit. Si praeter eum alii ante me scripserint, nescio; hoc scio quod alios non viderim. Von einzelnen Dramen werden Aſotus, Rebelles, Hecaſtus, Lazarus, Joſeph ausführlich behandelt; kürzer die Poſſenſpiele Aluta, Andrisca, Baſſarus. Die Darlegung iſt ſehr gut, der Hinweis auf die Quellen und Bearbeitungen ungemein lehrreich. — Unter den Schülern des M. hätte Cornelius Valerius, Profeſſor des Lateiniſchen am Coll. Buslidianum zu Löwen genannt werden können.

Weit bedeutender als die zuletzt erwähnten Männer hat Joh. Murmellius in die humaniſtiſche Geiſtesbewegung eingegriffen; der ihm gewidmeten ausführlichen Schrift muß daher auch eine eingehendere Betrachtung zu teil werden. Der Verfaſſer derſelben D. Reichling hatte bereits im Jahre 1870 ein lateiniſches Schriftchen unter dem Titel: De Johannis Murmellii vita et scriptis herausgegeben, das ſ. Z. auch von mir in den G. G. A. 1871 St. 31, beſprochen wurde; die vorliegende Arbeit [2]) iſt aber nicht etwa nur eine deutſche wenig veränderte Wiedergabe jener lateiniſchen Schrift, ſondern ein vollkommen ſelbſtändig, auf Grund eines von vielen Seiten zuſammengebrachten, bisher wenig bekannten Materials bearbeitetes Werk. Die Daten des äußern Lebens erhalten durch Reichling eine neue Beleuchtung; namentlich wird die ſchon von den Zeitgenoſſen erhobene Verdächtigung, daß Gerhard Liſtrius, ein Humaniſt, der durch ſeine gelehrten Commentare zu Werken der Claſſiker und zeitgenöſſiſchen Schriftſteller nicht ohne Verdienſt iſt, an dem frühen Tode des Murmellius ſchuld ſei, durch mancherlei neue Gründe beſtärkt. Bei der Unterſuchung über die

1) Von Daniel Jacoby, Allgemeine deutſche Biographie Bd. XX, S. 19—28, auch in einem Separatdruck. 10 S.

2) Johannes Murmellius. Sein Leben und ſeine Werke. Nebſt einem ausführlichen bibliographiſchen Verzeichnis ſämtlicher Schriften und einer Auswahl von Gedichten. Von Dr. D. Reichling, Gymnaſiallehrer in Heiligenſtadt. Herausgegeben mit Unterſtützung der Görres-Geſellſchaft. Freiburg/Br. 1880. Herderſche Verlagsbuchhandlung. XIX und 184 S.

Digitized by Google

Lebensereigniſſe, wird noch das große für die Geſchichte des weſtfäliſchen Humanismus hochwichtige Werke Hamelmanns, eines Weſtfalen, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts ſchrieb, vielfach benutzt und in ſcharfer, vielleicht manchmal nicht ganz tendenzloſer Kritik in ſeiner Schwäche dargelegt.

Die Werke des Murmellius erhalten hier zum erſten Male eine gründliche umſichtige Darlegung ihres Inhalts und Beurteilung ihres Wertes. Dieſe Werke ſind teils philologiſch, teils pädagogiſch, teils dichteriſch, es genüge an dieſer Stelle, ein Wort von den pädagogiſchen Arbeiten zu ſagen. Murmellius iſt ein frommer Pädagoge; er ſtellt das Wiſſen nicht über den Glauben und die Sitten; „nichts iſt verderblicher als ein gelehrter und dabei ſchlechter Menſch“ oder „Nicht wiſſen iſt beſſer als mit Schuld lernen“, lauten ſeine Sätze; er eifert für die Theologie, wenn auch gegen die Theologen und bekennt ausdrücklich, daß er in allen ſeinen Schriften nichts billige „was nicht von der römiſchen Kirche beſchloſſen und angenommen ſein werde.“ Seine zahlreichen pädagogiſchen Schriften, im Ganzen 25, erfreuten ſich der beſten Aufnahme; gibt es doch eine, welche in 77 Auflagen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts verbreitet war. Drei Unterrichtsſchriften verdienen eine kurze Erwähnung, die erſte, das Enchiridium scholasticorum, welche bei der Unterſuchung, ob öffentlicher oder Privatunterricht vorzuziehen ſei, für den erſtern ſich entſcheidet, betont die Notwendigkeit des Lernens auch für die Fürſten, feiert die ſegensreiche Erfindung der Buchdruckerkunſt und gewährt nur ungern Italien den geiſtigen Primat, gibt Vorſchriften über die Pflichten der Lehrer und Schüler, legt auf die körperliche und moraliſche Ausbildung hohen Wert und verfucht eine Methodik des Unterrichts. Zunächſt fordert der Autor das Erlernen der Grammatik, ſodann eine vielſeitige Beſchäftigung mit der Dichtkunſt; die Dialektik diene zur Schärfung des Verſtandes und ſei nichts als eine Vorbereitung zur Philoſophie, der Schulunterricht ſei nur eine Vorſtufe zum Studium der Wiſſenſchaften, unter denen der Theologie der Ehrenplatz eingeräumt wird. Die zweite, pappa puerorum, iſt hauptſächlich ein Übungsbuch für deutſche Knaben zum Erlernen der lateiniſchen Sprache; zu dieſem Zweck ſtellt der Verfaſſer ein lateiniſch-deutſches Wörterbuch zuſammen, eine Sammlung der gebräuchlichen Sprüchwörter, ferner der hauptſächlichſten Sitten- und Anſtandsregeln und teilt eine Reihe von Geſprächen zwiſchen zwei Schulknaben mit. In dieſen Geſprächen nun, die gleichfalls in lateiniſcher und deutſcher Faſſung gegeben werden, üben ſich, höchſt charakteriſtiſch für die naive Auffaſſung jener Zeit, die zwei Knaben auch im Schimpfen und im Gebrauch von Trinkerredensarten; es mutet eigentümlich an, wenn man die Mahnung des Lehrers vernimmt, der Schüler haben nebulo, veterator, carnifex mit „Lecker, Unflat, henkermäßig Bube“ zu überſetzen oder einem Genoſſen, der das Vorgetrunkene nicht alsbald nachkommen will, entweder die deutſchen Worte: „Ich ſal dit kruysken dich voer den kop werpen“ oder die klaſſiſche Wendung zuzurufen: Nisi tantundem potaris hunc calicem in os tibi impingam. — Die dritte Schrift: Scoparius (Beſen) „gegen die Vorkämpfer der Barbarei und die Verächter der Humanität“ ſoll dazu dienen mit den alten Lehrbüchern der Grammatik und Dialektik aufzuräumen, die wiſſenſchaftlicheren der Humaniſten zu empfehlen, durch ein ſtattliches Verzeichnis der in den letzten Jahrzehnten erſchienenen Ausgaben und Commentare der klaſſiſchen Schriftſteller den Gegnern zu imponiren, unter den zur Schullektüre geeigneten Autoren trotz aller Anfechtungen der mit ihren

Digitized by Google

moraliſchen Sinne Prunkenden auch den Terenz zu empfehlen, beſonders aber die Lektüre der heiligen Schriften zu verlangen.

Die Mitteilungen über dieſe und andere Schriften ſind ſehr gut, die Unterſuchungen über die erſten Drucke, über das Verhältnis der ſpäteren zu den früheren Ausgaben zeigen von großem Fleiß und glücklichem Scharfſinn.

Ein ganz beſonderer Wert der Reichlingſchen Arbeit beſteht in dem Anhange (S. 128—184), der ein fleißig gearbeitetes Regiſter, eine Reihe mit Geſchmack ausgewählter lateiniſcher Gedichte, vor allem aber eine ausgezeichnete Bibliographie der 47 verſchiedenen Schriften, der ſämtlichen Ausgaben derſelben bringt, mit genauer typographiſcher Beſchreibung der erſten Drucke, Andeutung oder Mitteilung ihrer Vorreden, der Widmung und Angabe des Ortes, wo jede einzelne ſich findet. Da einige dieſer Schriften ſehr häufig gedruckt wurden, die eine iſt von 1504 bis 1789 nicht weniger als 77mal aufgelegt worden, ſo war die Mühe, ein ſolches Verzeichnis herzuſtellen, eine ſehr große und verdient die lebhafteſte Anerkennung.

Sogerne nun auch die wiſſenſchaftlichen Vorzüge der Reichlingſchen Arbeit anzuerkennen ſind, ſo darf nicht verſchwiegen werden, daß die ſtark, oft an recht ungeeigneten Orten hervortretende katholiſche Tendenz des Buches höchſt ſtörend iſt. Nach Reichlings Darſtellung wäre Köln die hervorragendſte Univerſität jener Zeit, Ortuin Gratius, über den es einmal heißt: „eine Ehrenrettung des durch die Episc. obscur. vir. zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Mannes habe ich mir als nächſte Aufgabe geſtellt“ [1]) ein trefflicher, nur verkannter Gelehrter und Dichter. Solche Behauptungen ſind indeſſen gänzlich ungeſchichtlich. Ebenſo ungeſchichtlich und von dem Vorwurf der Unredlichkeit nicht frei zu ſprechen iſt der Abſchnitt über die Stellung des Murmellius im Reuchlinſchen Streit. Der Verfaſſer ſtellt zwar die lobenden, ja enthuſiaſtiſchen Ausdrücke zuſammen, welche Murmellius über Reuchlin braucht, verſchweigt auch die Bewunderung nicht, welche dieſer der Streitſchrift des Letztern gegen die Kölner zollte, hat aber kein Wort des Tadels dafür, daß dieſe in den ſpäter von ihnen veranſtalteten Ausgaben der Schriften des Murmellius die lobenden Ausdrücke ſtrichen — das wäre noch verzeihlich — ja ſogar, daß ſie verdammende Ausdrücke gegen die humaniſtiſchen Schriften hineinſetzten, als rührten ſolche von Murmellius her. Auf eine ſolche gegen die Dunkelmännerbriefe gerichtete Stelle habe ich G. G. A. a. a. O. S. 1239 fg. hingewieſen; der Verf. nimmt meine Anſicht, daß auch hier ein Zuſatz der Kölner vorliegt, an, freilich ohne mich zu nennen, fährt dann aber fort: „Indeſſen mag dieſer Zuſatz immerhin der Geſinnung des Murmellius entſprochen haben. Hätte er jemals eine gegenteilige Anſicht kundgegeben, wie würde es Ortuin, ohne ſich bloßzuſtellen, haben wagen können, ihm jene Äußerung in den Mund zu legen?“ Der Verf. hätte ſich ſelbſt ſagen können, daß dieſe Worte inhaltsloſe Deklamationen ſind. Murmellius, der den Ortuin einmal als einen hominem parum dignum qui nominetur bezeichnet, der mit deutlicher Hinweiſung auf die Kölner von einer impudentisima theologistarum turba ſpricht, der Reuchlin den luculentissimus Fumulus nennt, der kann kein Bedenken getragen haben, die Dunkelmännerbriefe zu billigen. Vielleicht kann man auch in dieſem Zuſammenhang auf den merkwürdigen Umſtand aufmerkſam machen, daß

1) Dieſe Ehrenrettung iſt nun erſchienen: Heiligenſtadt, Wilh. Delion 1884, doch iſt ſie mir erſt zugekommen, nachdem das Manuſkript zu vorliegenden Hefte abgeſchloſſen war.

Digitized by Google

ein Sohn des Murmellius, der denſelben Namen wie der Vater führt, nachdem er zuerſt katholiſcher Prieſter in Lüttich geweſen, zum Proteſtantismus überging und eine antipäpſtliche Schrift ſchrieb. Nun weiß ich wohl, daß nicht alle diejenigen Humaniſten, die antigeiſtlich geſinnt waren, ſpäter Proteſtanten wurden und ebenſowohl, daß die Geſinnung des Sohnes nicht notwendig von der des Vater beſtimmt wird, zumal der jüngere Murmellius bei dem Tode des Vaters in ſehr jugendlichem Alter geſtanden haben muß, aber die Thatſache bleibt immerhin der Erwähnung wert und geſtattet, wenn ſie auch keine Gewißheit gibt, doch Vermutungen über die Anſichten des Vaters.

Die katholiſche oder geiſtliche Geſinnung des Verfaſſers zeigt ſich auch in ſeiner allzuſtrengen Beurteilung und Verurteilung des lebensfrohen jüngern Humanismus. Daß Derbheiten in den Schriften desſelben vorkommen, ſei dem Verfaſſer gerne zugegeben, aber wo fänden ſie ſich in den Arbeiten des 16. Jahrhunderts nicht? Gerade die frömmſten Autoren ſchreckten in jener Zeit nicht vor einem kräftigen Ausdruck zurück; und wie will Reichling derartige Schriften bezeichnen, wenn er eine Gedichtſammlung wegen der Überſchriften einiger Gedichte wie: De puella unius amplexu. Adolescens dolet se a puella delusum, Puellam ad rus invitat, Tristatur adolescens quod optato nequit frui ein „von Obſcönitäten ſtrotzendes Buch“ nennt? (S. 20 A. 5). Ich kann wirklich kaum glauben, daß der Verfaſſer die alſo von ihm geſchmähte Sammlung geleſen hat. Sie führt den Titel „Magistri Larentii Corvini Novoforensis viri lepidissimi compendiosa et facilis diversorum carminum structura cum exemplis aptissimis et ad unguem elaboratis et postremo brevibus cognoscendarum syllaborum praeceptis.“ (Ich benutze eine Ausgabe Leipzig 1504 aus der Berliner Königlichen Bibliothek). Das erſte der angeführten Gedichte iſt ein Hinweis auf die berühmten Liebespaare des Altertums, mit traurigem Hinblick darauf, daß die Nacht ſo ſchnell vergeht; das zweite die Klage eines Liebhabers, der mehrfach an der Thür der Geliebten geklopft aber keinen Einlaß erhalten habe, während er doch wirklich vernommen, wie eine Alte dem noch nicht ſchlafenden Mädchen vorgefungen habe; das dritte eine anmutige Schilderung des Landlebens; das vierte eine ſehnſüchtige Bitte, die alte Zeit mit ihren freiern Verkehr der Geſchlechter unter einander möge zurückkehren, nicht ohne die Ahnung, daß eine ſolche Bitte vergeblich ſei. Alle dieſe Gedichte, ſelbſt das letzte, ſind zwar Liebesgedichte, aber ohne jede Spur von Frivolität.

Tadelswert iſt ferner die panegyriſtiſche Tendenz, die das Ganze durchzieht. Einen Satz, wie den der Einleitung: „Als Philologe vielleicht nur einem Erasmus nachſtehend, iſt Murmellius als pädagogiſcher Schriftſteller einem Wimpfeling, als Schulmann einem Hegius vergleichbar, während er als Dichter kaum in Hermann von dem Buſche und Eoban Heſſe ſeines Gleichen hat, kann man nicht unterſchreiben.“ Ähnliche Stellen finden ſich auch ſonſt.

Georg Sauermann, eine bisher ſehr wenig bekannter Humaniſt, hat in G. Bauch einen tüchtigen Biographen gefunden [1]). Auch dieſe Arbeit hat

1) Ritter Georg Sauermann, der erſte adelige Vorfahr der Grafen Saurma von Jeltſch. Von Dr. Guſtav Bauch. Separatabdruck aus der Zeitſchrift für Geſchichte und Altertum Schleſiens Bd. XIX Breslau, Druck von Robert Niſchkowsky. 40 S. 8°. Das genealogiſche Verdienſt des „Ritters“, das in dem Titel unſerer Schrift ausſchließlich hervorgehoben wird, bleibe hier unerörtert.

Digitized by Google

die Vorzüge der früher (S. 283 fg.) erwähnten Bauchſchen Arbeiten: große Kenntnis des Materials, vorſichtige kritiſche Methode, aber ſie teilt auch einen Mangel derſelben, eine etwas zu ſehr ins Breite und Einzelne gehende Darſtellung. G. S. iſt wahrſcheinlich 1492 geboren und 1527, bei der Plünderung Roms durch ſeine Landsleute, geſtorben. Er war ein tüchtiger Humaniſt, bei Kaiſern und Päpſten geehrt. Die höchſten weltlichen und geiſtlichen Würdenträger zeigten ihm ihr Wohlwollen und bewieſen ihm durch Titel und Verleihungen ihre Anerkennung; er vergalt ihnen nach Humaniſtenſitte durch ſchriftſtelleriſche Verherrlichung. Die kleineren Schriften Sauermanns ſind ſehr ſelten, manche haben bisher niemals genügende Beachtung gefunden. Hinzuweiſen iſt auf die Erwähnung S's. als eines Ebenbürtigen in den Schriften bedeutender Männer, des Jovius, Longolius, auf ſeine in Italien und Spanien gehaltenen Reden. Beſondere Beachtung verdient eine überaus ſeltene Schrift, eine Art Manifeſt, das ſich im Namen Maximilians an die Fürſten und Völker Italiens wendet (1518). Man wird dabei erinnert an Huttens Schreiben der Dame Italien an Maximilian und Eoban Heſſes angeblich im Namen des Kaiſers darauf erteilte poetiſche Antwort (Strauß, Hutten 2. Aufl. S. 130 ff. Böcking, Opera Hutteni I, 106—123). Derartige Spielereien liebt die Humaniſtenzeit und man wird ſchwerlich mit Bauch in Sauermanns Manifeſt eine officiöſe Auslaſſung Maximilians zu ſehen geneigt ſein. Hutten hat, wie freilich aus den ebenangeführten Quellen und Bearbeitungen erſichtlich iſt, (vgl. z. B. Strauß S. 136) mit Sauermann in freundſchaftlicher Beziehungen geſtanden; ſpäter aber ſtellte ſich Letzterer (wie Bauch nachweiſt) wie gegen Luther ſo gegen Hutten in entſchiedenſten Gegenſatz. In einer ſeltenen und bisher wenig beachteten Schrift: ad principes christianos de religione ac comuni concordia 1524 eifert er ſehr heftig gegen Luther als den haeresiarcha und tritt unbarmherziger als irgend ein Zeitgenoſſe gegen Hutten auf, der ihm als „der ſyphilitiſche Catilina der religiöſen Bewegung“ gilt. — Ein ſeltſamer kleiner Irrtum, der leicht hätte vermieden werden können, hat ſich S. 29 A. 1. eingeſchlichen. B. ſagt: „das Ex. trägt die Widmung: Jo. Andreae Pratensis Medici et amicorum.“ Nun iſt doch leicht erſichtlich, daß eine Widmung nicht im Genitiv ſteht; das Angeführte iſt eben keine Widmung, ſondern die Inſchrift eines liebenswürdigen Bibliotheksbeſitzers, der ſeine Bücher nicht blos für ſein Eigentum hält, ſondern auch als das ſeiner Freunde erklärt.

Von den elſäſſiſchen Humaniſten hat Jakob Spiegel in G. Knod einen vortrefflichen Biographen gefunden[1]). Leider iſt ſeine Arbeit nur Fragment. Sie gibt nur die Daten des äußern Lebens, erzählt die Bildungsgeſchichte, bricht aber bei der Schilderung des Jahres 1518 ab und bringt über die litterariſche Thätigkeit Spiegels nur bibliographiſche Angaben. Aber was Knod mitteilt, iſt aus den Quellen geſchöpft und mit großem Fleiß und kritiſcher Sorgfalt gearbeitet. Jakob Spiegel, Ende 1483 oder Anfang 1484 in Schlettſtadt geboren, wird, nachdem er ſeine erſte Bildung bei Dringenberg genoſſen, von ſeinem Onkel Wimpfeling erzogen. In Speier, ſeit 1496 in Heidelberg hat er mit der ſcholaſtiſchen Methode zu kämpfen, ſchließt ſich eng an die Humaniſten an, nimmt Teil an der Aufführung der Scenica progymnasmata Reuchlins, die er ſpäter mit einem (von Rhe-

1) Jakob Spiegel aus Schlettſtadt. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Humanismus. Von Dr. Guſtav Knod, Oberlehrer. Beilage zum Programm des Realgymnaſiums zu Schlettſtadt. Straßburg. Buchdruckerei von R. Schultz in Co. 58 S. in 4°.

Digitized by Google

nanus ſeiner Länge wegen bemängelten f. Knod S. 53) Commentar herausgab. 1500 wird er Baccalaureus, wendet ſich der Jurisprudenz zu, die er, wie es ſcheint, in Freiburg unter Zaſius ſtudirt und folgt, nach vorläufigem Abſchluß ſeiner Studien, von 1504 als candidatus aulae dem Kaiſer Maximilian und deſſen Sohn Philipp. Am kaiſerlichen Hofe wird er durch Petr. Bonomus und Joh. Collaurius beſonders gefördert. Von Georg Simler lernt er griechiſch. In Wien ſchließt er ſich Vadian und deſſen jugendlichen Genoſſen an, in denen die Celtesſchen Traditionen lebendig ſind; von 1513—1515 iſt er akademiſcher Lehrer der Jurisprudenz in Wien. Seitdem erſcheint er als kaiſerlicher Rat dauernd in der Umgebung Maximilians. In Augsburg befreundet er ſich mit Peutinger und deſſen Genoſſen; er tritt mit Hutten in Beziehung und teilt ſeine nationale Geſinnung, wenn er ſie auch infolge ſeiner amtlichen Stellung nicht ſo entſchieden ausſprechen darf; er iſt eifriger Reuchliniſt. —

Knod hat ſeiner Arbeit umfangreiche Beilagen hinzugefügt. Die erſte iſt ein vorzüglich gearbeiteter Index bibliographicus, der die von Spiegel geſchriebenen, herausgegebenen und auch diejenigen Schriften (im Ganzen 30 von 1512 bis 1540) verzeichnet, in denen er mit einzelnen Beiträgen vertreten iſt. Die zweite enthält die ungedruckten Briefe Spiegels, elf, chronologiſch geordnet von 1514—21, an Faber, Sapidus, Stromer, Vadian, Wimpfeling, Zaſius, auch einen Brief an Spiegel von Rhenanus. Aus einem in der Darſtellung noch nicht benutzten Briefe hebe ich die charakteriſtiſche Äußerung hervor: Eatenus lutherizo quatenus intacta manent sacra religionis. Eine dritte Beilage enthält eins der wenigen Gedichte Spiegels: Posteritati. — Einen kleinen Nachtrag kann ich zu S. 24 A. 1 machen. Es gibt einen Brief Spiegels an Aldus Manutius, den Knod nicht zu kennen ſcheint. Ich habe von demſelben Mitteilung gemacht in der Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſch. N. F. 1875 S. 719. Der Brief aus dem Jahre 1506, in der Ambrosiana in Mailand, bisher ungedruckt, iſt nicht unwichtig, weil Spiegel ſich in demſelben Specularis nannt. Auch der Inhalt desſelben iſt intereſſant.

In enger Beziehung zu den elſäſſiſchen Gelehrten, in genauer Verbindung mit den Humaniſten aller Orten ſteht Joh. Trithemius. Ihm iſt die Schrift von Schneegans [1]) gewidmet, die indeſſen als weitſchweifig und überflüſſig bezeichnet werden muß. Sie zerfällt in drei Hauptabſchnitte, von denen der 1. und 3. nämlich: Geſchichte des Kloſters Sponheim bis zu dem Abte Johannes Trithemius und: Die Geſchichte des Kloſters Sponheim nach der Verzichtleiſtung des Trithemius, deren erſter übrigens nichts als eine Paraphraſirung des Chronicon Sponheimense iſt — in dieſem Zuſammenhang unbeachtet bleiben können. Nur der zweite, freilich bei weitem der größte, der ausſchließlich dem Abte und Gelehrten Tritheim gewidmet iſt, kommt hier in Betracht. Aber dieſer führt den Leſer durchaus nicht weiter, als Silbernagels vortreffliche Monographie (Landshut 1868) gethan. Nur mit dem Unterſchiede, daß Letzterer, als Katholik, freilich mit einer gewiſſen antipäpſtlichen Färbung von Tritheim ſpricht, Schneegans dagegen als Proteſtant antikatholiſche Spuren in Tr. aufzufinden, ihn und ſeine Ausſprüche in Widerſpruch mit der Lehre und den Vorſchriften der römiſchen Kirche zu ſetzen ſucht. Wie verkehrt dieſe Tendenz iſt, weiß Jeder, der ſich irgendwie mit der Geſchichte des deutſchen Humanismus

1) Abt Johannes Tritheim und Kloſter Sponheim von W. Schneegans. Kreuznach, Reinhard Schmitthalb Königlicher Hofbuchhändler 1882, VII und 296 S. 8°.

Digitized by Google

beſchäftigt hat. Tritheim gehört keineswegs zu den freien Geiſtern und beteiligt ſich daher auch in keiner Weiſe an den humaniſtiſchen Kämpfen, die, ſo verſchieden auch ihre Anfänge und ſo mannigfach ihre Entwickelung ſind, dennoch von einer gewiſſen antikirchlichen Stimmung, von einer freigeiſtigen Wendung nicht freigeſprochen werden können. Er iſt vielmehr, trotz ſeiner heftigen Klagen über Unſittlichkeit der Mönche, trotz ſeiner Proteſte gegen die Häufung der Beneficien, ein treuer Sohn ſeiner Kirche, der ihren Geſetzen und Gebräuchen Gehorſam ſchenkt und ihr Recht in der Geſchichte nachzuweiſen ſucht. Wie er nämlich in ſeinen hiſtoriſchen Werken bei der Betrachtung der Kämpfe zwiſchen den weltlichen und geiſtlichen Gewalten des Mittelalters durchaus auf Seiten der Päpſte ſteht, ſo wagt er auch ſeinerſeits keinen Widerſpruch gegen Papſtgewalt und ſpricht es mehrfach geradezu aus, daß er es nicht wage, irgendwie an der Autorität des Papſtthums zu rütteln. Wie unüberlegt der Verf. übrigens in ſeinem Verſuche, Tritheim reformatoriſche Tendenzen zuzuſchreiben zu Werke geht, lehrt folgendes Beiſpiel. Er ſchreibt S. 69 fg. „In einer Woche lernte er bei einem Freunde nächtlicher Weile das Alphabet, das Gebet des Herrn, den engliſchen Gruß, das Glaubensbekenntnis, die Beichte, die Einſegnung des Brotes und Weines“. Für dieſe Angaben hat Schneegans keine Belegſtellen gegeben, zweifelsohne ſind ſie indirekt aus der Sponheimer Chronik, direkt aus Silbernagel entnommen, der (S. 2) ſagt: „Er brachte es durch ſeinem außerordentlichen Fleiß in der kurzen Zeit von ſieben Tagen ſoweit, daß er das Alphabet, das Vater Unſer, den engliſchen Gruß, das Glaubensbekenntnis, die offene Schuld (confiteor) und die Tiſchgebete inne hatte.“ Auf dieſe Stelle, die eine recht arge Unkenntnis und ziemlich bedenkliche Aneignungsfähigkeit verrät, hat ſchon ein Recenſent im liter. Handweiſer (Münſter 1882 Nr. 312) aufmerkſam gemacht, der auch mit großer Entſchiedenheit die völlige Abhängigkeit der neuen Biographie von der Silbernagelſchen betont. Wenn der Rec. aber dem neuern Biographen einen Vorwurf daraus macht, daß er dem ältern in ſeiner Beſchuldigung, Tr. ſei ein Fälſcher geweſen, folgt, ſo thut er ihm Unrecht; der Verſuch, dem Tritheim von dem allerdings ſchweren Verdacht zu befreien, die beiden Hauptquellen die Hirſchauer Annalen und des Compendium der fränkiſchen Geſchichte, Hunibald und Meginfried erfunden zu haben, ein Befreiungsverſuch, den neuerdings einzelne ſonſt verdienſtvolle katholiſche Gelehrte aus übertriebener Verehrung für ihren Glaubensgenoſſen unternommen haben, wird ſchwerlich gelingen. — Die Abſchnitte, in welchen Schneegans das Leben ſeines Helden erzählt, ſind, wenn ſie auch nichts aus ungedruckten oder unbenutzten Quellen bieten, doch wenigſtens nach den Quellen verfaßt. Die Kapitel dagegen, die von Tritheims Schriften handeln, ſind durchaus in oft ſehr weitgehender Anlehnung an Silbernagels Buch gearbeitet. Dieſes Abhängigkeitsverhältnis ſcheint der Verf. anzudeuten, indem er in ſeinem Vorwort S's. Buch mit großem Lobe nennt und dann fortfährt: „Die vorliegende Arbeit verfolgt ein anderes Ziel. Aus den vorhandenen Überlieferungen und den Ausſprüchen Tritheims in ſeinen uns erhaltenen Schriften will ſie ein Geſamtbild ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Wirkens geben und verfolgt dabei den weitergehenden Zweck, in ihm und durch ihn zugleich den Ideenkreis zu kennzeichnen, in welchem damals, ſo unmittelbar vor der Reformation, der gemeine Mann und beſonders die gebildete Welt ſich bewegte.“ Was hier der Verf. verſpricht, iſt ganz abgeſehen davon, daß es ihm nicht berechtigt, eines Andern Buch auszuſchreiben, abgeſehen ferner davon, daß das Ganze phraſenhaft an

Digitized by Google

den Geist der Zeiten erinnert, von dem die Herren reden, indem sie ihren eigenen Geist meinen, durchaus nicht erfüllt. Schon deswegen, weil es ganz unerfüllbar war. „Der gemeine Mann und besonders die gebildete Welt." Als wenn diese beiden Begriffe dasselbe seien oder gar damals gewesen wären! Als wenn wirklich aus den Schriften eines abstrusen Denkers, der oft in Welten lebte, die er sich selbst bildete, mit dem Gebildeten geringe Fühlung hatte und trotz mancher Reisen mit dem Volke niemals zusammen kam, der Ideenkreis des gemeinen Mannes sich darstellen ließe! Und die gebildete Welt! Wenn es damals überhaupt eine solche gab — sie war eigentlich wohl in ihrer ersten Entwickelung begriffen — so müßte sie aus ganz anderen Denkmälern erkannt werden, als aus den Werken eines eigenartigen Mannes, der in Klostermauern lebte und die Vergangenheit mehr als die Gegenwart liebte. —

Mit der Geschichte des Humanismus hängt die Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels jener Zeit eng zusammen. Da wir nun eine ausführliche Darlegung des letztern noch immer entbehren — Fr. Kapp wollte eine solche als Anfang einer großgeplanten Geschichte des Buchhandels schreiben, ist aber durch seinen Tod an der Ausführung dieser Aufgabe gehindert werden — so sind Einzelarbeiten froh zu begrüßen. Eine derselben — das Buch von Steiff über den Tübinger Buchdruck — ist bereits aus äußeren Gründen früher (oben S. 143 fg.) besprochen worden, obwohl es durchaus in diesen Zusammenhang gepaßt haben würde; ein nicht minder treffliches von dem schon belobten K. Schmidt herrührend, ist an dieser Stelle zu würdigen.

Die Schmidtsche Arbeit[1]) zerfällt in drei Teile. 1. Bücher und Bibliotheken zu Straßburg im Mittelalter. 2. Die Straßburger Buchdrucker vor 1520. 3. Die ehemalige Bibliothek der Straßburger hohen Schule im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Man möchte meinen, daß von diesen drei Abschnitten strenggenommen nur der zweite, der freilich auch der bei weitem umfangreichste ist, in unsern Zusammenhang gehöre, — denn die Begründung der Bibliothek fällt in die nachhumanistische und das Mittelalter in die vorhumanistische Zeit; doch ist auch in jenen beiden mancherlei Material für die Geschichte des Humanismus enthalten.

Uns interessirt freilich hauptsächlich der zweite. Er erhält nach einer längern Einleitung biographische Nachrichten über 20, richtiger 27 Straßburger Buchdrucker, da in einer Nummer sich manchmal mehrere Männer zusammengestellt finden, die in Gemeinschaft thätig waren, zwei Hagenauer und einen Schlettstadter, also eine so zahlreiche Vertretung des Standes in der Hauptstadt des Elsasses, daß gewiß keine andere damalige Stadt ihr an Zahl und Bedeutung der in diesen Berufe thätigen Männer gleichkam; sodann einzelne Beilagen, Briefe der Buchdrucker, Gedichte, die an sie gerichtet sind oder die Werke ihrer Offizinen preisen, urkundliche Mitteilungen über ihre Verhältnisse. Unter den letzteren würde die Abrechnung des Buchdruckers Mentel mit seiner Schwiegermutter interessanter sein, wenn sie nicht blos von eine Schuld des Erstern im Betrage von 900 Gulden handelte, sondern etwa eine Aufzählung der im Besitze beider Contrahenten befindlichen Utensilien und Vorräte enthielte. Merkwürdig ist ein Schreiben Königs Friedrich III., Nürnberg 2. Nov. 1488, in welchem er dem Rate aufträgt,

1) Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg von K. Schmidt. Straßburg, C. F. Schmidts Universitätsbuchhandlung (Friedrich Bull.) 1882, VI und 200 S.

Digitized by Google

eine in Straßburg erſchienene Schrift über den Krieg gegen Ungarn, in welcher das kaiſerliche Anſehen verſpottet und dadurch der Name und die Ehre Deutſchland angegriffen würde, zu verbieten. Endlich ſind auch 8 Briefe des Straßburgers Adolf Rusch an den Basler Joh. Amerbach erwähnenswert, die, hauptſächlich geſchäftlichen Inhalts, über Papierlieferungen, Verkauf der (in Kommiſſion gegebenen) Exemplare handeln. Ich vermute, daß die Stelle (24. Sept. 1495): Jam scribitis de Brevilego; non adeo consultum mihi videtur verum potius ad Augustinum ad civitatem Dei transeundum esse ſich auf Reuchlins lateiniſches Lexikon bezieht, das bei Amerbach herauskam; man müßte nur ſtatt Brevilego, das ich ſonſt nicht zu erklären weiß, wenn man es nicht etwa als verſchrieben für Privilegio halten will, den Titel jenes Lexikons Breviloquo ſetzen. — Die einzelnen Buchdrucker aufzuzählen würde zu weit führen. Hier ſei nur erwähnt, daß Schmidt nicht bei jedem einzelnen einen Verlagskatalog gibt, ſondern die biographiſchen Nachrichten über ihn zuſammenſtellt und die Verlagsthätigkeit zu charakteriſiren ſucht. Die Zahl der Straßburger Drucke bis 1520 iſt ſehr groß. Schmidt zählt 1150 mit Namen der Drucker und ungefähr 340 namenloſe; die Drucker ſind nicht bloße vornehme Humaniſten, die, wie Froben in Baſel, verächtlich auf diejenigen herabſehen die vernaculas cantiunculas imprimunt und höhniſch bemerken non se curare id genus libellos. Sehr intereſſant ſind die Nachrichten über Jakob Oeßler, den Generalſuperattendenten der Druckereien im heiligen Reich S. 84 ff. Das Humaniſtiſche überwiegt ſeit 1500; nur ein Drucker bleibt im ſcholaſtiſchen Geleiſe, griechiſche Drucke erſcheinen ſeit 1511. Merkwürdig ſind auch die Mitteilungen über politiſche und moraliſche Cenſur, die ſchon frühzeitig geübt wurde; das Verhältnis der Korrektoren zu den Buchhändlern und Druckern wird lehrreich auseinandergeſetzt; bei Joh. Grüninger, einem der bedeutendſten Drucker waren Matthias Ringmann, Joh. Adelphus, Gervaſius Sopher Korrektoren; trotzdem wimmelten ſeine Drucke von Fehlern; ſelbſt die Schlußdaten ſind nicht immer zuverläſſig; bei einem Drucke heißt es zur Beruhigung des Publikums, er ſei solito limatius gedruckt; Grüninger war der einzige, der nach der Reformation noch katholiſche Schriften herausgab und ſich damit entſchuldigte, er müſſe durch Drucken ſeine Nahrung ſuchen. — Die Unterſuchungen Schmidts im Einzelnen ſind vortrefflich; man fühlt ſich unter ſeiner Leitung ſicher und geborgen. Schmidt hat durch dieſe gründliche Arbeit den Anſpruch auf den beſten Dank der Forſcher erlangt und das Verdienſt noch erhöht, das er ſich durch ſeine ausgezeichnete Litteraturgeſchichte des Elſaſſes im 15. und 16. Jahrhundert um die Geſchichte des deutſchen Humanismus erworben hatte.

Digitized by Google

Studien zur Geſchichte des franzöſiſchen Humanismus.

Von Ludwig Geiger.

II. Ein lateiniſches Epos über die Jungfrau von Orléans.

Seit Shakeſpeare hat die dichteriſche, ſowohl dramatiſche als epiſche, Behandlung der Thaten und des tragiſchen Ausganges der Jungfrau von Orléans nicht geruht. Man braucht nur die Namen Chapelain, Voltaire, Schiller zu nennen, um die Art der Behandlung in den auf Shakeſpeare folgenden Jahrhunderten mit je einem Beiſpiele zu kennzeichnen. So verlockend es nun auch wäre, einen derartigen vergleichenden Gang durch die Litteraturgeſchichte zu machen und neben dieſen hochberühmten Namen auch andere beſcheidenere zu nennen, die vor und nach den Genannten denſelben Stoff behandelt haben, ſo ſoll es für heute genügen, auf eine lateiniſche Bearbeitung der Geſchichte der Jungfrau aufmerkſam zu machen, welche in das eigentliche Humaniſtenzeitalter fällt, nämlich: *Valerandi Varanii de gestis Joanne virginis* 1516.[1])

1) *Valerãdi vara | nii de gestis Joanne virginis France | egregie bellatricis Libri quattuor.* | Darunter ein Bild, ein Feſtungstor in einem Schild, darüber einen Helm mit mannigfachen Verzierungen darſtellend, dann: *Venundatur parisii a Joanne de | Porta in clauso Brunelli sub signo cathedre commorante.*

Rückſ. Brief des Val. Var. an *Carolus Genelicius episc. et com. Noviomensis Paris* 16 *cal. nov.* 1516; a 2a: Brief desſelben an *Georg. Ambasianus Kothomagensis archiepiscopus* von demſelben Datum. — *a..l; a, c, e, g, i, l à* 8, *b, d, f, h, k, à* 4 Bl. in 4°. Das von mir benutzte Exemplar befindet ſich in der Berliner kgl. Bibl. — Das Epos geht nur bis Bl. l. 5a. Den Schluſs des Ganzen machen aus: ein Gedicht an den Abt von St. Victor (von dem unten noch Gebrauch zu machen iſt), ferner ein Gedicht auf die Hochzeit Ludwigs XII., eine *Ode ad Franciscum Lannoium Mervilerium: De virtutis excellentia*, ferner: *Urbis Morini post eversionem querimonia ad Joachimum Genelicium.* Den Schluſs bildet: *Jo. Salmonii Macrini Aquitani in Valerandi Varanii Puellam Endecasyllabum.* Die *puella* iſt natürlich die Jungfrau von Orléans d. h. unſer Gedicht, nicht etwa eine Tochter des Dichters. Die Verſe aber enthalten nichts, was zur Charakteriſtik des Dichters oder des Gedichtes zu gebrauchen wäre, ſie ſind deklamatoriſch und inhaltsarm. Es heiſst z. B. *Te Varanius ille litteratus | Romanae jubar et decus Camoenae | Actaeae decus et jubar Minervae | Abstrusam latebris tenebricosis | Sepultam tenebris latebricosis | In lucem retulit sereniorem.*

Digitized by Google

Von den Lebensumſtänden des Verfaſſers weiß man ſo gut wie nichts. Man erfährt, daß er aus Abbeville ſtammte. Doktor der Theologie in Paris war und vermutlich als Mönch in Paris lebte.[1] Brunet nennt die Titel von zwei anderen Schriften, welche Valeran de Varanne geſchrieben haben ſoll[2]; eine dritte — oder wenn man das Epos über die Jungfrau mitrechnet, vierte — iſt bereits bei Gelegenheit des Fauſto Andrelini genannt und charakteriſirt worden.[3] Die erwähnten Gedichte zeigen, daß Valerandus in demſelben Kreiſe verkehrte, wie Andrelini und daß er auch in denſelben Ideen wie jener — den patriotiſchen und den religiöſen — ſich bewegte, nur daß bei ihm das religiöſe Element mehr hervortritt. Gerade deshalb mag ihm unter allen Stoffen der der Jungfrau von Orléans angeſtanden haben, weil bei ſeiner Bearbeitung mehr als bei anderen patriotiſche und religiöſe Neigung ſich bekunden konnten.

Als echter Humaniſt hat Valerandus kein Gefallen an einer trockenen Geſchichtserzählung, ſondern glaubt dieſelbe durch Einſtreuung vieler[4] Reden zu ſchmücken. Vor lauter Reden kommt der Autor ſchwer zum Anfang. Zuerſt bringt er eine Rede Karls des Großen an die Jungfrau Maria zur Erlangung des Friedens, mit vielen Klagen über den traurigen Zuſtand und mit manchem Lobe der Franzoſen, dann eine Rede der Maria an ihren Sohn zu Gunſten der Franzoſen, eine Antwort Chriſti an ſeine Mutter und eine Erwiderung der Maria an Karl den Großen mit der Ausſicht auf baldige Errettung; dann erſt entſchließt er ſich die Urſachen des Kriegs auseinander zu ſetzen. Der Herzog von Orléans iſt getödtet worden, die Partei des Ermordeten hat den Thäter, den Johannes von Burgund getödtet; heftiger Streit entbrennt zwiſchen den Parteien; zur Entſcheidung des Streites werden die Engländer herbeigerufen. Auf das Geheiß der Maria fliegt ein Engel zu Johanna, meldet ihr das Unglück des franzöſiſchen Königs Karls VII. und fordert ſie auf, durch ihre Thaten

1) *Biographie universelle* 42, 618 fg. *Brunet, Manuel du libraire IV*, 568 fg.

2) 1. *De Fornoviensi conflictu carmen. De domo dei parisiensi carmen. De pia sacerrime crucis veneratione carmen. De praeclara et insigni theologorum parisiensi facultate carmen. Paris. Jacques Merart.* 4°. Mit einem Widmungsbrief an *Frang. de Mélun* 1501. (Das erſte Gedicht iſt der Schlacht bei Fornovo gewidmet, die auch Andrelini bedichtet hatte vgl. Vierteljahrsſchrift S. 8). 2. *Decertatio fidei et haeresis carmen. Paris. Rob. Gourmont* 1505. 4°.

3) Vierteljahrsſchrift S. 11 fg. Jenes Gedicht, das die Eroberung Genuas behandelt, ſtammt aus dem J. 1507.

4) Das erſte Buch hat dem Inhaltsverzeichnis nach 8, das zweite 5, das dritte 8, das vierte 7 Reden, doch iſt dieſe Zahl durchaus unzutreffend. Nicht erwähnt werden z. B. im 1. Buch: zweiter Anruf des Engels an Johanna; Rede des Boten Baudricourts an den König; Reden eines Theologen, eines alten Kriegers an der Univerſität Poitiers, das kurze Wort der Jungfrau, die lange Auseinanderſetzung des *episcopus Meldensis*.

Digitized by Google

ihrem bisher unadligen Geſchlecht Würde und Adel zu verleihen. Die Jungfrau wendet ſich zu Gott, verwundert über das Gehörte, ihre Jugend und ihr Geſchlecht vorſchützend, aber aufs Neue erſcheint der Engel, der ſie mahnt, die göttlichen Befehle zu erfüllen; Gott könne auch einem Weibe männlichen Mut und Kriegsruhm gewähren; er meldet ihr von einem alten Schwert, das in einer Kirche zu Tours verwahrt ſei: mit dieſem ſollte ſie in die Schlacht ziehen. Johanna macht ſich auf. Sie geht zu Robert Baudricourt, ſetzt ihm ihre wiederholte Berufung durch den Engel auseinander, erfährt aber durch ihn zuerſt eine höhniſche Abweiſung. Bald jedoch ſiegt bei ihm die beſſere Überzeugung: er ſendet ſie zum König. Am königlichen Hofe wird ſie mit Zweifel empfangen; dieſe Zweifel ſoll die Univerſität Poitiers löſen. Aber nach langen Reden eines Theologen und eines alten Kriegers — wieſo dieſer im Univerſitätsrate mitzuſprechen hat, wird nicht geſagt — beſchließt dieſelbe, die Führung einer Jungfrau als den Gewohnheiten und den Anſchauungen von männlicher Würde widerſprechend abzulehnen. Da erhebt ſich Johanna: ſie will durch ein Gottesurtheil beweiſen, daß ſie wirklich eine Gottgeſandte ſei. Die Beratung beginnt aufs Neue. Auf eine lange Auseinanderſetzung des *Petrus episcopus Meldensis*,[1]) daß es gottbegnadete und gottgeſandte Frauen geben könne, wird Johanna nochmals gehört. Sie erzählt von ihrer Kindheit und von dem an ſie ergangenen göttlichen Rufe, ſie verkündet, daß Orléans befreit, der König in Rheims gekrönt, der ſtolze Engländer aus Frankreich vertrieben werden werde. Auf dieſe Verkündigung hin wird Johanna einmütig zur Führerin gewählt. Vorher aber wird auf Anſtiften der Königin von Sicilien, der Schwiegermutter Karls, die Jungfrauſchaft der Johanna unterſucht und glänzend erwieſen.

2. Buch. Geſandte von Orléans kommen zum König und verkünden die große Not der Belagerten, die Zerſtörungen, welche die Belagerer ſelbſt an den Kirchen verüben, die ſchlimmen Folgen für den König und für Frankreich, wenn die Stadt in die Hände der Engländer übergehen ſollte. Der König verſpricht Hülfe, ermahnt die Jungfrau, nun ihre göttliche Sendung zu bewähren; von Zaubereien und dämoniſchen Kräften wolle er aber nichts wiſſen. Um ſie etwaigen Liebesbewerbungen der Soldaten zu entziehen, werden ihr die Ritter *Aulonius (d'Aulon)* und *Contius (L. de Contes)*[2]) beigegeben. Karl betet zu Gott, er möchte ihm den Sieg

1) Wahrſcheinlich *Pierre de Versailles, depuis évêque de Meaux* vgl. Wallon *Jeanne d'Arc, Paris* 1860 I, 33. 36. Für die folgenden Anmerkungen iſt hauptſächlich *Quicherat, procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc*, 5 Bände, Paris 1841—1849 benutzt.

2) In den Quellen wird der eine als ihr *écuyer*, der andere als ihr *page* bezeichnet.

Digitized by Google

verſchaffen, nicht ohne einige ſtaatsrechtliche Abſchweifungen, des Inhalts, daß nach ſaliſchem Geſetze den Frauen die Regierung nicht zuſtehe. Der Kampf beginnt, Johanna richtet an die Engländer ein Sendſchreiben, ſie mögen nach ihrer Heimat ziehen, wo nicht, der Vernichtung gewärtig ſein. Während ſie durch dieſes Schreiben nur den Hohn der Engländer hervorruft, erregt ſie durch eine kurze Anrede den Mut der Ihrigen. Dunois auf Seiten der Franzoſen, *Glassidus* (*Glacidas, Glasdale*) auf Seiten der Engländer muntern die Streitenden zum Kampfe auf. Es kommt zu gewaltigen Waffengängen, die Loire wird von den Franzoſen überſchritten, die Jungfrau, die — übrigens ein hübſcher dichteriſcher Zug — vorher von Mädchen und Frauen beglückwünſcht und begrüßt worden war,[1]) verrichtet Wunder der Tapferkeit. Aber ſie wagt ſich zu weit vor. *Potonus*[2]) befreit ſie aus der bedrohlichen Nähe der Feinde. Die Engländer werden geſchlagen, viele darunter auch einzelne Führer z. B. *Molinus* (*Lord Molyns*) ertrinken in der Loire, die Übriggebliebenen ziehen ſich in das Lager zurück. Johanna hält Nachts Wache, nimmt zwei junge Engländer gefangen und entreißt ihnen einen Brief, welchen ſie an Talbot überbringen ſollten, um von dieſem Hülfe zu erbitten. Der Kampf des neuen Tages beginnt. Vergebens erinnert der engliſche Heerführer ſeine Truppen daran, daß die Franzoſen zwar im erſten Anlauf kühn ſeien, aber bald in ihrer Tapferkeit nachließen, vergebens führt er ihnen die neueren franzöſiſchen Niederlagen zu Gemüte, — die Franzoſen, durch die Liſt, die Ermahnungen und die Tapferkeit der Jungfrau angefeuert, ſetzen den Feinden gewaltig zu. Nicht einmal die Verwundung der Johanna ſetzt ihrem Mut und dem Mute der Ihrigen Grenzen:

Haud (ait) hoc uno terrebor vulnere: sanguis
Fusus humi vires accenso roborat igne.

Da verlangt der engliſche Heerführer einen Waffenſtillſtand, erhält ihn aber nicht gewährt. Im letzten erbitterten Kampfe fällt der zweite Führer *Palmatius*, aber auch der erſte Anführer *Glassidus* fällt und zwar durch die Hand der Jungfrau ſelbſt, die ſich an ihm für ſeine unwürdigen Beſchimpfungen rächen will; das ganze Belagerungsheer geht zu Grunde[3]):

1) Leider bringt ſich der Dichter ſelbſt um ſeine Wirkung dadurch, daſs er denſelben Kunſtgriff wiederholt anwendet. Auch bei Erzählung des Einzugs der Franzoſen in Orleans läſst er die dortigen Jungfrauen zu Johanna kommen und ihr Dankreden halten.

2) Gemeint iſt *Poton de Saintrailles*. Er wird in den bei *Quicherat* abgedruckten Quellenſchriften vielfach erwähnt, doch wird ſeiner Rettung der Jungfrau dort nirgends gedacht.

3) Daſs dies eine ganz unhiſtoriſche Übertreibung iſt, bedarf nicht erſt eines ausführlichen Beweiſes. Auch von einer Tödtung des Führers durch die Jungfrau wiſſen die Quellen nichts: er ertrinkt vielmehr in der Loire.

Digitized by Google

Nec cuiquam Bethfortiadum de gente pepercit
Bellica saevities, mors omnes aequa repertos
Sustulit, illustres tollunt Pinnacula flammas
Et pendent altis caesorum corpora furcis.

3. Buch. Die Engländer heben die Belagerung von Orléans auf, die zum Entſatz der Stadt ausgerückten Franzoſen ziehen ein und werden von den Bewohnern freudig begrüßt; dieſe beſchließen, den Tag der Befreiung jedes Jahr feſtlich zu begehen. Der engliſche Heerführer Talbot verübt Greuel gegen den Grafen Laval; Faſtolf höhnt die Franzoſen, daß ſie keine männlichen Krieger mehr haben und ſich mit weiblichen begnügen müſſen. Gegen beide liefern die Franzoſen [1]) eine Schlacht an einem Orte, an welchen kürzlich die Franzoſen den Engländern unterlegen waren. In heftiger Schlacht kämpfen beide Parteien: Dunois verrichtet Wunder der Tapferkeit. Faſtolf wird von Johanna getödet, die übrigen engliſchen Heerführer *Scallus* und *Hongreffortus* (*Thomas sir von Scales* und *Walter von Hungerford*), endlich Talbot ſelbſt werden gefangen genommen. Der Letztere beklagt bitter ſein Loos und iſt beſonders traurig darüber, daß er von einem Weibe, nicht von einem Manne überwältigt worden iſt. König Karl, dem die Siegesnachricht überbracht wird, erhält von Johanna die Aufforderung nach Rheims zu ziehen, unterbreitet dieſe Aufforderung ſeinem Rathe, der ſie einſtimmig annimmt. Trotzdem empfehlen Manche den Rückzug. Johanna ſetzt mit Mühe die Belagerung und Eroberung von Troyes (*Trecas*) durch, ſie bringt den König nach Rheims, wo er unter Zuſtrömen einer gewaltigen Volksmaſſe gekrönt wird. Gegen den Gekrönten führt Bedford, der die Krönung nicht anerkennen will und Karl beſchuldigt, ſich dämoniſcher Mittel zu bedienen, ein neues Heer. Viele Städte ergeben ſich Karl freiwillig, Paris wird belagert, bei dieſer Gelegenheit die Jungfrau wieder verwundet. Sie wendet ſich nach Compiègne, dringt in die von Burgundern und Engländern bedrohte Stadt ein, wird aber von den Ihrigen abgeſchnitten und, ohne daß dieſelben ihr zu Hülfe kommen können, von den Engländern gefangen und dem Grafen von Ligny-Luxemburg ausgeliefert.

4. Buch. Johanna wird gebunden, am 3. Tage nach Beauvais (*Belvosiam*) gebracht, Graf Ligny läßt ſie zum Gaudium des Pöbels im Cirkus

1) Als ihre Führer außer der Jungfrau werden genannt: *Hirus*, *Raius*, *Gaucurtus*, *Delorus*, *Dunecus*, *Alenconius* (alſo *La Hire*, *Gilles de Laval sire de Rai*, *Raoul de Gaucourt*, *Ambroise de Loré*, *Dunois*, *Jean duc d'Alençon*). Es handelt ſich um den Anſturm gegen Paris 8. Sept. 1429; in den Quellen wird d'Alençon mit Anderen als Anführer genannt vgl. z. B. *Quicherat* IV, 26.

Digitized by Google

laufen [1]), wird aber durch ſeine Frau, die ſich der Jungfrau erbarmt, zur Milde geſtimmt. Die Engländer kaufen die Jungfrau für 10000 Franks. Viele ſind dafür, ſie ſofort zu enthaupten oder zu ertränken, Warwick ſetzt durch, daß ſie als Zauberin prozeſſirt werde. Sie wird befragt, auf weſſen Antrieb ſie ihre Thaten begonnen, auf welche Weiſe ſie des Kriegshandwerks kundig geworden ſei, wo ſie ihre Jugend zugebracht, warum ſie Scharen junger Leute unter einen Baum geführt und dort mit ihnen getanzt, warum ſie männliche Kleidung angezogen habe. Auf alle dieſe Fragen antwortet Johanna in ſchlichter Weiſe: ſie habe eine dürftige Jugend durchlebt, eine göttliche Stimme gehört, die ſie aufgefordert, Karl zu retten. Dieſem habe ſie drei Dinge verſprochen: Orléans zu befreien, den Herrſcher nach Rheims zu führen, ihn dort krönen zu laſſen und ihm ganz Frankreich zu unterwerfen; an der Ausführung des letztern haben ſie die Engländer gehindert. Zur Annahme männlicher Kleidung habe ſie keine üble Luſt getrieben, ſondern das Streben, wie ein Mann zu erſcheinen, da ſie männliche Geſchäfte betreibe. Bedford entgegnet: ihr Wirken ſei nur durch Zauberei möglich geweſen, durch Zauberei ſei es auch geſchehen, daß ihr an manchen Orten Altäre errichtet ſeien; es ſei Lüge, wenn ſie vorgebe, mit den Heiligen Michael, Margaretha und Catharina in Verkehr zu ſtehen. Johanna läugnet jede Beziehung zur Zauberei, ſie ſtellt in Abrede, daß ſie irgendwie bemüht geweſen ſei, ſich verehren zu laſſen. Trotzdem iſt ſie gerichtet. Zwar vergehen noch Tage, bevor das Urteil geſprochen wird — daher wird wegen der Langſamkeit des Verfahrens der Biſchof von Beauvais gehöhnt [2]) —, aber ihr Schickſal iſt entſchieden. Ende Mai wird ſie zum Feuertode verdammt; ſie hält noch eine lange Rechtfertigungsrede, ruft „Jeſus“ und wirft ſich in die Flammen. Die Engländer höhnen ſogar die Sterbende, ihre Aſche wird in die Seine geworfen.

Als eine Art Anhang wird die Erzählung des zweiten Prozesses vor Calixt III. gegeben [3]). Die Mutter der Johanna bittet Karl um Ehrenrettung ihrer Tochter, ſie findet bei den Großen derartige Unterſtützung, daß Karl ſich an den Papſt wendet. Dieſer delegirt den Erzbiſchof von

1) Das heiſsen doch die Verſe:

. . . . sic multos cura videndae
Traxit Joannae quam circo jussit equestri
Currere Ligniacus crebra in selatia gentis.

2) *Belloacus praesul, cui tam delata potestas*
Judicii, mediam convicia saepe per urbem
Sustinuit, quia non praeceps sententia dicta est.

3) *Sequitur secundus processus post mortem Joannae sub Calisto tertio Pont. Rom.* heiſst es *k* 1ª.

Digitized by Google

Rheims [1]) und den Biſchof von Paris zu Richtern. Vor dem Gericht plaidirt der Theologe Heraldus (*Erault*) im Allgemeinen für Johanna, einzelne Vorwürfe, z. B. den, daß ſie Männerkleider getragen, entſchuldigt Curcellius (*Pierre Cusquel?*) mit dem Beiſpiele der Amazonen und anderer berühmter Frauen. Andere Redner weiſen darauf hin, daß wunderbare Erfolge auch nur durch wunderbare Mittel erzielt werden können, daß manche Richter nur aus Furcht vor den Engländern für den Tod der Johanna geſtimmt, daß die Engländer die Übertragung der Angelegenheit vor das Basler Konzil gehindert, daß ſie der Jungfrau keinen Verteidiger geſtattet und dieſelbe durch Kreuz- und Querfragen beunruhigt und verwirrt hätten. Ihre Sittſamkeit und Frömmigkeit wird nun eifrig bezeugt. Man weiſt darauf hin, daß ſie nie ohne weibliche Wache geſchlafen, daß ſie jede Woche das Abendmahl genommen habe, daß trotz der Verbrennung mitten in der Aſche ihr Herz unverſehrt gefunden worden ſei, daß endlich, zum deutlichſten Zeichen der Parteinahme des Himmels für die Jungfrau, drei ihrer Richter und ſchlimmſten Gegner, *Medeius, Guilielmus Estivetus, Petrus Calceonus* [2]) eines ſchmählichen Todes geſtorben ſeien. Endlich beſchließen die Richter einſtimmig, daß das frühere Urteil, das die Jungfrau verdammt habe, ungerechtfertigt geweſen ſei [3]).

Damit endet das Epos, ganz sachgemäß, ohne weithergeholte Schlüſſe, ohne pomphaften Anruf an die Gottheit, ſehr zum Vorteil gegenüber dem Eingange des Gedichts, bei welchem der Autor vor lauter Anfängen, Anrufungen und Vorſätzen gar nicht zum Beginn der eigentlichen Erzählung kommen konnte.

In dem Epos ſelbſt erzählt der Autor meiſt ganz ſchlicht. Er nennt ſeine Quellen nicht, iſt aber von der Wahrheit ſeiner Ausſagen ſo überzeugt, daß er an ihre Begründung nicht denkt. Nur einmal erwähnt er ein Gerücht, bemerkt aber gleich, daß er an ſeiner Wahrheit zweifle. Es

---

1) Eine Ergänzung dazu bietet der Widmungsbrief a 2ª; dort wird neben den beiden im Text angeführten Biſchöfen noch der *episcopus Constantiensis* als Richter genannt.

2) Der erſte iſt *Nicolas Midi*. Er ſtirbt am Ausſatz. Vor Erwähnung ſeines Todes und des Todes des an dritter Stelle Genannten (*Quicherat III*, 165 Zeugnis des *Guilielmus Colles* im Rehabilitationsproceſs) heißt es: *Et audivit manuteneri quod omnes qui de morte ejus fuerunt culpabiles, morte turpissima obierunt.* In den Quellen wird bald *Guillaume* bald *Jean d'Estivet* genannt; ſein Tod wird erwähnt *Quicherat III*, 162: *Fuit inventus mortuus in quodam columbario.* — Der dritte iſt *Pierre Cauchon*, der früher genannte Biſchof von Beauvais, einer der heftigſten Gegner der Jungfrau; ſein Tod daſ. III, 165: *mortuus est subito, faciendo fieri barbam suam.*

3) *Tandem collatis patres utroque citroque*
Articulis flammas sub iniquo judice passam
Darcida concordi decernunt ore modumque
Angligenas violasse fori jurisque tenorem.

Digitized by Google

iſt die Stelle, da er von der Gefangennehmung der Johanna durch die Engländer berichtet und hinzufügt, ſie ſei von den Ihrigen gerettet worden. Da heißt es — die Worte ſind ſo charakteriſtiſch, daß ſie im Original angeführt werden mögen —

Fama (sed incertis veniens authoribus) extat
Invidiam tectique odii fomenta puellae
Egregiam armorum laudem peperisse, nec aequis
Ferre animis proceres populi suffragia in ejus
Elogium propensa nimis, sic inclyta virtus
Monstrorum domitrix et quae supereminet astris
Vincere tanta nequit dirae contagia pestis.

Daß er Quellen benutzt hat, berichtet der Autor ſelbſt. An einer Stelle[1]) rühmt er den Abt von St. Victor zu Paris[2]) als denjenigen, der ihm Material verſchafft, der ihm allerlei Schriften über die von ihm zu ſchildernden Zuſtände zur Verfügung geſtellt habe:

Quid tua magnificum non bibliotheca reponat?
Cujus ab Eois fama it in Occiduos.
Nostra tibi grates exsolvit Musa, quod hujus
Historiae nobis, te duce, aperta via est.

Freilich ſcheinen ihn ſeine Quellenſtudien nicht viel Zeit gekoſtet zu haben. In einem ſeiner beiden Einleitungsbriefe ſpricht er davon, daß er aus der genannten Bibliothek ein Buch einige Tage entliehen habe. Wenn er in demſelben Briefe ſagt: *Sane et in hanc usque diem superstites sunt plusculi qui virginem viderunt inter vivos agentem*, ſo will er mit dieſen Worten ſchwerlich ſagen, daß er ſelbſt ſolche Zeugen geſehen und geſprochen habe[3]).

Die einzige Quelle alſo, die Valerandus ſeiner Dichtung zu Grunde gelegt hat, iſt ein Buch aus der Abtei St. Victor, möglicherweiſe eine der von Quicherat veröffentlichten Quellenſchriften. Als hiſtoriſche Quelle kommt das Gedicht daher nicht in Betracht. Trotzdem kommt demſelben eine durchaus eigenartige Bedeutung zu. Das Epos zeigt zunächſt, wie die franzöſiſchen Humaniſten bei ihrer Nachahmung des Altertums ſich nicht bloß mit der Lyrik und dem Drama begnügten, ſondern auch das Epos pflegten; ferner, daß ſie trotz der lateiniſchen Sprache, deren ſie ſich bedienten, doch keineswegs bloß antike, ſondern zeitgeſchichtliche und

1) 1 5a. Es das erſte Gedicht des Anhangs, vgl. oben S. 297 A. 1.

2) Ein Zeugnis von der Bedeutung der Bibliothek St. Victor iſt bekanntlich auch das ſatiriſche Bücherverzeichnis bei Rabelais, Gargantua und Pantagruel II, 8.

3) Ob wirklich noch viele ſolche Zeugen lebten und ſonderlich Glaubhaftes berichten konnten, bleibe dahingeſtellt. Sie hätten, da 85 Jahre ſeit dem Tode der Jungfrau verfloſſen waren, mindeſtens 100 Jahre alt ſein müſſen.

Digitized by Google

nationale Stoffe behandelten. So früh auch gerade unſer Stoff in franzöſiſcher Sprache behandelt wurde — ein demſelben gewidmetes franzöſiſches Drama iſt noch aus dem 16. Jahrhundert [1]) —; die Behandlung ſeitens eines Humaniſten iſt doch um mehrere Jahrzehnte älter.

Die nationale Geſinnung tritt lebhaft genug in dem Epos hervor. Der Verfaſſer, der das Deklamatoriſche überhaupt liebt, deklamirt auch patriotiſch: er haßt die Engländer als die nationalen Feinde, er ſchwärmt für Freiheit und Unabhängigkeit des franzöſiſchen Landes.

Trotzdem merkt man, nicht etwa bloß durch den Gebrauch der lateiniſchen Sprache, daß unſer Dichter voll und ganz den Humaniſtenkreiſen angehört. Er ſchwelgt förmlich in Reminiſcenzen an das Altertum: er ſpricht von der Jungfrau und ihren Genoſſen faſt nie, ohne nicht ein Dutzend Vergleiche aus dem Altertum bereit zu haben, und bedenkt dabei Römer, Griechen und die Völker des Orients, ſoweit ſie ihm aus der Bibel bekannt ſind, mit ziemlich gleichem Maße. Als Zögling des Altertums zeigt er ſich ſodann durch ſeine heidniſchen Äußerlichkeiten. Man weiß, daß man dieſe bei den Humaniſten überhaupt nicht ſonderlich ernſt nehmen darf. Selbſt die durchaus kirchlich Geſinnten ſcheuen ſich nicht, von Jupiter und Venus oder Pallas, ſtatt von Gott und Maria zu reden; auch unſer Autor trägt kein Bedenken, die göttlichen Befehle als *magni decreta tonantis* zu bezeichnen. Bedenklicher iſt es ſchon, wenn er die Franzoſen nach den erſten unter der Führung der Johanna beſtandenen glücklichen Kämpfen förmlich Opfer bringen läßt [2]); doch könnte man ſagen, er braucht dieſe Redensarten nur, um irgendwelche Begründung für die ſpäter vorgebrachte Anklage der Engländer zu haben, Johanna habe ſich göttlich verehren, ja geradezu auf Altären Opfer bringen laſſen. Beſonders aber gefallen ſich die Humaniſten bei ihren Epen in der Nachbildung der Alten mit Bezug auf die Form. Dabei handelt es ſich nicht bloß darum, daß ſie lateiniſch ſchreiben und ſich des hexametriſchen Versmaßes bedienen, ſondern hauptſächlich darum, daß ſie in die Erzählung viele Reden einflechten. Die Sache ſelbſt haben ſie von den alten Epikern gelernt, aber freilich nicht deren Kunſt und Vollendung mit angenommen. Wie in den dramatiſchen Verſuchen nämlich, den ſchwachen Nachahmungen der antiken Tragödie, ſo wird in den Epen der Humaniſten geredet und nicht erzählt, endloſe Deklamationen vorgebracht, die ermüden, ſtatt

1) Von *P. Fronton de Duc* zuerſt gedruckt 1581, neugedruckt *Pont à Mousson* 1859.

2) *Laeta pios edunt gemitos praecordia, fracto*
Thure litant omnes, diluceat ignibus aras,
Et superis dignas impendit victima grates.
d 1a u. b.

Digitized by Google

daß die Humaniſten es verſuchen, mit kräftigen Worten die Handlung ſelbſt darzuſtellen und auf den Leſer wirken zu laſſen. Welchen Platz dieſe Reden einnehmen, iſt oben S. 298 bei dem 1. Buche gezeigt; eine ähnliche Aufzählung könnte für jedes Buch gegeben werden. Handelt es ſich um eine Schlacht, ſo werden auf ein paar Seiten die Reden der beiden Heerführer mitgeteilt, womöglich mit Replik und Duplik, die Beſchreibung der Schlacht dagegen nimmt nur ein paar Zeilen in Anſpruch. Ein ſolches Überwiegen der Reden, an und für ſich künſtleriſch unſchön, könnte doch inhaltlich bedeutſam ſein. In den Schlachtreden z. B. könnten die Gründe, die den Heerführer zum Kämpfen bewegen, auseinandergeſetzt, die Thaten und Meinungen der Gegner verſpottet, es könnte darin von Urſachen und vorausſichtlichen Folgen der Kämpfe gehandelt werden. Statt deſſen werden aber meiſt Anſpielungen auf das Altertum gegeben, Anſpielungen, die nur dazu da ſind, die Gelehrſamkeit des Dichters zu verraten; die Reden, die hier von Engländern und Franzoſen des 15. Jahrhunderts gehalten werden, könnten ebenſo gut Deutſchen des 11. oder Spaniern des 5. Jahrhunderts in den Mund gelegt werden.

Unter dieſen zahlreichen Reden, die oft an ziemlich ungehörigen Orten ſtehen, müſſen zwei, die beſonders charakteriſtiſch für Erfindung und Geſinnung des Dichters ſind, noch kurz beſprochen werden. Die eine iſt die Rede, welche Karl der Große — er eröffnet ja das ganze Epos mit einer Anſprache, vgl. oben S. 298, — an den zu Rheims gekrönten Karl VII. hält (Buch 3). Sie iſt in doppelter Beziehung wichtig. Zunächſt deswegen, weil Karl der Große als Vorgänger des franzöſiſchen Königs betrachtet wird — dieſer wird einmal als ſein *nepos* bezeichnet —, ſodann deswegen, weil die Rede vom Dichter gewiſſermaßen zum Ausdruck ſeiner politiſchen Weisheit beſtimmt wird: *Nota hic optima praecepta ad Regem pertinentia* heißt es am Rand. Der König wird ermahnt, Gott zu ehren, die Gerechtigkeit zu pflegen, die Verbrecher zu beſtrafen, die Hochmütigen von ſeinem Hofe fern zu halten, ſtreng ſittlich zu leben [1]), den Armen wohl zu thun, die Niedrigen gegen die Vornehmen zu beſchützen, den Frieden zu lieben und nur bei äußerſter Notwendigkeit Kriege zu führen. Natürlich fehlt der Hinweis auf antike Vorbilder nicht: Ninus und Alexander der Große werden als nachahmungswürdige, Cäſar und Nero als verabſcheuungswürdige Beiſpiele genannt. Zum Schluß ermahnt Karl ſeinen

1) *Non aliis miscere thoris, hanc edit Olympus*
Nequitiem; gremio contentus conjugis esto.

Eine ſolche Vorſchrift klingt allerdings wie grauſame Ironie dem Fürſten gegenüber, der länger als ein Jahrzehnt neben ſeiner rechtmäſsigen Gemahlin eine anerkannte Geliebte hatte.

Digitized by Google

Abkömmling noch, den Alten zu folgen: ſie ſeien der Weisheit voll und die beſten Ratgeber.

Die andere Rede iſt die des Theologen Catilius (Zanone da Caſtiglione, Biſchof von Liſieux) über Johanna, in welcher viel von Magie die Rede iſt (Buch 4). Sie wird gehalten, da es ſich darum handelt, ob die Jungfrau ſofort getötet oder als Zauberin gerichtet werden ſoll. Der Redner entwickelt, daß die Magie entſtanden ſei dadurch, daß man einen beſondern Einfluß der Geſtirne auf Seele und Körper der Menſchen angenommen habe. Durch Zoroaſter ſei die Magie allgemeiner verbreitet worden: aus den Eingeweiden der Tiere habe man geweiſſagt. Bei den Griechen und Perſern, im großen Reiche Alexanders, trotz deſſen Verbote, bei den Juden, bei den Ägyptern habe mannigfache Magie und Zauberei beſtanden, Frauen hätten vor allem dieſe ſataniſchen Künſte geübt. Auch das entſtehende Chriſtentum habe die Magie nicht zerſtören können; noch wirke der Dämon und man müſſe verſuchen, ſeinen verderblichen Wirkungen entgegenzutreten [1]). Die Rede iſt ſehr charakteriſtiſch für den Schriftſteller der Renaiſſance: obwohl die Magie in dieſem Falle als etwas Verbrecheriſches, Gottloſes dargeſtellt werden ſoll, wird doch ihre Berechtigung im Allgemeinen nicht geleugnet, ihr Vorhandenſein wird als etwas Natürliches konſtatirt.

Man ſieht: es iſt eine gewiſſe Rückſichtnahme auf zeitgeſchichtliche Vorgänge, auf religiöſe Anſichten, die der Verfaſſer entweder völlig teilt, oder als der Zeit angehörig konſtatirt. Aber doch könnte man von dieſen Reden und den zahlreich eingeſchobenen oratoriſchen Übungsſtücken überhaupt ſagen: ſie entbehren des eigentlichen Zeit- und Ortskolorits. Und darin liegt ein Hauptmangel des Gedichts. Von Beſchreibung der Örtlichkeiten, von genauer Angabe der Plätze, wo ſeine Vorgänge ſich ereignen, hat der Autor keine Ahnung. Bei der erſten Erwähnung der Jungfrau wird weder eine Perſonalbeſchreibung, noch eine Schilderung des Orts, wo ſie lebte, noch der Art, wie ſie bisher ihre Tage zubrachte, gegeben, nicht einmal ihr Name wird genannt; es heißt vielmehr einfach: Ein Engel wird von Gott geſandt (a 7 [b]):

1) *Multiscius daemon longaevo temporis usu*
Aut acie clara ingenii plerumque futura
Praevidet humanae nequaquam pervia menti.

oder an einer andern Stelle

Multa potest daemon majus nisi numen ab alto
Impediat vires, hominum sed saepe meretur
Stulta fides tradi varia in discrimina rerum

i 3[a] und i 4[a].

Digitized by Google

Jussus adit terras, subit et conclave puellae,
Quam sic dulciloquo stupefactam convenit ore:
Salve Barricetae lux et nova gloria terrae

und nun folgt, nach übler Gewohnheit des Verfaſſers, eine lange Rede. Wer ſie iſt, wie ſie früher gelebt, ſagt Johanna erſt in ihrer Rede vor der Univerſität Poitiers [1]).

Aber auch ſonſt entbehren die Lokalſchilderungen jeder Anſchaulichkeit. Es werden wohl gelegentlich Namen von Städten und Flüſſen genannt, aber an einer wirklichen Beſchreibung fehlt es durchaus. Auf die Entfernung nimmt der Autor nicht die geringſte Rückſicht. Kaum hat ſich Baudricourt z. B. entſchloſſen, die Jungfrau zum Könige zu ſchicken, ſo iſt ſie auch ſchon da (b 3ª); wo der Eine und wo der Andere ſich befindet, erfährt man überhaupt nicht. Am ſchlimmſten wirkt dieſe Mangelhaftigkeit der Angaben bei Schlachtſchilderungen: auch da wird höchſtens einmal ein Name genannt, aber nirgends zeigt ſich ein Bemühen, den Leſer zu orientiren. Kaum iſt Johanna von Orléans fort, ſo iſt ſie bei Paris, gleich darauf erſcheint ſie vor Campiègne, von da aus iſt ſie in Beauvais; daß von dem einen zum andern Orte Reiſen vorgenommen werden müſſen, giebt der Autor nirgends an. Daß er es nicht gewußt habe, läßt ſich ſchwerlich vorausſetzen; ſein Schweigen iſt wohl ein abſichtliches und zwei Gründe laſſen ſich dafür anführen. Der eine iſt, daß ſich der Autor die Fähigkeit landſchaftlicher Schilderung und geographiſcher Beſchreibung nicht zutraute und daher dieſelbe nicht verſuchte, obwohl er wußte, daß er ſeine Darſtellung damit um einen guten Teil ihrer Wirkung brachte; der andere iſt, daß er in mißverſtändlicher Auffaſſung derartige Zuthaten als eines wahren Epos unwürdig vermied.

Ebenſo dürftig wie die Ort- ſind die Zeitangaben. Dinge, die tage- und wochenlang dauerten, werden in wenigen Zeilen erzählt; wüßte man nicht, daß zwiſchen dem Entſchluſſe der Jungfrau, Frankreich zu retten und ihrer Verbrennung durch die Engländer faſt drei Jahre liegen (Auguſt 1428 bis Mai 1431), aus unſerm Epos könnte man es nicht entnehmen. Auch bei den einzelnen Erzählungen tritt dieſer Mangel an Zeitangaben ſtörend hervor; die Zeit bleibt ebenſo unausgefüllt wie der Raum. Wagt aber der Autor einmal eine Zeitbeſtimmung, ſo macht er es ſo unklar —

1) c 4ª fg. Dort heißt es übrigens: *Praefecti demum patruo duce limen adivi.* Der *patruus* war ſchon vorher erwähnt b 1ᵇ, wo geſagt war:

Surgit Joanna et patrui feſtina penates
Ingreditur visatque refert miracula formae.

Trotz dieſer Erwähnung des Oheims darf man nicht glauben, daſs der Vater todt ſei; er wird vielmehr als lebend erwähnt c 4a; nach der Verurteilung der Johanna ſtirbt er aus Schmerz. (k 1a.)

Digitized by Google

gleichſam auch hier als wenn er durch eine gewöhnliche Datumangabe das Epos ſchändete — daß er ſich ſelbſt erklären muß, um verſtanden zu werden. So heißt es z. B. einmal vor der Beſchreibung des für Johanna errichteten Scheiterhaufens (i 7 b):

Castoris hospitio Titan exceptus amoenis
Graminibus depingit agros, instatque iuventae
Mensis et adentes incedit Flora per hortos;

der Leser würde nicht leicht daraus ein beſtimmtes Datum entnehmen, wenn nicht glücklicherweiſe am Rand die Bemerkung ſtände: *Circa finem maji cremata est Joanna.*

Endlich wird noch etwas vermißt, das wenigſtens der moderne Leſer erwartet. Von den Motiven nämlich der handelnden Perſonen wird entweder gar nichts geſagt, die Ereigniſſe werden vielmehr unvermittelt nach einander erzählt; oder die Handlungen werden, wie in manchen ſchwächlichen Nachahmungen antiker Dichtungen, nicht als Ausfluß des eigenen Wollens und Entſchließens der Hauptperſonen ſondern als Wirkungen ferner, außenſtehender Mächte bezeichnet: den Einen treibt der Engel zu ſeiner That, auf den Andern wirkt der Dämon. Dadurch zerſtört der Autor ſeine beſten Wirkungen. Die langen Reden vertreten die Stelle des innern Vorganges, des langen Kampfes, das Ereignis iſt vollendet, noch ehe ſeine Urſachen dargelegt werden, der Charakter fertig, ohne daß von ſeiner Entwickelung irgend etwas geſagt wird.

Trotz aller dieſer Mängel jedoch bleibt unſer Epos ein intereſſantes Produkt ſeiner Epoche. Es zeigt, wie die franzöſiſchen Humaniſten, bei aller Voreingenommenheit für das Altertum, für die antiken Stoffe, trotz ihrer Abhängigkeit von der Sprache und Behandlungsart der Alten ſich ihre Eigenheit dadurch bewahren, daß ſie einen zeitgeſchichtlichen, nationalen Stoff zur Behandlung wählen und an demſelben ihre, wenn auch unausgebildete Kunſt zu bewähren verſuchen.

III. Tardif als Poggioüberſetzer (ca. 1490).

Robert Gaguin und Guillaume Tardif gehören zu den eifrigſten und erſten Vorkämpfern des franzöſiſchen Humanismus.

Robert Gaguins Name iſt uns früher mehrfach begegnet (vgl. oben S. 22—26). Dort war er als hochſtehender Beamter und Gelehrter genannt, um deſſen Gunſt hungrige Litteraten buhlten, er, der Franzoſe, der den eingewanderten Italienern gern ſeine Hilfe lieh. Er that das, weil er dankbar ſeine Abhängigkeit von den Italienern erkannte. Denn er war Humaniſt, verehrte das Altertum, machte ſelbſt gern lateiniſche Verſe und berückſichtigte die Werke der Neulateiner.

Digitized by Google

Einzelne ſeiner lateiniſchen Verſe haben eine patriotiſche Tendenz (vgl. oben S. 6, Anm. 3). Sie richten ſich gegen Jakob Wimpfeling und verteidigen den König Karl VIII. von Frankreich, der die Anna von Bretagne, die ehemalige Braut des deutſchen Königs Maximilian für ſich gewonnen und dem Deutſchen dadurch großen Schimpf bereitet hatte. Dieſe Verſe ſind mehr wegen ihrer vaterländiſchen Geſinnung, als wegen ihrer Klaſſizität bemerkenswert, ſie verherrlichen die franzöſiſchen Lilien und wünſchen, daß deren Glanz und Unſchuld länger beſtehen mögen, als Kraft und Stärke des deutſchen Adlers.

Auch Tardif hatte in dem Streite zwiſchen Andrelini und Balbus eine Rolle geſpielt, ja eine viel aktivere als Gaguin. Er war direkt in die Arena getreten und war von dem kampfbereiten Italiener in ſcharfer und unwürdiger Weiſe zurückgewieſen worden (vgl. oben S. 21, Anm. 1, S. 23—25). Bei der Darſtellung dieſes Streites war darauf hinzuweiſen (freilich nach dem Zeugniſſe des Gegners, des Balbus), daß die beiden Kämpfer die zwei entgegengeſetzten Richtungen des Humanismus repräſentiren, und daß der Franzoſe den Standpunkt vertritt, der von den theologiſch angehauchten Humaniſten mit Vorliebe eingenommen wird, daß nämlich die alten Dichter manches Bedenkliche und Anſtößige enthielten und daher mit Vorſicht benutzt werden müßten.

Die Italiener nun waren durchaus anderer Anſicht: ſie hielten gerade die Dichter für die vornehmſte Quelle geiſtiger Erhebung, für den würdigſten Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Um ſo auffälliger iſt es nun und keine ſonderliche Stütze für die Glaubwürdigkeit der Balbusſchen Erzählung, daß Tardif gerade den modernen Italienern eine ganz hervorragende Beachtung geſchenkt, daß er Anekdotiſches aus der hiſtoriſchen Sammlung des Petrarca *de rebus memorandis*, daß er ferner die aus dem Äſop überſetzten Fabeln des Lorenzo Valla und die *facetiae* des Francesco Poggio überſetzt hat, drei Werke und drei Autoren alſo, die, wenn irgend welche, als echt modern bezeichnet werden müſſen. Die Valla-[1]) und die Poggio-Überſetzung ſind neuerdings wieder gedruckt, aber bisher, ſoweit ich ſehe, in Deutſchland nicht beachtet wurden.

1) Die Valla-Überſetzung erſchien 1878 in Puy, herausgegeben von Charles Rocher. Dieſen Neudruck konnte ich mir nicht verſchaffen; ich weiſs von ihm nur durch die Mitteilung in dem unten S. 311 Anm. 1 angeführten Werke S. XI. Einzelne Fabeln (aus der Handſchrift der Pariſer Nationalbibliothek Nr. 6542) ſind in der Sammlung: *Fables inédites des* 12, 13. 14. *siècles recueillies par A. C. M. Robert* 2 *voll. Paris* 1825 und daraus bei *Francisque Mandet, histoire poétique de l'ancien Velay Paris* 1842 *p.* 119—139 abgedruckt. An letzterm Ort findet man auch einige wenige Proben der Überſetzung von *les dits joyeux et moralités de Pétrarque.* Dieſe ſind dankbar zu begrüſsen; die übrigen Zuthaten des Herausgebers jedoch, ſeine ſehr dürftigen biographiſchen Nachrichten, ſowie

Digitized by Google

Die Überſetzung der Facetien[1]) erſchien ohne Namen des Überſetzers. Daß ſie von Tardif ſtammt, und für König Karl VIII. beſtimmt war, geht aus Tardifs an dieſen gerichteter Widmung der Überſetzung Vallas hervor. Sie iſt alſo nach 1484, dem Jahre von Karls Thronbeſteigung und vor 1492, dem Abfaſſungsjahr der Überſetzung Vallas erſchienen. Die Stelle, wichtig auch für die Tendenz unſerer Überſetzung, lautet: *Et pour vostre Royale Mageste entre ses grans affaires récréer vous ay translaté, le plus pudiquement que j'ay peu, Les Facéties de Poge.* „So keuſch ich konnte.“ Ein ſolcher Zuſatz war angebracht, denn Poggios Facetien ſind keine Lektüre für junge Mädchen. Voigt hat ſie gut folgendermaßen charakteriſirt[2]): „Sie handeln von lüderlichen Kardinälen und zudringlichen Beichtvätern, von hörnertragenden Ehemännern und lüſternen Weibern, von dummen Pfaffen und geilen Franziskanern, von klugen und albernen Ärzten, von Dante und Filelfo, von Dirnen und unerfahrenen Mädchen, von dummen Bauern und witzigen Spaßvögeln. Es ſind feine Ausſprüche und unſchuldige Scherze darunter, aber es ſind der Mehrzahl nach Ehebruchsſkandale und derbe Obſcönitäten, eine derbe Sammlung von Geſchichten, wie eben im Kreiſe lockerer Menſchen eine die andere hervorruft, wie ſie bald aus der Tradition und dem gemeinen Leben, auch aus Büchern gegriffen, bald bei heiterer Laune erſunden werden.“ Wer ganz rigoros erſcheinen wollte, der hütete ſich alſo vor der Lektüre und noch mehr vor Anfertigung einer Überſetzung, welche die Lektüre des Buches dem des Lateins Unkundigen ermöglichte. Fertigte er eine ſolche doch an, ſo hätte er ſich nicht, wie Tardif es that, damit begnügen dürfen, die Hauptſätze aus Poggios *praefatio* wiederzugeben, in welcher der Autor eine ziemlich zahme und nichtsſagende Vertheidigung ſeines Verfahrens zu geben verſucht[3]).

---

ferner ſein Verſuch, Tardif auf Koſten Vallas zu erheben und ihn als Fabelerzähler Lafontaine gleichzuſtellen, ſind nicht ſonderlich wertvoll. Wenn der Herausgeber einmal bemerkt: *Toujours chez cet auteur, même finesse d'observations, même simplicité dans le style, même grandeur dans les pensées* ſo geht er mit dieſer Verherrlichung ſicher zu weit.

1) Der Neudruck führt den Titel: *Les Facéties de Poge Florentin. Traitant de plusieurs nouvelles choses morales. Traduction française de Guillaume Tardif, du Puy-en-Velay, lecteur du roi Charles VIII, réimprimée pour la première fois sur les éditions gothiques, avec une Préface et des Tables de concordance par Anatole de Montaiglon; Paris* 1878.

2) Die Wiederbelebung des klaſſiſchen Altertums, II. 2. Aufl. S. 25.

3) Vgl. Voigt a. a. O. S. 417. *Les Facéties* S. 3—6. Es iſt für den Überſetzer charakteriſtiſch, daſs er zwiſchen die von ihm übertragenen Stellen der Vorrede überleitende Sätze einſchiebt und vor jeder überſetzten Stelle der erſten Worte des lateiniſchen Textes einſchaltet.

Digitized by Google

Die Facetien ſind nicht von Poggio ſelbſt zum Drucke befördert. Daher weichen die Ausgaben ſowohl nach Anordnung, Anzahl als Faſſung der einzelnen Erzählungen ab. Hier iſt noch manche kritiſche Arbeit zu thun, die ſelbſtverſtändlich außerhalb des Rahmens dieſer Unterſuchung liegt. Welche Ausgabe Tardif ſeiner Überſetzung zu Grunde gelegt hat, giebt er nicht an: jedenfalls hat er ſeine Vorlage nicht unweſentlich gekürzt; aus 273 *Facetiae*, welche in der neuern Ausgabe von Noël gezählt werden, ſind bei Tardif 112 geworden. Hat der Überſetzer nun auch jene Zahl vielleicht nicht gekannt, — obwohl ſchon in einer alten von mir benutzten Ausgabe des Jahres 1488, die freilich keine Nummern hat, nach meiner Zählung eine gleiche Anzahl *Facetiae* mitgeteilt wird —, ſo muß er doch vieles aus ſeiner Vorlage mit Abſicht ausgelaſſen haben. Indes welche Geſichtspunkte ihn dabei leiteten, iſt ſchwer zu ſagen. Man könnte an religiöſe und ſittliche denken; da aber frivole Äußerungen beiderlei Art ſich auch ſehr reichlich in der Überſetzung finden, ſo kann davon nicht die Rede ſein. Es ſcheint, daß bei dieſen Auslaſſungen die reinſte Willkür geherrſcht hat: der Überſetzer läßt ſich ſogenannte gute Witze entgehen, und läßt gelegentlich auch ein ernſtes, faſt moraliſches Wort aus, während er oft ſehr ſchlechte Späße und ſehr unſaubere Geſchichten in ſeine Überſetzung aufnimmt.

Tardifs Werk kann man nicht eigentlich eine Überſetzung nennen. Lieſt man den Originaltext und Tardifs Wiedergabe nach einander, ſo hat man nur an wenigen Stellen den Eindruck, daß es ſich um eine genaue, vollſtändige Übertragung der Worte handle; an den meiſten den, daß höchſtens eine ziemlich treue Wiedergabe des Sinnes angeſtrebt werde. Häufig ſind daher *Kürzungen* zu verzeichnen, noch häufiger *Erweiterungen*, der Bearbeiter macht von dem Rechte Gebrauch, *Aenderungen* vorzunehmen, das ein Überſetzer nicht für ſich in Anſpruch nehmen dürfte. Von dieſen iſt im folgenden zu handeln, dabei iſt auch auf *Mißverſtändniſſe* und *Irrtümer* mancherlei Art hinzuweiſen.

Kürzungen und *Auslaſſungen* innerhalb der aufgenommenen Geſchichten kommen wohl vor. Eine ſolche findet ſich in der vierten Geſchichte. Sie handelt von einem Juden, der von den Chriſten veranlaßt wird, zum Chriſtentum überzugehen und ſeine Schätze den Armen zu überlaſſen; er werde, ſo ſagen ſeine Überredner, dieſelben hundertfach wiedererlangen. Er geht zum Chriſtentum über. Der lateiniſche Text ſagt nun: *Inde per mensem fere hospitio exceptus est honorifice a diversis christianis. Cum ei omnes blandirentur et laudarent factum ille tamen qui precario viveret expectabat in diem centupli promissionem. Et cum multos satietas cibandi hominis cepisset jamque rarus imitator reperi-*

Digitized by Google

retur cepit homo admodum egere. Statt deſſen wird im franzöſiſchen gleich geſagt: Der Jude verteilt ſeine Güter *et ne trouvoit qui l'invitoit à disner avecque soy, fut contrainct de faim en telle manière.* Dadurch wird der Zuſammenhang geſtört; die Täuſchung, in der ſich der Jude durch die ihm von vielen Seiten zugehenden Einladungen wiegt, wird gar nicht erwähnt. — Vor S. 113 hat der Überſetzer zwei Geſchichten, die von *Rudolfus da Camerino* handeln, ausgelaſſen; trotzdem ſagt er bei Erwähnung des Genannten: *cestuy* und ergänzt dann, in eigentümlicher Art, den Inhalt jener beiden von ihm geſtrichenen Geſchichten. — Die Namen der Erzähler oder derer, von denen die Geſchichten erzählt werden, läßt der Überſetzer häufig aus. Ein beſtimmtes Prinzip iſt dabei nicht zu erkennen: er läßt ſie aus oder ſetzt ſie ein nach Belieben. Handelt es ſich um die Namen unbekannter Perſonen, ſo iſt die Auslaſſung irrelevant; bedeutſam wird ſie, wenn es ſich um bekannte Perſönlichkeiten handelt. So iſt z. B. in der Geſchichte 85 S. 236 ff. der Attentäter der Florentiner Spaßmacher *Gonnella*, nicht *un galant à Romme*, wie *Tardif* ſagt.

Aber unendlich häufiger als die Auslaſſungen ſind die *Erweiterungen*. Faſt jede Geſchichte iſt voll von ſolchen. Oft ſind dieſe Erweiterungen ſo, daß man an dem guten Geſchmack des Autors völlig irre wird; z. B. eine recht unzüchtige Geſchichte, *De confessore*, die im Original 9 Zeilen einnimmt, wird von Tardif zu drei vollen Seiten ausgedehnt (S. 99—101). Durch ſolche Erweiterungen macht er witzige Geſchichten witzlos, fügt Neues hinzu, was er ſpäter als irrelevant ausläßt oder nicht beachtet, oder miſcht ungehörige Züge in die Geſchichten hinein. Ein paar Beiſpiele mögen das Geſagte illuſtriren. Gleich die erſte Geſchichte giebt ein ſolches. Sie handelt von einem armen Fiſcher, der fünf Jahre wegbleibt und bei ſeiner Heimkehr einen dreijährigen Sohn findet, den die Frau als ſein Kind ausgibt. Der Überſetzer macht daraus: der Galan *in succession de temps luy fist trois beaulx enfans*, ſie werden ſo gut genährt *qu'ils estoient jà tous grans quant le mary . . retourna* (S. 8. 9); trotzdem ſpricht er nachher blos von einem dreijährigen Knaben. No. XI, (S. 39) iſt von einem thörichten Prieſter die Rede, der nicht weiß wann Oſtern iſt, wann die vorhergehende Faſtenzeit beginnt und der nur zufällig, bei einem Beſuche des nahen Marktes, erkennt, daß auf den folgenden Tag Palmſonntag fällt. Aus der ganzen Geſchichte geht hervor, daß der Prieſter mit der Gemeinde ſeit lange verwachſen iſt, ſo daß ſelbſt ein derartiges Verſehen ihn nicht um ſeine Stellung bringt; T. hat den durchaus ungehörigen Zuſatz: *la première année qu'il vint à gouverner ce sot peuple.* Ein ſehr lehrreiches Beiſpiel für T.s ganze Art zu arbeiten

Digitized by Google

iſt folgendes. Poggio erzählt: *Antonius Luscus vir facetissimus ac doctissimus cum ei notus quidem litteras apud pontificem expediendas obtulisset atque ipse certo in loco corrigere atque emendare jussisset, ille autem postridie litteras easdem retulisset veluti emendatas inspectis litteris tu me (inquit) Jannotum vicecomitem forsitan putasti.* Daraus macht Tardif: *A Romme fut ung homme nommé Antoine le Louche, qui fut familier du Pape ayant office comme le Maistre d'hostel, et principale Secrétaire du Pape pour la grant science et habileté de luy, et, de toutes pars que aulcunes Lettres se offroyent à la Court du Pape on les aportoit à cestur Anthoine pour les luy présenter. Advint que ung des congnoissans de cestuy Anthoine luy apporta unes Lettres pour expédier au Pape. Ces Lettres print Anthoine et les regarda et y trouva aulcune faulte et dist a celluy qui les luy apporta: „Mon amy va corriger ces lettres, car elles ne sont pas bien, puis me les rapporte." Ce quidem reprint ces Lettres et s'en alla en sa maison, et les regarda, mais ne sceut oncques appercevoir où la faulte estoit. Si proposa erreur à Anthoyne, qui les lui avoit rebaillées pour corriger, et, faignant les avoir rescrites et amendées, les Lettres mesmes luy rapporta. Quant Anthoyne veit ces Lettres, il les congneut bien; si lui dist: „Mon amy tu estimes que je soye ainsi que Jannot le vicomte."* Und nun wird bei beiden eine Geſchichte erzählt, wie der betreffende Vicecomes jeden Brief ſeinem Sekretär zurückgegeben, mit der Weiſung ihn zu verbeſſern und wenn der Beamte den Brief unverbeſſert wiedergebracht, ſeine Befriedigung mit dem umgeſtalteten Schreiben ausgeſprochen hätte. Die mitgeteilte Stelle zeigt deutlich, wie T. mit ſeiner Vorlage umgeht: er führt das Angedeutete aus, er verwandelt eine kurze Bemerkung in längere direkte Rede, er ſagt ausdrücklich und kommentirt noch, was der Verfaſſer des lateiniſchen Textes als bekannt vorausſetzen darf. Doch wird er bei dieſen Erweiterungen unklar und macht Fehler. Poggio will ſagen: daß der Schreiber den Brief nicht verbeſſern *wollte*, T. macht daraus: *konnte*; bei P. handelt es ſich um Briefe, die *von ſeiten des Papſtes* weggeſchickt werden, T. ſcheint an Briefe zu denken, die *an den Papſt* gerichtet ſind; überſetzt er einmal wörtlich (*les Lettres mesmes* für *litteras easdem*), ſo macht er einen groben Fehler, indem er *litterae* mit dem Plural wiedergiebt und ſcheint dem Worte *mesme* einen Sinn zu imputiren, den es selten oder niemals hat.

Zwei Beiſpiele mögen zeigen, wie Tardif einer kurzen witzigen Antwort einen überflüſſigen Kommentar anhängt. Ein Peruginer iſt in Sorgen, wie er ſeine Schulden decken ſoll; da ſagt ein Freund zu ihm: *Stulte relinque has cogitationes creditori.* Bei T. lautet die

Digitized by Google

Anrede (S. 253): *O ne te soulcye; laisse les cogitations et le soulcy de cela à ceulx à qui tu doys, car ils ont assez grant paour que tu ne les puisse payer; pour tant que tu es bien fol de t'en soulcyer.* Oder: Ein Prediger rühmt den hl. Chriſtophorus, daß er den Heiland getragen und ruft zu wiederholten Malen aus: wem wurde ſolche Ehre zu Teil? Da ruft ein Witzling: *asinus qui et filium et matrem portavit.* Dieſe Antwort iſt T. viel zu kurz; er fügt alſo gleich den ganz überflüſſigen Commentar hinzu (S. 248): *Quant la benoiste Vierge Marie s'enfouit en Egypte de paour de Hérode qui faisoit occire les Innocens, elle estoit montée sur ung asne et portait son filz en son giron, par quoy l'asne porta plus grant fardeau que Monseigneur sainct Cristofle, qui porta le filz seulement.*

Am Anfang der 22. Geſchichte (Wunder und Zeichen) hat Tardif einen langen Zuſatz (S. 68 fg.), daß Poggio auch ernſte Erzählungen, nicht blos Facetien bringe. — Intereſſant iſt auch das Folgende. Poggio erzählt von einem Prediger, der am Stephanstage eine lange Predigt halten ſollte. Die anweſenden Amtsbrüder ermahnen ihn, kurz zu ſein, mit Hinweis auf ihren Hunger, ihren Durſt und auf die herrſchende Kälte. In Folge deſſen ſagt er zu den Andächtigen: „Ihr werdet Euch noch alles deſſen erinnern, was ich voriges Jahr geſagt habe. Seitdem iſt nichts Neues geſchehen.“ Die Predigt giebt zwar Tardif auch, aber er fügt *als Worte der Predigt* hinzu: *Et pour tant à l'occasion du temps qui est froit, oultre affin que vous puissez aller ensemble faire bonne chière ainsi que vous avez accoustumé, de faire à cette bonne solempnité* (S. 85) und bringt ſich durch dieſe Sinnloſigkeit um ſeine ganze Wirkung. Ein ähnlich ungehöriges Verfahren iſt es auch, wenn Tardif (S. 92) die Pointe vorausnimmt und dadurch die Wirkung zerſtört. Es handelt ſich um die ſehr derbe Geſchichte: *de adulescentula quae virum de parvo priapo accusavit,* weil die junge Frau nämlich das Glied des Mannes mit dem des Eſels vergleicht, wie ſie ſelbſt am Schluſſe geſteht; T. erzählt dieſen Grund gleich vorweg; die Geſchichte iſt daher ohne rechte Spannung. Ähnlich iſt folgendes. In dem *facetum dictum Francisci de Januensium filiis* ſagt der Florentiner, dem die Genueſen die Magerkeit ſeiner Kinder vorwerfen, der Grund ſei der: *Ego enim solus filios meos creo, vobis vero ad filios procreandos multorum subsidia opitulantur.* Dieſe witzige Antwort hat Tardif auch, aber auch hier zerſtört er den Effect dadurch, daß er aus lächerlicher Pedanterie nach dem wirklichen Grunde der Magerkeit der Einen und der Korpulenz der Anderen ſucht und der eigentlichen Erzählung die Worte voranſtellt: *car la région est plus froide à Gennes que à Florence, et y vivent les gens de plus gros nourrisse-*

Digitized by Google

ment, et sont plus replets et charnus. Ainsi donc les enfans du Florentin n'estoyent point si bien nourris que les autres. (S. 287).

Eine der letzten Geſchichten iſt die von dem Müller, der ein vorübergehendes Mädchen zu ſich einladet, die Frau werde ihr Eſſen und Schlafſtelle geben. Die Frau merkt, worauf es der Mann abgeſehen hat, bettet ſich daher an den Ort, wo der Mann das Mädchen zu finden glaubt. Der Mann kommt, wohnt ihr ſchweigend bei und ſchickt ſeinen Knecht, damit dieſer in dem Geſchäft fortfahre. Am nächſten Mittag ſetzt die Frau dem Manne fünf Eier vor *pro numero miliarium quae ea nocte confecerat.* T. (S. 297—300) macht zu dieſer Geſchichte drei thörichte Zuſätze: er läßt den Mann bevor er zur Schlafſtelle geht den Knecht treffen und kündigt ihm an, was ihm bevorſtehe; er berichtet, der Herr hätte zwei, der Knecht dreimal das Werk verrichtet [1]); er fügt zum Schluß hinzu, der Herr habe den Knecht ſofort entlaſſen.

In das Kapitel der Erweiterungen gehören namentlich die ſogenannten *Moralien.* Auch Poggio hat einige male am Schluſſe ſeiner Erzählungen kurze Sätze, welche den Sinn derſelben zuſammenfaſſen, einen Gedanken angeben, der durch das Erzählte erregt wird. Bei T. dagegen fehlen ſie höchſt ſelten. Dieſe Moralien ſind oft nichts weniger als moraliſch; ſie zeugen oft von einem nicht ſelten naiven, lächerlichen Unverſtande des vorliegenden Textes; oder ſie ſind nichts weiter als eine Wiedergabe des ſchon in der Erzählung Geſagten. Bei der bereits erwähnten Geſchichte des Vicecomes heißt es ſehr thöricht: ſie wende ſich gegen die Superklugen; bei der Geſchichte vom Prediger: zwei Laſter ſeien getadelt 1) das der Kirchenmänner, welche ſtatt die Anderen zu erleuchten, das Gotteswort verdunkeln und daran ermüden, 2) das der Prediger, welche auf Perſonen ſticheln und ſtatt den Guten zu gefallen ſich nach wenigen Böſen richten. Endlich bei der Geſchichte der *adulescentula* wird bemerkt, ſie wende ſich gegen die Unzufriedenen, die ungenügſam mit dem Ihrigen ſtets nach Neuem und nach mehr gelüſten.

Selten ſagt T. in ſeiner Schlußbemerkung: *En ceste joyeuse reponse il n'y a point de sens moral* (S. 103) oder Ähnl.; einmal (S. 267) heißt es ſogar: *il n'y a rien moral, c'est toute matière salle,* aber ſtatt daß er ſich nun mit einer ſolchen Bemerkung zufrieden giebt, läßt er mehrere Sätze folgen, die faſt wörtlich das bereits in der Erzählung ſelbſt Ausgeführte wiederholen.

1) Gerade in dieſer Beziehung liebt der Überſetzer Zuſätze von Zahlen. In der Geſchichte vom Beichtkinde und Beichtvater, die ſich durch ihre Handlungen compenſiren, ſagt bei Poggio das erſtere: *sororem cognovi*, der letztere *matrem saepius futivi*; bei Tardif (S. 296) das erſtere: *plus de quatre foys*, der letztere: *plus de cinquante.*

Digitized by Google

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Hinzufügung dieſer Moralien, die eine ausgeſprochen lehrhafte Tendenz in den Facetien vorausſetzen, Poggios ganzer Art widerſpricht: er will nicht belehren, ſondern unterhalten. Er macht ſich luſtig über die Thorheiten, er erzählt lachend ſelbſt von groben Vergehen, aber er hat eher Freude an denſelben, als daß er Schmerz über ſie empfindet, er will weder die Kreiſe, in denen er lebt, beſſer machen, noch die Welt überhaupt. Dieſe Tendenz wird in der *Conclusio Poggii* am Schluſſe des ganzen Werkes deutlich ausgedrückt, in welcher er vom *Bugiale* ſpricht, ſeine ſtillen Mitarbeiter nennt; da heißt es am Ende: *omnisque jocandi confabulandique consuetudo sublata;* für Tardif iſt es ſehr bezeichnend, daß er dieſe Schlußworte ausgelaſſen hat.

Die *Aenderungen,* ſoweit ſie nicht in das bereits erwähnte Gebiet der Kürzungen und Erweiterungen fallen, ſind zunächſt doppelter Art, ſolche *der Wohlanſtändigkeit wegen* und ſolche, welche eine gewiſſe *religiöſe Tendenz* verraten. Was die erſteren betrifft, ſo hätte ein Bearbeiter viel zu thun gehabt: er hätte vielleicht die Hälfte der Geſchichten auslaſſen oder ändern müſſen. Tardif läßt dagegen die meiſten Erzählungen, in denen es ſich um Geſchlechtliches handelt, ſtehn, ja er verſtärkt es manchmal noch; er tilgt nur oder ſchwächt manche andere Unanſtändigkeiten und Derbheiten im Ausdruck. Vgl. S. 20, 23 mit dem Original Bl. 4^{b}, 5^{a}, die Ausdrücke ſind zu roh, als daß ſie hier wiedergegeben werden könnten. Doch ſind ſolche Änderungen, Milderungen, ſehr ſelten. Ja man könnte ſagen, durch ſein Syſtem der Erweiterungen, der Ausführungen macht Tardif Poggios Unflätereien erſt recht unflätig, er zwingt durch ſein langes Gerede den Leſer, auf Dinge aufzumerken, die ihm bei Poggio entgehen oder weniger genau von ihm beachtet würden; er macht die im Originale wenigſtens graziös erzählten Späße in der Überſetzung zu rohen Bierbankwitzen. Ja manchmal fügt er eine Unanſtändigkeit, vielleicht abſichtlich, vielleicht aus Mißverſtand hinzu. In der Geſchichte *de confessore* berichtet P. von einer unzüchtigen Rede und Handlungsweiſe eines Prieſters gegen eine junge Frau *quae id postmodum retulit;* T. macht daraus: *laquelle luy* (nämlich Poggio) *racompta* und traut dadurch jener Frau eine unverzeihliche Schamloſigkeit zu.

Auch die *religiöſen* Änderungen beweiſen höchſtens das äußere Schicklichkeitsgefühl des Überſetzers. Sie beziehen ſich weniger auf die Spöttereien und Angriffe gegen Religion und Kirche überhaupt, mehr auf das Decorum, das man den Prieſtern, den Vertretern der Kirche ſchuldig iſt. Auch hier müſſen einzelne Beiſpiele genügen. Bei der Geſchichte: *De Judaeo nonnullorum suasu christiano facto* lautet Poggios Schluss:

Digitized by Google

dictum contra eos qui tardi in beneficio dando et reddendo existunt, alſo: bürgerliche Moral, Tardif ſetzt dafür: *En ceste Facécie est donné à entendre que ung bien fait ne sera jamais trop tart conféré à ung homme ingrat, car il est tousjours perdu* (p. 20), alſo halb religiöſe Färbung, denn es ſcheint doch, daß das *il* des Schlußſatzes ſich auf das zunächſt ſtehende *homme*, nicht auf *bienfait* beziehen, alſo das Verderben des Mannes nicht das Verlorengehen der Wohlthat bezeichnen ſolle. — Am Anfange der Geſchichte: *De vidua* hat Poggio einen Eingang gegen die Heuchler, der entſchieden antigeiſtliche Tendenz verrät. Es heißt z. B.: es wurde geſagt, *omnia hypocritis abundare qui cum dignitatem atque bonorum ambitionem ardeant tamen simulando atque dissimulando agunt ut non sponte sed inviti ac superiorum praecepto honores assequi videantur.* Tardif (S. 24) läßt dieſen Abſchnitt gewiß abſichtlich aus und verſetzt, mit ſeltſamem Mißverſtändniß, die Geſchichte in die Zeit der Apoſtel. Häufig benutzt er ſeine Moralien, um das religiöſe Element zu verſtärken. Es wird folgende Geſchichte erzählt: der Biſchof von Arezzo befiehlt ſeinen Prieſtern, zu ihm *cum cappis et coccis* zu kommen; einer der dieſe Geräte nicht hat, bringt auf den Rat ſeiner Köchin *capones coctos* und empfängt von dem lachluſtigen Biſchof für ſeine Gabe großes Lob. Auf dieſe läßt T. (S. 65) nun eine Moral folgen, in der er heftig gegen das Unweſen der Prieſter, eine Köchin zu halten, losfährt, gegen ihre Unwiſſenheit, die ſie unfähig mache, einen biſchöflichen Befehl zu verſtehen, in der er ferner gegen die Prälaten eifert, welche, ſtatt die Laſter ihrer untergebenen Geiſtlichen zu beſtrafen, deren Geſchenke annehmen. Ähnlich auch in der folgenden Geſchichte: Ein dicker Abt frägt gegen Abend in der Nähe von Florenz einen Bauer, ob er wol noch durchs Thor gelangen werde; der Bauer antwortet: gewiß, denn ein beladener Heuwagen geht ja hindurch. Auch dieſe Geſchichte benutzt Tardif zu einer antigeiſtlichen Moral (S. 67): der Bauer verſpotte den Abt nicht blos ſeiner Korpulenz wegen, ſondern mit Hinblick darauf, daß der Geiſtliche blos ſeinen Körper pflege ſtatt *de jeusner à pain et à l'eaue pour garder sa bonne religion.* Sehr merkwürdig iſt auch das Folgende. Poggio erzählt manchmal ernſte, geradezu Schauergeſchichten, ja abergläubiſch und wundergläubig wie er iſt, berichtet er häufig genug Prodigien mit gläubigſter Miene. Der Überſetzer, der von ähnlicher Geſinnung erfüllt iſt, hütet ſich wohl, dergleichen auszulaſſen. Einer Reihe ſolcher Geſchichten fügt er dann eine längere erbauliche Betrachtung hinzu, derartige Wundergeſchichten ſeien abſichtlich in die Facetien eingeſtreut, um uns zu erinnern, nicht alle unſere Zeit dem Vergnügen zu widmen *mais aulcunes foys, et mesmement, selon les temps et les jours comme au temps de pénitence et de dévotion, nous*

Digitized by Google

devons imposer et mettre à noz félicitez et plaisances mondaines la souvenance des choses de nostre benoist Saulveur et Rédempteur Jésu-crist, qui sont merveilleuses et admiratives en nostre entendement ainsi que les choses monstreuses sont en Nature. —

Manche der Geſchichten Poggios handeln von *Juden*. In denſelben bemerkt man keine beſondere Feindſeligkeit gegen die Andersgläubigen; von ihrer Schlauheit wird, ohne jede Nebenbemerkung, geſprochen. Der Überſetzer fügt nichts Weſentliches hinzu; eine von Juden berichtende Geſchichte iſt ſogar ausgelaſſen. Nur bei einer hat er einen vielleicht tendenziöſen Zuſatz. Poggio berichtet, Chriſten hätten einen Juden zu bekehren geſucht *ad Christi fidem;* Tardif erzählt dasſelbe, fügt aber die ſeltſamen Worte hinzu: *et renoncer à la Paganité.*

Einzelne Änderungen möchten auch auf *Patriotismus* zurückzuführen ſein. Die bereits angeführte Geſchichte: *De vidua* läßt Poggio in Paris ſpielen: *qui habitabat Parisius;* Tardif läßt die Ortsangabe aus; wenn er anfängt: *Au temps que les diciples de Jésucrist alloyent par le pays* u. ſ. w., ſo mißverſteht er offenbar den von Poggio gebrauchten auf die oben angeführten Worte unmittelbar folgenden Ausdruck: *unus ex eis qui vulgo apostoli vocantur*, ein Wort, das hier ſicherlich in dem Sinne ſteht: einer der nach Apoſtelart durch Betteln ſeinen Unterhalt gewinnt, aber ſonſt ein recht unapoſtoliſches Leben führt. — Andrerſeits liebt es Tardif, Frankreich zu erwähnen, wenn er gutes von dem Lande zu ſagen hat. In der Geſchichte: *Dux Mediolani senior* erwähnt Poggio auch, daß der Herzog ſeinen Koch nach Frankreich geſchickt habe, um die feinere Küche zu erlernen; der Herzog iſt trotzdem mit den Leiſtungen ſeines Dieners unzufrieden und giebt ihm das zu verſtehen. Tardif giebt dieſen Tadel wieder: der Koch ſei ein unwiſſender Menſch, ſetzt aber hinzu *qui avoit perdu son temps en France* (S. 45).

Eigentlich *politiſche* Änderungen finden ſich ſehr ſelten. Man könnte zu denſelben rechnen, daß Tardif in der Geſchichte: *Juvencularum a calvo quodam faceta delusio* aus dem Gärtner (*ortulanus*), der den Jungfrauen, die ihn wegen ſeiner Kahlheit verſpotten, eine obſöne Abfertigung zu Teil werden läßt, einen Fürſten macht, der ſich rühmt, hundert Mädchen entjungfert zu haben (S. 294). Freilich müßte man dann bei dem Überſetzer eine demokratiſche antifürſtliche Tendenz annehmen, die ſich ſonſt ſelten bei ihm findet. Vielleicht darf man etwa folgendes dahin rechnen. Poggio erzählt: Ein Tyrann will einem Reichen ans Vermögen. Obwohl er gar nichts gegen ihn vorzubringen weiß, beſchuldigt er ihn, Feinde und Verräter in ſeinem Hauſe zu verbergen. Er ſchickt Trabanten hin, der Reiche merkt, worauf es abgeſehen ſei, zeigt und giebt den Trabanten ſein Geld mit

Digitized by Google

den Worten: *hi sunt enim non solum domini sed mei quoque hostes acerrimi.* Das überſetzt oder erweitert Tardif mit den Worten: *Ce sont les ennemys de luy, car ils le feront dampner et les ennemys de moy* und bringt dadurch in die Geſchichte eine ſtärkere antifürſtliche Tendenz.

Auch ſonſt ändert Tardif gelegentlich, um beſtimmte Tendenzen in die Geſchichten hineinzubringen. Poggio erzählt: Ein begüterter Dorfpfarrer begräbt einen kleinen Hund, der ihm lieb war, der Biſchof citirt den Pfarrer, angeblich dieſes Verbrechens wegen, in Wirklichkeit, um von ihm Geld zu erpreſſen; der Pfarrer erzählt, der Hund habe ein Teſtament gemacht und in demſelben dem Biſchof 50 Gulden vermacht; der Pfarrer erhält Abſolution. Tardif wendet die Sache ſo, daß der Pfarrer den Hund nicht aus Liebe begraben, ſondern *pour soy farcer et mocquer de son Evesque.* Er will damit den Gegenſatz zeichnen, der zwiſchen geiſtlichen Oberen und Untergeordneten beſteht, er übertreibt auch die Sache: was Poggio als eine kleine Ungehörigkeit darſtellen will, bezeichnet er als *ung péché merveilleux.*

Unter den *Mißverſtändniſſen* ſei folgendes hervorgehoben. Poggio ſpricht in der erſten Geſchichte von einem *nauclerus,* einem Schiffsherrn, Tardif überſetzt (S. 7) *un homme nouvelet,* er muß das ſeltene Wort nicht gekannt oder ſich verleſen haben. Poggio erzählt: *De equestri palleato* von einem Biſchofe, der den Gruß eines Ritters nicht erwidert und dafür von dieſem geſcholten wird, Tardif mißverſteht dies und erzählt, der Ritter habe längere Zeit mit dem Biſchofe geſprochen, wodurch die ganze Geſchichte ſinnlos wird (S. 27). — Das Wort *oppidum* giebt Tardif durchgehends mit *chasteau* wieder (vgl. S. 36, 39, 42, 84, 111, 227, 238). Ich finde aber nicht, daß *chasteau* im altfranzöſiſchen dieſe Bedeutung hat; es bedeutet ſtets Schloß, befeſtigtes Schloß, alſo höchſtens einen ganz kleinen Komplex von Gebäuden, niemals viele Gebäude. — Manchmal mißverſteht er die Geſchichte vollſtändig. Poggio giebt ein Scherzwort des Kochs des Herzogs von Mailand über ſeinen Herrn: *Nam duo impossibilia dux conatur: unum ne habeat confinia, alterum ut pinguem reddat Franciscum barbatum hominem opulentum summaque cupiditate flagrantem.* Daraus macht nun Tardif mit völliger Verdrehung des von Poggio Geſagten: *Premier il s'efforce de chasser d'emprès de luy François Barbebare, qui est ung homme riche, oppulent et plain de biens puissant pour résister es se deffendre grandement comme le Duc, et est impossible de le vaincre et chasser sans grant travail et labeur. Secondement le Duc desire retourner gras et plain de chair après ce qu'il aura enduré tant de peine et de travail qu'il luy fault endurer, qui est une chose trop difficile, et me semble bien que sont deux choses*

Digitized by Google

presque impossibles (S. 47). Auch ein anderes Witzwort deſſelben Koches verdreht Tardif. Er möchte, ſagt er, ein Eſel werden, und nach dem Grunde ſeines ſeltſamen Wunſches gefragt, giebt er an: alle mit Ehrenſtellen Begabten ſeien ſo ſtolz und hochmütig wie Eſel geworden, er möchte nun dasſelbe ſein oder werden. Nach Poggio ſind die Erhobenen keineswegs töricht und unwürdig; die Ehre verdreht ihnen nur die Köpfe; Tardif mißverſteht die Geſchichte, indem er angiebt, die Beamten ſeien der ihnen zu teil gewordenen Ehre unwürdig: (*bénéfices*) *pu'il donnoit à gens ignares, mal cognoissons et indignes de ce avoir* (S. 49). Derſelbe Satz kommt dann auch in der Moral vor: Die Fürſten werden getadelt, welche die Ehrenſtellen an Neuankömmlinge geben und bewährte Diener vernachläſſigen, ferner diejenigen, welche Würden und Ämter an Unwiſſende und Unfähige vergeben (S. 51). — Ein kleineres Mißverſtändnis iſt, wenn er (S. 57) *amplissima* mit *trop large* wiedergiebt. Der Sinn des lateiniſchen Superlativs — es handelt ſich um einen Schneider, welcher das Gewand eines mit Speiſe angefüllten Herrn nicht weiter machen will, weil er ſagt, am nächſten Tage werde derſelbe es durchaus weit genug finden — iſt eben hier: durchaus bequem, aber nicht: zu weit. — Eine ſchlimme Verwechſelung iſt die der Worte: *medicus* und *mendicus* — Tardif überſetzt Arzt (S. 104), wo es Bettler heißen muß und auch im Original ſteht; die Verwechſelung iſt dadurch erklärlich, daß er den über dem *e* ſtehenden Erſatzſtrich für das *n* nicht bemerkt oder nicht verſtanden hat. — Völlig mißverſtanden iſt folgendes: Ein Mann ſteht am Bette ſeiner todkranken Frau *memorans omnia bona mariti officia sibi in vita praestitisse veniamque postulans si quid unquam adversus eam inique egisset.* Das verdreht Tardif völlig. Bei ihm ſpricht nicht der Mann, ſondern die Frau; ſie aber beklagt ſich *que son mary jamais ne luy avoit fait aulam bien, ne bon service, sinon par contraincte et envis.* — Ein recht tolles Mißverſtändnis zeigt ſich in der Geſchichte *Exhortatio cardinalis ad armigeros pontificis.* Poggio beginnt: *Cardinalis hispaniensis bello quod eo autore gestum est in Piceno adversus pontificis hostes.* Statt deſſen ſetzt Tardif: *Selon que mettent les anciennes chronicques, de toute aage voulentiers ceulx de Espaigne ont esté rebelles à la Court Rommaine et espéciallement contre le Pape.* Er berichtet ſodann, der Papſt hätte einen Kardinal beordert, um mancherlei zu reformiren *en la terre de Pise, mais les Pisiens* u. ſ. w. Er verwechſelt alſo Picenum mit Piſa, während er ſonſt ſehr wohl *Picini* zu ſagen weiß (vgl. S. 81) und ſtatt von dem ſpaniſchen Kardinal zu ſprechen, der die Feinde des Papſtes bekämpft, ſpricht er von den papſtfeindlichen Spaniern und einem anderen Kardinal, der die Sache des Papſtes führt.

Digitized by Google

Nicht minder ergötzlich iſt folgendes Mißverſtändnis. Poggio erzählt von einer Äbtiſſin (*abbatissam certi monasterii*), die aus Furcht vor der Schwangerſchaft das Liebesverlangen eines Mönches abweiſt und es erſt befriedigt, nachdem der Mönch ihr ein am Halſe zu tragendes *breve quoddam* verſprochen, das die Leibesfrucht unterdrücke. Natürlich wird ſie doch ſchwanger, öffnet, nachdem der Mönch geflohen, jene Schrift und findet darin die Worte: *Asca imbarasca non facias te supponi et non implebis tascam.* Natürlich ſind die beiden erſten Worte erfunden — ſie ſind weder italieniſch noch lateiniſch —; auch gehört der ganze Satz zuſammen: das letzte Wort ſoll ein Reim ſein auf das erſte und zweite. Trotzdem ſetzt Tardif die beiden erſten Worte — zwar ein bischen korrumpirt — und fährt fort: *c'est a dire en langage françoys: Ne te fais point habiter et tu ne engrossiras point.*

Tardifs Werk leidet alſo, wie man ſieht, an vielen Willkürlichkeiten, Mißverſtändniſſen, Fehlern. Vergleicht man es mit der Feinheit und Grazie des Originals, ſo ſpielt es eine ſchlechte Figur. Und doch iſt es aus einem Grunde in hohem Grade der Beachtung wert. Es zeigt nämlich, wie der franzöſiſche Humanismus gleich von ſeinem erſten Auftreten an ſich ſeines engen Zuſammenhangs mit Italien bewußt war, wie er Werke in den Kreis ſeiner Betrachtung zog, die bei den meiſten deutſchen Humaniſten der ältern Generation nur Entſetzen erregt, aber gewiß keine Übertragung hervorgerufen hätten. Wenn ein Mann wie Tardif dem König Karl VIII. eine Überſetzung von Poggios Facetien vorlegen konnte, ſo mußten beide der feſten Überzeugung ſein, daß in dieſen Litteraturwerken der italieniſchen Renaiſſance das wahre Heil, die echte Quelle reiner Bildung enthalten ſei.

Digitized by Google

Iſota Nogarola*).

Von **E. Abel.**

In dem bekannten Werke des Philippus Bergomenſis über berühmte und auserleſene Frauen aller Zeiten (Ferrara 1497) finden wir unter zahlreichen anderen Frauen drei aus der alten Veroneſer Adelsfamilie der Nogarola, Angiola, Zenevera und Iſota verewigt. Was ſich bei ſpäteren Schriftſtellern über dieſelben vorfindet, iſt zum großen Teile aus dieſem Werke geſchöpft; blos zur Charakteriſtik der Iſota hat die neuere litterarhiſtoriſche Forſchung einige brauchbare Notizen beigeſteuert. Somit dürfte es von Intereſſe ſein auf Grund des ganzen einſchlägigen ſowohl gedruckten als auch handſchriftlichen Materials, deſſen Kenntnis ich der ausgezeichneten Güte des Herrn Grafen Alexander Apponyi verdanke, gleichſam als Vorläufer einer zu Anfang des nächſten Jahres erſcheinenden Ausgabe der Werke der Iſota Nogarola, Leben und Wirken der gelehrten Frauen aus dem Hauſe Nogarola, die unbeſtritten zu den bemerkenswerteſten Geſtalten der Frührenaiſſance Oberitaliens zählen, einer erneuerten Prüfung zu unterziehen.

Die gräfliche Familie der Nogarola[1]) zählt zu den älteſten Adelsgeſchlechtern Oberitaliens. Im Gefolge Karls des Großen zur Zeit des

*) Nach einem am 4. März 1885 in der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften gehaltenen Antrittsvortrag des Verfaſſers.

1) Vgl. Francesco Sansovino, Delle origine et de' fatti delle famiglie illustri d'Italia. Vinegia MDLXXXII. p. 147—154, der übrigens zum Teil blos die bei Valerius Palermus mitgeteilten genealogiſchen Angaben wiederholt („Oratio in funere Ludovici Nogarolae Comitis. Habita Veronae M. D. LIX" in: „Orationes duae simulque pastorale carmen quibus funera trium fratrum Nogarolarum Veronensium deflentur. Aldus. Venetiis M. D. LXIII."). Vgl. „Elogiorum Historicorum Nobilium Veronae Propaginum ab Antonio Turresano Veronense conscriptorum. Sectio secunda, quâ viventes tantum exarantur 1656" (p. 312—316; Handſchrift in der Stadtbibliothek zu Verona mit der Signatur 808 II). Ein anderes Elogium der Nogarola im Beſitze des Herrn Canonicus Grafen Giuliari zu Verona, dem ich für zahlreiche wertvolle Notizen zu Dank verpflichtet bin, ein Einblattdruck aus dem 17. Jahrhundert mit dem Wappen der Familie Nogarola, führt den Titel: „Nogarolae Gentis Elo-

Digitized by Google

Krieges gegen den Longobardenkönig Defiderius aus Frankreich [1]) nach Verona eingewandert, gelangte ſie bald zu hohem Anſehen, und ſpielten Mitglieder dieſer Familie des öftern eine wichtige Rolle in der Geſchichte Oberitaliens. Zu noch größerm Ruhme gereicht ihr jedoch der Umſtand, daß wir in der langen Reihe ihrer Mitglieder nebſt hervorragenden Heerführern und Diplomaten auch zahlreichen Gelehrten und Dichtern beiderlei Geſchlechtes begegnen.

Von einem Giovanni Nogarola — der, wie es ſcheint, zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte — kennen wir italieniſche Sonette und Canzonen in Petrarca's Manier [2]). Iſota's Bruder Leonardo Nogarola [3]),

gium. Juvat hercle . . . scripsit B(ernardus) Bruschus. Angelo Tamo curante." Doch teilt mir Herr Pietro Sgulmèro, Vicebibliothekar der Stadtbibliothek zu Verona, der im Vereine mit Herrn Gaetano Da Re, Beamten des ſtädtiſchen Archivs zu Verona, unermüdlich im Herbeiſchaffen von auf die Familie Nogarola bezüglichen höchſt wertvollen Daten war, freundlichſt mit, daſs dieſes Elogium über Isota blofs einen aus dem weiter unten citirten Brief des Matteo Bosso entlehnten Paſſus enthält Einen genauen Stammbaum des Familie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts enthält ein anderes Werk des bereits citirten Antonio Torreſani über Veroneſer Adelsgeſchlechter („Genealogicae Probatae Tabulae Nobilium Veronae Propaginum, Antonii Turresani opera elaboratae et dispositae. Quibus nonnullae quorundam tantumodo civium accessere". Handſchrift in der Stadtbibliothek zu Verona mit der Signatur MS. 974).

1) Der Stammſitz der Nogarola in Frankreich ſcheint Nogaro im heutigen Departement Gers (in der Armagnac) geweſen zu ſein, ein Städtchen, welches im Jahre 1872 2388 Einwohner zählte. Vgl. übrigens Paiarinus bei Torreſani: „cuius [familiae] originem ex Gallia fuisse, in Italiamque venisse sub Lothario 2do anno a nativitate nostra 933, et humili loco in Gallia ortam, sed ex Regia stirpe atque in urbe agroque Veronensi a Caesare multis privilegiis donatam fuisse rerum Veronensium annales demonstrant. Oppidum in Veronensi agro condidit, quod Nogarolarum nominavit [jetzt Nogaro] a Nogarolo oppido, quod in Burgundiae partibus est, a quo ipsa familia et nomen et originem duxerat". Valerius Palermus behauptet (p. 11), dass „in eo ipso Herminiaci loco celebre adhuc extat Nogarolum oppidum, sui ubi principes eodem et cognomine iisdemque insignibus quibus haec ipsa apud nos familia sine discrimine utuntur". — Mario Filelfo (im „Liber Isotaeus") ſtellt allein mit ſeiner Angabe, daſs die Familie Nogarola aus Deutſchland nach Italien gekommen ſei.

2) Dieſe Gedichte ſind uns in einer Pergamenthandſchrift aus dem 15. Jahrhundert in der Eſteſchen Bibliothek zu Modena (Sign. VIII. E. 21) erhalten. Der Stammbaum der Familie weiſt zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen Johannes Miles auf, Sohn des Antonio Nogarola, Bruder der Angiola Nogarola, der im Jahre 1408 Stadtrath zu Verona war, im Campione dell' Estimo vom Jahre 1409 als „De Nogarolis Nob. Johannes" figurirt, und ſchliefslich im Jahre 1414 zu Venedig geköpft wurde. Nach Torreſani (Elogiorum etc.) wurde er am 27. April 1404 von Antonio und Brunoro Scala zum Ritter geſchlagen („militares insignias sumpsit"). Seine Tochter war die durch Gelehrſamkeit hervorragende Noſtra. Aus der Gedichtſammlung des Johannes de Nogarolis läſst ſich das Zeitalter des Dichters kaum beſtimmen, es ſei denn, daſs folgende Überſchriften einen Fingerzeig enthalten: „Ad A. D. A.", „Ad A d. Al.", „Sonetus domini Tomaxi de Cambiatoribus missiva", „Responsiva Johannis de No(garola)", „Ad Tibaldum de Breillo per Dom. Jo. de Ca. missiva", „Ad Gregorium comitem de Venec." „Missiva Jo. de No. ad Leonardum", „Jo. Mus. de Senenis".

3) Nach Torreſani hatte er Caterina Manelma zur Frau; aus dieſer Ehe entſproſs Belpetrus Nogarola (Belpetrus hieſs auch der Vater der Caterina), ein Sohn dieſes Belpetrus

Digitized by Google

apoſtoliſcher Protonotar, iſt durch ſeine theologiſchen Werke, der Sohn ſeines Bruders Antonio, Girolamo Nogarola, Sekretär des Kaiſers Maximilian I., durch ſeine eleganten Gedichte bekannt, deſſen Sohn Leonardo Nogarola der jüngere, erwarb ſich als Diplomat, Theologe, Philoſoph und Redner ſowie durch ſeine außerordentlichen Sprachkenntniſſe einen gefeierten Namen[1]); ſchließlich — um nur den bedeutendſten zu nennen — zählt Lodovico Nogarola († 1559[2]), Verfaſſer mehrerer Über-

und der Maria de Porto war Girolamo Nogarola. Von letzterm heißt es bei Paiarinus: „Adest etiam Belpetrus eius filius, eques auratus magnificus, qui et ingenio et facundia plurimum valet; Hieronymus vero Belpetri filius, adolescens ingenuus multum venustatis et facundiae habens, priscorum poetarum vestigia attingens, a suorum maiorum moribus et virtute et animo non degenerat". Torreſani führt weder Frau noch Kinder dieſes Girolamo an; es ſcheint alſo der oben erwähnte Girolamo, deſſen Sohn nach Palermus und Sanſovino Leonardo Nogarola der jüngere war, nicht mit dieſem Girolamo identiſch zu ſein, ſondern mit jenem, den Torreſani einen Sohn des Girolamo Nogarola und der Cristina Micheli und einen Enkel des Antonio Nogarola, Iſota's älterm Bruder nennt. Nach dem Tode ſeiner Frau widmete ſich Leonardo der geiſtlichen Laufbahn (in einem IV. Kal. Apr. 1438 datirten Briefe bittet Iſota den Cardinal Cefarini „ut Leonardi fratris curam paterno suscipias affectu, quem omnes bene factum iudicant cultui divino dedicandum esse"). Auf ihn bezüglich leſen wir im Liber Jsotaeus des Mario Filelfo „Atque Leonardum Vincentia prisca recepit Coniugis ut tutetur opes cumuletque nomisna" (aus der Zeit zwiſchen 1461 und 1466). Über den Zeitpunkt ſeiner Erhebung zum Protonotarius vgl. die widerſprechenden Angaben des Torreſani (in den Elogia): „Leonardus sacrae Theologiae Magister et Prothonotarius apostolicus 1445" und des von Torreſani citirten Paiarinus: „Fuit etiam nostro tempore Leonardus eques, facundus orator, philosophus insignis et divinus theologus, cui nostra aetas non habuit parem. Mortua quidem uxore a Sixto summo pontifice [1471—1484] Prothonotarius Apostolicus factus est ad dignitatem Cardinalis, si vita longior ei data fuisset, profecturus erat". Nach Torreſani wurde er von Kaiſer Friedrich III. im Jahre 1452 zu Venedig zum Ritter geſchlagen. Bei Antonio Cartolari („Familie già ascritte al nobile consiglio di Verona con alcune notizie intorno parecchie case di lei a cui s'aggiungono il nome, la dichiarazione ed un elenco di varie delle passate sue magistrature ed altre memorie risguardanti la stessa città. Parte prima. Verona 1854 p. 193 u. f.) wird aus den Campioni dell' Estimo vom Jahre 1456 und 1465 „D. Leonardus de S. Caecilia", aus dem vom Jahre 1473 „Leonardus Miles de S. Caecilia", aus dem vom Jahre 1482 „Leonardus de S. Caecilia" angeführt. An ſeine Stelle tritt im Jahre 1492 „Belpetrus quondam Leonardi" auf.

1) Sein Grabmal ſtand (oder ſteht) in der Kathedrale zu Trient zu linker Hand des Haupteingangs (vgl. Michel Angelo Mariani „Trento" 1673 p. 67). Gio. Crisostomo Volano in ſeinen handſchriftlichen Notizen über die Familie Nogarola, welche er im December 1776 aus Trient einem Grafen Nogarola mitteilte (gegenwärtig im Beſitze des Herrn Grafen Giuliari in Verona) ſchreibt über daſſelbe: „Il Mausoleo di pietra non lisciata, è buona parte coperto dallo schienale di una banca. Pure vi ho letto nel mezzo questa inscrizione: Leonardo Nogarolae Comiti, Ferdinandi Regis a Consiliis, Supremo Principum Cubiculario, Tergesti Praefecto, ac Legationibus multis maximisque honorifice perfuncto, Coniugi optime merito, Ursula Derſi (ſoll wohl heiſſen De Ofis) Uxor et Filii moestiss. pos."

2) Von den Notizen Volano's dürfte die folgende von Intereſſe ſein: „Ludovici Nogarolae Comitis Veronensis in Meteorologica Alexandri Commentaria. Praefatio ad Reverendissimum ac Illustrissimum D. D. Bernardum Clesium SS. Ro-

Digitized by Google

ſetzungen aus dem Griechiſchen, einer Abhandlung über den Nil und einer Streitſchrift, in welcher er die Unzuläſſigkeit einer Eheſcheidung zwiſchen Heinrich VIII. von England und Katharina von Aragonien zu beweiſen ſucht, zu den hervorragenderen Gelehrten ſeiner Zeit.

Mit Recht bemerkt jedoch Valerius Palermus und nach ihm Sanſovino, daß die weiblichen Mitglieder der Familie Nogarola es den männlichen Familienmitgliedern noch zuvorthun an regem Intereſſe für Poeſie und Wiſſenſchaft, und daß es wenige Familien gebe, welche ſo viele gelehrte Frauen aufzuweiſen hätte, als die Familie Nogarola.

Schon zur Zeit als ſich die Nogarola blos auf dem Schlachtfelde und auf den Schleichwegen der Politik Lorbern errangen, am Anfange des 14. Jahrhunderts, zeichnete ſich durch hohe Gelehrſamkeit Antonia Nogarola aus, die im J. 1328 von Bonacolſi Salvatico, dem Neffen des Herzogs Paſſerino von Mantua, als Gattin heimgeführt wurde [1]).

Während wir aber von ihr blos das wenige wiſſen, was ſich aus den alltäglichen Phraſen des Sanſovino folgern läßt, ſtehen uns über ein ſpäteres Mitglied der Familie, Angiola Nogarola, zahlreiche Daten zur Verfügung, mit deren Hülfe wir die biographiſchen Angaben des Philippus Bergomenſis, der ihr ein eigenes Capitel ſeines Buches „de claris selectisque mulieribus“ widmete, auf das wirkſamſte controliren und ergänzen können. Nach Philippus Bergomenſis war Angiola eine Tochter des Antonio Nogarola, Gattin des Grafen Antonio d'Arco, lebte zur Zeit Papſt Pius des Zweiten und zeichnete ſich durch hohe Tugenden und von großer Be-

manae Sedis Cardinalem Episcopum et Principem Tridentinum. Comincia: Multae quidem D. O. M. munere. Fu da me veduta nel Castello Vescovile di Buon Consiglio in Trento scritta a mano in foglio di pagine cinque. In essa dice il Conte, che ha tradotto nel Latino i mentovati Commentari, e che poc' anzi fu qui in Trento allora quando vi si trovò Ferdinando Re de' Romani. Altronde so, che tal Re fu in Trento li 12. Settembre del 1536 e che il Vescovo Clesio fu creato Cardinale nel 1530 e morì nel 1539.“

1) Vgl. Sansovino f. 152: „Conciosia che si esalta il nome di Antonia, dottissima et veneranda Signora, la quale fu moglie di Salvatico Bonacolsi, nipote di Passerino Principe di Mantova l'anno 1328. Costei bella di persona, ma vie più bella d'animo et d'intelletto, quasi a gara dei più letterati dell' età sua volle profondarsi nel sapere: onde divenuta in breve tempo eccellente, cominciò il suo nome a volare per le bocche di dotti et ad esser tenuta da loro in pregio: con tanta sua gloria, ch'ella fu riputata ornamento non solo di Verona ma di Mantova ancora“. — Nach Torrefani war „Antonia uxor Seluaggi Bonacorsi“ die jüngſte von neun Kindern des Gufredus (alias Siginfredus) Nogarola. Vgl. Valerius Palermus p. 17: „En longe prospicienda primum est cultissima illa foemina Antonia, Jufredi magnanimi viri filia, quae morum elegantia, pudicitia et humanioribus literis mirum in modum exornata dignam se praestitit, ut Saluatico Bonaconsae (so!) nepoti tunc Mantuae principis nuptui traderetur.“

Digitized by Google

leſenheit zeugende Gedichte (Centonen und Eclogen) aus, deren Stoff ſie der heiligen Schrift entnahm. Somit wäre Angiola eine Zeitgenoſſin der Zenevera und Iſota geweſen, nach denen auch Voigt ihr einen Platz anweiſt. Und doch fällt die Zeit ihrer Blüte um mehr als ein halbes Jahrhundert früher. Aus dem Stammbaum der Familie bei Torreſani ergibt ſich, daß ſie Iſota's Tante geweſen [1]) und im J. 1396 als Gattin des Grafen Antonio d'Arco vorkommt. Auch Tobia dal Borgo nennt ſie in einem an Iſota und Zenevera gerichteten Briefe die Tante der Schweſtern; Matthaeus de Aurelianis, von dem wir einen Brief an Angiola beſitzen, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (unter ſeinen Briefen in der Riccardiana finden ſich zwei datirte aus dem J. 1387); ihre Bekanntſchaft mit Antonio Loſchi, an den ſie ein Epigramm gerichtet hat, datirt doch wohl aus der Zeit ſeines Aufenthaltes zu Verona (vor 1388); der Fürſt Giacomo Carrara, an den ſie eines ihrer Gedichte richtete, wurde am 16. Jänner 1406 zu Venedig „von amtswegen“ erdroſſelt, u. ſ. w. [2]). Und da ſie in

1) Nach Torreſani entſprossen der Ehe des Antonio Nogarola mit Bartholomaea de Castro novo sechs Kinder: Angela („uxor Antonii de Arco 1396“), Elisabeth, Anna („uxor . . . de Castelbarco“), Lucia, Leonardus (feine Frau war Blanca Borromea Patavina), Johannes Miles („1404, obiit Venetiis decolatus 1414“). — Elisabeth wurde die Gattin des Ritters Jacobus Thiems zu Vicenza; der bekannte Humanist Ognibene von Lonigo hielt ihr die Leichenrede. — Über Anna vgl. auch folgende Notiz Volano's: „Anno 1412. die 22. Octob. in Castronovo Vallis Lagarinae Magnificus et Generosus Miles, atque Comes Dominus Guillelmus Advocatus de Amatia, Comesque Kirchpergi sibi desponsavit in uxorem Spectabilem et Generosam Dominam Dominam Annam de Nogarolis filiam quondam Spectabilis et Egregii Militis Domini Antonii de Nogarolis de Verona, habentem Dotem duorum milium Ducatorum boni auri et iusti ponderis, eique donavit titulo Morgengab pryster nuptias mille ducatos boni auri et iusti ponderis. — Lucia iſt nicht dieſelbe, die bei Francesco Agostino della Chiesa (Teatro delle donne letterate. Mondovi 1620), aus dem Ambrogio Sevati (Dizionario Biografico Cronologico . . . degli uomini. illustri Milano 1821), die von Boccardo redigirte „Nuova Enciclopedia Italiana“ (6. Ausgabe 1883, Torino) und ohne Zweifel auch Federici (Ritratti di alcune donne Veronesi, Verona 1826) ſchöpften, verewigt wird, denn von dieſer heißt es: „Nogarola Lucia, che visse nel XVI secolo riuscì eccellente nei lavori dell' ago; e non paga di questa gloria, si applicò allo studio delle lettere e divenuta dottissima pubblicò alcune pregevoli composizioni.“ Dieſe dürfte vielmehr mit Lucia Alegri, der Frau desſelben Carlo Nogarola identiſch ſein, der, ein Enkel von Iſota's Bruder Lodovico, von ſeinem Vetter Francesco Nogarola in Caſtel d'Azzano ermordet wurde. — Von Johannes war oben die Rede. Nach Torreſani war „Nostra ux. Ant. Martinenghi“ ſein einziges Kind. Valerius Palermus führt ſie daher irrtümlich zwiſchen Antonia und Angiola auf, da ſie doch eine Nichte der letztern war. Vgl. ſeine Worte p. 17: „Succedit (der Antonia) foeminarum princeps Nostra, Nostra (inquam) nomine, re vero dignitati potius quam nominis, innixa: haec ita in literarum studiis profecit, ut quam huic praeponas aliam non facile invenias.“ Derſelbe Irrtum bei Sanſovino f. 152: „Et non molto dopo (nach Antonia) visse Nostra chiarissima nelle dottrine, maritata nella famiglia Martinenga di Brescia.“ Über den tapferen Heerführer Antonio Martinenghi (in der erſten Hälfte des 15. Jahrh.) vgl. Sanſovino f. 301.

2) Vgl. auch folgende Notizen Volano's: „Angela Nogarola da me si rammenta nella Biblioteca Tirolese perchè fu moglie di Antonio Conte d'Arco. . . . . Ambrogio Franco

Digitized by Google

allen ihren Schriften unter ihrem Mädchennamen, als Angiola de Nogarolis, erſcheint, und ſie ſpäteſtens im J. 1396 Gattin des Grafen Arco war, müſſen wir ihr ſchriftſtelleriſches Wirken in die letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts ſetzen. — Dieſe Datirung iſt auch in anderer Beziehung nicht unwichtig. Sie beweiſt vor allem, daß die claſſiſchen Studien zu Verona nach Guglielmo da Paſtrengo doch nicht ſo darniederlagen, wie unter anderen auch Voigt glaubt. Wenn ſich ein Mädchen die Kenntnis der lateiniſchen Sprache in ſolchem Grade aneignen konnte, wie Angiola Nogarola, ſo wird es zu Verona auch Männer gegeben haben, die mit der lateiniſchen Sprache und Litteratur mehr oder weniger vertraut waren und vielleicht iſt es teilweiſe hiedurch zu erklären, daß die ſtädtiſche Behörde Verona's, als ſie im J. 1405 die Errichtung einer Univerſität plante, für die neue Hochſchule auch einen Profeſſor der Humaniora gewinnen wollte. Zweitens erſehen wir daraus, daß Iſota und Zenevera Nogarola den Impuls zu ihrem litterariſchen Wirken nicht von Guarino erhielten, ſondern aus der Tradition ihrer Familie ſchöpften. Und wenn wir Angiola's und Iſota's Werke einer eingehenden Prüfung unterziehen, kann uns der gemeinſame Zug derſelben unmöglich entgehen. Beide ſind im Grunde genommen Theologen mit humaniſtiſcher Bildung, nur daß das religiöſe Element bei Iſota nur in ihren ſpäteren Werken mehr hervortritt, während es bei Angiola, deren litterariſche Carriere nur von kurzer Dauer geweſen zu ſein ſcheint, gleich anfangs im Vordergrunde ſteht. Andrerſeits zeigt ſich das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller bei Angiola in der Vorliebe für die metriſche Form, bei Iſota in der fleißigen Pflege der Briefform. Doch iſt die Ausführung bei beiden grundverſchieden. Iſota ſchreibt das gewöhnliche elegante Humaniſtenlatein; der Fortſchritt, den die humaniſtiſchen Studien in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemacht, iſt an jedem ihrer Werke zu erkennen; hingegen erinnert Angiola's Stil nur allzuſehr an den der beſſeren Scholaſtiker. Ihr ausgedehnteſtes Werk, ein Lehrgedicht über die Tugenden [1]), handelt in 171 Diſtichen über den Zorn, die Unmäßigkeit, die Habgier, den Geiz und ähnliche Un-

Archese, che nacque nel 1559. e morì l'an. 1611 in MS. Genealogia DD. Arcensium la dice figliuola di Antonio Nogarola, e moglie di Antonio II figlio di Antonio I d'Arco. Nella tavola poi delle parentele della Casa d'Arco dando o ricevendo donne soggiunge il medesimo Franco, che fu figlia di Niccolò scrivendo: I Conti Nuogaruoli di Verona. Antonio II. f. di Antonio, ebbe Angela figlia di Nicolò Nuogaruola 1425.... Ella certamente morì avanti li 27 d'Aprile 1447. poichè nulla dicesi di essa nel testamento, che in tal giorno fece, e publicò in Arco il di lei marito Conte Antonio pochi giorni avanti che finisse di vivere, morto essendo il primo di Maggio del medesimo anno 1447. dopo di se lasciando filios et filias."

1) Handſchriftlich zu Modena. Ihre übrigen Werke in der Riccardiana zu Florenz.

Digitized by Google

tugenden, und dieſem ziemlich ſcholaſtiſchen Gegenſtand entſpricht auch die Form des Gedichtes, in welchem wir auf Schritt und Tritt leoniniſchen Verſen begegnen. Unter ihren übrigen Gedichten iſt eines, in welchem ſie dem Fürſten Giacomo Carrara die Freude Vicenza's über ſeinen Regierungsantritt verdolmetſcht [1]), ein anderes, in welchem ſie ſich gegen den Vorwurf des Dichters Niccolò de Facino verwahrt, als ob das Gedicht, welches ſie ihm unter ihrem Namen zuſchickte, einen andern zum Verfaſſer hätte; ſchließlich ein Cento, in welchem ſie vom Fürſten Pandolfo Malateſta von Rimini eine Handſchrift von Seneca's Moralien zurückverlangt. Der Veranlaſſung des Gedichtes entſpricht auch hier die Form; ſo wenig Seneca der Lieblingsphiloſoph der Renaiſſance war, ſo wenig gefiel ſich dieſelbe in derjenigen Form der Nachahmung, welcher wir in dieſem Gedichte Angiola's begegnen, und welche nach des Philippus Bergomenſis Zeugnis auch in ihren (jetzt verſchollenen) Verſificirungen bibliſcher Stoffe vorherrſchte; das fragliche Poem der Angiola iſt nämlich aus einzelnen Verſen des Virgil, Ovid, Horaz, Petrarca, Lucanus und Pindarus Thebanus zuſammengeſtoppelt, nur ſteht nach jedem einem ältern Dichter entlehnten Verſe ein Vers eigener Mache als Übergang. Den Umſtand, daß ſowohl Angiola's Briefe als auch ihre Dichtungen in recht fehlerhafter Geſtalt vorliegen, wollen wir nicht zu ihren Ungunſten mißbrauchen, iſt doch die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß die Fehler der Überlieferung zum nicht geringen Teile den Abſchreibern zur Laſt fallen, und daß wir einen reinern Text hätten, wenn nicht alle ihre Werke in einer einzigen Handſchrift auf uns gekommen wären.

Das Beiſpiel der Antonia und Angiola Nogarola fand in der Familie lebhaften Anklang (es genügt hier außer der ſchon angeführten Noſtra und Lucia auf Laura und Giulia im 15. und auf Caterina [2]) im 16. Jahrhundert zu verweiſen) und ſcheint ſogar in einzelnen Fällen auf diejenigen Frauen nicht ohne Wirkung geweſen zu ſein, die durch Heirat in die Fa-

1) Dieſes Gedicht wurde unzweifelhaft zu Vicenza verfaßt, wo zu allen Zeiten ein oder das andere Mitglied der Familie Nogarola reſidierte. Doch war Angiola's ſtändiger Wohnort jedenfalls Verona, wie auch der ihres Vaters und ihres Bruders Leonardo.

2) Von Laura und Giulia Nogarola wird ſogleich die Rede ſein. „Alla Magnifica Signora Caterina Nogarola" iſt nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Vicebibliothekars Cav. Antonio Cappelli in Modena eine unedirte Abhandlung des Girolamo Calderari über den Luxus aus dem Jahre 1566 gerichtet, in welcher auch ein italieniſches Sonett der genannten Dame reproducirt iſt. Im Stammbaum der Familie Nogarola bei Torresani finden wir zwei Catharinen aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts verzeichnet. Lodovico Nogarola, Sohn des Ritters Galeotto, der ein Sohn von Iſota's Bruder Lodovico war, hatte Caterina de Caballis, ſein Bruder Francesco wieder Caterina Peregrina zur Frau.

Digitized by Google

milie Nogarola kamen. So wiſſen wir, daß Bianca Nogarola, die aus der Familie der Borromeo zu Padua [1]) ſtammte, obgleich ſie ſelbſt des Schreibens unkundig geweſen zu ſein ſcheint [2]), den Wiſſenſchaften ſehr geneigt war und daß es zum nicht geringen Teile ihr Verdienſt iſt, daß ihre Kinder ihren angebornen Sinn für die Litteratur cultivirten und fortentwickelten. Sie hatte zahlreiche Kinder: den ſchon erwähnten apoſtoliſchen Protonotar Leonardo, den Ritter Antonio [3]), der in Iſota's Briefwechſel häufig erwähnt wird, Bartolomea, die Gattin des humaniſtiſch gebildeten Senators Giacomo Lavagnola, Giacomo, der aber früh geſtorben ſein muß,

1) Dies behauptet unter anderen auch Torreſani. Hingegen leſen wir in einer fragmentariſchen Biographie der gelehrten Frauen aus dem Hauſe Nogarola, welche vom Anfange dieſes Jahrhunderts zu ſtammen ſcheint und ſich im Beſitz des Herrn Grafen Giuliari zu Verona befindet: „L'antico Ms. che conservo appresso di me, intitolato Nobilium de Nogarolis Genealogica Desriptio, assicura essere Milanese questa Borromea. Questa asserzione pare fondata, perchè in seguito si legge, che Leonardo avea molti negozii in Milano ed essergli stata conferita in dono da Galeazzo Visconti la Giurisdizione del vicariato di Colognola; quindi è presumibile che legato dagli affari alla Città di Milano abbia conosciuta e poi sposata Bianca, mentre nella sua vita non si scorge che mai abbia veduta Padova, nè relazione di sorta abbia colà incontrate Nessuna prove offre, chi dice Bianca Padovana." Über die hier erwähnte handſchriftliche Genealogie weiſs der Verfaſſer an einer andern Stelle folgendes zu erzählen: „Questo libro fu compilato da Anonimo Autore, che ricoverato dalla famiglia Nogarola e fattosi creatura d'uno personaggio di quella famiglia penso di mostrarsi a lui grato coll' esporre i fatti illustri di quel sangue mediante un diligente raccolta ed una piena di cognizione ottenuti dagli Archivi particolari di quella e di altre prosapie. E per convalidare legalmente tutto quello che asserisce, produsse innanzi al Notaio Giovanni Matteo Ventretti i documenti comprovanti la verità dei fatti. Nelle ultime pagine avvi l'attestazione del Notaio in data 14 Agosto 1724 e sotto avvi la vidimazione del Pretore e viceprefetto di Verona, Gerolamo Polani [?]." Doch iſt es erlaubt, an der abſoluten Zuverläſſigkeit dieſes behördlich approbirten Werkes zu zweifeln; gibt es doch an, Iſota Nogarola ſei im J. 1378 geboren und im J. 1466 im Alter von 88 Jahren geſtorben!

2) Ihr Teſtament vom 24. März 1457 muſste durch einen Geiſtlichen niedergeſchrieben werden, weil ſie ſelbſt „non sapea scrivere", und doch war ſie zur Zeit der Abfaſſung dieſes Schriftſtückes „sana per la Dio gratia del corpo e del intellecto."

3) Vgl. über ihn Cartolari (l. l. p. 192 ff.) aus den Campioni dell' Estimo: „1433 Nob. Miles D. Antonius cum fratribus et matre de S. Caecilia. — 1443 Spectabilis Miles D. Antonius cum fratribus, uxore et matre de S. Caecilia." In den Campioni dell' Estimo aus den Jahren 1465, 73 und 85 wird ſeine Frau nicht mehr erwähnt, mithin dürfte ſie noch vor dem J. 1465 geſtorben ſein. Im J. 1433 war er noch ledig, im J. 1438, als er ſich zu Venedig aufhielt, wird er in einem Briefe des Damiano dal Borgo als „clavo Cupidinis fixus" verſpottet. Er dürfte alſo um das Jahr 1438 geheiratet haben. Nach Torresani hieſs ſeine erſte Gattin Leonora de S. Bonifacio, die zweite war Contessa de S. Georgio seu S. Sebastiano. Von ſeinen Kindern werden erwähnt: Camilla (Gemahlin des Antonio Uberti), Girolamo (ſeine Gemahlin war Cristina Micheli), Comitissa (Gemahlin des Bartolomeo Maffei, ſpäter Clarissin), Teodosia („1. uxor Baccarini de Canossa. 2. Julii de Sancto Bonifacio, fuit quoque Jo. Madii"). Laut Torresani's Elogium wurde Antonio am 30. Sept. 1433 vom Kaiſer Sigismund zu Peſchiera zum Ritter geſchlagen. Herr Gaetano Da Re ſchreibt mir über ihn noch folgendes: „Consigliere della Città 1434, Oratore per la Città

Digitized by Google

da wir ſeinem Namen einzig und allein im Stammbaum der Familie begegnen, Lodovico[1]), deſſen Tochter Giulia wir gleichfalls unter den gelehrten Frauen antreffen[2]), Iſabella, die Gattin des Francesco Fracaſtorio und ſpäter des Giovanni de Muſto, Zenevera, die Gattin des Brunoro Gambara, Ifota, Samaritana und ſchließlich Laura, die Gattin des Criſtoforo Pellegrini und ſpäter (wie es ſcheint ſeit 1458) des venetianiſchen Nobile Niccolò Tron, von 1471 bis zu ſeinem 1473 erfolgten Tode Dogen von

a Venezia 1451, Elettore della S. Casa di Pietà 1464, Oratore a Venezia in occasione della elezione del Doge Agostino Barbarigo 1486" (nach Giov. Antonio Verza „Veronensium Civium nomina quae in Comitiis Mag. Consilii ac in Officiis Magnificae Civitatis reperiuntur", Handſchrift in der Stadtbibliothek zu Verona). Er ſtarb zwiſchen 1486 und 1492.

1) Herr Gaetano Da Re ſchreibt mir über ihn: „Fu Consigliere della Città nel 1455, Oratore in occasione dell' elezione dei dogi: Pasquale Malipiero 1457, Cristoforo Moro 1462, Nicolò Marcello 1473. Fu Oratore al Vescovo di Verona Lorenzo Zane 1471, a Venezia per cause della Città 1476. 77. 83. Elettore della S. Casa di Pietà 1469 (v. Verza). Nel 1456 stava a S. Cecilia con la madre e sorella, nel 1465 con la moglie a S. Michele a Porta, dove abitò sinò alla morte avvenuta tra il 1483 e il 1492 (Campioni dell' Estimo)." Im J. 1452 wurde er von König Sigismund zu Venedig zum Ritter geſchlagen. Nach Torresani hatte er von ſeiner Frau Clara Tripella folgende Kinder: Raimondo (ſeine erſte Frau war Angiola Antonii de Veritate, den Namen ſeiner zweiten Frau kennen wir nicht. „Un Raimondo fu Consigliere della Città nel 1492 Trovo un Raimondo q. Antonii nel Campione dell' Estimo del detto anno. Non so se qui abbia errato il Torresani o se fossero due Raimondi." Da Re), Vincenzo (ſeine Frau Bernardina Danesii de Buris), Alessandro Carlo (ſeine Frau Zenevera de Medicis Francisci), Zenevera (die Frau des Scipio Benzoni de Crema), Ifota (die Frau des Lucas Brombati de Bergomo), Cassandra (die Frau des Augustinus Provoli de Justis), der Ritter Galeotto (ſeine Frau Francesca Nichesola Gulielmi. „Fu Consigliere della Città nel 1490, Provveditore al Lanificio nello stesso anno, Oratore a Venezia nel 1491, Elettore della S. Casa di Pietà nel 1495, Governatore del Monte di Pietà nel 1496. 1498 [Verza] ecc." Da Re), Giulia (monaca S. Clarae), Alba (Frau des Galeazzo Trissino de Vicentia), Blanca (Frau des Galeazzo de Canossa, dann des Ant. Maria Campeggi, ſchliefslich des Vigilio Porta), Bartolomea (Frau des Girolamo de S. Sebastiano). Lodovico Nogarola der jüngere in ſeinem Dialoge „Timotheus ſive de Nilo" (Venedig 1552) lobt letztere als „femina lectissima," die „ab ineunte aetate literarum studiis apprime dedita." — In ſeinem vom 14. Juli 1483 datirten Teſtamente werden alle dieſe Mädchen als lebend erwähnt, desgleichen ſeine Söhne Galeotto. Alessandro und Carolo. Die übrigen Söhne waren dazumal wahrſcheinlich ſchon geſtorben.

2) Vgl. Sansovino f. 153: „Giulia con molti ornamenti di Filosofia e di Scrittura sacra, de quali prevalendosi a benefitio dell' anima sua, si rendè monaca in S. Chiara dove finì il corso della vita così santamente, che fu tenuta et è chiamata Beata." Vgl. auch Valerius Palermus (Oratio in funere Ludovici Nogarolae Comitis. Habita Veronae M. D. LIX. p. 18): „Sed quid ego vetustiora consecter, cum aetate nostra una extiterit Julia Nogarola, istius quem lugemus comitis amita, in qua omne mulierum Nogarolarum decus eluxit? non ob id tantum quod perpetuam virginitatem inter vestales sit professa, quod fuit Nogarolis mulieribus usitatissimum; sed quod Philosophiae et Theologiae studio delectata doctissimis suae familiae viris se simillimam reddidit." Die Stadtbibliothek zu Brescia beſitzt ein der Giulia Nogarola gewidmetes theologiſches Werk des Pier Donato Avvogario (vgl. über ihn Maffei, Verona Illustrata II III 132): „Advocatius Donatus in Domini Coronae spineae agone ad Juliam Nogarolam."

Digitized by Google

Venedig. — Das ſchriftſtelleriſche Wirken des Leonardo Nogarola iſt zu bekannt, als daß es notwendig wäre, darauf näher einzugehen, auch von Laura leſen wir, daß ſie ſich auf das angelegentlichſte mit der Litteratur befaßte[1]); beide wurden aber von ihren Schweſtern Zenevera und Iſota[2]) überflügelt.

Dieſe beiden ſind der Stolz der Familie Nogarola. Schon zu ihren Lebzeiten und bald nach ihrem Tode waren ſie einſtimmigen, begeiſterten Lobes teilhaftig geworden; das litterariſche Genie der Familie ſcheint in ihnen ſeinen Höhepunkt erreicht zu haben.

---

1) Vgl. Sansovino f. 153: „Laura sorella di Ginevra et moglie di Nicolò Trono nobilissimo gentilhuomo vinitiano. Perciochè di vivacissimo spirito aspirava con assiduo studio a sopravanzar la gloria delle sorelle, come colei che riputava per vero ornamento dell' animo nostro le bellissime lettere, quando da quelle se ne trahe quel vero frutto, che ne conduce con sicurezza al nostro ultimo fine. Onde accompagnando la dolcezza dello scrivere col profitto della sacra scrittura eccitava se medesimo ad honorate et christiane opere. Conciosia che oltre alla dottrina, dicono che hebbe grandemente a cuore l'opere di misericordia et visitando spesso gli infermi et porgendo sovegno a poveri non lasciò mai cosa a dietro che s'appartenesse a religiosa e pia gentildonna." Die bereits erwähnte fragmentariſche Biographie der gelehrten Frauen aus der Familie Nogarola in der Sammlung des Herrn Grafen Giuliari gibt an, Nic. Trono habe ſich mit Laura Nogarola im J. 1458 vermählt; daſs ſie im J. 1457 noch Gemahlin Criſtoforo Pellegrini's war, erhellt aus dem Teſtamente ihrer Mutter Bianca. Doch wird der D. Christophorus de Pellegrinis, den Lodovico Nogarola im J. 1483 zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker beſtimmte, kaum mit Laura's Gemahl identiſch ſein. Carolus Pintus bei Tomaſini (Elogia, Patavii 1644. p. 343) ſagt von ihr und ihren Schweſtern:

Genevra Aglaia est, Laura est bene compta Talia.
Virginea Euphrosyne est altera Isota coma.

2) Die Schreibart Zenevera und Iſota (ſtatt Ginevra und Iſotta etc.) iſt die der eigenhändigen Briefe Zenevera's und Damiano dal Borgo's, und iſt auch ſonſt handſchriftlich beglaubigt. — Daſs Zenevera die ältere von den beiden Schweſtern war, erhellt ſowohl aus den genealogiſchen Tafeln bei Torrefani als auch aus dem Umſtand, daſs in den an beide Schweſtern gerichteten Briefen der Zeitgenoſſen Zenevera's Namen immer vorangeht. — Viel Staub iſt aufgewirbelt worden, um das Geburtsjahr der Iſota zu beſtimmen. Bekanntlich gibt Philippus Bergomenſis an, ſie ſei im J. 1466 im Alter von 38 Jahren geſtorben. Erſtere Zahl iſt unſtreitig richtig, letztere kann es unmöglich ſein, da doch nicht anzunehmen iſt, ſie habe ihre erſten Briefe im Alter von ſechs bis acht Jahren verfaſst. Ich vermute, daſs „octo et triginta" bei Philippus Bergomensis aus „octo et quadraginta" verſchrieben iſt. Man vergleiche beſonders folgenden Paſſus in dem Briefe eines Veroneſers Namens Jacobus (Lavagnola?) an ſeinen Freund Ludovicus (Cendrata?): „quamquam nondum suae vitae quatuor lustra compleverunt (Iſota und Zenevera)" etc. Dieſer Brief ſtammt aus einer Zeit, da die beiden Schweſtern ſchon zahlreiche Briefe veröffentlicht hatten, Zenevera aber noch nicht verheirathet war, alſo aus 1436 oder 1437. Auch ergibt ſich aus dem Wortlaute der citirten Stelle, daſs die Schweſtern näher zu dem vierten Luſtrum als zu dem dritten ſtanden; Iſota mochte im J. 1436 achtzehn, Zenevera neunzehn Jahre alt geweſen ſein. Somit wurde Iſota im J. 1418 geboren und ſtarb im J. 1466 im Alter von achtundvierzig Jahren.

Digitized by Google

Wie ſchon erwähnt, war der Einfluß ihrer Mutter Bianca maßgebend für die Richtung ihrer Erziehung; ihren Vater Leonardo hatten ſie ſchon im zarten Kindesalter durch den Tod verloren (er ſtarb zwiſchen 1425 und 1433)[1] und iſt es bemerkenswert, daß ſein Name in der ganzen ausgebreiteten Correſpondenz ſeiner Töchter nicht ein einziges Mal genannt wird. Wie große Verdienſte ſich Bianca Nogarola um die Erziehung ihrer Töchter erworben, erhellt aus einem vom 3. April 1436 datirten Briefe des Giorgio Bevilacqua[2], in welchem er ihre vortreffliche Bildung ganz ein Werk ihrer Mutter nennt, die für die Erziehung ihrer Töchter mit ſo hingebender Opferwilligkeit geſorgt habe, daß ſie gleich der Mutter der Gracchen Cornelia verehrt zu werden verdiene. Eine noch deutlichere Sprache ſpricht der Brief, mit welchem Ognibene von Lonigo ſeine Überſetzung einer Rede des heil. Chryſoſtomus über die Tugend und die Sünde den beiden Schweſtern widmet[3]. Dieſer Brief ſtammt noch aus einer Zeit, als die Schweſtern eben begonnen hatten, ſich dem Studium der claſſiſchen Autoren zu widmen und Ognibene kaum ahnen konnte, welche Früchte dieſe Studien unter der Aufſicht einer ſo vortrefflichen Frau, als welche er ihre Mutter verehrte, einſt tragen würden. Wir entnehmen demſelben, daß auch Bianca Nogarola eine ähnliche Mittelſtellung zwiſchen Theologie und Humanismus einnahm, wie ihre Schwägerin Angiola und ſpäter teilweiſe auch ihre Tochter Iſota. Ognibene hatte den Schweſtern eine Überſetzung aus dem heil. Chryſoſtomus dargebracht, weil er wußte, daß er damit ihrer Mutter, der gegenüber er tief zu Dank verpflichtet war, gefällig ſein werde. Zu gleicher Zeit beweiſt aber der Ton aufrichtiger Dankbarkeit („praestantissima parens vestra, cui omnia debeo"), in welchem Ognibene von Bianca ſpricht, daß ſie auch den Humaniſten keineswegs abhold war. — Das freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen der Familie Nogarola und dem beſcheidenen Humaniſten erkaltete auch ſpäter nicht. Als Ognibene mehr als zehn Jahre ſpäter, Ende 1447, nahe daran war, vom Rat der Stadt Vicenza ſeiner Stelle als Schulmeiſter enthoben zu werden, war es ein Sohn der Bianca Nogarola, Leonardo,

1) Nach Antonio Cartolari's Angabe („Famiglie già ascritte al nobile consiglio di Verona. 1854. p. 192) wird er in den Campioni dell' Estimo der Stadt Verona in folgenden Jahren erwähnt: „1409 De Nogarolis Nob. Joannes et Leonardus q. Antonii de S. Caecilia. — 1418 Nob. vir Leonardus q. D. Antonii de S. Caecilia. — 1425 Leonardus q. D. Antonii de S. Caecilia." Doch ſchon im J. 1433 erſcheint ſein Sohn Antonio als Haupt der Familie: „1433 Nob. Miles D. Antonius cum fratribus et matre de S. Caecilia."

2) Handſchriftlich zu Wien, Wolfenbüttel, München, Kremsmünſter, Verona und Neapel.

3) Aus einer Handſchrift der Stadtbibliothek zu Vicenza gedruckt bei Remigio Sabbadini, Lettere inedite di Ognibene da Lonigo con una breve Biografia (Lonigo 1880) p. 40. 41. Vgl. auch Francesco Spagnolo, Elogio di Ognibene Leoniceno (Vicenza 1868) p. 32.

Digitized by Google

der ſich mit einer halb in lateiniſcher halb in italieniſcher Sprache abgefaßten Rede ſeiner Sache auf das wärmſte annahm und ihm ſeine Stelle ſicherte [1]). Während ſeines Aufenthaltes zu Vicenza (1434—41, 1443—48) hielt Ognibene auch die bereits erwähnte Trauerrede über Eliſabeth Nogarola, in welcher er einen neuen Beweis ſeiner Anhänglichkeit an die Familie Nogarola gab [2]).

Am deutlichſten tritt uns aber die Sympathie, von welcher ſich Bianca Nogarola zum Humanismus hingezogen fühlte, aus der Thatſache entgegen, daß ſie die Erziehung ihrer Töchter einem Veroneſer Humaniſten Namens Martin anvertraute. Von ſeinen Werken hat ſich blos ein an Guarino gerichteter Brief [3]) und eine Rede erhalten, in welcher er vor einem auserleſenen Publikum nach einigen allgemeinen Auseinanderſetzungen über die Ehe die Vermählung des Federicus Caſtelbarca mit Elyſabeth Fracaſtoria feiert [4]). Doch begegnen wir ſeinem Namen ziemlich häufig im unedirten Briefwechſel des Guarino, aus welchem mir Herr Remigio Sabbadini folgende auf ihn bezügliche Daten mitzuteilen die Güte hatte: Sein Familienname ſcheint Rixenius geweſen zu ſein. Bis zur Mitte des Jahres 1425 hielt er ſich in ſeiner Vaterſtadt Verona auf, wo auch ſeine Mutter und ein Bruder von ihm lebte und wo er ſich der Freundſchaft des Rechtsgelehrten Maggi (Madius) und des Ritters Gio-

1) Eine Handſchrift dieſer Rede kam im vorigen Jahre mit zahlreichen anderen Codices der Ashburnham'ſchen Bibliothek in den Beſitz der italieniſchen Regierung; vgl. Relazione alla camera dei deputati e diſegno di legge per l'acquiſto di codici appartenenti alla biblioteca Ashburnham descritti nell'annesso catalogo. Roma 1884. S. 16, nr. 112: „Leonardus de Nogarolis, de Rerum Quidditatibus, de Immortalitate Animae, et Oratio ad Vicentinos pro Omnibono. Cod. cart. in folio del XV secolo. Autografo."

2) „Oratio funebris pro clarissima domina Elisabeth de Nogarolis, uxore clarissimi equestris ordinis viri domini Jacobi de Thiems edita ab Omnibono Leonicensi" im Cod. Vindob. lat. nr. 3330, aus welcher Handſchrift ſie ſchon von Andres (Catalogo de' Codici manoscritti della Famiglia Capilupi di Mantova illustrato dall'abate Don Giovanni Andres. Mantova 1797) citirt wurde. Die Notiz des Andres entging der Aufmerkſamkeit der neueſten Biographen des Ognibene, Spagnolo und Sabbadini. Gleichfalls unbekannt iſt eine andere Rede des Ognibene, welche ich aus derſelben Wiener Handſchrift kenne (fol. 292a—296a): „Clarissimi atque eloquentissimi viri Omniboni Leonicensis oratio ad illustrem principem Mantuanum eiusque populum habita de laudibus Sancti Bernardini, quo tempore eius coronatio publicae (sc) declarata est." — Daſs Elifabeth Nogarola zu Vicenza lebte, ergibt ſich aus dem Text von Ognibene's Rede. Der Stammbaum der Familie Nogarola bei Torreſani nennt — wie bereits erwähnt — Elifabeth, deren Gatte dort nicht vorkommt, Tochter des Antonio Nogarola und Schweſter der Angiola und des Leonardo Nogarola.

3) Bei Remigio Sabbadini, Guarino Veronese e il suo epistolario edito e inedito, Salerno 1885. p. 15 nr. 35: Martino Veronese a Guarino — Binas hoc tempore litteras tua ab humanitate — Venetiis XII Kal. Nov. (Cod. Vatic. 5126 fol. 144).

4) Cod. lat. Vindob. 3330 fol. 186a—187b: Oratio Martini Veronensis nuptialis feliciter incipit.

Digitized by Google

vanni Niccolò Salerno zu erfreuen hatte. Um die angegebene Zeit wurde er von Guarino, deſſen Schüler er bis dahin geweſen, zu Venedig im Hauſe des Giovanni Tegiacio als Lehrer von deſſen Söhnen, insbeſondere ſeines Sohnes Lodovico untergebracht, und benützte die ſich ihm darbietende Gelegenheit, um mit Bonſignore, Francesco Barbaro und Leonardo Giuſtiniano in Verbindung zu treten. Im J. 1426 erbot er ſich in Venedig die Abſchriften jener Rede zu verbreiten, welche Guarino bei dem Leichenbegängnis des Giovanni Niccolò Salerno gehalten hatte. In demſelben Jahre wurde ihm von ſeinem Brodherrn das Gehalt auf Guarino's Betreiben erhöht, der ihm auch häufig briefliche Ratſchläge über die Methode des Unterrichtens und der Selbſtbildung erteilte. Anfangs 1427 gab er ſeine Abſicht kund, den Platz zu wechſeln und ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, doch als ſpäter Tegiacio, wir wiſſen nicht weshalb, mit ſeiner ganzen Familie nach Bologna überſiedelte, folgte er ihm auch dorthin. In Bologna finden wir ihn im Auguſt 1427 und dort verbrachte er auch einen großen Teil des Jahres 1428, bis er ſich wahrſcheinlich aus Furcht vor dem Aufſtande gegen den Papſt, welcher im Auguſt 1428 zum Ausbruch kam, nach Florenz flüchtete, wo wir ihm noch im J. 1430 begegnen. — Nach Verona dürfte er bald nach 1430 zurückgekehrt ſein. Daß er hier eine öffentliche Schule eröffnet hätte, iſt nicht wahrſcheinlich, er wird auch hier blos Hauslehrer geweſen ſein, und zwar im Hauſe der Bianca Nogarola, wo wir ihn auch noch zu einer Zeit (Ende 1437 oder Anfang 1438) an der Seite der Schweſtern finden, als dieſe ihren litterariſchen Ruf ſchon längſt begründet hatten. Seine Erziehungsweiſe wird eine vorwiegend humaniſtiſche geweſen ſein, obwohl wir Gelegenheit hatten zu ſehen, daß er ſich auch zur Juriſprudenz hingezogen fühlte und obwohl wir wiſſen, daß er auch dem Studium der Theologie nicht abgeneigt war; wollte er ſich doch im J. 1428 in einen geiſtlichen Orden aufnehmen laſſen. Jedoch behauptet auch Lodovico Foscarini in einem 1453 an Iſota gerichteten Briefe, daß ſie ſich in ihrer Jugend unter der Leitung tüchtiger Lehrer beſonders mit Dichtern, das will heißen mit den alten Claſſikern befaßte, und ihre auf uns gekommenen Werke beweiſen zur Genüge, daß die Kirchenväter in ihrer Jugendlectüre blos einen untergeordneten Platz einnahmen. Im übrigen wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, ob wir nicht aus der citierten Phraſe Foscarini's ſchließen müſſen, daß der Studiengang der Schweſtern von mehreren Lehrern (ob auch gleichzeitig?) geleitet wurde, jedenfalls dürfte es in erſter Reihe das Verdienſt des Martinus Veronenſis ſein, daß die Schweſtern in den claſſiſchen Studien ſo raſche Fortſchritte machten, daß ſie ſchon im Alter von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen auf ſich zogen. Ihr

Digitized by Google

erſtes öffentliches Auftreten ſcheint nicht vor das Jahr 1434 zu fallen. Nicht früher kann nämlich Iſota's Brief an Ermolao Barbaro geſchrieben ſein, in welchem ſie ihm unter andern zu ſeiner Ernennung zum apoſtoliſchen Protonotar Glück wünſcht[1]) und deſſen außergewöhnlich beſcheidener Ton[2]) ſich nur durch die Annahme erklären läßt, daß wir es eben mit einem der erſten Verſuche Iſota's zu thun haben, den wir freilich auch in das Jahr 1435 oder 1436 ſetzen können. — Der erſte beſtimmt datierbare Brief in ihrer Briefſammlung iſt derjenige, welchen der bekannte Humaniſt Giorgio Bevilacqua[3]), der einige Jahre ſpäter den Krieg Venedigs gegen Filippo Maria Visconti von Mailand als Augenzeuge beſchrieb, am erſten Februar 1436 an ſie richtete[4]). Wir erfahren aus dieſem Briefe, daß Bevilacqua vor ſeiner Abreiſe nach Padua, wohin er ſich zur Fortſetzung ſeiner juridiſchen Studien begab, den Schweſtern in Begleitung des Giacomo Lavagnola einen Beſuch abſtattete und ſie gerade in der Lectüre Cicero's vertieft antraf. Beim Abſchied mußte er feierlich verſprechen, ihnen öfter zu ſchreiben, und kaum hatte er ſich in Padua häuslich eingerichtet, ſo erfüllte er auch ſein Verſprechen. Als Antonio Nogarola, der ihn nach Padua begleitet

1) Dieſer Brief mit mehreren andern wurde im J. 1846 zu Verona gedruckt. Handſchriften desſelben finden ſich zu Neapel, Verona (Kapitularbibliothek), Rom (Bibl. Vat. 3192. 5127), Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel. Wir finden den Ermolao Barbaro in einem an die Commune Vicenza gerichteten Briefe ſeines Oheims Francesco Barbaro vom 15. Juli 1434 zum erſten Mal als Protonotar erwähnt (vgl. Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Fr. Barbaro. Salerno 1884. p. 20). Daſs Iſota's Brief bald nach der Ernennung des Ermolao Barbaro geſchrieben wurde, ſcheint ſich aus folgenden Schlufsſätzen des ihm geſpendeten Lobes zu ergeben: „Quibus artibus factum est, ut et Deo carus et hominibus admirandus existas. Summus enim pontifex te aetate admodum iuvenili virtutum tuarum praemio sacro Protonotariorum collegio annumeratum esse voluit. O insignem nostri temporis gloriam! O peculiare civitatis Venetiarum decus! O rara avis in terris nigroque simillima cygno!“ Im J. 1443 war Ermolao ſchon Biſchof von Treviso.

2) „Vereor ne hoc idem mihi obiciatur, pater Reverendissime, quae cum haec humanitatis studia summotenus ore nondum attigi, in lucem venire audeam et scripta mea vel potius ineptias censoribus examinanda exponere non dubitem.“

3) Vgl. über ihn Rosmini (Vita e disciplina di Guarino Veronese. Brescia 1806. III p. 72—76.). Eine Handſchrift ſeines hiſtoriſchen Werkes über den „galliſchen“ Krieg befindet ſich in der Kapitularbibliothek zu Verona (nr. 286), eine andere in der Collection Ashburnham nr. 224. — Aus Guarino's unedirtem Briefwechſel foll ſich nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Sabbadini ergeben, daſs B. von 1420 bis 1423 Guarino's Schüler geweſen. Herr Gaetano Da Re ſchreibt mir, daſs nach Verza „un Giorgio fu Consigliere della Città nel 1437. Apparteune alla Curia del Podestà dal 1439 al 1444. Nel 1443 fu Vicario della Casa dei Mercanti, che era una delle più onorevoli cariche cittadine. Dal 1447 al 1450 e nel 1453 fu ancora della Curia del Podestà. Podestà di Legnago nel 1466. Un Girolamo di Giorgio era Consigliere nel 1494.“

4) Handſchriftlich zu Neapel, Verona, Rom (Bibl. Vat. 5127), Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel.

Digitized by Google

zu haben ſcheint, ſich nach Verona zurückbegab, gab er ihm einen Brief an ſeine Schweſtern und die Werke des Lactantius mit, letztere, weil er beim Abſchiede ihrer Mutter verſprechen mußte, etwas zu ſchicken, was ihnen bei ihren Studien förderlich ſein könnte. Am Schluſſe des Briefes, der ſehr viel des Schmeichelhaften für ſie enthält, bittet er ſie, von Giacomo Lavagnola ſeine Dekaden zurückzuverlangen. Waren dies etwa die Dekaden des Livius? In einem ihrer Briefe [1]) ohne Datum erſucht Iſota den Antonio Bonromeo, einen ihrer Verwandten mütterlicherſeits, in deſſen Hauſe ſie ſpäter zu Venedig wohnte, er möchte ihr fünfzig Dukaten ſchicken, womit ſie ſich ein ihr zum Verkaufe angebotenes ſchönes Exemplar der Dekaden des Livius anſchaffen wollte. Es iſt gerade nicht unmöglich, daß dies eben das Exemplar des Giorgio Bevilacqua war.

Zwei Monate ſpäter ſchreibt [2]) ihnen Bevilacqua wieder aus Padua (den 3. April 1436). Er dankt ihnen für ihre freundliche Antwort (dieſe Briefe ſind nicht auf uns gekommen), preiſt ihre Mutter, die er mit der Mutter der Gracchen Cornelia vergleicht, und erklärt ſchließlich, daß er den ſchönſten Lohn ſeiner mühevollen Studien in ihrem anerkennenden Urteile über ihn erblicke, welches allein genüge, um ihm die Unſterblichkeit zu ſichern. Bevilacqua's nächſter und letzter Brief iſt aus Bologna vom 22. Juli datiert [3]), wir wiſſen nicht, ob aus dem J. 1436 oder 1437. Letzteres iſt deshalb nicht unwahrſcheinlich, weil nicht recht anzunehmen iſt, daß Bevilacqua die Univerſität Padua nach einem kurzen Aufenthalt von drei bis vier Monaten verlaſſen habe und weil er ſich am Anfang ſeines Briefes entſchuldigt, daß er über ſeine angeſtrengten juridiſchen Studien der Schweſtern beinahe ganz vergeſſen habe. Wie ſie ihm wiederum in den Sinn gekommen, erfahren wir aus folgender Begebenheit, welche Bevilacqua ſich beeilte ihnen mitzuteilen, und welche auf intereſſante Weiſe zeigt, wie raſch ſich der Ruf der Schweſtern verbreitete, obgleich es noch nicht gar ſo lange her war, daß ſie ſich auf den litterariſchen Kampfplatz gewagt hatten und ſich freuten, jemanden zu finden, der geneigt war, mit ihnen in Correſpondenz zu treten. „Vor kurzem — ſo erzählt Bevilacqua — ſchloß er ſich auf dem Hauptplatze der Stadt mehreren Studiengenoſſen an, die ſich gerade damit die Zeit vertrieben, daß ſie die bedeutendſten litterariſchen Zeitgenoſſen um die Wette herzählten. Lange weilten ſie ſchon bei dieſem Thema, als auf einmal ein junger Calabreſer hervortrat und ausrief: „Was zählt ihr da lauter Männer auf? Ich habe kürzlich die

1) Cod. nr. 3494 der Hofbibliothek zu Wien.

2) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel.

3) Handſchriftlich ebenda

Digitized by Google

Briefe geleſen, welche zwei Jungfrauen aus Verona an Francesco Barbaro richteten und habe dabei den Eindruck empfangen, als ob die Verfaſſerinnen der Briefe von Cornelia, der Mutter der Gracchen, erzogen worden wären.“ Und als auch Bevilacqua dieſes Urteil bekräftigte, ſchloſſen ſich auch die übrigen dem ihnen geſpendeten Lobe an.

Bevilacqua erweiſt ſich in dieſem Briefe auch ſonſt als aufrichtiger Freund der Schweſtern. Er ergreift wieder die Gelegenheit, ihnen ein Buch darzubringen und auf dieſe Weiſe ihre Studien zu fördern, während die übrigen Humaniſten und Maecene, mit denen ſie in brieflichem Verkehre ſtanden, es meiſt bei leeren Complimenten bewenden ließen. Bevilacqua hatte nämlich zu Bologna von einem gelehrten Mönch ein Werk über den heil. Hieronymus („de tranſitu b. Hieronymi“) zum Geſchenk erhalten und beeilte ſich, dasſelbe an den würdigſten Ort, in den Beſitz der Schweſten Nogarola gelangen zu laſſen, die es auch nicht verſäumten, ihm ihren Dank für das ſinnreiche Geſchenk abzuſtatten [1]), welches ſie um ſo höher ſchätzen mußten, da ſie wußten, daß Hieronymus auch Bevilacqua's Lieblingsſchriftſteller ſei. Bevilacqua war überhaupt derjenige Humaniſt im Freundeskreiſe der Schweſtern, der ihnen am meiſten zuſagen mochte. Abgeſehen von ſeinem zeitgeſchichtlichen Werke und von ſeinen juridiſchen Studien bewegte ſich ihr litterariſches Wirken in derſelben Richtung. Seine Briefe gemahnen in Bezug ſowohl auf Compoſition als auch Stil an die ſeines Lehrers Guarino, unter deſſen Einfluſſe auch die Schweſtern ſtehen, und das einzige Werk, welches ihm von manchen zugeſchrieben wird [2]), die „Flores ex dictis B. Hieronymi collecti“ ſind eine Sammlung von Auszügen aus den Werken desjenigen Kirchenvaters, den Iſota ſpäter in einer eigenen Rede feierte.

1) Iſota's Brief befindet ſich in der Ausgabe vom J. 1846 und handſchriftlich zu Neapel, Verona, Wien, Kremsmünſter und Wolfenbüttel. Denſelben Gegenſtand behandelt ein anderer Brief, der in der einzigen Handſchrift (Cod. nr. 3494 der Hofbibliothek zu Wien) gleichfalls der Iſota zugeſchrieben wird. Doch vermute ich, daſs der Copiſt Iſota's Namen an die Stelle des viel weniger bekannten Namens ihrer Schweſter Zenevera ſetzte, es ſei denn daſs wir er es mit einer Copie eines ihrer Originalconcepte zu thun haben; vgl. folgende Notiz der Handſchrift: „Sequuntur alique epiſtole illarum poetarum quas quoniam nostra etate in feminis raro doctrinam cum eloquentia inuenimus apponere studium tam habendi quam scribendi conſtitui ex ipsis originalibus earum.“

2) Im XXVIII. Band des Giornale de'Letterati d'Italia citirt und von Quirini (Diatriba p. 355), Rosmini (Vita e disciplina di Guarino Veronese III p. 75) und Maffei (Verona illustrata II III 3) unſerm Giorgio Bevilacqua zugeſchrieben. Vgl. jedoch, was derſelbe Quirini Diatr. p. 371 über unſern Giorgio Bevilacqua ſagt: „at quum ibi (bei Maffei) unus quoque censeatur cum Georgio, cuius diximus extare Epistolam ad Zachariam Barbarum, praefixum libro: Flores ex dictis b. Hieronymi collecti (ſo richtig, ſonſt gewöhnlich collectis), refragatur huic opinationi eiusdem Epistolae textus allatus in Ephemeridib. Erud. Ital. qui Georgium hunc filium esse prioris palam declarat.“

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte Iſota Gelegenheit geſucht und gefunden, neuere litterariſche Bekanntſchaften anzuknüpfen; wir ſahen ſchon, daß die Schweſtern gleich zu Anfang ihrer litterariſchen Carriere ſich an Francesco Barbaro, dieſe hervorragendſte Geſtalt des Humanismus zu Venedig, mit ihren Briefen wandten und mit denſelben in Humaniſtenkreiſen ziemliches Aufſehen erregten. Wir wiſſen nicht, ob ſie von Barbaro einer Antwort gewürdigt wurden — obwohl wir ihn nicht ſolcher Unhöflichkeit fähig halten, daß er auf ſo unterthänig gehaltene und hübſch ſtiliſierte Briefe, wie die der beiden Schweſtern ohne Zweifel waren, nicht geantwortet haben ſoll — doch ließen ſie ſich durch etwaigen Hochmut Barbaro's nicht abſchrecken. Um die Mitte des J. 1436 wandten ſie ſich an einen andern hochgeſtellten Venetianer, von dem ſie vorausſetzen konnten, daß er als junger Mann, der auch nur Anfänger auf litterariſchem Gebiete war, ſich ihnen gegenüber jedenfalls zuvorkommend erweiſen werde. Dieſer junge Mann war Giacomo Foscari, Sohn des Dogen Francesco Foscari, der in ſeiner Jugend mit Humaniſten in eifrigem Briefwechſel ſtand; ſeine ſpäteren wechſelvollen Schickſale, ſeine wiederholte Verbannung aus Venedig bilden ein intereſſantes Kapitel der Dogengeſchichte[1]). — Iſota hatte in Erfahrung gebracht, daß er ſich unter Leitung des Francesco Barbaro eifrig mit dem Studium der alten Claſſiker befaßte; dieſer Umſtand gab den Schweſtern den erwünſchten Anlaß, Briefe an ihn zu richten. Beider Briefe ſind uns erhalten[2]) und geſtatten uns einen intereſſanten Einblick in die Arbeitsweiſe der Schweſtern. Dieſelben machen auf den Leſer den Eindruck, als ob ſie nach einem von ihrem Lehrer entworfenen Plan oder wenigſtens nach gemeinſchaftlicher Verabredung abgefaßt worden wären; beide handeln nämlich nach derſelben Dispoſition „de laudibus litterarum“ und ſind angeblich in der Abſicht verfaßt worden, den Adreſſaten in ſeinem löblichen Streben nach Bildung zu beſtärken. Die Antwort des jungen Foscari iſt nicht auf uns gekommen, wie hoch er aber die Aufmerkſamkeit der Schweſtern ſchätzte, iſt daraus zu erſehen, daß er ihre Briefe bei der erſten Gelegenheit ſeinem Freunde Guarino zuſchickte, der ſich damals (im Oktober des Jahres 1436) gerade in der Nähe von Verona, zu Valpolicella, aufhielt, wohin er ſich vor der in Ferrara wütenden Peſt geflüchtet hatte. Guarino, der, wie es

1) Vgl. Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen âge X p. 38 ff.

2) Der Iſota's zu Neapel. Rom (Bibl. Vat. 3192, 5221, 5127), Verona, Florenz (Bibl. Ricc. cod. nr. 779 und 924), Wien, Baſel, Paris (Bibl. Nat. cod nr. 7869 und 8580), München und Wolfenbüttel, der Zeneveras im British Museum (cod Harl. nr. 2508). Erſterer iſt im Cod. Riccardianus nr. 924 „Ex Venetiis“ datirt, doch ſtammt der Brief unzweifelhaft aus der Zeit vor Iſota's Aufenthalt in Venedig (Mitte 1438 bis Anfang 1441).

Digitized by Google

ſcheint, von den Schweſtern bis dahin nichts vernommen hatte, war von Foscari's Sendung auf das höchſte entzückt. In einem an Foscari gerichteten Briefe vom 7. Oktober 1436[1]) ergeht er ſich in überſchwenglichen Lobeserhebungen; er kann ſich kaum faſſen vor Staunen über das reine und elegante Latein der Schweſtern, über ihren abwechslungsreichen Stil, über ihre umfaſſenden Kenntniſſe, ſchließlich und hauptſächlich über die wunderbare Ähnlichkeit, welche zwiſchen den Briefen der Schweſtern beſteht, und welche ſo weit geht, daß auch das ſchärfſte Auge nicht im Stande ſei, Iſota's Brief von dem der Zenevera blos auf Grund innerer Indicien zu unterſcheiden. Um dieſelbe Zeit (am 11. Oktober 1436) ſchickte Guarino eine Abſchrift dieſer Briefe an Leonello von Eſte, dem gegenüber er ſich gleichfalls mit großer Anerkennung — wenn auch mit geringerer Begeiſterung als Foscari gegenüber — über das Talent der Schweſtern äußert[2]). Hiemit war den Schweſtern von berufenſter Seite das denkbar günſtigſte Zeugnis über den Wert ihrer litterariſchen Thätigkeit ausgeſtellt. Kein Wunder, daß die Kunde von dieſer Äußerung des Guarino bald zu ihren Ohren drang, ſei es durch Vermittelung Giacomo Foscari's, ſei es durch Guarino's Brief ſelbſt, und daß Iſota keinen Augenblick ſäumte, in demſelben eine indirecte Aufforderung zur Correſpondenz zu erblicken und an Guarino einen Brief zu richten[3]), welcher nach bekannten Muſtern einen wahren Panegyricus des Adreſſaten enthielt. Doch wollte lange keine Antwort auf dieſen Brief kommen. Iſota wartete einige Zeit geduldig auf das Schreiben des großen Mannes, als aber dieſes gar zu lange auf ſich warten ließ, und ſie von allen Seiten, beſonders von den Frauen, denen ihr emancipirtes Weſen ein Dorn im Auge geweſen zu ſein ſcheint, höhniſche Stichelreden zu hören bekam, daß ihr nun endlich die verdiente Züchtigung für ihre Zudringlichkeit zu Teil geworden, richtete ſie Ende März oder Anfang April 1437 an Guarino einen zweiten Brief[4]), in welchem ſie bittere Klage über ſeine Unhöflichkeit führt und auseinanderſetzt, in welche mißliche Lage ſie durch ſein unerklärliches Stillſchweigen gerathen ſei. Dieſer zweite Verſuch war endlich von Erfolg begleitet. Guarino ſuchte in einem ſehr freundlich gehaltenen Brief[5]) vom 10. April

1) Aus dem Cod. Ambros. C. 145 herausgegeben von Sabbadini in dieſer Vierteljahrsſchrift I p. 112—114.

2) Cod. Ambros. C. 145.

3) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Vat. 3192, 5221, 5127), Verona, Florenz (Bibl. Ricc. cod. nr. 779 und 924), Wien, Baſel, Paris (Bibl. Nat. cod. nr. 7869 und 8580).

4) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5221, 5127), Verona, Florenz (Bibl. Ricc. nr. 921), Wien, Paris (Bibl. Nat. cod nr. 7869), München und Wolfenbüttel.

5) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5221, 5127), Verona, Florenz (Bibl. Ricc. nr. 924), Wien, München und Wolfenbüttel.

Digitized by Google

1437 ihre ſchmerzliche Aufregung zu beſchwichtigen, indem er ihr ſanfte Vorwürfe macht, warum ſie ſeinem Schweigen nicht die günſtigſte Auslegung gegeben, warum ſie nicht bedacht habe, daß er von öffentlichen und Privatangelegenheiten, von litterariſchen und häuslichen Sorgen ſo ſehr in Anſpruch genommen ſei, daß er nur ſelten Muße zum Briefſchreiben finde, daß er eine ſo große Familie, ſo viele Kinder ernähren und erziehen müſſe u. dgl. mehr.

Iſota konnte mit dieſem Briefe vollauf zufrieden ſein, doch ſcheint ſie es trotzdem nicht gewagt zu haben, den ehrwürdigen Greis, der ihr auf ſo rührende Art die immenſe Arbeitslaſt, die ihn drückte, ſchilderte, weiter zu beläſtigen; ſie antwortete nicht einmal auf ſeinen Brief — Guarino wird auch keine Antwort erwartet haben — und das Verhältnis zwiſchen ihnen war damit gänzlich gelöſt.

Doch mochte auch dieſer Briefwechſel und nicht weniger die Briefe von Humaniſten aus Guarino's Schule, welche er, wie wir gleich ſehen werden, im Gefolge hatte, viel dazu beigetragen haben, um den Ruhm der Schweſtern womöglich noch zu erhöhen. Wie hoch ſie im Anſehen der Zeitgenoſſen ſtanden, erſehen wir am beſten aus einer Ecloge des Niccolò Loſchi aus Vicenza[1]) und aus einem Briefe, welchen ein Veroneſer namens Giacomo (doch wohl nicht Giacomo Lavagnola?) an ſeinen Freund namens Lodovico, ebenfalls einen Veroneſer (Lodovico Cendrata?) richtete[2]). Sowohl der Brief als auch die Ecloge ſtammen aus der Zeit vor Zenevera's Heirat, wahrſcheinlich aus dem J. 1437 oder vom Anfang des J. 1438. Von Loſchi's bukoliſchem Gedichte läßt ſich nicht viel ſagen; blos die Thatſache erweckt darin unſer Intereſſe, daß der ganze Wortſchwall dem Lobe der poetiſchen Verſuche der Schweſtern gewidmet iſt. Um ſo intereſſanter iſt Giacomo's Brief. Er habe ſeinem Freunde ſchon des öftern berichten wollen, wie glücklich ihre Vaterſtadt Verona beſonders wegen zweier ihrer Töchter zu ſchätzen ſei, deren Schönheit und Gelehrſamkeit alles verdunkle, doch habe er vor ſeinen vielfachen Geſchäften nie Zeit dazu gefunden. Jetzt aber, da ihm einer ſeiner Freunde wieder einen Brief jener Mädchen zu leſen gegeben habe, müſſe er ſeinen Gefühlen freien Lauf laſſen, wenn er auch darüber alle ſeine Geſchäfte vernachläſſige. Selbſtverſtändlich ſchreibt er über die Schweſtern Nogarola. „Aus dem ehrwürdigen Hauſe der Nogarola ſtammen Zenevera und Iſota, die Schweſtern des Ritters Antonio a Nogarolis. Wenn du ſie ſehen würdeſt, würdeſt du ſie nicht für Zeitgenoſſen, ſondern für Gefährtinnen

1) Handſchriftlich in der Biblioteca Capitolare zu Verona.
2) Handſchriftlich zu München und Wolfenbüttel.

Digitized by Google

der Diana halten und glauben, Venus ſelbſt habe ihnen in der Wiege die Nahrung gereicht. Ihre Augen, Stirne, Antlitz, zarte Lippen, ſchön geformte Naſe, Elfenbeinhände, ihr Goldhaar und ihre übrigen Glieder ſind derart, daß man ſich nichts ſchöneres, ſüßeres, bewunderungswürdigeres vorſtellen kann. Ich habe oft von der Schönheit der Helena geleſen, welche den Untergang Troja's herbeiführte. Doch wäre es ein müßiges Unterfangen, ſie mit unſeren Jungfrauen vergleichen zu wollen, denn von dieſen würde jedermann glauben, ſie ſeien vom Himmel zu uns herabgeſtiegen. Wenn ſie einherſchreiten, ſtrahlen ſie vor Güte, Frohſinn und Beſcheidenheit, ſo daß jedermann ſie bewundern muß und von unbeſchreiblicher Liebe zu ihnen erfaßt wird. Mit ihren flinken Händen entlocken ſie der Cither ſüße Töne, ſie führen kunſtvolle Tänze auf und ſingen wahrhaft mit Engelsſtimme. Hiezu kommt noch, daß ſie ſich ſo eingehend mit der Litteratur und der Beredſamkeit befaſſen, daß ich nicht zögere ſie zu den eloquenteſten Menſchen zu zählen, obwohl ſie noch nicht einmal vier Luſtra ihres Lebens hinter ſich haben. Ich berufe mich dabei auf ihre zahlreichen Briefe, auf ihre Reden voll Gravität und Eleganz, ſchließlich auf ihre Gedichte voll Schwung und Kraft. Was ſoll ich über ihren Vortrag ſagen? Da die Hauptzierde der Beredſamkeit im ſchönen Vortrag liegt, haben ſie ſich mit großem Eifer darin geübt und zeichnen ſich auch durch außerordentliche Modulationsfähigkeit der Stimme und durch ruhige angenehme Geſticulation aus. So oft ich ſie reden höre, muß ich an Qu. Hortenſius denken, der mehr Sorgfalt auf die Form als auf den Inhalt ſeiner Reden verwendet haben ſoll."

Bei der ſchwärmeriſchen Begeiſterung, mit welcher die Zeitgenoſſen die Schweſtern feierten, iſt es nicht zu verwundern, daß manche beſonders jüngere Humaniſten zu Ferrara und Venedig ſich mit Briefen an ſie herandrängten, um von ihnen einige Zeilen voll Lobes und Dankes zu erhalten, auf welche ſie ſich dann etwas zu Gute thun konnten. Den ſehnlich herbeigewünſchten Anlaß dazu ſcheint Guarino's Briefwechſel mit Iſota gegeben zu haben.

Girolamo Guarino, der Sohn und Schüler des großen Gelehrten, richtete bald nach ſeinem Vater (den letzten December 1437) einen Brief an die Schweſtern, um ihnen ſeine Hochachtung zu bezeugen [1]; auch ein anderer Schüler Guarino's, der Veroneſer Lodovico Cendrata [2], ein

1) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel. Iſota's Antwortſchreiben ebenda und in der Ausgabe vom J. 1846.

2) Da Guarino Veroneſe eine Cendrata zur Frau hatte, teile ich im folgenden auch diejenigen Notizen des Herrn Gaetano Da Re mit, welche ſich nicht auf Lodovico Cendrata be-

Digitized by Google

naher Verwandter ihres intimen Freundes Damiano dal Borgo, derſelbe, der im J. 1480 zu Verona den „Jüdiſchen Krieg“ des Joſephus Flavius herausgab und der ſich um die Adminiſtration ſeiner Vaterſtadt hervorragende Verdienſte erworben, wandte ſich um dieſelbe Zeit in einem höflichen Schreiben an die Schweſtern [1]), und vielleicht kam auch Tobia dal Borgo [2]), der bekannte Hofhiſtoriograph und Hofpoet der Malateſta von Rimini, zu Ferrara auf den Gedanken, einen längſt gehegten Plan auszu-

ſchränken: „La famiglia Cendrata ci venne forse da Padova (Torresani op. cit. sect. I 88). Nicolò Cendrata q. Veronesio della contrada da Falsurgo (ora SS. Apostoli) è ricordato in un istromento 7. Maggio 1389 (Arch. Guarini Gualenzo). Appartenne al Consiglio della Città nel 1405 (Arch. del Comune, Atti de Consigli). Fu questi il padre di Taddea Cendrata moglie del grande umanista Guarino Veronese. Il notaio Battista di Bartolomeo della contrada Chiavica era in corrispondenza con Guarino. Nel 1433 stava nella detta contrada insieme con un fratello (Campione dell'Estimo). Forse è il Gio. Battista che troviamo Consigliere della Città nel 1424 e Provveditore di Comun nel 1424 e 1429. Era morto nel 1456. In fatti il Campione dell'Estimo di quell'anno registra nella contrada Chiavica: Ludovicus Cendrata qd. Baptistae. Lodovico (il corrispondente di Isota Nogarola) fu dunque figlio di Battista. Era nipote (credo per parte di donne) di Damiano Borgo. Nella sua lunga vita sostenne molte e onorevoli cariche cittadine. Fu Consigliere della Città nel 1452, Provveditore di Comun nel 1456. 61. 71. 76. 81. 84. 90, oratore a Venezia nel 1491, Sindaco per sindacare i Vicari e Giudici dei dugali nel 1472, Provveditore al Lanificio nel 1488, fu 18 volte della Curia del Podestà dal 1467 al 1497 etc. (Verza op. cit. II 46 sqq.). Era notaio come si vede nel Campione dell'Estimo 1465. — Un Bartolomeo Cendrata fu Consigliere della Città nel 1473, della Curia del Podestà 1485 etc.“ Im J. 1440 hielt er ſich noch bei Guarino zu Ferrara auf, von hier ſchrieb er an ſeinen Oheim Damiano dal Borgo (Ex Ferraria III Non. Januarias 1440), um ihn über das Ableben eines ſeiner Söhne zu tröſten. Im J. 1441 war er ſchon in Verona; in dieſem Jahre ſtarb ihm der Vater, über deſſen Ableben ihn Girolamo Guarino in einem Brief vom 1. October 1441 zu tröſten ſuchte (Sabbadini's Mitteilung). — Auffallend iſt der Titel der 15. Elegie von Panfilo Sasso's Gedichten (Brixie 1499): „Deplorat immaturum funus Ludovici Cendrate.“ Es iſt doch ſeltſam, den frühzeitigen Tod eines Mannes zu beklagen, der wahrſcheinlich das achtzigſte Lebensjahr erreichte und der ſeiner eigenen Angabe nach mit einer Frau nicht weniger als zweiunddreifsig Kinder zeugte. Soviel iſt dem erwähnten Gedichte jedenfalls zu entnehmen, daſs Lodovico Cendrata noch vor dem J. 1499 (und nach dem J. 1497) ſtarb. Hiemit ſtimmt die Thatſache überein, daſs „nell'anno 1500 fu diviso l'estimo dei figli Battista e Girolamo“ (Mitteilung des Herrn Gaetano Da Re). Vgl. noch Rosmini, Vita di Guarino Veronese II p. 70. 71.

1) Sein Brief befindet ſich handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel. Iſota's Antwort aufserdem noch in der Ausgabe vom J. 1846.

2) Vgl. über ihn Rosmini l. I. III p. 76. 77 und folgende Notizen des Herrn Gaetano Da Re: „Nel Campione dell' Estimo 1443 nella contrada S. Cecilia si trovano registrati: Tomasius et Thobias fratres de Burgo cum uxore ssti [= suprascripti?] Tobie. — Tobia il 6 Dicembre 1443 fu nominato dal Consiglio di Verona Giudice de' dugali (Arch. del Com. Atti dei Consigli D 191). I Giudici de' dugali soprantendevano alle aque e strade.“ — Sein Brief handſchriftlich zu Verona, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5127), Florenz (Bibl. Ricc. cod. nr. 924), Wien, München und Wolfenbüttel. Iſota's Antwort aufserdem zu Neapel und in der Ausgabe vom J. 1846.

Digitized by Google

führen und mit den Schweſtern in Verbindung zu treten, obwohl er zur Zeit, als er ihnen ſchrieb, ſeiner eigenen Angabe nach der Ruthe ſchon entwachſen war, wir ihm kurz darauf zu Venedig begegnen und er auch von ſeinem Verwandten, dem oben erwähnten Damiano den Impuls, ihnen zu ſchreiben, erhalten haben konnte. Den unmittelbaren Anlaß dazu ſcheint eine in der Familie Nogarola kurz bevorſtehende Vermählung[1]), wahrſcheinlich die Vermählung der Zenevera mit Brunoro Gambara, einem hervorragenden Brescianer Edelmann, gegeben zu haben, zu welcher er in einer viel Schmeichelhaftes für die Schweſtern enthaltenden Ecloge ſeine Glückwünſche darbrachte.

Tobia dal Borgo's Beiſpiel ermunterte wieder andere, mit den Schweſtern in brieflichen Verkehr zu treten. Während eines Aufenthaltes zu Venedig hatte er ſeinen Freund Niccolò Veniero, deſſen Familie übrigens mit der der Nogarola verſchwägert geweſen zu ſein ſcheint, ſoviel von der Liebenswürdigkeit und der Gelehrſamkeit der Schweſtern erzählt, daß dieſer ſich nicht enthalten konnte ihnen zu ſchreiben[2]), und auch Antonio

1) „Reliquum esset nunc, clarissimae virgines, de nuptiis novellis vobis gratulari, quod tamen in praesentia omittam, tum quod in carmine meo perstrinxi, tum vero ne delicatissimas aures vestras nimia loquacitate obtundam.“ Da nicht recht anzunehmen iſt, daſs Tobia dal Borgo den Schweſtern zur Vermählung einer ihrer Schweſtern in Vers und Proſa gratulirt hätte, und da wir anderſeits wiſſen, daſs Zenevera um das Jahr 1438 heiratete, dürfte Tobia unter novellae nuptiae die bevorſtehende Hochzeit Zenevera's gemeint haben, denn daſs Zenevera zur Zeit als er ſeinen Brief ſchrieb noch ledig war, ergibt ſich ſchon aus dem citirten „clarissimae virgines.“ Was die Zeit der Abfaſſung dieſes Briefes anbelangt, ſo müſſen wir davon ausgehen, daſs Tobia dal Borgo das günſtige Urteil des Guarino über die Schweſtern ſchon kennt (ob freilich aus Guarino's Briefe an Giacomo Foscari und an Leonello d'Eſte oder aus dem an Iſota, iſt nicht zu entnehmen), und daſs er im Begriff war, ſeinen bisherigen Aufenthaltsort zu verlaſſen (vgl. „vos oratas velim, ut ad me quidquam scribere non dedignemini, ut dum in peregrinas terras proficiscar, admirandae doctrinae vestrae testimonium valeam perhibere“). Daſs dieſer Aufenthaltsort Ferrara geweſen, läſst ſich vielleicht aus der Bezeichnung Guarino's als praeceptor noster und aus dem beſcheidenen Geſtändnis, es in der Wiſſenſchaft noch nicht weit gebracht zu haben, folgern. Von Ferrara ſcheint Tobia dal Borgo nach Venedig gereiſt zu ſein (vgl. Veneriо's Brief, welcher von einem 8. Juni aus Venedig datirt iſt: „Tobias Burgus . . . is cum diebus elapsis apud nos moraretur . . . multa . . . de prudentia, honestate, modestia summa cum laude narravit“). Sein auf Zenevera's Verlobung bezüglicher Brief wurde daher vor dem 8. Juni 1438 (doch jedenfalls nach dem Schluſs des J. 1437) geſchrieben. Im Juni 1438 war Zenevera vielleicht ſchon die Gattin Brunoro Gambara's. Veniero adreſſirt zwar ſein Schreiben noch an „Zeneverae et Iſotae de Nogarolis“, doch ſcheint er ſelbſt befürchtet zu haben, daſs dieſe bequeme Collectivbezeichnung bei Ankunft des Briefes nicht mehr paſſend ſei, denn er gebraucht, weder in der Adreſſe noch im Text des Briefes die ſonſt ſo geläufige Anrede „clarissimae virgines.“ Die Familie Nogarola war ſpäteſtens am 20. Aug. 1438 ſchon zu Venedig.

2) Sein Brief vom 8. Juni (1438?) handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192), Verona, Wien, München und Wolfenbüttel; Iſota's Antwortſchreiben außerdem noch zu Rom

Digitized by Google

Caſſario, ein hervorragender Profeſſor der Humaniora aus Palermo in Sicilien, geſteht in einem Briefe[1]), den er bald nach ſeiner Rückkehr aus Griechenland (den erſten März [1439?]) aus Venedig aus dem Hauſe eines ihrer aufrichtigſten Verehrer, des Giacomo Cornaro, an die Schweſtern richtete, daß beſonders der Brief des Tobia dal Borgo in ihm den Wunſch rege machte, in brieflichen Verkehr mit Iſota zu treten. — Andrerſeits ſehen wir wieder, daß hochſtehende Kirchenfürſten die Schweſtern ermuntern, ſie mit ihren Briefen aufzuſuchen; offenbar entbehrte es nicht eines gewiſſen pikanten Reizes für ſie, ſich einmal zur Abwechſelung von Mädchen feiern zu laſſen. Es ſind uns zwei ſolche Briefe Iſota's erhalten (daß auch Zenevera ſolche Briefe geſchrieben, iſt zwar nicht unwahrſcheinlich, aber auch nicht nachweisbar); der eine[2]) iſt an den bekannten Cardinal Giuliano Ceſarini (Verona, den 29. März 1438)[3]), der andere an den Cardinalbiſchof von Verona Francesco Condulmerio (aus dem J. 1439) gerichtet. In beiden feiert Iſota mit begeiſterten Worten die hohen Verdienſte der Adreſſaten um die Kirche (in letzterm gratuliert ſie auch dem Cardinal und der Stadt zu ſeiner Ernennung zum Biſchof von Verona), verſäumt aber dabei auch nicht, ihren Bruder Leonardo, der nach dem Tode ſeiner Gattin die geiſtliche Laufbahn betreten hatte, der Gunſt der mächtigen Kirchenfürſten zu empfehlen.

Aus derſelben Zeit (1437—38) dürfte der Brief ſein, den Iſota an den Ritter Feltrino Boiardo, den vertrauten Begleiter Leonello's von Eſte richtete[4]), den wir wohl am richtigſten dem Briefwechſel Iſota's mit dem Humaniſtenkreiſe zu Ferrara anreihen, ſowie die Briefe, welche zu Ende des einen und zu Anfang des andern Jahres (1438—39) zwiſchen Iſota und dem venetianiſchen Patrizier und Humaniſten Niccolò Barbo, dem ſpätern Vicedominus von Ferrara, gewechſelt wurden[5]). Auf Barbo's erſten Brief

(Bibl. Vat. 5221), Florenz (Bibl. Ricc. cod. nr. 779), Paris (Bibl. Nat. cod. nr. 8580 und 18130), Baſel, Kremsmünſter und in der Ausgabe vom J. 1846.

1) Handſchriftlich zu Rom (Bibl. Vat. 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel.

2) Handſchriftlich zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5127), Verona, Mailand, Florenz (Bibl. Ricc. cod. nr. 407), Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel.

3) Handſchriftlich zu Rom (Bibl. Vat. 3192, 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel, außerdem noch in der Ausgabe vom J. 1846. Francesco Condulmerio wurde im J. 1439 zum Biſchof von Verona ernannt (das genaue Datum iſt auch bei Gams, Series Episcoporum, nicht angegeben). Iſota hielt ſich damals zu Venedig auf; aus der Bezeichnung von Verona als „haec urbs" dürfte ſich kaum folgern laſſen, daß ſie den Brief aus Verona ſchrieb.

4) Handſchriftlich zu Rom (Bibl. Vat. 5127), Verona, Wien, Kremsmünſter, München und Wolfenbüttel.

5) Der erſte Brief des Barbo (d. Venetiis V. Idus Decembr.) zu Neapel, Rom (Bibl. Vat. 3192, 5127), Venedig, Wien, Kremsmünſter, München, Wolfenbüttel und in

Digitized by Google

— auf den zweiten ſcheint ſie überhaupt nicht geantwortet zu haben — antwortete Iſota ſchon aus Venedig, wohin ſie ſich Mitte 1438 mit ihrer ganzen Familie (mit ihrer Mutter, ihren Brüdern Antonio und Leonardo, ihrer Schweſter Bartolomea und deren Gemahl Giacomo Lavagnola) vor dem Kriegsgetümmel und der in Verona wütenden Peſt geflüchtet hatte, und wo ſie ſich bis zum Schluß des Krieges zwiſchen Filippo Maria Visconti von Mailand und Venedig, deſſen Schauplatz zum Teile Verona und Umgebung war [1]), zuſammen länger als drei Jahre, im Hauſe ihres Verwandten Antonio Borromeo aufhielt.

Von dieſer Zeit an haben wir blos auf das litterariſche Wirken der Iſota unſer Augenmerk zu richten. Schon die Briefe des Antonio Caſſario und des Niccolò Barbo ſind abweichend von der bisherigen Gepflogenheit nicht mehr an beide Schweſtern, ſondern blos an Iſota gerichtet; Zenevera, die, wie wir geſehen, um die Mitte des Jahres 1438 von Brunoro Gambara [2]), einem vornehmen Brescianer, als Gattin heimgeführt

---

der Ausgabe vom J. 1846; Iſota's Antwortſchreiben und der zweite Brief des Barbo handſchriftlich ebenda (doch nicht im Druck). — Niccolò Barbo verfaſste im J. 1440 im Vereine mit Lauro Quirino und Francesco Contarini gegen Poggio eine Apologie des Adels von Venedig (Agostini I p. 214. 215); im J. 1442 hielt er eine Feſtrede aus dem Anlaſſe, daſs der eben erwähnte Francesco Contarini zu Padua zum Doctor der Philoſophie und der Jurisprudenz promovirt wurde (Agostini II p. 145); ihm und dem Ermolao Celso widmete Andrea Contrario im J. 1452 ſeine „Mamurcha" betitelte Invective (Agostini II p. 430).

1) Am 29. März 1438 ſchreibt Iſota an Cardinal Cesarini noch aus Verona und am 20. August desſelben Jahres ſchreibt ihr Damiano dal Borgo ſchon nach Venedig. Leider ſcheint es unmöglich zu ſein, den Zeitpunkt genau zu beſtimmen, wann die Peſt in Verona ausbrach; wahrſcheinlich geſchah dies zu Ende Juli oder Anfangs Auguſt; auch in dem benachbarten Brescia brach die Peſt im Monat Auguſt aus, vgl. Sismondi a. a. O. IX p. 108: „La peste s'étoit manifestée dans la ville (in Brescia) dès le mois d'août; plusieurs citoyens avoient pris la fuite à l'approche de ce fléau." Ebendaſelbſt iſt eine ausführliche Beſchreibung des zwiſchen Mailand und Venedig mit wechſelndem Glücke geführten Krieges zu finden. Verona war im November 1439 zu wiederholten Malen der Schauplatz erbitterter Kämpfe (Sismondi IX p. 125); Francesco Sforza, der Oberbefehlshaber der Republik, bezog Ende 1440 zu Verona ſeine Winterquartiere (e. d. p. 153).

2) Lodovico Foscarini ſchreibt am 8. Sept. 1453 an Francesco Barbaro (Epistolae Fr. B. ed. Quirini p. 267): „Igitur Deo duce et praesente Petro Brunoreo et novissinis praesidiis in bello superiores et in pace . . gloriosi erimus." Dazu bemerkt Quirini, Diatr. p. 492: Petrum Brunorium laudatum reperio praeter Brixianas Historias in epistola eiusdem Fuscareni ad Nicolaum Canalem, qua conqueritur bellum minime gestum fuisse extra Brixianas fines ex ipsius Brunorii consilio, de quo ita loquitur: „Petrus Brunorius, qui summa indignatione suae vindicandae iniuriae commovetur, paucos admodum milites exposcebat. Petiisset loca comiti gratissima. Cupit ad priorem famam universam per Italiam vagatissimam ad altius fastigium ex quo detractus est redire. Maximum est in huius hominis virtute praesidium." Inclytus hic et generosissimus Brixianus, inclytae Gambarae familiae, coniugem habuit Zenebriam Nogarolam u. ſ. w. Vgl. noch Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen âge IX p. 147: „Les Venitiens d'accord avec lui avoient fait transporter de nouvelles galères sur le lac de Garda sous les ordres du provéditeur Contarini,

Digitized by Google

wurde, hatte ſich nicht mit nach Venedig begeben, ſondern war mit ihrem Gatten nach Brescia gezogen und verſchwindet von dieſer Zeit an faſt ganz vom litterariſchen Schauplatz. Sie lebt nur ihrem Gatten, ihren Kindern — Damiano dal Borgo ſpricht Ende November 1440 von einer Tochter, Philippus Bergomenſis von fünf Söhnen — den Armen und Verlaſſenen; Philippus Bergomenſis kann ihre weiblichen Tugenden nicht genug rühmen. Sie ſchreibt wohl noch manchmal lateiniſche Briefe an ihre alten Freunde, doch ſcheinen ſie die Freuden und Sorgen des Eheſtandes bald ganz jener Gattung der Schriftſtellerei entfremdet zu haben, welche ſie in ihren Mädchenjahren mit ſo viel Erfolg cultivirt hatte. Es kann uns dies auch nicht Wunder nehmen. Als Damiano dal Borgo ſie Ende November 1440 zu Pratalboino, einem am Gardaſee gelegenen Landgute ihres Gatten, im Kreiſe ihrer Familie beſuchte, war er entſetzt über die Veränderung, welche im ganzen Weſen ſeiner Freundin Platz gegriffen hatte. Wie er der Iſota ſchreibt, kann er ſie blos an ihrer Stimme erkennen. „Wie anders ſieht ſie jetzt aus“ — ſo ſchreibt er — „als jene Zenevera, deren Schönheit die Sterne des Himmels verdunkelte!“ Ihre Augen leuchten nicht mehr ſo, ihre glatte Stirne, die einſt ihre Seelenruhe wiederſpiegelte, ihre Roſenlippen, ihre ſchlanke Geſtalt, ihr Schwanenhals, alles dies lebte nur mehr in Damiano's Erinnerung; ſo ſtark hatten ſie körperliche Leiden und ein von Damiano nur zu vorſichtig angedeuteter Seelenſchmerz mitgenommen, den nur das Geplauder ihres kleinen Mädchens auf kurze Zeit zu verſcheuchen im Stande war. Und wirklich ſcheint ihr Leiden auch ihr Gemüt angegriffen zu haben. Wir kennen zwar aus der Zeit nach dieſem Beſuche zwei Briefe, die ſie an Damiano dal Borgo gerichtet, daß ſie aber bald ganz aufhörte lateiniſche Briefe zu ſchreiben, und das hieß bei ihr ſo viel als der litterariſchen Production ganz zu entſagen, können wir vielleicht aus dem Umſtande ſchließen, daß ſie ſich in der Anerkennung der Nachwelt nicht jenen vornehmen Platz erobern konnte, wie ihre Schweſter Iſota. Die Erklärung dieſer Thatſache müſſen wir wohl in dem Umſtande ſuchen, daß Iſota im Laufe von drei Decennien Gedichte, Briefe, Reden und theologiſche Werke veröffentlichte, während von Zenevera, die an dem litterariſchen Treiben der Zeit kaum mehr als vier Jahre lang thätigen Anteil nahm, nichts als poetiſche Verſuche und Briefe bekannt wurden [1]). Und auch von dieſen ſind uns

et Sforza avoit envoyé sur cette petite flotte Pierre Brunoro, un de ses meilleurs lieutenans. Contarini battit le 10. avril (1440) la flotte milanoise qui lui était opposée.“

1) Schon Philippus Bergomensis weiſs blos von ihren Briefen zu berichten. Aus der Luft gegriffen ſind die Angaben des Pietro Paulo di Ribera (Le glorie immortali de' trionfi, et heroiche imprese d'ottocento quarantacinque donne illustri antiche et moderne. Ven.

Digitized by Google

nur einige wie durch Zufall an Orten erhalten, wo man ſonſt Werke von Humaniſten kaum zu ſuchen pflegt. Das Fragment eines an den Theologen Johann von Pavia gerichteten Briefes bewahrt die Privatbibliothek der Familie Capilupi zu Mantua, das ſchon erwähnte Schreiben an Giacomo Foscari das Britiſh Muſeum zu London, endlich zwei an Damiano dal Borgo gerichtete eigenhändige Briefe das ſtädtiſche Archiv zu Verona. Und doch wird auch durch dieſe wenigen Briefe das bereits erwähnte Urteil des Guarino über die Briefe der beiden Schweſtern, daß nämlich die Briefe der einen den der andern zum Verwechſeln ähnlich ſeien, vollinhaltlich beſtätigt.

Trotzdem kommt der Name Gambara in der Litteraturgeſchichte Italiens vor. Nicht Zenevera hat ihn verewigt (obgleich Philippus Bergomenſis ſie unter dem Namen Gambara in ſein Werk über berühmte Frauen aufgenommen hat), denn was ſie als Gattin Brunoro Gambara's geſchrieben, iſt nicht der Art, daß ſie damit auf ewigen Ruhm Anſpruch erheben könnte, — doch dürfte ſie jenen poetiſchen Sinn in die Familie ihres Gatten eingeführt haben, der zwei Generationen ſpäter in ihrem Enkelkinde Veronica Gambara (1485—1550), nach Vittoria Colonna der bedeutendſten Dichterin Italiens, ſo herrliche Blüten trieb[1]).

So ſchwer auch Iſota die Trennung von ihrer Schweſter und Studiengenoſſin fallen mochte. auf die Richtung ihres litterariſchen Wirkens war dieſes Ereignis von keinem Einfluſſe. Blos die Zahl ihrer Briefe wurde geringer, der Inhalt derſelben blieb unverändert der alte. Während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in Venedig unterhielt ſie blos mit einem

---

MDCIX): „Avanzò in eloquenza molti dotti. fu in predicamento d'essere versata in ogni genere di lettere nello stato Venetiano e nella Francia Cisalpina. Compose un trattato di lettere di gran dottrina“ (vgl. Philippus Bergomensis: „argumento sunt epistole eius luculente et cum maxima doctrina scripte“!), ſowie auch die des Ambrogio Levati (Dizionario Biografico Cronologico . . . degli uomini illustri . . . Milano 1821), welche wortgetreu in die von Boccardo redigirte „Nuova Enciclopedia Italiana“ (ſechſte Auflage 1883, Turin) aufgenommen wurde: „Nogarola Ginevra fu moglie del Conte Brunoro da Gambara ed oro con tanta grazia e veemenza che i suoi contemporanei la annoverarono fra i piu eccellenti dicitori del suo tempo. Ella scrisse alcune epistole intorno alla vita Cristiana e le diresse al Pontefice Pio II, che in esse ammirò la profonda dottrina ed eloquenza della autrice. Il Sansovino ed il Maffei molto la encomiarono.“ — Daſs Zenevera Gambara im J. 1457 noch am Leben war, erhellt aus dem Teſtamente ihrer Mutter Bianca Nogarola; trotzdem läſst ſie Philippus Bergomenſis in jugendlichem Alter ſterben.

1) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Grafen Alexander Apponyi verhält ſich die Descendenz folgendermaſsen: Ein Sohn des Brunoro Gambara und der Zenevera Nogarola war Gianfrancesco Gambara (nach Philippus Bergomensis der dritte Sohn ſeiner Eltern. „in armis satis exercitus, validus et summi auctoritatis“), ſeine Gattin Pia Alda da Carpi. ihre Tochter Veronica Gambara, die Gattin Ghiberto's X. di Coreggio. — Tiraboschi rechnet auch ihre Schweſter Violante unter die gelehrten Frauen des 16. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Mann einen regelmäßigen Briefwechſel, und auch dieſem einen bot ſie fortwährend Anlaß, über ihre Läſſigkeit im Schreiben Klage zu führen. Dieſer Mann war der ſchon des öftern erwähnte Damiano dal Borgo [1]), der mit ſeiner Familie in Verona das Ende der Seuche abwartete, vor welcher ſich die Nogarola nach Venedig geflüchtet hatten. Seine Briefe [2]) enthalten ziemlich viel des Intereſſanten. Bald führt er bittere Klage darüber, daß Iſota es nicht einmal für der Mühe wert gehalten habe, ihn ob des herben Verluſtes zu tröſten, den er durch den Tod ſeines Bruders und ſeines Töchterleins erlitten (Verona, den 20. Auguſt 1438), bald wieder, als er hört, daß die Nogarola's ſich anſchicken, beim Nachlaſſen der Seuche nach Verona zurückzukehren, bittet er ſie, ihm ſtatt der Geſchenke, wie man ſie dem Freunde aus weiter Ferne mitzubringen pflegt, einen Auszug aus des Servius Virgilcommentar mitzubringen, damit ſie mit deſſen Hülfe tiefer in das Verſtändnis des Mantuaner Dichterfürſten

1) Herr Gaetano Da Re teilt mir folgende Notizen über ihn und ſeine Familie mit: „La famiglia Borgo era originaria di Cremona. Damiano qd. Scipione da Borgo è ricordato in un istromento 13 Genn. 1390 citato da Antonio Torresani. Nel 10 Nov. 1391 fu dal Vescovo di Verona investito della decima sopra alcune pezze di terra in pertinenza di Soave. Stava di casa nella contrada del Ponte della Pietra. Damiano generò Scipione, che era già morto il 31 Marzo 1406, lasciando i tre figli Centuriono (?), Gusmino e Damiano in età minore. Fu nominata in fatti in quel giorno loro tutrice Lucia vedova del loro avo Damiano. Erano ancora in età minore il 20 Dicembre 1410, nel qual giorno Guidone Memo vescovo di Verona reinvestiva la stessa Lucia, come loro tutrice, della suddetta decima (Antichi Archivi, Mensa Vescovile Investiture Reg. 8 f°. 34). — Nulla potei trovare di Centuriono. — Gusmino nel 1433 stava nella contrada di S. Michaele a Porta (Arch. del Comune, Campione d'Estimo). — Damiano, l'amico di Isota Nogarola, il 12 Sett. 1420 fu nominato deputatus ad memoriale maleficiorum (Arch. del Com. Reg. 2°, Lettere Ducali f. 27). Fu poi Cancelliere della Camera Fiscale (Lettera di Lunardo Contarini 24 Maggio 1452 in Arch. Luoghi Pii, Miscellanea). Fu della terza muta del Consiglio dei XII nel 1461 (Atti de'Consigli vol. G. 202). Abitava nella contrada Chiavica. — Trovo nominati due soli suoi figli: Eusebio e Marcello. Lodovico Cendrata in una lettera consolatoria per la morte di uno figlio (Ferr. 4 nonas Jan. 1440 ibidem) chiama Damiano suo zio (patruus). Il figlio morto sarà stato forse Eusebio. Marcello sopravisse al padre ed ebbe la carica di notario della Camera (Lettere a Marcello, ibidem). — Damiano era in correspondenza con parecchi valentuomini di quei tempi. Notiamo tra questi Guarino Veronese che in due lettere lo chiama compare (ibidem). Morì tra il 1° Ottobre 1465 e il 6 Ottobre 1466, come risulta da due ricevute che portano queste date (ibidem). Il Torresani dice che il suo sepolcro è in peristylis S. Anastasiae con lo stemma gentilizio e questo epitafio: hoc sepulcrum Damianus de Burgo de Clavica sibi et haeredibus praeparavit anno Domini MCCCCLVI." — Remigio Sabbadini (Guarino Veronese e il suo epistolario edito e inedito, Salerno 1885. p. 54) kennt blos ein autographes Schreiben des Guarino, den Brief, den er im Alter von ſechsundachtzig Jahren im J. 1456 an den Markgrafen von Ferrara richtete. Das Archiv von Verona bewahrt deren zwei andere, von denen das eine mit nr. 414 bei Sabbadini identiſch iſt („A Damiano [Burgo?] . . . [Trento 1424] Ferr. 16. NA. 1").

2) Autographe im ſtädtiſchen Archiv zu Verona. Iſota's Antwortſchreiben zu Mailand und Florenz (Bibl. Ricc.).

Digitized by Google

eindringen (Verona, den 4. December 1438). Doch verbrachte Ifota auch die folgenden zwei Jahre zu Venedig. Auch aus dieſer Zeit ſind uns mehrere Briefe Damiano's erhalten. Mit dem einen überſendet er der Ifota ſeine im Auftrage Andrea Mocenigo's unternommene Überarbeitung der Monographie eines ungenannten Verfaſſers über die neulichen Heldenthaten der Brescianer mit der Bitte, dieſelbe einer geneigten Correctur unterziehen zu wollen (Verona, den 2. Januar 1439)[1]. Und nachdem ihre für ihn ſo ſchmeichelhafte Antwort eingetroffen, gibt er ſeiner Freude darüber Ausdruck, daß Ifota ſeine Überarbeitung für gut befunden, und verſpricht ihr auch in Zukunft was immer er ſchreiben möge, vor der Veröffentlichung zuzuſchicken, um noch rechtzeitig von ihren wertvollen Bemerkungen Gebrauch machen zu können; ferner benachrichtigt er ſie von der frühzeitigen Entbindung ſeiner Frau, von dem Kränkeln des Neugeborenen und von anderen Familienangelegenheiten (Verona, den 28. Januar 1439). In einem dritten Briefe macht er Ifota Vorwürfe darüber, daß ſie jetzt nur mehr für die Schmeichelreden der venetianiſchen Gecken ein Ohr habe und ihre alten Freunde ganz vernachläſſige (Verona, den 1. April 1439). — Und wer kann ſagen, ob Damiano nicht Grund zur Eiferſucht

1) Im Original ſteht 1438, ohne Zweifel entweder aus Verſehen oder nach der Venezianiſchen Jahresrechnung. Ifota hat nämlich das Werk bald nach Empfang durchgeleſen, Damiano dal Borgo bedankt ſich dafür in einem vom 28. Januar 1439 datirten Briefe. Und da er ihr auch ſchon am 20. Auguſt und am 4. December 1438 geſchrieben und Ifota an Cardinal Cefarini am 29. März 1438 aus Verona ſchreibt, dürfen wir nicht den vom 28. Januar 1439 datirten Brief in das J. 1438 ſetzen, ſondern müſſen umgekehrt den im Text erwähnten Brief in das J. 1439 ſetzen. Ohne Zweifel bezog ſich auch Damiano's Schrift auf die Belagerung von Brescia Ende 1438 (ſo Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Francesco Barbaro. 1884. p. 136; Voigt I p. 427 ſetzt die Belagerung in's J. 1437). — War die von Damiano dal Borgo bearbeitete Schrift nicht etwa das Werk des Vangelista Manelmo über die Belagerung von Brescia im J. 1438, von welcher auch Voigt (I p. 428) vermutet, Barbaro ſelbſt habe ſie verfaßt oder doch durch ſeine Aufzeichnungen den Stoff dazu geliefert? Iſt dieſe Vermutung richtig, ſo kann man natürlich nicht mehr an Barbaro's Autorſchaft glauben, denn ein Werk Barbaro's bedurfte kaum der Correctur eines Damiano dal Borgo. Für ſolche, die Gelegenheit haben Manelmo's Commentarien einzuſehen, ſetze ich Damiano's Worte über das von ihm überarbeitete Werk hieher: „Res brixiensium nuper gestas quidam ciuis indigentia ad hos pretores veronenses descripsit suo elloquenti sermone. Verum quia ut aliquorum opinio et iudicium fuit, oportuit aliqua cum dignitate oracionis responderi, mihi indigno per clarissimum virum Andream mocenigum id honeris delatum est, sua magis de me concepta extimatione, quam pre aliis tantum ualerem. Respondi tamen, sed diu tamen, et undique mendicato sufragio. Ea vero frusta orationis et fragmina que potui occurentia undecunque uenirent iungere adieci. Sed nescius conueniantue, te consulere statui et ad tuum iudicium mitto." Ferner in einem andern Briefe vom 28. Januar 1439: „Liberius igitur res brixiensium gestas mandatu maiorum perstringens, quo notior foret hystoria, si diuerso firmaretur ingenio, responsione complecti sum aggressus et eas quidem tantum, quantum potui clariori oratione conari." Freilich nennt Damiano ſeinen Anonymus einen civis (Brixianus) und Vangelista Manelmo war aus Vicenza gebürtig.

Digitized by Google

hatte, wenn man es anders Eiferſucht nennen darf, daſs es einen ehrwürdigen Familienvater kränkt, von ſeiner gelehrten jungen Freundin vernachläſſigt zu werden? Daß es dem reizenden und dabei geiſtreichen und gebildeten jungen Mädchen, welches ſich außerdem noch einer vornehmen Herkunft rühmen konnte, auch zu Venedig nicht an Freiern fehlte, kann wohl als ſicher angenommen werden und wir dürfen es deshalb Damiano nicht verargen, daß er Iſota's hartnäckiges Schweigen mit irgend einem Liebesverhältnis in Zuſammenhang brachte und vermutete, ſie ſei nicht abgeneigt dem Beiſpiele ihrer Schweſter Zenevera zu folgen und den Verſuch zu wagen, ob ſich das Studium der Klaſſiker und der Kirchenväter nicht ganz gut mit den Freuden des Eheſtandes vereinbaren laſſe. Und doch ſcheint Damiano mit dieſer Vermutung nicht das Richtige getroffen zu haben. Nichts weiſt darauf hin, daß ſich Iſota auch nur für einen Augenblick von dem Gefühle der Liebe bethören ließ. In ihrer ganzen ausgebreiteten Correſpondenz begegnen wir weder früher noch ſpäter den Accenten der Liebe, obwohl das freundſchaftliche Gefühl, welches ſie ſpäter zu Lodovico Foscarini hegte, manchmal in ganz leidenſchaftlichen Worten und Thaten Ausdruck fand. Blos ihr Verhältnis zu dem venetianischen Geiſtlichen Andrea Contrario hat auf neuere Litterarhiſtoriker den Eindruck eines Liebesverhältniſſes gemacht, doch läßt ſich von den liebeglühenden Briefen, welche zu dieſer Vermutung Anlaß gegeben haben, mit den ſicherſten Gründen nachweiſen, daß ſie nicht von Iſota Nogarola, ſondern von einer gewiſſen Mai[a]. Iſota (ſo) herrühren, die um das Jahr 1462 in einem Kloſter in der Nähe von Florenz erzogen wurde, von wo aus ſie mit ihrem Geliebten, dem faſt ſechzig Jahre alten Geiſtlichen Andrea Contrario, einen ſehr lebhaften und intereſſanten Briefwechſel in lateiniſcher Sprache unterhielt [1]).

1) In einer Handſchrift der Stadtbibliothek von Sienna leſen wir unter zahlreichen, Briefen des Andrea Contrario fünf an ihn gerichtete Briefe einer gewiſſen Mai.[a] Iſota, von denen der letzte „Ex Suburbano Kal. Novembris Anno Christi optimi maximi MCCCCLXII" datirt iſt. Im erſten beklagt ſie ſich in leidenſchaftlichem Tone darüber, daſs Contrario ihr untreu geworden und mit einer edlen Römerin ein Liebesverhältnis angeknüpft habe. Im zweiten benachrichtigt ſie ihn davon, daſs ſie von einer ſchweren Krankheit geneſen ſei; im dritten erzählt ſie unter anderm, wie unglücklich ſie ſich an dem Tage gefühlt habe, als Contrario's Diener ſie verließ („Dii boni! quam atra mihi dies et turbulentissima visa est qua puer tuus a me profectus. Ego e vestigio post eius discessum ob rem divinam faciundam, ut essem una cum reliquo sacrarum virginum coetu, ulque ne relinquerem eis de me obtrectandi locum, sacellum . . . sum ingressa"); im vierten Brief beklagt ſie ſich bitter über den verletzenden Ton des Briefes, den ſie vor kurzem von Contrario erhalten, und benachrichtigt ihn, daſs ſie „vasculum, scilicet Phidiae opus aut Praxitelis *Κυριακῷ* (dem Diener des Contrario) ut ad te afferret dedi una cum libris duobus, quorum alterum arbitror esse *Ὁμήρου Ἰλιάδα* vel *Ὀδύσσειαν*"; ſchließlich bittet ſie ihn im fünften Briefe zu erfahren

Digitized by Google

Es iſt daher für gewiß anzunehmen, daß Damiano mit ſeiner wohl erklärlichen Vermutung nicht das Richtige traf, und daß er auf den zweiten langen Brief, den er in dieſer Angelegenheit an Iſota richtete (Verona, den 5. Mai 1439), eine vollkommen beruhigende Antwort erhielt; in keinem ſeiner übrigen Briefe kommt er auf dieſen Gegenſtand zurück. Auch dieſe

„quinam sint huius urbis (der Stadt, wo ſich eben Contrario aufhielt) cives, ad quos attinet ius patronatus Monasterii Sancti Johannis Evangelistae extra portam civitatis, quae ut arbitror tendit ad oram maritimam id est Pisas versus . . . . Non loquor de monasterio Rhodiensium fratrum, quod est sane, ne sis nescius, longe maius, immo amplissimum, quemadmodum a plerisque certius mihi et dictum est et scriptum est. Caeterum in hoc loco, de quo in praesentia scribo, non arbitror residere, ni fallor, plures quam duas solum vel tres ad summum sacras virgines . . . Postquam eo in coenobio sunt ita numero perpaucae, tenues, humiles atque depressae, ubi compertum haberem ad quos potissimum spectat res ista, sperarem diis prospere faventibus non invitis atque repugnantibus iisdem patronis meaque diligentia, opera atque industria fore, ut monasterium illud vetustissimum prostratum et prope diruptum brevi instauraretur.“ Und zwar will ſie all dies blos deshalb thun, um mit Contrario in einer Stadt wohnen zu können. Aus demſelben Briefe erfahren wir, daſs Mai.a Iſota es war, die den Contrario zu ſich lockte, daſs ſie zuerſt zwei Briefe an ihn richtete ohne eine Antwort zu erhalten, ſowie daſs ſie vielleicht nicht weit von Fiesole wohnte: „Taceo quod saepenumero et coram et per litteras affirmasti te aliquot ante mensibus, quum hac Phesulas iter faceres, prospectans hos parietes atque domicilium etsi neque fama neque facie mea (me?) ante noras, fato tamen quodam te mirabili mei amore perculsum.“ — Im J. 1462, aus welchem Mai.a Iſota's letzter Brief datirt iſt, war Contrario, der ſchon im J. 1421 öffentlich als Redner aufgetreten war (Agostini II p. 431) circa ſechzig Jahre alt. Zieht man nun Mai.a Iſota's glühende Leidenſchaft ſowie den Umſtand in Betracht, daſs ſie in ihren Briefen nicht ein einziges Mal auf den geiſtlichen Stand ihres Geliebten anſpielt, ſo könnte man vielleicht geneigt ſein, das Datum 1462 für verſchrieben aus 1426 oder 1442 zu halten und das Liebesverhältnis in die Zeit vor Contrario's Prieſterweihe zu ſetzen. Vgl. jedoch folgende Stelle aus Mai.a Iſota's letztem Briefe: „De incommodis, difficultatibus atque magnis iacturis tuis, quibus, ut scribis, es tantopere oppressus, tristi silentio ac tacita moestitia, quemadmodum debeo, magnopere doleo et angor, propterea quod ipse insano mei amore captus atque incensus toto hoc tempore in ocio non sine magno dispendio, ne dicam summo dedecore, tam procul ab urbe (= Rom) abfuisti. Verum enim vero hoc unum certo scito, nunquam ulla causa meis litteris de me tibi spem adempturum.“ Meines Erachtens kann man dieſe Stelle nur darauf beziehen, daſs Papſt Paul II, der einſtige Protector des Contrario, ihn ſpäter nicht nur nicht protegirte, ſondern ihm nach 1459 (nach unſerm Brief im J. 1462) die Pfarrei nahm, welche er ihm bald nach ſeiner Thronbeſteigung verliehen hatte, und ihn ſpäter ſogar aus Rom verbannte. Iſt dieſe Vermutung richtig, ſo werden wir auch den Grund ſeiner Verbannung nicht mit Agostini in ſeiner loſen Zunge, ſondern vielmehr in ſeinem anſtößigen Lebenswandel zu ſuchen haben. Auf keinen Fall aber kann man dieſe Mai.a Iſota mit Iſota Nogarola identifiziren, wie dies auch Emanuel Cicogna (in einem ungedruckten Briefwechſel) thun wollte, eine Annahme, welche ſchon Ippolito Bevilacqua („Osservazione sopra la Verona Illustrata“, Handſchrift in der Stadtbibliothek zu Verona) zurückgewieſen hatte. Zum Überfluſs ſteht in derſelben Handſchrift ein an Iſota Nogarola gerichteter Brief des Contrario, deſſen Adreſſe nicht „Mai.ae Iſotae“, ſondern „Iſotae Nogarolae“ lautet, und welchem wir entnehmen, daſs Contrario zuerſt ſich an Iſota wandte, während wir von Mai.a Iſota das Gegenteil wiſſen. — Vielleicht gelingt es iemandem, auf Grund der oben citirten Notizen Näheres über Mai.a Iſota zu ergründen.

Digitized by Google

Briefe ſind nicht unintereſſant. Bald bedankt ſich Damiano für das freundliche Intereſſe, welches Iſota in ſeiner ſchweren Krankheit ihm gegenüber an den Tag gelegt (Verona, den 10. Sept. 1439), bald wieder beklagt er ſich, daß ihr ſein Lob gleichgültig ſei, wo er ſich doch jedes einzelnen Zeichens ihrer Freundſchaft ſo von Herzen freue (Verona, den 21. Nov. 1439). Und doch wollte ſich Iſota nicht beſſern; Damiano mochte ihr Brief auf Brief ſchreiben, auf keinen erhielt er eine Antwort. Endlich riß der Faden ſeiner Geduld. Im April 1440 kam er ſelbſt nach Venedig, um ſich zu überzeugen, ob ihm perſönlich kein beſſerer Empfang als ſeinen Briefen bereitet werde, und ein unglücklicher Zufall fügte es ſo, daß ſeine ſchlimmſten Befürchtungen ſich zu bewahrheiten drohten; als er in Venedig ankam, war die Familie Nogarola abgereiſt, wir wiſſen nicht, wohin (vgl. ſeinen Brief vom 19. April 1440, Venedig). Doch war dies nicht aus böſer Abſicht geſchehen, und als Iſota und die Ihrigen wieder nach Venedig zurückkehrten, ſcheinen im mündlichen Verkehr in kürzeſter Zeit alle jene Mißverſtändniſſe beſeitigt worden zu ſein, zu welchen das leidige Nichtſchreiben der Iſota die unfreiwillige Veranlaſſung gegeben hatte. In Damiano's nächſtem Briefe, in welchem er ſeine Reiſe um den Gardaſee und ſeinen Beſuch bei Zenevera in Pratalboino beſchreibt (Verona, den 30. Nov. 1440), ſowie in ſeinem letzten Briefe, in welchem er Iſota und die Ihrigen wiederholt — und diesmal, wie es ſcheint, mit Erfolg — auffordert, ohne Furcht vor dem Kriege nach Verona zurückzukehren (Verona, den 19. Januar 1441), finden wir auch nicht die geringſte Spur jener gereizten Stimmung, welche in ſeinen früheren Briefen auf Schritt und Tritt zum Ausbruch kam.

Über die an Damiano gerichteten Briefe der Iſota haben wir bisher Stillſchweigen beobachtet, obwohl ſieben ſolche Briefe auf uns gekommen ſind. Doch iſt allen anzuſehen, daß ſie nicht mit derſelben Abſicht geſchrieben wurden wie die Damiano's, mit der Abſicht nämlich, dem in der Fremde weilenden Freund über die neueſten Begebenheiten und über die jeweilige Gemütsverfaſſung des Schreibenden zu benachrichtigen, ſondern ſie waren darauf berechnet, ehe ſie abgeſendet wurden, copirt und den Freunden und Bekannten der Schreibenden mitgeteilt zu werden, um ihren Ruhm auch der Nachwelt zu verkünden. Es dürfte kaum bloßer Zufall ſein, daß die an Iſota gerichteten Briefe Damiano's blos im Original erhalten ſind und daß ſich in den Briefſammlungen aus dieſer Zeit kaum eine Spur derſelben findet[1]), während uns die an Damiano gerichteten

1) Vgl. Maffei. Verona Illustrata II III p. 96: „Il Ms. 718 alquante pur ne ha di lei a Damiano Borgo. e di questo a lei.“ Trotzdem kurz vorher von einem Codex der Sammlung Bevilacqua die Rede war, muſs Maffei hier doch einen Codex Saibante gemeint haben, da er auch ſonſt öfter einen Cod. Saibante nr. 718, niemals jedoch einen Cod. Bevilacqua

Digitized by Google

Briefe der Iſota in drei Handſchriften vorliegen. Damiano's Briefe waren blos für Iſota beſtimmt, die der Iſota in erſter Reihe den Zeitgenoſſen und der Nachwelt und erſt in zweiter Reihe demjenigen, an den ſie gerichtet waren. Es gibt unter dieſen Briefen kaum einen oder zwei, die ſich den intereſſanteren Briefen Damiano's zur Seite ſtellen laſſen: derjenige, in welchem ſie ſich in ihrer gewohnten wohlwollenden Weiſe über die ſchon erwähnte Monographie des Damiano äußert, und vielleicht noch ein anderer Brief, in welchem ſie Damiano gegenüber ſich in Lobeserhebungen über die an ſie gerichteten poetiſchen Verſuche ſeines Sohnes Euſebio ergeht, und auch kurz ihrer gemeinſchaftlichen Bekannten Erwähnung thut (Venedig, den 3. Dec. 1439). Ihre übrigen Briefe paſſen in jedem beliebigen Muſterbriefſteller hinein. Wie ſehr es ihr ſchmeichelt, daß Damiano ſich herbeiläßt, mit ihr zu correſpondiren, ſetzt ſie in zwei Briefen auseinander; in einem dritten gibt ſie als Grund ihrer Läſſigkeit im Schreiben an, daß ſie keinen Stoff habe, der würdig genug ſei, um darüber an einen Mann von ſeiner Vortrefflichkeit zu ſchreiben. Zu einem andern Brief gab eine unbedachte und ſie tief verletzende Äußerung Damiano's den Anlaß, daß nämlich die Frauen geſchwätziger ſeien als die Männer, welcher gegenüber Iſota es für ihre Pflicht erachtet den Nachweis zu führen, daß die Frauen nicht an Geſchwätzigkeit, wohl aber an wahrer Eloquenz und in jeder andern Tugend hoch über die Männer erhaben ſeien. Schließlich tröſtet ſie Damiano in ihrem letzten Briefe, der hier in Betracht kommt (Venedig, den 10. Sept. 1439) wieder über den Tod ſeines Bruders und ſeines Töchterleins, und ſucht durch Citate aus den heiligen Vätern und aus Cicero den Beweis dafür zu erbringen, daß der Tod kein größeres Übel ſei als das Leben, und daß demnach

dieſer Signatur erwähnt. — Daſs auch der Cod. Bevilacqua nr. 25 Briefe des Damiano dal Borgo an Iſota enthielt, könnte man vielleicht aus folgenden Worten Maffei's (a. a. O.) ſchließen: „Il Bevilacqua nr. 25 è tutto composto di epistole sue o a lei dirette. Proposte e risposte ci si veggono del Guarino, di Gerolamo Guarini, di Tobia e di Damiano Borghi, di Lodovico Cendrata, di Nicolò Veniero, di Nicolò Barbo (in altro codice d'Ermolao Barbaro), del Cardinal Giuliano, ch'avea preseduto al Concilio di Basilea e d'altri." Doch ſcheint es nach dieſer Beſchreibung, daſs der Codex Bevilacqua dieſelbe Briefſammlung enthielt, welche wir aus einer Veronefer und einer Wiener Handſchrift kennen. In dieſem Falle hat ſich Maffei, wie auch ſonſt manchmal, nicht präcis genug ausgedrückt und enthielt die Handſchrift keine an Iſota gerichteten Briefe Ermolao Barbaro's, Giuliano Ceſarini's und Damiano dal Borgo's. Überhaupt läſst es ſich nicht nachweiſen, daſs die beiden erſteren Iſota's Briefe beantworteten. Zwar ſchreibt Foscarini in einem Briefe aus dem J. 1453, daſs Cardinal Ceſarini („Caesariensis Cardinalis") behauptet habe, auf ſeinen weiten Reiſen nichts gefunden zu haben, was eher als Iſota würdig geweſen wäre, damit bekannt zu werden, doch kann dies eine mündliche Aufſerung des Cardinals geweſen ſein, von welcher Foscarini ebenſo leicht Kunde erhalten konnte, wie Philippus Bergomensis von einer für Iſota nicht weniger ſchmeichelhaften Aufſerung des Cardinals Beſſarion.

Digitized by Google

Damiano nicht berechtigt war, ſie herzlos zu ſchelten blos weil ſie ihn aufgefordert, er möchte doch endlich aufhören, den Tod der Seinigen in einem fort zu beweinen.

Zu Anfang des Jahres 1441 ſcheint ſich die Familie Nogarola nach Verona zurückbegeben zu haben. Damiano dal Borgo hatte in ſeinem letzten vom 19. Januar 1441 datirten Briefe ſo überzeugungsvoll auseinandergeſetzt, daß nunmehr der Aufenthalt in Verona mit gar keiner Unannehmlichkeit oder Gefahr verbunden ſei, daß ſich ſeine Freunde noch zu Ende desſelben Monats oder ſpäteſtens in der erſten Hälfte des Monats Februar zur Heimreiſe anſchickten; denn hätten ſie noch zu Venedig vernommen, daß der feindliche Feldherr Picinnino wider Erwarten abermals zu den Waffen gegriffen und Francesco Sforza in der Nähe von Brescia geſchlagen habe, ſo wären ſie kaum nach Verona zurückgekehrt, wo ſie ſtündlich der Gefahr eines feindlichen Angriffes ausgeſetzt waren, ſondern hätten lieber ihren Aufenthalt zu Venedig verlängert. Doch hatten ſie ihre Überſiedelung nach Verona kaum zu bereuen. Verona blieb in dieſer letzten Phaſe des Krieges[1] von allen Stürmen verſchont, und ſchon nach dem am 25. Juni 1441 ſtattgefundenen Treffen bei Cignano, der einzigen bedeutenden Kriegsthat dieſes Jahres, begannen die Friedensverhandlungen, welche im November desſelben Jahres zum Ziele führten.

(Schluſs folgt.)

Digitized by Google

Geiſtliches Schauſpiel und kirchliche Kunſt.

Von C. Meyer.

III. Der Paſſionscyklus.

Die Geſchichte des Leidens und Sterbens Chriſti bildet neben der ſeiner Menſchwerdung den wichtigſten Gegenſtand der kirchlichen Kunſt wie des kirchlichen Schauſpiels. Und wie ſich an die Weihnachtsſpiele gelegentlich noch andere evangeliſche Erzählungen anſchließen, vorn z. B. der engliſche Gruß und ans Ende die Anbetung der Könige, die Flucht nach Ägypten, der Kindermord von Bethlehem und allenfalls noch der zwölfjährige Jeſus im Tempel, ſo haben auch die Paſſionsmyſterien ihre Vorſpiele, unter welchen namentlich Chriſti Beſuch in Bethanien mit der Auferweckung des Lazarus, die Bekehrung der Maria Magdalena, der Einzug in Jeruſalem, ſowie Fußwaſchung und Abendmahl hervorzuheben ſind. Zuweilen folgen ſogar noch Chriſti Höllenfahrt und Auferſtehung, ſo daß das Ganze ebenſowohl Oſterſpiel als Paſſionsſpiel heißen könnte, ganz abgeſehen von den umfangreichen Myſterien des ſpäten Mittelalters, welche die ganze irdiſche Laufbahn Chriſti von ſeiner Geburt bis zur Auferſtehung oder Himmelfahrt, ja ſogar bis zur Wiederkunft zum Gericht umfaſſen. Ähnliches zeigt ſich aber auch auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei; zahlreiche Cyklen vereinigen auch hier Paſſions- und Oſterſzenen, ja Weihnachts-, Paſſions- und Oſterſzenen zu großen fortlaufenden Reihen von Fresken oder als verſchiedene Gruppen reich verzierter Altäre oder Kirchenportale.

Zur Vorgeſchichte der Paſſion gehört nun in erſter Linie die Auferweckung des Lazarus, und in Bezug auf dieſe lautet in einem deutſchen Spiele[1]) die Bühnenweiſung: „Tunc apostoli absolvant eum, avertentes facies suas propter foetorem.“ Die bildende Kunſt geht hier noch einen Schritt weiter und läßt die Anweſenden ſich die Naſe zuhalten, oder ſie

1) Mone, Schauſpiele des Mittelalters I, 95.

Digitized by Google

verbindet wohl auch beide Gebärden des Abſcheus mit einander; ſo ſchon Giovanni da Milano in der Kapella Rinuccini in S. Croce zu Florenz [1]) oder Fra Sebastiano del Piombo in einem jetzt der Londoner Nationalgalerie angehörigen Gemälde [2]); auf deutſchem Boden drücken bei Darſtellung dieſes Ereigniſſes u. a. der Flügelaltar von S. Wolfgang in Oberöſterreich vom Jahre 1481 [3]), der Hochaltar von Calcar [4]) und eine Glasſcheibe von Rathhauſen [5]) das Gefühl des Ekels auf die nämliche Weiſe aus; auch die Conſtanzer Armenbibel läßt die beiden Schweſtern des Lazarus, die einzigen, welche außer Chriſtus dem Akte hier beiwohnen, dasſelbe thun [6]). Daneben finden wir aber die gleiche Darſtellung des Vorganges ſchon in Werken aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts, z. B. in dem Evangeliarium des Erzbiſchofs Egbert von Trier in der Trierer Stadtbibliothek [7]). Auf dieſen können unmöglich ſzeniſche Vorgänge eingewirkt haben, vielmehr hat hier der Künſtler das Gefühl des Ekels einfach ſo ausgedrückt, wie ihm dasſelbe im wirklichen Leben begegnet ſein mochte. Daß dieſes auch anderwärts geſchah, beweiſt z. B. das berühmte Freskobild des Lorenzetti im Campo Santo von Piſa „il trionfo della morte“; wo ſich bekanntlich einer der drei Reiter beim Anblick der Leichen in den offenen Särgen ebenfalls die Naſe zuhält [8]). Wie weit der Einfluß des Codex Egberti auf ſpätere Künſtler gereicht hat, wiſſen wir nun freilich nicht, und es iſt ja nicht geradezu unmöglich, daß letzteren Bühnenvorgänge vorſchwebten, wenn ſie ebenſo verfuhren. Da ſich jedoch dasſelbe Motiv kürzlich auch unter den Wandgemälden von S. Georg zu Oberzell auf der Reichenau gefunden hat [9]), ſo wäre in dieſem Falle auch das Gegenteil, Beeinfluſſung der Spiele durch Gemälde denkbar. Denn Bilder von der Art des eben erwähnten konnten doch viel eher weitgehenden Einfluß ausüben als Miniaturen von Handſchriften; auch iſt es ja ganz wohl möglich, daß ſolche früher in viel größerer Anzahl, als es jetzt den Anſchein hat, exiſtierten. Als dritte Erklärung bliebe freilich auch noch die Annahme übrig, beide, Dichter und Künſtler, hätten

1) Crowe und Cavalcaselle, Italien. Malerei I, 339.

2) Woltmann und Woermann II, S. 596.

3) Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreich. Kaiſerſtaates, hgg. v. Heider, v. Eitelberger u. Hiefer, Bd. I, S. 132.

4) Wolff, Die St. Nikolai-Pfarrkirche zu Calcar, S. 64.

5) Geſchichtsfreund XXXVII, 234. — 6) Laib u. Schwarz Tab. 7.

7) Woltmann u. Woermann, Geſchichte der Malerei I, 254.

8) Zu vgl. iſt ferner ein Steinrelief des Basler Münſters, das Martyrium des heil. Vincentius (bei Rahn, Geſch. d. bild. Künſte in der Schweiz, S. 260).

9) Die Wandgemälde der S. Georgskirche auf der Reichenau, aufgen. v. F. Baer, hrsg. v. F. X. Kraus; Tafel II.

Digitized by Google

einfach einen dem Leben abgelauſchten, an und für ſich höchſt natürlichen Zug für ihre künſtleriſchen Zwecke verwertet.

Ferner gehören Chriſti Einzug in Jeruſalem nebſt dem Streuen der Palmzweige und dem Ausbreiten der Kleider zur Vorgeſchichte der Paſſion. Jener bildete auch in der Liturgie des Palmſonntags eine bedeutende Rolle, wobei entweder ein wirklich als Chriſtus gekleideter Menſch oder bloß eine ihn darſtellende Figur auf einem ebenfalls entweder wirklichen oder bloß nachgemachten Eſel, dem ſogenannten Palmeſel, herumgeführt und Palmzweige oder, falls dieſe nicht erhältlich waren, Zweige von Weidenbäumen geſtreut wurden [1]). Dazu ſtimmen mancherlei bildliche Darſtellungen, welche überdies Männer enthalten, die auf einem Baume ſitzen und Zweige von demſelben brechen oder wohl auch damit beſchäftigt ſind, den Baum erſt zu erklettern [2]). Am häufigſten ſcheint aber diejenige Auffaſſung geweſen zu ſein, nach welcher bloß einer oben ſitzt, und dieſer eine ſollte dann wohl den Zachäus vorſtellen, welcher nach Lucas (XIX, 2 ff.), weil er klein war, auf einen Maulbeerbaum ſtieg, um Jeſum zu ſehen. Dieſe Auffaſſung findet ſich z. B. auf einem Reliefbilde des Paderborner Doms [3]), in Calcar [4]) und in Muttenz. Da jedoch das Zuſammentreffen von Chriſtus und Zachäus nach Lucas keineswegs mit dem Einzuge Chriſti in Jeruſalem zuſammenfällt, und da es ſich andrerſeits auch in einem lateiniſchen Myſterium, welches vielleicht noch dem dreizehnten Jahrhundert angehört, findet [5]), ſo folgte die bildende Kunſt in dieſer Beziehung vielleicht liturgiſchen oder dramatiſchen Vorgängen; die übrigen Beſtandteile der Palmfeier laſſen ſich hingegen vollſtändig aus den Evangelien erklären.

Zwiſchen dem Einzug in Jeruſalem und der Einſetzung des Abendmahls haben wir uns die Unterhandlungen zwiſchen Judas Iſcharioth und den Hoheprieſtern und Phariſäern zu denken, deren Reſultat der Verrat im Garten Gethſemane war. Judas iſt überhaupt unter den Apoſteln derjenige, welcher neben Petrus und Johannes in mittelalterlichen Sagen und Legenden wie in der bildenden Kunſt die individuellſten Charakterzüge trägt, und welcher auch infolge deſſen ſchon hier und da der Gegenſtand von Monographien bei Sagenforſchern und Kunſthiſtorikern geworden iſt.

1) Naogeorgus. Regnum papisticum edit. 1553. pag. 144. Gerbertus. Vetus liturgia Alemannica (typis San-Blasianis MDCCLXXVI) disq. X, c. 7. Zeitſchrift f. hiſtor. Theologie, Bd. IX, S. 60.

2) Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, S. 41. Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion, XVI. Tafel III.

3) Otte, Handbuch der kirchlichen Kunſt-Archäologie, 5. Auflage, I. S. 532.

4) Wolff S. 54. — 5) Carmina Burana 95, 96.

Digitized by Google

Auf dem Gebiete der Sage und Dichtung iſt nun auch das Drama nicht zurückgeblieben, und dieſes iſt namentlich darauf ausgegangen, die ſchon erwähnten Unterhandlungen mit überwiegend humoriſtiſchen Zügen auszuſchmücken; letztere beſtehen dann meiſt darin, daß die Handelnden nicht einig werden können, oder daß ſie einander zu übervorteilen ſuchen [1]). Eine derartige Situation giebt nun auch Urs Graf in einem ſeiner Paſſionsholzſchnitte; ich laſſe hier einen jungen Gelehrten, Wilhelm Porte, ſprechen, deſſen 1883 in Berlin erſchienene Diſſertation den Judas Iſcharioth zum Gegenſtande hat [2]): „Die Weiſe, wie Urs Graf die Sache ſich abſpielen läßt, dürfte auf Einfluß der Bühne deuten. Es ſcheint nämlich, als könnten die Verhandelnden nicht recht einig werden mit einander. Judas (der Name ſteht auf ſeinem rechten Schenkel) tritt durch eine Thüre von links in ein gotiſches Gemach, in deſſen Hintergrund die Verſammlung des Hohen Rates. Er geht, indem er die Rechte mit dem Beutel an ſeinen Leib legt, und die Linke vorſtreckt, auf einen Mann zu, der in elegantem Koſtüm, mit einem Bruſtharniſch, in der Mitte des Raumes ſteht, zum Teil durch eine Säule verdeckt. Dieſer hält dem Herankommenden mit der Rechten Geld entgegen, indes er mit der Linken in eine an ſeiner linken Seite hängende Geldtaſche greift. — Dieſe Situation würde undenkbar ſein, nähme man an, Judas komme zum erſtenmale, den Prieſtern ſein Anerbieten zu machen. Man muß ſich vielmehr den Hergang ſo vorſtellen: Judas, ſchon im Begriffe unverrichteter Dinge wieder wegzugehen, kehrt nochmals um an der Thür, zu verſichern, er könne es um dieſen Preis nicht thun. Der andere greift nun in die Taſche, um dem Angebot noch etwas zuzulegen [3])*.

Was die übrigen Züge betrifft, welche Maler und andere Künſtler dem Judas mit Vorliebe verleihen, ſo kommen ſeine ausgeſprochen häßlichen Geſichtszüge ſchon im neunten Jahrhundert in einem gemalten Bilde des Pſalters Chludoff in Moskau vor [4]); es ſcheint demnach, daß wir in Bezug auf dieſe nicht an ſzeniſche Einwirkungen zu denken haben. Sein gelbes Gewand hingegen könnte vielleicht der Bühne entnommen ſein; er trug dasſelbe z. B. am Dresdener Johannisfeſte [5]), und ebenſo verhält es ſich wohl mit dem Beutel [6]). Doch will ich nicht ver-

1) Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol. S. 27 ff. Mone I, 49 ff.

2) Wilhelm Porte, Judas Iſcharioth in der bildenden Kunſt (Jenenſer Inaugural-Diſſertation). Berlin 1883. 8°. Den Holzſchnitt zitirt Passavant (Peintre graveur II, 141, No. 8).

3) Porte a. a. O. S. 8, 9.

4) Springer, Die Pſalter-Illuſtrationen im frühen Mittelalter (Abhandlungen der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der K. ſächſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bd. VIII, S. 246.

5) Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte u. Altertumskunde, Bd. IV, S. 111. — 6) Ebend.

Digitized by Google

ſchweigen, daß wir in dieſem Falle annehmen müſſen, es ſeien dieſem Dresdner Feſte ältere Aufführungen mit dieſen Eigentümlichkeiten der Ausſtattung des Apoſtels vorangegangen, nur ſeien dieſe entweder nicht erhalten oder nicht mit den gehörigen Bühnenweiſungen verſehen [1]). Denn chronologiſch iſt das gelbe Kleid früher in Gemälden als in Aufführungen nachweisbar; es findet ſich z. B. ſchon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in einer Handſchrift des Stiftes Kremsmünſter, und zwar ebenfalls mit dem Beutel vereinigt [2]). Auf die Gewohnheit, den Verräter im Gegenſatze zu den übrigen Apoſteln ohne Nimbus abzubilden, konnten die Maler auch von ſich aus kommen.

Was den Platz betrifft, welchen Judas am Abendmal einnimmt, ſo ſind ein älterer und ein jüngerer Typus zu unterſcheiden. Die älteren Maler iſolirten ihn nämlich völlig, indem ſie ihn allein auf der dem Beſchauer zugekehrten Seite anbringen, während ſie die übrigen elf Apoſtel auf der gegenüberſtehenden auf beiden Seiten des Heilands gruppiren. Es ſcheint, daß namentlich florentiniſche Künſtler wie Taddeo Gaddi [3]) und Spinelli Aretino [4]) dazu beigetragen haben, dieſe Darſtellungsweiſe in Italien populär zu machen; ob aber dieſelbe wirklich dramatiſchen Aufführungen oder wenigſtens liturgiſchen Gebräuchen entnommen iſt, dürfte bei dem Mangel an litterariſchen Quellen nicht leicht zu entſcheiden ſein. Diesſeits der Alpen nahm übrigens Judas in einem Glasgemälde von Rathhauſen die nämliche iſolirte Stellung ein [5]); ebenſo ſchon in einem Münchner Evangelienbuch des elften Jahrhunderts [6]). Das hohe Alter dieſes letztern nötigt uns jedenfalls, wenn wir der Malerei die Priorität nicht laſſen wollen, an bloße liturgiſche Gebräuche und nicht an wirkliche Schauſpiele zu denken. In Italien hat Lionardo da Vinci dem Verräter ſeinen Platz mitten unter den übrigen Apoſteln gegeben, ihm aber wenigſtens den Beutel gelaſſen. Bernardino Luini [7]) hingegen iſt zur Iſolirung desſelben zurückgekehrt; die Katze freilich, welche letzterer als Symbol der Falſchheit neben Judas hingemalt hat, wird ſchwerlich bei Aufführungen vorgekommen ſein.

Die auffallend ungeſchickte Stellung, welche ein anderer Apoſtel, Johannes, in vielen Darſtellungen des Abendmahls, z. B. noch in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion einnimmt, beruht natürlich auf den Worten des

1) Darſtellungen des Abendmahls in Kirchen, bei welchen es ſchon zu allerlei ſzeniſchen Ausſchreitungen kam, müſſen nach Herrad von Landsberg ſchon im zwölften Jahrhundert vorgekommen ſein. Vgl. Engelhardt, Herrad v. Landsperg, S. 105.

2) Porte, S. 55. Jahrb. der K. K. Centralkommiſſion. S. 19.

3) Im Refektorium von S. Croce zu Florenz. — 4) Porte S. 28.

5) Geſchichtsfreund XXXVII. 239. — 6) Porte S. 53.

7) In S. Maria degli Angeli zu Lugano.

Digitized by Google

Johannesevangeliums [1]); für liturgiſche oder ſzeniſche Darſtellungen wäre ſie beinahe zu ungeſchickt. Auch hier hat Lionardo da Vinci den richtigen Ausweg gefunden, indem er ſtatt des Liegens an Jeſu Bruſt den folgenden Satz [2]), die von Petrus an Johannes gerichtete Aufforderung, betonte.

Deutlicher ſind die Beziehungen zwiſchen Drama und bildender Kunſt wieder in den Darſtellungen des Gebetes und der Gefangennehmung im Garten Gethſemane. Wenn Chriſtus in erſterm den Vater anfleht, den Kelch an ihm vorübergehen zu laſſen [3]), ſo iſt es klar, daß hier von einem Kelche nur in ſymboliſcher Beziehung die Rede ſein kann. Das Mittelalter faßte aber denſelben buchſtäblich auf, und ſo erſcheint auch wirklich in deutſchen und italieniſchen Myſterien ein ſolcher als Dekorationsſtück [4]). Ebenſo bringen ihn die Künſtler gerne an; er findet ſich z. B. am geſchnitzten Hochaltar der Nikolaikirche in Stralſund [5]), in einem aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ſtammenden Gebetbuche der Wolfenbüttler Bibliothek [6]), in der Donaueſchinger Paſſion Hans Holbeins des Ältern [7]), in Dürers großer Holzſchnittpaſſion u. ſ. w.

Noch zahlreichere Belege laſſen ſich aber für einen originellen Zug bei der Gefangennehmung Jeſu anführen. Da dieſelbe während der Nacht ſtattfand, ſo lag es Dichtern wie Malern nahe, durch Fackeln oder andere Licht bringende Gegenſtände das Dunkel einigermaßen zu erhellen, zumal ſchon der Evangeliſt Johannes [8]) ſolche erwähnt. Dem entſprechend ſchreibt denn auch das Malerbuch vom Berg Athos Laternen (*φανάρια*) und Fackeln vor [9]). Neu aber und der bildenden Kunſt mit dem Schauſpiel gemeinſam iſt der Zug, daß Malchus eine Laterne trägt, wozu er ſich allerdings als Knecht beſonders gut eignete. Auf Werken der bildenden Kunſt iſt dieſe Laterne außerordentlich häufig; ſie findet ſich z. B. am Weſtportal des Freiburger Münſters, in der Frankfurter Paſſion Hans Holbeins des Ältern [10]), auf einem Gemälde des Jüngern [11]), in der Nikolaikirche zu Calcar dreimal [12]), auf dem ſpätgotiſchen Flügelaltar von Nonnberg in Salzburg [13]), in Muttenz u. ſ. w. In Betreff des Schauſpiels iſt es

1) XIII, 23: erat ergo recumbens unus ex discipulis ejus in sinu Jesu; vgl. XXI, 20: vidit illum discipulum, quem diligebat Jesus, sequentem, qui et recubuit in coena super pectus ejus.

2) XIII, 24: innuit ergo huic Simon Petrus et dixit ei: Quis est, de quo dicit?

3) Matth. XXVI, 39; Marc. XIV, 36; Luc. XXII, 42.

4) Mone II, 263; Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. V, 60.

5) Baltiſche Studien XVI, Heft 2. S. 138. — 6) Schonemann S. 47.

7) No. 43. Basler Handzeichnung U. III, 14. — 8) XVIII, 3. — 9) Schäfer S. 200.

10) Basler Handzeichnung dazu U. III, 31. — 11) Basler Muſeum, Gemäldegalerie No. 3.

12) Wolff S. 49, 55, 64. — 13) Jahrbuch der K. K. Central-Kommiſſion, Bd. II, Tafel III.

Digitized by Google

merkwürdig, daß franzöſiſche, engliſche und deutſche Spiele [1]) in dieſem Punkte übereinſtimmen; vielleicht kam ſie noch viel häufiger vor, als es ſich aus den erhaltenen Stücken oder vielmehr aus den Bühnenweiſungen derſelben beweiſen läßt. Der Schwerpunkt der Beleuchtung liegt auf den Bildern natürlich in den Fackeln der Schergen; denn die Laterne des Malchus liegt gewöhnlich in den Händen des von Petrus zu Boden geworfenen Dieners oder neben demſelben ebenfalls auf der Erde, iſt alſo wohl als ausgelöſcht oder wenigſtens nicht mehr als Licht verbreitend aufzufaſſen. Um ſo wahrſcheinlicher iſt es, daß die Künſtler ſie aus den Aufführungen entlehnten, bei welchen es ja auf Beleuchtung überhaupt nicht ankam.

Myſterien und Bildwerke ſtimmen auch darin mit einander überein, daß ſie dem Malchus eine viel bedeutendere Rolle anweiſen, als dieſes in den Evangelien der Fall iſt. In der franzöſiſchen, von Jubinal [2]) herausgegebenen „Passion de notre Seigneur“ zeichnet er ſich durchweg durch ſeine Rohheit aus, und in dem deutſchen von Mone publizirten Paſſionsſpiel aus Donaueſchingen iſt er geradezu der Hauptquäler [3]); er bietet z. B. dem von den bisherigen Mißhandlungen ſchon erſchöpften Salvator ſcheinbar aus Mitleid einen Stuhl an, zieht aber dieſen, ſobald Chriſtus ſich ſetzen will, raſch wieder weg, ſo daß jener zu Boden fällt [4]). In einem S. Galler Stücke iſt er ſchon bei der Auferweckung des Lazarus bemüht, die Juden gegen den Erlöſer aufzuhetzen [5]). Dieſe und ähnliche Rohheiten ſind nun auch in den Bildern des fünfzehnten und beginnenden ſechzehnten Jahrhunderts häufig. Auf dem Kupferſtiche Martin Schongauers, welcher die Gefangennehmung darſtellt, ſieht er entſetzlich zerlumpt aus; die nämliche zerlumpte Figur kehrt aber ſpäter bei den verſchiedenen Verhören gerade wie im Donaueſchinger Paſſionsſpiel wieder und figurirt zuletzt auch noch als Wächter am Grabe. In ähnlicher Weiſe beteiligt er ſich auch in der Donaueſchinger Paſſion des ältern Holbein an der Geißelung und Dornenkrönung; er iſt es z. B., welcher dem gebundenen Erlöſer das Rohr in die Hand giebt. Den Anlaß hierzu bot vielleicht das Evangelium des Johannes, in welchem [6]) beim Verhör vor Hannas einer der Diener — Malchus iſt freilich nicht genannt — dem Herrn einen Backenſtreich giebt.

Es läge ſehr nahe, auch in dem geflochtenen Zaune, welcher den

1) Jubinal, Mystères inédits, II p. 184. Jahrb. f. roman. u engl. Litt. I, 140. Zeitſchr. d. Geſellſch. f. Beförder. d. Geſchichts-, Altertums- u. Volkskunde v. Freiburg, Bd. III, S. 35, 112. — 2) A. a. O. 184 ff. — 3) Mone II. 270 ff.

4) Ebend. II, 274, 275. vgl. auch Egerer Paſſionsſpiel S. 230. — 5) Ebend. I, 94 ff. 6) Joh. XVIII, 22.

Digitized by Google

Garten Gethſemane ſo häufig einſchließt, oder in den zwei ſenkrecht ſtehenden Balken mit horizontal darüber liegendem kleinem Dach Reminiszenzen an die primitiven Dekorationen der geiſtlichen Bühne ſehen zu wollen; allein es liegt doch noch näher, in ſolchen Fällen an wirkliche Gärten zu denken, welche in dieſer Weiſe umzäunt waren. Ganz ebenſo verhält es ſich natürlich auch mit dem Garten des Joſeph von Arimathia, in welchem die Auferſtehung und die auf dieſe folgenden Begegnungen ſtattfinden. Auffallender und mit größerer Wahrſcheinlichkeit auf Bühneneinrichtungen zurückzuführen iſt hingegen ein anderer Zug, welchen wir dem ältern Hans Holbein verdanken. Dieſer läßt nämlich in der Donaueſchinger Paſſion [1]) einige Schergen nicht durch die geöffnete Gartenthür eintreten, ſondern links von derſelben über den Zaun ſteigen; damit aber keiner derſelben einen zu gewagten Sprung vom Zaune herab machen muß, hat der Maler auf der innern Seite desſelben eine Art Fußbrett oder Schemel angebracht, und die Eindringlinge können infolge deſſen ſicher und bequem herunterſteigen.

Es iſt ſogar möglich, daß ſchon das Überſteigen des Gartenzauns an ſich, ganz abgeſehen von dem dabei angebrachten Fußbrett, erſt aus den Myſterien in die bildende Kunſt herübergekommen iſt. Dasſelbe kommt auch ſonſt vor, z. B. in der obern Niſche des Ölbergs, welcher die Kirche von Großſüßen in Württemberg auf der Außenſeite ſchmückt, und welcher dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts angehören mag [2]). Ferner in Geilers Paſſion, der Straßburger Ausgabe von 1514 [3]); dann in der in Alabaſter geſchnittenen Ölbergsſzene, welche Ritter Heinrich von Fleckenſtein im Jahre 1661 dem Rate von Luzern ſchenkte [4]), und welche gegenwärtig an der gegen den See gekehrten Außenſeite der Peterskapelle zu Luzern angebracht iſt; hier iſt es, wenn ich nicht irre, Judas, welcher mit dem Beutel in der Hand über den Zaun kommt. Die ſpäte Zeit, welcher dieſes Bild angehört, hat nichts Auffallendes, wenn wir uns erinnern, daß in Luzern bis ins ſiebzehnte Jahrhundert hinein geiſtliche Spiele aufgeführt wurden [5]).

Daß die verſchiedenen Verhöre, welche Chriſtus der Reihe nach zu beſtehen hat, ſowie die vor und nach denſelben ſtattfindenden Geißelungen den Anlaß zu mancherlei Rohheiten gaben, liegt auf der Hand. Zu den vielen Schimpfreden, Schlägen, zu dem Anſpeien, was ſich, ſo kunſtwidrig es an und für ſich auch ſein mag, doch noch aus den Evangelien erklären läßt, kommen aber auch hier noch mancherlei in jenen nicht einmal an-

1) No. 43; Handzeichnung in Baſel U. III, 15.
2) Chriſtliches Kunſtblatt, Jahrg. 1883, S. 43. — 3) Fol. XVIII.
4) v. Liebenau, Das alte Luzern, S. 123. — 5) v. Liebenau, a. a. O. 224.

Digitized by Google

gedeutete Züge. In den Freiburger Paſſionsſpielen des ſechzehnten Jahrhunderts macht ſich z. B. ein Jude das Vergnügen, dem gefeſſelten „Lumpenkönig“, wie ſie ihn nennen, mit einem Horn oder einer Trompete in die Ohren zu blaſen [1]). Der nämliche Zug findet ſich auf einer Glasſcheibe aus Rathhauſen [2]) und auf zwei Handzeichnungen des Basler Muſeums [3]). In Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion bläſt der hinter Chriſtus ſtehende, und in der großen iſt wenigſtens unter den Zuſchauern ein Junge, welcher ein Blasinſtrument bei ſich hat. In der kleinen Holzſchnittpaſſion kniet ferner einer der Peiniger dicht vor den dornengekrönten Erlöſer hin und ſtreckt ihm während der Überreichung des Rohres die Zunge ſo weit als möglich heraus. In der erſten der erwähnten Basler Handzeichnungen hält einer eine Klyſtierſpritze in der Hand, ohne Zweifel, um den Inhalt derſelben dem Herrn ins Angeſicht zu ſpritzen, während ein anderer, deſſen Geſamthabitus auffallend an einen Faſtnachtsnarren erinnert, denſelben durch ein Lorgnon ſpöttiſch betrachtet [4]). In der andern nimmt das Zerren und Schlagen kein Ende; drei der Peiniger liegen überdies, zum Teil mit aufgeſperrten Mäulern und ſchwerlich in ganz nüchternem Zuſtande, im Vordergrund auf der Erde. Zu dem Zuſtande der letzteren ſtimmt eine Stelle aus dem Paſſionsſpiel von Donaueſchingen; da tritt einer der Schergen mit einer Flaſche Wein auf und ſpricht:

Ir heren, trinckent und sitzen nider,
so koment ir der müden wider u. ſ. w.

worauf in der That gezecht wird [5]).

Gewiß tragen ſolche Szenen, vom Standpunkte der Kunſt aus betrachtet, den Stempel der entſetzlichſten Rohheit; ſie widerſprechen gleichſam von vornherein allen Anforderungen, welche wir auf dieſem Gebiete zu ſtellen gewohnt ſind. Stellen wir uns hingegen auf den Boden des Schauſpiels, namentlich auf den des mittelalterlichen in Deutſchland oder England, ſo ſtimmen ſie zu unſern hergebrachten Vorſtellungen von ſolchen Aufführungen ganz gut. Hier ſind ſie alſo heimiſch geweſen, oder hier ſind ſie wenigſtens zuerſt vorgekommen, in der bildenden Kunſt hingegen erſcheinen ſie als Auswüchſe im vollſten Sinne des Wortes. Im Schauſpiel waren ſie auch erträglicher als auf Gemälden, weil ihr Vorkommen in demſelben ein bloß momentanes und vorübergehendes war,

1) Freiburger Zeitſchrift III, 41, 154. — 2) Geſchichtsfreund XXXVII, 243.

3) U. III, 43 u. U. VIII, 21. Es iſt wohl dasſelbe Horn, welches bei der Kreuztragung und bei der Prozeſſion, welche den Aufführungen hie und da voranging, an der Spitze des Zuges getragen und geblaſen wurde.

4) In einem Faſtnachtsſpiele N. Manuels (N. Manuel, hrsg. v. J. Baechtold, S. 86) lautet eine Bühnenweiſung „bi dem stund Petrus lang und sach den bapst an mit ougenspieglen und sunst“. — 5) Mone II, 300.

Digitized by Google

ferner weil das Schauſpiel die Miſchung tragiſcher und poſſenhafter Elemente zwar nicht geradezu fordert aber doch weit eher als die Malerei oder Skulptur erträgt. Was ſpeziell die betrunkenen Peiniger der Basler Handzeichnung betrifft, ſo erinnern wir an die hervorragende Rolle, welche das Trinken z. B. in den Luzerner Oſterſpielen einnahm, und an die Vorliebe ſelbſt vornehmer junger Leute für Rollen, in welchen dasſelbe geſtattet oder gar notwendig war [1]).

Bei den italieniſchen Malern waren die Paſſionsbilder überhaupt ſeltener als bei den deutſchen, und die karrikaturartigen Züge fehlen in denſelben entweder ganz, oder ſie ſpielen wenigſtens eine ſehr untergeordnete Rolle. Wie maßvoll verfährt z. B. Bernardino Luini in dieſer Beziehung! In ſeiner figurenreichen Kreuzigung in der Kirche S. Maria degli Angeli zu Lugano können wir höchſtens die würfelnden Kriegsknechte als mehr oder weniger komiſche Figuren bezeichnen [2]); in anderen berühmten Paſſionsbildern Italiens fehlen die komiſchen Figuren und Züge ganz. Dazu ſtimmt aber auch der Charakter der italieniſchen Myſterien; da wird Chriſtus laut Vorſchrift „ehrerbietig“ und nur „ein wenig“ (un po devotamente) gegeißelt, der Spott tritt nur andeutungsweiſe auf, und dem Teufel ſind weder Lärm noch Späße erlaubt [3]). Auch in Frankreich hatten weder Myſterien noch Bilder den ausgeſprochen komiſchen Anſtrich der deutſchen; in England haben ihn hingegen erſtere ganz entſchieden [4]), und hinſichtlich der Bildwerke würden wir wohl zu ähnlichen Reſultaten gelangen, falls uns überhaupt Denkmäler aus jenem Lande erhalten oder zugänglich wären. Kurz der Charakter des geiſtlichen Schauſpiels und der der kirchlichen Skulptur und Malerei entſprechen ſich überall mehr oder weniger. Man wende nicht ein, in beiden ſpiegle ſich einfach der Charakter der jeweiligen Nation. Der Geſchmack der unteren Volksklaſſen war in Frankreich und Italien ſchwerlich viel feiner als in England und Deutſchland; wohl aber ſcheint es, daß das geiſtliche Schauſpiel bei den romaniſchen Völkern ſeiner liturgiſchen Grundlage näher blieb als bei den germaniſchen, und daß die Neuerungen, welche man ſich erlaubte, vorzugsweiſe der Ausſtattung der Bühne zu Gute kamen. Andererſeits trugen aber auch die Künſtler Bedenken, ihre Modelle unmittelbar dem Markt- und Straßenleben zu entnehmen; höchſtens die Terrakottakünſtler Oberitaliens, Guido Mazzoni und ſeine Nachfolger, können mit

1) Archiv des hiſtor. Vereins des Kantons Bern V, 627.

2) Doch hat Luini z. B. in dem Freskobilde der Mailänder Ambrosiana, welches die Geiſſelung darſtellt, wütend dreinſchlagende Kriegsknechte und in S. Giorgio al Palazzo (3. Kapelle r.) ebendaſelbſt ſogar einen, welcher die Zunge herausſtreckt, angebracht.

3) Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. V, 61, 70, 71. — 4) Ebend. I, 76 ff.; 131 ff.

Digitized by Google

ihren wefentlich auf den Gefchmack der Bauern berechneten bemalten Thongruppen in diefer Beziehung als Geiftesverwandte eines Schongauer, eines Hans Holbein des Ältern oder Urs Graf gelten.

Auch in Bezug auf die Vierzahl der Peiniger entfprechen fich Schaufpiele und Bilder häufig. In dem franzöfifchen Myftère de la Paffion heißen diefelben Pinceguerre, Baudin, Moffe und Malquin (Malchus)[1]), im Donauefchinger Spiel Israhel, Jeffe, Moffe und wieder Malchus[2]), in dem Augsburger Spiel aus S. Ulrich und Afra werden fie einfach als die „vier fchörgen Pylati" bezeichnet[3]), und vorher hat jeder der beiden Hohenprieiter die nämliche Zahl gehabt[4]). Dem entfpricht namentlich die Donauefchinger Paffion Hans Holbeins des Ältern mit ihren vier als Jude, Türke, Ritter (d. h. Römer) und Malchus kenntlichen Figuren. Doch foll nicht verfchwiegen werden, daß andere Künftler, z. B. Dürer, und andere Myfterien wie z. B. das Egerer Fronleichnamsfpiel, die Vierzahl entweder gar nicht oder wenigftens nicht immer haben.

Im Egerer Fronleichnamsfpiele lautet bei der Dornenkrönung die Bühnenweifung: imponunt ei duo ligna ad caput, premendo coronam in capite[5]). Auch diefes Feftdrücken der Krone mit Hilfe eines oder zweier hölzerner Prügel ift der bildenden Kunft nicht unbekannt[6]). Aus den Evangelien ftammt dasfelbe nicht, und der Praxis der Folterknechte kann es, da die Dornenkrönung keine fonft übliche Strafe war, ebenfalls nicht entnommen fein; folglich werden auch in diefem Falle die geiftlichen Spiele die Quelle der Künftler gewefen fein.

Im Augsburger Paffionsfpiele von S. Ulrich und Afra muß ferner einer der Schergen des Pilatus vor Chriftus niederknieen und ihm das Szepter in die Hand geben[7]). Dasfelbe findet im Donauefchinger Spiel ftatt[8]), andererfeits aber auch in Dürers kleiner Holzfchnittpaffion[9]), wobei der Knieende überdies die Zunge fo weit als nur möglich herausftreckt, und auch hier könnte, wenigftens in Bezug auf Rollenverteilung und Zuthaten, ein ähnliches Verhältnis von Vorbild und Nachahmung zwifchen Drama und Kunftwerk gewaltet haben[10]).

Auf einem Holzfchnitte Hans Burgkmaiers hält einer der Peiniger

1) Jubinal, Mystères inédits II, 184 ff. — 2) Mone II, 270 ff.

3) Das Oberammergauer Paffionsfpiel in feiner älteften Geftalt hrsg. v. A. Hartmann. S. 51 ff. — 4) Ebend. S. 23 ff.

5) Ausgabe v. Milchfack S. 201; vgl. Mone II, 300 u. Heidelberger Paffionsfpiel hrsg. v. Milchfack S. 220.

6) Baltifche Studien XVI, 2, 138; zitglögglyn fol. o 5, U. Graf in der Passio dom. nostr. pag. 24. — 7) Hartmann S. 52. — 8) Mone II, 301.

9) Ebenfo im zitglögglyn fol. o 5, bei U. Graf a. a. O., im Passional Chrifti vnd Antichrifti. fol. A 2. — 10) Vgl. Matth. XXVII, 29, 30, Marc. XV, 19.

Digitized by Google

eine kleine hölzerne Büchſe; ein zweiter hält mit der einen Hand Jeſum feſt und taucht den Zeigefinger der andern in jene Büchſe. Letztere enthält vermutlich Salz oder Pfeffer, und der Peiniger hat wohl die Abſicht, dem Erlöſer eine Doſis davon in den Mund zu ſtecken [1]). Auch hier dürfen wir wieder an Bühnenſpäße, vielleicht ſogar an improviſirte, denken. Das verhüllte Antlitz des Erlöſers hingegen, welches in zahlreichen Darſtellungen der Dornenkrönung vorkommt [2]), ſtammt, obſchon es dem Schauſpiel auch nicht fremd iſt [3]), doch ganz entſchieden aus dem Evangelium des Lukas [4]).

In der Darſtellung der Eccehomoſzene, wie ſie ſich, von der Hand des ältern Hans Holbein gemalt, in Donaueſchingen befindet, zieht ein Kriegsknecht von hinten das Gewand Chriſti in die Höhe, und Pilatus weiſt mit dem Zeigefinger ſeiner linken Hand auf den entblößten Unterleib des letztern [5]). Denſelben Zug hat Urs Graf in einem Holzſchnitte angebracht [6]), und beſonders deutlich war er in der Kirche von Muttenz zu ſehen. Offenbar ſollte hier die Abſicht dargeſtellt werden, durch den Anblick der blutigen Schenkel und Beine des Erlöſers bei ſeinen Anklägern oder wenigſtens bei der Menge Mitleid zu erregen. Dazu ſtimmen nun in auffallender Weiſe das Donaueſchinger [7]) und eines der Freiburger Paſſionsſpiele; letzteres hat die ausdrückliche Bühnenweiſung: „Hebt im den rock hinter ſich“ und dazu die Verſe:

Sehent doch diesen armen an!
Kein elenden bresthafften man
Dergleichen ich nie sah uff erdten
Erschaffen noch geporen wärdten.
Lasst euch den schmertzen, schach und pein
Für dismal zu genuegen sein [8]).

Aber auch die Antwort iſt auf beiden Seiten, in Aufführungen und Bildern, die nämliche. Im Freiburger Spiel entgegnet Kaiphas:

Pilate, es ist noch nit gnug,

und in Holbeins Bild drücken Mienen und Gebärden der Juden ungefähr dasſelbe aus. Von untergeordneter Bedeutung iſt es, wenn es etwa das eine Mal Pilatus ſelber und das andere Mal bloß ein Soldat iſt, welcher

1) Muther, Die deutſche Bücherilluſtration der Gotik und Frührenaiſſance, Tafel 175.
2) Z. B. in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion, in einer Handzeichnung des jüngeren H. Holbein im Basler Muſeum (No. 41) u. ſ. w.
3) Mone II, 275, Jubinal II, 200 ff. Frankfurter Archiv III, 148. Heidelberger Paſſionsſpiel, S. 181 bei Milchſack, vgl. auch Geilers Paſſion, Straßburg (J. Grüninger 1514) fol. LXXVI. — 4) XXII, 64. — 5) Woltmann u. Woermann II, S. 117.
6) Paſſio Domini nostri fol. 25. — 7) Mone II, 302.
8) Freiburger Zeitſchrift III, 155.

Digitized by Google

Chriſti Gewand in die Höhe hebt. Auffallend iſt es hingegen, daß alle Spiele und Bilder, welche dieſen Zug haben, dem ſüdweſtlichen Deutſchland oder der nördlichen Schweiz angehören; ſo wirkſam derſelbe in dramatiſcher Hinſicht iſt, ſo liegt doch die Vermutung nahe, er ſei in irgend einem Spiele des alemanniſch-ſchwäbiſchen Gebietes zuerſt vorgekommen, aus dieſem in andere übergegangen und ſchließlich auch in die bildende Kunſt eingedrungen. Selbſt die Art und Weiſe, wie der Muttenzer Künſtler das Blut auf dem Leibe Chriſti angebracht hat, ſchließt ſich ſo wenig der Natur an, daß man glauben möchte, er habe künſtlich aufgetragene rote Flecke, wie ſie für die Spiele bezeugt ſind [1]), wiedergeben wollen.

Gehen wir von dieſen Schilderungen zur Kreuztragung über, ſo ſind die beiden entkleidet vorausziehenden Schächer, wie ſie z. B. Schongauer in ſeinem berühmten Kupferſtich, der ältere Holbein in der Frankfurter Paſſion [2]), Raphael im Spasimo di Sicilia oder Luini in ſeinem Paſſionsbilde zu Lugano haben, Figuren, welche dem Schauſpiel ebenfalls nicht fremd [3]) und von den Künſtlern vielleicht ebenfalls jenem nachgebildet ſind. Ebenſo verhält es ſich mit dem Hornbläſer an der Spitze des Zuges und mit dem Banner, wie ſie in dem Kupferſtiche des Hieronymus Boſch [4]) vereinigt erſcheinen; das Donaueſchinger Paſſionsſpiel kennt ebenfalls beide [5]). Dazu kommen noch zahlreiche Fußgänger und Berittene, Frauen und Kinder, Zuſchauer aller Art, namentlich aber auch der Spott und die Mißhandlungen, welche der Heiland unterwegs noch über ſich muß ergehen laſſen [6]). Die Einrichtung der Bühne mochte einer breiten Entfaltung des Zuges allerdings in manchen Fällen eher hinderlich ſein; doch verteilte ſich z. B. zu Freiburg im Breisgau das Spiel zwiſchen dem Münſter und dem gegenüberſtehenden Kaufhauſe [7]), und aus Luzern wiſſen wir gerade aus der Inſzenirung des Oſterſpiels von 1583, daß den Aufführungen gelegentlich Prozeſſionen vorausgingen [8]).

Nun folgen die Manipulationen, welche nach der Ankunft auf Golgatha der eigentlichen Kreuzigung vorangehen, alſo das Entkleiden Chriſti, ſein Sitzen auf dem Kreuz, das Feſtbinden und Feſtnageln der Hände, das Zerren und Ausſtrecken der Füße und das Feſtnageln auch dieſer.

1) Allgem. Schweizer Zeitung 1883, No. 292. J. Burckhardt, Kultur der Renaiſſance S. 409. — 2) Basler Handzeichnung U. III, 35. — 3) Mone II, 308.

4) Woltmann u. Woermann II, S. 529. — 5) Mone II, 308; vgl. II, 185.

6) Z. B. in der Donaueſchinger Paſſion des älteren H. Holbein, im Zeitglöcklein (fol. p 3) u. a. a. O. — 7) Zeitſchrift III, 118, 122 ff., 134 ff. u. ſ. w.

8) Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, No. 293; hier werden vier Hornbläſer genannt, die Fahne des Proklamators war rot und mit den Abzeichen der Paſſion verſehen. Sonſt enthält die Fahne meiſt die vier Buchſtaben S. P. Q. R.

Digitized by Google

Das Egerer Fronleichnamsſpiel iſt hier in ſeinen Bühnenweiſungen entſchieden am ausführlichſten: et sic exuunt ei tunicam et Salvator, sedens super crucem, cantat. — ponunt eum super crucem: milites accedunt et ponunt tunicam super eum; — percutit primum clavem, ligant laqueum ad sinistram manum et trahunt, — trahunt pedes — percutit cum violentia, donec perficitur scriptura Pilati [1]). Nun folgt die Aufrichtung des Kreuzes: levant eum cum cruce modico modo [2]). Ähnlich lauten die Weiſungen des Paſſionsſpiels von S. Ulrich und Afra in Augsburg: Yetzund so sy jhesum an die stat Caluarie bringend, so ziehend sy im den rock wider auss, vnd werffend in auf das creitz vnd borend die löcher in das creitz, u. ſ. w.; — Da nemend sy strick vnd saylend im die arm an, — Der ander ritter pylati schlecht die nagel, — Die weil hebt man das creitz auf vnd bint die zwen schächer auch an die creitz [3]). Und in ähnlicher Weiſe enthalten die Bühnenweiſungen der Donaueſchinger Paſſion das Bohren der Löcher in das Kreuz, das Ausziehen der Kleider Chriſti, das Bohren der Nägel in ſeine Hände, die kreuzweiſe über einander gelegten Füße und zuletzt die Aufrichtung des Kreuzes [4]).

Dieſer Einzelzüge hat ſich nun die bildende Kunſt namentlich in Deutſchland mit großer Vorliebe bemächtigt. Den Akt des Entkleidens finden wir z. B. bei Urs Graf [5]) und beim jüngern Holbein [6]), das Feſtnageln der Hände wieder bei Graf [7]), im Zeitglöcklein und in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion. Das Sitzen des bereits Entkleideten auf dem Kreuzesſtamme findet ſich, wie es ſcheint, zuerſt auf einer Handzeichnung Schongauers, welche ſich im Saal der Handzeichnungen des Basler Muſeums befindet [8]). Wir begegnen dem nämlichen Akt auch in der Donaueſchinger Paſſion des ältern Holbein [9]), wobei wohl letzterer den ältern Meiſter in Bezug auf dieſes Motiv abſichtlich nachgeahmt hat, ferner auf einem Holzſchnitte der Paſſion Geilers in der Straßburger Ausgabe von 1514 [10]).

Der Einfluß der Spiele auf dieſe Darſtellungen und die Übereinſtimmungen beider zeigen ſich nun ganz beſonders deutlich, wenn wir ein von jenen noch unabhängiges Bild, nämlich das des Hortus deliciarum, betrachten [11]). Hier iſt das mit einem gewaltigen Superpedale verſehene Kreuz ſchon aufgerichtet, während Chriſtus noch unten ſteht und von ſeinen ihm gegenüberſtehenden Widerſachern aufgefordert wird, hinaufzu-

1) S. 229—232 bei Milchſack. — 2) Ebend. S. 234.
3) S. 62—64 in Hartmanns Ausgabe. — 4) Mone II, 315 ff.
5) Passio domini nostri fol. 28.
6) Basler Muſeum, Saal der Handzeichnungen, No. 47.
7) Pass. dom. nostr. fol 29. — 8) No. 129.
9) No. 51 der Gemäldeſammlung, Basler Handzeichnung U. III. 23.
10) Fol. LXXXVII. — 11) Gazette archéologique, 1884 pl. IX.

Digitized by Google

ſteigen. Dieſe Auffaſſung ſcheint aber ſpäter, wohl durch den Einfluß der Myſterien, verdrängt worden zu ſein.

Was nun das Bild des Gekreuzigten nach der Kreuzaufrichtung betrifft, ſo haben wir es natürlich nicht mit denjenigen Darſtellungen zu thun, welche jenen entweder allein oder höchſtens mit Maria und Johannes auf beiden Seiten des Kreuzes zeigen. Auf dieſe haben die Paſſionsſpiele keinen Einfluß gehabt, und ſie konnten auch keinen auf dieſelben haben; wir haben es vielmehr mit denjenigen Bildern zu thun, auf welchen ſich eine größere Menſchenmenge in der Nähe des Kreuzes befindet, und auf welchen zu den Seiten des Kreuzes Chriſti in der Regel auch die beiden Schächer nicht fehlen. Die Mehrzahl der hier angebrachten Figuren ſtammt nun aus den Evangelien ſelbſt. Es ſind die Mutter des Herrn nebſt Maria. Cleopha's Weib, und Maria Magdalena, der Evangeliſt Johannes, Schriftgelehrte und andere Juden, der römiſche Hauptmann mit ſeinen Kriegsknechten. Stephaton, welcher dem ſterbenden Erlöſer den Schwamm mit Eſſig reichte, und der unter dem Namen des Longinus bekannte, welcher ihm die Seitenwunde beibrachte, endlich die beiden Schächer, der bußfertige Dismas und der unbußfertige Geſtas [1]). In Bezug auf dieſe konnten Schauſpiele und Bilder höchſtens in der Gruppirung und Koſtümirung über das in den Evangelien Erzählte hinausgehen. Nicht aus den Evangelien ſtammen hingegen die über dem Kreuz und um dasſelbe herum ſchwebenden Engel, welche den Tod Chriſti beweinen oder das aus den Wunden fließende Blut in Kelche auffangen. Ebenſo wenig ſind die als menſchliche oder tieriſche Gebilde dargeſtellten Seelen der Schächer, zuweilen auch die Chriſti ſelbſt, den Evangelien entnommen, oder die Engel, welche die des Dismas, und die Teufel, welche die des Geſtas in Empfang nehmen. Noch ſtärker endlich iſt die Abweichung nicht bloß vom Wortlaute, ſondern auch vom Sinne der heiligen Schrift, wenn wir unter der Menge, welche das Kreuz umgiebt, Hunde oder gar den Narren mit der Schellenkappe erblicken. Letzterer kehrt z. B. mehrmals an dem ſpätgotiſchen Schnitzaltar der Nikolaikirche von Stralſund wieder [2]). Hunde finden ſich, ganz abgeſehen von der betreffenden Terrakottagruppe des Sacro Monte von Varallo oder von dem Entwurfe Dürers zum Altarwerke für Ober S. Veit bei Wien, welchen das Basler Muſeum beſitzt [3]), ſogar in dem großen Freskobilde des Luini zu Lugano.

1) Ihre Namen finden ſich in dem apokryphen Evangelium des Nicodemus (cap. 9, 10).

2) Balt. Studien XVI, 2, 137; vgl. auch 139.

3) No. 135; in Ober-S.-Veit ſind dieſelben weggelaſſen; vgl. Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion XVI, S. 83 (Thauſing).

Digitized by Google

Unter den Perſonen, welche die Evangelien zwar nennen, über welche ſie aber kein eigentliches Detail angeben, iſt in erſter Linie Maria Magdalena zu erwähnen; ſie kniet in zahlreichen Bildern am Stamme des Kreuzes Chriſti und hält dasſelbe mit ihren Armen umſchlungen. Im Schauſpiele ſcheint jedoch dieſes urſprünglich die Stelle der Mutter des Herrn geweſen zu ſein, wofür ſich ein italieniſches Stück des vierzehnten Jahrhunderts [1]), die niederdeutſche Marienklage des Arnold von Immeſſen, welche ſich in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel handſchriftlich befindet [2]), ſowie das Heidelberger Paſſionsſpiel [3]) anführen laſſen; im Donaueſchinger Paſſionsſpiel umfaſſen beide der Reihe nach das Kreuz, zuerſt Maria und dann Maria Magdalena [4]). Auf dem Gebiete der bildenden Kunſt hingegen befindet ſich, ſo viel ich weiß, nur am Hochaltar der Nikolaikirche in Stralſund Maria am Stamme des Kreuzes [5]), während Maria Magdalena an dieſer Stelle unzählige Male vorkommt. Es ſcheint demnach, daß die beiden Frauen ihre Rollen getauſcht haben, und das erklärt ſich wohl am eheſten daraus, daß Maria ihre gewöhnliche Stelle neben dem Kreuze hat, und zwar auf der rechten Seite des Gekreuzigten, wobei ſie dann nicht kniet, ſondern aufrecht ſteht, während ſich auf der andern Seite der Evangeliſt Johannes befindet. Sie zweimal in unmittelbarſter Nähe des Kreuzes anzubringen, mochte man wohl Bedenken tragen, während ſie natürlich im Schauſpiel ganz wohl zwei verſchiedene Stellungen nach einander hatte einnehmen können; doch findet ſie ſich z. B. an dem eben erwähnten Altare zu Stralſund bei der Darſtellung der Kreuzigung zweimal angebracht. Magdalena, deren entſprechende Stellung das Paſſionsſpiel in Donaueſchingen bezeugt, konnte jetzt leicht die Stelle am Kreuzesſtamm einnehmen, indem ſie unmittelbar am Fuße desſelben kniete und ihn überdies mit den Armen umſchlang [6]). Die Erzählung des Evangeliſten Lukas [7]) von der Sünderin, welche im Hauſe des Phariſäers Simon Jeſu Füße mit ihren Thränen benetzte und mit ihren Haaren wieder trocknete, und welche ja gewöhnlich mit Maria Magdalena identifizirt wurde, könnte hier ebenfalls eingewirkt haben; man ließ ſie jetzt, da ſie die Füße des Gekreuzigten nicht erreichen konnte, wenigſtens das Kreuz umſchlingen und ſtattete ſie außerdem der Legende gemäß mit langem üppigem Haarwuchs aus.

1) Jahrb. f. roman. u. engl. Lit. V. 64.

2) Der Sündenfall u. Marienklage, zwei niederdeutſche Schauſpiele, hrsg. v. O. Schonemann, S. 138.

3) Hrsg. v. Milchſack (Bibl. des litterar. Vereins, Bd. CL) S. 252.

4) Mone II. 327, 328. — 5) Balt. Studien XVI, 2, 136.

6) In Luinis Kreuzigung zu Lugano iſt ſie etwas weiter entfernt, aber doch kenntlich

7) VII, 37, 38.

Digitized by Google

Was nun Maria, die Mutter des Herrn, und Johannes betrifft, ſo ſtanden dieſelben urſprünglich, wie bereits erwähnt wurde, von einander getrennt auf beiden Seiten des Kreuzes, und dieſe Auffaſſung iſt auch ſpäter überall da, wo es ſich nur um die Darſtellung Chriſti ſelbſt und ſeiner liebſten und nächſten Angehörigen handelte, die herrſchende geblieben. Wo es ſich aber darum handelte, alle diejenigen anzubringen, welche die Schrift als Augenzeugen der Kreuzigung nennt, macht ſich in der Regel ein anderes Verfahren geltend; man bildete nämlich Maria ab, wie ſie gerade in Ohnmacht fiel, und ließ ſie durch den Apoſtel ſtützen und aufrecht halten, wobei man zunächſt ohne Zweifel an die Worte des Herrn: „Mulier, ecce filius tuus“ und „Ecce mater tua [1])“ dachte. „Tunc Maria amplexatur Johannem“ und „et Johannes teneat Mariam sub humeris“ lautet die Bühnenweiſung des Ludus paschalis sive de passione Domini [2]), und aus derartigen Aufführungen werden die Maler dieſen Zug entlehnt haben. Letztere hätten freilich das Ergreifende der Situation auch durch andere Mittel ausdrücken können, und ſie haben es zum Teil auch gethan; auf der Bühne aber wäre es allerdings etwas ſeltſam und unrichtig geweſen, wenn die Mutter des Gekreuzigten die ganze Zeit über aufrecht ſtehen geblieben wäre. Einmal aber in die bildende Kunſt übergegangen, hat ſich dieſer Zug ſehr bald verbreitet und bei den verſchiedenſten Malerſchulen Aufnahme gefunden. So findet er ſich denn in einem zu Augsburg befindlichen Bilde des ältern Holbein [3]), in einer Handzeichnung des jüngern zu Baſel [4]), am Schnitzaltar von S. Nikolai in Stralſund [5]), in Calcar [6]), in mehreren Bildern des Kölner Muſeums [7]) u. ſ. w. Zuweilen ſind es auch ſtatt des Jüngers die übrigen anweſenden Frauen, welche die der Ohnmacht nahe aufrecht halten; ſo z. B. in dem großen Bilde des Luini und auf dem Sacro Monte von Varallo, und auch hier könnten dramatiſche Vorbilder eingewirkt haben; im Egerer Fronleichnamsſpiel ſcheint etwas derartiges angedeutet zu ſein [8]), doch iſt die Bühnenweiſung nicht ganz deutlich. Oder die Frauen und der Apoſtel teilen ſich in dieſen Liebesdienſt, wie es z. B. am Stralſunder Hochaltare der Fall iſt [9]).

Zahlreiche Darſtellungen der Kreuzigung bringen im Vordergrunde die um den Rock des Gekreuzigten loſenden Kriegsknechte an. Da dieſer Zug von den Evangeliſten erzählt wird, ſo nötigt uns an und für ſich nichts, an dramatiſche Vorgänge zu denken, und in der That giebt es

1) Ev. Joh. XIX, 26, 27. — 2) Carmina Burana pag. 106.
3) No. 683. — 4) No. 48. — 5) Balt. Studien XVI, 2, 136. — 6) Wolff S. 80.
7) No. 122, 163. 165. 313. — 8) S. 247 bei Milchſack.
9) Balt. Studien XVI, 2, S. 136.

Digitized by Google

auch Darſtellungen, bei welchen ſchon aus chronologiſchen Gründen an ſolche nicht zu denken iſt. Allein wie ſteif und leblos ſind z. B. die beiden Würfelnden in dem ſchon einmal erwähnten, dem zehnten Jahrhundert angehörigen Codex Egberti zu Trier [1])! Wie individuell behandelt, wie unmittelbar aus dem Leben gegriffen ſind ſie hingegen umgekehrt in Bildern, bei welchen dramatiſcher Einfluß möglich oder wahrſcheinlich iſt! Selbſt Luini, welchem man ſonſt nicht leicht volle dramatiſche Kraft oder Hang zu weitgehender individueller Charakteriſtik zuſchreiben wird, hat die hadernden römiſchen Krieger dramatiſcher als die übrigen Figuren ſeines berühmten Bildes darzuſtellen gewußt, vor allen den links unmittelbar neben Johannes knieenden halbnackten. Noch weiter, namentlich in der Auffaſſung des Würfelſpiels als eines Streites, geht aber Albrecht Altdorfer; in ſeiner Kreuzigung vom Jahre 1517, welche ſich in der Augsburger Galerie befindet, reißt einer den andern geradezu bei den Haaren und zieht zugleich das Schwert [2]). Ebenſo raufen ſie ſich auf einem Holzſchnitte Vogthers in Grüningers zu Straßburg gedrucktem neuem Teſtament von 1527 [3]) und auf einem von Geilers Paſſion von 1514 [4]). Mehrere Spiele kennen dieſe Auffaſſung des Würfels als eines Streites ebenfalls; die Bühnenweiſung im Augsburger Paſſionsſpiel von S. Ulrich und Afra z. B. lautet: Yetz zerrend sy vmb vnsers herren Rock vnd will in ain yeder haben vnder den vier schergen [5]). Auch die Freiburger Spiele des ſechzehnten Jahrhunderts deuten Ähnliches an [6]).

In Bezug auf die Anfertigung der Inſchrift an dem Kreuze Chriſti ſtimmen die Evangeliſten nicht ganz mit einander überein. Nach Johannes [7]) war es Pilatus ſelbſt, welcher dieſelbe verfertigte, und dieſem Berichte folgen z. B. das Freiburger [8]) und das Heidelberger Paſſionsſpiel [9]); in letzterm heißt es deutlich: „Pilatus ſchreibt denn tittell", dann aber „Der Knecht nymptt denn zettell" und „Der knecht steckt denn tittell vff". Bei Lukas fehlt der ganze Vorgang, Markus [10]) drückt ſich unbeſtimmt aus, und bei Matthäus [11]) ſind es einfach die Kriegsknechte, d. h. einer derſelben, welcher die Inſchrift verfertigt. Dieſem Berichte folgen das Augsburger Paſſionsſpiel [12]), ſowie das Donaueſchinger, in welchem ein gewiſſer Urias mit ſeinem Schreiber auftritt [13]). In ähnlicher Weiſe weichen nun auch die Werke der bildenden Kunſt in dieſem Punkte

1) Jahrbücher des Vereins v. Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft 44, Tafel XII. 2) Abgebildet bei Woltmann u. Woermann, Bd. II, S. 415. — 3) Muther, Tafel 250. 4) Fol. LXXXVII. — 5) Oberammergauer Paſſionsſpiel, hrsg. v. Hartmann, S. 65. 6) Zeitſchrift III, 55, 56; 167, 168. — 7) XIX, 19—22. — 8) Zeitſchrift III, 54, 166. 9) Milchſack S. 239. — 10) XV, 26. — 11) XXVII, 37. 12) S. 63 der Ausgabe v. Hartmann. — 13) Mone II, 320.

Digitized by Google

von einander ab. Im zitglögglyn iſt es, wie eine Vergleichung des betreffenden Holzſchnittes [1]) mit mehreren vorausgehenden [2]) beweiſt, ebenfalls Pilatus ſelbſt, welcher die Inſchrift am Kreuze befeſtigt, und welcher folglich auch der Schreiber geweſen ſein wird. Auf der bereits erwähnten Handzeichnung Schongauers hingegen [3]) befindet ſich ein beſonderer Schreiber, und ebenſo hat der Schnitzaltar der Stralſunder Nikolaikirche einen ſolchen, der durch das an ſeinem Gürtel befeſtigte Tintenfaß kenntlich iſt [4]). Dieſer Altar iſt es auch, in Bezug auf welchen Franz Kugler die denkwürdigen Worte ſchrieb: „Alles Charakteriſtiſche und individuell Eigentümliche dieſes Werkes erklärt ſich aus der gewohnten Schau jener Spiele, aus der Behandlung des heiligen Gegenſtandes, die in den Spielen üblich geworden war. Nicht unmittelbar aus dem Leben, nicht ſchlichten Sinnes aus der Schrift, nicht aus der Offenbarung, welche das im Gemüte bewahrte und ausgetragene Wort dem inneren Auge des Künſtlers erſtehen ließ, nahm dieſer die Motive für eine Darſtellung; er wiederholte, was die Bühne für die Darſtellung, und freilich für ihre Zwecke, bereits ausgeprägt hatte. — — Daher dieſe ſorgfältige Ausführung des Epiſodiſchen, des Nebenſächlichen, der Nebenfiguren, die auf der Bühne, wo jedem daran lag, Beifall zu erhalten, doppelt ins Gewicht fielen. Daher die Figur des Narren, der auf der Bühne vor allen nötig war, hier aber höchſt befremdlich erſcheint [5]).“

Die beiden Schächer erſcheinen im Gegenſatze zu Chriſtus in zahlreichen Paſſionsdarſtellungen nicht ans Kreuz genagelt, ſondern bloß mit Stricken feſtgebunden. Mit dieſem Verfahren der Künſtler ſtimmt das Donaueſchinger Paſſionsſpiel überein; auch in dieſem iſt ausdrücklich von einem „Anbinden“ durch die beiden Schergen Boos und Barrabas und nicht vom Feſtnageln die Rede [6]). Erwägt man nun die gewiß nicht geringen techniſchen Schwierigkeiten, welche das Annageln oder wenigſtens die bei der Zuſchauermenge bewirkte Vorſtellung desſelben verurſachen mochte [7]), ſo wird man in einem etwas weniger komplizirten Verfahren

1) Fol. q 2. — 2) Z. B. mit m 5, o 9. — 3) Basler Muſeum No. 129.

4) Balt. Studien XVI, 2, 137.

5) Deutſches Kunſtblatt, Jahrg. VII (1856), S. 235. — 6) Mone II, 314.

7) Arnold v. Harff ſah in Rom zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Aufführung einer Paſſion und hebt (S. 31 ſeiner Pilgerfahrt in der Ausgabe von Groote) ſo nachdrücklich hervor, es ſei alles durch wirkliche Menſchen dargeſtellt worden, daſs man annehmen muſs, es ſei nicht immer ſo geweſen. In Perugia z. B. figurirte i. J. 1448 bei der Kreuztragung ein wirklicher Spieler als Chriſtus, am Kreuze aber hing hernach nur eine drapirte Figur (Archivio storico ital. XVI, App. p. 599). Vergl. auch Frankf. Archiv III, 136, Kantzow's Pomerania II, 463, Leibing a. a. O. S. 10. In dem Paſſionsſpiel, welches Kantzow beſchreibt, handelt es ſich freilich um einen wirklichen Menſchen, der dann, als der Lanzenſtich ſein Herz ſtatt die ihm angehängte, mit Blut gefüllte Blaſe traf, herabfiel,

Digitized by Google

in Bezug auf jene nichts auffallendes finden, zumal ja die Evangelien hier nicht ausdrücklich von Nägeln ſprechen. Die Kreuzigungsbilder ſcheinen also auch hier einfach das wiederzugeben, was den Malern von den Aufführungen her geläufig war.

Es läge nun ſehr nahe, auch das Fußbrett, welches am Kreuze Chriſti ſo häufig angebracht iſt, das ſogenannte Superpedale, auf ähnliche Urſachen zurückzuführen. Allein dieſes Fußbrett gehört einem ältern, im dreizehnten Jahrhundert bereits erloſchenen Kreuzigungstypus an, auf welchen die Bühne ſchon aus chronologiſchen Gründen nicht einwirken konnte; es iſt derjenige Typus, in welchem Chriſtus mit offenen Augen, alſo noch lebend, ferner häufig, doch nicht immer bekleidet, mit geradem Oberkörper und mit getrennten Füßen, von welchen jeder von einem beſondern Nagel durchbohrt iſt, erſcheint. Im dreizehnten Jahrhundert bricht ſich dann der ſpätere Typus Bahn, als deſſen Hauptmerkmale das geſenkte Haupt, die geſchloſſenen Augen, der beinahe ganz nackte Körper und die über einander gelegten, nur mit einem Nagel verſehenen Füße des Gekreuzigten gelten [1]). Das Fußbrett fehlt hier in der Mehrzahl der Darſtellungen, kommt aber doch noch hin und wieder vor; es iſt am natürlichſten, in ſolchen Fällen an ein Weiterleben der älteren Darſtellungsweiſe zu denken.

Zu den anmutigſten Gebilden der Paſſionsdarſtellungen gehören unſtreitig die zahlreichen kleinen Engel, welche das Kreuz Chriſti wehklagend umſchweben oder das aus den Nägelmalen und der Seitenwunde fließende Blut mit Kelchen auffangen. Daß dieſe Kelche eine ſymboliſche Bedeutung haben und auf den Abendmahlskelch zurückgehen, liegt auf der Hand und wird überdies durch die ebenfalls ſymboliſche Bedeutung des Abendmahlsweines, des Sinnbildes von Chriſti Blut oder nach katholiſcher Auffaſſung des wirklichen Blutes Chriſti, unterſtützt. Andrerſeits iſt dieſe Art der Darſtellung erſt möglich geworden, nachdem man angefangen hatte, die Engel als Kinder darzuſtellen; letzteres geſchah nach einer ſchon häufig zitirten Predigtſtelle des Franziskaners Berthold von Regensburg ſchon im dreizehnten Jahrhundert [2]). Jetzt erſt konnte man ganze Schaaren von Engeln über und zwiſchen den Kreuzen auf Golgatha anbringen und damit eine maleriſch ſchöne Wirkung erreichen, ſelbſt

unten tot liegen blieb und durch ſeinen Sturz auch noch den Schauſpieler, welcher die Maria vorſtellte, totſchlug. Leider wiſſen wir trotz aller dieſer und vielleicht noch anderer Nachrichten immer noch viel zu wenig über dieſen Punkt.

1) Vgl. Otte, Handbuch der kirchl. Kunſt-Archäologie, 5. Auflage, I, 537.

2) Bertholt v. Regensburg, Vollſtändige Ausgabe ſeiner Predigten von Fr. Pfeiffer, Bd. I, S. 95.

Digitized by Google

wenn man denſelben, wie es Altdorfer in ſeinem zu Augsburg befindlichen Kreuzigungsbilde machte, ziemlich alte Geſichter gab; mit Engelsfiguren von der Größe erwachſener Menſchen wäre das nicht möglich geweſen. Nun iſt mir aber kein deutſches geiſtliches Spiel bekannt, in welchem dieſe Engelchen wirklich vorkommen[1]), und in einem italieniſchen, in Florenz aufgeführten, ſcheinen die Engel nicht das Kreuz umſchwebt zu haben, ſondern aus einem höheren Raume, welcher den Himmel vorſtellte, zu demſelben herabgeſtiegen zu ſein[2]). Dazu kommt noch folgendes: Schon im Utrechter Pſalter, einem Werke des neunten Jahrhunderts, findet ſich als Illuſtration zu Pſalm CXV, 4 „calicem salutaris accipiem“ ein Mann abgebildet, welcher das Blut Chriſti in einen Kelch auffängt[3]). In einem Freskogemälde des zwölften Jahrhunderts, welches ſich in der Kirche des ehemaligen Kloſters S. Gilgen zu Kleinkomburg unweit Schwäbiſch Hall befindet, thut eine Frau, die perſonifizirte Kirche, dasſelbe[4]). Zu demſelben ſtimmt auch die betreffende Darſtellung des Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg. Das als „Ecclesia“ bezeichnete Weib ſitzt hier auf einem vierfüßigen Tiere, deſſen vier Füße und Köpfe je einem der vier bekannten Evangeliſtenzeichen entſprechen[5]). Auf dem berühmten Genter Altarwerk endlich ſteht in der nach apokalyptiſchen Motiven entworfenen Anbetung des Lammes ein Kelch neben dem Lamm, und in dieſen fließt aus einer Wunde an der Bruſt deſſen Blut. Aus allen dieſen verſchiedenen Auffaſſungen ſcheint ſich zu ergeben, daß von einer Abhängigkeit der hierher gehörigen Darſtellungen von ſzeniſchen Aufführungen nicht die Rede ſein kann. Da nun der Kelch mit dem Blute Chriſti ohne Zweifel ſymboliſche Bedeutung hat, ſo dürfte zunächſt daran zu erinnern ſein, daß der Gründonnerstag ſchon in ſehr alter Zeit neben ſeinem gewöhnlichen Namen, „dies Coenae Domini“ zuweilen auch „natalis Calicis“ heißt; wenn die früher dem heiligen Eligius, Biſchof von Noyon, zugeſchriebene Homilie, in welcher ſich dieſer Name zuerſt finden ſoll[6]), auch jenem nicht angehört, ſo ſtammt

1) Die einzige Ausnahme bildet der Engel, welcher im Donaueſchinger Paſſionsſpiele (Mone II, 324) die Seele des bußfertigen Schächers empfängt, der aber mit Chriſtus direkt nichts zu thun hat.

2) Jahrb. f. roman. u. engl. Lit. V, 64.

3) Abhandlungen der phil. hiſt. Kl. der K. ſächſ. Geſellſch. d. Wiſſenſch. Bd. VIII, S. 277 (Springer). — 4) Chriſtl. Kunſtblatt, Jahrg. 1883, S. 53.

5) Gazette archéologique 1884, pl. IX.

6) Bibliotheca maxima veter. patr. tom. XII, pag. 313 (homilia X). Engelsköpfe zu beiden Seiten des Gekreuzigten in der Höhe kennt u. a. allerdings auch eine Bamberger Elfenbeintafel vom Jahre 1014; es iſt aber zweifelhaft, ob man ſich die Engel als Kinder vorzuſtellen hat, und von einem Kelch iſt nirgends eine Spur vorhanden; vgl. Forſter's Geſch. d. deutſchen Kunſt, Tl. I, Tafel V.

Digitized by Google

ſie doch wenigſtens aus dem achten Jahrhundert. Nehmen wir nun liturgiſche Elemente von ſymboliſcher Bedeutung an, deren Zweck die Verherrlichung des Kelches war, und welche die gemeinſame Grundlage der ſo zahlreichen hierher gehörigen Kreuzigungsbilder wie der ſo ſeltenen dramatiſchen Verwendung des Kelches bildeten, ſo begreift es ſich leicht, daß von den beiden Künſten in dieſer Beziehung jede ihren eigenen Weg gehen mußte. Das Drama wußte, je weltlicher es wurde, und je weiter es ſich von ſeiner liturgiſchen Grundlage entfernte, mit einem ſo rein ſymboliſchen Vorgange wenig oder nichts anzufangen; die bildende Kunſt hingegen hat denſelben zu immer reicheren und verklärteren Schilderungen zu verwerten gewußt. Daß man aber den „Geburtstag des Kelches“ auch bei Darſtellungen anbrachte, deren Gegenſtand nicht der eigentlichen dies Coenae Domini, ſondern dem darauffolgenden Karfreitag angehörte, hat nichts Auffallendes, wenn man erwägt, daß das Symbol als ſolches im Grunde die Ereigniſſe beider Tage in Anſpruch nahm.

Was den eigentlichen Todesmoment Chriſti betrifft, ſo wurde derſelbe in Verbindung mit dem der beiden Schächer in einer Weiſe handgreiflich dargeſtellt, von welcher ſich in den Myſterien wie in der kirchlichen Kunſt Zeugniſſe finden. Im Donaueſchinger Paſſionsſpiel [1]) findet ſich nämlich folgende Bühnenweiſung: „In dissem sol jeglicher schacher ein bildly im mull han, als ob es ein sel were. den nimpt der engel des guten schachers sel und gat in himel, und der tüffel des andern sel und loufft mit grossem geschrey in die hell.“ Im Augsburger Paſſionsſpiel iſt nur von Chriſti Seele die Rede; dieſe hat die Geſtalt einer weißen Taube und ſchwingt ſich ſelbſt zum Himmel auf [2]). Im Heidelberger Paſſionsſpiel ſtellt die Taube die Seele des Dismas dar, die des Geſtas wird ebenfalls erwähnt, aber nicht genauer geſchildert [3]). Das Luzerner Spiel von 1583 endlich hat alle drei Seelen. Diejenige Chriſti, eine wirkliche Taube, war in eine Höhlung des Kreuzes eingeſperrt; im gegebenen Momente wurde nun der Verſchluß geöffnet, und die Taube flog heraus. Der unbußfertige Schächer ſodann hatte ein Eichhorn und der bußfertige eine menſchlich geformte Puppe im Buſen verborgen; jenes wurde von einem Teufel und dieſe von einem Engel herausgezogen [4]).

Auch der bildenden Kunſt iſt dieſe Symbolik keineswegs fremd geblieben; Abweichungen im Einzelnen kommen ſelbſtverſtändlich nicht in Betracht. In Luinis großem Freskogemälde zu Lugano ſind die beiden Schächerſeelen in menſchlicher Geſtalt, aber winzig klein dargeſtellt, auf

1) Mone II, 324. — 2) Ausgabe v. Hartmann S. 68.
3) Ausgabe v. Milchſack, S. 249.
4) Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, No. 292.

Digitized by Google

dem Sacro Monte von Varallo bloß die des Dismas. Der Schnitzaltar von S. Nicolai in Stralfund hat wieder beide [1]), ebenfo der aus Dürer's Werkftatt zu Ober-St.-Veit [2]) nebft dem Basler Entwurfe Dürers [3]), ferner der Altar zu den fieben Schmerzen Mariae in Calcar [4]). Das Freskobild des Nicolò Pietro Gerini im Kapitelfaale von S. Francesco in Pifa [5]) endlich ift nur teilweife erhalten; fonft würde neben der Seele des unbußfertigen Schächers aller Wahrfcheinlichkeit nach auch die des bußfertigen fichtbar fein. Diefelbe Vorftellung findet fich übrigens auch auf andere Sterbende übertragen, innerhalb der Paffionsgefchichte z. B. auf Judas Ifcharioth; im Typanon des Weftportals des Freiburger Münfters verläßt eine winzige menfchlich geftaltete Figur, alfo wieder die perfonifizirte Seele, den Leib des an einem Baum aufgeknüpften [6]). Ebenfo wird auf dem Steinreliefe des elften oder zwölften Jahrhunderts im Basler Münfter welches die Marter des heiligen Vinzentius darftellt, die Seele des Märtyrers in Kindesgeftalt gen Himmel getragen. Mehrere in diefer Weife dargeftellte Seelen enthält der „trionfo della Morte" im Campo santo von Pifa [7]).

Die Frage nach der Priorität ift hier nicht fo ganz einfach. Nicht nur das Basler Steinrelief, fondern auch das Freskobild des Gerini von 1382 ift älter als irgend eine beglaubigte Aufführung mit bildlichen Darftellungen der menfchlichen Seele. Letztere haben überhaupt fymbolifche Bedeutung, und eine in der Kirche feit uralter Zeit übliche Bezeichnung nennt den Todestag der Märtyrer geradezu als deren Geburtstag: Natalis vel Natale et Natalitium vocatur Sanctorum ex hoc saeculo commigratio: quia ut saeculo et mundo moriuntur, ita tunc coelo nascuntur [8]). Diefer Vorftellung wollte die Kunft offenbar zum Ausdrucke verhelfen, wenn fie die Seelen derfelben, und unter ihnen auch die Chrifti in der angegebenen Weife verfinnlichte. Zugleich mochte auch der Begriff des Geburtstages bewirken, daß man diefelben fo klein darftellte; doch könnten hier auch noch andere Urfachen mitgewirkt haben, vielleicht altheid-

1) Balt. Studien XVI, 2, 136.

2) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiffion, XVI, 82.

3) No. 135. — 4) Wolff S. 80. — 5) Abgebildet „Denkmäler der Kunft" 62.

6) Bock, Der Bildercyklus in der Vorhalle des Freiburger Münfters. Tafel I. Nicht zu verwechfeln mit dem Vogel, welcher zuweilen den Mund des Judas verläßt und nicht als eine finnliche Darftellung von Ev. Joh. XIII, 27 „et post buccellam intravit in eum Satanas" ift; vgl. Mone II, 258, Heider, Beiträge zur chriftl. Typologie aus Bilderhandfchriften des Mittelalters, Tafel IV.

7) Woltmann u. Woermann I, Fig. 136.

8) Vgl. den Artikel Natalis im Glossar med. et infim. Latinitatis von Du Cange und Henfchel (tom. IV, pag. 603).

Digitized by Google

niſche Vorſtellungen, welche Jahrhunderte hindurch weiterlebten [1]), vielleicht auch die Erwägung, daß nur ganz kleine Figürchen aus dem Mund eines Sterbenden herauskommen konnten. Daß man nun auch die der Gottloſen, z. B. die des Judas oder des Geſtas in ähnlicher Art abbildete, nur in den Klauen eines Teufels ſtatt in den Händen eines Engels und nicht aufwärts blickend, ſondern nach der Erde zurückſtrebend, hat im Grunde nichts auffallendes. Ebenſowenig dürfen wir uns wundern, wenn zuweilen eine weiße Taube an die Stelle der menſchlich geſtalteten Seele eines Gerechten tritt; für Chriſtus ſelbſt lag dieſe um ſo näher, als ſie ja die ſinnliche Erſcheinungsform des heiligen Geiſtes war, und auf den bußfertigen Schächer konnte ſie dann leicht von jenem übertragen werden.

Wenn nun aber die Auffaſſung des Todes eines Frommen als deſſen Geburt für das Jenſeits ſchon ſeit den Zeiten Auguſtins nachweisbar iſt, ſo iſt es auch ganz begreiflich, daß ſich die ohnehin dem Symboliſchen ſehr ergebene Kunſt des frühern Mittelalters ebenfalls dieſer Vorſtellung bemächtigte. Da ferner die bildende Kunſt an und für ſich viel älter iſt als das geiſtliche Schauſpiel des Mittelalters, ſo iſt es auch ganz wohl denkbar, daß ſpeziell in dieſem Falle das Schauſpiel das Motiv bei jener entlehnt hat; daß das Verhältnis ſonſt in den meiſten Fällen ein umgekehrtes iſt, beweiſt noch nichts dagegen, ſo wenig als Ausnahmen im allgemeinen im Stande ſind, Regeln aufzuheben.

Was das Zerreißen des Vorhanges im Tempel beim Tode Jeſu betrifft, ſo wird uns aus Amiens berichtet, bei den Worten „velum scissum est medium“, ſei derſelbe vor dem Sanctuarium gefallen, und in Jumièges und Rouen ſoll derſelbe förmlich zerriſſen worden ſein [2]). Dazu ſtimmt Heinrich Vogthers Holzſchnitt in dem bei Grüninger in Straßburg gedruckten neuen Teſtament [3]). Ich weiß wohl, daß hier die Berichte der Evangeliſten das Nämliche enthalten, glaube aber, daß die Künſtler ohne dramatiſche oder wenigſtens liturgiſche Vorbilder ſchwerlich gerade auf die Darſtellung dieſes Momentes gekommen wären. Außerdem erinnert der ganze Holzſchnitt auch in anderen Dingen lebhaft an die mittelalterliche Myſterienbühne.

Zwiſchen den Tod Jeſu und die Kreuzabnahme verſetzt der Evangeliſt Johannes den bekannten Lanzenſtich, welcher die Seitenwunde Chriſti zur Folge hatte [4]). Sowohl das geiſtliche Schauſpiel als die bildende Kunſt haben ſich dieſes Zuges mit Vorliebe bemächtigt, jedoch in

1) Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters S. 366.

2) Du Méril. Origines latines pag. 50.

3) Abgebildet bei Muther, Die deutſche Bücherilluſtration der Gothik und Frührenaiſſance. Tafel 250. — 4° XIX, 34.

Digitized by Google

einer Weiſe, welche deutlich neben dem Berichte des Evangeliſten erſtens den Einfluß der Legende und zweitens Einwirkungen der Spiele auf die Bilder verrät. In der Legende heißt der bei Johannes namenlos auftretende Kriegsknecht Longinus, er iſt überdies blind und wird infolge des Stiches durch das aus der Wunde fließende Blut Chriſti ſehend [1]). Wahrſcheinlich hat die Legende den Longinus genannten Kriegsknecht mit dem römiſchen Hauptmann verwechſelt, welcher bei den Synoptikern unmittelbar nach Jeſu Tod für deſſen göttliche Natur Zeugnis ablegt [2]). Urſprünglich war wohl unter der Blindheit desſelben ſein bisheriger Heidenglaube und unter ſeiner Heilung durch das Blut Chriſti die Erkenntnis der chriſtlichen Wahrheit und folglich ſeine Erlöſung durch jenes verſtanden; ſpäter aber wurde die anfangs ſinnbildliche Legende buchſtäblich aufgefaßt, und an die Stelle der geiſtigen Blindheit trat nun die leibliche. Die Myſterien, welche dieſen Zug haben, ſtehen ohne Ausnahme auf dieſem Standpunkte; Longinus wird hier, da er den Weg zum Kreuze Chriſti nicht ſelber finden kann, von einem Knechte herangeführt, und, nachdem er den Lanzenſtich gethan, ſtreicht er „die blutigen hend an sin ougen und tut, als ob er gesechen sy worden“. So lautet die Bühnenweiſung im Donaueſchinger Paſſionsſpiel [3]), und im Heidelberger heißt es ebenfalls „greyffet ann sein augenn [4])“. Dieſe Situation iſt es nun, welche in zahlreichen bildlichen Darſtellungen wiederkehrt, z. B. in dem Holzſchnitte des Urs Graf in der Passio domini nostri [5]), im Zeitglöcklein [6]), in Luinis Kreuzigungsbild in Lugano, in einer ehemals zu Rathhauſen befindlichen Glasſcheibe [7]) u. ſ. w. Luini namentlich hat mit großer Deutlichkeit den Moment nach dem Stiche darzuſtellen gewußt, nicht nur dadurch, daß die Seitenwunde Chriſti ſchön ſichtbar iſt, ſondern namentlich auch in der Art und Weiſe, wie Longinus die Lanze in der Rechten hält. Im Zeitglöcklein iſt ſogar das linke Auge, an welches der Ritter die Hand ſchon gehalten hat, bereits geſund und offen, das rechte hingegen iſt geſchloſſen und noch blind. Daneben giebt es nun freilich auch Bilder, welche den Longinus zwar anbringen, ohne jedoch ſeine Blindheit und Geneſung irgendwie anzudeuten. Zu dieſen gehören u. a. das Hauptportal des Domes zu Hildesheim mit ſeinen Skulpturen vom Jahre 1015, bei welchen freilich Bühneneinflüſſe ganz undenkbar ſind [8]), ferner der

1) Jacobus a Voragine. Legenda aurea cap. XLVII (p. 202 ed. Graesse).

2) Matth XXVII, 54, Marc. XV, 39, Luc. XXIII, 47. — 3) Mone II, 326.

4) Ausgabe v. Milchſack S. 249 ff.; vgl. auch Carmina Burana p. 107. Frankfurter Archiv III, 181. Jubinal. Mystères inédits II, 256, 257. Monmerqué et Michel. Théâtre français au moyen âge, pag. 14. Freiburger Zeitſchrift III, 64, 65, 177, 178.

5) Fol. 31. — 6) s 7. — 7) Geſchichtsfreund XXXVII, 252.

8) Abgebildet u. a. bei Otte I. 539.

Digitized by Google

Hortus deliciarum, in welchem Longinus dem Beſchauer mit übergroßen Augen entgegenglotzte [1]). Aber auch das Dürer'ſche Altarwerk von Ober-S.-Veit und die ihm vorausgegangene Silberſtiftzeichnung des Basler Muſeums verraten in dieſer Beziehung wenigſtens keinerlei Einwirkung der Bühne. Ebenſo ſehen in der betreffenden Terrakottagruppe des Sacro Monte von Varallo die Augen des in voller Rüſtung auf einem Schimmel ſitzenden und einen kräftigen Lanzenſtoß führenden Römers völlig normal aus.

Natürlich fehlt in den meiſten Bildern auch derjenige nicht, welcher dem dürſtenden Heilande den Eſſigſchwamm reicht; da er jedoch keinerlei Züge verrät, welche über die Evangelien hinausgehen, ſo braucht hier nicht weiter von ihm die Rede zu ſein. Sonne und Mond, meiſt als Genien, welche ſchmerzerfüllt ihr Haupt verhüllen, dargeſtellt, ſcheinen im Ganzen mehr der ältern Epoche der Kunſt anzugehören, in welcher noch Kirche und Synagoge als weibliche Perſonifikationen unter dem Kreuze ſtehen, erſtere mit dem Kelch in der Hand [2]). Daß das Licht der Sonne erloſch und Finſternis die Erde bedeckte, berichten überdies die Evangeliſten [3]). Später ſcheinen die beiden Geſtirne durch die klagenden Engel verdrängt worden zu ſein, was jedoch keineswegs hinderte, daß ſie gelegentlich noch, teils ſtatt der Engel, teils neben denſelben vorkommen [4]).

Werfen wir nun, nachdem wir die einzelnen Züge der Leidensgeſchichte mit beſtändiger Rückſicht auf Paſſionsſpiele und Paſſionsbilder durchgenommen haben, noch einen Blick auf das Ganze, ſo dürften noch folgende Wahrnehmungen hervorgehoben werden. Die Kunſt ſtellt dasjenige, was in den Evangelien als in chronologiſcher Reihenfolge geſchehen erzählt wird, gleichzeitig dar. Luini z. B. hat in ſeinem ſchon oft erwähnten Freskobilde das, was dem Tode Jeſu voranging, das Würfeln um ſeine Kleider, das Läſtern der Phariſäer und Schriftgelehrten, das Darreichen des Eſſigſchwamms in demſelben Bilde, in welchem das enthalten iſt, was erſt nach Chriſti Tod eintritt, alſo das Bekenntnis des römiſchen Hauptmanns oder der Lanzenſtich des Longinus. Kaum weniger groß iſt der Sprung in der ebenfalls ſchon erwähnten Handzeichnung Schongauers im Basler Muſeum [5]): hier wird das Kreuz erſt zurecht gemacht, Chriſtus ſitzt entkleidet daneben, und das Würfelſpiel der Kriegs-

1) Gazette archéologique, 1884 pl. 9.

2) Ebend. u. Chriſtl. Kunſtblatt, Jahrg. 1883, S. 53.

3) Matth. XXVII. 45, Marc. XV, 33, Luc. XXIII, 45.

4) Z. B. in einem Gemälde Behams, No. 86 der Donaueſchinger Gemäldeſammlung (vgl. Woltmanns Katalog S. 45) oder in Dürers großer Holzſchnittpaſſion.

5) No. 129. —

Digitized by Google

knechte hat gleichwohl ſchon begonnen. In ſolchen Fällen folgt die Kunſt offenbar weder ihren Quellen, den Evangelien, noch ihren eigenen Geſetzen; ſie ſcheint vielmehr Eindrücken zu folgen, welche ihr anderswoher zugeführt wurden. Betrachten wir nun z. B. den Plan des ſchon ſo oft zitirten Donaueſchinger Paſſionsſpiels, wie er in der Handſchrift desſelben erhalten iſt [1]), ſo erkennen wir leicht, daß in dem verhältnismäßig engen Raume C ſich ſämtliche Spieler, auch diejenigen, deren Rolle eigentlich ſchon zu Ende war, um die drei Kreuze 18, 19 und 20 herum gruppiren mußten. Dieſe Gruppierung behielten nun diejenigen Künſtler bei, welche überhaupt von den Schauſpielen mehr oder weniger abhangen, während Andere, welche mehr Selbſtändigkeit hatten und mehr den Geſetzen ihrer eigenen Kunſt folgten, anders verfuhren. Zu jenen gehört z. B. Dürer in dem aus ſeiner Werkſtatt hervorgegangenen Altarwerke zu Ober-S.-Veit nebſt dem eigenhändigen Basler Entwurf [2]), Albrecht Altdorfers Kreuzigung in der Augsburger Galerie [3]), ein älteres Bild aus der Schule Meiſter Stephans im Kölner Muſeum [4]), Luini in ſeinem Freskobilde zu Lugano u. a. m. Bei Luini erinnert manches, namentlich die Säulenhallen auf beiden Seiten, deren eine die Dornenkrönung und die andere den Auferſtandenen unter den Apoſteln nebſt Thomas enthält, deutlich an die geiſtliche Bühne. Auch die Kreuztragung und Grablegung zwiſchen den beiden Hallen, ſowie das Gebet des Herrn am Ölberg und die Himmelfahrt links und rechts im Hintergrunde deuten an, wie man ſich eine Bühne und die verſchiedenen auf ihr aufgeführten Handlungen ungefähr zu denken hat. Namentlich deutlich ſpiegelt ſich die Bühneneinrichtung ferner auf dem ſchon erwähnten Holzſchnitte Vogthers [5]). Hier fehlen auch die Thore nicht, welche auf dem Plane des Donaueſchinger Spiels die drei Abteilungen der Bühne von einander trennen. Das eine derſelben iſt zugleich das Stadtthor von Jeruſalem, und durch dasſelbe bewegt ſich gerade der Zug, in welchem Chriſtus unter der Laſt des Kreuzes zu Boden ſinkt; das andere befindet ſich zwiſchen dem Hügel Golgatha und dem Garten mit Chriſti offenem Grabe. Joſeph von Arimathia und Nicodemus haben den vom Kreuz genommenen Leichnam durch dasſelbe eben hereingetragen, rechts im Vordergrunde ziehen die Grabwächter heran. Das hindert

1) Mone II, 156.

2) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion XVI, 81 ff. Saal der Handzeichnungen in Baſel No. 135. — 3) Woltmann u. Woermann II, S. 415.

4) No. 14 des Katalogs von 1862.

5) Muther a. a. O. Tafel 250. Auch die Darſtellung der „ſieben Schmerzen Mariae" von Hans Memling, gegenwärtig in der Turiner Gemäldeſammlung, welches mit Chriſti Einzug in Jeruſalem beginnt und mit der Wanderung nach Emmaus ſchließt, und deſſen zahlreiche Szenen ſich rings um das die Mitte bildende Jeruſalem gruppiren, gehört hierher.

Digitized by Google

natürlich nicht, daß wir links im Hintergrunde den Heiland noch zweimal ſehen, zuerſt entkleidet auf dem Kreuzesſtamme ſitzend, wobei ihm ein Scherge die Zunge ſo weit als möglich herausſtreckt, dann am Kreuz feſtgenagelt zwiſchen den beiden Schächern. Endlich ſehen wir in unmittelbarſter Nähe der drei Kreuze, zugleich aber auch in unmittelbarſter Nähe der Kreuztragung, den Tempel von Jeruſalem, in welchem gerade der Vorhang zerreißt, und über welchem die Sonne ſchwarz am Himmel ſteht. Da ſich der Künſtler die Begräbnisſtätte der Juden wie einen chriſtlichen Kirchhof unmittelbar vor dem Tempel dachte, ſo läßt er vor demſelben auch mehrere nackte Todte aus ihren Gräbern ſteigen. Es dürfte wohl nur wenige Bilder geben, welche dem Beſchauer von der ganzen Einrichtung einer mittelalterlichen Schaubühne eine ſo deutliche Vorſtellung geben wie gerade dieſes.

Wie ganz anders verfährt in dieſer Beziehung der jüngere Holbein! Seine Handzeichnung im Basler Muſeum [1]) enthält nichts als die römiſchen Krieger rechts und die Frauengruppe links, unter letzterer Maria von Johannes gehalten; die übrigen Figuren fehlen. In ſeiner gemalten Paſſion ſind allerdings die würfelnden Kriegsknechte noch angebracht, ſonſt aber zeigen die bei den übrigen Anweſenden unverkennbaren Zeichen des Aufbruchs nach der Stadt, daß Chriſtus bereits verſchieden iſt.

Kreuzabnahme und Grablegung kommen für unſern Zweck zunächſt darum weniger in Betracht, weil ſie nur die in den Paſſionsbildern üblichen Figuren teilweiſe wiederholen [2]), dann aber auch, weil die poetiſchen Quellen hier etwas ſpärlich fließen. Doch mögen einzelne Züge wie z. B. der, daß der Leichnam Chriſti in Mariens Schoß gelegt wird [3]), oder Marias Ohnmacht ebenfalls aus den Myſterien entlehnt ſein [4]). Wenn Johannes hier die Mutter des Herrn wieder unterſtützt, ſo wiederholt ſich ein ſchon früher beſprochenes Motiv; vielleicht weiſt auch noch die ſtarke Betonung der drei Nägel [5]) auf ſzeniſche Vorgänge.

1) No. 48.

2) Die einzigen, welche neu hinzutreten, ſind die des Joſeph von Arimathia und des Nicodemus.

3) Mone II, 331. Leskien, Altkroatiſche geiſtliche Schauſpiele (Leipziger Univerſitätsſchrift v. 1884) S. 12.

4) Mone II, 331; dazu vgl. die berühmte Kreuzabnahme des Rogier van der Weyden in Madrid (Crowe u. Cavalcaselle, Geſch. d. altniederländ. Malerei, deutſch v. Springer, S. 239).

5) Vgl. z. B. Mone II, 138, wo jedoch in Bezug auf die Füſse der Plural „clavos", falls er nicht aus bloſser Ungenauigkeit hervorgegangen iſt, ſehr auffällt. Zu vgl. iſt ferner Dürers kleine Holzſchnittpaſſion.

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

Lorenzo Valla über Thomas von Aquino.

Von J. Vahlen.

Laurentius Valla gehört zu den ausgezeichneten und für alle Zeit unvergeßlichen Männern, bei denen es geſtattet iſt, auch minder bedeutende Reſte ihrer Schriftſtellerei zu ſammeln und aufzuheben. Was ich hier von ungedruckter Litteratur Vallas mittheile, iſt von ſolcher Art, unſcheinbar und geringfügig an ſich, aber dennoch geeignet, einen kleinen Beitrag zur Charakteriſtik des Mannes zu liefern, der, eine markige Natur von ſcharf ausgeprägten Zügen, ſeine Eigenart nirgends verläugnet. Es iſt eine Rede von Valla, gehalten zu Ehren des S. Thomas von Aquino. Der fleißige Poggiali in ſeinen Memorie intorno alla vita e agli scritti di Lorenzo Valla hat S. 174 aus Casimir Oudinus Commentarius de scriptoribus ecclesiae antiquis (Lipsiae 1722) fol. Tom. III p. 2441 die Notiz reproduzirt, daß ſich Laurentii Vallae oratio in laudem S. Thomae nebſt einigen anderen opuscula deſſelben in einer Handſchrift der bibliotheca Sfortiana in classe physicorum et moralium n. 27 finde, geſehen aber hat er die Handſchrift nicht, und weiß nicht, welchem der verſchiedenen Thomas genannten Heiligen die Rede gelte, äußert aber die Vermutung, daß, wenn ſie den Aquinaten betreffe, Valla ſie wohl in ſeinen ſpäteren Lebensjahren aufgeſetzt und nicht unterlaſſen haben werde, die wenig reſpektvolle Art, mit welcher er in ſeinen Adnotationes in Novum Testamentum über Thomas von Aquin geurteilt habe, wieder gut zu machen. Die Stelle, welche Poggiali im Auge hat, ſteht in den Adnotationes zum 1. Corintherbrief c. 9 p. 865 b der Baſeler Geſamtausgabe der Werke Vallas von 1540, in der Spezialausgabe von Iacobus Revius p. 137, und lautet ſo: Hoc loco Remigius 'sacrarium' ad idola, 'altare' ad deum refert. Quem et item Thomam Aquinatem non dico homines non sane excultos neque ita multum bonis litteris eruditos sed ignaros omnino linguae graecae miror ausos commentari Paulum graece loquentem, praesertim post tot graecos commentatores et latinos eiusdem linguae peritos. Et postea aiunt Paulum sese post confecta commentaria Thomae exhibuisse testificantem a nemine magis quam a Thoma intellectum. Etiamne magis quam a Basilio, Gregorio Nazianzeno, Chrysostomo? Quid Graecos dico? Etiam magis

Digitized by Google

quam ab Hilario, Ambrosio, Hieronymo, Augustino? Peream, nisi id commentitium. Nam cur eum Paulus non admonuit erratorum suorum, cum ob alia tum ob ignorantiam linguae graecae? Haec res faceret mihi fidem. Paulum huic apparuisse, sicut eundem apostolum apparuisse Ambrosio et loculum Gervasii et Prothasii patefecisse ipsius rei veritas indicavit. At ii quos modo nominavi nollent a se dici commentarios illos esse factos, nedum crederetur a Paulo apostolo tantopere fuisse comprobatos. Außer dieſem zuſammenfaſſenden Urteil über Thomas' Commentaria zu den Briefen Pauli, das an Derbheit nichts zu wünſchen läßt, hat Valla in ſeinen Adnotationes keine Rückſicht auf denſelben genommen, ſo oft ſich ihm auch Gelegenheit dazu bieten konnte. Denn während Thomas ohne jegliche Beziehung auf das griechiſche Original ſeine Erklärungen an die verbreitete lateiniſche Überſetzung heftet und ſich mitunter mit verſchiedenen möglichen Deutungen müht, die angeſichts des griechiſchen Wortlautes in nichts zerſtieben, war es Vallas ausgeſprochener und mit Eifer verfolgter Zweck, die hergebrachte lateiniſche Überſetzung am griechiſchen Texte zu meſſen und nach Möglichkeit zu berichtigen. Doch was Valla unterliess, hat ſpäter Erasmus nachgeholt, der auch kein Bewunderer des Thomas war, und wie er Vallas Werk zuerſt an das Licht gezogen und ſeine Bemühungen fortgeführt hat, ſo auch gleichſam die Belege für Vallas Urteil über Thomas' Commentar erbracht hat (vgl. Revius f. 260 v.). Ob aber Poggiali's Vermutung, Valla werde ſpäter den Unglimpf dieſer Beurteilung bereut und ſich beeilt haben, den Fehl zu ſühnen, das Rechte traf, wird ſich bald ergeben. Denn daß die Rede wirklich den Thomas von Aquin angeht und einiges weitere über ſie, hätte Poggiali, auch ohne jene Handſchrift zu kennen, wiſſen können. Es iſt uns nämlich an nicht gar abgelegenem Ort ein zeitgenöſſiſches Urteil über die Rede erhalten. Gaspar Veronensis in ſeinem Werk De gestis tempore P. M. Pauli II, welches Muratori in die Scriptores rerum italicarum T. III P. 2. 1734 aufgenommen (mangelhaft und unvollſtändig, ſo daß Gaetano Marini in den Archiatri Pontificii II p. 1784 beträchtliche Ergänzungen bringen konnte), ſchreibt p. 1035 in dem Abſchnitt über den Cardinalis, Rotomagensis prius, post vero Andegavensis von dieſem folgendes: Hic quum audivisset Laurentium Vallam de laudibus Sanctissimi Thomae Aquinatis oratorem hic in templo Sanctae Mariae supra Minervam (welche Kirche den Dominicanern gehörte, Muratori p. 1023), illum insanire iudicavit, nec a vero iudicio destitit. Nam quum de virtutibus paene inenarrabilibus Thomae Aquinatis Valla esset dicturus, evagatus est atque stulte digressus, de exordiorum natura dissertans more rhetorum qui sic disputare in scholis consueverunt. Fuit ergo illius oratio velut pannus consutus et ex varietate pannorum confectus. Quamobrem censura huius principis apud omnes valuit plurimum.

Gaspar Veronensis, über den Marini's unvergleichliche Akkuratesse (Archiatri pontificii I p. 177 n.) dankenswerte Mitteilungen macht, war ein jüngerer Zeitgenoſſe Valla's, der ihn ſelbſt einmal p. 327 ed. Bas. nennt, und bekleidete gleichzeitig mit ihm unter Callixtus III. ſeit 1455 das apoſtoliſche Sekretariat, hatte auch, ich weiß nicht genau, ſeit welchem Jahre, gleich Valla, einen Lehrſtuhl der lateiniſchen Litteratur an der Sapienza inne, hat aber dann Valla noch geraume Zeit überlebt, wie auch die Geſta Pauli lange nach Valla's Tode, im Jahre 1465, geſchrieben ſind. Verſtehe ich nun die angeführte Stelle recht, ſo hat Gaspar Veronenſis Valla's Rede ſelbſt mit angehört und fügt dem mitgeteilten Urteil des

Digitized by Google

Cardinalis Rotomagensis die Begründung aus eigenem hinzu; und um den Spott, mit dem dies geschieht, im rechten Lichte zu sehen, wird es gut sein, sich daran zu erinnern, daß dieser Veronese zu Valla's Freunden nicht gehörte. Poggio ihn vielmehr in seiner Invectiva II in Vallam p. 88 unter Valla's entschiedensten Widersachern mit Antonius Panormita und Bartholomaeus Facius in einer Reihe nennt. Ob sich aus Gaspars Anführung genau das Jahr feststellen läßt, wann Valla die Rede gesprochen, weiß ich nicht, und es verschlägt nicht viel; daß sie in Valla's letzte Lebensjahre gehört, unterliegt ohnehin keinem Zweifel. Diese Rede nun, die, wie wir sehen, in ihrer Zeit wenigstens Aufsehen gemacht hat und nicht spurlos vorüber gegangen ist, hat sich erhalten. Zwar kann ich über die von Oudinus erwähnte Handschrift der bibliotheca Sfortiana keine Auskunft geben, aber es enthält sie auch die Pariser Handschrift n. 7811, aus welcher Herr Prof. Hartel in Wien sie vor Jahren für mich abgeschrieben hat. Sie ist im ganzen wohl erhalten, so daß es nicht grosser Nachbesserung bedurfte, um einen leidlich lesbaren Text herzustellen*). Die Handschrift, welche die Aufschrift trägt Laurentii Vallae Encomium sancti Thomae Aquinatis, ist dieselbe mit derjenigen, welche in Philippi Labbei Nova bibliotheca MSS. librorum (Paris. 1653) p. 303 so verzeichnet ist: In MMXCII et duobus seq. Laurentii Vallae encomium S. Thomae Aquinatis. Defensio quaestionum in philosophia. Reconciliatio dialecticae et philosophiae. Invectivae contra Bartholomaeum Facium et Antonium Panormitam. Wenn auf dem ersten Blatt der Handschrift die Bemerkung zu lesen ist: Ego in hisce libellis dictionem et ingenium Laurentii desidero, quare putaverim Francisci potius esse aut alterius cuiuspiam Vallensis nominis studiosi quam Laurentii ipsius, so weiß ich zwar nicht, von wem die Notiz herrührt, aber das ist gewiß, daß ihr Schreiber weder dictionem noch ingenium Laurentii genügend gekannt hat; so sehr trägt die Rede, um von den übrigen hier genannten Schriften zu schweigen, in all und jedem das echte Gepräge Valla'scher Art.

Valla hebt an mit der Sitte der Griechen und Römer, im Eingang ihrer Reden vor Gericht und vor dem Volk, die Götter anzurufen, und will von dieser im Laufe der Zeit in Vergessenheit geratenen Sitte, jetzt da er über Thomas Aquinas zu reden sich anschicke, in seiner Weise Gebrauch machen. Wir erkennen in dieser weithergeholten, auch noch durch ein Citat aus Sallust verunzierten Ausführung das Exordium, welches Gaspar Veronensis' Verdruß erregt hatte. Und freilich nach unserem Geschmack ist dies nicht, allein solche Vermengung von Antikem und Christlichem ist einer der charakteristischen Züge der Frührenaissance, und diese nur zu begreifliche Liebhaberei hat noch lange vorgehalten: so daß nicht zu glauben ist, die Mehrzahl der Zuhörer Valla's werde sich an diesem Eingang ebenso gestoßen haben, wie jener Berichterstatter. Ja die Thatsache selbst, daß die Dominicaner von dem berühmten Latinisten sich die Festrede halten lassen, kann vielmehr als ein Indicium dafür gelten, wie sehr damals das humanistische Interesse auch in die Kirche eingedrungen war. Was dann Valla weiter ausführt über den Unterschied von martyres und confessores, zu welchen letzteren Thomas von der Kirche gerechnet ward, und über dessen unvergleichliche Tugenden, ist im homiletischen Stil gehalten und ohne Belang, und um

*) Die vorgenommenen Änderungen einzeln zu verzeichnen, habe ich für unnotwendig gehalten. Nur die Zusätze sind in Klammern eingeschlossen.

Digitized by Google

deswillen war es nicht nötig, die Rede aus der Ruhe der Vergeſſenheit, in der ſie bereits geborgen lag, wieder aufzuſtören. Allein es giebt einen Punkt, bei dem man nicht ohne Intereſſe fragt, welche Stellung Valla dem Aquinaten gegenüber genommen haben werde. Valla hatte in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts, als er ſelbſt kaum ein Dreißiger war, von ſeinem eigenſten Felde, der Beredſamkeit, aus einen Streifzug in das Nachbargebiet der Logik und Dialektik unternommen. Wie er in den Elegantiae die lateiniſche Sprache von den Vulgarismen der Zeit und den Schlacken des Mittelalters zu reinigen und auf den antiken Usus zurückzubringen ſich bemüht hatte, ſo wagte er in den Quaestiones dialecticae oder, wie er ſie auch genannt wiſſen wollte, der Repastinatio philosophiae, den kühnen Verſuch, die Herrſchaft der durch Boetius u. a. auf Ariſtoteles ſelbſt zurückgeleiteten ſcholaſtiſchen Logik zu brechen. Mit klarem aber derbem Verſtande griff er in die ſubtilen Gewebe der ſcholaſtiſchen Schluß- und Urteilsformeln und ſuchte an Stelle der verwirrenden Manchfaltigkeit einfachere, dem natürlichen Denken beſſer entſprechende Formen zu ſetzen. Und nicht gegen die Logik allein richtete er ſeinen Angriff, ſondern der notwendige Zuſammenhang der Dinge brachte es mit ſich, daß er von den Kategorien angefangen, faſt alle metaphyſiſchen und ethiſchen Grundbegriffe des Ariſtoteles ſeiner Kritik unterzog, immer geleitet von der Einfachheit des Denkens und den Forderungen der lateiniſchen Sprache. Ein ſpezielleres Eingehen auf dieſe Schrift liegt hier von meinem Wege ab und ich darf um ſo eher darauf verzichten, als ich mich auf meine früheren näher in die Sache eintretenden Erörterungen beziehen kann*). Nur eins ſei hervorgehoben. Wer bei dieſem Werke den Nachdruck dahin legt, was Valla für den Ausbau der Logik geleiſtet, wird ihm einen beſonderen Wert nicht beimeſſen; und er würde auch dadurch nicht geſichert, daß man wirklich noch einiges darin aufweiſen kann, das noch heute in der Logik fortgeführt wird, obwohl man vergeſſen hat, daß es von Valla herrührt. Allein nach meinem Dafürhalten muß man, um dem Werke gerecht zu werden, es nicht bloß in der Länge, ſondern auch in der Breite betrachten, d. h. nicht bloß die Stelle in das Auge faſſen, welche es in der Reihenfolge der logiſchen Lehrſchriften einnimmt, ſondern nicht minder den Blick heften auf den Platz, den es unter Valla's ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen behauptet, in welchen Gegenſatz er ſich geſtellt hatte und welches Ziel zu erreichen er beſtrebt war. Sieht man darauf, und erwägt, wie Valla's geſamte Schriftſtellerei dahin gerichtet war, die Barbarei der Sprache und die Sterilität des Denkens, die aus dem Scholaſticismus hervorgewachſen war, zu zerſtreuen und die Feſſel des alles lähmenden Autoritätsglaubens zu zerbrechen, um dem wiſſenſchaftlichen Denken eine freie Bahn zu eröffnen, ſo wird man auch ſeinen dialektiſchen Unterſuchungen, trotz aller Irrtümer und aller Gebrechen, die daran haften, für die Bewegung der Zeit eine nicht geringe Bedeutung zuerkennen. Valla ſelbſt hat dieſe Schrift, die ihm große Anfeindungen eingetragen, immer hoch gehalten, und iſt oft darauf zurückgekommen, hat auch, wie es ſcheint, in ſpäteren Jahren Hand an eine Überarbeitung derſelben gelegt. In dieſen dialektiſchen Unterſuchungen nun nennt Valla den Thomas von Aquin nirgends; ob darum, weil er deſſen Schriften damals noch nicht in den Kreis ſeiner Studien gezogen

*) Vgl. Lorenzo Valla. 2. Aufl. Berlin 1870 S. 10 ff. Laurentii Vallae Opuscula tria. 1. Wien 1869 S. 49 ff.

Digitized by Google

hatte, mag dahingeſtellt bleiben. Aber unſchwer läßt ſich zeigen, daß vieles von dem, was Valla in dieſen drei Büchern gelehrt, beſtritten, berichtigt hatte, unmittelbare Anwendung litt auf Thoma's Schriften, nicht bloß die ſpeziell der Logik gewidmeten, ſondern auch die theologiſchen. Denn, um nur von dieſen zu reden, was für unſern Zweck genügend iſt, Thomas hatte, nicht zuerſt aber vorzüglich, von Ariſtoteles, dem philosophus κατ' ἐξοχήν, wie er ihn zu nennen liebt, die Grundbegriffe und von der logiſchen Formel den Zuſchnitt ſeiner philoſophierenden Theologie entlehnt. Und dieſer rohe Mechanismus einer in dem ewigen Einerlei von Quaeſtionen und Responsionen und dem unaufhörlichen Geklapper von Einteilungen und Begriffsſpaltungen mühſelig ſich fortſchleppenden und mit immer im Kreiſe ſich drehendem Scharfſinn aus ariſtoteliſchen Begriffen kirchliche Glaubenslehren ſtützenden und erläuternden Theologie, wie ihn beſonders die vielgeprieſene Summa theologiae vor Augen ſtellt, konnte dem Verfaſſer der dialektiſchen Unterſuchungen ſo wenig zuſagen, wie er den Theologen ſeiner Zeit als ein Gegenſtand höchſter Bewunderung und Nacheiferung galt. Hier iſt der Punkt, wo die Frage ſich aufdrängt, wie Valla in ſeiner Lobrede auf Thomas ſich ihm und ſeinen Anhängern gegenüber geſtellt haben werde. Aus der Rede ſelbſt entnimmt man, daß manche Redner vor ihm, die an demſelben Ort und bei derſelben Gelegenheit zu Ehren des Thomas von Aquin geſprochen hatten, ſein vornehmſtes und ihn über alle Lehrer der Kirche erhebendes Verdienſt darein ſetzten, daß er die Logik und Metaphyſik zum Zwecke theologiſcher Beweisführung in das Feld geführt habe. Non me fugit, sagt Valla, quosdam qui de hac re hoc die et hoc loco orationem habuerunt, non modo nulli doctorum ecclesiae secundum Thomam fecisse sed etiam omnibus anteposuisse. — — Cur autem eundem possint omnibus praeponere, hinc demonstrant, quod dicerent eum ad probationem theologiae adhibere logicam, metaphysicam atque omnem philosophiam, quam superiores doctores vix primis labiis degustassent. In dieſem tenor weiter zu loben war für Valla nicht thunlich ohne Verleugnung offen ausgeſprochener und wiederholt verfochtener Anſichten und Überzeugungen. Denn eben dieſe aus Ariſtotelismus und Scholasticismus zuſammengeſetzte Philoſophie hatte er in ihrer Berechtigung in ſeinem dialektiſchen Werk beſtritten, an das er auch hier, nicht mit namentlicher Nennung aber hinreichend deutlich, erinnert, und vermochte die Verwendung derſelben zur Begründung kirchlicher Lehrſätze um ſo weniger als zuträglich anzuerkennen, als er überhaupt Glaubenslehre und Philoſophie als geſchiedene Dinge anſah, auch hierin eine Helle des Verſtandes bekundend, die für ſeine Zeit in Erſtaunen ſetzt. Valla iſt ſich der bedenklichen Lage wohl bewußt, in die er ſich begeben, aber er iſt ſich nicht untreu geworden. Lubricus, sagt er, hic mihi et anceps locus non modo propter sancti, cuius de laudibus loquimur, dignitatem sed etiam propter inolitam apud plerosque opinionem, neminem posse sine dialecticorum metaphysicorum ceterorum philosophorum praeceptis evadere theologum. Quid igitur agam? Reformidabone, tergiversabor, dissimulabo quae sentiam dicere? At lingua a corde dissentiet. Quoniam huc ascendi non mea sponte sed exoratus a fratribus nec tacere mihi integrum est, non committam ut quisquam putet me scientem esse mentitum. Viele Vorzüge, ſagt er, räume er dem Thomas bereitwillig ein und betont insbeſondere mit Nachdruck den ſeltenen Umfang ſeiner auf alle Gebiete ſich erſtreckenden Gelehrſamkeit: sed ista quae vocant metaphysica et modos significandi et alia id genus,

Digitized by Google

quae recentes theologi tamquam novam sphaeram nuper inventam . . admirantur, nequaquam ego tantopere admiror: und er wiſſe nicht, ob die Kenntnis dieſer Dinge mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht hätte. Nicht mit Beweisgründen, obwohl er es könne, wolle er dieſe ſeine Anſicht erhärten. Sondern er wählt eine Form, in welcher der Ausdruck ſeiner der herrſchenden Meinung ſchnurſtracks zuwiderlaufenden Überzeugung am wenigſten verletzendes haben konnte. Er weiſt auf das Beiſpiel der älteren Kirchenväter hin, die ihre Rede nicht mit entitas und quiditas und anderem ſcholaſtiſchen Ungeſchmack verunziert und dialecticorum ratiunculas und modorum significandi nugas in ihren theologiſchen Erörterungen verſchmäht hätten. An ſie weiſt er die Theologen der Zeit als an ein nachahmungswürdigeres Vorbild als die logiſch eingeſchnürte und metaphyſiſch aufgeputzte Theologie des Thomas, dem er daher nicht, wie man gemeint, vor jenen, ſondern hinter ihnen ſeinen Platz anweiſt. Valla, der nirgends in den ausgefahrenen Geleiſen zu wandeln liebte, hat ſelten zur Feder gegriffen, ohne ſeinen Leſern oder Hörern eine Überraſchung zu bereiten: diesmal hat er, wie man ſich leicht vorſtellt, eine verblüffende Wirkung erzielt, die noch aus dem kräftigen «insanire» des Cardinals wiederzuklingen ſcheint*). Und wer es mit Humor zu betrachten weiß, dem könnte es einen Augenblick ergötzlich ſcheinen, daß die frommen Brüder des h. Dominicus den Lorenzo Valla erkiesen, ihnen am Gedächtnistage ihres großen Heiligen die Feſtrede zu halten, und er unter mancherlei nichts verbindliches enthaltenden Lobeserhebungen dem Geprieſenen unſanfter Hand gerade das Lorbeerreis herunterzieht, in welchem den ſchönſten Schmuck desſelben zu erblicken man ſich ſeit langem gewöhnt hatte. Denn wieviel verbliebe dem Thomas, wenn ihm die philoſophiſche Zurüſtung ſeiner Theologie entzogen würde? Werden wir noch zweifeln, was von Poggiali's Vermutung zu halten, Valla werde in einer Lobrede auf Thomas von Aquin die frühere Verunglimpfung zurückgenommen haben? Auf Thomas exegetiſche Arbeiten einzugehen, hatte Valla in dieſem knappen encomium keinen Anlaß, und hätte die Form vermutlich den Umſtänden beſſer angepaßt; daß er aber in der Sache jetzt anders geurteilt haben würde als in den Adnotationes in N. T., darf man um ſo zuverſichtlicher in Abrede ſtellen, als unverkennbar derſelbe Gedankenzug jene Äußerung und dieſe Beurteilung eingegeben hat: die maßloſe Überſchätzung bei ſo augenfälligen Schwächen und verderblich wirkenden Richtungen iſt es, gegen die er hier und dort in die Schranken tritt. Wer aber fragt, warum Valla bei dieſen Anſchauungen die Zumutung als Lobredner des Thomas aufzutreten, nicht von ſich gewieſen, der erwäge, daß er vor Jahren, als er in ſeinen dialektiſchen Unterſuchungen feſtſitzende Vorurteile an der Wurzel faßte, vollbewußt einem mächtigeren Anſturm entgegen ging als jetzt zu beſorgen ſtand, und daß es für ihn, der mit allem, was er wiſſenſchaftlich ergriffen, auf ſeine Zeit zu wirken, bemüht war, kein unwillkommener Anlaß ſein konnte, auch an ſolchem Ort und vor ſolcher Zuhörerſchaft einer alten Überzeugung zum Nutzen der Sache einen erneuten Ausdruck zu geben.

Doch noch eine Beziehung der Rede zu einer Erklärung Valla's an anderem Ort muß ich mit einem Worte berühren. In den Adnotationes

* Die Rede iſt durchweg, auch wo es nicht ausgeſprochen iſt, polemiſch gegen andere Lobredner des Thomas von Aquin gehalten, aber zu voller Beurteilung derſelben fehlen uns die Folien.

Digitized by Google

zur Apoſtelgeſchichte p. 852 b ed. Bas., fol. 108 Rev., nimmt Valla von der Erwähnung des Διονύσιος Ἀρεοπαγίτης c. 17, 31 Anlaß, ſowohl über die Bedeutung der damals auch mißverſtandenen Bezeichnung Ἀρεοπαγίτης ſich auszuſprechen als auch ſeinen Zweifel darüber zu äußern, ob die unter dieſem Namen verbreiteten myſtiſchen Schriften und Briefe, auf deren Zeugnis auch Thomas mit Vorliebe ſich beruft, von jenem Proſelyten des Apoſtels Paulus verfaßt ſeien. Als Verdachtsgrund gegen ſo hohes Alter macht Valla u. A. geltend, daß kein früherer als Gregorius M. dieſe Schriften nenne, deſſen Anführung aber eher gegen als für den angenommenen Urſprung der Schriften zu ſprechen ſcheine: denique hic Dionysius (der in der Apoſtelgeſchichte genannte) an aliquid scripserit incertum est, cuius neque Latini neque Graeci meminerint. At ne ipse quidem Gregorius indicat fuisse illum Ariopagitam, qui hos libros, qui in manibus versantur, scripserit, quorum auctorem quidam nostrae aetatis eruditissimi Graeci colligunt fuisse Apollinarem. Valla hat die in den ſpäteren Verhandlungen über die Authenticität dieſer Schriften mehrfach angezogene Stelle des Gregorius in der homilia 34 in Lucam im Sinne: Fertur Dionysius Areopagita, antiquus et venerabilis pater, dicere quod ex minoribus angelorum agminibus foras ad explendum ministerium vel visibiliter vel invisibiliter mittuntur. Auf dieſen Dionysius kommt Valla in der Rede auf Thomas zurück, indem er die griechiſchen und lateiniſchen Kirchenlehrer paart, Ambrosius und Basilius, Hieronymus und Gregorius Nazianzenus, Augustinus und Ioannes Chrysostomus, Gregorius und Dionysius, quem Areopagitam vocant, quod eius ipse primus Latinorum quantum invenio facit mentionem: nam superioribus quos nominavi non modo Latinis verum etiam Graecis opera Dionysii fuere ignota. Daß Valla über das Alter der dem Dionysius Areopagita zugeſchriebenen Schriften jetzt nicht anders urteilt als früher, zeigt der Platz, an welchem er den Dionysius einreiht und die wiederholte Verſicherung, daß kein früherer Kirchenvater als Gregorius ſie nenne. Und hierin wenigſtens zeigt ſich Valla, der poſitiv um Feſtſtellung von Zeit und Urheber dieſer Schriften ſich nicht bemüht hat, beſſer unterrichtet als z. B. ſein Zeitgenoſſe Leonardus Aretinus, der, wie man einem ſeiner Briefe (Lib. IX. 12, Mehus II. p. 162; vgl. p. 138) entnimmt, ohne Bedenken der verbreiteten Meinung folgte.

So tritt Valla's Rede auf mehreren Punkten mit ſeiner ſonſtigen Schriftſtellerei in nahe Berührung, und wenn er einmal von ſich rühmt, daß er in all ſeinen Schriften sui similis ſei, ſo bewährt ſich dies in vollem Maaße auch an dieſer kleinen unſcheinbaren Rede.

Laurentii Vallae encomium sancti Thomae Aquinatis.

Moris fuit vetustissimis temporibus cum apud Graecos tum vero apud Latinos, ut qui orationem aliqua de re maiore vel ad iudices vel ad populum esset habiturus, is fere ab invocatione caelestis numinis exordiretur. Quem ego ritum a veri dei cultoribus reor introductum, ut sacrificia, ut primitias, ut caerimonias, ut ceteros divinos honores, mox ut illa, ita hunc quoque a vera religione ad falsas fuisse translatum. Nam id profecto extitit in rebus humanis immanissimum nefas et paene caput malorum omnium, cultum religionis immortali deo et soli creatori debitum tribuere mortalibus ac rebus creatis. Haec consuetudo cum per aliquot saecula in utraque natione viguisset, paulatim in desuetudinem versa est, desi-

Digitized by Google

tumque numina invocare non modo ab iis, qui malas, sed etiam ab iis, qui bonas causas agebant, ab iis quidem, qui malas, quod aut nullos esse deos crederent aut eos invocare extimescerent: quisquis enim deos implorat, ideo implorat, ut veritati atque iustitiae adsint, quod mali fieri nolint: ab iis autem, qui bonas agebant, partim quod iuri suo citra deorum praesidium fidere videri vellent, partim quod sese praestantiores atque viriliores visum iri putarent, si non protinus tamquam feminae ad implorandos deos confugerent: muliebre namque iam videbatur, non virile, numina implorare; unde apud Sallustium [Cat. 52, 29] Cato inquit, 'non votis neque suppliciis muliebribus auxilia deorum parantur'. Verum sicut improbe illi hunc vetustissimum morem summoverant et quasi de possessione deiecerant, ita probe fecerunt, qui in integrum restituerunt, in possessionem reduxerunt, non ut gentiles, quod absit, imitarentur, sed ne a gentilibus superari viderentur; nam si illi falsis diis tantum honoris tribuebant, ut eos in exordiis invocandos putarent, quanto nos magis hunc honorem deo vero tribuere debemus? Quare istorum ego institutum tam egregium hodie imitari et debeo et volo, laudes sancti Thomae Aquinatis relaturus, et ut consuetum est, sanctissimam dei matrem eandemque semper virginem invocare, salutans eam angelicis verbis: Ave Maria etc.

Etsi omnes, qui in domino moriuntur, beati sunt et sancti, tamen eos demum beatos et sanctos promulgat ecclesia, quos cognovit vel mortem pro religione, pro veritate, pro iustitia oppetisse, vel vita caste integreque traducta divinis signis ac miraculis claruisse. Horum priores graeco vocabulo *μάρτυρες*, posteriores latino confessores appellat ecclesia, licet utriusque nominis vis eodem fere tendat. Quid enim martyres aliud tolerandis tormentis et obeunda morte fecerunt, nisi Christum nolentes abnegare confessi sunt, quorum illa frequentissima in tormentis extitit vox, se non negare Christum sed esse dei filium confiteri. Ergo idem est martyrem esse quod confessorem. Rursus quid aliud confessores egerunt, quam pie vivendo pieque scribendo veritati testimonium perhibuerunt, si quidem Ioannes Baptista, qui ad perhibendum testimonium de lumine id est de veritate missus erat, non minus illud perhibuit praedicando quam mortem obeundo. Ergo cum hoc confessores fecerint, nimirum martyres extiterunt. *Μάρτυς* enim transfertur latine testis et *μαρτύριον* testimonium. Hoc quamquam ita sit, tamen ecclesia, ut dixi, latina dumtaxat superiores tantum martyres appellandos censuit et praerogativa ordinis honorandos, qui videlicet milites strenui et fortes cum in ceteris militiae operibus tum praecipue in proeliis imperatori suo probantur. Martyres autem, qui fuere Christi milites, pro imperatore suo in acie steterunt sanguinemque ac vitam profuderunt; confessores vero et ipsi milites Christi solum labores militares, magnos illos quidem atque diutinos, pertulerunt, parati et mortem pro imperatore deo subire, verum ipsis ut eam subirent aut in acie starent non contigit. Idcirco martyres ampliore honore afficiendi videntur. Quod etsi iure ac merito factum est, quis tamen negaverit, esse quosdam e numero confessorum, qui nonnullis martyribus non modo aequari possint, verum etiam anteferri? Quod divino quoque testimonio declaratur, cum videamus, multos confessores fuisse quam quosdam martyres longe miraculis illustriores. Quorsum autem haec? Ut appareat, Thomam nostrum Aquinatem, etsi confessorem, non tamen esse continuo post martyres reponendum, ut mea fert opinio, nihilo inferiorem, ne longius exempla repetam, aut Petro eiusdem ordinis, qui ob tutandam veritatem a rustico quodam furioso falce interfectus est, aut Thoma episcopo Cantuariensi, qui tam-

Digitized by Google

quam pastor bonus pro grege suo ne clerus bonis spoliaretur occubuit: quod eo quoque probatur argumento, quod cum utrique horum Thomae nomen fuerit, tamen huic nostro non ab homine, sed divinitus illud impositum, cum sua interpretatione Thomas hebraice tum abyssus tum geminus transfertur: qualis vere Thomas Aquinas fuit, vel abyssus quaedam scientiae vel geminus ob scientiam et virtutem, utramque singularem atque incredibilem, veluti quidam sol fulgore doctrinarum lucidissimus et fervore virtutum ardentissimus, propter fulgorem quidem doctrinarum inter cherubim, propter fervorem autem virtutum inter seraphim collocandus. Quas nunc referam.

Verum enim vero eas referre conanti mihi videntur quidam occurrere et quasi manus obiicere reclamantes 'quid ais? quid tu cum ista hyperbole vis, amica stultis, inimica prudentibus? nullamne tu veritatis, nullam conscientiae tuae, nullam horum tot gravissimorum sapientissimorumque hominum, qui te audiunt, rationem habebis? non es contentus Thomam Aquinatem aequasse martyribus et permultis eorum praetulisse, nisi eum efferas usque ad cherubim super quos deus sedet, nisi etiam quo nullus est ordo angelorum altior, ipsis seraphim aequiperes, quid plus Thomae apostolo tributurus, quid plus doctori gentium Paulo tamquam uni ex cherubim, quid plus Ioanni evangelistae tamquam uni ex seraphim?' Huic ego respondeam, me quidem sentire, omnes qui scientia rerum divinarum imbuti sunt, aliquid habere commune cum cherubim, omnes item, qui sunt dei caritate perfusi, socios esse seraphim, nedum Thomam scientia et caritate plenissimum, tamen me iuste ab eo vel reprehendi vel admoneri. Quapropter huius ordinis fratres exoratos velim, ut mihi dent veniam in referendis istius sancti laudibus temperamento potius quam licentia utenti, nec eas omnes sed maximas quasque referenti: perstringendae enim sunt illae apud hos patres conscriptos, non explicandae, ne taedium afferant, utique tantae et tam magnae, ut si verbis eas coner extollere, ante diem clauso componat Vesper Olympo, ut poeta inquit [Aen. 1, 374].

Merito igitur talis vir, ut de virtutibus eius prius dicam, dicturus postea de scientiis, merito debuit antequam nasceretur mundo praedici, eius ortus prophetari, vita promitti, mors etiam nuntiari. Etenim matri eius ventrem ferenti anachoreta vir dei, qui ad hoc ipsum denuntiandum venerat, gratulabundus dixit, geniturum esse filium, quem Thomam appellaret, in quo excellentia huius nominis impleretur. Solet deus, quotiens aliquid eximium ac novum terris dare destinavit, id signis aut vaticiniis enuntiare. Cuius rei sunt non parum multa exempla, sed brevitatis gratia uno et domestico ero contentus. Sic beati Dominici, huius familiae progenitoris, magnitudo matri suae, cum gravida esset, praedicta est. Non dicam, utrum praestantius fuerit vaticinium, ne inter patrem et filium videatur, quantum in nobis est, esse certatio. Sint paria de utroque vaticinia, paria amborum vitae merita, neuter alteri praeponatur, sint tamquam duo consules, quo nullus erat maior magistratus, pari veneratione nobis honorandi, omnibus uterque virtutibus, infinitis uterque miraculis clari, quorum etsi alterum modo laudandum habeo, tamen utrumque coniungam, primum quia, cum pares ambos faciam, sic magis liquebit, quousque dignitatis ac celsitudinis putem Thomam esse provehendum, deinde quia institutum praedicatorum est, fratres binos ire, non singulos. Dominicus igitur domum praedicatorum condidit, Thomas eius pavimenta marmore vestivit, Dominicus parietes struxit, Thomas picturis eos egregiis adornavit, Dominicus fratrum columen extitit, Thomas

Digitized by Google

specimen, Dominicus plantavit, Thomas irrigavit, ille dignationes atque episcopatus ultro delatos refugit atque aversatus est, hic nobilitatem, opes, propinquos, parentes tamquam sirenes effugit, ille castitatem et continentiam, hic virginitatem Ioannis evangelistae reddidit, illius humilitate, quam significantius Graeci ταπεινοφροσύνην vocant, nihil admirabilius, huius tanta humilitas fuit, ut etiam de aliorum tumore atque iactantia miraretur, in se numquam id virium expertus, ut apud quosdam fratres simpliciter confessus est, cum tamen tot et tanta in se agnosceret ornamenta. Hae sunt propriae virtutum laudes, illa vero testimonia virtutum et praemia et quasi in hac vita paradisus, revelationes, visiones, miracula, quae tanta in his fuerunt, ut cetera taceam, ut uterque sanctos apostolos Petrum et Paulum sive re vera sive per speciem, uterque sanctissimam dei matrem, uterque dominum salvatorem sive in corpore sive extra corpus [Paul. Cor. 2, 12, 2] et viderit et audierit, deque obitu suo imminenti certior factus sit: nam adeo ferventes in orationibus erant, ut interdum sublimes a terra, deo miraculum quibusdam fratribus indicante, cernerentur; denique, ut finem comparationis faciam, ille optimam fratrum regulam scripsit, hic plurimos ac praestantissimos libros. At plus est, dicas, libros composuisse quam regulam. Cur ita, plus est, ais? dum hic scribundis [libris] operam dat, ille regundis provinciis incumbit, et ut optimus rector suis populis convivendi regulam ac legem tradit, et certe non plures transmittit in caelum scriptis suis Thomas quam Dominicus sua regula. Concedatur ergo in virtutibus, in miraculis gloria pares esse Dominicum et Thomam, non magis inter se differentes atque discretos quam Lucifer est et Hesperus.

Dixi de virtutibus ac miraculis Thomae breviter et nude, nulla usus amplificatione atque exornatione, ne minus quam pro rei dignitate, ut in hac temporis angustia, dicerem. Credo iam a me expectari, ut quid de huius sancti scientia [sentiam], quod secundo loco proposui, dicam, quibus eum praeponam, quibus aequiperem. Non me fugit quosdam, qui de hac re hoc die ex hoc loco orationem habuerunt, non modo nulli doctorum ecclesiae secundum Thomam fecisse, sed etiam omnibus anteposuisse. Qui cur nulli secundum facere debeamus, ex eo probant, quod quidam integerrimae vitae frater inter orandum viderit Augustinum, quem summum theologorum statuunt, et una Thomam, mirabili utrumque praeditum maiestate, Augustinumque dicentem audierit, Thomam esse sibi in gloria parem. Cur autem eundem possint omnibus praeponere, hinc demonstrabant, quod dicerent, eum ad probationem theologiae adhibere logicam, metaphysicam atque omnem philosophiam, quam superiores doctores vix primis labiis degustassent. Lubricus hic mihi et anceps locus non modo propter sancti, cuius de laudibus loquimur, dignitatem, sed etiam propter inolitam apud plerosque opinionem, neminem posse sine dialecticorum, metaphysicorum, ceterorum philosophorum praeceptis evadere theologum. Quid igitur agam? reformidabone, tergiversabor, dissimulabo, quae sentiam dicere? At lingua a corde dissentiet. Quoniam huc ascendi non mea sponte, sed exoratus a fratribus, nec tacere mihi integrum est, non committam, ut quisquam putet, me scientem esse mentitum. Ego in sancto Thoma eximiam quidem scribendi subtilitatem etiam atque etiam laudo, diligentiam admiror, copiam, varietatem, absolutionem doctrinarum stupeo, addo, quod plerique tribuere nolint, id quod ab ipso dictum esse memorant, eum omnino nullum legisse librum, quem non plane intellexerit, quod haud scio an nulli nostri temporis contigerit, vel iuris perito in iure civili,

Digitized by Google

vel medico in medicina, vel philosopho in philosophia, vel oratori in antiquarum rerum lectione, et item in ceteris artibus atque scientiis, nedum uni in omnibus. Ista autem, quae vocant metaphysica et modos significandi et alia id genus, quae recentes theologi tamquam novam sphaeram nuper inventam aut planetarum epicyclos admirantur, nequaquam ego tantopere admiror, nec ita multum interesse arbitror scias an nescias, et quae forte sit satius nescire tamquam meliorum impedimenta; neque id meis argumentis planum faciam, etsi possem facere, sed veterum theologorum auctoritate, qui tantum abest ut hoc in libris suis tractaverint, ut ne nomina quidem ipsa scripta reliquerint, Cyprianus, Lactantius, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus. An scilicet ob ignorationem? Qui fieri potest? Nam sive in nostra lingua fundamentum haec habent, illi latinissimi fuerunt, recentes autem omnes paene barbari, sive in graeca, illi graeca noverunt, isti ignorant. Cur igitur non tractaverint? Quia tractanda non fuerunt, et forte etiam ignoranda, idque duabus de causis, una rerum, altera verborum, rerum quidem, quod ista nihil ad scientiam rerum divinarum conducere videbantur, id quod etiam visum est theologis graecis, Basilio, Gregorio, Ioanni Chrysostomo ac ceteris eius aetatis, qui neque dialecticorum ratiunculas neque metaphysicas ambages neque modorum significandi nugas in quaestionibus sacris admiscendas putaverunt, ac ne in philosophia quidem suarum disputationum fundamenta iecerunt, cum Paulum clamantem legerent 'non per philosophiam et inanem fallaciam' [Coloss. 2, 7]. Quod etiam usu ipsi intelligimus. Quid enim in philosophia non dico in rationali, quae tota in verbis est, de qua et dixi et dicam, sed morali et naturali, quod sit indubitatum ratumque, nisi quod in naturali aut medicorum aut aliorum experimenta deprehenderunt, verborum autem quam alia est condicio linguae graecae, alia latinae? Quae longior foret ad disputandum materia, sed quaestio ab hoc tempore aliena: hoc dixisse sit satis, hos doctores ecclesiae latinos reformidasse vocabula, quae auctores latinos, id est suos in loquendo magistros, graecarum litterarum eruditissimos numquam viderant usurpasse, quae novi theologi semper inculcant, ens, entitas, quiditas, identitas, reale, essentiale, suum esse, et verba illa, quae dicuntur, ampliari, dividi, componi, et alia huius modi. Ergo haec non minima ex parte nugatoria aut non tractanda fuerunt illis aut ignoranda, ne magna ignorarent. Neque vero hoc dico, ut recentibus theologis derogem, cur enim derogare velim praesertim saeculo meo? sed ut veteres iniuste reprehensos sugillatosque defendam, quod non sunt hunc in modum theologati, sed se totos ad imitandum Paulum apostolum contulerunt, omnium theologorum longe principem ac theologandi magistrum, cuius is est dicendi modus, ea vis, ea maiestas, ut quae sententiae apud alios etiam apostolos iacent, eae sint apud hunc erectae, quae apud alios stant, apud hunc proclientur, quae apud alios vix fulgent, apud hunc fulgurare et ardere videantur, ut non ab re gladium, quod est verbum dei, manu tenens figuretur. Hic est verus et ut dicitur germanus theologandi modus, haec vera dicendi et scribendi lex, quam qui sectantur, ii profecto optimum dicendi genus theologandique sectantur. Quare non est, ut illis veteribus, vere Pauli discipulis, hoc nomine, quod ab his philosophia theologiae [non] admisceatur, aut detrahant novi theologi aut noster Thomas sit praeponendus. Quid autem? aequandus? Omnibus eum aequare non ausim, plerisque tamen etiam facile praetulerim, quos, ne parum id esse videatur, nominatim recensebo. Praepono Thomam Ioanni Cassiano, quem tamquam optimum doctorem sanctus Dominicus

Digitized by Google

fertur lectitare solitus; praepono Anselmo, in primis acuto atque exculto; praepono Bernardo, doctori erudito, suavi, copioso, sublimi; praepono Remigio, omnium suae aetatis viro doctissimo; praepono Bedae his omnibus doctiori; praepono Isidoro, quem sui amatores negant esse ulli secundum; quid dicam magistro sententiarum atque Gratiano, qui magis seduli collectores quam veri auctores dici merent; praepono item, etsi de numero recentium theologorum sunt, fratribus omnibus tam huius ordinis quam ceterorum, Alberto magno, Aegidio, Alexandro [ab] Ales, Bonaventurae, Ioanni Scoto, reliquisque suo ipsorum iudicio tam magnis, ut sese antiquis aequare fastidiant; praepono praeterea Thomam Lactantio atque Boetio, duntaxat in theologia: nam in ceteris nulla est comparatio; idem dico de Cypriano, addo etiam, licet invitus, Hilarium, cuius scriptis quid tandem sanctius, doctius, eloquentius? An ne hoc quidem Thomae satis est? O quanti et quanta laude digni sunt hi quibus Thomam anteposui! An etiam illos quatuor omnium summos, paene alteros evangelistas, in dubium certamenque vocabimus, et aliquem de illa quadriga detrahemus, ut in eius loco Thomam reponamus? quorum vix scio, quem cui praeferam in sua quemque dote mirabilem. Nam etsi Augustinus omnibus vulgo praefertur, quia plures tractavit in theologia quaestiones, et est in multis haud dubie omnibus praeferendus, tamen si scripta Ambrosii cum altero tanto scriptorum Augustini comparentur, meo iudicio non sint posthabenda. Nec Hieronymus ulla in parte cedit ingenio Augustini, in omni autem doctrinarum genere adeo maior [est], ut mihi Augustinus tamquam mediterraneum mare, Hieronymus tamquam oceanum, quod pauci nostrorum navigant, esse videatur. Gregorius his impar eruditione, sed cura et diligentia par, suavitate autem tanta atque sanctitate, ut angelicum paene sermonem repraesentet. Horum alicui parem facere Thomam vereor aut aliquem Latinorum: potius eos cum totidem Graecis comparaverim, Ambrosium cum Basilio, cuius ut video extitit aemulus, Hieronymum cum Gregorio Nazianzeno, cuius auditorem et discipulum se fuisse profitetur, Augustinum cum Ioanne Chrysostomo, quem multis in locis secutus est et in librorum copia aemulatus, Gregorium cum Dionysio, quem Areopagitam vocant, quod eius ipse primus Latinorum quantum invenio facit mentionem: nam superioribus, quos nominavi, non modo Latinis, verum etiam Graecis, opera Dionysii fuere ignota. Ad hos proxime accedit Ioannes Damascenus, apud Graecos auctor celeberrimus, ut apud nos Thomas: ergo iure optimo Damascenus et Thomas copulabuntur, eo quidem magis, quod Damascenus nonnulla logicalia et prope metaphysicalia conscripsit. Erunt itaque quinque paria theologiae principum ante thronum dei et agnum recinentia cum viginti quattuor illis senioribus: canunt enim semper apud deum scriptores rerum sanctarum: primum par Basilius et Ambrosius, canens lyra, secundum Nazianzenus et Hieronymus, canens cithara, tertium Chrysostomus et Augustinus, canens psalterio, quartum Dionysius et Gregorius, canens tibia, quintum Damascenus et Thomas, canens cymbalis. Nec absurdum fuerit, quinarium numerum nunc esse, qui erat quaternarius, cum apud musicos quinque sint tetrachorda, non quatuor, nec Thomam cymbalis fieri canentem. Ut enim Thomas geminus interpretatur, et ipse gemino sono theologiae pariter et philosophiae canere delectatus sit, ita cymbala gemino constant instrumento, laetum, hilarem, plausibilem cantum reddentia. Talis est Thomae librorum cantus: hac harmonia sanctus Thomas et pios homines, qui ipsum legunt, et sanctos angelos, qui nunc eum audiunt,

Digitized by Google

oblectat: semper enim apud deum cum aliis sanctis doctoribus modulatur et psallit, agnum dei assidue aut laudans aut pro nobis mortalibus obsecrans, ut eodem perveniamus, quo ipse pervenit: quod nobis concedat. qui vivit et regnat in saecula benedictus. Amen.

MISZELLEN.

1. Eine Flugschrift des Jahres 1521.

In einer Depesche des Hieronymus Aleander, Worms, 6. Febr. 1521 — sie ist in den Monumenta reformationis lutheranae p. 49 gedruckt, von denen oben S. 268 ausführlicher die Rede war — heißt es: Quello libretto che io mando con titulo Constantis Euboli Moventini è sta fatto dal curato di detta terra dottor theologo, nominato paulo Phrygio e questo me ha detto secreto el sopradetto amico che me ha dato esso libro et dubio procul promette che quello suo populo farà ogni demostration, se N. S. li gratifica et simul scriva un breve ut supra.

Der Freund, auf dessen Zeugnis sich Aleander beruft, ist Jakob Spiegel, der Schlettstädter Gelehrte, von dem gleichfalls oben S. 292 eingehender gehandelt wurde; von dem Verfasser der merkwürdigen Schrift Paul Phrygio, von dessen Autorschaft man bisher nichts ahnte, weiß man überhaupt nicht viel; ich kenne nur die wenigen Notizen und Verweisungen, welche Böcking, Opera Hutt. VI, 477 gegeben hat und erwarte begierig die Belehrung, welche G. Knod auch über dieses Mitglied des Schlettstädter Kreises in Aussicht stellt.

Die Schrift aber, um die es sich handelt, führt den Titel: Oratio Constantii Eubuli Moventini de virtute clavium et bulla condemnationis Leonis decimi contra Martinum Lutherum ad invictissimum et serenissimum Romanorum imperatorem et Hispaniarum regem Carolum ac principes Germaniae — und ist neuerdings bei Böcking a. a. O. IV, 350—362 gedruckt. Die Rede ist erfüllt von dem glühendsten Hasse gegen die römische Kirche, gegen den Papst. Ausdrücke, wie die folgenden: meretrix illa purpurata, quae poculum aureum superbiae manu tenet, ex quo confusio omnis, Babilonica enim est, ortum duxit oder: discordiae furore ecclesia scinditur, fides destruitur, pax turbatur, dissipatur charitas, sacramenta prophanantur sind noch nicht die stärksten. — Der Inhalt der Rede ist kurz folgender. Die Rechte, welche krank sei, d. h. Papst und Cardinäle könne clavem scientiae, nämlich Christus und den Glauben nicht mehr halten. Der Papst, mit Lastern umstrickt, durch Unwissenheit und Begehrlichkeit verblendet, rühme sich in durchaus verkehrter Weise, Sünden erlassen, binden und lösen zu können. Das Bistum entbehre der Stütze im Evangelium, es sei eine durchaus menschliche Einrichtung. An der Stelle der Einheit, des Friedens, der Reinheit der Urkirche herrsche Zwietracht, Unruhe, Verderben. Die weltlichen Fürsten seien ebenso schuldig wie die Geistlichen, weil sie mit diesen gemeinsame Sache machten. Die traurigen Zustände

Digitized by Google

Deutſchlands ſeien durch Rom bewirkt. Der jetzt herrſchende Löwe (Leo X.) habe Deutſchland zu ſeiner Beute erkoren. Er habe nun eine Bulle gegen Luther erlaſſen, in welcher er ſich als Träger der Sache Gottes angibt, während er der Vertreter der Sünde, der Schlechtigkeit ſei. Die Fürſten mögen aufpaſſen, daß dieſe Lügenherrſchaft in Deutſchland ſchwinde; Luther ſei der wahre Gott, er „der den Betrug offenbart, die Wahrheit verkündet, die Römlinge mit ihren Farben gezeichnet hat". —

Eine Anſicht über den Verfaſſer iſt nur einmal ernſtlich ausgeſprochen worden. Denn das leere Gerede Münchs, Hutten, der für alle anonymen und pſeudonymen Dialoge von 1517—1523 in Anſpruch genommen worden, ſei der Verf., verdient keine Beachtung; über Erasmus vgl. unten. Wol aber muß Böckings Anſicht, die ſchon ein Jahrhundert vorher von Burckhard aufgeſtellt worden war, erwähnt werden. Danach ſoll Joh. Crotus der Verfaſſer ſein. Aber die einzige Stütze für dieſe Vermutung — das ſonſt Vorgebrachte iſt in gar keiner Weiſe ſtichhaltig — beſteht darin, daß Wortſpiele und Wortverdrehungen, die auch bei Crotus beliebt ſind, ſich in dieſem Dialoge finden. Daraufhin aber kann man bei dem Mangel an äußeren und inneren Zeugniſſen unmöglich einen Beweis für Crotus' Autorſchaft finden.

Daß auch Erasmus gelegentlich als Autor unſeres Dialogs bezeichnet wurde, erfahren wir aus Erasmus' Briefen (Opp. ed. 1703, III. 663, 23. Sept. 1521). Aleander indicavit mihi tribui duos libellos, quorum alteri titulus est Eubulus, alteri Lamentationes Petri. Emoriar si unquam mihi fuerit auditus titulus, antequam ille protulisset. Priorem necdum quivi nancisci Ob auch die Stelle im Briefe vom 18. Dez. 1524 an Paul Voltz a. a. O. p. 841: Fremunt stolidi. Trasymachus et Eubulus non audent proferre caput, utrinque lapidantur, si vel prospexerint auf unſern Dialog bezieht, vermag ich nicht zu ſagen.

Daß Aleander dem Erasmus das Gerücht mitteilt, er werde als Verfaſſer der Schrift verdächtigt, iſt freilich, da er ſehr wohl die Unrichtigkeit dieſer Kunde wußte, ſeltſam genug; aber man könnte es auch ſo erklären, daß Al. durch den in den elſäſſiſchen Kreiſen ſehr bekannten Er. eine Beſtätigung ſeiner Nachricht erwartete; jedenfalls tritt unſer Bericht Al's. ſo poſitiv auf, daß an ſeiner Zuverläſſigkeit nicht zu zweifeln iſt.

Ludwig Geiger.

2. Zur Vita Geileri des Beatus Rhenanus.

In der 1. Ausgabe der Vita Geileri des Beatus Rhenanus (Argent. Matth. Schürer 1510. 4°) findet ſich folgende Stelle über die Inſaſſen des Magdalenen-Kloſters „zu den Reuerinnen" in Straßburg, deren Beichtvater Geiler war: Peragebat sacrificium in aede Virginum Vestalium, quas Penitentes vocant, has, cum luxu et delicijs diffluerent, nec pudicitia sic tuta satis videretur, sub arctiorem vivendi regulam redegit. Durch dieſe im Vergleich zu Wimpfelings Äußerungen in ſeiner Vita Geileri gewiß ſehr zahmen Bemerkungen fühlten ſich die frommen „Büßerinnen" ſo verletzt, daß ſie gegen den Verf. eine Klage beim Magiſtrate einreichten. Um dem drohenden Sturme zu begegnen, richtete der eingeſchüchterte, von

Digitized by Google

Natur etwas ängſtliche junge Gelehrte nachſtehendes Schreiben an den die Cenſur ausübenden ihm befreundeten Stadtſchreiber Sebaſtian Brant:

Beatus Rhenanus Dn. Sebastiano Branto
Archigrammateo vrbis Argentinae. S. d. p.

Pro gloria inclytae urbis Argentinae Jo. Keisersbergij viri sanctissimi quem in diuornm numerum relatum minime ambigo vitam inculte certe sed longe infelicioribus auspicijs aedidi doctissime doctor. in ea sanctimoniales Penitentes nimium se taxatas conqueruntur. sunt enim qui omnia peruersissime interpretantur. Ego vel deo teste sancte iurare possem, mihi cum illa conderem inuehendi in eas animum defuisse. Scripsi „cum luxu et delitijs diffluerent", hoc est (ut tu melius intelligis) cum superfluitate rerum exuberarent. quod omnibus non reformatis attribui posse nemo negat. habent enim seu viri seu foeminae extra reformationem uiuentes recreationes interdum non contra honestatem, liberiores tamen et quae possint aliquatenus superuacaneae censeri. Idcirco mi honorande doctor rogo ac obsecro ut omnia in melius vertas. atque dn. Jacobum Vurmser veram expositionem ad meam mentem edoceas. Quod si tibi consultius videbitur mutabo sententiam et palinodiam canam. reimprimet lubentissime noster Schurerius. Tu interim vale et me alioqui anxium aut consilio aut consolatione releua. Ex vrbe Selestatina die Materni apostoli Alsaticorum. An. M. D. X.

Adresse: Eruditissimo vtriusque Iuris doctori dn. Sebastiano Brant, Inclytae vrbis Argentinae Archigrammateo fide, diligentia ac doctrina diligentissimo:

(Ex autogr. Bibl. Hammabg.).

Und wie erledigte ſich der große Satiriker ſeines Auftrags? In der Ausgabe von 1513, deren vollſtändiger Titel lautet: Nauicula siue speculum fatuorum Prestantissmi sacrarum literarum | Doctoris Joannis Geiler Keisersber | gij Concionatoris Argentinen. | a Jacobo Otthero | collecta. Compendiosa uite eiusdem descriptio: per Beatum Rhenanum Selestatinum. 4°. Arg. in offic. literatoria Joannis Knoblouchi item castigatius transcriptum. XXiiij. die Januarij. Anno M. D. XIII. leſen wir folgendes: Peragebat sacrificium in ede uirginum uestalium, quas penitentes vocant. Has ne luxu et delitijs diffluerent. quibus nec pudicitia tuta satis videretur: in arctiori uiuendi regula continuit. — Dagegen bringt die zwei Jahre ſpäter durch Peter Wickgram beſorgte Ausgabe der Sermones Geileri (Arg. Grüninger 1515. 2°), f. 151 wieder die urſprüngliche Lesart. (Beide Ausgaben fehlen bei A. Horawitz, des B. Rh. literar. Thätigk i. d. J. 1508—1531. Wien 1872. S. 4). G. Knod.

3. Baldaſſar Caſtiglione.

Die urſprüngliche Sammlung der Letteri di principi von 1562 druckt an vierter Stelle, nach drei dem Kardinal Cajetanus zugeſchriebenen, aber als falſch erkannten Berichten über die Frankfurter Wahl von 1519 ein langes Schreiben über Carls V. Krönung in Aachen, welches das Datum Köln am 2. November 1520 (irrtümlich 1519) und den Namen Baldaſſar Caſtiglione als Verfaſſer trägt. Dieſes Schreiben iſt mehrfach, zuletzt ſoviel

Digitized by Google

ich weiß von Gaetano Giordani in ſeinem Buche über den Aufenthalt Papſt Clemens' VII. und des Kaiſers in Bologna zum Behufe der Krönung des letztern gedruckt worden, während Giuſeppe di Leva im zweiten Bande ſeiner Geſchichte Carls V., 1867, deſſen nur einfach erwähnt. Es trägt die Adreſſe Kardinal Bibbiena's, welcher am 9. November 1520 in Rom ſtarb. Dieſes Schreiben habe ich in der „Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins", Band VI, 1884, in Überſetzung mit ausführlichen Anmerkungen mitgeteilt. Die Autenticität war mir von vorn herein zweifelhaft, da eine Miſſion Caſtiglione's an Carl V. vor derjenigen, von welcher er nicht mehr lebendig zurückkehrte, von deſſen Biographen nicht erwähnt wird und die Ähnlichkeit ſeiner Schilderung der Krönung mit jener des kölniſchen erzbiſchöflichen Rates Hermann Mohr (Hartmannus Maurus) mir Bedenken weckte. Aber der Umſtand, daß eine Fälſchung, namentlich nach 1550, Zeit des Erſcheinens von Mohrs Schrift, keinen ſichtbaren Zweck gehabt haben konnte und daß in manchen Punkten die beiden Berichte nicht mit einander ſtimmen, ließ den Zweifel nicht zur Gewißheit werden, und die Frage blieb für mich, während ich den Brief ſeinem Wortlaute nach mitteilte, eine offene.

Herr Profeſſor Hermann Baumgarten, der neueſte Biograph Carls V., ſprach hingegen brieflich die Meinung gegen mich aus, der Brief ſei eine Fälſchung und mit Hilfe der Mohrſchen Relation gemacht. Er bemerkte richtig, daß derſelbe ganz unperſönlich ſei, während der Bericht des venetianiſchen Botſchafters Corner, bei Marin Sanuto, eine Menge von Dingen berühre, die bei einem italieniſchen Diplomaten maßgebend ſein mußten, daß die zu Anfang des Briefes enthaltene Bemerkung des fortwährenden Ortswechſels in der jüngſt vorangegangenen Zeit, nicht mit der Wirklichkeit ſtimme, daß es auffallend erſcheinen müſſe den Namen eines Mannes von Caſtiglione's Bedeutung nirgend erwähnt zu finden. Ich konnte den Bemerkungen eines ſo tüchtigen Hiſtorikers das ihnen gebührende Gewicht nicht verſagen, als mir unerwartet aus Florenz, wohin ich mich gleich zu Anfang mit der Bitte um Nachforſchung nach mehrgedachtem Briefe vergebens gewandt hatte, die Nachricht zuging, daß die Echtheit desſelben allerdings, und zwar ſchon vor längerer Zeit, in Abrede geſtellt worden ſei, durch keinen Geringern als durch Graf Giammaria Mazzuchelli, den bekannten Verfaſſer der „Scrittori d'Italia", von welchem Werke, bald unterbrochen aber von dem fleißigen Verfaſſer noch weiter fortgeführt, in der vatikaniſchen Bibliothek ſich bedeutende Materialien vorfinden, wohin ſie im Jahre 1867 als Geſchenk des damaligen Chefs der Mazzuchelli'ſchen Familie, des Grafen Johann, frühern Präſidenten des K. K. Landgerichts zu Brünn gekommen ſind, wie die Inſchrift des Bibliothekſchranks meldet, welcher dieſe Handſchriften enthält. Ein Fragment derſelben wurde gedruckt unter dem Titel: „Castiglione Baldassare. Articolo inedito dell' opera del conte G. M. Mazzuchelli intitolata: Gli scrittori d'Italia, pubblicato da Enrico Narducci," (Rom 1877, 34 S. kl. 4, als beſonderer Abdruck aus der Zeitſchrift: „Il Buonarroti" Serie II, Bd. 12). In dieſem Aufſatz bemerkt der Verfaſſer, er nehme keinen Anſtand zu erklären, daß gedachter Brief über die Aachener Krönung keinenfalls von Caſtiglione ſein könne, und Ruscelli, der ihn zuerſt bekannt gemacht, einen Irrtum begangen haben müſſe, da Caſtiglione vom 21. Juli 1520 bis zum 10. November 1522 fortwährend in Rom verweilt habe, als Geſandter des Markgrafen von Mantua, wie ſich aus dem Regiſter ſeiner handſchriftlichen

Digitized by Google

Briefe ergebe, „welche, fügt Mazzuchelli hinzu, ſich bei dem Herrn Abate Seraſſi befinden, der uns ſchriftlich davon verſichert hat.“

Der fortwährende Aufenthalt Caſtiglione's in Rom ſchließt nun allerdings nicht aus, daß er im Sommer zeitweilig in Mantua geweſen iſt, indem Federigo Gonzaga ihm am 30. Auguſt den Auftrag erteilt, als ſein Bevollmächtigter beim Papſte die Beſtallung als Generalkapitän der Kirche zu empfangen, welche ihm am 11. Dezember auf dem Luſtſchloſſe Magliana in des Papſtes Wohnzimmer von dieſem wirklich übertragen wurde. Von einer Anweſenheit in Aachen muß man aber wohl Abſtand nehmen. Hingegen ergibt ſich aus Caſtiglione's Korreſpondenz, daß er doch wohl eine Miſſion nach Spanien gehabt hat, längere Zeit vor derjenigen als Nuntius Clemens' VII. Unter ſeinen Briefen in der Paduaner Ausgabe ſeiner Schriften von 1733 findet ſich ein offizielles Schreiben mit ſeinem Namen an Kardinal Giulio de' Medici, Toledo, 26. September 1519, welches ein Schreiben von dieſem vom 31. Juli beantwortet und ſich auf einen Brief Caſtiglione's vom 20. gedachten Monats bezieht. Es beginnt mit der Anzeige einer von Sr. katholiſchen Majeſtät (Carl V.) dem Nuntius erteilten Audienz und berichtet wie dieſer Leo X. wegen ſeines Stillſchweigens auf die Zuſchriften des Königs entſchuldigte, weil wegen des Zweifels inbetreff des Titels Seine Heiligkeit ungewiß geweſen ſei, de aut praecipiendo aut ante tempus tribuendo novum titulum. Hierauf ermuntert er den König ſich gegen den Papſt „liberal“ zu zeigen und mit ihm zu verbinden, was für Seine Majeſtät der wahre Weg zum Ruhme ſei, indem eine aufrichtige und offenkundige Übereinſtimmung zwiſchen beiden nur gute Folgen haben und allen Verdacht entfernen, ſo wie allen Grund denjenigen nehmen müſſe, welche des Königs Größe beneideten. Dieſer antwortete, er ſei dankbar für die Freudenbezeugungen, welche der Papſt in Rom veranſtaltet habe, und jede Mitteilung deſſelben werde er mit großer Freude aufnehmen. Er habe ſich bis jetzt nicht König der Römer genannt wegen guter Gründe; er wünſche das Bündnis mit dem Papſte und würde Alles thun, um deſſen würdig zu ſein, wobei er verſprach alles Nötige zu veranlaſſen für die Erhaltung des Kirchenſtaats, die Freiheit von Florenz und die Größe des erlauchten Hauſes der Medici. Der Briefſchreiber fügt hinzu, gemäß dem was er vernehme, wolle der König den Cenſus von achttauſend Dukaten bewilligen, die Privilegien von Stadt und Staat und Florenz beſtätigen und dreihundert Hommes d' armes oder zwei Galeeren ſtellen, welche Sr. Heiligkeit acht Monate im Jahre ohne Sold dienen ſollen. Dem Herrn Ippolito (de' Medici) werde er die beiden ihm gemachten Verſprechen halten. Da der Kardinal zu wiſſen wünſchte, wann die Reiſe des katholiſchen Königs ſtattfinden werde, antwortet Caſtiglione, der kürzeſte Termin ſei der künftige Mai und der längſte der Auguſt. Die Reiſe werde über Flandern gehen, was von dem dortigen Volke ſo erſehnt werde, wie das Paradies von jedem guten Chriſten. Er verſpricht ferneres zu melden. „Einige ſagen, daß man von hier zuerſt nach Granada gehen wird und daß in Sevilla die Zuſammenkunft mit der Königin von Portugal und vielleicht mit dem Könige ſtattfinden wird. Es könnte geſchehen, daß ſie die Infantin (Iſabella) mitbrächten, um den Heiratsplan zu beſchleunigen; hierüber aber läßt ſich nichts ſicheres melden, da jeder Tag neue Pläne bringt.“

Soweit der hauptſächliche Inhalt dieſes Schreibens, wobei nur der Umſtand Bedenken erregt, daß am 16. Auguſt Papſt Leo X. auf Carls V. Anzeige der am 28. Juni erfolgten Frankfurter Wahl geantwortet hatte,

Digitized by Google

(Baumgarten. Geſchichte Carls V., I, 172), während obiger Brief das Datum des 26. September trägt. Wenn man aber erwägt, daß von Caſtiglione auf ein Schreiben des Kardinals de' Medici vom 31. Juli Bezug genommen wird, ſo darf die lange Friſt zwiſchen dem Eintreffen des päpſtlichen Schreibens und dem Datum des Briefes des Nuntius kaum Wunder nehmen. Erſt die Fortſetzung der Hergenröther'ſchen Regeſten Leo's wird über eine Miſſion Caſtiglione's nach Spanien vollſtändige Klarheit verſchaffen. Für deſſen Biographie und Korreſpondenz iſt auch nach Seraffi's fleißiger Arbeit viel zu thun, denn man hat ſich mehr mit der Bibliographie ſeines Hauptwerks als mit anderm beſchäftigt. Bei der Herausgabe des Cortegiano, Florenz 1854, kündigte Carlo Baudi di Vesme die Abſicht an, Werke und Briefwechſel vollſtändig neu zu ediren. Aber leider verlor er ſeine Zeit mit Unterſuchungen über die angeblich älteſte lyriſche Poeſie Italiens, die er auch nicht zum Abſchluß brachte, und von Caſtiglione's Werken iſt nur der gedachte erſte Band erſchienen. Die jüngſten Tage haben übrigens zu der für Caſtiglione verhängnisvollen ſpaniſchen Legation von 1525 einen Beitrag geliefert. Am 20. Auguſt 1527 machte Papſt Clemens VII. ſeinem Nuntius bittere Vorwürfe über ſeine diplomatiſche Unthätigkeit während der Plünderung Roms und der Gefangenſchaft in der Engelsburg. Am 10. Dezember rechtfertigte der Beſchuldigte ſich in einem zu Burgos verfaßten Bericht. „Auch habe ich, heißt es darin, nicht unterlaſſen, den Klerus dieſer Reiche zu beſtimmen, in ihren Kirchen den Gottesdienſt einzuſtellen und alle oder in Mehrzahl in Trauerkleidung zum Kaiſer ſich zu begeben, und von ihm ihr Haupt und Chriſti Statthalter zu verlangen, in ſolcher Weiſe, daß es auf Seine Majeſtät Eindruck machen müſſe, wenn die geſammte hohe Geiſtlichkeit Spaniens zu ſolchem Zwecke Vertreter beorderte. Da ſolches im Gange war und viele die Abſicht teilten und mehrfach zuſammenkamen, ſo wurde die Sache bekannt, und man ſah in derſelben den Anfang einer neuen Comunerosangelegenheit, worauf man Maßregeln ergriff, welche dem Vorhaben ein Ende machten."

Nun hat Cefare Guaſti aus den von einem Zweige der florentiniſchen Pucci an die Riccardi und bei deren Ausſterben an das Staatsarchiv gelangten Papieren in dem Archivio storico italiano (Serie IV, Band 15, 1885) den Entwurf einer Bulle des im Caſtell gefangenen Papſtes mitgeteilt, welche dem Klerus gebietet den Gottesdienſt und das Glockengeläute einzuſtellen, wie in Zeiten des Interdicts, bis die Befreiung des Papſtes erfolgt ſein würde, ‚singulis Patriarchis, Archiepiscopis et Episcopis per praesentes mandamus, ut in eorum civitatibus et diocesibus, quas propter huiusmodi nostram detentionem ecclesiastico interdicto praesentium vigore subiecimus, detentione huiusmodi nostra durante, a divinorum celebratione et campanarum pulsatione, quam primum praesentium literarum notitiam habuerint, cessent et ubique cessari, ac omnia et singula alia in Canonibus contra talia in Pontificem, Episcoporum Cardinaliumque personas nepharie praesumentes hactenus editis contenta observent eaque ab omnibus et singulis Christifidelibus eis subiectis inviolabiliter observari faciant sub eisdem poenis et mandent." Die Bulle, welche der erſten Zeit der Einſchließung des Caſtells anzugehören ſcheint, iſt ſchwerlich publicirt worden, und bisher hat ſie ſich im Vatikaniſchen Archiv nicht gefunden. Der Entwurf iſt vielfach von verſchiedenen Händen durchkorrigirt und verändert zum Teil von dem Kardinal Großpönitentiar Lorenzo Pucci, und bildet eine neue Beſtätigung des Schwankens und der Unſicherheit Clemens' VII., welcher dem Kaiſer gegenüber keine entſchiedene Maßregel zu faſſen wagte, „qui unus potest

Digitized by Google

et, ut speramus, volet.“ Ein Beſchluß, welcher einer Excommunication ſehr ähnlich ſah, war für ihn eine Unmöglichkeit. Die Übereinſtimmung der von ihm beabſichtigten Maßregel mit der von dem Nuntius veranlaßten muß aber auffallen.

Caſtiglione war im November 1523 von Federigo Gonzaga zu Clemens VII. geſandt worden, der ihn, da ſeine Gemahlin Ippolita Torelli ſchon ſeit drei Jahren todt war, zum apoſtoliſchen Protonotar machte. Zu Anfang 1525 führte er Giulio Romano nach Mantua. Am 11. März desſelben Jahres langte er in Madrid an. Während dieſer Miſſion bot ihm der Kaiſer das Bistum Avila an, welches er jedoch erſt nach deſſen völliger Ausſöhnung mit dem Papſte annehmen zu können erklärte. Dieſe Ausſöhnung erfolgte zu Barcelona am 29. Juni 1529; Baldaſſar Caſtiglione war aber zu Toledo am 7. Februar desſelben Jahres geſtorben und liegt in der Kirche Madonna delle grazie fünf Millien von Mantua in einem von ſeiner Mutter ihm errichteten Monument begraben, deſſen Zeichnung von Giulio Romano herrührt.

A. v. Reumont.

REZENSIONEN.

1. **Ortuin Gratius.** Sein Leben und Wirken. Eine Ehrenrettung von Dr. D. Reichling. Heiligenſtadt. Wilh. Delion's Buchhandlung (L. Delion) 1884. VI und 107 S.

2. **Hermann von dem Buſche.** Sein Leben und ſeine Schriften. Erſter Teil (zweite Hälfte) von Dr. Herm. Joh. Lieſſem, Gymnaſialoberlehrer. Abhandlung im Programm des Kaiſer-Wilhelm-Gymnaſiums zu Köln. Oſtern 1885. Druck von J. P. Bachem in Köln. S. 27—50 in 4°.

Das Erſcheinen der beiden ebengenannten Schriften war bereits oben (S. 284, A. 2, S. 290, A. 1) erwähnt. Sie konnten indeſſen früher nicht beſprochen werden, da ſie mir erſt bei und nach Drucklegung der Betrachtung über „Neue Schriften zur Geſchichte des deutſchen Humanismus“ (Heft 2, S. 251—296) zukamen. Beide rühren von katholiſchen Verfaſſern her, beide legen Zeugnis von dem regen Eifer ab, mit welchem gerade die Katholiken die Geſchichte des deutſchen Humanismus behandeln und beide bekunden einigermaßen die Tendenz, in welcher dieſer Behandlung vorgenommen wird. Dieſe Tendenz iſt eine doppelte: ſie beſteht einerſeits darin, den kirchenfeindlichen Humanismus, die jüngere Richtung herabzuſetzen, ſowohl durch Verdächtigung des Charakters der Hauptträger derſelben, z. B. Huttens[1]), als auch ihrer Leiſtungen; andrerſeits darin, den kirchenfreundlichen Humanismus, die ältere, den theologiſchen Studien und Beſtrebungen treugebliebene Richtung zu verherrlichen, die Gegner der Humaniſten zu reinigen von den wider ſie erhobenen Anklagen, die Univerſitäten, welche man früher als Hochburgen des Obſcurantismus anzuſehen

1) In dieſe Anklagen ſtimmen übrigens auch Proteſtanten ein, wie an einem lehrreichen Beiſpiele gezeigt wurde oben S. 244—247.

Digitized by Google

gewohnt war, insbeſondere Köln, als Stätten echter Wiſſenſchaft und emſiger Studien darzuſtellen. So weit dieſe Rehabilitationen wirklich wiſſenſchaftlich ſind, iſt ihre Bedeutung keineswegs zu verkennen; ſobald ſie aber parteiiſch und von einer beſtimmten religiöſen Lehrmeinung eingegeben erſcheinen, ſind ſie zu bekämpfen. Seit Janſſens ſonſt trefflich gearbeitetem Buche (dem erſten Band ſeiner bekannten „Geſchichte des deutſchen Volkes“) ſind ſolche Verſuche häufig aufgetreten; zwei derſelben — von proteſtantiſcher und katholiſcher Seite — wurden gebührend zurückgewieſen (oben S. 278 f., 294 ff.).

Ein neuer Verſuch dieſer Art liegt in Reichling's jüngſt erſchienener Schrift vor. Sie nennt ſich geradezu eine Ehrenrettung. Sie ſtellt der Einleitung „Ortuin's Carricatur“ den Hauptteil „Ortuin's wahres Bild“ gegenüber. Dieſer Hauptteil zerfällt in vier Abſchnitte: „Lebensdaten; der Menſch und Chriſt; der Humaniſt; der Theologe.“ Den Anhang bildet eine ganz vortrefflich gearbeitete Bibliographie. Hätte ſich der Verfaſſer mit letzterer begnügt, ſo hätte er den humaniſtiſchen Studien einen guten Dienſt gethan; was ſonſt an der Schrift gut iſt, kann nicht als neu und was neu iſt, kann nicht als gut betrachtet werden. Über Ortuin Gratius zu handeln, hatte ich vielfach Gelegenheit — Reichling erkennt meine Arbeiten ſehr an, vgl. S. 8, 11, 44 —; was über ihn als Humaniſten zu ſagen war, meine ich Allg. d. Biogr. IX, 600—602 dargelegt zu haben und ich kann nicht finden, daß das von Reichling Beigebrachte meine Beurteilung im Einzelnen oder im Ganzen zu modificiren im Stande iſt.

Die Ehrenrettung indeſſen, welche Reichling unternimmt, ſoll ſich mehr auf das moraliſche als auf das geiſtige Weſen ſeines Helden beziehen. Ich halte ſie jedoch für nicht gelungen. Unerörtert mögen die Vorwürfe bleiben, welche die Dunkelmännerbriefe ſpeziell gegen die Unſittlichkeit Ortuin's erhoben haben, indem ſie ihm ein unerlaubtes Verhältnis mit Pfefferkorn's Frau ſchuld gaben; derartige Vorwürfe laſſen ſich nach 370 Jahren nicht beweiſen, denn Liebesbriefe der Betreffenden werden ſich nicht erhalten haben, ſie laſſen ſich aber auch nicht durch entrüſtete Declamationen, wie Reichling thut, zurückweiſen.

Die hauptſächliche Entlaſtung, die der Verfaſſer verſucht, iſt der geplante Nachweis, daß die Hauptquelle für die gegen Ortuin erhobenen Vorwürfe, die Dunkelmännerbriefe, ein Werk kleinlicher Rachſucht des Hermann von dem Buſche gegen Ortuin ſeien. Manches was Reichling zur Stütze ſeiner Vermutung vorbringt, iſt ſcharfſinnig, aber bewieſen iſt dieſelbe damit noch lange nicht. Jene Briefe ſind keineswegs eine objektive Geſchichtsquelle, aber immer häufiger wird in neuerer Zeit der Erweis gebracht, daß gerade die kleinen von jenen Briefen berichteten Thatſachen wahr ſind. Und dann: Reichling begreift nicht, warum Ortuin zur Zielſcheibe des Witzes genommen wurde. Er wurde es, weil er ein halber Humaniſt war, weil er, trotzdem er auf Seiten der Theologen ſtand, ſich doch mit ſeiner eleganten Latinität brüſtete, weil er ein Mantelträger war, der zuerſt mit den Humaniſten ein freundliches Verhältnis unterhielt, dasſelbe aber abbrach, ſobald er merkte, daß es ihm bei ſeinen kirchlichen Oberen Ungelegenheiten verurſachte. Das zeigt ſich in O. G.'s Verhältnis zu Herm. von dem Buſche und Petrus von Ravenna. Den Streit mit Erſterm verſteht Reichling nicht. Wenn Buſch die Lectüre und Erklärung des Donat auf der Univerſität verlangt, ſo weiß er ſo gut wie ſein Gegner, daß das genannte Lehrbuch eigentlich ein ſolches für Schüler ſei, aber er wünſcht deſſen Einführung, weil es, ſeiner Meinung nach, das Grundbuch ver-

Digitized by Google

edelter Latinität ſei und gepflegt werden müſſe, um die Verderbniſſe des Schulunterrichts zu entfernen. Was Reichling S. 37 ſagt, um die Beteiligung Buſch's an den Dunkelmännerbriefen wahrſcheinlich zu machen, iſt durchaus irrig. Die erſte Ausgabe der Lamentationes iſt gar nicht am 11. März 1518 erſchienen, ſondern trägt, wie Reichling ſelbſt zeigt (S. 99 fg.) nur das Datum 1518, kann alſo ſchon im Januar oder Februar ausgegeben ſein. Daher iſt es nicht wunderbar, daß Erasmus bereits in einem Briefe vom 23. April 1518 darauf Bezug nimmt. Daß Er. ſie alsbald erhalten hat, darf kein Wunder nehmen, denn ſein Brief über die epistolae obscur. vir. war ja darin abgedruckt und die Herausgeber werden ſich beeilt haben, ihm Kunde davon zu geben. Daß er aber den Ausdruck „jene Lamentationen" braucht, beweiſt für Buſch's Autorſchaft gar nichts; das Erſcheinen literariſcher Pamphlete war für Literaten jener Zeit das einzig wichtige und intereſſante Ereignis, Erasmus durfte es daher bei Buſch ebenſo wie bei jedem andern Humaniſten als bekannt vorausſetzen und bedient ſich damit durchaus nicht einer „blos für Eingeweihte verſtändlichen Bezeichnung."

In dem Streite mit Petrus von Ravenna verſucht Reichling ohne Erfolg, den Ortuin Gratius rein zu waſchen. Reichling ſtellt es ſo dar, als wenn Ortuin zuerſt mit jenem berühmten Rechtslehrer befreundet geweſen, dann, nachdem dieſer unchriſtliche Tendenzen ausgeſprochen, von ihm abgefallen wäre. In Wirklichkeit verhält ſich die Sache ganz anders. 1507 ſpricht Petrus die angeblich unchriſtlichen Tendenzen aus (ſchon vor März, Reichling S. 23), März 1508 veröffentlicht Ortuin nochmals eine Lobſchrift auf den Genannten (Reichling S. 30. 88). 1508 ſchreibt Hochſtraten gegen Petrus (Reichling S. 26 A. 3); einer Ausgabe dieſer Schrift aus dem Jahre 1511 gibt Ortuin ein Gedicht gegen Petrus bei (a. a. O. S. 27. 95). Alſo nicht den, der unchriſtliche Lehren ausſpricht, bekämpft Ortuin — er lobt ihn vielmehr noch, nachdem er ſich unkirchlich geäußert — ſondern den vom Ketzermeiſter Verfolgten — ein Zeichen recht unedler Geſinnung.

Zur Beurteilung von Ortuins Geſinnung iſt der 1535 von ihm herausgegebene Fasciculus rerum expetendarum ac fugiendarum von großer Wichtigkeit. Daß dieſe Schrift (über deren Inhalt Allg. d. B. IX, 601 fg. zu vgl. iſt) wirklich von Ortuin herausgegeben wurde und nicht etwa, wie Cremans wollte, hier eine Fälſchung vorliegt, gibt Reichling zu, aber er will nicht Wort haben (was ich am a. O. behauptete), daß Ortuin am Ende ſeines Lebens ein weſentlich Anderer geworden ſei. Indeſſen Reichling widerſpricht ſich ſelbſt, er räumt ein, jener Fasciculus thue die Notwendigkeit einer durchgreifenden kirchlichen Reform dar und leugnet doch die Veränderung in Ortuins Weſen. Als wenn nicht eben jenes Reformverlangen Veränderung genug wäre, als wenn nicht Ortuin vorher jede Verbeſſerung den Neuerern gegenüber perhorrescirt hätte! Wenn Reichling mit Emphaſe ausruft: „Von einem Angriffe auf die kirchlichen Glaubensſätze, von einer Hinneigung zu den dogmatiſchen Anſchauungen der Reformatoren finden wir in dem Werke keine Spur", ſo widerlegt er mich durch ſolche Tiraden nicht, denn ich habe Derartiges durchaus nicht behauptet.

Die wiſſenſchaftliche Methode und die Kritik des Verfaſſers ſind ſehr bedenklich. Er ſpricht ausführlich von den Werken des Petrus von Ravenna und kennt dieſelben nur aus den Anführungen bei Bianco und Muther, während er die gegen jenen geſchriebenen Schriften ſelbſt angeſehen hat. Er eifert mit großer Strenge (S. 28 A. 4) gegen die Au-

Digitized by Google

torität Hamelmanns, ſpricht ihm allen Glauben ab, bedient ſich aber doch alsbald (S. 31 Z. 3 v. u.) eines Zeugniſſes des eben Geſchmähten, weil es ihm paßt. Als Beweis, daß Pfefferkorn mit jüdiſchen Lehren und Gebräuchen aufs Genaueſte bekannt geweſen, wird (S. 47 A. 5) das Zeugnis eines Zeitgenoſſen Joh. Butzbach citirt, des ehemaligen Schneidergeſellen, der die Lücken ſeiner claſſiſchen Bildung wohl allmählich ausfüllen konnte, aber von hebräiſcher Sprache und jüdiſchen Sitten auch nicht das Geringſte verſtand.

Noch ſchlimmer als die Kritikloſigkeit im Kleinen iſt die im Großen, die ganz verfehlte Auffaſſung, über die nicht zu rechten, mit der eine Verſtändigung nicht möglich iſt. Der Verfaſſer gehört zu jenen Katholiken, welche eine Umkehr der Wiſſenſchaft predigen und welche der Welt glauben zu machen ſuchen, daß das bisher von ihr Hochgehaltene erniedrigt und das von ihr Geſchmähte erhoben werden müßte. Wie ſeine Glaubensgenoſſen Kreiten und Baumgartner uns einreden wollen, daß Voltaire ein ſittlich verkommener Menſch, geiſtig unbedeutend und unwürdig, an dem vielleicht nichts Gutes geweſen ſei als „ſein bischen Franzöſiſch“ und daß Goethe nichts Anderes geweſen, als „ein Herr Geheimrat mit ſeinen unvollendeten Fragmenten, mit ſeiner geologiſch-offeologiſch-botaniſch-äſthetiſchen Konfuſion, mit ſeiner miniſteriellen Überflüſſigkeit und mit ſeinen Liebesſeufzern an die ältliche Frau v. Stein“, ſo möchten Andere uns überreden, daß die geſammte Renaiſſancebildung eigentlich gar keinen Fortſchritt bedeute und höchſtens ſoweit annehmbar erſcheine, als ſie von der Kirche approbirt würde. Wer Sätze ſchreiben kann wie folgenden: ‚Wer einmal Veranlaſſung gehabt hat, die ‚Briefe der Dunkelmänner‘ näher anzuſehen; wer da lieſt, in welch ſchmählicher und frevelhafter Weiſe die Perſon des Erlöſers und des h. Geiſtes, die Bibel, die Gottesmutter, das Gebet, die Meſſe, die Beichte und alle kirchlichen Einrichtungen verſpottet und verhöhnt werden — der vielen unzüchtigen Stellen gar nicht zu gedenken —, der muß wirklich darüber ſtaunen, daß es bis auf die jüngſte Zeit chriſtliche Männer, ja — Theologen gab, die nicht Worte genug finden konnten, um ein ſchmachvolles und ſchamloſes Pamphlet zu erheben“ (S. 9 fg.) oder: „Was iſt es denn ſo Ungeheuerliches, wenn Pfefferkorn die Obrigkeiten eines chriſtlichen Staates zur Unterdrückung der gegen den chriſtlichen Glauben gerichteten und dem eignen Geſetz der Juden zuwiderlaufenden Schriften auffordert? Wie oft hat man nicht ſeitdem, auch noch in unſeren Tagen, die Forderung wiederholt, daß die Juden vor allem dem Talmud entſagen ſollen“ (S. 55) — mit dem iſt nicht zu discutiren. Wenigſtens ich verzichte gern darauf, derartige Sätze zu bekämpfen.

Das erſte Stück von Lieffems Arbeit über Hermann von dem Buſche iſt oben S. 284 fg. gewürdigt worden. Die nun erſchienene Fortſetzung behandelt Buſchs erſte Lehrthätigkeit in Köln. Schade nur, daß die Arbeit ſo tropfenweiſe erſcheint! Der Verfaſſer gibt zuerſt eine Charakteriſtik und Geſchichte von Buſchs Gedicht Flora mit Proben aus dem Original und aus einer Überſetzung, zugleich mit einer Charakteriſtik der humaniſtiſchen Dichtung, die mir an nicht ganz paſſender Stelle angebracht zu ſein ſcheint. Der übrige Teil der Schrift behandelt einige Abſchnitte von Buſchs ſonſtiger litterariſcher Thätigkeit zu Köln, ſpricht von den Verſen, die er den Arbeiten ſeiner Kollegen und Freunde beigab und beginnt von ſeiner grammatiſchen Thätigkeit zu ſprechen. Dann erſt auf der letzten Seite unſerer Abhandlung wird der Titel der Buſchſchen Grammatik erwähnt, wieviel

Digitized by Google

Seiten ihr gewidmet werden, in wie vielen ferneren Programmen Leben und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des fleißigen Humaniſten behandelt werden ſollen, iſt gar nicht abzuſehen. Dieſe große Weitſchweifigkeit wird hauptſächlich verſchuldet durch eine breite Darſtellung ziemlich ungehöriger Dinge. Wie nämlich zum Verſtändniſſe der Buſchſchen Dichtung ein Abſchnitt über die Poeſie der Humaniſten, ſo wird als Einleitung zur Betrachtung ſeiner Grammatik ein Abſchnitt über das humaniſtiſche und vorhumaniſtiſche Latein vorangeſchickt. Beide Abſchnitte würden anzunehmen ſein, wenn ſie ſelbſtändige Studien wären, ſie ſind aber durchaus überflüſſig, da ſie nur aus zweiter Hand geſchöpft ſind. Wenn L. z. B. von Dantes ſprachlicher Schrift redet, ſo bezieht er ſich auf einen Aufſatz Eckſteins. Solche Auswüchſe ſchaden der ſonſt trefflichen Arbeit ſehr; es iſt dringend zu wünſchen, daß der Verfaſſer dieſelben in den folgenden Abteilungen vernichte![1] Ludwig Geiger.

Die Loggia dei Lanzi zu Florenz. Eine quellenkritiſche Unterſuchung von Carl Frey. Mit zwei Plänen. Berlin. W. Hertz. (Beſſer'ſche Buchhandlung). 1885.

Die Erwägung, daß eine Topographie der Stadt Florenz ſich an das Intereſſe des Hiſtorikers in gleicher Weiſe wendet wie an das des Kunſthiſtorikers, ließen die Bedenken ſchwinden, die ich anfangs gegen die Übernahme eines Referats hegte. Denn die Geſchichte der Loggia dei Lanzi iſt ein Bauſtein zu dem topographiſchen Gebäude, welches die Zukunft erſt aufführen ſoll und an dem die geſchichtliche Forſchung nicht bloß die Dienſte eines Handlangers verrichten wird. Frey ſpricht in der Einleitung die Anſicht aus, daß die neuere Kunſtgeſchichte vor allem eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſei und Herman Grimm ſtimmt ihm darin bei (Deutſche Lit. Zeit. 359). „Indem ſie den geſchichtlichen Verlauf der Kunſt bei den modernen Völkern zu ergründen ſucht, wie er ſich, der Natur des Stoffes gemäß, in dem künſtleriſchen Entwickelungsgange Einzelner vollzogen hat, ſtrebt ſie, wenn auch auf anderem Wege als die Litteratur — und politiſche Geſchichte, doch demſelben Ziele zu.“ Darum iſt es notwendig, eine möglichſt feſte, urkundliche Grundlage zu ſchaffen. Wie alles, was in der Zeit entſtanden iſt, ſich unter dem Geſichtspunkt der Zeit betrachten läßt, ſo müſſen auch die Werke der Kunſt, entweder einzeln oder in ihrer Geſammtheit als „geſchichtliche“ Produkte aufgefaßt

---

1) Wenigſtens in einer Anmerkung will ich anführen, daſs kurz vor der Veröffentlichung des zweiten Heftes unſerer „Vierteljahrsſchrift“ ein Aufſatz von Franz Schnorr v. Carolsfeld in dem von dieſem geleiteten „Archiv für Litteraturgeſchichte“ XIII S. 297—314 über Melchior Acontius erſchienen iſt. Der Letztgenannte 1515 geboren, geſt. 1569 als Rat des Grafen Ludwig von Stolberg, hat eine Anzahl lateiniſcher Dichtungen auf den Tod des Erasmus, zur Vermählung des Georg Sabinus, zur Empfehlung der Gedichte des Jacob Micyllus gemacht; er ſtand außer mit den zwei zuletzt erwähnten bedeutenden Männern auch mit Melanchthon und Valentin Trotzendorf in Beziehung; aus ſeinen bisher ungedruckten von F. v. C. mitgeteilten Briefen an Hartmann Beyer in Frankfurt a/Main (1542 bis 1566) ſcheint hervorzugehen, daſs er auch mit dem berühmten Pädagogen Michael Neander Beziehungen unterhielt. Iſt Acontius alſo auch nicht gerade ſeiner Leiſtungen wegen beſonders zu rühmen, ſo verdient er Beachtung wegen ſeiner Beziehungen zu hervorragenden Männern jener Zeit.

Digitized by Google

werden; zugleich verlangt das Geſetz der Schönheit, das in einem Kunſtwerk ſich körperlich darſtellt, einen äſthetiſchen Maaßſtab. Wenn ich vor der Loggia ſtehe und frage, wodurch denn die Architectonik dieſes Bauwerks einen Eindruck auf den Beſchauer hervorbringt, ſo giebt das ganze Archiv der Opera del duomo keine Antwort darauf; und ſtellt man die ebenſo wichtige zweite Frage, wann und unter welchen Umſtänden das Bauwerk entſtanden iſt, ſo würde man den bloßen Aeſthetiker in nicht geringe Verlegenheit ſetzen. Darum wird man von dem Kunſthiſtoriker verlangen müſſen, daß er in jedem einzelnen Falle den Standpunkt des einen wie des anderen einnehme. Frey hat dieſe Forderung in ſeinem Buche voll und ganz erfüllt und damit gezeigt, wie die neuere Kunſtgeſchichte die Erbſchaft Gaye's und Rumohr's in würdiger Weiſe antreten könne.

Die Topographie von Florenz iſt im Gegenſatze zu Athen und Rom bisher ſehr ſtiefmütterlich behandelt worden. Und doch verdiente die Stadt, welche faſt 3 Jahrhunderte hindurch die geiſtige Führerſchaft Italiens behauptet hat, eine ebenſo eingehende Erforſchung, wie jene beiden Städte des Altertums. Kaum hat Florenz durch glückliche Kriege gegen ſeine Nachbarſtädte die Hegemonie in Toscana errungen, ſo beginnt es auch durch Errichtung großartiger Bauwerke ſeiner Machtſtellung einen ſichtbaren Ausdruck zu verleihen. Schon das 13. Jahrhundert ſah den Communepalaſt für den Podeſtà von Florenz erſtehen; im Nordweſten der Stadt erhob ſich Sta. Maria Novella; im Südoſten begann man die herrliche Kirche von Sta. Croce; die beiden Ufer des Arno wurden durch mächtige Brücken mit einander verbunden; damals auch wurde auf dem Domplatz der Grundſtein gelegt für die neue Cathedrale Sta. Maria del Fiore. Und kaum war man mit dieſen Bauten fertig, als der Rath der Stadt am 21. November 1356 beſchloß, an der Südſeite der heutigen Piazza della Signoria für Feſtlichkeiten aller Art eine offene Halle zu errichten. — unam pulcram et honorabilem logiam, wie es in der betreffenden Urkunde (p. 213) heißt. Dies iſt der Urſprung der Loggia dei Lanzi. Achtzehn Jahre hat es gedauert, bis man an die Ausführung des Beſchluſſes herantrat. Die Schuld an der Verzögerung trug wohl vor allem die Anwefenheit Karls IV. in Toscana, die beſtändigen Reibereien zwiſchen den beiden mächtigen Häuſern der Ricci und Albizzi, vielleicht auch der Widerſtand, der ſich in einem Teile der Bürgerſchaft gegen das Projekt des Baues zu regen begann. Der Opera del Duomo, der Bauhütte der Kathedrale wurde die Errichtung der Loggia übertragen.

Aber wer hat den Plan und die Zeichnung dazu geliefert? Geſtützt auf die Autorität Vaſaris hat man dem Andrea Orcagna die Urheberſchaft zugewieſen, bis Semper und Alfred v. Reumont ihre Zweifel geäußert haben. Frey verſucht, indem er die Thätigkeit Orcagnas datenmäßig verfolgt, den Beweis zu erbringen, daß nicht dieſer, ſondern ſeine jüngeren Zeitgenoſſen Simone Talenti und Benci di Cione die Baumeiſter der Loggia geweſen ſeien.

Im November 1382 ſtand die Halle fertig da. Zwar fehlte noch der bildneriſche Schmuck, die Löwenköpfe an den Pfeilern, die Stadtwappen an der Attika u. a. m., aber das hinderte die Signoria nicht, den Bau dem öffentlichen Gebrauche zu übergeben. Dort ſtellte ſich der neue Rath der Bürgerſchaft vor; dort empfing man die hohen Gäſte, welche Florenz paſſirten; dort gaben ſich die Spieler und Müſſiggänger ein Stelldichein; von dort aus ſah man den Schauſpielen zu, die auf der Piazza aufgeführt wurden; dort ſollte Savonarola für die Wahrheit ſeiner Lehre durch eine

Digitized by Google

Disputation einſtehen. In der Loggia ſpielte ſich ein gutes Stück Florentiner Geſchichte ab.

Der Darſtellung (S. 1—46), welcher die vorſtehenden Angaben entnommen ſind, folgen die Anmerkungen auf S. 49—115; viele derſelben dehnen ſich zu vollſtändigen Abhandlungen aus, ſo No. 19 über San Giovanni Battiſta, No. 30 über Arnolfo di Cambio, den großen Architekten, No. 41, in welcher die Herkunft des Wortes Loggia unterſucht und die Bezeichnung dei Lanzi, als von der deutſchen Leibwache Cosimos I. herrührend, erläutert wird. Frey teilt an dieſer Stelle zwei intereſſante Faſchingslieder mit — davon eins, bisher unbekannt, Noi startqui lanz' arrivale, aus einem Codex der Riccardiana — welche das deutſch-italieniſche Kauderwelſch der Lanzknechte in gelungener Weiſe wiedergeben. Den grössern Teil des Bandes nehmen jedoch die urkundlichen Belege ein, welche, in neun Gruppen eingeteilt, auf den Palazzo, die verſchiedenen Kirchen der Stadt, auf den Mauerbau, auf die Piazza della Signoria und die Loggia Bezug haben. Die Gruppe „Vermiſchtes" enthält Auszüge aus den Matrikeln der Arte dei Medici, Speziale e Merciai (1297—1445), eine große Zahl von Namen bekannter und unbekannter Maler erwähnend. Ein Gloſſar und ein Sach- und Namenregiſter erleichtert die Benutzung des reichhaltigen Bandes außerordentlich. S. Löwenfeld.

Digitized by Google

Geiſtliches Schauſpiel und kirchliche Kunſt.

Von C. Meyer.

IV. Der Oſtercyclus.

Das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis läßt der Auferſtehung Chriſti ſeine Höllenfahrt vorangehn. Ebenſo folgt in den geiſtlichen Spielen auf die Grablegung häufig zunächſt letztere, und dann kommen erſt die verſchiedenen Begegnungen des Auferſtandenen und ſeiner Apoſtel oder der zum Grabe gegangenen Frauen [1]). Wie weit die Einrichtung der verſchiedenen Bühnen dieſer Reihenfolge Vorſchub leiſtete oder hinderlich war, läßt ſich jetzt im Einzelnen nicht mehr nachweiſen; entſcheidend wirkte auf dieſelbe aber jedenfalls die Reihenfolge des Apoſtolikums. Von letzteren mag dann auch die bildende Kunſt in denjenigen Fällen, in welchen bei ihr überhaupt von einer Reihenfolge die Rede iſt, abhängig ſein. Was hingegen die Kreuzesfahne betrifft, welche Chriſtus ſowohl beim Sprengen der Höllenpforten als ſpäter nach ſeiner Auferſtehung in der Regel trägt, ſo iſt dieſelbe natürlich nicht durch das Symbolum vorgeſchrieben. Da aber dieſelbe ſowohl in den Myſterien [2]) als auf Bildern [3]) vorkommt, ſo werden entweder jene auf dieſe eingewirkt haben oder umgekehrt; doch wird es beſſer ſein dieſe Frage erſt bei Beſprechung der eigentlichen Auferſtehungsſzenen und Auferſtehungsbilder genauer zu erörtern.

Deutlich zeigt ſich hingegen der Einfluß der Bühne auf die Werke der Kunſt an dem Fußtritte, mit welchem der Auferſtandene das Höllenthor einſtößt. In dem von Mone herausgegebenen geiſtlichen Spiel aus S. Gallen lautet die lateiniſche Bühnenweiſung: „Tunc Christus pede

1) Mone I, 124 ff, II, 42 ff, 339 ff; Altteütſche Schauſpiele 114 ff, Frankfurt. Archiv v. Fichard III, 152 ff.

2) ebend. 152, Mone II, 340, an letzterm Ort iſt die Fahne weiſs und das Kreuz rot.

3) in Dürers beiden Holzſchnittpaſſionen, am Hochaltar von Calcar (Waff S 56), in Rathauſen (Geſchichtsfreund XXXVII, 254) etc.

Digitized by Google

trudat ianuam" etc. [1]), in dem aus Donaueſchingen: Und uff das ſtoſt der Salvator mit dem fuoz an die hell' [2]). Im Alsfelder Paſſionsſpiel heißt es: „Jesu trudente ianuam inferni", ohne daß der Fuß ausdrücklich hervorgehoben iſt [3]), und dem entſpricht auch die etwas unbeſtimmtere Schilderung des Redentiner Oſterſpiels: „cum vehementia confringit infernum" [4]). Allerdings heißt es ſchon in einem dem heiligen Ambroſius zugeſchriebenen Hymnus:

Cum rex ille fortiſſimus
mortis confractis viribus,
pede conculcans tartara,
solvit catena miseros [5]).

Wahrſcheinlich waren aber die Bühnendetails den meiſten Künſtlern bekannter und geläufiger als der alte lateiniſche Hymnus, und ſo wird ihre Phantaſie mehr unter dem Einfluſſe der erſtern als des letztern geſtanden haben. Kunſtwerke, welche den erwähnten Fußtritt deutlich darſtellen, ſind z. B. Schongauers dieſe Begebenheit darſtellender Kupferſtich und der Hochaltar von Calcar [6]).

Die zahlreichen Geſtalten von Erzvätern, Propheten und andern vor Chriſtus in den Tod gegangenen Gerechten, welche durch deſſen Höllenfahrt dem ewigen Verderben entgehn, ſtammen an und für ſich aus dem apokryphen Evangelium des Nicodemus [7]); aber zahlreiche Einzelzüge der Bilder fehlen in jenem durchaus und ſtimmen ganz entſchieden zu den geiſtlichen Spielen. Dahin gehört z. B. Adams zärtliche Aufforderung an Eva im Redentiner Spiel:

Eva, Eva
salich wif, du to my ga [8])!

Ebenſo die an Adam gerichteten Worte Evas in der Extractio animarum eines engliſchen Stückes:

Adam, my husband heynd,
This menys solace certan,
Siche lighte can on us leynd
In paradyse fulle playn [9]).

1) Mone I, 125.

2) ebend. II. 340. Bei rein liturgiſchen Darſtellungen, wo Kirchenthüren als Höllenthor figurierten, unterbleibt der Fußtritt, und es wird mit einer Kreuzesſtange oder wohl auch mit der Hand geklopft. Zeitſchr. f. deutſch. Altertum. N. F. XVII, 249, 255.

3) Zeitſchrift f. deutſches Altertum III, 513.

4) Mone II, 54; vgl. auch Frankf. Archiv III, 152, 153.

5) Daniel. Thesaurus hymnologicus, tom. I, p. 83, 5—8.

6) Wolff S. 56. — 7) Cap. 18 ff. — 8) Mone II, 55.

9) A Collection of English Miracle-plays by W. Marriott, p. 162.

Digitized by Google

Unter den Künſtlern hat Martin Schongauer die wieder erwachſende Zärtlichkeit der erſten Eltern am deutlichſten in einem Kupferſtiche wiedergegeben. Ebenſo ſcheint im Tympanon des Hauptportals des Straßburger Münſters, im dritten Felde von unten gerechnet, etwas Ähnliches angedeutet zu ſein; Adam faßt mit ſeiner rechten Hand die Rechte Evas[1]). Auch der Apfel, welchen Eva bei Schongauer in der Hand hat, könnte auf ein derartiges Attribut derſelben bei Aufführungen hinweiſen, obſchon mir keine ausdrückliche hierauf bezügliche Bühnenweiſung bekannt iſt. Ferner ſtimmt die Bühnenvorſchrift „doch sönd die altvätter nackent oder in wissen hemdern har uss und vil kleiner kinder ganz nackent vor inen mit uff gehepten henden, des glich die alten usheren gan[2]“ ebenfalls zu vielen Abbildungen dieſes Ereigniſſes, u. a. zu Dürers Holzſchnittpaſſionen, zum Zeitglöcklein[3]) etc. Unter der Nacktheit wird übrigens Leibfarbe zu verſtehen ſein; wenigſtens ſagt eine Luzerner Bühnenvorſchrift deutlich „in Leibkleidern als nackend“[4]). Aber auch an Modifikationen wird es in dieſem Punkte nicht gefehlt haben; denn die Nacktheit wäre durchaus nicht für Alle ſo bezeichnend geweſen wie für Adam und Eva. So trägt z. B. Johannes der Täufer bei Schongauer deutlich ſein härenes Gewand, und im Donaueſchinger Paſſionsſpiel tritt er ebenfalls „in tierhüten“ auf[5]). Bei Moſes mochten die Hörner zur Charakteriſtik genügen, bei David Krone oder Harfe etc.

Über die liturgiſchen Worte, mit welchen in manchen Spielen der Kampf zwiſchen Chriſtus und den hölliſchen Wächtern eröffnet wird, „tollite portas, principes, vestras“ etc. . . . können wir raſch hinweggehen; ſie ſind gemeinſames Eigentum der Spiele und des Nicodemusevangeliums und ſtammen alſo urſprünglich aus letzterm; in der Kunſt ſpielen ſie natürlich keine Rolle. Ebendaher[6]) ſtammt auch der ſchon früher erwähnte Zug, daß Chriſtus den Erzvater Adam bei der Hand nimmt und aus der Hölle zieht. Hingegen weiß das Evangelium Nicodemi nichts von einem Widerſtande, welchen die Teufel leiſten, und wenn wir derartigen Zügen in Werken der bildenden Kunſt begegnen, ſo dürften dieſelben wohl ſzeniſchen Vorbildern nachgebildet ſein. Hierher gehören z. B. die verzweifelten und für den Beſchauer obendrein äußerſt poſſierlichen Anſtrengungen der böſen Geiſter in den beiden Holzſchnittpaſſionen Dürers, auf dem Kupferſtiche Schongauers oder am Hochaltare zu Calcar[7]).

1) Das Münſter zu Straſsburg mit erläuterndem Texte hgg. v. H. Schreiber. 2. Auflage. No. 7.

2) Mone II, 342. — 3) fol. v°.

4) Leibing S. 10. Vgl. auch Neues Archiv f. ſächs. Geſchichte und Altertumskunde Bd. IV, S. 107.

5) Mone II, 343. — 6) cap. 24, 25. — 7) Wolff S. 56.

Digitized by Google

Sie ſtimmen ganz vortrefflich zu dem burlesken Charakter der Teufelsſzenen überhaupt, welche in den geiſtlichen Spielen hin und wieder als komiſche Intermezzo's vorkommen. Im Donaueſchinger Spiel kommt es zwar nicht gerade zu Thätlichkeiten; aber die Teufel machen wenigſtens „ein wild gefert“ oder „ein wild geſchrey“, bis der Herr Lucifer, ihren Oberſten, ergreift und bindet. Und im Alsfelder Paſſionsſpiele droht Lucifer beim Nahen Chriſti:

Wer iſt der konigk der eren ſo rich,
Der do ſo gewelldiglich
Cloppet an vor myner thore?
Vff myne pyn, komme ich hervor,
Ich gebe em eynen kulen slagk,
Hie fellet nidder vff synen sagk [1]).

Dem entſpricht auch die Schilderung, welche Webers „Evangeliſches Leipzig“ von den vor Einführung der Reformation in Leipzig üblichen kirchlichen Feſtlichkeiten in Bezug auf Chriſti Höllenfahrt enthält:

„Die Oſternacht brachte man meiſts in der Kirchen mit allerhand Devotionen zu, nach deren Endigung kam ein Pfaffe in Geſtalt des aufferſtandenen Heylandes an die Kirchthüren, ſchlug mit einen Creutz gantz ungeſtüm an die ſelbigen und verlangete eingelaſſen zu werden. Worauff ſich in der Kirche ein greßliches Geſchrey und Geheule erhub, gleich als ob es die Hölle und in derſelben lauter Teuffel wären, welche ſich für der Ankunfft Chriſti, als der nunmehro ihr Reich zerſtören würde, alſo fürchteten, biß endlich unter ſolchen Tumult die Kirchthüre auffgieng, und der eindringende Siegesfürſt etzliche von den Pforten verjagete, etzliche aber in Feſſeln ſchlug, welche dann greßlich ſchrien, dahingegen die aus der Höllengewalt erlöſeten Seelen ihren in weißen Kleide prangenden und auffahrenden Erlöſer mit Freuden nachfolgeten“ [2]).

Daß es ſich hier um eine liturgiſche Wiedergabe der Höllenfahrt Chriſti handelte, iſt klar; nur fällt dieſelbe in eine Zeit, welche ſpäter iſt als Kreuzabnahme und Grablegung. Dagegen ſtimmt eine Mitteilung aus Calcar [3]) auch in Bezug auf die Zeit genau mit dem überein, was ſonſt hinſichtlich der Höllenfahrt Chriſti üblich war. Dort war es nämlich bis vor etwa ſechzig Jahren üblich, daß die Meßdiener am Karfreitag Nachmittags um drei Uhr, alſo in der Todesſtunde Chriſti, mit dem Sitzbrettern der Chorſtühle ein möglichſt großes Getöſe machen mußten; man nannte das „die Hölle erſtürmen“. Ähnliches mag auch anderwärts vorgekommen

1) Zeitſchrift f. deutſches Altertum III, 512.

2) Gedruckt erſchien Webers „Evangeliſches Leipzig“ 1698 zu Leipzig in zweiter Auflage; mitgeteilt iſt die betreffende Stelle von R. L. Gräfe in der „Zeitſchrift f. hiſtor. Theologie“ IX, S. 61. — 3) Wolff S. 56.

Digitized by Google

ſein. Eine wirkliche Verſchönerung der Liturgie war übrigens die Sitte nicht; in der ausführlichen Leipziger Darſtellung namentlich wird man einigermaßen an das Gebahren gewiſſer Beſtien erinnert, in deren Käfig der Tierbändiger getreten iſt.

Gehen wir von dieſen Höllenfahrtſzenen zu den eigentlichen Oſterſpielen über, ſo begegnen wir auch in dieſen mehreren Zügen, welche der bildenden Kunſt mit den Myſterien gemein ſind. Zu denſelben gehört zunächſt derjenige Teil der Oſterliturgie, welcher überhaupt die Grundlage aller Oſterſpiele bildet, der Gang der Frauen zum Grabe in der Frühe des Oſtermorgens und ihr Zuſammentreffen mit dem Engel. Da jedoch dieſe Szene direkt aus den Evangelium ſtammt, ſo hat die Übereinſtimmung von Kunſt und Poeſie in Bezug auf ſie nichts Auffallendes. Wichtiger iſt die mit dem Kreuzeszeichen geſchmückte Siegesfahne des Auferſtandenen ſowie deſſen rotes Gewand. Von erſterer wiſſen die Evangelien ſelbſtverſtändlich nichts, und auch letzteres läßt ſich zwar aus einzelnen Bibelſtellen, aber nicht gerade aus den Evangelium belegen. Das rote Gewand wird nämlich auf eine Stelle des Propheten Jeſaja zurückgeführt (LXIII, 2): Quare ergo rubrum est indumentum tuum et vestimenta tua sicut calcantium interculari; ferner auf Apokalypse XIX, 13: et vestitus erat veste aspersa sanguine, et vocatur nomen eius: Verbum Dei. Darum fragt auch Satan im Redentiner Spiel beim Erſcheinen Chriſti:

> We is desse man myt desseme roden cleyde,
> de uns so vele dud to leyde?

Dem entſpricht auch die Notiz einer S. Galler Handſchrift vom Jahre 1432, laut welcher ſich der Auferſtandene auf dem Altare ſtehend in rotem Meßgewand und mit der Fahne den drei in Frauen verkleideten Geiſtlichen zeigte, welche ihn in der Oſternacht unter Geſang aufſuchten [1]). Was ſodann die Fahne ſelbſt betrifft, ſo handelt es ſich um eine ſolche, welche die auch ſonſt bei Kirchenfahnen übliche Form hat, eine Querſtange, welche mit der Hauptſtange ſich rechtwinklig berührt und ſo die Form des Kreuzes bildet; die eigentliche Fahne iſt natürlich an der Querſtange, befeſtigt. Oder die Querſtange mit der Fahne ſelbſt befindet ſich unterhalb des ſchon als Kreuz geformten Endes der Hauptſtange. Dergleichen Siegesfahnen in der Hand des Auferſtandenen erſcheinen nun ſeit dem dreizehnten Jahrhundert häufig in geiſtlichen Spielen [2]), allein in der

1) Cod. Mscr. No. 448, zuerſt von J. v. Arx in den Geſchichten des Kantons St. Gallen (II, 461) mitgeteilt; vgl. dazu Verzeichn. der Handſchriften der Stiftsbibl. v. St. Gallen (Halle 1875) S. 147.

2) Du Méril p. 115. Mone II, 340. Frankf. Archiv III, 152. Ulenſpiegel, hgg. v. Lappenberg, S. 17.

Digitized by Google

bildenden Kunſt ſind ſie doch noch früher nachweisbar, indem ſchon der Taufſtein aus Alsleben, ein Werk des elften Jahrhunderts [1]), ſie kennt. Nach der erwähnten S. Galler Handſchrift wäre die Siegesfahne in der Hand des auferſtandenen Chriſtus ein ſehr alter liturgiſcher Brauch geweſen; ob ſie aber in dieſer Weiſe wirklich älter war als der Alslebner Taufſtein, erfährt man doch nicht. An und für ſich iſt es allerdings wahrſcheinlich, daß die bildende Kunſt dieſen Zug liturgiſchen Darſtellungen entnommen hat.

Auch in Bezug auf die Vierzahl der Wächter oder „Ritter" ſtimmen manche Myſterien und manche Bilder überein. Unter erſtern ſind hier das Redentiner Oſterſpiel [2]), das Donaueſchinger [3]) und das Heidelberger Paſſionsſpiel [4]) die Aufführungen zu Freiburg im Breisgau [5]) ſowie Tiroler Spiele [6]) zu nennen; das franzöſiſche Stück „la résurrection de Notre Seigneur" hat allerdings nur drei [7]). Indeſſen ſcheint namentlich die Art und Weiſe, wie zuweilen, z. B. im Redentiner Oſterſpiel, die Vier bloß als „primus, secundus, tertius und quartus miles" aufgezählt werden, im Übrigen aber namenlos bleiben, dafür zu ſprechen, daß die Vierzahl die urſprüngliche war; ob dieſelbe durch die viereckige Form des Grabes bedingt war, ob ſie aus den Oſterſpielen in die Paſſionsſpiele übergegangen iſt, oder ob das Gegentheil ſtattgefunden hat, vermag ich nicht zu entſcheiden.

Damit ſtimmen nun zahlreiche Bildwerke überein; ſo das Wolffenbüttler Evangeliarium latinum von 1194 [8]), das Portal der Lorenzkirche in Nürnberg aus dem dreizehnten Jahrhundert, der Kupferſtich Schongauers, welcher die Auferſtehung darſtellt, das Schreyer'ſche Grabmal in Nürnberg, die Frankfurter Paſſion Hans Holbeins des Ältern [9]), Dürers Holzſchnittpaſſionen, der Hochaltar zu Calcar [10]). Auf einem kleinen Gemälde Grünewalds im Basler Muſeum, welches die Auferſtehung darſtellt [11]), ſind es freilich fünf und auf einem Wandgemälde im Kreuzgang des Franziskanerkloſter zu Schwaz in Tirol ſogar ſieben [12]); immerhin erſcheint auch hier die Vierzahl als die üblichſte.

Das Evangeliarium latinum zu Wolfenbüttel iſt älter als ſämtliche citirte Spiele; wollen wir gleichwohl an der Priorität der letztern feſthalten, ſo müſſen wir auch hier auf diejenige Periode zurückgehen, in welcher

1) Otte, Handbuch d. kirchl Kunſt-Archäologie, 5. Aufl. I, 442.

2) Mone II, 36 ff, 61 ff. — 3) ebend. II, 337 ff. — 4) S. 262 ff. bei Milchsack.

5) Zeitſchrift III. 72 ff, 183 ff. — 6) Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol, S. 44—49. — 7) Jubinal II, p. 330, ff. — 8) Schönemann a. a. O. 37.

9) Baſler Handzeichnung U III. 38. — 10) Wolff S. 56. — 11) No. 58; ebenſo auf einem Holzſchnitte Hans Schäufelins; vgl. „das new Plenarium oder ewangely buoch", Baſel 1514. Bl. CCXX. — 12) Mitteilungen des K. K. Centralkommiſſion VIII. 109.

Digitized by Google

dieſelben noch zum Gottesdienſte gehörten. Die ſpätern Bildwerke hingegen können ganz direkt unter dem Einfluſſe ſzeniſcher Darſtellungen im eigentlichen Sinne des Wortes ſtehen; letztere enthalten denn auch mancherlei derb realiſtiſche Züge, von welchen die Schrift nichts weiß, welche aber auf Bildern gelegentlich wiederkehren, z. B. die Schlaftrunkenheit der Wächter [1]), ihre Späße, ihre Trunkſucht [2]) und zu guter Letzt, da keiner an der inzwiſchen erfolgten Öffnung der Gruft ſchuldig ſein will, Wortwechſel und Prügelei [3]). Doch wiſſen auch hier die Künſtler beſſer Maß zu halten als der Dichter, indem ſie ſich beinahe durchweg mit der Darſtellung des Schlafes der Grabhüter begnügen. Eine beſonders derb ausgeführte Figur von dieſer Art enthält die große Holzſchnittpaſſion Dürers; das entſetzlich weit aufgeriſſene Maul des Betreffenden weiſt eher auf einen ſich ſchlafend ſtellenden Spieler als auf einen normalen Schläfer als Vorbild hin.

Vielleicht hätte ſich ferner die Kunſt früher und allgemeiner daran gewöhnt, den Akt der Auferſtehung ſo darzuſtellen, daß Chriſtus etwa wie bei der Himmelfahrt das Grab frei in der Luft ſchwebend verläßt, wenn ihr nicht von der Bühne her das Herausſteigen geläufiger geweſen wäre. Künſtleriſch betrachtet wäre wenigſtens ersteres vorzüglicher geweſen. Das Herausſteigen hat etwas Alltägliches und will zu dem Wunder, um deſſen Abbildung es ſich nun einmal handelt, nicht recht paſſen; manchmal ſieht es geradezu aus, als ob der Auferſtandene beim Verlaſſen der Gruft recht ſorgfältig bemüht ſei, auf keinen der ringsum liegenden Wächter zu treten [4]).

Am deutlichſten verrät aber unter allen charakteriſtiſchen Zügen der Auferſtehungsbilder die gärtnermäßige Ausſtattung des Auferſtandenen den Einfluß der Bühne. Ich rechne zu dieſer den großen Gärtnerhut in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion und in Rathhauſen [5]) ſowie die Gartenſchaufel oder den Spaten, welchen die genannten bildlichen Darſtellungen noch mit andern, z. B. mit einer Glasſcheibe von Königsfelden [6]) oder mit dem Altarwerk in Ober S. Veit [7]), teilen. Nun beruht ja dieſe Auffaſſung allerdings auf dem Berichte des Evangeliſten Johannes [8]); allein die bildende Kunſt hätte an und für ſich kaum Gründe gehabt, dieſen eigentlich unwichtigen Zug ſo zu betonen, wenn ihr nicht andere auf dieſem Wege vorangegangen wären. Dieſe andern aber waren auch hier ohne Zweifel wieder die Verfaſſer der geiſtlichen Spiele, für deren Zwecke ſich das aus-

1) Mone II, 40 ff., II, 339. Altteütſche Schauſpiele S. 114 ff.
2) Mone II, 339. — 3) ebend. II, 345 ff. Altteütſche Schauſpiele S. 115.
4) Muther Tafel 175. — 5) Geſchichtsfreund XXXVII, 255. — 6) Lübke und v. Liebenau Tafel 32. — 7) Mitteilungen der K. K. Centralkommiſſion XVI, 84. — 8) Joh. XX, 15. —

Digitized by Google

drückliche Hervorheben ſolcher Einzelheiten beſonders empfahl. So findet ſich denn ſchon in einem altfranzöſiſchen Mystère de la Résurrection, deſſen dem dreizehnten Jahrhundert angehörige Handſchrift in Orléans aufbewahrt wird, ein „Quidam praeparatus in similitudinem Hortulani“ [1]), und ebenſo iſt in deutſchen Stücken des vierzehnten von der „species hortulani“ die Rede [2]), oder der Auferſtandene ſpricht wohl gar ausdrücklich vom Gärtnerhandwerk [3]). Die Frankfurter Bühnenweiſung nennt ſogar ausdrücklich einen Spaten: dominica persona quasi ortulanus habens fossorium in manu [4]).

Nicht weniger überzeugend verrät der jüdiſche Salbenhändler, bei welchem die Frauen auf dem Wege zum Grab ihre Salben kaufen, den Einfluß des Dramas. Allerdings ſetzt der Bericht des Evangeliſten Marcus [5]) vom Kaufen dieſer Salben einen Verkäufer voraus; erwägen wir indeſſen, daß Matthäus und Johannes dieſen Zug überhaupt nicht haben, und daß Lucas [6]) wenigſtens von keinem eigentlichen Kaufe ſpricht, ſo müſſen wir die ausführliche Behandlung und Charakteriſtik dieſer Figur doch auch als Eigentümlichkeit der Spiele betrachten. Ihrem Weſen entſpricht ſie auch in der That völlig, und die Künſtler hätten aus der betreffenden Stelle des Marcus dieſe Figur ſchwerlich herausgeleſen, wenn ihnen die Verfaſſer einzelner Oſterſpiele nicht auf dieſem Wege vorangegangen wären. Schon das aus dem Kloſter Muri ſtammende Spiel des dreizehnten Jahrhunderts kennt dieſe Figur unter dem Namen des „paltenaere“ [7]) und ebenſo das 1472 geſchriebene Oſterſpiel in Hoffmanns Fundgruben [8]). In Frankreich findet er ſich ebenfalls in der „passion“ wie in der „résurrection de notre Seigneur“ [9]), zwei Stücken des fünfzehnten Jahrhunderts. So konnte es denn im Jahre 1490 der Nürnberger Bildhauer Adam Krafft wagen, in dem ſiebenten und letzten ſeiner auf dem Wege zum Johanniskirchhofe angebrachten Stationsbilder den Krämer ebenfalls anzubringen; Bart und Mütze kennzeichnen denſelben als Juden und das Gefäß, welches er trägt, und in welches eine der Frauen die Naſe ſteckt, als Salbenhändler.

Für weniger wichtig halte ich die Büchſen oder Gefäße, welche die zum Grabe des Herrn gehenden Frauen auf Bildern in den Händen tragen, obſchon ſich auch hierfür analoge Stellen im Gebiete des Dramas finden [10]).

1) Du Méril pag. 114.
2) Mone I, 128. Altteutſche Schauſpiele S. 140,
3) Hoffmann, Fundgruben II, 326, 327; vergl. auch II, 276.
4) Frankf. Archiv III, 155. — 5) XVI, 1.
6) XXIII, 56; XXIV, 1. — 7) Germania VIII, 284 ff. — 8) II, 313 ff. — 9) Jubinal II, 270 ff., 361 ff. — 10) Du Méril p. 90, 96, 97.

Digitized by Google

Hier genügten die Evangelien, und die Künſtler konnten auch ohne dramatiſche Vorgänge auf die Darſtellung der „vascula“ kommen.

Auffallen dürfte hingegen, daß die Kunſt einen von einzelnen Oſterſpielen [1]) mit Vorliebe behandelten Zug, nämlich den Wettlauf der Apoſtel Petrus und Johannes zum Grabe Chriſti, ſo viel mir bekannt iſt, nirgends dargeſtellt hat. Die Sache iſt um ſo auffallender, als derſelbe erſtens aus dem Johannesevangelium [2]) ſtammt, und als er innerhalb des Dramas gar nicht zu den ſpäteſten und wildeſten Auswüchſen gehört; wiſſen wir doch, daß in Zürich das Vorlaufen des jüngern Apoſtels und das Zurückbleiben des Petrus ſchon im Jahre 1260 als Inhalt eines geiſtlichen Spiels vorkam, deſſen Rollen durch lauter Chorherren gegeben wurden [3]). Hingegen mochte wohl die maleriſche oder plaſtiſche Wiedergabe dieſer Szene außerhalb des Geſichtskreiſes der Kunſt überhaupt liegen, welche ſich nun einmal angewöhnt hatte, entweder den aus dem Grabe ſteigenden Heiland mit den ſchlafenden oder erſchrockenen Wächtern oder die Frauen und ihnen gegenüber den Engel abzubilden.

Was den Gang der Jünger nach Emmaus betrifft, ſo ſtimmt die in einem engliſchen Stücke [4]) ausdrücklich geforderte Pilgertracht Jeſu dem ganzen Charakter der altengliſchen Bühne gemäß wohl eher zu der realiſtiſchen Darſtellung dieſes Aktes durch Urs Graf [5]) als zu dem idealern als Pilger dargeſtellten Chriſtus Fieſoles vor dem Eingange der Forestiera von S. Marco in Florenz [6]), welcher zwar Pilgergewand und Stab, aber weder Hut noch Taſche trägt. In einem ebenfalls hierher gehörigen franzöſiſchen Stücke, dem „Office des Voyageurs“ tragen die beiden Jünger Stöcke und Felleiſen, Hüte und Bärte, Chriſtus hingegen geht barfuß und trägt überdies das Siegeskreuz [7]).

Himmelfahrts- und Pfingſtſpiele ſcheinen überhaupt ſehr ſelten geweſen zu ſein. Die Art und Weiſe, wie bei einer Aufführung der Himmelfahrt zu Frankfurt am Main [8]) Kirche und Synagoge, d. h. das perſonifizirte Chriſtentum und Judentum, mit einander ſtritten, ſcheint der bildenden Kunſt in dieſer Weiſe wenigſtens fremd geblieben zu ſein. Sonst hat ſie freilich letztere als Frauengeſtalten hier und da angebracht, im Hortus deliciarum z. B. bei der Kreuzigung [9]) in den Fresken von S. Gilgen in

1) ebend. p. 107 (Sens, 13. Jahrhundert); Hoffmann, Fundgruben I, 334 ff.

2) XX, 4. — 3) Gerbertus, Vetus liturgia Alemannica, disq. IX, cap. 1. 12; vergl. auch Zeitſchr. f. deutſch. Alterthum N. F. XVII, 251.

4) Jahrbuch f. roman. u. engl. Litt. I, 146 („in apparatu peregrini“).

5) Postilla Guillermi fol. 106. — 6) Woltmann u. Woermann II, S. 154. — 7) Du Méril p. 118; bedeutend realiſtiſcher und an Urs Graf erinnernd das Mystère de l'apparition à Emmaus, ebend. p. 120, 121.

8) Frankf. Archiv III, 158. — 9) Gazette archéologique 1884, pl. IX.

Digitized by Google

Kleinkomburg ebenfalls [1]). Auf letzterem Bild iſt die Niederlage des Judentums dadurch angedeutet, daß ſeiner Trägerin die Krone vom Haupte fällt; im Hortus deliciarum ſitzt dieſelbe mit verhülltem Haupt auf einem Eſel, und unter den Standbildern am Hauptportale des Freiburger Münſters begegnet uns die Synagoge wieder als Frau mit verhülltem Angeſicht. Andere auffallende Züge in den Darſtellungen von Jeſu Himmelfahrt wie ſein in den Wolken des Himmels verſchwindender Oberkörper oder die auf der Erde noch ſichtbaren Spuren ſeiner Füße ſtammen, wie wir bereits geſehen haben, anderswoher [2]). In Italien, wo freilich die bei Aufführungen erforderliche Maſchinerie viel entwickelter war als im Norden, wurde wohl auch die Himmelfahrt und Krönung der Maria durch Chriſtus dargeſtellt. Da konnte man wohl ihr Grab, wie es z. B. im Jahre 1462 in Viterbo geſchah, auf offenem Platze nach dem Hochamte ſich öffnen ſehen; man konnte die Mutter Gottes ſehen, wie ſie ſingend herausſchwebte und im Paradieſe von Chriſtus gekrönt und vor Gottvater geführt wurde [3]). Raphaels Ölgemälde in der vatikaniſchen Gallerie „die Krönung der Jungfrau“ [4]) mag dem Beſchauer eine ungefähre Vorſtellung derartiger Scenen geben. —

Die Chriſtenheit erwartete die Wiederkunft Chriſti zum Gericht urſprünglich in der Osternacht [5]); im Hinblick auf dieſe Vorſtellung wird es erlaubt ſein, das jüngſte Gericht und ſeine Darſtellung in Wort und Bild ebenfalls hier im Oſtercyklus anzubringen. Nun war es hier offenbar das Natürlichſte, die aus ihren Gräbern Auferſtehenden entweder ganz nackt oder wenigſtens nur notdürftig, etwa mit Hemd oder Bahrtuch, bekleidet abzubilden oder auftreten zu laſſen. Darſtellungen dieſer Art ſind denn auch, namentlich auf dem Gebiete der Skulptur, gar nicht ſelten; andrerſeits giebt es auch geiſtliche Spiele, welche von vornherein auf jede Individualiſirung verzichten und ſich mit ſymboliſchen Elementen begnügen Zu dieſen gehört u. a. das Luzerner Oſterſpiel von 1583; in dieſem traten die Auferſtandenen „in Leibkleidern als nackend“, d. h. in Trikot, auf und jeder trug überdies ein Totenbein in der Hand und einen Bademantel unter dem Arm [6]).

Nun zeigt ſich aber anderwärts auf dem Gebiete der bildenden Kunſt häufig die Tendenz, neben den nackten Figuren oder auch ſtatt derſelben andere anzubringen, welche ſich durch ihre Tracht oder wenigſtens durch

1) Chriſtl. Kunſtblatt, 1883, S. 53. — 2) s. oben S. 167, 168.

3) Pii II, Pontificis Maximi. commentarii. lib. VIII, pag. 386 der Römer Ausgabe in 4. v. 1584. — 4) Bei Crowe u. Cavalcaselle. Raphael, s. Leben u. ſ. Werke, deutſch von Aldenhoven. Bd. I, Taf. VI. — 5) Zezſchwitz G. von. Der Kaiſertraum des Mittelalters in ſeinen religiöſen Motiven, S. 100 u. S.192, Anmerk. 146. — 6) Leibing. S. 10.

Digitized by Google

ihre Kopfbedeckung oder durch das, was ſie in den Händen tragen, deutlich als Angehörige eines beſtimmten Standes oder Berufes zu erkennen geben. Und da nun unter dieſen verſchiedenen ſcharf charakteriſirten Ständen gerade der Klerus eine beſonders hervorragende Rolle ſpielt, ſo liegt es nahe anzunehmen, es liege dieſem Verfahren bisweilen eine ſatiriſche Stimmung zu Grunde [1]); dieſer Annahme entſprechen auch in der That noch manche andere Einzelzüge ſolcher Bildwerke, namentlich u. a. die auch in dieſer Umgebung gar nicht ſeltenen poſſenhaften Teufelsfiguren.

Auch hier fehlt es keineswegs an Parallelen auf dem Gebiete des mittelalterlichen Schauſpiels, in erſter Linie z. B. in dem ſchon oft citirten Redentiner Oſterſpiel. Hier handelt es ſich zwar eigentlich um Chriſti Höllenfahrt und Auferſtehung; da aber Chriſtus zahlreiche vor ſeinem Opfertode verſtorbene Gerechte aus den Zeiten des alten Bundes der Vorhölle entriſſen und ins Paradies entführt hat, ſo muß ſich Lucifer auf neue Bewohner ſeiner Hölle vorſehen. Und ſo werden denn ein Bäcker, ein Schuſter, ein Schneider, ein Wirt, ein Weber, ein Fleiſcher und ein Krämer, welche in der Ausübung ihres irdiſchen Berufes unehrlich geweſen ſind, ferner ein Räuber und ein dem Sinnengenuß ergebener Prieſter von den Teufeln herbeigebracht, und es wird auf dieſe Weiſe die Hölle wieder bevölkert [2]). Dazu ſtimmt ein böhmiſches Oſterſpiel, in welchem in ähnlicher Weiſe ein Müller, ein Wirt, ein Schuſter, ein Bäcker und ein Räuber herbeigebracht werden [3]); ferner ein aus Innsbruck ſtammendes, in welchem Schuſter, Kaplan, Bierwirt, Fleiſcher und Schneider als künftiges Höllenperſonal auftreten [4]).

Solche Szenen erinnern unwillkürlich an gewiſſe gotiſche Kirchenportale und ihre Skulpturen, auf welchen ebenfalls die Vertreter gewiſſer Handwerke deutlich gekennzeichnet ſind; nur tritt auf letztern der Klerus ungleich ſtärker als in den angeführten Spielen in den Vordergrund, und auch die Mächtigen dieſer Erde, Könige und Fürſten, ſind in mancherlei Geſtalten angebracht. Ich erinnere, um einige beſonders deutliche Darſtellungen hervorzuheben, an das Westportal des Berner Münſters, an das zu Freiburg im Breisgau, an das Hauptportal der Nürnberger Lorenzkirche oder an Adam Kraffts jüngſtes Gericht über der Schauthür der nämlichen Kirche [5]).

1) Regel iſt dieſe jedoch keineswegs; man denke z. B. an Herrad v. Landsperg oder an Fiesoles Darſtellung des jüngſten Gerichts in der Akademie in Florenz.

2) Mone II, 82 ff. — 3) Die lateiniſch-böhmiſchen Oſterſpiele des 14.—15. Jahrhunderts, handſchriftlich aufbewahrt in der K. K. Univerſitäts-Bibliothek zu Prag. Hrsgg. v. J. J. Hanuš; S. 86, 87. — 4) Mone. Altteütſche Schauſpiele, S. 120. 121.

5) Die beiden letztern abgebildet in R. v. Rettbergs „Nürnbergs Kunſtleben in ſeinen Denkmalen dargeſtellt", S. 21 u. 82.

Digitized by Google

Eine zweite Reihe bildlicher Darſtellungen des jüngſten Gerichts ſcheint den geiſtlichen Spielen weniger nahe zu ſtehen, indem ſie nicht wie dieſe beſtimmte Stände, ſondern in einer dem Sinne der heiligen Schrift entſchieden beſſer entſprechenden Weiſe die Vertreter beſtimmter Sünden und Verbrechen an den Pranger ſtellt. Zu dieſer gehört u. a. das Malerbuch vom Berg Athos. Hier findet ſich z. B. der Vielfraß (ὁ φάγος), welcher mit lauter ekelhaften Gegenſtänden gefüttert wird, der Dieb (ὁ κλέπτης), welcher auf einem Geldſacke ſitzend von Teufeln gepeinigt wird, ferner ein Wollüſtiger (ὁ πόρνος), ein Geizhals (ὁ φιλάργυρος) ein rauchender Mönch als Repräſentant der Trägheit, welchem zwei Teufel die Cigarre anzünden und überreichen, und ein anderer Kloſterbruder, welcher den Gottesdienſt verſchläft [1]). In ähnlicher Weiſe verfährt Herrad von Landsperg im Hortus deliciarum; in ihrer Hölle figuriren Wollüſtige, von Schlangen umwunden und zerbiſſen, ein Selbſtmörder, der ſich das Meſſer in den Leib ſtößt [2]), ein Verleumder, eine Kröte beleckend, eine Putznärrin, eine Kindesmörderin, ihr eigenes Kind auffreſſend [3]); unter den Verdammten, welche ſich erſt auf dem Wege zur Hölle befinden, iſt ein Kornwucherer an ſeinem Getreideſacke kenntlich [4]). Doch finden ſich hier auch Spuren des zuerſt beſchriebenen Verfahrens, z. B. Vertreter des geiſtlichen Standes ſowohl unter den Auserwählten als unter den Verdammten [5]), ein Keſſel, in welchem Kriegsmänner von den Teufeln gebraten werden, ein zweiter mit Juden [6]) u. ſ. w.

Spätere Bilder folgen bald dieſer bald jener Auffaſſungsweiſe, miſchen auch wohl beide. Unter den Toten, welche ungefähr in der Mitte des „trionfo della morte“ im Campo Santo von Piſa liegen, treten geiſtliche kriegeriſche und bürgerliche Trachten deutlich hervor. Das Bild gehört bekanntlich etwa der Mitte des 14. Jahrhunderts an. Auf einem Wandgemälde der Schloßkapelle von Kyburg etwa aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, überwiegt ebenfalls die Darſtellung nach Ständen [7]); diejenige Glasſcheibe von Rathhauſen, welche das Weltgericht darſtellt, hat einen Säufer, einen Spieler und eine ſchöne Sünderin, daneben freilich auch Luther und Zwingli unter den Verdammten [8]), alſo nicht nur Stände ſondern ſogar Individuen. Letztere finden ſich freilich auch unter den Seligen, z. B. in den Millſtätter Fresken, wo eine ganze Donatorenfamilie und außer dieſer Kaiſer Maximilian I. in würdevoller Haltung in den Himmel

1) Schäfer, S. 274, 275. — 2) Engelhardt Ch. M., Herrad von Landsperg und ihr Werk: Hortus deliciarum, S. 53. — 3) ebend. S. 52. — 4) ebend. S. 51. — 5) ebend. S. 109, 113, Tafel II u. V. — 6) ebend. S. 52.

7) Mitteilungen der antiquar. Geſellſchaft in Zürich, Bd 26, Heft 4, Tafel V.

8) Geſchichtsfreund XXXVII, 264.

Digitized by Google

einziehen. Unter den Verdammten dieſes Bildes ſcheinen beide Auffaſſungen vertreten, die nach Ständen und die nach beſtimmten Vergehungen [1]). Auf dem Wandgemälde der Kirche von Velemér in Ungarn, welche aus dem Jahre 1378 ſtammen, überwiegen wieder die Stände [2]).

Wir werden ſchwerlich irren, wenn wir annehmen, die Darſtellung von typiſchen Repräſentanten gewiſſer menſchlicher Fehler ſei auf dem Gebiete der bildenden Kunſt das ältere und zugleich nicht unter dem Einfluſſe der Poeſie ſtehende Verfahren. Dafür ſpricht erſtens der Umſtand, daß es ſich ungezwungen aus der heiligen Schrift [3]) oder wenigſtens aus dem Fortbauen auf bibliſcher Grundlage erklären läßt. Zweitens ſpricht dafür ſein höheres Alter und ſeine Verbreitung in der byzantiniſchen wie in der abendländiſchen Kunſt, womit jedoch der neulich angenommene Einfluß der erſtern auf Herrad von Landsperg [4]) keineswegs bewieſen iſt. Letztere ſpricht gelegentlich allerdings von dramatiſchen Aufführungen in Kirchen, ſie ſpricht jedoch in einer Weiſe davon, welche wenig Vorliebe für dieſelben verrät [5]); außerdem wiſſen wir nicht, ob unter den ihr bekannten Spielen überhaupt Szenen aus dem jüngſten Gerichte vorkamen. Im übrigen hindert das höhere Alter dieſer Auffaſſungsweiſe nicht, daß dieſelbe gelegentlich auch noch ſpäter neben Figuren, welche ihr Daſein der andern verdanken, vorkommen.

Umgekehrt entſpricht es dem Sinne einer jüngeren, realiſtiſcher gewordenen Zeit, die Seligen und namentlich die Verdammten nach beſtimmten Ständen zu gruppiren. Geiſtliche Spiele und Werke, der Plaſtik wie der Malerei, ſtimmen in dieſem Punkte überein, und jene werden wohl dieſen vorausgegangen ſein. Man denke ſich das Vergnügen, welches eine ſtädtiſche Zuſchauermenge empfinden mußte, wenn ſie Leute, welche wie ſie ſelbſt ausſahen und lebten, Handwerker aller Art, Kapläne, Krämer u. dgl. von den Teufeln herbeiſchleppen und in das hölliſche Feuer werfen ſah. Man denke ſich aber auch, welchen Reiz es für Maler oder Steinmetzen, die ein ſolches Schauſpiel angeſehen hatten, haben mußte, ſolche Szenen nun auch durch den Pinſel oder den Meißel zu verewigen! Es mag vielleicht auffallen, daß die Mächtigen dieſer Erde, Könige, Fürſten, Biſchöfe, Kleriker jeder Art in den Schauſpielen beinahe ganz fehlen, während ſie in den Werken der bildenden Kunſt eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen; die Sache hat aber ihre guten Gründe. Einmal wirkt bekanntlich

1) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion; neue Folge, IX, Tafel zwiſchen pag. LXXIV u. LXXV.

2) ebend. XIX, Velemér Tafel I u. Text, S. 203 ff. — 3) Apocalyps. cap. XXI, 8; XXII, 15.

4) Jeſſen. Die Darſtellung des Weltgerichts im Mittelalter S. 12.

5) Engelhardt S. 104, 105.

Digitized by Google

das Schauſpiel viel zündender auf die Menge als ein Werk der bildenden Kunſt, und es wäre alſo viel gefährlicher geweſen, Fürſten und Prälaten, Mönche und Nonnen auf der Myſterienbühne durch den Teufel holen zu laſſen, als wenn letzteres etwa im Tympanon eines Kirchenportales geſchah. Zweitens leitete die Geiſtlichkeit auch in der ſpätern Zeit in der Regel die Aufführungen [1]; es war alſo dafür geſorgt, daß ſie in denſelben nicht zu übel wegkam. Endlich fehlt auch den Myſterien, welche wir beſitzen, das Gleichgewicht, welches die bildende Kunſt gewöhnlich in ſolchen Darſtellungen beobachtete, indem ſie die Vertreter eines Standes auf beiden Seiten, unter den Seligen wie unter den Verdammten, anbrachte; in den oben erwähnten Spielen gehören die Verdammten ausſchließlich der Gegenwart an, während die von Chriſtus aus der Vorhölle erlöſten und in den Himmel geführten Seligen Vertreter einer fernen Vergangenheit ſind. Die Künſtler hätten demnach aus dem Drama nur im allgemeinen den Hang, beſtimmte Stände darzuſtellen, entlehnt, wären aber dann in der Ausführung ihrer Werke teils ſelbſtändig, teils vielleicht auch mit Anlehnung an ältere Typen verfahren.

Was die übrigen Bildmotive in den Darſtellungen des jüngſten Gerichtes betrifft, ſo kommen die poſaunenden Engel zwar, abgeſehen von den Werken der bildenden Kunſt, auch in den Freiburger Aufführungen des ſechzehnten Jahrhunderts vor [2]; ſie erklären ſich aber von ſelbſt aus der Apocalypſe und ihren poſaunenden Engeln (Kap. 8 ff.). Der Erzengel Michael mit der Seelenwage, in Gemälden außerordentlich häufig und zuweilen ein Glanzpunkt derſelben, fehlt in den Myſterien ganz. Der Höllenrachen, ebenfalls häufig in Werken der Malerei und der Plaſtik, iſt im Drama ſelten, wenigſtens ſelten als Bühneneinrichtung ausdrücklich erwähnt [3], und iſt früher überdies aus bibliſchen Ausdrücken und Bildern erklärt worden [4]. Immerhin iſt der Einfluß der Bühne hier wenigſtens in einem Punkte wahrſcheinlich. In der alten Kirche S. Georg unweit Bonaduz und Rhäzüns im Domleſchgerthale des Kantons Graubündten nämlich iſt bei der Darſtellung der Vorhölle und des Weltgerichts der Höllenrachen mittels eines großen Stemmbalkens geſperrt [5]; vom Standpunkte der Malerei betrachtet, hat derſelbe keinen Wert, wohl aber mochte er ſich für den Rachen einer geiſtlichen Bühne empfehlen, um denſelben für einige Zeit offen zu halten. Dasſelbe findet ſich auf zwei Holzſchnitten

1) W. Wackernagel. Geſchichte der deutſchen Litteratur, 2. Auflage von E. Martin. S. 391 a.

2) Zeitſchrift. Bd. III, S. 90. — 3) Doch vgl. Allgem. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, No. 291. — 4) oben S. 168. 169. — 5) Jäklin. Geſchichte der Kirche St. Georg u. ihre Wandgemälde. Chur u. Winterthur 1880. No. 52 u. 60.

Digitized by Google

vom Jahre 1473, welche dem germaniſchen Muſeum in Nürnberg angehören [1]). Der Regenbogen und die Erdkugel, auf welcher die Füße des Weltenrichters ruhen, ſcheinen wieder ausſchießlich der bildenden Kunst anzugehören oder auf dem Gebiete des Dramas wenigſtens nicht nachweisbar zu ſein. Ebenſo verhält es ſich mit dem Schwert und dem Zweige, die aus dem Munde des Weltenrichters gehen, mit dem von ſeinem Stuhl ausgehenden feurigen Strahl, den aufs neue zum Vorſchein kommenden Wundmalen, dem Buch des Lebens oder des Todes und mit der Wage; alle dieſe Züge ſind aus prophetiſchen Büchern des alten Teſtamentes geſchöpft, ſie finden ſich in zahlloſen bildlichen Darſtellungen, ſind aber im Drama ebenfalls nicht nachweisbar [2]).

Noch in einem Punkte iſt die Übereinſtimmung zwiſchen Myſterien und Kunſtwerken ſehr deutlich; es iſt das Seil oder die Kette, an welchen eine größere Zahl von Verdammten von den Teufeln der Hölle zugeführt wird. Eine ſolche Kette oder ein ſolches Seil kommt in zahlreichen Skulpturen franzöſiſcher, italieniſcher und deutſcher Kirchen vor, z. B. an den Kathedralen von Rheims und Paris, zu S. Trophime in Arles, am Dom von Orvieto, am Fürſtenportal des Doms zu Bamberg, am Freiburger Münſter u. ſ. w. Sie findet ſich ferner auf Wandgemälden, z. B. in der Schloßkapelle zu Kyburg [3]) oder unter den Millſtätter Fresken [4]), endlich auch in Miniaturbildern wie in der Bamberger Apokalypſe [5]), in dem ſchon mehrfach erwähnten Evangeliar zu Wolfenbüttel [6]) oder in den Hamburger Stadtrechten von 1292 und 1497 [7]). Dem entſpricht nun das in dem Rheinauer Weltgerichtsſpiele von 1467 mehrfach erwähnte Seil (V. 665, 676), ſowie die deutliche Bühnenweiſung desſelben „denn werdent die verdampnoten an ein seil geleit [8]), ferner in dem von Piderit herausgegebenen Weihnachtsſpiele die ſchadenfrohe Prophezeiung Belials (V. 793 794):

Er wirt dannoch eyn gut teil
Die da kummen an vnſs seil [9]).

Im fünfundzwanzigſten Kapitel des Evangeliſten Matthäus ſteht bekanntlich das Gleichnis von den klugen und den thörichten Jungfrauen mitten unter den auf die letzten Dinge bezüglichen Ausſprüchen Chriſti.

1) Die Holzſchnitte des 14. und 15. Jahrhunderts im germaniſchen Muſeum, Tafel LXXII. — 2) Vgl. Voss G. Das jüngſte Gericht in der bildenden Kunſt des frühen Mittelalters. Leipz. 1884, S. 3 ff.

3) Mitteilungen der antiquar. Geſellſchaft in Zürich XVI, Heft 4, Taf. V.

4) Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion, N. F. Bd. IX, nach pag. LXXIV.

5) Repertorium f. Kunſtwiſſenſchaft VII, 400. — 6) Schönemann S. 37, 38.

7) Lappenberg. Miniaturen zu dem Hamburg. Stadtrechte v. J. 1497, Tafel 1, 2. — 8) Mone I, 295. — 9) V. 793, 794; dazu Germania XV, 379.

Digitized by Google

Dieſelbe Verbindung jenes Gleichniſſes mit den Motiven des jüngſten Gerichts zeigen auch Skulpturen, z. B. die der romaniſchen S. Gallenpforte des Basler Münſters oder die des Südportals an der Weſtfront des Straßburger Münſters. Ebenſo verbindet aber auch das Eiſenacher Spiel von den zehn Jungfrauen Gleichnis und Weltgericht, indem es neben den Jungfrauen, dem Herrn als Bräutigam und der Fürbitterin Maria auch noch Teufel, und zwar mit der ausdrücklichen Weiſung „diaboli circumdant eas cathenam“ auftreten läßt [1]).

Es läge nun ſehr nahe, anzunehmen, die Kette oder das Seil der Weltgerichtsbilder ſei aus den Myſterien entlehnt [2]). Da aber die Bamberger Apokalypſe, welche eine ſolche hat, dem Anfang des elften Jahrhunderts angehört, folglich in eine Zeit fällt, in welcher es noch keine Myſterien gab, ſo fällt jene Annahme dahin. Wir dürfen ſtatt deſſen vermuten. Eindrücke des wirklichen Lebens wie das Abführen einer größern Zahl von Gefangenen oder Verbrechern, hätten ſowohl auf dem Gebiete des Dramas als auf dem der bildenden Kunſt dieſe Darſtellungsweiſe hervorgebracht. Wenn es im Lohengrin [3]) heißt:

mit roube unt mit brande was gar ungeſpart
daz lant, dar zuo der kriſten vil geſeilet,

ſo werden wir uns auch nicht jeden an einem beſondern Seile zu denken haben; andrerſeits beweiſt aber das an ſich ſehr ſeltene Zeitwort „ſeilen“, welches hier und in den oben angeführten Verſen des Rheinauer Spieles vorkommt, daß mit den gefangenen Chriſten im Lohengrin gerade wie mit den in die Gewalt des Teufels gefallenen Sündern verfahren wurde. Nach Kohl verfuhren die Bremer noch im ſechzehnten Jahrhundert mit den gefangenen frieſiſchen Seeräubern genau ebenſo; ſie banden dieſelben zuſammen an ein Seil und führten ſie ſo ins Gefängnis [4]). Ähnliches mag auch ſonſt häufig genug vorgekommen ſein.

V. Altteſtamentliche Motive.

Die kirchliche Kunſt des Mittelalters teilt ferner mit dem geiſtlichen Schauſpiel den Hang, Figuren und Ereigniſſe aus der Geſchichte des alten Bundes in Darſtellungen anzubringen, deren weſentlicher Inhalt dem Erlöſungswerke Chriſti entnommen iſt. Freilich handelt es ſich hier nicht um konſequent durchgeführte Parallelen aus dem alten und dem neuen Teſtamente, wie ſie auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, abgeſehen von Ge-

1) Wartburg-Bibliothek, hrsgeg. v. L. Bechſtein. I, S. 27. — 2 Wie z. B. Jeſſen a. a. O. S. 23 annimmt. — 3) V. 2625, 2626.

4) Alte u. neue Zeit. Epiſoden aus der Kulturgeſchichte der freien Reichsſtadt Bremen. Von J. G. Kohl. S. 164.

Digitized by Google

mäldecyklen der altchriſtlichen Kunſtperiode, etwa die ſogenannte Armenbibel oder auf dem des Schauſpiels beiſpielsweiſe das Egerer Frohnleichnamsſpiel enthält. Es handelt ſich vielmehr hier lediglich um einzelne Figuren des alten Bundes, welche ſich infolge allgemein anerkannter Beziehungen zu Begebenheiten des neuen beſonders gut als Einkleidung zu Myſterien der neuteſtamentlichen Bildercyklen eigneten. Jene ſind von überwiegend epiſcher Art, wenn man dieſen Ausdruck auf dem Gebiete der Malerei will gelten laſſen; ſie ſuchen für alle wichtigern Erzählungen des neuen Teſtamentes eine Parallele im alten, um dann beide in beſtändig fortlaufender Reihenfolge neben einander zu gruppiren. Hier hingegen kommt es auf einzelne für das Verſtändnis des neuen Teſtamentes beſonders wichtige Figuren und Begebenheiten aus dem alten Bunde an, und dieſe treten dann nicht als Parallelen auf, ſondern ſie verhalten ſich zu jenem erläuternd oder motivirend. Erläuternd ſind vornehmlich die Propheten des alten Bundes mit ihren meſſianiſchen Weiſſagungen, und motivirend tritt vor Chriſti Menſchwerdung und Kreuzestod der Sündenfall, repräſentirt durch Adam und Eva; letzterm kann dann noch die Schöpfung vorangehen und die Vertreibung aus dem Paradieſe nachfolgen. Die dramatiſche und die bildende Kunſt des ſpätern Mittelalters ſtimmen nun teils in der Auswahl, teils in der Gruppirung des Stoffes, teils endlich auch in Einzelheiten der Ausführung und Darſtellung häufig mit einander überein.

Im Luzerner Oſterſpiel trat Gottvater als Schöpfer königlich oder kaiſerlich, mit Diadem und Reichsapfel auf[1]), in dem von 1616 prieſterlich und königlich zugleich; er vereinigte alſo in ſeiner Perſon die weltliche und geiſtliche Gewalt gleich dem Pabſte. Auf dem Gebiete der bildenden Kunſt erſcheint er meiſt in ähnlicher Weiſe, wobei dann das eine Mal das königliche oder kaiſerliche und das andere Mal das päbſtliche Element überwiegt. Überwiegend päbſtlich iſt er z. B. auf zwei von Didron[2]) mitgeteilten franzöſiſchen Glasſcheiben, einer aus dem dreizehnten und einer aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Mehr königlich ſtellt ihn Dürer dar, z. B. in ſeiner Himmelfahrt der Maria, von welcher das Städel'ſche Inſtitut in Frankfurt am Main eine treffliche Kopie beſitzt[3]), ferner im Allerheiligenbild des Wiener Belvedere[4]); in dem zuerſt genannten Bilde iſt Chriſtus mit der dreifachen päbſtlichen Krone geſchmückt. Namentlich aber gehört der Reichsapfel zu den ſtehenden Attributen Gottes, das er faſt überall in der Hand hält; er trägt denſelben z. B. bei der

1) Leibing S. 8. — 2) Histoire de Dieu 224, 232. — 3) Woltmann u. Woermann II, 380. — 4) ebend. II, 381.

Digitized by Google

Schöpfung auf einer Glasscheibe zu Rathhausen [1]), bei der Darstellung der Verkündigung in Dürers kleiner Holzschnittpassion, bei der Taufe Christi auf einem Kupferstiche Schongauers und am Hochaltare der Nikolaikirche in Calcar [2]), als Herrscher des Himmels in Dürers Himmelfahrt der Maria u. s. w. Der Einfluß der Spiele ist hier um so wahrscheinlicher, als diese Auffassung nicht über das dreizehnte Jahrhundert zurückzureichen scheint.

Was sodann Adam und Eva betrifft, so tragen dieselben nach dem Sündenfalle statt der von der heiligen Schrift erwähnten Blätter (die Vulgata nennt folia ficus) häufig Quasten, wie sie im Mittelalter beim Baden üblich waren [3]): so z. B. in der Zerbster Prozession, wo beide, „naket mit questen" erschienen [4]). Da die Maler sich auch anders zu helfen wußten, so liegt es nahe, für diejenigen Bilder, in welchen die Quaste erscheint [5]), wieder an den Einfluß der Spiele zu denken.

Allerdings enthalten schon die im Anfang des zwölften Jahrhunderts angefertigten Bilder der Milstätter Handschrift von Genesis und Exodus etwas, das beinahe wie eine Quaste aussieht [6]); man könnte in Folge dessen annehmen, Schauspiel und bildende Kunst hätten dieselbe unabhängig von einander direkt den Bädern entnommen. Doch darf auch die Ungeschicklichkeit desjenigen, welcher die Bilder der Handschrift gezeichnet hat, nicht ganz außer Acht gelassen werden; die Blätter sehen vielleicht einer Quaste ähnlicher, als der Zeichner es beabsichtigte. Und falls er auch die Absicht gehabt hätte, wirkliche Quasten zu zeichnen, so ist damit doch der Einfluß der in den Spielen üblichen Badquasten auf die bildende Kunst überhaupt noch nicht geradezu ausgeschlossen.

Mysterien und Kunstwerke stimmen ferner darin überein, daß sie die Stammeltern nach der Vertreibung aus dem Paradiese gerne arbeitend, Adam hackend und Eva spinnend, darstellen. Unter den von Jubinal herausgegebenen französischen Mysterien kommen zwei hiefür in Betracht, nämlich die „nativité" und die „résurrection de notre Seigneur" [7]), und in den Luzerner Spielen trugen sie Hacke und Kunkel schon bei der Vertreibung [8]). Beides, Adams Hacke und Evas Kunkel, sind natürlich die aus den Worten des Herrn (Genesis III. 17) „in laboribus comedes ex ea (scil. terra) cunctis diebus vitae tuae" gezogene thatsächliche Konsequenz; und da das Malerbuch vom Athos [9]) ebenfalls Hacke und Spindel erwähnt, so ist

1) Geschichtsfreund XXXVII, 222. — 2) Wolff, S. 62,
3) Archiv f. Kunde österreichischer Geschichts-Quellen, Bd. XXI, S. 78 ff. (Zappert).
4) Zeitschrift für deutsches Altertum II, 278 (Sintenis).
5) Zappert a. a. O. 79, 80.
6) Genesis und Exodus. Nach der Milstätter Handschrift hgg. v. J. Diemer. S. 14, 15.
7) Mystères inédits II, p. 12, 325.
8) Allg. Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, No. 293. — 9) Schäfer S. 109.

Digitized by Google

auch hier die Übereinſtimmung von Poeſie und Kunſt zwar ſehr deutlich, die Abhängigkeit der letztern von der erſtern aber nicht ſicher nachweisbar.

Die prophetiſchen Geſtalten des alten Bundes ſtimmen innerhalb der Myſterien und der kirchlichen Bildwerke hauptſächlich in Betreff der Stellung, welche ſie einnehmen, überein. In jenen verſteht es ſich natürlich von ſelbſt, daß ſie den von ihnen prophezeiten Ereigniſſen vorangehn [1]; auffallender iſt es hingegen, daß ihnen wohl auch in Bühnenweiſungen von vornherein eine von den übrigen Mitſpielern entferntere Stelle angewieſen wird; ſo befanden ſich z. B. in dem Myſterium incarnationis, welches 1474 in Rouen aufgeführt wurde, die „Stände“ der ſechs auftretenden Propheten an einer ſolchen „hors des autres“ [2]. Mit dieſem Verfahren ſtimmen zahlreiche bildliche Darſtellungen überein. In den Wandmalereien der Kölner Kirche S. Maria Lyskirchen z. B. füllen ſie und die Kirchenväter die Zwickel, während die dargeſtellten Ereigniſſe teils an der weſtlichen Abſchlußwand, teils in den Kreuzgewölben angebracht ſind [3]. In mehreren Königsfelder Glasgemälden befinden ſich ferner Prophetengeſtalten über den dargeſtellten neuteſtamentlichen Szenen, z. B. Zacharias und Habakuk über der heiligen Nacht, Tobias und Malachias über der Anbetung der Könige, Jeremias und Jeſaja über der Taufe Chriſti [4] etc. Ebenſo haben am Hochaltar des Doms zu Chur die Propheten, ſechs an der Zahl, aber nur als kleine Figuren dargeſtellt, mit dem obern Abſchluße vorlieb nehmen müſſen [5]. Luini hingegen hat in ſeinem Kreuzigungsbilde zu Lugano umgekehrt die altteſtamentlichen Figuren unterhalb des Hauptbildes an den Pfeilern, welche das Schiff der Kirche vom Chor trennen, angebracht.

Eine beſondere Art, die Propheten in mittelalterlichen Schauſpielen und Bildwerken anzubringen, beſtand darin, daß man je einen der erſtern mit einem Apoſtel zuſammenſtellte. In dieſer Weiſe verfährt z. B. ein von Mone herausgegebenes Frohnleichnamsſpiel [6] vom Jahre 1391; gleichzeitig ſind in ſolchen Fällen die einzelnen Propheten und Apoſtel die Träger je eines Satzes des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes. In dem eben erwähnten Frohnleichnamsſpiele z. B. ſprechen Jeremias und Petrus den Glauben an Gottvater, David und Andreas den an den Sohn, Jeſaja

1) Jubinal, Mystères inédits II, 22 ff. Carmina Burana, pag. 80, sq.
2) Du Méril p. 69, note 1.
3) Jahrbücher des Vereins v. Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft LXIX, Tafel VIII.
4) v. Liebenau u. Lübke, Tafel 21, 22, 24.
5) Mitteilungen der antiquar. Geſellſchaft in Zürich XI, 158.
6) Altteütſche Schaufpiele, S. 146 ff.

Digitized by Google

und der ältere Jacobus den an die Menſchwerdung, Daniel und Johannes den an den Kreuzestod, Hoſea und Thomas den an die Auferſtehung Chriſti aus. Die Himmelfahrt iſt vertreten durch Amos und den jüngern Jacobus, der Glaube an Chriſti Wiederkunft zum Gerichte durch Joel und Philippus. Den Glauben an den heiligen Geiſt ſprechen Haggai und Bartholomäus aus, den an die chriſtliche Kirche Zephanja und Matthäus, den an die Vergebung der Sünden Maleachi und Simon, den an die Auferſtehung des Fleiſches Sacharja und Judas, den an das ewige Leben endlich Obadja und Matthias.

Dieſer Gruppirung entſprechen nun zahlreiche Bildwerke, welche ebenfalls die einzelnen Sätze des Credo auf die einzelnen Apoſtel verteilen und letztere wieder auf dieſe oder jene Weiſe mit Propheten verbinden. Derartige Bilder enthält z. B. das Schiff der Liebfrauenkirche zu Wiener-Neuſtadt; die Apoſtel, aus Holz geſchnitzt und bemalt, ſtehen hier an den Pfeilern, und unter ihnen hangen in Halbfigur die Propheten; jedem iſt der Name des über ihm ſtehenden Apoſtels, ſein Spruch aus dem Credo ſowie eine Stelle aus ſeinem eigenen Buche beigeſchrieben [1]). Ebenſo befinden ſich am Nordportal des Doms zu Bamberg auf jeder Seite in den Mauervertiefungen je ſechs Apoſtel auf den Schultern von je ſechs Propheten [2]), und ähnliche Gruppirungen enthält auch die Kathedrale von Chartres [3]). Abweichungen von der angeführten Reihenfolge in der Verteilung der einzelnen Sätze des Credo, wie ſie gelegentlich vorkommen [4]), beweiſen natürlich nichts gegen das Verfahren im Großen und Ganzen.

Mit Recht behauptet nun Springer [5]), der Bildner in Wiener-Neuſtadt und der Verfaſſer des Frohnleichnamsſpiels hätten aus einer Quelle geſchöpft oder wenigſtens gleichartige und naheſtehende Überlieferungen benutzt. Ich möchte in der That ebenfalls nicht weiter gehen und nicht etwa direkte Einflüſſe von Spielen auf die Bildwerke annehmen, da die Übereinſtimmung beider ſich leicht aus einer bereits feſtſtehenden Tradition, zum Teil auch aus Stellen der Bibel ſelbſt erklären läßt. Daſs z. B. dem Apoſtel Johannes gerade die Worte „passus sub Pontio Pilato etc.“ zugeteilt ſind, erklärt ſich doch ſehr leicht aus ſeiner Anweſenheit bei der Kreuzigung, namentlich aus den Worten: et qui vidit, testimonium perhibuit, et verum est testimonium eius. Et ille scit, quia vera dicit, ut et

1) Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreich. Kaiſerſtaates II, 191 (v. Sacken).

2) Waagen, Kunſtwerke u. Künſtler in Deutſchland, I. 77.

3) Monographie de la cathédrale de Chartres. Atlas, Pl. 71 B, 71 C.

4) In Hartmann Schedels Weltchronik z. B. (Nürnberg 1493, fol. CI) iſt Johannes mit der Geburt und Jacobus der Ältere mit dem Kreuzestode Chriſti in Verbindung gebracht.

5) Mitteil. d. K. K. Centralkommiſſion V, 126.

Digitized by Google

vos credatis“ [1]). Das „descendit ad inferos et resurrexit etc.“ bei Thomas erinnert an die Art und Weiſe, in welcher gerade Thomas zum Zeugen der Auferſtehung wurde [2]). Ebenſo erklärt ſich die Beziehung von Jeremias auf Gottvater, von David auf den Sohn, von Jeſaja auf die Empfängnis und von Hoſea auf Höllenfahrt und Auferſtehung aus Stellen der betreffenden Propheten oder Pſalmiſten [3]).

VI. Coſtüm und Gruppirung.

Die Übereinſtimmung zwiſchen den geiſtlichen Schauſpielen und der kirchlichen Kunſt des ſpätern Mittelalters iſt eine zwiefache; ſie betrifft entweder das Détail oder die Gruppirung im Großen und Ganzen. Von erſterm iſt bis jetzt vorzugsweiſe die Rede geweſen, und neben den Einzelheiten in Haltung, Kleidung, Attributen u. ſ. w. iſt auch auf die Auffaſſung im allgemeinen, wie ſie z. B. in der Rohheit der Henker Chriſti und in anderen verwandten Motiven ſich zeigt, aufmerkſam gemacht worden. Was die Coſtümirung betrifft, ſo wurde manches gelegentlich bereits erwähnt; andere Züge mögen ihre Stelle nachträglich hier finden. Sehen wir z. B. Herodes den Großen in Dürers Kupferſtichpaſſion in orientaliſcher Tracht, ſo erinnert uns das an engliſche Dramen, in welchen derſelbe ebenfalls in Pumphoſen und mit orientaliſchem Krummſäbel auftritt [4]). Die biſchöfliche Tracht des Hoheprieſters in letzteren [5]) oder ſeine Bezeichnung als „biſchoff“ im Egerer Frohnleichnamsſpiel [6]) erinnert ebenfalls an zahlreiche bildliche Darſtellungen. Nicht anders verhält es ſich mit der prieſterlichen Ausſtattung der Engel, namentlich des Erzengels Gabriel bei der Verkündigung; in Besançon z. B. vertrat ein Diacon mit Licht und Weihrauchfaß denſelben an den vier Adventſonntagen; die Diaconstracht eignete ſich vorzugsweiſe für den Engel, welcher als Diener des Höchſten aufzutreten hatte. Eine Ausnahme bilden natürlich die zahlreichen Kinderengel, welche auf Paſſionsbildern wehklagend das Kreuz umſchweben, in Darſtellungen der heiligen Nacht das neugeborne Jeſuskind anbeten oder bedienen, auch ſonſt in Darſtellungen der heiligen Familie anweſend ſind, oder gar wie in Dürers Marienleben in Joſephs Zimmermannsgerät kramen.

Jüdiſche Geſichtszüge und jüdiſche Tracht, letztere namentlich durch die ſpitzen in ein Horn auslaufenden Kopfbedeckungen ſcharf hervorgehoben, finden ſich ſchon in Bildern des zwölften Jahrhunderts, z. B. in der Kölner

1) Ev. Joh. XIX, 35; vgl. auch XIX, 26. 27. — 2) ebend. XX, 24 ff.

3) vgl. beſonders Jeremia III, 19; Pſalm II, 7; Jeſaja VII, 14; Hoſea XIII, 14 u. zu letzterm Hiob XIX, 25.

4) Jahrbuch f. roman. u. engl. Lit. I, 63. — 5) ebend. I, 62.

6) S. 167 in Milchſacks Ausgabe.

Digitized by Google

Kirche Maria Lyskirchen [1]), im Hortus deliciarum [2]) oder in einem Wandgemälde von S. Gilgen in Klein-Komburg [3]). Ebenſo ſchreibt das Luzerner Oſterſpiel von 1583 jüdiſche Tracht, lange Kleider, Hüte, letztere ſowohl als erſtere mit hebräiſchen Buchſtaben aus Staniol belegt, vor [4]). Und wie viele hierher gehörige Züge mögen uns nur zufällig fehlen, weil die meiſten Stücke lange nicht ſo reich an Angaben und Vorſchriften dieſer Art ſind, wie es im Intereſſe der Bühnenarchäologie zu wünſchen wäre! So iſt es denn kaum denkbar, daß die Juden der Paſſionsſpiele nicht ſchon lange vor 1583 ihre beſtimmte, dem wirklichen Leben entnommene Tracht gehabt haben. Und da die ältere Kunſt, die der romaniſchen Periode, von dieſen vielen realiſtiſchen Zügen nur wenige kannte, ſo wird wohl auch hier die ſpätere wenn nicht überall, ſo doch wenigſtens häufig, dieſelben den ſchon ſeit Ende des elften Jahrhunderts in Aufnahme gekommenen geiſtlichen Spielen entnommen haben [5]).

Gehen wir aber von Coſtüm und Tracht zur Charakteriſtik der bibliſchen Figuren über, ſo treten uns auch hier übereinſtimmende Züge in Hülle und Fülle entgegen. Ich übergehe das ſchon früher Hervorgehobene auch hier und knüpfe nur noch eine Bemerkung an, welche die Kriegsknechte der Paſſionsbilder betrifft. Gewiß hätte Michel Angelo, falls er ſich mit dem Darſtellen von Paſſionsſzenen befaßt hätte, den Kriegsknechten einen dämoniſchen Anſtrich gegeben, welcher zu ihrem Berufe nicht übel gepaßt und ihnen, künſtleriſch betrachtet, entſchieden zum Vorteil gereicht hätte. Dieſen dämoniſchen Anſtrich werden wir aber bei den meiſten Künſtlern, zumal bei den deutſchen, vergebens ſuchen, den jüngern Hans Holbein nicht ausgenommen. Statt desſelben ſpielt das Gemeine, das Pöbelhafte und gaſſenbubenmäßig Rohe eine hervorragende Rolle, und zuweilen geht dasſelbe überdies in das Närriſche und Poſſenreißeriſche über [6]). Statt z. B. bei den Rohheiten ſtehen zu bleiben, welche die Evangelien den Juden und Kriegsknechten zuſchreiben, fügen zahlreiche Künſtler zahlreiche andere hinzu. Am Hochaltar der Nicolaikirche zu Stralſund erhält Chriſtus von den Schergen Fußtritte [7]); in Dürers kleiner Holzſchnittpaſſion wird er auf dem Wege zu Pilatus an den Haaren geriſſen, und in Hans Burgkmair's Illuſtrationen zu Wolfgang Man's „Leiden Chriſti"

1) Jahrb. d. Vereins v. Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft 4 LXIX, Tafel VIII.

2) Engelhardt S. 110 (Tafel II). — 3) Chriſtl. Kunſtblatt, Jahrg. 1883, S. 53.

4) Leibing S. 9.

5) Die Anwendung des Zeitcoſtüms bei den Nebenfiguren der Moſaiken von S. Apollinare nuovo in Ravenna (J. P. Richter. Die Moſaiken von Ravenna S. 50) gehört allerdings dem ſechſten Jahrhundert an, ſteht aber in keinerlei Zuſammenhang mit der hier behandelten. Ebenſo verhält es ſich mit anderen vereinzelten Fällen.

6) oben S. 164. — 7) Baltiſche Studien, XVI, 2. 138.

Digitized by Google

(Augsburg, H. Schoensperger, 1515) macht ihm ſogar einer eine lange Naſe[1]), gerade als ob es am Anſpeien, den Backenſtreichen und Geißelhieben nicht genug geweſen wäre. Von anderen Zuthaten, dem ins Ohr Blaſen mit Hilfe eines Hornes, dem Zungenblöcken während der Dornenkrönung, etc. iſt bereits früher die Rede geweſen. Anderswo werden Mißhandlungen in Augenblicken angebracht, wo die Evangeliſten keine berichten, z. B. bei der Gefangennehmung in Gethsemane[2]), bei der Kreuztragung[3]), oder während der Zurechtmachung des Kreuzes[4]). Verhältnismäßig harmlos iſt noch das Ausſpotten mit Hilfe der in die Höhe gehaltenen Hände und der kreuzweiſe über einander gelegten Zeigefinger, wie es z. B. Dürer im Eccehomobilde der kleinen Holzſchnittpaſſion oder Hans Holbein der Ältere beim nämlichen Anlaß in der Donaueſchinger Paſſion[5]) angebracht hat. Entſchieden eine der ſcheußlichſten hierher gehörigen Figuren aber findet ſich am Hochaltar von S. Nicolai in Calcar. Es iſt der vor Chriſtus in halbknieender Stellung angebrachte Spötter, welcher ſtatt des Szepters ein Rohr mit beiden Händen hält und dasſelbe dem Dornengekrönten grinſend entgegenſtreckt; dieſer Menſch hat einen kahlen eiternden Kopf, welcher mit Geſchwürpflaſtern bedeckt iſt[6]).

Wie würdevoll iſt dagegen die Geißelungsſzene von Fra Sebaſtiano del Piombo, freilich nach einer Skizze Michel Angelos, in der Kirche S. Pietro in Montorio zu Rom gehalten! Wie grandios ſind die Paſſionsſzenen des Gaudenzio Ferrari in S. Maria delle Grazie zu Mailand, wie maßvoll verfährt Luini in ſeiner Luganeſer Kreuzigung! In den eben erwähnten deutſchen Bildern iſt alles unmittelbar dem Leben, und zwar dem Leben und Treiben in der Folterkammer entnommen, oder die Künſtler haben — und ſo wird es ſich namentlich in den mehr oder weniger poſſenhaft ausgeführten Darſtellungen verhalten, — die halbnärriſchen und rohen Zuthaten aus den Aufführungen von Paſſionsſpielen geſchöpft.

Das Seitenſtück zu den Kriegsknechten ſcheinen die in zahlreichen Myſterien vorkommenden Teufel gebildet zu haben. Auch hier verfährt die bildende Kunſt rein äußerlich; ſie kennt kein daemoniſches Element, ſondern ſie begnügt ſich damit, die Höllengeiſter möglichſt thieriſch und poſſenhaft darzuſtellen. Über die Teufelscoſtüme der Myſterien ſind wir

1) Muther, Tafel 175. — 2) Geſchichtsfreund XXXVII, 241.

3) Spiegel menſchlicher Behaltniſſe. Basel 1479, fol. LXXXXVII, zitglögglyn p³.

4) H. Holbeins Donaueſchinger Paſſion (Basler Handzeichnung U III 23).

5) abgebildet bei Woltmann und Woermann II, S. 117; vgl. Basler Handzeichnungen U III 20. Auch die Wandbilder in der Kirche von Muttenz hatten dasſelbe.

6) Wolff S. 65.

Digitized by Google

leider nur ſpärlich unterrichtet [1]); wüßten wir mehr über dieſelben, ſo würden ſich wohl auch hier manche Analogien zwiſchen Spiel und Bild ergeben.

Aber auch die Gruppirung der bibliſchen Szenen im Großen und Ganzen iſt reich an Wechſelbeziehungen zwiſchen beiden Gebieten; man denke nur an die Übereinſtimmung zwiſchen dem Inhalte der Myſterien und dem gothiſcher Kirchenportale oder Schnitzaltäre. Wohl hatte ſchon die Kunſt des romaniſchen Styls große Bildercyklen bibliſchen Inhaltes im Innern der Kirchen an Mauern und Wölbungen angebracht; ſie hatte aber auch breite, ausgedehnte Mauerflächen dafür zur Verfügung gehabt. Dieſe letzteren aber ſchwanden mit der Herrſchaft der Gothik je länger je mehr, und die Bildercyklen mußten ſich, wenn ſie überhaupt weiter exiſtiren wollten, eine andere Stelle ſuchen; ſie fanden dieſelbe vorzugsweiſe an den Portalen größerer Kirchen, in Deutſchland auch an den ſogenannten Schnitzaltären. Im Grunde haben wir es nur mit einem Notbehelfe zu thun, wenn wir Flächen, welche für eine Szene der neuteſtamentlichen Geſchichte gerade genug Raum gehabt hätten, nun mit einer ganzen Reihe von Szenen ausgefüllt ſehen. Wie geſchickt iſt z. B. an der S. Gallenpforte des Basler Münſters die Einheit des Stoffes feſtgehalten. Der Künſtler beſchränkte ſich einfach auf die Darſtellung des jüngſten Gerichts nach Matthäus [2]) und fügte zu dieſer bloß das Gleichnis von den klugen und den thörichten Jungfrauen nebſt den ſechs Werken der Barmherzigkeit, welche ja bekanntlich dem nämlichen Kapitel des nämlichen Evangeliſten entnommen ſind. Wie grundverſchieden hiervon iſt die Auffaſſung des gleichen Gegenſtandes am Berner Münſterportal! Wie wenig ſtimmt das Basler Bild zu den dramatiſchen Aufführungen der Gerichtsſzene, wie ſehr hingegen das Berner mit ſeinem gewaltigen Figurenreichtum, vom Pabſt bis zum Kaplan und vom Kaiſer und König bis zum Zimmermann und Küfer herab!

Es giebt in der That gothiſche Kirchenportale, welche eine wahre Unzahl von Figuren und Begebenheiten enthalten. Da reiht ſich Bild an Bild und Motiv an Motiv. Zur Paſſion kam als hiſtoriſch vorausgegangen der ganze Weihnachtscyklus und zu dieſem wieder als Motiv der Menſchwerdung Schöpfung und Sündenfall. Die Paſſion ſelbſt wurde in ihren einzelnen Szenen vom Einzug in Jeruſalem bis zur Grablegung dargeſtellt, und an letztere ſchloſſen ſich naturgemäß Auferſtehung und Himmelfahrt; dem erſten Erſcheinen Chriſti auf Erden endlich entſprach als zweites und

1) Larven und Rufs als Mittel, die Geſichter zu entſtellen, kamen z. B. beim Dresdner Johannisfeſte vor, ebenſo ſchwarze Farbe; vgl. neues ſächs. Archiv IV, 109, 112.

2) Cap. 25.

Digitized by Google

letztes ſeine Wiederkunft zum Gericht. An einzelnen Kirchenfaçaden wie z. B. an der des Straßburger Münſters verteilt ſich alles das noch auf drei Portale, und doch leidet auch hier das mittlere an einem koloſſalen Überfluſſe von Figuren und Bildern. An anderen aber, z. B. am Hauptportale der Lorenzkirche zu Nürnberg oder an dem des Freiburger Münſters, konzentriert ſich der ganze Inhalt der heiligen Schrift, ſoweit er das Erlöſungswerk zum Inhalte hat oder vorausſetzt; die einzelnen Bilder erſcheinen ohne Unterbrechung über, unter und neben einander.

Man muß ſich den encyklopädiſchen Zug vergegenwärtigen, wie er die letzten Jahrhunderte des Mittelalters, etwa vom zwölften an, beherrſcht und in Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft überall ſich ausſpricht, wenn man dieſes im Grunde unkünſtleriſche Verfahren begreifen will. Man wird aber auch die mittelalterliche Myſterienbühne berückſichtigen müſſen, um die Häufung von Perſonen und Ereigniſſen in ſo knappen Räumen zu verſtehen. Betrachten wir z. B. die vier horizontal über einander liegenden Felder am Tympanon des Hauptportals am Straßburger Münſter. Wie eng reihen ſich hier der Selbſtmord des Judas Iſcharioth, der den Adam aus der Vorhölle führende, der der Magdalena erſcheinende und der von Thomas betaſtete Auferſtandene an einander; wie eng der Einzug in Jeruſalem, das Abendmahl, die Mißhandlung vor dem Hohenprieſter und die Geißelung! Wer freilich auf einer Myſterienbühne die nämlichen Begebenheiten unmittelbar neben einander geſehen hatte, wem etwa der ſtehen gebliebene Palmeſel, der Abendmahlstiſch, der Richterſtuhl des Hohenprieſters und die Marterſäule oder die Öffnung der Vorhölle, die Bäume des Ostergartens und der Raum, in welchem Chriſtus den Jüngern erſchien, in einer Reihe erſchienen waren, der konnte ſich auch entſchließen, Skulpturen von der eben geſchilderten Art zu entwerfen. Der auf vier Pfeilern ruhende durchſichtige Raum, in welchem Chriſtus ſich von Thomas betaſten läßt, erklärt ſich ohnehin einzig aus dem Anblicke ſolcher Aufführungen und bildet ein erwünſchtes Gegenſtück zu dem ebenſo beſchaffenen Stalle zu Bethlehem.

Ebenſo ergiebig für unſern Zweck ſind die noch zahlreich erhaltenen Schnitzaltäre der ſpätgothiſchen Zeit mit ihren zahlloſen aus Holz gebildeten, bemalten und vergoldeten Figuren, den Malereien auf den Außenſeiten der Flügel und an der Predella, und mit ihren frei aufragenden Statuetten. Es handelt ſich auch hier nicht bloß um die zahlreichen, ſchon früher häufig erwähnten Übereinſtimmungen des Details; das Hauptintereſſe liegt vielmehr darin, daß dieſelben in Beziehung auf Auswahl und Gruppirung des Stoffes ſehr oft dem Inhalt eines Myſteriums entſprechen. So

Digitized by Google

erinnert der Schnitzaltar der Nikolaikirche von Stralfund [1]), ein Werk aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in feinem Mittelfchreine fehr lebhaft an ein Paffionsfpiel; die Krönung enthält hier gemalte Prophetengeftalten, die Predella Szenen der Geburt Chrifti.

Am Hochaltar von S. Jacob in Rothenburg an der Tauber enthalten die Skulpturen den Gekreuzigten von Engeln umfchwebt nebft fechs Heiligen, unter diefen Maria, Johannes und Magdalena. Die von Friedrich Herlen im Jahre 1466 gemalten Flügelbilder fchließen fich dem Inhalte der Weihnachtsfpiele an; die Rückfeite des Altars zeigt ein freilich verdorbenes jüngftes Gericht, darunter Abendmahl und Fußwafchung, ein Schirmdach über dem Crucifixus endlich einen Eccehomo als bemaltes Schnitzwerk [2]).

Ich übergehe einige andere Altarwerke von ähnlicher Befchaffenheit [3]) und wende mich zum Schluffe noch zu den beiden gewaltigften Anlagen diefer Art. Die eine derfelben ift der Hochaltar des Doms zu Chur. Er umfaßt die heilige Gefchichte in ihren drei Hauptmomenten, der Menfchwerdung, Paffion und Auferftehung, hat aber außerdem noch altteftamentliche Figuren fowie Schutzheilige des Bistums [4]); die letzteren haben natürlich keine Beziehungen zu den Myfterien. Geburt und Anbetung der Hirten find auf die Außenfeiten des Schreines gemalt, die der Kreuzigung vorausgehenden Leidensszenen bedecken als Schnitzwerk die Staffel, die Kreuzigung felbft ift auf der Rückfeite des Altars angebracht und befteht aus vollftändig angenieteten Figuren, die Grablegung auf der Rückfeite der Staffel. Auf der Falzleifte des Schreins fteht in rotem Mantel, fonft aber nackt, der Auferftandene, an einer Schmalfeite ebenderfelbe mit dem Siegeskreuze. Zwifchen den einzelnen Szenen der Staffel treten Abraham, Ifaak und Jacob vor, und den obern Abfchluß des Schreins bilden vier Propheten des alten Bundes. Was hingegen das Detail betrifft, fo hat diefes koloffale Werk beinahe gar keine der realiftifchen Züge, aus welchen fonft der Zufammenhang zwifchen dramatifcher und bildender Kunft fich ergiebt; höchftens die Architektur des Stalles zu Bethlehem und Jofephs mürrifches Ausfehen ftimmen zu den im Drama üblichen Motiven.

---

1) Baltifche Studien XVI, 2, S. 136 ff. — 2) Waagen. Kunftwerke und Künftler in Deutfchland I, 324—327.

3) Über den Choraltar von S. Georg in Nördlingen vergl. Waagen. Kunftwerke und Künftler in Deutfchland, I. 347, 348; über den Flügelaltar von S. Wolfgang in Ober-Öfterreich die „Mittelalterlichen Kunftdenkmale des öfterr. Kaiferftaates", Bd. I, Tafel XIX, über den Hauptaltar der Zwickauer Marienkirche das Kunftblatt von 1836, über den Wandelaltar der Gevaedenkapelle des Doms zu Lübeck ebend. 1846, No. 28 ff.

4) Mitteilungen der antiquar. Gefellfchaft in Zürich, XI. S 158.

Digitized by Google

Der Hochaltar von S. Nicolai in Calcar endlich [1]) umfaßt in teils gemalten, teils aus Eichenholz geſchnitzten, unbemalten Gruppen alle aus den Myſterien bekannten Begebenheiten der Weihnachts-, Paſſions- und Oſtergeſchichte von der Verkündigung bis zur Ausgießung des heiligen Geiſtes, darunter vier, den Judaskuß, Chriſtus in der Vorhölle, Auferſtehung und Himmelfahrt, ſogar zweimal, das eine Mal gemalt und das andere Mal geſchnitzt. Bei geſchloſſenen Thüren überwiegt der Weihnachtscyklus, bei geöffneten die Paſſions- und Auferſtehungsgeſchichte. Zu erſterm kommen noch Chriſti Verſuchung, die Verklärung, Chriſtus und die Samariterin und die Auferweckung des Lazarus, zu letztern zwei Propheten, das Opfer Abrahams und die eherne Schlange als Prototype von Chriſti Kreuzestod, ſowie der Tod der Maria. Von den zahlreichen Parallelen in den Einzelheiten zwiſchen dieſem Altar und den geiſtlichen Spielen iſt ſchon früher häufig die Rede geweſen.

Unter den geiſtlichen Spielen ſind es hauptſächlich das Paſſionsſpiel der S. Bartholomäusſtiftsſchule in Frankfurt am Main [2]), das Egerer Frohnleichnamsſpiel [3]), die Freiburger Paſſionsſpiele des ſechzehnten Jahrhunderts [4]), ſowie die noch ſpätern Aufführungen in Luzern [5]), welche mit den erwähnten Portalskulpturen und Schnitzaltären übereinſtimmen. Außerdem gehören noch die Rieſenmyſterien hierher, welche in England zur Feier des Corpus domini aufgeführt wurden [6])

VII. Schluss.

Zum Schluſſe drängt ſich uns nun freilich noch die Frage auf, ob ſich die zahlreichen, unleugbar vorhandenen Parallelen zwiſchen dem kirchlichen Schauſpiel und der kirchlichen Kunſt des ſpätern Mittelalters nicht auch auf andrem Wege, etwa durch Annahme einer gemeinſamen Quelle, erklären laſſen. Dieſe beiden gemeinſame Quelle wäre natürlich, ſoweit es ſich um den bloßen Stoff handelt, zunächſt die heilige Schrift und dann in zweiter Linie die Weiterbildung dieſes Stoffes in den neuteſtamentlichen Apokryphen. Dazu käme noch, da wo es ſich nicht um den Stoff in ſeiner Totalität, ſondern um eine beſtimmte Auswahl und um künſtleriſche Gruppirung desſelben handelt, vor allem das apoſtoliſche Credo, wie es ſich ſeit den erſten zwei Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung in der Kirche feſtgeſetzt hat. Eine weſentliche Übereinſtimmung zwiſchen dem Credo und einer

1) Wolff a. a. O. 52 ff. — 2) Frankf. Archiv III, 137 ff. — 3) Hrsgg. v. Milchſack. Bibliothek des lit. Vereins, Bd. 156. — 4) Zeitſchrift der Geſellſchaft für Beförderung der Geſchichts-, Altertums- und Völkerkunde von Freiburg. Bd. III, S. 1 ff. — 5) Allgemeine Schweizer Zeitung, Jahrg. 1883, No. 291—295.

6) Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. I, 52 ff.

Digitized by Google

großen Zahl von Bildercyklen exiſtirt nun auch in der That. Beide gehen von Gottvater und der Erſchaffung der Welt aus; ſie ſtellen Chriſtus und ſein Erlöſungswerk von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Wiederkunft am Ende der Tage in den Mittelpunkt, das Credo ſeinerſeits ſchließt mit dem Glauben an die Kirche und an das ewige Leben. Allein dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis fehlen doch auch wieder manche bibliſche Züge, welche ſich in Myſterien und Bildwerken finden, z. B. die Anbetung der Könige, der Verrat des Judas, der Gang der Jünger nach Emmaus, die Propheten des alten Bundes. Vor allem aber fehlen demſelben die zahlreichen Details, welche den Myſterien und kirchlichen Skulpturen oder Malereien gemeinſam ſind, welche aber auch in den kanoniſchen und apokryphen Evangelien fehlen. Hier haben wir die charakteriſtiſchen Merkmale mittelalterlicher Weiterbildung des überlieferten Stoffes: eingehendere Charakteriſtik mancher Perſonen, namentlich der in den Evangelien nur dürftig oder auch gar nicht charakteriſirten, z. B. den Mohrenkönig, die Laterne des Malchus, die am Kreuze des Erlöſers knieende Magdalena, die Seligen und Verdammten beim jüngſten Gericht u. a. m., vor allem aber die Koſtümirung und die übrige realiſtiſche Auffaſſung der einzelnen Perſonen. Wechſelbeziehungen zwiſchen Dichtkunſt und bildender Kunſt ſind hier unleugbar vorhanden; wenn wir aber dieſelben nicht in Abrede ſtellen können, ſo handelt es ſich nur noch um die Frage, welcher von beiden Künſten die Priorität zuzuſchreiben ſei, ob der dichtenden oder der bildenden. Und hier glaube ich nun, an mehreren Fällen die Priorität der Dichtkunſt ſicher nachgewieſen zu haben. Von denjenigen Fällen aber, in welchen die Priorität dem Drama entſchieden zukömmt, wird man nun auch auf andere zweifelhaftere ſchließen und für dieſelben ein ähnliches Verhältnis annehmen dürfen. Zudem dürfen wir nicht überſehen, daß das Erfinden als ſolches überhaupt nicht die Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, daß es im Mittelalter am allerwenigſten deren Aufgabe geweſen iſt, und daß uns wirklich erfundene Vorwürfe zu Gemälden bei modernen Künſtlern durchaus nicht zu Rückſchlüſſen auf ein ähnliches Verfahren in vergangenen Jahrhunderten berechtigen. Um ſchließlich auf einige analoge Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, ſo erinnere ich an den Einfluß der griechiſchen Tragödie, zumal des Euripides[1]), auf die griechiſche Kunſt oder an die Art und Weiſe, wie ſich Dantes göttliche Komödie von Giotto an in zahlreichen italieniſchen Malereien ſpiegelt.

Erwägen wir andrerſeits, welche Verbreitung und welche Bedeutung

1) O. Kibbeck, Euripides und ſeine Zeit (Programm der Berner Kantonſchule für 1860). S. 5.

Digitized by Google

das geiſtliche Schauſpiel zur Zeit ſeiner Blüte hatte, und wie ſehr die Zahl der einſt vorhandenen und aufgeführten Stücke die der uns erhalten gebliebenen übertreffen mochte! Bedenken wir ferner, welchen Eindruck ſolche Aufführungen in einer Zeit machen mußten, in welcher gedruckte Bibeltexte noch gar nicht exiſtirten oder, zumal in den einzelnen Landesſprachen, noch ſelten und teuer waren, die Freude am Leſen aber und die Fähigkeit dazu noch wenig verbreitet war! Große und kleine Ortſchaften, geiſtliche und weltliche Korporationen wetteiferten in ſolchen Aufführungen mit einander, jedermann war als Mitſpieler oder Zuſchauer engagirt [1]), ſelbſt Fremde kamen gelegentlich in nicht geringer Anzahl herbei. Die Popularität des Stoffes, die bunte Pracht der Koſtüme, der fromme Eifer der Leute, alles wirkte zuſammen, um dergleichen Aufführungen zu Volksfeſten im beſten Sinne des Wortes zu machen. Es iſt gar nicht denkbar, daß Maler und Bildhauer ſolchen Einflüſſen unzugänglich geblieben wären; gerade hier empfingen ſie vielmehr die bleibendſten Eindrücke, und es war ihnen folglich vergönnt, das momentan Angeſchaute mit Pinſel oder Meißel zu verewigen. Die Bildungsverhältniſſe der meiſten Künſtler jener Zeit machen es geradezu unwahrſcheinlich, daß ſich dieſelben dieſen Eindrücken entzogen hätten, daß ſie dafür auf die eigentlichen Quellen zurückgegangen wären und dieſe nach vorausgegangenen archäologiſchen Unterſuchungen oder gar mit Hilfe wiſſenſchaftlicher Kritik zu Grunde gelegt hätten. Der jüngere Holbein folgt zwar mehr als Andre den Evangelien [2]), bemüht ſich wohl auch, vielleicht nach dem Beiſpiele Mantegnas, den Kriegsknechten römiſche Tracht ſtatt der herkömmlichen mittelalterlichen zu geben; aber Konſequenz dürfen wir auch bei ihm, wenigſtens in letzterm Punkte, nicht erwarten.

Ein moderner Maler mag ja Chriſtus und die Apoſtel ohne Glorie, die Juden in arabiſcher Tracht, Pilatus mit echt römiſchem Geſichtsſchnitt darſtellen, er mag ferner das Innere des Tempels von Jeruſalem mehr wie eine Synagoge als wie eine chriſtliche Kirche ausſtatten und die landſchaftlichen Hintergründe wie die Vegetation ſeiner Bilder ſo orientaliſch wie möglich geſtalten: Thatſache iſt und bleibt, daß derartige Bilder den unbefangenen Beſchauer in der Regel kalt laſſen, während die neuteſtamentlichen Juden im Koſtüm ihrer mittelalterlichen Nachkommen, der ſultanartig gekleidete Pilatus oder Herodes und die mittelalterlichen Häuſer und Thore von Jeruſalem immer wieder anziehend wirken.

Und welcher andere Litteraturzweig hätte den Künſtlern jener Zeit

1) Neues Archiv f. ſächſ. Geſchichte u. Altertumskunde, IV, 104 ff.
2) Woltmann, Holbein u. ſeine Zeit; I, 169.

Digitized by Google

ähnliche Anregungen wie das Drama bieten können? Sicherlich nicht lateinische Bibeltexte oder Heiligenlegenden, welche sie nicht lesen konnten; ebensowenig deutsche epische Dichtungen, welche in wenigen handschriftlichen Exemplaren existirten und aus allen möglichen Gründen unzugänglich waren. Wohl aber vermochten das szenische Aufführungen oder lebende Bilder, wie man sie häufig, zeitweise sogar alljährlich sehen konnte [1]), und welche überdies den Vorzug hatten, daß sie den biblischen oder legendenhaften Stoff dem Auge in völlig sinnlicher Weise, in Bildern und nicht nur in Buchstaben und Worten vorführten. Damit soll natürlich nicht in Abrede gestellt sein, daß sich auch unter den Künstlern jener Zeit eine Art von Tradition bilden konnte, daß der jüngere z. B. das Bild eines ältern mehr oder weniger kopirte; ebensowenig soll etwa die Behauptung aufgestellt werden, daß jede bildliche Darstellung unmittelbare künstlerische Wiedergabe einer vom Künstler geschauten Aufführung gewesen sei. Aber grundsätzlich glaube ich die Wechselbeziehungen zwischen Drama und Bild nachgewiesen zu haben. Dieselben sind übrigens im Mittelalter selbst einzelnen schon völlig klar gewesen; ein französischer Chronist des fünfzehnten Jahrhunderts, der Verfasser des „journal d'un bourgeois de Paris" hebt die Übereinstimmung des am ersten Dezember des Jahres 1420 in Paris dargestellten Passionsmysteriums mit den noch jetzt teilweise erhaltenen Reliefbildern der Choreinfassung von Notre-Dame von Jehan Ravy und Jehan le Bouteillier hervor [2]). Dem Chronisten mochten wohl die hundert Jahre früher begonnenen Skulpturen als das Original und das Mysterium als die Kopie erscheinen; an und für sich konnten jene ganz wohl die Eindrücke noch älterer Aufführungen, von welchen der Chronist nichts wußte, wiedergeben. Für uns sprechen jedenfalls gewichtigere Gründe und gewichtigere Autoritäten dafür, daß, in der Regel wenigstens, die Kunst der Poesie folgte, und nicht umgekehrt.

Eine andere Frage ist nun freilich die, ob der Einfluß des Schauspiels auf Skulptur und Malerei als ein schlechthin wohlthätiger zu bezeichnen sei oder nicht. Genau genommen gehört dieselbe eigentlich nicht mehr hierher; doch mögen einige hierauf bezügliche Andeutungen hier noch ihre Stelle finden. Wer Lessings Laokoon kennt und die dort entwickelten Grundsätze hinsichtlich der Grenzen zwischen Malerei und Poesie zum Maßstabe nimmt, wird diese Frage kaum zu bejahen geneigt sein, selbst wenn er sich daran erinnert, daß Lessing zunächst nicht das Drama son-

1) Neues Archiv f. sächs. Geschichte u. Altertumskunde Bd. 4, S. 102 ff.

2) bei Buchon. Choix de chroniques et mémoires etc. Tome VII, pag. 649. Über eine Reproduktion der Anbetung des Lammes im Genter Altarwerk aus dem Jahre 1456 vgl. Jonckbloet, Geschichte der niederländ. Litteratur I, pag. 354.

Digitized by Google

dern die epiſche Poeſie im Auge gehabt hat. Bezeichnend iſt überdies, daß gerade die größten Künſtler des Cinquecento, ein Lionardo da Vinci, Raphael, Michelangelo, Tizian, in Deutſchland Hans Holbein der Jüngere für unſere Frage ſelten oder nie in Betracht gekommen ſind. Daneben iſt es aber doch fraglich, ob der Naturalismus, z. B. in der deutſchen Kunſt des fünfzehnten Jahrhunderts, ohne die Exiſtenz und den Einfluß des gleichzeitigen Dramas um ein Namhaftes maßvoller geblieben wäre, als er in Wirklichkeit geweſen iſt.

Es iſt klar, daß bei Unterſuchungen der Art der hier angeſtellten die Gründe nicht für Jeden gleich überzeugend ſein können. Was dem Einen erwieſen ſcheint, gilt dem Andern blos für möglich, was jener für möglich hält, erklärt dieſer für ſehr problematiſch. Es iſt dies das Loos aller der archäologiſchen Studien, bei welchen nur das Material entſcheidet, während es an Gründen fehlt, welche, unabhängig von jenem, aus urkundlichen Nachrichten können geſchöpft werden. Es ſei mir geſtattet, dieſen Satz zum Schluſſe an einem ebenfalls hierher gehörigen Falle anſchaulich zu machen. Bekanntlich hat Hans Holbein der Ältere mehrmals, z. B. in ſeiner jetzt in Frankfurt befindlichen Paſſion und auf dem Sebaſtiansaltar in der alten Pinakothek zu München, die Schergen in die bairiſchen Landesfarben, blau und weiß, gekleidet [1]). Er that dieſes als guter Augsburger den Herzogen von Baiern zu Leid, weil dieſe in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ſeine Vaterſtadt häufig bekriegten oder wenigſtens drangſalirten. Es iſt nun ganz wohl denkbar, daß ſich die Augsburger in ihren Paſſionsſpielen dieſen Scherz ebenfalls erlaubten, und daß der Künſtler auf dieſe Weiſe dazu kam, ihn auf Bildern anzuwenden. Beſäßen wir eine urkundliche Nachricht darüber, daß etwas derartiges in Augsburger Aufführungen vorgekommen ſei, ſo wären wir um einen überzeugenden Beweis von der Abhängigkeit der bildenden Kunſt von den Myſterien reicher. Leider fehlt uns aber ein ſolcher, und ſo lange uns derſelbe fehlt, wird die entgegengeſetzte Annahme, Holbein habe dieſen ſatiriſchen Zug von ſich aus in die Kunſt eingeführt, nicht abzuweiſen ſein.

Es iſt möglich, daß neue Entdeckungen über dieſe oder jene Partie des geiſtlichen Schauſpiels wie der kirchlichen Kunſt helleres Licht verbreiten, daß ſie den oder jenen Teil dieſer Unterſuchungen beſtätigen oder auch widerlegen; die Hauptſache jedoch, die Beziehungen zwiſchen beiden Gebieten und innerhalb derſelben den überwiegenden Einfluß der Poeſie auf die bildende Kunſt, werden dieſelben für den Leſer feſtgeſtellt haben.

1) Woltmann. Holbein und ſeine Zeit, Bd. I, S. 53 u. 91 der zweiten Auflage.

Digitized by Google

Iſota Nogarola.

Von **E. Abel.**

(Schluſs.)

Mit der Rückkehr der Familie Nogarola nach Verona beginnt ein neuer wichtiger Abſchnitt in Iſota's Leben. Wir ſehen, daß ſie von nun an ihre alten Bekanntſchaften nicht weiter pflegt, nicht mehr mit ihren humaniſtiſchen Freunden Briefe wechſelt, ſondern ſich faſt ausſchließlich den theologiſchen Studien widmet, die auch früher einen nicht geringen Teil ihrer Muße in Anſpruch genommen hatten.

Was mag wohl die Urſache dieſes unerwarteten Umſchwunges geweſen ſein? Wir wollen nicht Damiano's Beiſpiel folgen und annehmen, daß etwa ihre unerwiedert gebliebene Liebe zu einem venetianiſchen Jüngling ſie bewog, ſich einem asketiſchen Lebenswandel in die Arme zu werfen. auch haben wir geſehen, daß die Trennung von ihrer Schweſter Zenevera von keinem Einfluß auf die Richtung ihrer Studien geweſen. Es bleibt uns daher blos die Annahme übrig, Iſota habe endlich das Fruchtloſe ihres bisherigen litterariſchen Wirkens eingeſehen.

Ich will damit durchaus nicht behaupten, daß ihre Briefe den Anſprüchen ihrer Zeitgenoſſen nicht entſprachen und vielleicht nicht auf dem litterariſchen Niveau ihrer Zeit ſtanden. Im Gegenteile bin ich davon überzeugt, daß wir nicht den geringſten Grund haben an der Aufrichtigkeit der anerkennenden Urteile ihrer Bewunderer zu zweifeln. Ja ihre Briefe haben nach unſerer Auffaſſung denen ihrer Zeitgenoſſen ſogar manches voraus, ſo den decenten, niemals verletzenden Ton — was auch bei einem Mädchen ſelbſtverſtändlich iſt — und den Umſtand, daß Iſota niemals jemanden mit ihren Bitten zur Laſt fällt; wenn ſie ſich etwa an jemanden mit der Bitte um Protection wendet, ſo thut ſie dies nicht im eigenen Intereſſe, ſondern im Intereſſe ihres Bruders Leonardo, der bei ſeiner geiſtlichen Laufbahn ſehr darauf angewieſen ſein mochte. Sonſt ſchreibt ſie niemals um zu betteln, ſondern weil ſie ihre Briefe gerne lieſt und leſen

Digitized by Google

ſieht und weil ſie ihre helle Freude daran hat, mit wenigen Federſtrichen ſich und anderen die Unſterblichkeit zu ſichern. Und doch wie einfach ſind die Mittel, welche ihr zu dieſem Zwecke zu Gebote ſtehen! Wendet ſie ſich zuerſt an einen bekannten Litteraten oder Maecenas, ſo gibt ſie ſich als die Beſcheidenheit ſelbſt; ſie fühlt, daß es ſich für ſie ſchon als Frau nicht ſchicke, ſich in die Geſellſchaft von Männern, und noch dazu von ſo hervorragenden Männern hineinzudrängen, doch entſchuldigt ſie ſich mit dem Umſtande, daß der Adreſſat ſie entweder direct oder durch irgend einen Bekannten aufmunterte mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten; der ganze übrige Brief aber enthält nichts als begeiſterte Lobeserhebungen des Adreſſaten. Ähnlichen Lobſprüchen begegnen wir auch in denjenigen Briefen, welche ſie an ſolche richtet, die ſich mit ihren Briefen zuerſt an ſie wandten, nur liegt es in der Natur der Sache, daß dieſen als Anfängern gegenüber ihr Lob meiſt in der Form wohlwollender Aufmunterung erſcheint, in welcher wir freilich hie und da mehr Wohlwollen als Aufrichtigkeit zu entdecken vermögen. — Girolamo Guarino, Lodovico Cendrata, Tobia dal Borgo, Niccolò Veniero und Niccolò Barbo, denen wir auch Giacomo Foscari zuzählen können, verdienten zwar mit dem Maße der damaligen Zeit gemeſſen mehr oder weniger das große Lob, welches ihnen Iſota mit freigebiger Hand ſpendete, doch können wir uns nicht eines Lächelns erwehren, wenn wir die überſchwänglichen Lobeserhebungen leſen, welche ſie dem früh verſtorbenen Sohne ihres Freundes Damiano dal Borgo, Euſebio, für die beiden kurzen Gedichte ſpendete, in welchen er ſeiner unbegrenzten Hochachtung für Iſota Ausdruck gegeben. Als ſie dieſe Gedichte geleſen, ſo ſchreibt ſie, wurde ſie von lebhafter Bewunderung für den jungen Dichter ergriffen, welchem ſie nicht ſäumte, nach dieſen erſten Proben ſeines Talentes eine glänzende Zukunft zu prophezeien. Zum Glücke ſind uns dieſe Gedichte nicht nur in einer Abſchrift in der Biblioteca Riccardiana zu Florenz, ſondern auch im Original erhalten. So lange ich dieſelben blos in der Abſchrift kannte, war ich geneigt ihre zahlreichen Fehler dem Abſchreiber aufzubürden und zu emendiren, als aber die Originale ſich vorfanden, mußte ich zu meiner nicht geringen Überraſchung zur Überzeugung gelangen, daß ſprachliche „Licenzen“ wie Latius omnis ſtatt Latium omne u. dgl. nicht auf das Kerbholz des Copiſten zu ſchreiben ſind, ſondern dem Dichter ſelbſt (ſit venia verbo) zur Laſt fallen.

Kurz, die Briefe der Iſota ſind wahre Humaniſtenbriefe und unterſcheiden ſich kaum weſentlich von den Briefen derjenigen Humaniſten zweiten und dritten Ranges, die unter ſolchen Umſtänden lebten, daß ſie auch beim beſten Willen nicht in der Lage waren im eigentlichen Sinne des Wortes intereſſante Briefe zu ſchreiben, und infolge deſſen blos mit

Digitized by Google

mehr oder weniger gelungenen Stilübungen vor die Öffentlichkeit traten. Und als ſolche Stilübungen verdienen Iſota's Briefe alle Anerkennung. Wir ſind nicht berechtigt, ihnen gegenüber ein ſtrengeres Maß anzuwenden, als es ihre Zeitgenoſſen thaten, die von dem Stile ihrer Briefe auf das höchſte entzückt waren, auch ſo bedeutende Humaniſten wie Guarino und Beſſarion nicht ausgenommen, von denen wir unmöglich vorausſetzen dürfen, daß ſie mit ihrem Lobe Iſota gegenüber blos deshalb ſo verſchwenderiſch waren, weil ſie in ihr eine begeiſterte Verkünderin ihres Ruhmes zu finden hofften. Der moderne Leſer, der ihre Briefe in einen Band geſammelt und vielleicht in einem Zuge lieſt, mag wohl unangenehm berührt ſein von der Monotonie, welche Iſota ſchon der Natur ihrer Themata zufolge nicht vermeiden konnte, und welche noch durch den Umſtand geſteigert wird, daß ſie auf Schritt und Tritt mit denſelben Citaten und Anecdoten operirt, welche ſie, wie es ſcheint, nicht einmal aus erſter Hand, ſondern aus den Briefſammlungen der Humaniſten kennt. doch gilt dies alles keineswegs für ihre Zeitgenoſſen, beſonders nicht für diejenigen, an welche die Briefe gerichtet waren, denn dieſe werden kaum Gelegenheit oder Luſt gehabt haben, den eben empfangenen Brief mit anderen Briefen Iſota's zu vergleichen. Doch werden auch die anderen ſich gehütet haben ſtrenge Kritik zu üben, wußten ſie doch ſelbſt am beſten, daß ihre Briefe auch nicht viel beſſer zu gerathen pflegten. Unter allen Humaniſten, mit denen Iſota im brieflichen Verkehr ſtand, finden wir keinen einzigen, deſſen Stil den der Iſota übertroffen hätte [1]).

1) Nicht alle Briefe Iſota's ſind auf uns gekommen. Verloren ſind die Briefe, welche die Schweſtern gleich am Anfange ihrer Laufbahn an Francesco Barbaro richteten; ein an Giorgio Bevilacqua gerichteter Brief der Schweſtern, ein Brief der Iſota an Vittorio de Rosatis aus dem J. 1454, welcher einſt in Crevenna's Beſitz war, endlich ein von Foscarini im J. 1453 erwähnter Brief der Iſota an den „Sanctae Crucis Reverendissimus pater", wahrſcheinlich an den bekannten Staatsmann Cardinal Niccolò Albergati (geboren 1375, † den 9. Mai 1443). Doch kann die Zahl dieſer Briefe unmöglich ſo groſs geweſen ſein, wie neuere Autoren, z. B. eine „Biographie Universelle de Femmes Celèbres" (Paris 1827) oder die Gräfin Iſabella Scopoli-Biaſi in der von Giulio Sartori herausgegebenen „Prometeca Veronese" (Verona 1884) angeben und zwar blos nach Moreri, der ſich in ſeinem „Grand dictionnaire historique" (Baſel 1732) folgendermaſsen über unſere Iſota vernehmen läſst: „Cette fille écrivit diverses lettres pleines de sçavoir et nous apprenons d'un Auteur moderne, qu'il y en avoit cinq cens soixante-quatre manuscrites d'elle dans la bibliothèque de M. de Thou." Zum Glück ſind wir über dieſe Handſchrift näher unterrichtet. Vgl. den „Catalogus Bibliothecae Thuanae" (Laxenburg 1704. p. 450): „Ant. Panormitae, Isotae Nogarolae et Mafaei Vegii Epist. f." Briefe der Iſota Nogarola, des Mapheus Vegius und des Antonius Panormitanus lieſt man auch im Codex 8580 der Pariſer Nationalbibliothek, welcher nach dem gedruckten Handſchriftenkatalog derſelben (IV. p. 473) „primum Jacobi Aug. Thuani, postea Colbertinus" war. Und dieſe Handſchrift enthält einen Brief der Iſota! Doch iſt es mir nicht gelungen zu erfahren, welchem Verſehen das von Moreri pro-

Digitized by Google

Somit dürfen wir Iſota's Entſchluß, ſich ganz den theologiſchen Studien zuzuwenden, nicht durch die Annahme erklären, ſie ſei nicht zufrieden geweſen mit dem Empfange, welchen ihre Zeitgenoſſen ihren litterariſchen Erſtlingsarbeiten zu teil werden ließen. Vielmehr vermute ich, daß ihre iſolirte geſellſchaftliche Stellung in ihr den Entſchluß reifte, eine Beſchäftigung aufzugeben, von der ſie wohl einſehen mußte, daß ſie keine Zukunft hatte. Geiſtreiche Männer wie Poggio oder Filelfo, ja ſogar Schulmeiſter wie Guarino, die in den Centren des litterariſchen Lebens wohnten, einen ausgebreiteten Kreis von Freunden und Bekannten hatten, und denen es nie an intereſſantem Stoff mangelte, mochten einen Teil ihrer Zeit dem Briefſchreiben widmen; doch Iſota? Als junges Mädchen ſpielte ſie in der Geſellſchaft keine Rolle, das wiſſenſchaftliche Leben zu Verona ſcheint auch nicht beſonders rege geweſen zu ſein, obgleich ſie zur Zeit als ſie von Venedig nach Verona zurückkehrte, aus Männern wie Damiano dal Borgo, Lodovico Cendrata, Giacomo Lavagnola und Giorgio Bevilacqua leicht einen kleinen Kreis von gleichgeſinnten Seelen um ſich hätte ſammeln können; ſie hatte keinen Stoff zum Schreiben — ewig konnte ſie doch nicht Komplimente machen, loben und aufmuntern — und bald hatte ſie nicht einmal einen Adreſſaten mehr. Francesco und Ermolao Barbaro, Giacomo Foscari, Antonio Bonromeo, Feltrino Boiardo, die Kardinäle Ceſarini und Condulmerio ermunterten ſie nicht zur Fortſetzung ihres Briefwechſels, wie ſehr ſie ihr auch ſonſt Weihrauch ſtreuen mochten; mit Girolamo Guarino, Tobia dal Borgo, Niccolò Veniero und Niccolò Barbo hatte es mit einmaligem Briefwechſel ſein Bewenden. Giorgio Bevilacqua ließ auch nichts mehr von ſich hören, ſo daß ſie ſchon nach den erſten Monaten ihres Aufenthaltes in Venedig bloß mit Damiano dal Borgo und ſeinem Sohn Euſebio in brieflichem Verkehr ſtand, und auch dieſer zeichnete ſich, wie wir ſahen, nicht durch beſondere Lebhaftigkeit aus. Und als ſie dann im J. 1441 nach Verona zurückkehrte und nicht einmal mehr Anlaß hatte an Damiano zu ſchreiben, verließ ſie ganz jenen Zweig der Litteratur, mit

pagirte Märchen von den 564 Briefen der Iſota ſeinen Urſprung verdankt; wahrſcheinlich hat Moreri oder ſein Gewährsmann irgendwo eine citirte Seitenzahl irrtümlich für die Zahl der Briefe der Iſota gehalten. — Luigi Federici hinwieder (Ritratti di alcune Donne Veronesi, Verona 1826) weiſs von ihrem Briefwechſel mit dem Cardinal Beſſarion und von Briefen zu erzählen, welche ſie von Papſt Nicolaus V. und Pius II. empfangen. Freilich lieſt man bei demſelben auch folgenden Schwindel: „Le sue orazioni ai Pontifici sono si veramente gran cosa: eleganti, precise, immaginose ricordano tutto il buon gusto Ciceroniano . . . Quanto non hanno pregio le sue elegie? Li suoi trattati filosofici, e le dissertazioni, siccome sono elleno in numero non picciolo, cosi sentono tutto quel buono, che rallegra, erudisce ed appaga.“ Übrigens ſpricht auch Gaddi (De scriptoribus non ecclesiasticis 1748) von einem Antwortſchreiben Papſt Pius des Zweiten.

Digitized by Google

welchem ſie ihren Ruhm begründet hatte. Wenn ſie die Klaſſiker auch ſpäter nicht ganz verſchmähte, ſo folgte ſie doch entſchieden dem Beiſpiele ihres Bruders Leonardo und wandte ſich mit allem Eifer dem Studium der Kirchenväter zu, für die ſie ſchon von früher Jugend her lebhaftes Intereſſe hegte, welches ſie auch ſpäter inmitten ihrer klaſſiſchen Studien rege zu erhalten wußte. Und je mehr ſie ſich in die Lektüre der heiligen Schrift und der Kirchenväter, insbeſondere in die Lektüre des heil. Hieronymus vertiefte, deſto feſter ſtand ihr Entſchluß, den Freuden der Welt zu entſagen. Umſonſt verſuchten ſie ihre Angehörigen zu bewegen, einen ihrer zahlreichen Freier zu erhören; Iſota blieb ledig, ein Entſchluß, welcher ihr Anſehen bei den Zeitgenoſſen vielleicht in noch höherem Maße hob, als es alle ihre litterariſchen Leiſtungen gethan hatten. Auch Mario Filelfo verweilt in ſeinem Lobgedicht auf Iſota am längſten bei dieſem Zuge ihres Charakters.

Doch iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ſich Iſota nicht plötzlich dem Eindruck entziehen konnte, den ihre Briefe bei den Zeitgenoſſen hervorgerufen hatten, und daß einzelne, die keine Kenntnis von der großen Veränderung beſaßen, welche ſich in ihrem Innern vollzogen hatte, ſich noch immer an ſie herandrängten, um mit ihr einen Briefwechſel nach alter Art anzufangen. Um 1442—44 richtete Coſtanza da Varano [1]), ſeit 1444 Gattin des Fürſten von Peſaro Aleſſandro Sforza, einen Brief und ein Gedicht an ſie. Und als Andrea Contrario in den fünfziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts in Rom eine Sammlung ihrer Briefe zu leſen bekam, war er ſo entzückt von denſelben, daß er ihr ſogleich in einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben zu ihren litterariſchen Erfolgen Glück wünſchte [2]).

---

1) Nach Tiraboſchi (Storia della letteratura Italiana, ed. Milano 1834. XVII. p. 48 u. folg.) wurde ſie im J. 1428 geboren, trat ſchon im J. 1442 mit einer Rede auf, vermählte ſich am 8. Dec. 1444 mit Aleſſandro Sforza und ſtarb den 13. Juli 1447. An Iſota ſchreibt ſie unter ihrem Mädchennamen. Ihr Gedicht befindet ſich handſchriftlich in der Stadtbibliothek zu Verona und in der Brera zu Mailand; ihr Brief auch bei Lami (Catal. codd. mss. . . . Bibl. Riccard. 1766 p. 147. 148).

2) Sein Brief iſt aus Rom, doch ohne Angabe des Jahres datirt. Leider läſst ſich die Zeit ſeines römiſchen Aufenthaltes nicht genau beſtimmen. In einem an Papſt Nicolaus V. gerichteten Briefe, in welchem er ſich für die Auszeichnung bedankt, daſs er mit dem Ausbeſſern der Euſebiusüberſetzung des Georgius Trapezuntius betraut wurde, gedenkt er dankbaren Herzens auch des Kardinal Scarampo, „sotto i cui poderosissimi auspizi si era in Roma portato“ (Agostini II p. 422). Dieſer nahm ſich ſeiner ohne Zweifel auf Empfehlung Francesco Barbaro's an, doch läſst ſich leider das Datum der beiden Briefe, in welchen Barbaro den Contrario dem Kardinal Scarampo empfiehlt, nicht beſtimmen (vgl Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Francesco Barbaro. Salerno 1884. p. 64); wir können nur ſo viel behaupten, daſs ſie nach 1440 geſchrieben wurden, in welchem Jahre Scarampo den Kardinalshut erhielt (Voigt II p. 438). Die Euſebiusüberſetzung des Georgius Trapezuntius

Digitized by Google

Doch vermochte all dies Iſota nicht von ihrem Vorſatze abzubringen. Wenn ſie auch vielleicht Coſtanza's und Contrario's Briefe nicht unbeantwortet ließ, ſo dachte ſie doch nicht daran, ihre Antwort abſchreiben zu laſſen, um ſie den ſchon veröffentlichten Sammlungen ihrer Briefe beizufügen.

Viel gelegener mochte ihr der Brief kommen, den Lauro Quirino, Profeſſor zu Padua, um die Mitte des Jahrhunderts (zwiſchen 1445 und 1452) an ſie richtete [1]), und welcher eine ganze Methodologie der damaligen Philoſophie enthält. Auf Anſuchen ihres Bruder Leonardo gab ihr nämlich Lauro Quirino, der ſeit jeher ihrer hohen Bildung warme Anerkennung gezollt, die notwendigſte Anleitung, wie ſie am leichteſten zu einer gründlichen Kenntnis der Dialektik und der Philoſophie gelangen könnte. Vor allem möge ſie ſich nicht um das Geſchwätz und um die Haarſpaltereien der neueren Dialektiker kümmern, die des Ariſtoteles Lehren verwirren, ſtatt ſie zu erklären, ſondern möge die Werke des Boëtius über die Dialektik und ſeine Kommentare zu des Ariſtoteles Kategorien und *περὶ ἑρμηνείας* ſtudiren. Nachdem ſie ſich auf ſolche Weiſe die Dialektik angeeignet, möge ſie aus den Moralien des Ariſtoteles die Ethik lernen, und erſt dann ſich dem Studium der übrigen Philoſophie zuwenden, welche aus den mathematiſchen Wiſſenſchaften, aus Naturphiloſophie und Metaphyſik beſtehe. Von einſchlägigen Werken empfehle er, da Iſota leider der griechiſchen Sprache nicht mächtig ſei und er mit der Ueberſetzung und Erklärung des Ariſtoteles noch nicht fertig geworden, die erwähnten modernen Philoſophen aber den Menſchen nur irre führen, die arabiſchen Philoſophen, die den Griechen am nächſten ſtänden, Averroes, zu dem Thomas von Aquino als Einleitung dienen könne, Avicenna und Algazelis. Daß ſich daneben auch von den alten Hiſtorikern vieles lernen laſſe, und daß die philoſophiſchen Schriften des Cicero Gegenſtand unausgeſetzten Studiums ſein müſſen, verſtehe ſich von ſelbſt.

Das Jahr 1450, das Jahr des großen Jubiläums, ſcheint Iſota auf kurze Zeit ihren theologiſchen und philoſophiſchen Studien entzogen zu haben;

fällt zwiſchen 1447 und 1449, mit ihrer Durchſicht wurde Contrario im J. 1451 oder 1452 betraut (Voigt II p. 142), und dürfte er nicht viel früher nach Rom gekommen ſein. Auch ſeine „Mamurcha" betitelte Invective wurde in Rom Ende 1452 verfaſst. Daſs er ſich 1456 zu Neapel, 1457 und 1458 zu Rom aufhielt, erhellt aus Agostini (II p. 424 u. folg.), daſs er 1462 aus Rom verbannt wurde, aus dem oben citirten Briefe der Mai.a Iſota. — Voigt (II p. 142) nennt ihn irrtümlich Andrea Contarini, und verweiſt über ihn auf Quirini Diatriba p. 506, an deſſen Stelle Agostini II p. 420—432 zu citiren war. Doch hatte auch dieſer keine Kenntnis von den Briefen, welche Mai.a Iſota im J. 1462 an Contrario richtete.

1) Handſchriftlich zu Wien und London. Der Brief iſt aus Padua datirt, wo Quirino von 1445 bis 1448 und in den Jahren 1451 und 52 lehrte; vgl. Agostini I p. 207 u. folg.

Digitized by Google

mit Tauſenden von Gläubigen zog auch Iſota nach Rom [1]), um am Grabe der Apoſtel zu beten. Schwerlich ahnte ſie, als ſie von Verona Abſchied nahm, welchen Ruhm ſie auf dieſer frommen Pilgerfahrt ernten würde. In der heiligen Stadt ward ihr nämlich die Ehre zu teil, vor Papſt Nicolaus V. eine Rede halten zu dürfen, und ſie entzückte mit ihrer Eloquenz ihre ganze Zuhörerſchaft. Leider ſind wir über den Anlaß und den Inhalt ihrer Rede ganz im Ungewiſſen; wir können nur vermuten, daß es eine bei einer Audienz an den Papſt gerichtete Anſprache war, auf deren Form Iſota große Sorgfalt verwendet haben dürfte; wußte ſie doch, daß auf dem Stuhle des heiligen Petrus ein Mann ſaß, der ſich mit Recht zu den Humaniſten zählen konnte und vor dem es galt den guten Ruf ihres Namens zu wahren. — Dies war ſeit ihrer Jugend ihr erſtes öffentliches Auftreten als Rednerin; daß ſie ſich auch ſpäter getraute vor einer größern Zuhörerſchaft zu erſcheinen und daß ſie auch einige ihrer Briefe in die Form von Reden kleidete, iſt ohne Zweifel aus dem Erfolge dieſes Verſuches zu erklären.

Das folgende Jahr (1451) iſt eines der ereignisreichſten in Iſota's Leben. Aus dieſem Jahre datirt ihre Bekanntſchaft mit Lodovico Foscarini, welche ſich ſpäter zu inniger Freundſchaft heranbildete, und welcher wir die Veröffentlichung ihres einzigen theologiſchen Werkes verdanken. — Foscarini war einer der bedeutendſten Verwaltungsbeamten, die Venedig im fünfzehnten Jahrhundert ſein nannte. Als Statthalter von Feltre, Bologna, Verona, Brescia und Padua, als Geſandter zu Mailand und Rom und am Concil zu Mantua, erwarb er ſich große Verdienſte um ſeine Vaterſtadt, und es gereicht ihm zu beſonderer Ehre, daß er gleich Francesco Barbaro

1) Ich folgere dies aus einem Briefe des Foscarini aus dem J. 1453 („Cum . . . et securissimo animo Romam piissimae peregrinationis causa petiisti, quo consilio, qua auctoritate, qua dicendi copia, quanta cum pontificis et fratrum (?) admiratione locuta es!“ verglichen mit Philippus Bergomensis: „eius luculentissime orationes, quas maximis pontificibus Romanis aliquot destinaverat, Nicolao videlicet quinto et Pio secundo, precipueque in eo Conventu, quem Mantuae egisse eum constat. Suadebat namque validissimis argumentis et probationibus non sine maxima exemplorum copia cum Pontificem tum Reverendissimos sanctae ecclesiae Cardinales et Christianorum principes adversus Turcum, qui Christianum nomen et Christianam religionem conabatur evertere.“ Den zweiten Teil dieſes Paſſus habe ich citirt, damit der Leſer ſehe, wie Unrecht Maffei thut (Verona Illustr. II p. 96), wenn er angibt, Iſota's „Brief“ an den Papſt Nicolaus V. habe die Türkenkriege zum Gegenſtand gehabt: „Quelle (d. h. lettere) d'Isotta singolarmente spirano prudenza e dottrina, ma non ci veggon quelle che diresse a Nicolò V. ed a Pio II. per eccitargli a guerra contra Turchi.“ Vielleicht teilt auch Voigt dieſen Irrtum (Pius II. 3. Bd. p. 615): „Aufserdem richtete ſie (Iſota) Reden und Briefe an ihn (Pius II.), die zum Türkenkriege anfeuern ſollten; desgleichen hatte ſie ſchon an Nicolaus V. geſchrieben.“

Digitized by Google

auch inmitten des Krieges und der diplomatiſchen Verhandlungen fortfuhr ſich mit Litteratur zu beſchäftigen.

Das Jahr 1451 verbrachte er als Statthalter Venedigs zu Verona. Ifota kannte ihn ſchon von Ruf, nicht nur als Staatsmann, ſondern auch als theologiſchen Schriftſteller [1]) und geübten Epiſtolographen; auch hatte ſie in Erfahrung gebracht, daß ſich Foscarini zu wiederholten Malen ſehr anerkennend über ſie geäußert hatte. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß ſie nach kurzem Zögern — denn ſie hielt eine Korreſpondenz von der Art, wie ſie ſie früher pflegte, für kaum vereinbar mit der neuern, ernſtern Richtung ihrer Studien — Foscarini brieflich ihrer Hochachtung verſicherte [2]), und daß Foscarini gerne die Gelegenheit ergriff, um Ifota's Bekanntſchaft zu machen, von der er ſich manche angenehme Stunde während ſeines Aufenthaltes zu Verona verſprechen mochte. Und er täuſchte ſich nicht. Beweis deſſen iſt ihr Dialog über den Sündenfall Adams und Eva's, das bleibendſte Zeugnis ihres Freundſchaftsbundes, an den ſich zu nicht geringem Teil der Ruhm beider knüpft [3]).

Bei einer ihrer Zuſammenkünfte war das Geſpräch auf jenen Ausſpruch des heil. Auguſtinus gekommen, daß Adam und Eva „peccaverunt impari sexu sed pari fastu.“ Weder Ifota noch Foscarini war geneigt die Richtigkeit dieſes Satzes anzuerkennen; erſtere ergriff die Partei Eva's, letzterer die Adams. Da aber die Frage zu ſchwierig ſchien, um aus dem Stegreif gelöſt werden zu können, ſo ſetzten ſie ihre Argumente brieflich auseinander; aus dieſen Briefen ſchälte dann Ifota den argumentirenden Teil heraus und verband ihn zu einem kunſtloſen Dialoge, ohne jedoch die Briefe ihrer Briefform ganz zu entkleiden und die dialogiſche Form konſequent durchzuführen. Sie begnügte ſich damit, an Stelle der Aufſchrift der Briefe („Ifota Nogarola Ludovico Fuscareno sal. pl. d.“ u. dgl.) den Namen „Ludovicus“ oder „Ifota“ zu ſetzen und eventuell das nicht ſtreng zur Sache gehörige fortzulaſſen. — Es kann nicht meine Abſicht ſein, die ganze Rabuliſtik der ſtreitenden Teile zu reproduziren. Es ſei daher nur

1) Agostini, der (Scritt. Vin. I p. 45—107) eine ausführliche Lebensbeſchreibung Foscarini's gibt, citirt folgende Überſetzung aus dem Griechiſchen: „Martyrium SS. Victoris et Coronae Civitatis Feltri Protectorum, scriptum ab Illustrissimo D. D. Ludovico Foscareno, Artium et J. V. D. dictae Civitatis Praetore. Anno Domini MCCCCXXXIX.“

2) Ihr Brief handſchriftlich zu Rom (Bibl. Corsiniana) und Verona, gedruckt bei Mittarelli (Cat. Bibl. S. Michaelis prope Muranum).

3) Unrichtig ſind Voigt's Angaben über dieſen Dialog (Pius II. 3. Bd. p. 675): „Ihr Dialog über die Streitfrage, ob Adam oder Eva früher und mehr geſündigt, erregte viel Aufſehen, zumal da ſie Eva die größere Schuld beimaß. Es ſcheint, daß ſie dieſe Disputation Pius überreichte, von dem eine Schrift über denſelben Gegenſtand erwähnt wird, die vielleicht ſeine Antwort iſt.“

Digitized by Google

kurz erwähnt, daß Foscarini Eva für den ſchuldigen Teil hielt, weil ſie Adam zum Sündenfall verleitete, weßhalb ſie auch von Gott härter beſtraft wurde, während man zu Adams Gunſten wenigſtens den Umſtand geltend machen könne, daß er ſeiner Gattin zu Liebe ſündigte. Hingegen behauptete Iſota, daß man es Eva, deren Einſicht und Standhaftigkeit viel geringer als die Adams geweſen ſei, nicht verargen könne, daß ſie den Einflüſterungen Satans nicht habe widerſtehen können, ferner daß Eva blos ſich ſelbſt, Adam der ganzen Menſchheit geſchadet habe; denn hätte Adam nicht von der Frucht des verbotenen Baumes genoſſen, ſo wäre nicht das ganze Menſchengeſchlecht verdammt worden. Hingegen führte Foscarini aus der heiligen Schrift den Nachweis, daß Eva's Unwiſſenheit, welche obendrein der Arroganz entſprungen ſei, nicht zu ihren Gunſten geltend gemacht werden könne, weil Unwiſſenheit und Mangel an Standhaftigkeit überhaupt keine Milderungsgründe ſeien. Iſota erkannte die Richtigkeit des letztern Grundſatzes an, aber nur im allgemeinen, nicht auch in Bezug auf Eva, deren Unwiſſenheit und Mangel an Standhaftigkeit nicht ſelbſtverſchuldet, ſondern von der Natur reſp. von Gott ihr eingeflößt ſei. Auch auf Foscarini's übrige Argumente mangelte es ihr nicht an Gegenargumenten, dieſer wieder wurde nicht müde immer neue und neue Gründe für ſeinen Standpunkt ins Treffen zu führen. Das letzte Wort in dieſem Streite hatte ausnahmsweiſe nicht die Frau, ſondern der Mann. Den von Iſota vorgebrachten Argumenten gegenüber zog Foscarini einen Teil ſeiner Aufſtellungen zurück, einen andern Teil derſelben reſtringirte er ein wenig, im ganzen jedoch hielt er feſt an ſeiner zu Anfang ausgeſprochenen Überzeugung, wenn er auch Iſota's großer Gelehrſamkeit und Schlagfertigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Und da auch die Argumente pro und contra bereits erſchöpft waren, ſo verzichtete Iſota darauf, ihre früheren Argumente eventuell in etwas modifizirter Geſtalt wieder vorzubringen. Augenſcheinlich hatte keine der ſtreitenden Parteien den Sieg davongetragen — einem geübten Dialektiker möchte es auch nicht ſchwer fallen, für beide Auffaſſungen ſchwerwiegende Argumente vorzubringen — doch ſcheinen Iſota und Foscarini der Anſicht geweſen zu ſein, daß ſie ihren Standpunkt beiderſeits ſo geſchickt verteidigt hätten, daß es ſich wohl lohnte, ihren diesbezüglichen Briefwechſel der Öffentlichkeit zu übergeben. Iſota nahm die Laſt der Publikation auf ſich und heimſte dafür auch faſt allein das Lob für ihre gemeinſchaftliche Arbeit ein. Matteo Boſſo, den Philippus Bergomenſis ausſchrieb, iſt voll des Lobes über ihren Dialog, den er mit heiligem Vergnügen geleſen zu haben vorgibt; eine beſondere Freude habe er darüber gehabt, daß es ihr gelungen, in den ſonſt ſo trockenen theologiſchen Stil Anmut und Eleganz zu bringen.

Digitized by Google

Boſſo hat ohne Zweifel das Urteil der Zeitgenoſſen wiedergegeben [1]). Und doch würde das vielgeprieſene Werk wohl noch jetzt unedirt in den Bibliotheken Italiens liegen, wenn es nicht durch einen beſondern Zufall ans Tageslicht gebracht worden wäre. Dieſer Zufall war die Ernennung des Cardinals Bernardo Navagero zum Biſchof von Verona im Jahre 1563. Unter der Schaar der Gratulanten erſchien auch Graf Francesco Nogarola, der nach guter alter italieniſcher Art, welche ihm als Litteraten ohnehin gut ſtand, dem Cardinalbiſchof mit einem litterariſchen Werke ſeine Aufwartung machte, mit der Ausgabe unſeres Dialogs, den er in demſelben Jahre (1563) zu Venedig bei Aldus hatte drucken laſſen [2]). Zu dieſer Dedication hatte den Grafen Nogarola, wie wir ſeiner vom erſten Dezember 1563 aus Verona datirten Vorrede entnehmen, außer ſeiner Hochachtung für den Cardinalbiſchof beſonders der Umſtand bewogen, daß dieſer Dialog der Iſota ein klaſſiſcher Zeuge der Freundſchaft ſei, die in früherer Zeit die Familien Nogarola und Navagero mit einander verband. Und thatſächlich tritt in der Aldiniſchen Ausgabe des Dialogs neben Iſota und ihrem Bruder Leonardo, den bekannten Theologen, der Foscarini's Stelle vertritt, ein dritter Interlocutor gleichſam als Schiedsrichter auf, einer der Vorfahren des Biſchofs, Giovanni Navagero, der im J. 1425 Statthalter von Verona war. Der Schauplatz des Dialogs iſt ein in der Nähe von Verona gelegenes Gut der Familie Nogarola, Caſtel d'Azzano („Cyaneum rusculum"), deſſen begeiſterte Schilderung wir gleich zu Anfang des Dialogs aus dem Munde des Statthalters vernehmen. Die äußere Scenerie iſt daher in den beiden Recenſionen des Dialogs (in der handſchriftlichen Überlieferung und in der Ausgabe vom J. 1563) grundverſchieden, hingegen iſt die Übereinſtimmung im Grunde der Sache, in Betreff der beiderſeitigen Argumentation, eine vollkommene, und erſtreckt ſich meiſt bis auf den Wortlaut. Nur in einem Punkte läßt ſich eine wichtige und zwar ſehr vorteilhafte Abweichung des gedruckten Textes von der handſchriftlichen Ueberlieferung konſtatiren. Während nämlich der Originaltext, wie wir ſahen, eines eigentlichen Schluſſes entbehrt, aus welchem der in theologiſchen Subtilitäten weniger bewanderte Leſer ſich über den approximativen Wert der beiderſeits vorgebrachten Argumente ein Urteil bilden könnte, wird in der Aldiniſchen Ausgabe der Disput mit folgendem

1) Aus ſpäterer Zeit vergleiche die Worte des Valerius Palermus (a. a. O. p. 18. 19): „Ipsa quidem adeo mentis acumine est elata, ita ad maiora contendit, ut ad summam etiam illam indagationem penetrarit, uter ex primis parentibus nostris Adamo et Eva gravius in Deum peccarit. Quam rem dialogo descriptam tanta est doctrina complexa, ut nullus praeterea theologus maiore fortasse potuerit."

2) „Isotae Nogarolae Veronensis, Dialogus, quo, utrum Adam vel Eva magis peccaverit, quaestio satis nota, sed non adeo explicata, continetur. Aldus. Venetiis. M.D.LXIII."

Digitized by Google

Schiedsſpruch des Statthalters geſchloſſen: Zieht man blos die perſönlichen Eigenſchaften unſerer beiden Voreltern in Betracht, ſo iſt Adams Vergehen größer, da er unſtreitig das vollendetere Geſchöpf von den beiden geweſen, hingegen hätten in Bezug auf die Gattung ihres Vergehens beide gleich ſchwer geſündigt, da beide aus Übermut ſündigten. Doch ſei Eva's Übermut um vieles verwerflicher geweſen, denn Eva habe dem Teufel geglaubt, daß Gott ihnen deswegen den Genuß der Früchte jenes Baumes unterſagte, weil er nicht wollte, daß ſie ihm gleich werden; ſie habe daher dadurch, daß ſie von jenen Früchten genoſſen, gegen Gottes ausdrücklichen Willen ihm gleich werden wollen, während Adam blos aus eigener Kraft, nicht aber auch gegen Gottes Willen, dasſelbe wollte. Auch ſei in Betracht zu ziehen, daß Eva ihren Gatten zur Sünde verleitete, und ſomit nicht blos gegen Gott, ſondern auch gegen den Menſchen ſündigte.

So löſte Giovanni Navagero dieſen gordiſchen Knoten; mit ſeiner Aufforderung, bis zum Nachtmahl im Garten ſpazieren zu gehen, ſchließt der Dialog in der Aldiniſchen Ausgabe vom J. 1563.

Hier frägt es ſich natürlich zuerſt, in welchem Verhältnis dieſe beiden Recenſionen des Dialogs zu einander ſtehen? Die richtige Antwort auf dieſe Frage findet ſich ſchon in Scipione Maffei's „Verona Illuſtrata", (II, III col. 96), wo wir zum erſtenmale der Anſicht begegnen, daß die Ausgabe vom J. 1563 eine Art litterariſcher Fälſchung ſei, deren einziger Zweck war, die Gelegenheitsgabe des Grafen Nogarola durch Einführung des Giovanni Navagero in den Augen des Biſchofs Navagero intereſſanter und wertvoller zu geſtalten.

Schon der Umſtand iſt bemerkenswert, daß die Recenſion Francesco Nogarola's — denn ohne Zweifel iſt dieſe Umarbeitung ihm ſelbſt zuzuſchreiben — blos in der Aldiniſchen Ausgabe und ihren Abſchriften [1]) vorliegt, während die älteren Handſchriften aus dem 15. Jahrhundert ſämmtlich die von uns für urſprünglich gehaltene einfache, prunkloſe Recenſion enthalten. Die Aldiniſche Recenſion wird auch durch chronologiſche Gründe als Falſificat nachgewieſen. Giovanni Navagero war im J. 1425

1) Zwei Handſchriften in der Ambroſiana zu Mailand (J 54 inf. und Q 68 fup.) „concordano nei principii e nelle fini dei due lavori coll'edizione Venetiis 1563 fatta da Aldo, anzi pare siano due copie tratte dall'edizione, che vi è nominata nel principio dei due Mss." ſchreibt mir Herr Bibliothekar A. Ceriani. Der Codex nr. 721 des Camaldulenſerkloſters zu Murano enthielt nach Mittarelli's Catalog Iſota's „Dialogus utrum Adam vel Heva magis peccaverit, Quaestio satis nota sed non adeo explicata" und aufserdem noch ihre Elegie „De laudibus Cyanei ruris" in der interpolirten Faſſung der Ausgabe vom J. 1563 (vgl. Mittarelli's folgende Angabe über Caſtel d'Azzano: „locus erat deliciarum Nogarolae familiae, ubi etiam institutus et habitus fuit supradictus dialogus"). Auch zeugt der oben citirte Titel des Dialogs, der faſt identiſch iſt mit dem der Aldiniſchen Ausgabe und ſehr ſtark von dem handſchriftlichen Titel des Werkes abweicht, daſs wir es mit einer Abſchrift

Digitized by Google

Statthalter von Verona — in dieſes Jahr ſetzt auch Francesco Nogarola den Dialog — als Iſota noch ein Kind von kaum mehr als ſieben Jahren war. Nun hat zwar Giovanni Navagero auch im J. 1434 für einige Monate das Amt eines Statthalters von Verona bekleidet [1]) und man könnte vermuten, daß Francesco Nogarola den Dialog irrtümlich in das Jahr von Navagero's erſter Statthalterei ſtatt in das J. 1434 ſetzte, doch erweiſt ſich auch dieſe Annahme als unzuläſſig, wenn man erwägt, daß ſchon der Gegenſtand des Dialogs auf die Zeit hinweiſt, wo Iſota ſich ganz dem Studium der Theologie gewidmet hatte. Somit können wir nicht einmal annehmen, daß beide Recenſionen von Iſota herrühren, und daß ſie ſpäter vielleicht aus Freundſchaft an Stelle ihres Bruders Leonardo ihren Freund Foscarini ſetzte, infolge deſſen ſie dann auch, um ſich keines Anachronismus ſchuldig zu machen, die Rolle Navagero's ſtreichen mußte. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß Iſota ihr Werk bei einer zweiten Ausgabe abſichtlich verſchlimmbeſſert hätte? Denn daß die Aldiniſche Ausgabe nicht nur beſſer komponirt, ſondern auch viel geſchickter ſtiliſirt iſt, unterliegt keinem Zweifel. Schließlich iſt auch daran zu erinnern, daß Matteo Boſſo, wie ſchon erwähnt, zwiſchen 1451 und 1456 ſich ſehr anerkennend über den wiſſenſchaftlichen Streit geäußert hat, den Iſota neulich (nuper) mit dem Statthalter Foscarini geführt. Von der Exiſtenz einer andern Recenſion hatte auch Boſſo offenbar keine Kenntnis.

Die nicht eben günſtige Meinung, welche wir uns über die Verläßlichkeit der vom Grafen Francesco Nogarola veranſtalteten Ausgabe gebildet haben, iſt auch für eine andere Frage nicht ohne Belang. Im Anhange der Ausgabe vom J. 1563 iſt nämlich eine Elegie Iſota's über ihr bereits erwähntes Landgut Castel d'Azzano, „de laudibus Cyanaei ruris“, abgedruckt [2]). Am Eingange dieſes Gedichtes begrüßt der Dichter das roman-

des 16. oder 17. Jahrhunderts zu thun haben. Vielleicht ließe ſich auf Grund von Autopſie das Alter der Handſchrift näher beſtimmen. Nach der Vermutung des Herrn Grafen Giuliari dürfte ſie aus dem Camaldulenſerkloſter zu Murano in das nach dem heil. Gregorius benannte Camaldulenſerkloſter in Rom, und von da in die Biblioteca Vittorio Emmanuele gekommen ſein; der Marziana zu Venedig wurde ſie nicht einverleibt. Auch im Beſitze des Herrn Grafen Giuliari zu Verona befindet ſich eine Abſchrift des Dialogs aus dem 17. Jahrh.

1) Agoſtini I p. 59, ohne Zweifel nach dem „Libbro de' Reggimenti della Rep.“, den er für Giovanni Navagero's Praetur vom J. 1425 citirt.

2) Im Beſitze des Herrn Grafen Giuliari befindet ſich eine reimloſe italieniſche Überſetzung dieſer Elegie (ſie beginnt: „O fonti, o di Cian dolci recessi,“ und endet: „Quante elle son, mi vanta il Tago Ibero“), als deren Verfaſſer Herr Sgulmèro nach dem Charakter der Schrift den Veroneſer Gelehrten Benedetto Delbene (1749—1825) zu erkennen glaubt; vgl. über dieſen „Elogio del nobile Benedetto Delbene letto all'Accademia d'Agricoltura, Commercio ed Arti dal suo segretario perpetuo Giovanni Conte Scopoli il giorno 11 Maggio 1826“ (Verona 1826).

Digitized by Google

tiſche Landgut, in deſſen Auen ihm die Verſe ſo leicht aus der Feder fließen, und wo er ſo glücklich geweſen, die Geſellſchaft der Gonzaga von Mantua, des Gioviano Pontano und vor kurzem die des Giovanni Navagero genießen zu können. Dann geht er auf ſein eigentliches Thema über, die Geſchichte der Nymphe Cyane, von der das Gut ſeinen Namen habe. Als nämlich Pluto die Proſerpina entführte, ergriff Cyane, welcher Ceres die Obhut ihrer Tochter anvertraut hatte, aus Angſt vor einem gleichen Schickſale die Flucht. Geflügelten Laufes durchirrte ſie ganz Italien, bis ſie ſich endlich in der Nähe von Verona bei einem Bach niederließ, deſſen Umgebung ſeit dieſem Ereignis ihren Namen führt. Mit einem an die Nymphe gerichteten Gebet, ſie möchte dem Land und ihren Herren, den Nogarola, ihren Schutz verleihen, endet das Gedicht, welchem ein gewiſſes Intereſſe nicht abzuleugnen iſt. Die Etymologie des Namens Castel d'Azzano (Zano) iſt recht gelungen; die Kühnheit, mit welcher der Dichter die alte Sage, welche Cyane blos als Nymphe eines ſizilianiſchen See's kennt, die Pluto vom Raub der Proſerpina zurückzuhalten ſuchte, für ſeine Zwecke umgeſtaltete, verdient alle Anerkennung; eine wohlthuende Wärme der Empfindung durchzieht die einleitenden Verſe des Gedichtes; Sprache und Verſe ſind korrekt und fließend; nur das eine wage ich in Zweifel zu ziehen, daß dieſe Elegie, wenigſtens in der Geſtalt, in welcher ſie auf uns gekommen iſt, ein Werk der Iſota Nogarola iſt. Nicht als ob wir wüßten, daß Iſota keine Gedichte geſchrieben — unſere alten Quellen bezeugen das Gegenteil [1]) — doch iſt es in hohem Grade beachtenswert, daß dieſe Elegie uns blos in der Aldiniſchen Ausgabe und ihren Abſchriften erhalten

1) Vgl. den oben citirten Brief des Giacomo an Lodovico („earum epistolae quam plurimae, orationes et gravitate et vocabulorum elegantia refertae, ac nonnulla carmina ab ipsis virginibus edita, in quibus cursus est atque ut Plinius diceret robustas"), Loſchi's Ecloge, ſchließlich Foscarini's Brief aus dem J. 1453: „Superiores docti, qui Semproniae et Cornificiae carmina decantabant, tua in celum laudibus extollissent." Nach der Vorrede zu der vom Ingenieur G. B. Bianco im J. 1846 veranſtalteten Ausgabe von ausgewählten Briefen Iſota's hätte es ſogar den Anſchein, als ob im Familienarchiv der Nogarola zu Verona lateiniſche und italieniſche Gedichte der Iſota vorhanden wären („Poteasi fare — dirassi — una meno breve, o più variata raccolta scegliendo fra gli scritti dell'Isotta de' canti, in che pur era valente. Poteasi scegliere infra questi i dettati nell'italico idioma a testimoniare così il dupplice merto della veronese scrittrice"), doch iſt an dieſer ganzen Angabe kein wahres Wort; Herr G. Biadego, Director der Stadtbibliothek zu Verona, ſchreibt diesbezüglich: „devo primo metterlo in guardia contra le notizie false che sono state stampate, così per piaggeria (l'editore non seppe dirmi altro) nella lettera che serve di prefazione . . . In queste parola non c'è nulla di vero. Non poteassi far nulla perchè non c'era nell' Archivio di famiglia. C'era un codice cart. dell'epoca contenente lettere, dal qual furono scelte queste pubblicate, ma anche questo codice non c'è più." Auch Herr Sgulmèro, der im Auguſt 1885 in Begleitung des Herrn Grafen Carlo Cipolla das Familienarchiv der Nogarola in Caſtel d'Azzano durchforſchte, verſichert, „che in esso non si trovano documenti relativi alla Isotta o che indirettamente possano illustrare la vita della celebre donna."

Digitized by Google

iſt, und daß derjenige Teil der Elegie (v. 19—36), welcher auf den Beſuch Giovanni Navagero's und auf den Dialog über Adam und Eva hindeutet, ſich auf jene Recenſion des Dialogs bezieht, von welcher wir wiſſen, daß ſie um das J. 1563 entſtand und ein Werk des Grafen Francesco Nogarola iſt. Man könnte daher geneigt ſein, denſelben Nogarola, dem Sanſovino auch als Dichter Lob ſpendet [1]), für den Verfaſſer der ganzen Elegie, nicht blos von v. 19—36 zu halten, doch läßt ſich gegen dieſe Annahme der Umſtand geltend machen, daß die von ihm veranſtaltete Ausgabe des Dialogs nicht ſein ausſchließliches Eigentum, ſondern blos Überarbeitung eines ältern Originals iſt. Es dürfte ſich daher die Annahme als die vorſichtigſte empfehlen, daß Francesco Nogarola nicht der Verfaſſer der ganzen Elegie iſt, ſondern blos die auf Giovanni Navagero bezüglichen Verſe eingeſchoben hat. Woher hätte er auch den im erſten Teile des Gedichtes erwähnten Beſuch der Gonzaga und des Gioviano Pontano hergenommen, an dem doch kaum zu zweifeln iſt?

Foscarini hielt ſich blos im J. 1451 und dann wieder im J. 1456 zu Verona auf. Nach Ablauf ſeines Amtsjahres wußte ihn die Republik immer anderswo zu verwenden. Im J. 1453 war er Statthalter von Brescia, im J. 1455, 58 und 60 wurde er nach Rom, 1459 nach Mantua, 1461 nach Udine, 1466 nach Padua bald als Geſandter, bald als Statthalter geſchickt, doch vergaß er unter keinen Umſtänden ſeiner gelehrten Freundin, mit der er zur Zeit ſeiner Statthalterſchaft in Brescia einen lebhaften Briefwechſel unterhielt. Leider ſind uns blos Foscarini's Briefe und auch dieſe in einer einzigen, höchſt inkorrekten Handſchrift [2]) erhalten, doch können wir auch auf Grund dieſer uns jenes innige, faſt leidenſchaftliche Gefühl veranſchaulichen, mit welchem die beiden edlen Seelen einander zugethan waren.

Foscarini ſieht in ſeiner Freundin das Ideal einer gottesfürchtigen und gelehrten Frau. In dieſer Beziehung iſt der Brief charakteriſtiſch, den er

1) In einem „Il Sepolcro dell'Ill.ma Signora Beatrice di Norimbergo d'Ognibene Ferrara" betitelten Werke (Brescia, appresso Vicenzo di Sabbio 1568) lieſt man auf p. 50 folgendes Gedicht des Grafen Francesco Nogarola:

Francisci Nogarolae Comitis.

Hospes, siste gradum, precor hoc breve perlege carmen
Nec lacrymis parcas; hoc pietatis opus.
Insignis genere, et forma, ingenioque Beatrix
Praedita, marmoreo conditur hoc tumulo.
Cuius honos et fama viget, semperque vigebit
Cognita et Eois cognita et Hesperiis.
Haec sat erunt: ne purpureos se spargere flores,
Dicere nec salve, poeniteatque vale.

2) In der Wiener Hofbibliothek.

Digitized by Google

am Anfange des Jahres 1453 aus Brescia an ſie richtete[1]), und der es umſomehr verdient hier faſt in ſeinem ganzen Wortlaut mitgeteilt zu werden, da er wohl die Gefühle der meiſten edleren Naturen unter ihren Zeitgenoſſen verdolmetſcht, und ein intereſſantes Pendant zu jenem Briefe bildet, aus welchem wir oben ein Bild der jungen Iſota als Humaniſtin empfingen.

„Ich wundere mich — ſo ſchreibt Foscarini unter anderm — über diejenigen und verachte ſie, die deine Tugenden, welche ſchon denen der unſterblichen Götter nahe kommen, nicht lobpreiſen. Mit Verlaub der ausgezeichnetſten Frauen unſerer Zeit wage ich zu behaupten, daß du nicht nur alle übrigen Frauen, ſondern die Natur ſelbſt übertriffſt. Erſtens dadurch, daß du deiner ehrwürdigen Mutter, die den Grund zu deinem heiligen Lebenswandel gelegt hat, in allem gehorchſt. Du hörſt immer nur auf ſie, nie widerſprichſt du ihr; was immer ſie befehlen mag, hältſt du für gut, es genügt dir zu wiſſen, daß es deiner Mutter ſo gefällt. Deine Verwandten und deine Freunde liebſt du mit ſolcher Zärtlichkeit, daß derjenige unausſprechlich glücklich zu ſchätzen iſt, dem es vergönnt iſt, längere Zeit in deiner Nähe zu weilen. Du haſt alle Gelüſte im Keime erſtickt; den Reichtum, den doch ſelbſt die Weiſeſten über die Gebühr zu ſchätzen pflegen, haſt du verachtet, und haſt dich von den Geſetzen des Lycurgus belehren laſſen, der in der Hoffnung durch dieſe Maßregel die Wurzel alles Übels auszurotten, den Spartanern den Gebrauch von Gold und Silber unterſagte. Aus eigenem Willen, nicht aus Not haſt du die Armut gewählt; von deinem reichen väterlichen Erbe haſt du dir blos ſoviel zurückbehalten, als du zur Beſtreitung deiner notwendigſten Ausgaben bedarfſt. Du ſiehſt um dich die von Gold ſtrotzenden Kleider deiner Angehörigen, welche unzählige Male gewechſelt werden und mit welchen ihre Schränke voll ſind; du haſt immer dasſelbe reine Kleid an. Du biſt immer mit religiöſen Gedanken beſchäftigt und verachteſt unſere öffentlichen und Privatgeſchäfte. Du haſt auf das Vergnügen Verzicht geleiſtet, haſt den Genüſſen den Rücken gekehrt, lebſt blos den Wiſſenſchaften und dem Ge-

1) Agostini (Scritt. Vin. I p. 105) hält dieſen Brief für eine „de laudibus Isottae Nogarolae" betitelte kleine Abhandlung des Foscarini, welche eigentlich nichts in der Sammlung ſeiner Briefe zu ſuchen hat („Ma per tornare al Codice, necessario è a sapersi, che in fondo ad esso vi è innestato un Opuscolo del medesimo Foscarini con il titolo, che qui siegue: Lodovici Foscarini etc. de laudibus Isottae Nogarolae, con la giunta di XX sue lettere alla stessa indirette"), doch iſt er im Irrtum begriffen, da die Worte De laudibus Ysotae Nogarolae in der Überſchrift des Briefes („De laudibus Ysotae Nogarolae, Ludovicus Fuscarenus Isotae Nogarolae") blos als Inhaltsangabe dienen, wie ſie in dieſem Codex vor den meiſten Briefen ſtehen. So z. B. ließ man an der Spitze des gleich darauf folgenden Briefes: „Dolet falso acusari de mendatio promitens se constantissimum in collendis virtutibus futurum. Ludovicus Fuscarenus Ysotae Nogarolae."

Digitized by Google

bete; Chriſtus iſt das einzige Ziel deiner Wünſche. Du biſt reich in deiner Armut, reich in Epicurs Sinne, von dem der Ausſpruch herrührt, daß man um jemanden zu bereichern nicht nötig habe, ihm Geld zu geben, ſondern blos ſeine Anſprüche einzuſchränken. Und da du des Goldes nicht begehrſt, wenig bedarfſt und dich mit dem Geringſten zufrieden gibſt, führſt du ein ſorgenloſes Daſein und biſt reicher als jeder König. Obwohl du auf der Erde lebſt, ahmſt du den Sitten der Engel nach; was immer du denkſt oder ſagſt, dient zu Gottes Lobe. Kleidung, Rede, Bewegung, Gedanken und Thaten ſtimmen bei dir vollkommen überein; Reichtum und das Bewußtſein Böſes gethan zu haben, wird ſich nicht wie Blei an deine Sohlen heften, wenn du zum Himmel emporzuſteigen gedenkſt. Der Adel deiner Familie, die ſich einer langen Reihe hervorragender Männer und Frauen rühmen kann, dein Vermögen, deine Bildung, deine Schönheit hätten es dir ermöglicht, dir unter den hervorragendſten Männern Italiens einen Mann auszuerwählen. Wenn alle deine Schweſtern vornehme Männer bekommen haben, was für einen Mann hätteſt du bekommen ſollen, in der die Tugenden aller lebenden, verſtorbenen und zukünftigen Frauen beiſammen ſind! Und du haſt doch dem heiligen Lebenswandel den Vorzug gegeben. Daher rührt die unglaubliche Humanität, mit welcher du beſcheiden allen den Vorrang überläßt, obgleich du mit deiner Tugend alle übertriffſt. Ich will nicht über dein Keuſchheitsgelübde ſprechen — die Schriften der heiligen Väter ſind voll des Lobes der Jungfräulichkeit — ich ſchweige über deine Beſcheidenheit, deine Selbſtbeherrſchung und deine ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften, obgleich dieſe von den Weiſen unter die Tugenden gezählt werden, denn dir als außerordentlicher Frau gebührt auch außerordentliche Ehre. Von dem Allmächtigen uns geſchenkt, von einer weiſen Mutter erzogen, ſcheinſt du zur höchſten Tugend geboren zu ſein, welche dir eher aus Gottes Gnade, als aus der Natur Freigebigkeit zu teil geworden zu ſein ſcheint, hauptſächlich weil du nicht deinem eigenen Ruhme nachſtrebſt; und doch je mehr du dem Ruhme aus dem Wege gehſt, deſto mehr ſucht er dich auf. Du folgſt Chriſtum, dem du dich als reinſtes Opfer angeboten haſt. Dein Ernſt und deine Weisheit ſind über dein Alter erhaben; du biſt ein geſchworener Feind der Unthätigkeit, biſt immer mit dir ſelbſt, mit der Religion und den Wiſſenſchaften beſchäftigt. Dein Leben fließt unter fortwährender Arbeit und Nachtwachen dahin, an Spiele und Beifall, das höchſte Ziel anderer, denkſt du gar nicht; mit einem Worte, dich hat wirklich der Himmel uns geſchickt. Und da du eingeſehen haſt, daß die Wiſſenſchaft der Tugend nur zur Zierde gereicht, haſt du die Zeit, welche Frauen in deinem Alter ihrer Toilette widmen, ganz auf die Ausbildung deiner geiſtigen Fähigkeiten verwendet, und mit

Digitized by Google

Recht. Auch Moſes hat erſt im Studium der Wiſſenſchaften ſeinen Geiſt geſtählt, ehe er ſich der frommen Meditation hingab, und David ging zu den Chaldäern und Babyloniern in die Schule, bevor er ſich mit den Fragen der Religion beſchäftigte. Ihrem Beiſpiele folgend befaßt du dich fortwährend mit dem Studium ſolcher litterariſchen Werke, die dich zu gleicher Zeit weiſe und tugendhaft machen können. Während du dich in deiner frühen Jugend unter der Leitung tüchtiger Lehrer beſonders mit Dichtern befaßteſt, wendeteſt du dich ſpäter mit Vorliebe jenen Zweigen der Wiſſenſchaft zu, welche am geeignetſten dazu ſind, die Seele zu nähren, und begannſt nach den Belletriſten die Werke der heiligen Väter zu ſtudiren. Mit nicht gewöhnlicher Geſchicklichkeit und mit ſeltenem Fleiße haſt du nichts vernachläſſigt, woraus du für dein gegenwärtiges Leben und deinen zukünftigen Ruhm etwas erhoffen konnteſt. — Und obgleich du viel geleſen und viel gelernt haſt, glaube ich doch, daß du noch mehr Vorteil aus deinen inbrünſtigen Gebeten geſchöpft haſt. Sonſt würdeſt du kaum ſo ernſt denken, ſo ſchön reden, und zum Erſtaunen der ganzen Welt ſo eloquent ſchreiben. Ich pflege häufig in den Geſchichten hervorragender Frauen zu blättern, doch finde ich nicht einmal im alten Rom auch nur eine unter ihnen, die dir zu vergleichen wäre. Von deiner frühen Jugend an beſitzen wir deine Schriften, aus welchen ein ſeltener Geiſt und eine nicht alltägliche Gelehrſamkeit uns entgegenſtrahlt. Wenn ich dich reden höre, tritt mir eine ſo reife Einſicht, ein ſo ſeltener Verſtand, ein ſo tiefes Wiſſen entgegen, daß ich nicht glauben kann, daß du all dies blos deinem reichen Geiſte und deiner ausgebreiteten Beleſenheit zu verdanken haſt. Dem heiligen Geiſte haſt du es zu verdanken, der nicht zugibt, daß auch nur der Verworfenſte Schlimmes von dir erſinne oder vermute, der über deinen Körper gebietet, welcher ganz in ſeinem Dienſte ſteht, durch keine Wolluſt befleckt iſt, von Jungfräulichkeit ſtrahlt, und ſich nicht mit Kleidern ſondern mit Tugenden ſchmückt. Die alten Gelehrten, die die Gedichte einer Sempronia und Cornificia lobten, hätten deine zum Himmel erhoben. Denn du biſt infolge fortwährenden Gedankenaustauſchs in der Dichtkunſt und in allen anderen Zweigen der Litteratur vollkommen zu Hauſe, biſt in den ſchönen Künſten bewandert, ſprichſt außerordentlich lieb, ſchreibſt ſehr leicht, übertrifft die weiſeſten Männer im oratoriſchen Vortrag und die Bücherkopiſten durch die Schnelligkeit und Schönheit deiner Schrift. Du erinnerſt dich, daß ich dich häufig aus dem Stegreif reden gehört habe, und zwar ſo ſchön reden, daß ich nie etwas lieberes und würdevolleres gehört habe. Was kann glänzender und großartiger ſein als dich öffentlich reden zu hören, dich, die du durch angeborenes Schamgefühl, Adel, Autorität, Gelehrſamkeit und Fleiß alle

Digitized by Google

übertrifft? Welche Frau war gelehrter oder konnte gelehrter ſein als du, die du ſeit deinen Lehrjahren mehr Bücher auswendig gelernt haſt, als viele gelehrte Männer geleſen haben? Mit welchem Zweige der ſchönen Wiſſenſchaften haſt du dich nicht befaßt? Die Beredſamkeit, die Dichtkunſt, die Philoſophie und die Theologie beſtätigen einſtimmig, daß du nichts, was dem menſchlichen Geiſt zur Zierde gereichen kann, vernachläſſigt haſt. Diejenigen, die der Lesbiſchen Sappho eine Erzſtatue errichtet haben, hätten ſie lieber dir errichtet, denn in dir iſt im Vergleiche zu unſerer Zeit viel mehr Weisheit vorhanden, als ſich irgend eine Frau nur wünſchen könnte, natürlich abgeſehen von jenen heiligen Frauen, die unſere Religion mit frommer Pietät verehrt. Salomon, der die Königin von Saba beſuchte, hätte dich aufgeſucht, ſobald er von der außerordentlichen Weisheit deiner edlen Familie vernommen und ſich überzeugt hätte, daß du nicht an Gold und bunten Kleidern, ſondern an den Werken eines Cicero, Virgil, Hieronymus und Auguſtinus Gefallen findeſt, und er hätte anerkannt, daß du unter allen am meiſten hervorragſt, die du deine freie Zeit den Studien widmeſt, die Genüſſe verachteſt und nach dem höchſten Gute ſtrebſt. — Dein Verona, welches ſich an ſeinen Marmorſtatuen, Theatern, Baſiliken, Malereien, Bergen und Flüſſen ergötzt, bewundert deine berühmten Ahnen, verehrt deine edlen Brüder und deine weiſe Mutter, ſtaunt die unglaubliche Schönheit deiner Schweſtern an, und weiſt ſiegestrunken auf dich als auf ſeinen ſchönſten Schmuck, von der es bekannt iſt, daß du ſowohl die alten als die neuen Tugenden übertrifft. So oft ich an dich denke, kommt mir die heil. Katharina, die heil. Chriſtine, kommen mir die übrigen gelehrten heiligen Jungfrauen in den Sinn. Die Ketzer, welche die auf ſie bezüglichen Erzählungen der heiligen Bücher bekritteln, müſſen ihren Irrtum einſehen, ſobald ſie bedenken, daß du an Tugend und Gelehrſamkeit deine Zeitgenoſſen in demſelben Maße überragſt, in welchem jene ihre Zeitgenoſſen überragt haben ſollen. Ich lobe nicht gerne fortwährend die hervorragenden Geiſter, welche ich verehre, doch kann ich von dir nicht ſchweigen, denn in dir feiert dein Geſchlecht, welches durch die Schwäche anderer einigermaßen diskreditirt wurde, ſeinen höchſten Triumph. Selbſt die Verworfenſten ſind voll des Lobes über deine Religioſität und Gelehrſamkeit und müſſen geſtehen, daß du unſerm Jahrhundert zum Ruhme geboren biſt. Mit Recht liebe ich dich alſo — um zu dem Punkte zurückzukehren, von welchem ich ausgegangen bin — denn die Tugend hat kein herrlicheres Aſyl als dich auf Erden. Weder will ich andere zum Beſten haben, noch auch bin ich ſelbſt befangen. Über keine Frau hat man ſo viele günſtige Urteile gefällt wie über dich, es gibt keinen noch ſo entlegenen Winkel Italiens, wohin der Ruhm deines

Digitized by Google

Namens nicht gedrungen wäre. Mit welcher Einſicht, welcher Autorität, welcher Eloquenz ſprachſt du, und in welchem Maße erwarbſt du das Wohlgefallen des Papſtes und deiner Brüder (?), als du der Eingebung deines religiöſen Gefühls folgend, nach Rom wallfahrteteſt. Am größten ſind diejenigen, die den Größten am meiſten gefallen. Ich will nicht mehr über dieſen Gegenſtand reden, will auch meine Behauptungen nicht mit noch mehr Beiſpielen bekräftigen, denn auch ſo wirſt du nicht nur den Zeitgenoſſen, ſondern auch der Nachwelt als leuchtendes Beiſpiel dienen. Auch wird niemand daran zweifeln, daß du ſo groß warſt, denn dein Ruhm reicht ſchon längſt bis zum Himmel, — nicht infolge meines Lobes, ſondern infolge deiner eigenen Verdienſte. Dein Ruhm wurde noch vermehrt durch die Briefe der hervorragendſten Männer, welche aus allen Weltgegenden zu dir ſtrömen, und auf welche man mit größerer Spannung die Antwort erwartet, als ſeiner Zeit die Orakel der Sibyllen. Cardinal Ceſarini behauptete, auf ſeinen weiten Reiſen nichts gefunden zu haben, was würdiger als du geweſen wäre, damit bekannt zu werden, und daß in dir die Gaben der Natur, die Tugend und die Wiſſenſchaft vereint ſeien. Freue dich alſo im Herrn, daß du einer ſo edlen Familie entſproſſen biſt, hervorragſt durch Majeſtät und ausgezeichnet biſt durch Gelehrſamkeit und Tugenden. Du wäreſt in beiden Geſchlechtern gleich bewundernswert, als Frau biſt du es in viel höherm Grade, weil dergleichen unter Frauen viel ſeltener vorkommt und deshalb mit Recht mehr geprieſen wird."

Ein ähnliches leidenſchaftliches Gefühl offenbart ſich in den übrigen Briefen Foscarini's, beſonders in denjenigen, in welchen er ſich gegen Iſota's Vorwürfe verteidigt, als ſchriebe er zu ſelten, oder darüber trauert, daß der Hausarzt der Familie Nogarola, Troianus, deſſen ärztlichen Rat der durch fortwährendes Studium geſchwächte Körper Iſota's ſo notwendig bedurfte, geſtorben ſei, oder als ihn der Ekel vor dem unnützen Treiben des politiſchen Lebens und die Sehnſucht nach einem ſtillen, beſchaulichen Leben wie das Iſota's ergreift. Als Foscarini zu Anfang des Jahres 1453 ſich über Verona nach Brescia begab, um ſein Amt als Statthalter anzutreten, ſtieg er im Hauſe der Nogarola ab und unterhielt ſich mit Iſota und ihrem Bruder Antonio bis in die ſpäte Nacht hinein über die Unſterblichkeit der Seele, über Iſota's Kränklichkeit und Lebensüberdruß und dergleichen mehr. Der kurze Aufenthalt in ihrem Hauſe machte einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüt, den nicht einmal die zu ſeinen Ehren veranſtalteten rauſchenden Feſtlichkeiten der Brescianer Bürgerſchaft verwiſchen konnten.

Auch Iſota war ihrem Freunde mit nicht geringerer Liebe zugethan. Als ihr einſt Foscarini Vorſtellungen darüber machte, daß ſie ihn mit aus

Digitized by Google

der Luft gegriffenen Anklagen verfolge, geriet ſie dermaßen außer ſich, daß ſie nicht aufhören wollte, über die ihr zugefügte Beleidigung zu jammern, und tagelang ihre Kammer nicht verlaſſen, mit niemanden reden wollte, ſo daß ſelbſt ihre Mutter nur mit Mühe zu ihr eindringen konnte, um ſie, die einer Ohnmacht nahe war, wieder zum Bewußtſein zu bringen. Und als gegen Ende des Jahres 1453 ihr Schwager Giacomo Lavagnola[1]) zu Rom ſtarb, wo er ſich kurz vorher bei Entdeckung der Verſchwörung des Stefano Porcari große Verdienſte erworben hatte, bittet ſie Foscarini ſeine Provinz zu verlaſſen und zu ihr zu eilen, da ihr Schmerz blos durch ſeine Anweſenheit gelindert werden könne.

1) Die Familie Lavagnola war nach Torrefanis Angabe aus Sachſen nach Italien eingewandert; Beweis eine alte Medaille in Torrefani's Sammlung, auf deren einer Seite der Kopf eines Jünglings mit der Aufſchrift: Raymundus Lavagnolus Co: et Commissarius Saxoniae, auf der andern Seite das Familienwappen mit der Aufſchrift: Imperator Conradus 1048 zu leſen war. Über zwei hervorragende Mitglieder dieſer Familie, die Ärzte Jacobus und Avantius Lavagnola vgl. Flavio Biondo in dem über die „Marca Tarvisina" handelnden Capitel ſeiner „Italia Illustrata": „Medicosque genuit Verona sui saeculi praestantissimos Avantium et Jacobum, cuius nomen refert et cognomen Jacobus equestris ordinis Lavagnolus humanitatis studiis et eloquentia exornatus." Der Campione dell'Eſtimo der Contrada di San Marco aus dem J. 1409 erwähnt den Arzt Giacomo Lavagnola als ſchon verſtorben. Er hinterließ eine Witwe und einen Sohn Namens Tomaſo. Erſtere lebte noch im J. 1433, letzterer ſtarb zwiſchen 1425 und 1433. Seine Frau, nach dem Campione dell'Eſtimo aus dem J. 1418: Libera, Erbin der Zunta de' Guarienti, lebte noch im J. 1447, ja vielleicht noch im J. 1456. Unſer Giacomo Lavagnola, Sohn dieſes Tomaſo, hatte Bartolomea Nogarola, eine Schweſter Iſota's, zur Frau. Wahrſcheinlich iſt er mit jenem Jacobus miles identiſch, der im J. 1432 Mitglied des Stadtrates von Verona, 1440. 41 Sapiens guerrae, 1442. 46. 48. 51 bei verſchiedenen Gelegenheiten Geſandter Verona's zu Venedig war (Verza 1 p. 121 u. flgd.). Der Campione dell'Eſtimo aus dem J. 1433 bezeichnet ihn als „nobilis miles", die aus dem J. 1443 und 1447 als „spectabilis miles". Kaiſer Sigmund ſchlug ihn am 30. Sept. 1433 zu Peſchiera zum Ritter. Ferner war er Senator der Stadt Rom und im J. 1446 (?) Podeſtà von Bologna (Michael Cavicchia bei Torrefani). Er ſtarb zu Rom den 15. Sept. 1453. In der Kapelle Pellegrini der Kirche der heil. Anaſtaſia zu Verona war ſein Grabmal zu ſehen mit der Inſchrift: „Clariss. Militis D. Jacobi de Lavagnolis Haeredumquae sepulcrum qui sub Nicolao Pontifice MCCCCLIII Romae Obiit." Zur linken Hand ſeine Büſte mit der Aufſchrift: „Jacobus Lavagnolus Senator urbis" (vgl. Carlo Cipolla, Ricerche storiche intorno alla chiesa di S. Anastasia, Venezia 1882. p. 64). Er hinterließ 4 Söhne: Tomaſo, Girolamo, Gregorio und Agoſtino. „Il loro estimo fu diviso il 29 Dicembre 1469 (Atti de Consigli). Tomaso fu della Curia del Podestà nel 1470. 71. 72, oratore al Doge Nicolò Tron nel 1471. — Girolamo fu Consigliere della Città nel 1470, della Curia del Podestà 1477, Vicario della Casa dei Mercanti 1479, Provveditore di Comun 1480. — Gregorio fu Consigliere della Città nel 1484, della Curia del Podestà 1484, Oratore al Doge Marco Barbarigo 1486. Oratore a Venezia per cause diverse 1491, Podestà di Legnago 1497 ecc. (Verza). I sepolcri di Girolamo ed Agostino nella stessa chiesa di S. Anastasia nella Cappella di S. Vincenzo." Dieſen Daten, welche ich der Güte des Herrn Gaetano Da Re verdanke, kann ich noch hinzufügen, daſs nach Herrn Sabbadini's Mitteilung Giacomo Lavagnola, wie Guarino's Briefen zu entnehmen, von 1420 bis 1429 zu Verona Guarino's Schüler war. Übrigens vgl. Rosmini, Vita e disciplina di Guarino Veronese III p. 63. 64.

Digitized by Google

Daher konnte Foscarini mit Recht ſagen, er ſei kein Fremder im Kreiſe der Familie Nogarola, ſondern könne ſich als Mitglied der Familie betrachten. Er erwies ſich auch als ſolches bei Gelegenheit des Familienzwiſtes, der im J. 1453 die Familie Nogarola auf kurze Zeit in zwei feindliche Lager verwandelte. Wir ſind leider nicht genau über die einzelnen Details dieſes Zwiſtes unterrichtet, doch ſcheint ſich aus Foscarini's darauf bezüglichen Briefen und aus dem vorliegenden ſchiedsgerichtlichen Urteil zu ergeben, daß die Brüder Nogarola über die Teilung des väterlichen Erbes aneinander gerieten, wobei ſie nur darin übereinſtimmten, daß ſie ſowohl ihre Mutter Bianca als auch ihre Schweſter Iſota vom Genuſſe dieſes Erbes ausſchließen wollten. Die Nachricht von dieſem Zwiſte berührte Foscarini um ſo peinlicher, da er nicht nur mit Iſota, ſondern auch mit ihren Brüdern in beſter Freundſchaft lebte, und mochte ihm deſto unerwarteter kommen, da bis dahin unſeres Wiſſens die größte Eintracht im Schoße der Familie geherrſcht hatte. Er ſchrieb daher ſogleich an Belpetro Manelma, den Schwiegervater des Leonardo Nogarola, und bat ihn ſeinen Schwiegerſohn auf beſſere Gedanken zu bringen; er ſchrieb auch an Damiano dal Borgo, den alten Freund der Familie, um ihn im eigenen Namen, ſowie im Namen der Zenevera und des Brunoro Gambara zu bitten, ſeinen ganzen Einfluß aufzubieten, um von der Familie die Schmach abzuwehren, welche die Brüder durch Ausſchließung ihrer Mutter und Schweſter auf ſie laden würden. Schließlich ſchrieb er an Iſota ſelbſt, von welcher er die erſte Kunde vom Zwiſte vernommen hatte, und beſchwor ſie, ihre ganze Autorität in die Wagſchale zu werfen und um jeden Preis zu verhindern, daß der Zwiſt vor den Gerichten ausgetragen werde, denn in dieſem Falle werde das ganze Erbe eine Beute der Advokaten werden. Wenn ſie auf keine andere Weiſe dem Zwiſte ein Ende machen könne, möge ſie freiwillig auf ihren Anteil am Erbe verzichten — Gott werde ſchon dafür ſorgen, daß ſie keine Not leide, denn er verlaſſe diejenigen nicht, die ihre Hoffnung in ihn ſetzen — keinesfalls aber möge ſie es darauf ankommen laſſen, daß ihr Name vor die Gerichte und vor die Öffentlichkeit gelange, denn ſie ſetze ſich der Gefahr aus, daß ihr guter Name durch ihre Neider in den Staub gezerrt werde, wenn ſie, die bisher blos Gott und den Wiſſenſchaften lebte, ſich auf einmal in den Kampf um irdiſche Güter einlaſſe.

Wir wiſſen nicht, ob Iſota dieſen guten Rat, der an ihre Selbſtloſigkeit keine geringen Anforderungen ſtellte, auch befolgte; es ſcheint aber nicht, daß die Verbitterung der ſtreitenden Parteien zu ſolcher Höhe ſtieg, daß ſie nur durch Iſota's Abdikation beſchwichtigt werden konnte, und daß Iſota und ihre Mutter heimatloſe Flüchtlinge werden mußten blos damit die Brüder Nogarola ein noch herrlicheres Leben führen könnten. Der

Digitized by Google

am 16. Oktober 1453 gefällte Schiedsſpruch [1]) dürfte der Begehrlichkeit der Brüder ein definitives Ziel geſetzt haben; in den übrigen Briefen Fos-

1) In der „Stampa Co: Ferdinando Nogarola contro Co: Isotta Nogarola al laudo" betitelten und im J. 1758 zu Verona ohne Angabe des Jahres und des Ortes gedruckten Proceſsſchrift (4°, 198 S.) ist auf p. 3 folgendes Document abgedruckt, leider, wie der Augenſchein lehrt, blos in einem auf die Beſitzverhältniſſe von Castel d'Azzano beſchränkten Auszuge. Die Veranlaſſung zur Prozeſsſchrift bot nämlich folgender Vorfall: Am 21 Dec. 1757 war Aleſſandro Nogarola q. Alvise mit Zurücklaſſung einer einzigen unmündigen Tochter, Ifotta, geſtorben. Die Mutter und Vormünderin derſelben, Tereſa Maffei, erſuchte nun die Provveditori sopra feudi, ſie in den Teil vom Caſtell und Vicariat von Azzano u. ſ. w. zu inveſtitiren, welchen ihr verſtorbener Gemahl genoſſen hatte. Dasſelbe Anſuchen ſtellte Graf Ferdinando Nogarola, Sohn eines andern Aleſſandro, auf Grund des Fideicomiſſes, und trug auch den Sieg davon.

Sentenza di Diuisioni

Sententia Arbitralis diuisoria inter D. Blancam Boromeam Matrem ex una, et D. D. Antonium et Lodouicum, et Leonardum Fratres de Nogarolis ex altera.

1453. 16 Octobris et cætera:

Et primo pro D. Blanca pronuntiamus, et condemnando declaramus præfactos D. D. Antonium, Ludouicum, et Leonardum Fratres admittendum, et liberè, et expedite relaxandum præfactæ D. Blanchæ eorum Matri dictas petias Terrarum jacentes in Pertinentia Castri Azzani, unam vocatam le Vernazze, et alteram la pezza, et dictum Molendinum situm in dicta Villa Castri Azzani cum suis apparamentis, ac cum cohærentijs, qualitatibus, et quantitatibus pætiarum Terrarum prædictarum, tamquam ad eam spectantes, et pertinentes, ac spectans, et pertinens, et cum fructibus Anni præsentis extantibus, et perceptis, si qui sunt, et qui percipi poterunt ex dictis petijs Terrarum, vel aliqua ex ipsis et cum omnibus, et singulis iuribus, et iurisdictionibus spectantibus, et pertinentibus dictis rebus, sive alicui ex ipsis, et potissime cum iuribus, et iurisdictionibus aquarum spectantibus, et pertinentibus dicto Molendino pro usu ipsius Molendini tantum.

Pro D. Ludouico. Nunc vero accedentes ad assignandam partem, siue portionem Bonorum comunium, ut supra præfibato D. Ludouico omni meliore modo quo possumus, diuidimus, adiudicamus, damus, et assignamus eidem D. Ludouico hic præsenti pro parte, et portione sua sibi spectante in dictis Bonis ut infra videl.

Item Domum, quæ appellatur Castrum de Azzano cum omnibus Bonis mobilibus, et Utensilibus in ea de præsenti existentibus cum Curtiuo et Broilo etce.

Item omnia alia Casamenta, Domus, Possessiones, et Bona situatas, et situata in Pertinentia, siue Guardia Castri Azzani, et Sancti Martini, quæ spectent, et pertineant de præsenti ipsis tribus de Nogarolis, ultra illas, quæ fuerunt assignatæ, et adiudicatæ suprascriptæ D. Blanchæ declarantis, quod in ipsis assignatis ipso D. Ludouico non intellegimus illas, quæ sunt alienatæ alicui aliæ Personæ, de quibus disponemus ut infra.

Item Decimam, siue Jus percipiendi Decimam de Terris, et Possessionibus jacentibus, et pertinentibus in Villa, et Pertinentia Sancti Martini de Azzano, et Castri Azzani prædicti.

Item Saltariam, siue Guardiam dictarum Villarum.

Item Dacium de minuto, et ad grossum Villarum prædictarum, nec non earum Vicariatum cum omnibus, et singulis Juribus Aquarum, et alijs Juribus, et Jurisdictionibus, honoribus et oneribus spectantibus, et pertinentibus dictæ Possessioni, aut ipsis Fratribus pro ea, exceptis semper Juribus et Jurisdict: addiudicatis prædictæ Dom. Blanchæ ut supra, et excepto onere tenendi in dicta Villa Castri Azzani unum sacerdotem salariatum, qui in Ecclesia ibi existente celebret Diuina Officia iuxtas solitum, quod onus volumus comune, ut infra etce.

Digitized by Google

carini's vom J. 1453 lesen wir nicht das geringste mehr von dem Zwiste, und auch später noch finden wir Isota mit ihrer Mutter im Kreise der ihrigen zu Verona im Hause ihres Bruders Lodovico [1]), der sich in diesem Familienzwiste wahrscheinlich am wenigsten gegen Mutter und Schwester zu Schulden kommen ließ; wenigstens erklärt es sich durch diese Annahme am leichtesten, warum Bianca Nogarola in ihrem Testamente vom J. 1457 Lodovico und Isota zu ihren Universalerben einsetzte und die beiden älteren Brüder kaum bedachte.

Nach Ablauf seines Amtsjahres verließ Foscarini Brescia um sich über Verona nach Venedig zurückzubegeben. Den wiederholten Bitten Isota's folgend, stieg er wieder im Hause der Nogarola ab — nicht im Hause des Bischofs, wie er anfangs beabsichtigte. In einem Briefe, welchen er bald nach seiner Abreise, vielleicht schon aus Venedig, an Isota richtete, gedenkt er mit Entzücken der seligen Stunden, welche er im Kreise ihrer Familie verbracht hatte, obzwar seine Hoffnung, er werde bei dieser Gelegenheit einen Einblick in Isota's unedirte Briefe und Reden thun können, zu seiner größten Betrübnis nicht in Erfüllung ging; nicht einmal ihm wollte sie Isota zeigen.

In den Jahren, welche der Brescianer Statthalterschaft Foscarini's folgten, erkaltete einigermaßen die warme Freundschaft, welche Isota und Foscarini verband, ohne Zweifel zum nicht geringen Teile infolge der großen Entfernung, welche einen regelmäßigen Briefwechsel sehr erschwerte. Blos das Jahr 1456, welches Foscarini wieder als Statthalter Verona's in Isota's Nähe verbrachte, führte sie wieder zusammen. Aus dem ganzen langen Zeitraum von mehr als zehn Jahren sind uns blos zwei an Isota gerichtete Briefe Foscarini's erhalten; der eine ist aus Udine datirt, wo Foscarini im J. 1461 Statthalter war, und bezieht sich auf eine uns unbekannte Angelegenheit eines Mädchens, in dessen Interesse Isota Foscarini's freundliche Vermittelung angesucht hatte, der andere stammt aus Malpaga (d. den 20. März), wo Foscarini im J. 1466 in amtlicher Mission weilte, und erfahren wir aus demselben, daß Foscarini im März des J. 1466 mit Isota zu Verona zusammengetroffen war. Wahrscheinlich war dies ihr letztes Zusammentreffen; in demselben Jahr hörte Isota auf zu leben.

Doch fehlt es uns nicht an Beweisen, daß dies nicht die einzigen Briefe waren, welche Foscarini im Laufe der Jahre an seine Freundin richtete, und daß er auch später seine Freundschaft zu ihr bewahrte. Als Bianca Nogarola im J. 1461 [2]) das Zeitliche segnete, und Isota fern von ihrer Fa-

1) Vgl. den Campione dell'Estimo der Contrada di S. Cecilia aus dem J. 1456: „Sp. d. Ludovicus de nogarolis cum matre et sorore libras sex solidos (?) sex."

2) Dieses Datum ergibt sich aus dem an Jacobus Antonius Marcellus gerichteten Briefe der Isota. Der auf diesen Trauerfall bezügliche Brief Foscarini's steht unter mehreren aus Udine geschriebenen Briefen, wo Foscarini im J. 1461 Statthalter war.

Digitized by Google

milie zu Venedig, wohin sie sich zu ihrer Zerstreuung begeben hatte, ihre Tage in Kummer und Gram verbrachte, erinnerte er sie brieflich ihres Versprechens, sich in seinem Hause (zu Udine) von ihrem Schmerze erholen zu wollen und bat auch ihren treuen Begleiter Damiano dal Borgo auf sie in diesem Sinne einzuwirken.

Isota's litterarisches Wirken in der Zeit nach der Abfassung ihres Dialogs über Adam und Eva entspricht ganz den Erwartungen, welche die neue Richtung ihrer Studien in uns erweckte, sowie auch der Vorstellung, welche wir uns auf Grund der Foscarini'schen Briefe von ihrem frommen Lebenswandel bilden können. Heiligenreliquien, Heiligenbilder, mit religiösen Symbolen verzierte Teppiche bildeten den Hauptschmuck ihres kleinen Gemachs; ihre ganze Zeit verbrachte sie mit Beten, frommen Übungen und Meditationen, mit der Pflege der Kranken und Verlassenen und mit fortwährendem Studium; kurz, sie hatte den Freuden des Lebens entsagt und lebte ausschließlich ihrem Seelenheile. Die Ideale ihrer Jugend waren längst entschwunden; es lag ihr nicht mehr im Sinn, mit den Schönheiten ihres Stils glänzen zu wollen; auch dem einzigen Mann, mit dem sie im brieflichen Verkehr stand, schrieb sie nicht, um vor ihm und der Nachwelt mit ihrer Gelehrsamkeit zu prunken — sie ließ ja ihre Briefe weder abschreiben noch sammeln — sondern weil ihr der Verkehr mit einem Manne wohl that, der tiefere Sympathie für ihren frommen Lebenswandel hegte. Wenn ihr Foscarini noch im J. 1453 das Kompliment macht, daß die Briefe der hervorragendsten Männer aus allen Weltgegenden nur so zu ihr strömen, und daß man mit größerer Spannung auf ihre Antwortschreiben als seiner Zeit auf die Orakelsprüche der Sibyllen wartet, so dürfte sich dies auf Isota's ältern Briefwechsel aus der Zeit zwischen 1434 und 1440 beziehen. — Wir sind zwar auch aus dieser Zeit Zeugen eines Falles, wo Isota bemüht ist mit jemanden einen brieflichen Verkehr zu initiiren, doch ist der Mann, an den sie sich wendet, kein „leichtfertiger" Humanist, sondern ein trotz seiner Jugend ehrwürdiger Theologe, der Veroneser Domherr Matteo Bosso, dessen Grundsätze selbst die der Isota an vorsichtiger Strenge übertroffen zu haben scheinen. Trotzdem er nämlich als kleiner Knabe nach der Schule die Nogarola's häufig besucht und mit frommen Entzücken zugehört hatte, wie Isota in ihrer Bücherkammer heilige Hymnen und Psalmen sang, weigerte er sich jetzt, Isota's freundlicher Einladung zu folgen und ihren alten Freundschaftsbund zu erneuern, denn seitdem er das Kleid eines Geistlichen angezogen [1]), habe er sich immer mehr von der Richtigkeit jenes Ausspruchs

1) Dies geschah nach Tiraboschi im J. 1451. — Matteo Bosso wurde 1428 geboren und starb 1502. Nach Maffei (Verona Illustrata II. III. p. 96) erwähnte er auch in seiner an

Digitized by Google

überzeugt, daß es viel gefährlicher ſei mit der frömmſten Frau als mit dem verworfenſten Böſewicht zu verkehren, und daß es für den Mann nichts gefährlicheres gebe, als die Frau, für die Frau nichts gefährlicheres als den Mann, denn beide ſeien wie Feuer und Stroh [1]).

Bei einer andern Gelegenheit war Iſota gezwungen, eine ähnliche ablehnende Haltung zu beobachten. Im J. 1453 wandte ſich nämlich ein gewiſſer Antonio Cugnano mit der Bitte an ſie, ihm ihre Meinung über die Ehe mitzuteilen. Iſota, die um keinen Preis undankbar und übermütig erſcheinen wollte — wahrſcheinlich enthielt Cugnano's Schreiben viel Schmeichelhaftes für ſie — ſetzte auch ihre diesbezüglichen Anſichten in einem Briefe auseinander, doch fand ſie es für angezeigt, denſelben erſt ihrem Freunde Foscarini mitzuteilen, und ſein Gutachten darüber einzuholen. Foscarini hielt auch nicht mit ſeiner Meinung zurück, daß es beſſer wäre, auf Cugnano's Anfrage überhaupt keine Antwort zu erteilen, als ſich über einen Gegenſtand auszulaſſen, welchen ſie gar nicht kennen könnte. Umſoweniger billigte er natürlich, daß Iſota, die doch das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatte, in ihrem Antwortſchreiben ein warmes Lob der Ehe anſtimmte. Iſota befolgte den klugen Rat ihres Freundes und hielt den fraglichen Brief zurück.

Das Jahr 1453 war überhaupt reich an Begebenheiten in Iſota's Leben. In dieſes Jahr fällt ihr lebhafter Briefwechſel mit Foscarini, der Zwiſt ihrer Brüder, ihr Brief über die Ehe, und ſchließlich ihre Lobrede auf den heil. Hieronymus und die Anſprache, welche ſie an den neuen Biſchof von Verona hielt. Am 5. September 1453 ſtarb nämlich Kardinal Francesco Condulmerio, ſeit 1439 Biſchof von Verona, und am 16. November desſelben Jahres wurde Ermolao Barbaro zu ſeinem Nachfolger ernannt, derſelbe, dem Iſota, wie wir ſahen, vor faſt zwanzig Jahren zu ſeiner Ernennung zum apoſtoliſchen Protonotar gratulirt hatte. Wir werden uns daher nicht wundern, daß Iſota die Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, ohne die Bekanntſchaft jenes Mannes zu erneuern, von dem ſie hoffen konnte, er werde ihrer Familie ein eifriger Protektor und ihr ſelbſt ein angenehmer Genoſſe und Freund ſein, und daß ſie ihn bei ſeinem Einzuge in Verona mit einem in Form einer Rede gekleideten Briefe [2]) beglück-

den Cardinal Beſſarion gerichteten Exhortatoria, daſs Iſota fleiſsig die Werke des heil. Hieronymus und Auguſtinus ſtudire.

1) Sein Brief in der 1492 zu Fiesole gedruckten Sammlung ſeiner Briefe, ſowie in den „Recuperationes Fesulanæ" (Bologna 1493). Da ſeine Briefe chronologiſch geordnet ſind, ergibt ſich, daſs der fragliche Brief aus der Zeit vor 1456 und zwar aus der Zeit zwiſchen 1451 und 1456 ſtammt, denn Boſſo kennt ſchon Iſota's Dialog über Adam und Eva.

2) Handſchriftl. i. d. Laurenziana zu Florenz (Gadd. plut. 89, 24 u. plut. 90, 5) u. in Turin.

Digitized by Google

wünſchte, deſſen ſchöner, mit klaſſiſchen Reminiscenzen reich verzierter Stil Foscarini zu dem begeiſterten Ausruf hinriß, der Biſchof müſſe ſich durch dieſe Rede mehr geehrt fühlen als durch alle anderen Auszeichnungen und Triumphe. Iſota erreichte auch ihren Zweck; denn daß ſich im Laufe der Zeit zwiſchen ihr und Biſchof Barbaro wirklich ein freundſchaftliches Verhältnis befeſtigte, erſehen wir aus dem Umſtande, daß der Biſchof mehr als zehn Jahre ſpäter, im J. 1464, ſeine Apologie gegen die mit ſeinem Kirchenregiment nicht zufriedenen Bürger von Verona der Iſota Nogarola widmete [1]).

Um dieſelbe Zeit mochte es geſchehen ſein, daß der Veroneſer Domherr Paolo Maffei ihr eines ſeiner Werke dedicirte. Das Werk ſelbſt ſcheint zwar verſchollen zu ſein, und kennen wir nicht einmal den Titel desſelben, doch iſt uns ein Brief Maffei's erhalten, in welchem er Iſota davon verſtändigt, daß er ihr das Werk zuſchicken werde, ſobald er einen Kopiſten auftreiben könne, um es abzuſchreiben [2]).

Die eben erwähnte Rede über den heil. Hieronymus iſt keine Rede von der Art, wie die an den Biſchof Barbaro gerichtete, welche niemals vorgetragen wurde, aber auch keine Rede im eigentlichen Sinne des Wortes, ſondern eher eine Abhandlung, ein kurzer Vortrag, den Iſota auf Anſuchen eines gewiſſen Pater Victor de Rosatis, an den ſie im Juli 1454 auch einen Brief richtete [3]), vor ihm und einer ohne Zweifel zahlreichen Zuhörerſchaft über das Leben und Wirken des heil. Hieronymus hielt [4]). Ich wüßte nicht,

1) Anfang und Ende dieſes Werkchens wird von Agoſtini (I p. 248. 249) aus einer Handſchrift der Bibliothek Saibante in Verona citirt. Leider iſt dieſe Handſchrift verſchollen und konnten wir weder in Verona noch auch in Paris oder Oxford auf ihre Spur kommen. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn A. Neubauer in Oxford ſcheint ſie — ſoweit ſich aus dem Auctionscatalog der Sammlung Saibante ein Schluſs ziehen läſst — nicht nach England gekommen zu ſein. Auch befindet ſie ſich nicht unter denjenigen Handſchriften Lord Aſhburnham's, welche im vergangenen Jahre nach Italien zurückgekommen ſind.

2) Gedruckt in der „Ampliſſima Collectio" von Martene und Durand Tom. III col. 899 — 901. — Über Paolo Maffei iſt Scipione Maffei (Verona Illustrata II. III p. 83) zu vergleichen. Er wurde um 1380 geboren; ſeit 1425 ſtand er an der Spitze ſeines Ordens, doch kennen wir weder das Jahr ſeines Todes, noch auch die Zeit der Abfaſſung des der Iſota gewidmeten Werkes. Unbegründet ſcheint die Angabe der Biografia Universale (Venezia, Missaglia 1828 Vol. XLI p. 37) zu ſein: „Paolo Maffei suo direttore le ha dedicato un trattato della virginità."

3) Vgl. Catalogue raisonné de la collection de livres de M. Pierre Antoine Crevenna 1776 IV. p. 247: „Un volume Manuscrit in 4° contenant entre autres opuscules Latins en prose et en vers les suivants: Isotae Nogarolae Epistola ad Patrem Victorem de Rosatis data Veronae IIII nonas Julii MCCCCLIIII." Leider bin ich nicht in der Lage anzugeben, in weſſen Beſitz ſich dieſe Handſchrift gegenwärtig befindet.

4) Handſchriftlich zu Florenz (Bibl. Laurenziana), Modena, Venedig und Bologna (Stadtbibliothek). Der Anfang der Rede in der Modeneſer Handſchrift lautet folgendermaſsen:

Digitized by Google

daß ſich über dieſen Vortrag etwas beſonders lobendes ſagen ließe; trotzdem fand Foscarini, daß Iſota wieder einmal ſich ſelbſt übertroffen habe.

Größern Erfolg errang Iſota mit der Rede, oder richtiger geſagt, mit dem Briefe [1]), den ſie zur Zeit des Konzils zu Mantua an Papſt Pius II. richtete. Dieſer Brief datirt vom erſten Auguſt 1459, alſo aus einer Zeit, wo man noch nicht wiſſen konnte, daß der Verſuch des Papſtes, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, fruchtlos ſein werde. Auch Iſota's Brief ſteht im Dienſte dieſer Idee Pius II., inſofern ſie ihn mit begeiſterten Worten zum Kampf gegen den geſchworenen Feind des Chriſtentums anfeuert. Dieſer Brief, der wahrſcheinlich öffentlich vorgeleſen wurde, erregte große Senſation, obgleich ſich wenig redneriſcher Schwung in ihm offenbart und die eigenen Gedanken der Verfaſſerin unter der Flut von Citaten aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, unter welchen nur ſelten ein Citat aus einem klaſſiſchen Autor angenehm hervorſticht, faſt verſchwindet. Doch hat den verſammelten Kirchenfürſten die Leichtigkeit, mit welcher Iſota aus allerlei theologiſchen Schriften citirte, ohne Zweifel auf das Höchſte imponirt. Nach Philippus Bergomensis gab ſich in dieſer Rede eine unbeſchreibliche Gelehrſamkeit, Eleganz und Beredſamkeit kund, und gewann hiedurch Iſota's Ruhm einen unglaublichen Aufſchwung. Als Kardinal Beſſarion, der in der lateiniſchen Litteratur nicht weniger als in der griechiſchen bewandert war und ſich auch auf theologiſchem Gebiete heimiſch fühlte, dieſe Rede hörte, beſchloß er ſogleich nach Verona zu reiſen [2]), um Iſota's Bekanntſchaft zu machen, denn er konnte nicht glauben, daß eine Frau ſeiner Zeit über eine ſo wunderbare Gelehrſamkeit und Eloquenz verfüge. Er führte auch ſeinen Vorſatz aus, doch mußte er, nachdem er Iſota geſehen und geſprochen, ſeinen Irrtum einſehen; er erklärte ſie für ein mehr göttliches als menſchliches Weſen, die er in ihren Tugenden und in der er die Tugenden zu Gottes Lob und zur eigenen Erbauung bewunderte.

Außer dieſer Rede kennen wir nur ein einziges von Iſota's ſpätern

„Isota Nogarola venerabili in Christo patri Domino Victori de rosatis sal. p. d. Jesu salvator seculi et pia dei genitrix opem posce misere. Cetus omnes angelici omnium sanctorum merita nobis precent gratiam.“ Im Katalog der Bibliothek Crevenna vom J. 1789 iſt unter nr. 5374 Iſota's „Oratiuncula ad laudem Beatissimi Hieronymi edita ad contemplationem Patris Victoris de Rosatis“ verzeichnet.

1) Handſchriftlich in der Vaticana zu Rom. Die gewöhnliche Annahme, Iſota habe ihre „Rede“ vor dem verſammelten Konzil ſelbſt vorgetragen, iſt ganz unbegründet Doch ſoll Ippolita Sforza eine an Papſt Pius II. gerichtete Rede bei dem Konzil nach Tiraboſchi (l. l. p. 53) wirklich ſelbſt hergeſagt haben.

2) Warum Levati (Dizionario Biografio Cronologico . . degli uomini illustri, Milano 1821) nach Francesco Agostino della Chiesa ihn gerade von Rom nach Verona reiſen läſst, iſt mir unbekannt.

Digitized by Google

Werken. Als nämlich im J. 1461 dem bekannten Venetianer Staatsmann und Maecenas Jacobus Antonius Marcellus ſein kleiner Sohn Valerio im Alter von nur acht Jahren ſtarb, erſchien auch Iſota in der großen Schaar von Humaniſten [1]), die wie unter anderen Filelfo und Janus Pannonius es unternahmen, den tief gebeugten Vater zu tröſten. Ihr Troſtſchreiben [2]) (Verona, den 9. Auguſt 1461) iſt muſterhaft in ſeiner Art. Mit großer Geſchicklichkeit ſtellt ſie aus der griechiſchen und römiſchen, ſowie aus der bibliſchen Geſchichte die erhebendſten Beiſpiele von Seelenſtärke (Xenophon, Perikles, Quintus Martius, Aemilius Paulus und Cornelia) zuſammen, und verſucht aus der heiligen Schrift den Nachweis zu führen, daß man eher die Lebenden als die Todten beweinen ſollte; ſie weiſt auf ſeine Heldenthaten hin, deren Erinnerung ihn vor unmännlicher maßloſer Trauer zurückhalten müſſe, kurz ſie wendet ihre ganze Beleſenheit in den Klaſſikern und in der theologiſchen Litteratur an, um ihr Ziel zu erreichen. Man kann von einem Humaniſten kaum einen ſchönern Troſtbrief erwarten; das theologiſche Element, welches in dem an Papſt Pius II. und die zu Mantua verſammelten Kirchenväter gerichteten Briefe ſo ſtark in den Vordergrund getreten, iſt hier in den gehörigen Schranken gehalten; man ſieht es dem Briefe an, daß es eine Zeit gab, wo ſein Verfaſſer nebſt der heiligen Schrift und den Kirchenvätern auch die klaſſiſchen Autoren ſtudirte, und zwar nicht umſonſt ſtudirte. Es mochte die Kraft ihrer Troſtworte noch das Gefühl heben, daß ſie ſelbſt des Troſtes nur zu ſehr bedurfte. Vor kurzem war ihr nämlich die Mutter geſtorben [3]), und hatte ſie dieſer ſchmerzliche Verluſt tiefer getroffen, als ſie es ſelbſt für möglich

1) Die vollſtändige Liſte derſelben in: „Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI existenti in Padova, Cremona, Milano, Pavia, Bergamo, Crema e Venezia, scritta da un anonimo di quel tempo, pubblicata e illustrata da D. Jacopo Morelli, custode della Regia Biblioteca di S. Marco di Venezia. Bassano 1800" p. 201 u. flgd.

2) Handſchriftlich zu Ferrara.

3) Ein Auszug aus ihrem Teſtamente vom 24. März 1457 in der ſchon citirten „Stampa Co: Ferdinando Nogarola contro Co: Isotta Nogarola Pupilla al laudo" p. 6 sqq. — Eine genaue Abſchrift einer Copie des ganzen ſehr intereſſanten Teſtamentes verdanke ich der Güte des Herrn Gaetano Da Re, welcher ſie unter den in der Stadtbibliothek zu Verona aufbewahrten Schriften des verſtorbenen Luigi Criſtofoletti, ehemaligen Beamten des Archivio Notarile zu Verona, entdeckte.

In Chriſpti nomine Amen

Die Jovis XXIIIj Martij M° IIIjLVIj Inditione quinta Verone in domo habitationis infrascripti.

La spetabele e generosa una Madona Biancha da Nogarole fiola q.m de M. Bonromeo de Bonromei et uxor q.m spectabile homo M. Leonardo da Nogarole sana per la Dio gratia del corpo e de l intellecto . . . . . la morte sua non nassa alcuna divisione e rixa in l infrascripti sui desendenti e successori ha disposti fare el presente testamento in scripto solum come se contegnara qui de sotto ordinata mentro.

Digitized by Google

gehalten hätte. Sie hatte keine Ruhe mehr in Verona, sondern zog nach Venedig, um ihren Schmerz zu vergessen, doch folgte ihr dieser auch dort-

In primis la recomanda lanima sua a la omnipotente Dio e la sua madre gloriosa Virgine Maria e tutta la corte del cello trihumphante.

E vole e comanda che quando vera el tempo de la sua morte el suo corpo sia sepeliti in la clexia de Madona Sancta Zecilia in monumento suorum etc.

Item laxa pro anima sua et in remissione peccatorum a l infrascripte clexie e religione et prima a la clexia de Santa Zecilia de Verona ubi jacebit el suo corpo ducatos quinque aurj.

Item Ecclesie Sancte Marie de Archarupta ducatos quatuor aurj.

Item Ecclesie Sancti Zenonis in monte ducatos quatuor aurj.

Item fratribus Jesuatis ducatos quatuor aurj. Item dominabus de Sancta Clara ducatos quatuor aurj. Item dominabus Sancti Johanis de la beveraria ducatos quatuor auri, Item fratribus Sancte Anastaxie ducatos decem aurj.

Item laxo che tutte le mie fiole che se trovara a la mia morte siano vestite supra el corpo mio condecenter et similiter le mie nore. Item lasso a Lodovigo mi fiolo la mittade de tuti li mey ficti e intrade da Schio et in pedemonte de Vexentina con la proprieta de queli.

Item laxo a Ysota mia fiola l altra mittade di li miei ficti e intrade de Schio et in pedemonte supra scripte equaliter et equis portionibus. Item lasso a lodovigo mio fiolo tutto quello chio a fare azano, zoe el molino la proa e le Vernace, e omni altra cosse ch io avesce a fare in quello loco. Item lasso chel el dicto Lodovigo mio fiolo sia ogni anno obligato dare a Ysota mia fiola sua sorella trenta minali frumento e tria cara de vino conducto a Verona a tute sue spese de el dicto Lodovigo a la casa de l abitatione de la deta madona Ysota mia fiola. Item volo e ordeno che se Ysota predicta mia fiola, morisse inanti el predicto Lodovigo che tuto quello chi o lassato a la dicta Ysota sia e devegna al dicto Lodovigo mio fiolo o sia ai miei heredi maschi e legittimi e naturali e de legittimo matrimonio nati e vice versa el dicto Lodovigo morisse inanti la dicta Ysota mia fiola senza fioli maschi legittimi naturali ut supra volgio che li predicti miei beni universaliter siano e devegnano a Ysota mia fiola predicta! Item lasso e gravo li dicti Lodovigo e Ysota siano obligati dare a Laura mia fiola sua sorella moiere de Cristofollo de Pelegrino ducati trenta omni anno per sina che abiano dato ducati iiij doro in questo modo che el dicto Lodovigo sia obligato dargene vinti e Ysota dexe e questo in caso che la vegnesse che la dicta Laura remagnesse vedua de Cristofono de Pelegrino suo marito ma vivendo Cristofono non habbia alcuna cossa. Item lasso che el dicto Lodovigo mio erede universale in vita sua . . . poij la morte sua li infrascripti mey successori e cadauno de loro in solidum omni anno fazano dire per l'anima mia e de tuti li mey passati uno anovale a Sancta nextaxia e de questo piu tosto li prego che li obligo. Item lasso alenfrascrite mie . . . . maritate e dotate zoe Jsabella, Bartolomea, Laura, Zenevra libre decem per una per raxone de institutione e omni altra legitima debita, che per raxone de natura alore podesse aspectare in li mey beni e volgio e comando che quele siano tacite e contente de questo . . . . . Item lasso a Messer Anthonio e a Lonardo de Nogarolle mey fioli libre XXV per uno per raxone de institutione e per omni legittima debita a loro per rasone de natura o sia de altro subsidio de beni che forsi ge podesse aspectare in li mey beni, o sia parte de quelli volendo e comandando che de questo, loro romagnano contenti e may non possano venire contra la dita mia voluntade. Item volgio ordeno e comando che niuno de linfrascripti mey heredy e successori non possano may per alcuno tempo, e per alcuna conditione vendere ne alienare ne permutare, ne per altro

Digitized by Google

hin. Nach längerer Abweſenheit endlich nach Verona zurückgekehrt, ſuchte ſie in ihren religiöſen Übungen und in der Geſellſchaft ihrer Brüder Troſt

modo transferire el dominio di li dicti mey beni senza urgentissimi e necessitatissima causa aprobata per li Signori de la pietà. Item laxo mey comissarij et executori de la mia voluntade li Signori de la pietade insieme cum li dicti mey fioli Lodovigo e Ysota mia fiola, dando a loro piena licentia che de l'entrate di li dicti beni possano exequire questa mia voluntade: con più comodo de linfrascripti mey heredy che se possa. In tuti li altri mey beni mobili e non mobili presenti e futuri et nominibus debitorum instituisso Lodovigo mio fiolo mio erede universale, e se el dicto Lodovigo morisse quandocumque senza fioli maschi legittimi naturali e de legittimo matrimonio nati, volgio che li dicti mey beni debia venire in la dicta mia fiola Ysota e quelli debia galdere tuto el tempo de la vita sua, e dopo la morte de la deta Ysota volgio che li dicti mei beni deveniant in li inprascripti mey fioli Messer Anthonio e Lonardo da Nogarolle o sia soy fioli maschi legittimi naturali e de bono matrimonio nati ut supra equavinciter e mancando alcuno de loro senza fioli maschi legittimi naturali ut supra volgio che li dicti mey beni siano de l altro fradello, o sia de li soy heredy maschi legittimi naturali ut supra, intendando e declarando sempre la mia intentione che li dicti mey beni non enseno may de la casa da Nogarolle: Item lasso che sel dicto Lodovigo, Ysota, Messer Anthonio, Lonardo suprascripti morissini senza fioli maschi legittimi naturali ut supra e lore fioli senza filioli legittimi ut supra in infinitum, voio che li dicti mey beni deveniane a la sancta Casa de la pietade de Verona, con questo che li signori de la pietade siano obligati far celebrare omni anno uno anoale a Sancta Anestaxia per l'anima mia e de li miei pasati e siano oltra de questo obligati aiutare maritare e suvenire in omni sua necessitade e in omni tempo tuti e tute li proximi e proxime parenti e parente che fuxine usiti de mi e de mi fioli e fiole, e se ge fosse qualche parente de li Bomromey bisognasse, a tuti siano obligati fare subventione in omni tempo che bisognasse de l intrate de li mey beni e non possessione possiano mai vendere ne impignare li dicti mey beni, intendando e declarando che tunc in questo caso li Signori de la pietade possano retinere libras quadraginta omni anno pe li poveri de le dicte intrate. E in caso fusse che non se trovasse niuno de li predicti parenti o sia parente bisognasse ale qualle li dicti Signori dovesse dispensare li dicti mey beni tunc volgio che li dicti Signori siano obligati a tenire uno capellano a la dicta eclexia de Sancta Cecilia e darge libras centum omni anno de intrada per l amore de Dio e lui sia obligato celebrare a l altare da Nogarolle fundato in la dicta clexia, el resto siano obligati a dispensare ale dicte regasse de observantia. Et questa declara essere sua ultima voluntade e dispositione, la quale se non podesse vallere per ragione de testamento per alcuna sollepnitade obmissa vole che valia per raxone de codicilio e se per codicilio non podesse valere per alcun manchamento volle che valia per donatione causa mortis e per altra melior via e forma e modo che podesse vallere, cassando e anullando uni altro testamento e ultima voluntade che l'avesse facto in passado e maxime uno testamento facto de M.° IIIjL del quale se dixe pentire e non volle che per niuno modo vaia.

Item lasso e gravo el dicto Lodovigo che daga a la dicta Ysota mia fiola uno lecto fornito perche al presente me ne trovo havere duy, e la nita de la drapaimento de lino e cossi li mey cofony e le mie conse, che che se trovarano, li mey cofony siano divisi per mittade tra li dicti Lodovigo e Ysota.

Jo dŏp. Zuano q. Facini de Verona Arciprede de la clexia de Sancto Stefano de Verona scripssi el suprascripto testamento de voluntade e de comandamento de la prefata Madona Biancha perche ley non sapea scrivere la quale cognobi essere de sana

Digitized by Google

und Linderung ihres Leidens. Beſonders ihrem jüngſten Bruder Lodovico ließ ſie ihre ſchweſterliche Fürſorge angedeihen und erlebte ſie noch die

mente e de bono intellecto ordenando el so testamento e la dicta zonta del legato del dicto lecto scripsi de voluntà e comandamento de la dicta Madona Biancha, e prega linfrascripti notari e testimoni che se voliano soto scrivere a lo dicto suo testamento, in testimonio de le qual cosse me o sotto scripto e o sigillado con lo mio anello primo salimbacho posto da la parte destra del dicto suo testamento el quale e una testa de homo a di e millesimo suprascripto.

Ego dō Petrus Capellanus in Ecclesia Sancti Stephani Verone una cum infrascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori spacio facta contenta et scripta per suprascriptum D. Johanem omnibus simul presentibus et rogatus in ipsa pagine eiusque testamento suprascripte Domine Blanche mandato mea manu in testem me subscripsi et eam sigillo suprascripti Domini Johanis signavi habente in circulo caput hominis propter carentiam sigilli proprii die et millesimo suprascripto in secundo salimbacho posito a manu dextra.

Ego Petrus de Ponzonis f. q. D.ni Abrami de S.to Stephano Verone publicus Imperialis auctoritate notarius et Judex ordinarius una cum suprascripto domino Petro et infrascriptis aliis testibus ad omnia et singula suprascripta in huius pagine inferiori spacio contenta et scripta per suprascriptum D.m Joahenem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina eiusque testamento suprascripte Domine Blanche mandato mea manu in testem me subscripsi et cum sigillo meo consueto habente quarterium signavi in tercio salimbacho a manu sinistra die et millesimo suprascriptis.

Ego Petrus Paulus rector scolarium q. M. Johannis de Sancto Stephano Verone una cum suprascriptis et infrascriptis testibus ad omnia et singula in hac pagina presentis inferiori spacio facta et scripta per suprascriptum D.m Johannem suprascripto de mandato suprascripte Domine Blanche de Nogarolis mea manu propria in testem me subscripsi et cum sigillo suprascripti D.ni Johannis habente caput hominis signavi in sinanbacho quarto a manu dextra quod ad manum ex cordulis super scriptis cere impressi die millesimo suprascriptis.

Ego Jacobus q.o Constantii de Ponti de S.o Stephano Verone pubblicus Imperiali auctoritate notarius una cum suprascriptis et infrascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori spatio facta et scripta per suprascriptum D.m Joahenem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina eiusque testamento mandato suprascripte domine Blanche mea manu in testem me subscripsi et eam sigillo infrascripti Johannis Benedicti habente caput hominis veteris signavi quod ad quintum ex cordulis suprascritis cere impressi die et millesimo suprascriptis.

Ego Marinus filius quondam Silvestri notarii de Cataldis pubblicus Imperiali auctoritate notarius de Sancto Stephano Verone una cum suprascriptis et infrascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori spatio facta et scripta per suprascriptum D.m Johannem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina eiusque testamento, mandato suprascripte Domine Blanche, mea manu in testem me subscripsi et eam sigillo meo habente in circulo H. C', signavi quod ad sextam ex cordulis suprascriptis cere impressi die et millesimo suprascriptis.

Ego Bartholameus f. q. B. Johanis Picinini de Vellosiis de Sancto Stephano Verone publicus imperiali auctoritate notarius una cum suprascriptis et infrascriptis testibus, ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori pacio facta et scripta per suprascriptum B. Johanem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina eiusque testamento suprascripte Domine Blanche mandato mea manu in testem me subscripsi et

Digitized by Google

Freude, daß er ſich das Weib ihrer Wahl als Gattin heimführte. Doch ſcheint ſie dieſe Freude nicht lange überlebt zu haben. Ihre asketiſche Lebensweiſe und das unausgeſetzte Studium untergruben ihre ohnehin nicht robuſte Geſundheit. Foscarini gedenkt in einem Briefe vom 20. März 1466 ihres Magenleidens und ſonſtiger Kränklichkeit und vielleicht war eine Folge dieſes Leidens jenes Fieber, welchem ſie endlich unterlag. Sie ſtarb in den Armen ihrer Brüder und wurde an der Seite ihrer Mutter zu Santa

---

eam sigillo suprascripti Petrino [Petri no(tarii)?] de Ponzonibus signavi quod ad septimum ex cordulis suprascripti cere impressi die et millesimo suprascripto.

Ego Bartholameus f. q. M. Antonii Sertoris de Montebello de ponte petre Verone publicus imperiali auctoritate notarius una cum suprascriptis et infrascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagina presentis inferiori spatio facta contenta et scripta per suprascriptum D. Johanem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina in ipso testamento suprascripte Domine Blace mandato mea manu in testem me subscripsi et eam sigillo suprascripti Petri notari de Ponzonibus habente scutu in circulo signavi quod ad octavam ex cordulis suprascriptis cera impressi die et millesimo suprascriptis.

Ego Johanes Antonius de Stopanis filius M.r Bernardi Caliarij de Sancto Zilio publicus imperiali auctoritate notarius una cum suprascriptis et infrascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori spatio facta et contenta et scripta per suprascriptum D.m Johanem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina in ipso testamento D. Blance mandato mea manu in testem me subscripsi et eam sigillo suprascripti Marini de Cataldis signavi quod ad unam ex cordulis suprascriptis videlice nonam cere impressi die et millesimo suprascriptis.

Ego Johanes Benedictus filius Antonii de Mai.o de Pigna Verone publicus Imperiali auctoritate notarius una cum suprascriptis testibus ad omnia et singula in hoc pagine presentis inferiori spatio scripta contenta, et scripta per suprascriptum Johanem omnibus simul presentibus et rogatis in ipsa pagina eiusque testamento suprascripte Domine Blanche mandato mea manu in testem me subscripsi, et eam sigillo meo proprio habente caput hominis veteris in circulo quod ex ultimam ex cordulis suprascriptis cere impressi, die et millesimo suprascriptis.

Das Teſtament des Lodovigo Nogarola vom 14. Jul 1483 befindet ſich auf S. 8 der citirten Processſchrift. Ich citire daraus blos folgende Stelle:

Deinde reliquit et legauit Magn., et Generoso Militi Dom. Antonio de Nogarolis Fratre suo, quem diligit qu. præfacti D. Leonardi de Nogarolis partim ipsius Testatoris Domus de S. Cecilia in qua habitat Legatarius ipse ut ipse eam in totum habeat, et ea quidem Lege fecit vid. quod omnia Bona quæ fuerunt de Bonis et Hæreditatibus q. Dom. Blancæ eorum Matris, et D. Isotæ eorum Sororis in totum remanent Haeredibus dicti Testatoris, et de eis ad ipsum Magn. D. Antonium nihil pertinent etc.

Commissarios autem suos, et huius suæ ultimæ voluntatis et Testamenti Executores instituit, ordinauit, et esse voluit præfactam Mag. Dom. Claram Consortem suam, Magnificos Milites D. Antonium de Nogarolis eius Fratrem D. Christoforum de Peregrinis, nec non D. Zenonem de Turchis quibus omnibus, seu maiori parti eorum attribuit et convenit Auctoritatem, Bailiam, et Potestatem prædicta omnia exequendi, et adimplendi, et propter ea vendendi, et alienandi de Bonis, et Hæreditate pro norma omnium prædictorum exequendorum.

Digitized by Google

Cecilia zur ewigen Ruhe beſtattet[1]), betrauert von allen, die ſie wegen ihrer Wohlthätigkeit geliebt und wegen ihrer Gelehrſamkeit und Frömmigkeit bewundert hatten.

Und ſie hatte beides redlich verdient, durch ihr litterariſches Wirken nicht weniger, als durch ihren frommen Lebenswandel. Nicht als ob ihre Zeitgenoſſen Recht gehabt hätten, denen es ihr und ihrer Schweſter Zenevera gegenüber beliebte zu behaupten, es habe ſich zu ihrer Zeit kein anderes Weib auf litterariſchem Gebiete ausgezeichnet — lebten doch zu Iſota's

1) Eine andere Vermutung bei Tomaſini (Elogia, Patavii 1644 I p. 342): „Defuncta apud suos anno M. CCCC. LXVI. quiescit in aede S. Mariae Antiquae, ubi vetus sepulcrum spectatur hac inscriptione

COMITVM
DE NOGAROLIS SEPVLCRVM M. CC. X."

Eine genauere Beſchreibung verdanke ich der Güte des Herrn Pietro Sgulmèro: „L'iscrizione del sepolcro Nogarola che leggesi sull' arca di Mastino I nel Cimitero Scaligero annesso alla Chiesa di S. Maria Antica in Verona e questa:

SEPVLCRVM COMITVM DE
NOGAROLIS MCCXX . . .

Le cifre che seguono la seconda X furono raschiate e non si possono leggere più." Übrigens hält Herr Sgulmèro dieſe Inſchrift für eine ſpätere Fälſchung, erſtens weil ſie auf dem Grabmale Maſtino des Erſten angebracht iſt, zweitens weil ſie in lateiniſchen ſtatt in gothiſchen Lettern ausgeführt iſt. — Über die Grabſtätten der Familie Nogarola in verſchiedenen Kirchen Verona's vergleiche die folgenden Citate Torreſani's: „Baylardinus (Nogarola am Anfange des XIV. Jahrh.) . . . solemni pompa sepultus est in Arca prope Scalanos Principes ad Valuas Templi Sanctae Mariae Antiquae" und „Vetustissima Gentis Monumenta nobilissimaque sarcophaga supersunt in templo Sancti Laurentii Veronae. Ut antiquissimum visitur in Ecclesia Sanctae Ceciliae, relatum etiam ab Carusio in origine Gentis Contarenae Venetae Patriciae." Sanſovino fügt zu ſeiner Beſchreibung des Familienwappens noch hinzu: „si come si vede in Verona in più luoghi, et spetialmente in S. Cecilia chiesa vecchisima et veneranda, dove è scolpita in un sepolcro fatto l'anno 1120 et in un altro sepolcro d'Isnardo Cavaliero l'anno 1144. Si vede anco nella chiesa di Santa Maria Antiqua, presso a sepolchri de Signori della Scala, una sepoltura di questa famiglia fabricata l'anno 1210." Schlieſslich heiſst es unter den aus dem vorigen Jahrhunderte ſtammenden Aufzeichnungen im Beſitze des Herrn Grafen Giuliari: „Leonardo Nogarola sepellito in S. Clemente ed Antonio fratello d'Isotta." Nachdem Bianca Nogarola in ihrer letztwilligen Verfügung in S. Cecilia beerdigt zu werden wünſchte, iſt die Vermutung des Herrn Gaetano Da Re mehr als wahrſcheinlich, ihre Tochter Iſota ſei in derſelben Kirche beerdigt worden. Leider iſt dieſe Kirche im Laufe der Zeit in ein Privathaus verwandelt worden und befindet ſich gegenwärtig nicht ein einziges Grabmal daſelbſt. — Eine wortreiche aber wenig brauchbare Notizen enthaltende poetiſche Biographie der Iſota, welche Mario Filelfo im J. 1468 auf Anfuchen der Clara Lanza Vegia verfaſste, iſt aus einer Handſchrift des Camaldulenſerkloſters von Murano von Mittarelli in den „Memorie per servire all'istoria letteraria" (Venezia 1755. 8°. Tom. VI 6. und 7. Teil) veröffentlicht. Voigt hält ſie irrtümlicherweiſe für ungedruckt. Maffei's Handſchrift (jetzt in der Capitularbibliothek zu Verona) iſt nicht komplet und enthält nur wenige gute Varianten. Ebendaſelbſt Epigramme Mario Filelfo's über Iſota's Tod, von welchen Guillaume Favre (Mélanges d'Histoire Littéraire, Genève 1856 I S. 107) irrtümlicherweiſe glaubt, ſie ſeien noch zu Iſota's Lebzeiten verfaſst worden.

Digitized by Google

Zeit in Verona die Dichterinnen Medea degli Aleardi und Polyxena dé Grimaldi, von denen Gedichte und Briefe auf uns gekommen ſind, und leſen wir bei Philippus Bergomenſis von mehreren Frauen, die ſich zu derſelben Zeit durch ihre Schriften einen Namen erwarben — ſondern weil Iſota die einzige Schriftſtellerin aus dem Zeitalter des Humanismus iſt, bei welcher von einer prononcirten litterariſchen Individualität die Rede ſein kann, deren Entwickelung wir von ihrer frühen Jugend bis beinahe zu ihrem Totenbette verfolgen können. Ihre Schriftſtellergenoſſinnen griffen nur zum Zeitvertreib oder zur Befriedigung ihrer Eitelkeit zur Feder und kehrten den Wiſſenſchaften den Rücken, kaum daß ſie in den Hafen der Ehe eingelaufen waren; in Iſota's Augen war die Litteratur Gegenſtand eines Kultus, nicht des Sports. Die übrigen gaben ſich mit dem ephemeren Ruhme zufrieden, den ſie ſich durch ſeichte Briefe und Verſe erwarben, und verſpürten höchſtens zu einer Gelegenheitsrede Kraft genug in ſich; Iſota ſah bald die Fruchtloſigkeit ſolchen Wirkens ein und warf ſich auf die ernſteren theologiſchen Studien, deren Reſultate ſie bemüht war von der bisherigen Sitte abweichend in möglichſt gefälliger Form mitzuteilen. Und in der geſchickten Handhabung der Form liegt ihre Hauptſtärke. Wir brauchen ihre Werke blos mit den Briefen ihrer Rivalin, der viel gefeierten Coſtanza da Varano zu vergleichen, um zur Überzeugung zu gelangen, daß Iſota ihren Genoſſinnen und Rivalinnen auf ſchriftſtelleriſchem Gebiete weit überlegen war. Ihr Stil ſteht in nichts hinter dem der übrigen Humaniſten aus der Schule Guarino's zurück, während der der Coſtanza da Varano auf Schritt und Tritt die Kritik gegen ſich herausfordert. Wenn wir ſchließlich noch hinzufügen, daß Iſota aus einer der älteſten Familien Italiens ſtammt, welche der Wiſſenſchaft und Litteratur zahlreiche rüſtige Arbeiter geſchenkt hat, daß ſie zu einer Zeit im Geiſte des Humanismus lebte und wirkte, als dieſer in den Städten Oberitaliens ſo zu ſagen noch in der Wiege ſchlummerte, und daß ſie als Frau Werke ſchuf, um welche, wenn ihnen auch kein abſoluter Wert innewohnt, manche Zeitgenoſſen ſie beneiden konnten und auch wirklich beneideten, ſo werden wir nicht umhin können, uns jenen Litteraturhiſtorikern anzuſchließen, die unter den intereſſanteſten Geſtalten der Frührenaiſſance auch Iſota Nogarola anführen.

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

Einige ungedruckte Briefe und Verſe von Antonio Panormita.

Von **A. Gaspary.**

Die Handſchrift Rediger No. 175 der Breslauer Stadtbibliothek enthält eine kleine Sammlung von Briefen und Gedichten Panormita's, in 2 Büchern ſo geordnet, daß, mit einer einzigen Ausnahme, immer ein Brief mit einer Poeſie wechſelt. Als Schreiber nennt ſich am Ende ein Frate Benedetto di Amato aus Sicilien. Die Gedichte ſind dieſelben und ſtehen in derſelben Reihenfolge [1]) wie in dem von Pietro Cennini zwiſchen 1469 und 1471 angefertigten Ms., welches Apoſtolo Zeno, *Diss. Voss.* I, 314, und Jacopo Morelli, *Cod. Mss. Lat. Bibl. Nanianae* (Venetiis, 1776), p. 81 ff. beſchrieben haben, und welches ſich, wie die anderen Hss. der Familie Nani, jetzt in der Marciana befinden muß. Nach den Andeutungen Cennini's ſcheint dieſe Gedichtſammlung von dem Verfaſſer ſelbſt angelegt zu ſein. Wenn man bei Zeno als Titel genau dieſelben Worte lieſt, wie in der Breslauer Hs., nämlich *Antonii Panormitae, Poetae Laureati, Poematum et Prosarum liber incipit,* ſo möchte man völlige Identität der Sammlung in der Breslauer Hs. und der Cennini's annehmen; aber nach den weiteren Angaben Zeno's und Morelli's reihte die letztere die Briefe nicht zwiſchen die Gedichte, ſondern ſtellte von jenen nur einige voraus und hinterher. Mehrere der in der Breslauer Hs. enthaltenen Stücke finden ſich auch in der Hs. der Ambroſiana *H. 49 inf.*, nach welcher Colangelo *(Vita di Antonio Beccadelli soprannominato il Panormita,* Napoli, 1820) und neuerdings Ramorino (*Contributi alla storia biografica e critica di Antonio Beccadelli detto il Panormita,* Palermo, 1883) Stellen mitteilten. Einiges andere iſt früher ſchon publizirt geweſen, z. B. gleich das erſte Stück, die lange Elegie an Giovanni Lamola: *Desine me placida verbis abducere terra* in *Carmina illustr. poet. Ital.* vol. II (Florentiae, 1719), p. 113 ff. und bei Forberg hinter dem *Hermaphroditus*, p. 172 ff. Das meiſte aber iſt ungedruckt [2]). Weder die Blätter noch

1) Einige kleine Differenzen von der Aufzählung Morelli's beruhen vielleicht auf einem Verſehen des letztern, ſind jedenfalls von keiner Bedeutung.

2) Soweit ich ermitteln konnte; ich bemerke, daſs mir Mazzuchelli, *Scritt. d'It.* nicht zu Händen war.

Digitized by Google

die Stücke ſind in der Breslauer Hs. numerirt; doch iſt bei dem geringen Umfange der letzteren das, was ich beſpreche oder wiedergebe, leicht aufzufinden.

Das 6. Stück des 1. Buches, ein Brief an einen Henrigettus von Aſti, beginnt mit den Worten: *Audio te summa diligentia exquirere epistolas meas, quascumque in hac Gallia composuerim, atque illas postea in librum corpusque contrahere,* und iſt ein neues Zeugnis für die Bedeutung, welche man den lateiniſchen Privatbriefen beilegte, und die Leidenſchaft, mit der man ſie las und abſchrieb. Wir wundern uns bei vielen dieſer Schreiben, wie denen Filelfo's oder Panormita's ſelber, daß ein anderer ſich für ſie intereſſiren konnte als der, an welchen ſie gerichtet waren; aber es war die Zeit, in der man den Stil vergötterte; man fand Gefallen weniger am Inhalte als an der Latinität und ſammelte ſie wie litterariſche Arbeiten. So that jener Arrighetto mit denen Panormita's. Mögen wir daher noch ſo oft die Beteuerungen der Humaniſten, ſeit Petrarca, hören, daß ſie ſich in den Briefen vertraulich gehen ließen, ganz kunſtlos und anſpruchslos ſchrieben, wir glauben ihnen nicht; ſie dachten nicht blos an den Adreſſaten, ſondern zugleich an das Publikum. Auch Panormita verſichert hier, er habe eine Veröffentlichung nie im Sinne gehabt, habe ſo hingeſchrieben, ohne Rückſicht auf Eloquenz und nur aus Freundſchaft. Übrigens billigt er Arrighetto's Geſchmack für die Briefe, nur ſolle es ſich nicht um die feinigen handeln, und hier folgt eine Lobpreiſung der Epiſtolographie, namentlich als trefflicher Übung der Eloquenz: *Quid enim vel epistola suavius vel commodius vel utilius aut admirabilius inveniri aut cogitari potest? Primum epistola sermoni praestat huic ipsi, quo maxime homines ceteris animalibus antecellunt. Hoc enim praesentes tantum alloquimur, epistola etiam absentes. Facitque ut et ibi sis, ubi non sis, et stans ambules et dormiens vigiles et Mediolani agas et ubique gentium adsis. Num hoc quicquam admirabilius? Quid etiam utilius quam quod plurimos tibi benevolos et amicos comparabit epistola absentes et quos nunquam videris? Praeterea si qua ratione exerceri ad eloquentiam cupimus, quod necessum puto, si eloquentes et egregii cives volumus esse, quomodo id delectabilius aut commodius aut denique fortunatius agere atque adsequi possumus quam frequenter epistolando?* So werde man, ſagt er, Arrighetto dankbar ſein, *cuius opera ac pietate factum est ut hoc opusculum in lucem prodierit,* was doch ſeinen eigenen Äußerungen falſcher Beſcheidenheit widerſpricht.

Das dieſem Briefe folgende Epigramm *In Invidos* nennt Panormita's hauptſächlichſte Freunde und Feinde:

Quid curem, Rodus [1]) cum nostra poemata culpet,
Sie mea Maecenas [2]) carmina docte probas?
Quid curem, quod me cimex Laurentius [3]) odit,
Si me Crottiades [4]) unus et alter amat?
Quid curem, carpat vitam Cato Saccus Jacchus,
Si Ferrufino iudice vita proba est?

1) Antonio da Rho.
2) Francesco Barbavara.
3) Valla.
4) Luigi und Lanzelot Crotto.

Digitized by Google

Quid curem, quod me livor sectetur ubique,
Si semper virtus invidiosa fuit?
Curandum placeas tantum doctisque bonisque,
Summa quidem laus est displicuisse malis.

Ein Brief an Domenico Ferrufino: *Caenam para et audi licet brevem perquam ridiculam fabellam* (auch im Cod. Ambros. f. Colangelo, p. 45, n.), erzählt einen komiſchen Vorfall bei der Taufe von Ferrufino's Neffen. Man legte dem Kinde den Namen Francesco bei nach dem herzoglichen Sekretär Francesco Barbavara; Panormita nannte als weiteren Namen Maecenas, wie er ſeinen Gönner Barbavara zu bezeichnen pflegte; aber die Weiber erhoben ein großes Geſchrei, weil ſie glaubten, er wolle das Kind *mezena* (mail. jetzt *mezzenna*), d. h. „Speckſeite“ taufen.

Das Gedicht *Ad Galganum Bicum: Quod tibi tam sero mittam, Galgane, libellum,* zählt in der Hs. 20 Verſe, von denen nur 4 gedruckt ſind in *Antonii Bononiae Beccatelli cognomento Panhormitae Epistolarum libri V,* Venetiis, 1553. fol. 132, und danach bei Forberg, p. 190.

Zwei Schreiben richten ſich an den Herzog Filippo Maria; das eine: *Draco seu serpens,* das auch in der Hs. Cennini's ſteht (f. Morelli, p. 83) iſt das in *Epist.* ed. Venet. fol. 29 verſprochene und giebt naturhiſtoriſche und allegoriſche Erklärungen der Schlange im Wappen der Visconti. Das andere: *Figurationes ad vexilla tua,* zeigt, daß der Auftrag zu gewiſſen Zeichnungen, von welchem Ramorino p. 82 handelt, nicht, wie dieſer annahm, das Familienwappen des Herzogs, ſondern die Fahnen ſeiner Truppen betraf; dieſes war übrigens ſchon zu erſehen aus Morelli's Bemerkung über den Codex Cennini (p. 83), in welchem der Brief ebenfalls ſteht. Panormita ſchlägt drei Figuren vor, einen Apollo, einen Pegaſus, einen Herkules, dazu noch eine Pallas, die der Biſchof Gerardo von Lodi angegeben hat, alle mit Attributen, die Panormita beſchreibt.

Ein Brief an Francesco Barbavara (*Francisco Mecenati*): *Quod tibi admodum grata et accepta sit mea haec ad villam eundi sententia, plurimum laetor,* iſt voll Freude über die Erlaubnis, ſich nach der Villa zurückziehen zu dürfen, wo er von ſeinen Feinden nichts hören, nur den Muſen leben, Maecenas und dem Fürſten ſich dankbar zeigen werde, indem er ſie dichteriſch verherrliche. Die Villa hieß *Ridibovana,* wohl deshalb, meint Panormita, weil die Schönheit des Ortes, wo alles lache, ſogar die Ochſen lachen mache. Die Erlaubnis ſcheint übrigens wieder zurückgezogen worden zu ſein, oder es war eine andere Gelegenheit, bei der ſie ihm verweigert wurde; denn in dem langen Schreiben an Maecenas: *Quanta me incommoditate et affecerit,* ſagt er, daß er nicht habe nach der Villa Ridibovana gehen können, wie er wünſchte, klagt über die Feinde, von denen er umgeben ſei, verteidigt ſich gegen ihre Angriffe, ſpricht von ſeinem Kommentar zu Plautus u. ſ. w. und endet mit der Bitte um Anweiſung einer *villa commoda et amoena.* Aus dieſem Briefe ſind nach der ambroſ. Hs. Stellen bei Ramorino, p. 6 n. p. 13 ff. und 86 ff. gedruckt, auch eine in ital. Überſetzung ſchon bei Colangelo, p. 80 ff. Auch ein Gedicht an Maecenas gegen Ende der Sammlung: *Maecenas decus Italium et spes altera vatum,* bittet um *otium,* offenbar wieder die Villa, wo er des Herzogs große Kriegsthaten ſingen und dabei Maecenas nicht vergeſſen will.

Das 2. Buch beginnt mit einem Gedichte: *Surge age, Calliope, sat langor inertia satque,* ohne Überſchrift; der Inhalt zeigt jedoch, daß es ſich an Bartolommeo da Montepulciano richtet; er preiſt ihn als Dichter

Digitized by Google

und bittet ihn, den einflußreichen päpſtlichen Sekretär, den Verfaſſer Papſt Martin zu empfehlen:

Post haec, Calliope, me dedas Barptolomeo,
Meque Columnensi dedicet ille deo.

Dieſes Gedicht fällt alſo ſpäteſtens 1429, in welchem Jahre Bartolommeo ſtarb, und vielleicht gehört es in die Zeit von Panormita's römiſchem Aufenthalt, d. h. 1427 oder 1428, wo ihn Valla als Teilnehmer ſeines Dialogs *De Voluptate* auftreten läßt.

Hierauf folgt das lange Schreiben an den Rat und das Volk von Genua: *Si quis vestrum fortasse admiretur*. Er treibt die Genueſen an, zu Gunſten des Herzogs Filippo Maria Krieg gegen die Venetianer zu beginnen. Später, als er im Dienſte Alfonſo's von Neapel ſtand, und die Genueſen zum Beiſtand im Türkenkriege auffordern ſollte, verwendete er zu dieſem Zweck einfach den Anfang jenes alten Briefes mit Kürzungen, und in ſolcher Geſtalt iſt er gedruckt in *Epist.* ed. Venet. fol. 124. Dieſes Verfahren iſt charakteriſtiſch für die große Unfruchtbarkeit und Bequemlichkeit Panormita's in ſeinen ſpäteren Jahren. Das Verhältnis jenes Schreibens für Filippo Maria, welches ſich auch im ambroſ. Codex findet, zu dem gedruckten iſt von Zeno (*Diss. Voss.* I, 313), Colangelo (p. 273 f.) und noch neuerdings von Ramorino (p. 10 n. 2) irrtümlich dargeſtellt worden. Der letztere ſagt: *È pure qui la orazione dal Nostro recitata al senato ed al popolo Genovese, che fu edita da Pomponio Beccadelli nella sua Raccolta del 1553; ma il manoscritto la conserva intiera, mentre la stampa omette tutti quei passi che sparlavano dei Veneziani.* Die Tiraden gegen die Venetianer mußten ja freilich im Drucke fehlen, weil die umgearbeitete Rede garnicht mehr zum Kriege gegen ſie, ſondern gegen die Türken mahnt; aber die Änderungen ſind von Panormita, nicht von ſeinem Herausgeber. Auch ſcheint es mir unrichtig, aus den Reden Panormita's, wie ſchon Zeno und Colangelo thaten, auf eine Geſandtſchaft desſelben nach Genua zu ſchließen. Er ſendete dieſelben, ohne Pavia zu verlaſſen; wäre er in Genua geweſen, ſo hätte er ſich dieſer Reiſe als eines dem Herzoge erwieſenen Dienſtes da gerühmt, wo er ſich im Briefe an Maecenas gegen die Angriffe ſeiner Feinde verteidigt. Und daß er in dieſem Briefe von *orationculae* redet, beweiſt nichts; es waren eben geſchriebene Reden, und ſie haben die Form von Briefen; an der Spitze der erſten ſteht: *Senatui plebique Genuensi salutem pl. dic. Antonius Panhormita*, und die zweite, welche nach Anfang der Rüſtungen gegen Venedig und Florenz die Genueſen beglückwünſcht und zum Ausharren ermuntert, und welche in der Breslauer Hs. als 4. Stück des 2. Buches ſteht, beginnt: *Antonius Panhormita Andreae Barpt. Imperiali e Raphaeli Adorno ceterisque viris Genuensibus sal. pl. dicit. Congratulari vobiscum licet.*

Ferner enthält das 2. Buch der Breslauer Hs. den kurzen Brief an Fr. Piccinino: *Si vales, valere adhuc possum*, den Ramorino p. 18 nach dem Codex Ambroſ. mitteilt. Der Name des Jünglings, dem Panormita die *Captivi* des Plautus vorlas, und den Ramorino nur mit *Ç* bezeichnet fand, iſt hier ausgeſchrieben; es war der bekannte Cremona. Übrigens hat Ramorino die Worte Panormita's mißverſtanden (p. 19); derſelbe ſagt durchaus nicht, die Lektüre der *Captivi* habe den Jüngling ganz verändert; er war ein anderer geworden, ſchon als er zu ihm kam, nicht mehr ſo, wie es Panormita *Epist.* ed. Venet. fol. 13. beklagte: *Quod scribis te com-*

Digitized by Google

messationibus, non lectionibus esse occupatum, aegre et moleste fero; nam qui comedit ut alii, mihi crede, sapit ut alii.

Etwas mehr Intereſſe als die bisher beſprochenen bieten vielleicht einige Stücke der Sammlung, welche ſich auf Liebesangelegenheiten von Panormita's Freunden beziehen, und welche dieſelben und damit Panormita's eigene Denkweiſe, wenn nicht in günſtigerm, doch in anderm Lichte erſcheinen laſſen, als Voigt ſie dargeſtellt hat. Einen Schluß von dem *Hermaphroditus*, wo er einfach Martial und die priapejiſchen Gedichte nachahmte, auf Panormita's eigenes Treiben zu ziehen, ſind wir doch nicht berechtigt. Die Unſauberkeit ſchien damals und lange vorher und nachher die notwendige Würze des Scherzes; Poggio tadelte den *Hermaphroditus* und ſchrieb die *Facetiae;* Filelfo tadelte noch heftiger und machte es in ſeinen Epigrammen *De Jocis et Seriis* nicht beſſer. Voigt hat, wie ſchon Ramorino zeigte, Panormita's angebliches wüſtes Leben mit gar zu grellen Farben gemalt; er war gewiß kein Tugendheld; aber er wird es kaum ſchlimmer getrieben haben als die anderen. Voigt ſagt, *Die Wiederbelebung des klaſſ. Altert.* I, p. 519 f. über Panormita's Aufenthalt in Pavia: „Er ſetzte mit Genoſſen, wie man ſie überall findet, ſein luſtiges Studentenleben fort, in Trinkgelagen und in Geſellſchaft von Dirnen, die er nach antiker Art in ſpaßigen Epigrammen beſang. Wie einſt ſeine Monofila, verewigte er in Verſen die Eliſa und Ambroſia ſeiner Kumpane". Hat er, der die Schlemmereien ſeines jungen Freundes Antonio Cremona tadelte, und ſich über den Wandel in ihm beglückwünſchte, wie wir oben ſahen, wirklich ſelbſt ſeine Zeit nur mit Trinkgelagen verbracht? Und woher wiſſen wir, daß die Monofila, von der er ſagt, daß er ſie einſt geliebt habe (*Epist.* ed. Venet. fol. 13), eine Dirne geweſen ſei? Die *Laus Ambrosiae,* die in der Breslauer Hs. ſteht (das 9. Stück des 1. Buches) lautet folgendermaßen:

Quaen est quae modulans flectensque facillima vocem
Efficiat prae se rauca sit omnis avis?
Quaen est quae cantu truculentos mulceat ursos,
Et faciat Venerem sentiat Hippolytus?
Quae Siren Ithacum possit sopire canendo,
Lenius aut cantet quam moribundus olor?
Et quae non hominem, sed quae sonet ore Minervam,
Dum ducit telas et canit inter opus?
Dicite, io Musae, quaenam est ea? iamne siletis
Invidia? Dic tu, dic, Amor: Ambrosia est.

Singt man ſo von einer Dirne? Und in den Stellen der gedruckten Korreſpondenz, welche ſich auf das Gedicht beziehen, drückt er ſich immer höchſt reſpektvoll aus. Er ſchreibt an Antonio Mercurio Cremona (*Epist.* ed. Venet. fol. 17): *Ratum acceptumque fero, Mercuri iucundissime, quicquid Ambrosiae tuae, mulieri ornatissimae, pollicitus es nomine meo,* d. h. das Epigramm auf ſie zu dichten, . . . *mihi quidem satis abunde sit, si quando honestissimae tuae voluntati morem gero.* An denſelben (fol. 18): *Epigramma illud, quod tantopere expetiscis in commendationem Ambrosiae tuae, nisi fecero, tu posthac neque divini neque humani quicquam mihi credas volo;* er pflege aber nur *ex furore* zu dichten. Dann heißt ſie noch *suavissima foemina*; nirgend fällt ein indecentes Wort. Ein anderer Brief fol. 22 iſt fälſchlich Antonio Cremonae überſchrieben

Digitized by Google

ſtatt Antonio Mercurio Cremonae, da es zwei verſchiedene Perſonen waren: *Epigramma, quod a me quotidiano pene convitio efflagitasti, in laudem Ambrosiae tuae, feci, et ecce illud nunc ad te mitto, quod retractare debes et incudi reddere, priusquam elegantissimae illi matronae legendum tradas.* Alſo war dieſe Ambroſia eine verheiratete Frau, man möchte vermuten, die eigene Frau von Antonio Mercurio Cremona; doch mag es auch die Gattin eines andern geweſen ſein, die er anbetete, wie dieſes in dem andern Verhältniſſe, dem des jungen Antonio Cremona zu ſeiner Elisia der Fall war. Die *Laus Elisiae: Elisia auricomas inter celeberrima nymphas*, in der Breslauer Hs. das 3. Stück, gedruckt bei Forberg, hinter dem *Hermaphroditus*, p. 189 ff. ſchlägt wieder einen hohen Ton an; er ſagt von ihr unter anderm:

Hoc etiam felix, quod formosissima pulchro
Scilicet et casto casta puella places.

Das Gedicht an Antonio ſendend (*Epist.* ed. Venet. fol. 12) nennt er ſie deſſen *amica et domina*, und nachher *tua haec imperatrix corona nympharum*. Ein Brief an Antonio in der Breslauer Hs.: *Petis ut te ipse consoler*, tröſtet den Freund über den unglücklichen Zufall, daß er gerade abweſend war, als Elisia ihn beſuchen wollte, und hier ſieht man, daß ſie verheiratet war; es hätte doch, ſagt Panormita, Schlimmeres geſchehen können: *fortasse praestat abfuisse quam praesentem vehementius inflammari, quam Elisiae virum resciisse, quod tuam propter absentiam necesse nescivit.* Denſelben Gegenſtand behandelt das folgende Gedicht; ein Rival Antonio's hat ihn bei Eliſia verdächtigt, er habe ſich abſichtlich entfernt, aus Geiz, um ſie nicht bewirten zu müſſen, während er doch einen kranken Freund begleitete; aber die Verleumdung war umſonſt:

Ad Antonium.

Non satis ille tuos, Antoni splendide, mores
Cognovit, qui te damnat avaritiae.
Namque abes aegroto Pylades addictus Oresti,
Teque amor et pietas non sinit esse domi.
Elisia interea lux insperata penates
Visit et illustrat grata puella tuos.
Numquid avaritiae culpabere, si prius absis,
Deque insperato te tua nympha petat?
Struxisses praesens mensas epulasque deorum,
Plausissent dominae res, anus ac paries.
Sed fortuna ipsis vel amantibus invida fecit
Infelix peregre, dulcis amice, fores.
Illa animo, illa oculis ac gressibus omnia lustrat;
Absentem ut dominum sedula sensit abit.
Tunc ibiter [1]) maestae Elisiae rivalis adhaeret:
Ne te suscipiat, dixit, avarus abest.
Talia sint quaeso rivali, qualia tu vis;
Sed nihil est, mores novit amica tuos.

Zwei ſpätere Briefe beziehen ſich auf eine Zuſammenkunft, welche Cremona endlich mit ſeiner Eliſia gehabt hat; aber die Nähe der Geliebten hat eine reinigende Wirkung auf ſeine Leidenſchaft ausgeübt; er war

1) l. *igitur?*

Digitized by Google

glücklich genug, ſie zu ſchauen, mit ihr zu ſprechen. Panormita ſpottet in cyniſchem Tone, daß er nicht weiter gekommen iſt:

Quantum et ipse quoque titiller ac pene deliquescam ex tua voluptate, malo id colligas ex amore in te meo, quam mihi item necesse sit parasitos exprimere illos quidem gestientes et exhilaratos, atque ex eo nunc me magis magisque temperabo, ne una opera duo pariter insani videamur. Nam tibi, ut videre videor, Pylade opus est, nec pro eo tantum quod laetitia victus es quam quod fortuna uti nescis nec felicitate frui. Illuxit tibi dies tandem, quam non modo sperare, sed nec etiam optare ausus fueras: Elisiam nactus es solus solam, consedistis, conlocuti fuistis, ultra actum nihil. Dispeream, nisi dignus es odio atque eiici et profligari ab amatorum grege. Quam amicitiam affers, quam pudicitiam? Num ideo Elisiam amas, ut aliquando inter admodum pauca illa amicorum paria vir cum muliere dinumereris? Nihil absurdius. Tantum, inquis, pudicitia illius captus es eiusque virtute contentus agis. Hoc modo Barbavariorum mater tibi potius amanda et persequenda est, quae matronarum honestissima sanctissimaque et est et habetur. Verum, ut videor, pusillanimitatem tuam protegere studes, cumque interdum masculus esse non queas, saltem continens haberi vis. Sed erras. Is demum est castus et integer, qui mulieren, quae sua non est, neque ambit neque concupiscit. Quod si semel lapsus alienam appetas eamque nactus sis, erit tunc stultitiae illam illibatam dimittere et Veneris munus aspernari. Cur eam sollicitas? Cur desideras, si uti non vis? Cur langues? Cur afflictaris, si sanari non vis? Audi Epicurum: Nec equidem habeo, inquit, quod intelligam bonum detrahens eas voluptates, quae sapore percipiuntur, detrahens eas, quae rebus percipiuntur Venereis, audistin? et addit: detrahens eas, quae auditu et cantibus, detrahens etiam, quae ex formis percipiuntur, sive quae aliae voluptates in toto corpore gignuntur quolibet sensu. Epicurus haec, tuus, inquam, Epicurus, quem si, ut in plerisque, ita nunc in Elisia tua secutus fuisses, intacta illa neutiquam abiisset. Ego quidem, utcumque res ierit, fortasse etiam melius viriliusque quam scribis, gaudeo et ex tua omni laetitia exulto. Vale.

Aber er ſah voraus, daß der platoniſche Liebhaber darüber ſehr aufgebracht ſein werde, und in dem zweiten Briefe leiſtet Panormita Widerruf, preiſt die reine, geiſtige Liebe, beteuert nur geſcherzt zu haben, um den Freund zum Schreiben aufzuſtacheln:

Quo animo sis priores ad te meas litteras habiturus, ignorabunt fortasse alii. Ego vero te pulchre novi et amoris vim; undequaque te facilem atque tractabilem praebes, in Elisia ne contingi quidem pati potes. Impudens ergo Panhormita, qui ea experte te irritat, qua una solum concitari non pateris. Sed distat plurimum, quis te provocet; siquidem amicus, iocari eum sinito; sin vero callidus quispiam et malitiosus te lacessat, irascaris licebit, modo ne iratus irascaris. Quicquid de abutenda tua Lucretia diximus, quis unquam dubitabit me de industria id dixisse, quo te ad scribendum excitarem elinguem factum ac diutissime mutum? Nulla ex re quidem alia facilius promptiusque te poteram vel indormientem excitare, quam si eam tibi etiam paululum contaminare conarer, qua audita solitus sis adhinnire, ne insanire dixerim. Rumpes silentium, scio, et sepultus etiam eloqueris, quod mearum, si nescis, propositum est litterarum. Nam de modestia, de pudicitia, de sanctimonia Elisiae tuae Phoenicis nunquam addubitavi. Contra quis tuam animi moderationem ignorat, nisi qui se ipsum ignorat? Visu, alloquio et alter alterius suavitate contentan-

Digitized by Google

tur atque aluntur vere amantes; usus autem ille Venereus, pace Epicuri dixerim, maxime beluarum est. Liceat mihi hac epistola sive tua causa contrarium eius dicere, quod superioribus dixi, sive, quod Socraticus mos fuit, tum hoc tum illud in plerisque disserere. Venereus, inquam, actus non est perfecte amantium. Quod natura ipsa apertissime docet; nam, si quando ii, qui non vulgariter amant, id tentant, quod minime licet, saepiuscule nequeunt nervos intendere, et propositi piget pudetque. Ratio praeterea id suadet, ne id facias, quod fecisse mox poeniteat. Demosthenes ille tuus a Laide propterea, quod grandem a se pecuniam poposcerat, intacta discedens: Ego, inquit, poenitere tanti non emo. Quid alter ille? Nonne coitum existimavit speciem quandam esse comitialis morbi? Recte tu quidem Elisiam delegisti suaviloquio contentus et aspectu illo deam potius redolente quam mortalem. Elisiae enim corpus Venus formavit, animum Pallas. Eam, si sapis, ama, quod facis, et vive, ut Flaccus ait, in amore iocisque, tui saltem auctoritate Caecilii confirmatus: Qui amorem, inquit, deum non summum putet, aut stultum aut rerum esse impe, ritum, cui iam in manu sit, quem esse dementem velit, quem sapere, quem insanire, quem in morbum iniici, quem contra amari, quem expetiquem accersiri.

Man wird Panormita hier ſchwerlich glauben, und ſeine wahre Meinung doch in dem erſten Briefe, nicht in dem zweiten ſuchen; man wird auch gegen die Moralität jener Liebesverhältniſſe ſeine Bedenken haben; allein dieſe gehen gegen die Sitten der Zeit, nicht des einzelnen, und man ſieht wenigſtens, daß er ſich in keiner ſo niedrigen Geſellſchaft bewegte, wie es nach Voigts Darſtellung ſcheinen könnte. Der Vollſtändigkeit wegen ſei auch noch das geiſtloſe Epigramm auf Eliſia und Cremona angeführt:

Terra nihil caelo Phoebo lunaque decoro
Invidet; Elisia terra decora sat est.
Est etiam terrae, terrae Elisiaeque suus sol.
Nil petimus caelo, si modo nostra sinat.

Ein längeres Gedicht an Porcello, welches deſſen Liebe zu leeren tönenden Worten tadelt, wurde die Veranlaſſung zu deſſen heftiger Erwiderung, welche gedruckt iſt in *Camina Illustr. Poet. Ital.* VII, 500. Wir haben hier eine der zahlloſen litterariſchen Fehden, welche der Renaiſſancezeit charakteriſtiſch ſind. Das Gedicht Panormita's lautet:

Ad Porcelium.

Porceli, neque enim patiar, Porcelle voceris,
Mundus es, et nomen iam tibi dispar erat,
Porceli, qui me tam multis versibus ornas,
Et cupis ut reddam carminis ipse vicem,
Nostra tuos timuit tumidos elegia cothurnos,
Clauda licet, claudo fugit et illa pede.
Extimuit rapidas curvato umbone phalanges
Et mage terribili plurima verba sono.
Nec potui, quamvis fugientem saepe vocarim,
Flectere; nimirum territa Musa tuba est.
Qui non horrescat galeas peltasque sudesque?
Et mea si Clio fugit, inermis erat.
Illam non Mavors, illam non bella nec enses,
Verum blanditiae deliciaeque iuvant.

Digitized by Google

Me quoque fraxineo iamiam Bellona trabali
Terruerat, quamquam sum male fortis ego.
Ipsum illum Aeacidem, qui vicerit Hectora Troem,
Fac legere armatum carmen, et is fugiet.
Audierat quendam versus laudasse boantes
Zaulidamas, vates clarus in Arcadia,
Et petit hi versus tales oracla quid essent:
„Sunt crepitus tumidi ventris", Apollo refert.
Scita quidem vox, o Porceli, et Apolline digna,
Et quam sub memori mente animoque tene.
Nulla etenim vero sunt verba tonantia, verbis
Si modo nil grave sit, si modo dulce nihil.
Vel si sunt aliquid, verum respondit Apollo,
Ventus id est, in quo nil nisi putor inest.
Quod si te tantum sonitus delectat et aures
Impleat, est suavi tibia grata sono
Cymbalaque et crotali citharaeque et sistra lyraeque
Et quae praeterea nomina mille placent.
Languscus si vult acri componere bardo
Carmina, quid faciat, discite, mira canam:
Exprimit ex clausis loculis lectissima quaedam
Verba sonora quidem, sed tamen apta parum,
Grata tamen bardo, quamvis non arte nec usu
Viderit, at forsan graecula verba putet.
Inde sua in numeros connectit verba nec illa,
Quae res, sed tantum flagitet ipse sonus.
Materiam verbis excudit, quamque tulit fors,
Quoque volunt illum barbara verba trahunt.
Inde fit ut scribat, quae non intelligat ipse
Oedipodes, bardo carmina digna suo.
Hi sunt, quos clamat „procul, o procul ite, profani"
Deque suo exagitat Calliopea choro.
Egregius vates nunquam torrente vehetur
Verborum, verbis imperat ille suis,
Atque agit, ut pariat res ipsa decentia verba,
Donat et illa suis rebus et illa suis.
Non igitur fato, verbis non ducitur idem
Quaeque vocet, cum vult, sub pede verba tenet.
Hi sunt, quos sacro admittunt Aganippides antro,
Et quorum impediunt laurea serta comas.
Tu quoque si verbis posthac imponis habenas,
Rem tractes et mox des sua verba rei,
Et te delectent mansueta vocabula et usu
Cognita, munda tamen quaeque latina putent,
Dignus eris lauro, spargent te flore Camenae,
Deque tuo facient profluat ore melos.
Tum vero immodice mea territa Clio tot armis
Adveniet versus et tibi mille dabit.

Ich setze auch Porcello's Antwort, nach dem Drucke der *Carmina Illustr. Poet. It.* mit einigen Besserungen der Interpunktion, hierher, da der Vergleich mit Panormita's Versen sie hier und da verständlicher macht:

Digitized by Google

In Antonium Panormitam, Vegio vati clarissimo.
Arca vetus stabat variis oppleta libellis,
  Quos inter Siculus Hermaphroditus erat.
Haec rima tenui parvoque foramine fracta est,
  Ut vix vel minimum reptile adiret onus.
Mus adit et Siculum partes in mille libellum
  Dilanians salvis exiit inde meis [1]).
Ut vidi admirans, non haec sine numine divûm
  Eveniunt [2]), volui consuluisse Deum:
„Verbula depereunt, quae sunt sine pondere, quae sint
  „Digna lupanari verbula“, Phoebus ait.
„Irrita nimirum vatis monimenta Sicani,
  „Hoc se volt falso nomine adire polos.
„Non sunt digna viro, non sunt ea digna poetis,
  „Quidquid habent est, quod plena cloaca iacit“.
Digna quidem vox est, vates celeberrime, Phoebo
  Regula lenonum est et gravitate caret.
Dicet: Sic quondam prisci lusere poetae,
  Inque Priapeis luserat ante Maro.
Cur non Virgilio liceat conferre Panormum?
  Hosque olim vates Attica Musa docet.
Quis sibi delicias, quis blandimenta iocosve
  Abnuat et lusus illecebrasque, sales?
Callimachum tenui certus superare cothurno est;
  Maeonius Siculo cede poeta deo.
Virgilium superat, neque non mirabere doctos
  Inter lenones et superare Jovem.
Cedite, Pierides, novus insurrexit Apollo,
  Hunc genitum summo credimus esse deo.
Ah quanto est satius sanctas ediscere leges;
  Coepisti [3]), abruptum consolidetur opus.
Nam neque te Aoniis aluit pia turba sub antris,
  Nec te Cirrhaeo vertice Phoebus amat.
Immo leves Bromius choreis attollere saltus,
  Cymbala te docuit Inda movere manu.
Fabula narratur totum celebranda per orbem,
  Instar habet Siculi carminis, instar habet:
Pisciculos pelago cernit de colle lacerta,
  Quîs a natura scire natare datum est.
„Et nos sollicitis pedibus velocius“, inquit,
  „Ibimus“. e scopulo se cita mergit aquis.
Nat, quantum miseranda potest; mox fessa sub undas
  Fert caput et trepidans, non peritura, perit.
Terruerant animos clypei galeaeque sudesque;
  Num terrent animos carmina blanda tuos?
Scripsimus armatas convexo ûmbone phalanges,

1) nämlich *libellis*.
2) ſcheint verdorben.
3) Panormita hatte ehedem begonnen, die Rechte zu ſtudieren; Porcello mahnt ihn, zu dieſem Studium zurückzukehren.

Digitized by Google

Scripsimus anguigeri Martia gesta ducis [1]);
Cumque triumphali quondam Capitolia curru
Scripsimus et Fauni corpora nuda dei.
Carmina mille dedi dudum de prole Columnae
Pontifici sacro, carmina mille dedi [2]).
At quandoque Venus, quandoque Cupidinis arma,
Interdum digitis Flora notata meis.
Multa tuae dedimus, quae mallem incondita, laudi;
Servabam, quam tu fallis, amicitiam.
Damnasti fugiens, quod me praesente probaras,
Et pugnant dictis dicta priora tuis.
Langusti [3]) certa est de me sententia vatis,
Cui male dixisti ruptus ob invidiam.
Haud tecum sentit, quisquis mea carmina legit,
Haud tecum sentit Bornius [4]) ille tuus.
Nimirum est hominis, qui se velit esse poetam,
Fingere; finxisti; Di tibi digna duint.
Quidquid habent, viridi vates dignissime lauro,
Eloquio firmes et gravitate tua [5]).

Endlich sei erwähnt, daß drei Stücke der Breslauer Sammlung von Panormita für andere verfaßt sind, nämlich ein Brief Niccolò Piccinino's an Herzog Filippo Maria: *Magnas et in dies maiores tibi gratias habeo*, eine Danksagung für den Empfang, der ihm zu Teil geworden, und Lobpreisung von Bianca, des Herzogs natürlicher Tochter (auch im Cod. Cennini, f. Morelli, p. 83), eine lange Rede des Juristen Giovanni Ferrufino an die Pavesen, wo er sich gegen die Beschuldigung verteidigt, er habe die Verlegung der Universität von Pavia nach Piacenza gewünscht, während er nur die zeitweise Abhaltung der Vorlesungen in Piacenza vorschlug, weil in Pavia die Pest herrschte: *Aegre et moleste admodum fero, viri Papienses,* und Verse eines Marcettus an die Einwohner seiner Vaterstadt Monza, bei Gelegenheit der Sendung von Reliquien an sie: *Qui colis ac servas nostram, dive anguifer, urbem.*

Ein Schwank des 15. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von **Johannes Bolte.**

Die Handschrift des Britischen Museums [6]), welcher das unten mitgeteilte Stück entgenommen ist, ist von Interesse für die Geschichte des deutschen Humanismus. Sie enthält eine kleine Sammlung von lateinischen Dichtungen in Poesie und Prosa aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ihr einstiger Besitzer, Werner Heylt de sancto Goar, wie er sich auf der vorletzten Seite nennt, scheint als Student in

1) Filippo Maria Visconti, vielleicht aber auch Francesco Sforza, den er in dem Gedichte p. 506 f. *anguiger* nennt.

2) Ein Gedicht an Papst Martin in *Carm.* l. c. p. 503.

3) Im Gedichte Panormita's nach der Hs. *Languscus*, ist mir unbekannt.

4) Vielleicht der Bornius Salensis, den Biondo, *Ital. Ill., Opera*, p. 353, unter den gelehrten Bolognesen nennt.

5) Die beiden letzten Verse wenden sich wieder an Maffeo Vegio; zu dem *habent* ist wohl *mea carmina* Subject.

6) Additional manuscr. no. 27569. 27 Blätter 8°.

Digitized by Google

Heidelberg zu den Füßen Wimphelings geſeſſen zu haben. Darauf weiſt eine Bl. 15b beginnende Erzählung von der Herzogin Eugenia von Burgund, die der jugendliche Wimpheling 1470 zu Heidelberg „e vulgari", d. h. nach einer deutſchen Vorlage, überſetzte und Chriſtoph Anshelm von Speier widmete; es iſt eine bisher, wie es ſcheint, nicht beachtete Variation der Crescentiaſage[1]). Darauf folgt Bl. 21a ein Gedicht von Wimphelings Lehrer Ludwig von Dringenberg in Schlettſtadt. Auch Leipzig möchte Heylt beſucht haben, falls man dies aus einigen Verſen des Samuel Karoch „poeta in studio Lypcensi"[2]) ſchließen darf. Den Anfang der Sammlung machen drei Stücke in dramatiſcher Form: ein auch in einer Wiener Handſchrift erhaltenes Geſpräch zwiſchen Bila, Aristancus und Episcopus, deren Stoff in einem Schwanke Bebels wiederkehrt[3]), dann die oft abgeſchriebene und gedruckte Komödie „Poliscene" des Leonardus Aretinus und endlich Bl. 15a der Dialog von Lollius und Theodericus. Mir erſchien der letztere beſonders merkwürdig und der Beachtung wert, weil er ſich in deutscher Form bis heut im Volke erhalten hat; faſt genau übereinſtimmend mit dem Dialoge des 15. Jahrhunderts hörte ich den Schwank von einem Rheinländer erzählen. Wahrſcheinlich bilden gedruckte Faſſungen die Vermittlung zwiſchen dieſen beiden Verſionen, obwohl mir der Stoff in deutſchen und lateiniſchen Schwankſammlungen bisher nicht vorgekommen iſt. Offenbar iſt auch die Aufzeichnung Heylts nur eine mit plautiniſchen Phraſen verbrämte Überſetzung eines längſt im Volksmunde lebenden Scherzes und in eine Reihe zu ſtellen mit den Facetiae Tüngers, Bebels und anderer durch das Beiſpiel Poggios angeregter Humaniſten.

Dialogus.

Lollius. Theodericus.

[*Lol.*] Salue, consors.
The. Haud tibi sodalis sum in posterum.
Lol. Quamobrem?
The. Quia uxorem duxi.
Lol. Bene quidem actum est.
The. Haud tam bene ut existimas.
Lol. Qua de re?
The. Ea enim presbyter potitus est.
Lol. Est id hercle malum.
The. Neque ut reris tam malum est.
Lol. Quo pacto igitur?
The. Quia nouas edes condidit.
Lol. Hoc eciam perbonum est.
The. Minus autem quam arbitraris fecundum est.
Lol. Quare?
The. Nam incendio domus periit.

1) vgl. Catalogue of Romances in the department of manuscripts in the British Museum 1.713 (1883).

2) Die Verſe ſind identiſch mit der auch in 1 Berliner und 2 Münchener Handſchriften enthaltenen ‚Arenga de commendacione studii', welche Wattenbach in der Germania 19,72 (vgl. Zs. f. Geſch. des Oberrheins 28,44) herausgegeben hat.

3) Ich werde dies Geſpräch im nächſten Hefte des Hermes (XXI, 2) abdrucken laſſen.

Digitized by Google

Lol. Per pol malum id est.
The. Nec tam grande malum, ut tibi opinio est.
Lol. Quapropter?
The. Quia in area caulium factitaui ortulum.
Lol. Bene igitur egisti tute.
The. Deterius ac iudicas.
Lol. Cur illud?
The. Inserta olera per porcos ineptos absumpta sunt.
Lol. Periclosum, ut audio, est.
The. Neque tam ingens discrimen est, ut estimas.
Lol. Quo refer pacto.
The. Quia pinguedinem adepti sunt.
Lol. Et id bonum hercle est.
The. Adeo non est, quemadmodum recenses.
Lol. Ob quam causam?
The. Per lupos namque sues deuorati sunt.
Lol. Malum audio existere.
The. Haud ut opinaris tam malum est.
Lol. Quamobrem?
The. Lupos arripui, ex quorum cutibus pellicium mihi confectum est.
Lol. Hoc quidem bonum.
The. Nec adeo, ut reputas.
Lol. Cur igitur?
The. Furtiue raptor abstulit.
Lol. Perprauum est.
The. Melius quam tu credulus es.
Lol. Dic queso quapropter.
The. Fure capto suspensus est et cruci annectitur; propera hinc et huius nates perfles [pervelle?] rancidas.
Dyalogus.

Hutteniana.

Mitgeteilt von **Gustav Bauch.**

Als Böcking die prächtige Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten[1]) ſchuf, hat er ſo fleißig geſammelt, daß er nur ſehr wenig Stoff von irgend welcher Bedeutung für eine Nachleſe übrig gelaſſen hat. Einige poetiſche Erzeugniſſe von Huttens Feder haben nachträglich K. Krafft und W. Crecelius in den Beiträgen zur Geſchichte des Humanismus am Niederrhein und in Weſtfalen[2]) und Geiger und Bauch in dem Archive für Litteraturgeſchichte[3]) veröffentlicht. Im Folgenden wollen wir nun noch einige neue ergänzende Daten den Böckingſchen Forſchungen hinzufügen.

1) Ulrichi Hutteni equ. germ. opera etc., 5 Bände und 3 Supplemente. Leipzig 1859—70.

2) Heft II, Elberfeld 1875, 42. K. u. W. Krafft geben in: Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation, Elberfeld 1875 (24/26) auch den beſſern Text für einen Huttenſchen Brief.

3) Bd. V, 482 und X. 429.

Digitized by Google

1. Eine unabweisliche Forderung für die Gewinnung einer ſichern Grundlage für die Gelehrtengeſchichte des 16. Jahrhunderts iſt der Druck der Matrikeln der Univerſitäten [1]). Bis jetzt iſt immer noch recht wenig zur Erfüllung dieſes Postulates geſchehen, noch harren die Matrikeln von Leipzig, Frankfurt a. d. O., Prag, Wien, Ingolſtadt, Mainz, Freiburg, Baſel und Krakau der Veröffentlichung. Mit einem knappen Auszuge [2]) iſt meiſt nur den Zwecken des Excerpierenden Genüge gethan. Böcking hat für Ulrich von Hutten nach den Intitulationsvermerken geſucht, er giebt auch einige davon, aber nicht alle, und dann fehlen die betreffenden Angaben für ſeine Freunde und Bekannten.

Zuerſt tritt Hutten in Frankfurt a. d. O. mehr in das Licht der Forſchung, hier im Schülerkreiſe des Johannes Rhagius Aesticampianus, dem er ſich hier erſt, in Frankfurt, nicht ſchon in Köln, da Rhagius dort vorher gar nicht verweilt hat, angeſchloſſen hatte [3]). Wir laſſen nach dem Originale des Frankfurter Albums, das in dem Sekretariat der Univerſität Breslau aufbewahrt wird, diejenigen Eintragungen folgen, welche auf Hutten Bezug haben, und fügen, davon durch den Druck unterſchieden, noch einige Namen allgemeineren Intereſſes bei. Auffallend iſt, daß ſogleich im Anfange der Matrikel die Namen der beiden Dozenten fehlen, mit welchen Hutten in Verbindung erſcheint, des Johannes Rhagius und des Publius Vigilantius Bacillarius Axungia.

1506 7 [4]) Fränk. Nat. *Arnoldus Glauburg de francfordia renj.* [5])
Johannes Spangenberg de Stolbergk.
Henricus Briumannus mogunciacus. [6])
Nicolaus kommerstat de nussia.
Caspar Wydebach de guben. [7])
Vdalricus de Hutten ex Buchonia.
Johannes Huttdich de Strintz. [8])
Wolfgangus angst de keyrsersberg. [9])
Cristofferus Jan de lipzk. [10])
Conradus baumgartner de Rotenburg. [11])
B. Baltasar Mürher de Echterdingen. [11])
Cristofferus Zcigler de gawernitz. [12])
Märk. Nat. D. Johannes Blankenfeldt de Berlin vtriusque iuris Doctor Ordinarius.

1) Wenn möglich, mit brauchbarem Index!
2) Wie z. B. Zeiſsberg, Das älteſte Matrikelbuch der Univerſität Krakau, Innsbruck 1872.
3) Vrgl. meine Aufſätze im Archiv für Litteraturgeſchichte XII, 321 f und XIII, 1 f, beſonders XII, 337 und XIII, 2—6. Straufs, Ulrich von Hutten (2. Aufl.), 22, 25, 38—41.
4) Einjähriges Rectorat des Conrad Wimpina. Inthronisation 26. April 1506. 928 Immatriculierte. Frankfurt hatte anfänglich die vier Nationen der Märker, Franken, Schlesier und Preufsen.
5) B. I, 255, 256, 262. Straufs, 280. Förſtemann, Album Acad. Viteb W. S. 1502 Arnoldus Glauburgk de franckfordt. Ebenda 1524, 19. Dezember, Johannes Glauberg und 1527, 1. Juli, Hieronimus a Glauburg.
6) H. Brumann. B. III, 7, 564; Archiv XII, 360, XIII, 3, 5. Der Name, wie es ſcheint, zum teil auf Rasur.
7) Fränkiſche Nation? Archiv XII, 360.
8) Archiv XII, 360, XIII, 5, 12.
9) Straufs, 24.
10) An Stelle der Einſchreibegebühr: nihil J. war alſo ein „pauper“. Arhiv XIII, 12.
11) Buchdrucker.
12) Archiv XIII, 4

Digitized by Google

Symon glauburg [de] francofordio. [1])
D. Joachimus de Bulow custos lubucensis. [2])
Schles. Nat. Georgius Wirt de lemberg.
1507/8. [3]) M. N. Theodericus Mulczan nepos domini Lubucensis. [4])
Valentinus Steygentyn de Stolp. [5])
Johannes } *de Osthe de Wellenorg fartres.* [6])
Alexander }
Schl. N. Caspar Swengkfeldt de Lignitz.
Fabianus Gurteler de Goltbe[r]gk. [7])
Fr. N. Wibertus Schwabe de Buchen a. R. Doctor v. iuris.
1508 S. S. Fr. N. Nicolaus Lamperter de Passelca. [8])
1510 W. S. Schl. N. Baltasar Bromnicz de lessendorff a. R. Episcopus Vratislauiensis.
1511 S. S. Fr. N. *Hermannus Trebelius de ysenach poeta.* [9])
1512 S. S. Schl. N. Fabianus Eckel de Lignitz.
1512 W. S. Pr. N. Simon Regiomotanus (darüber „Willichius“).
Baccalarius Georgius Bonemilch Lasfe.
Fr. N. Thomas Müntczer Stolbergensis. Glosse: (Seditiosus.)
1513 S. S. Fr. N. *Richardus Sbrulius foro Julianus* [10]) a. R. insignis poeta.
Magister Eobanus Hessus Francobergius [11]) a. R Vates Germaniae.
1513 W. S. M. N. *Josannes Hadus de Stadis.* [12])
1518 W. S. Fr. N. Reuerendus pater frater Johannes Tetzell ordinis predicatorum sacre theologie professor [13]). Glosse: (indulgentiarum patronus.)
1534/35 [14]) M. Wolffgangus Jobst Francofor. a. R. aliàs Justus.

2. Böcking hatte in Erfahrung gebracht, daß die von Wallenberg-Fenderlinfche Bibliothek in Landeshut in Schlefien unter ihren von Manlius gefammelten Reformatorenbriefen einen Brief von Hutten an Mosellanus und einen anderen von Moshamer an Hutten gerichteten befitze. Es glückte ihm auch, eine Abfchrift des erften Briefes zu erlangen, aber der Abfchreiber konnte trotz der fehr deutlichen Schrift das Original nicht

1) Märkifche Nation? Verwechfelung zwifchen Frankfurt a. M. und F. a. d. O.?
2) Archiv XII, 337, XIII, 2, 3.
3) Einjähriges Rectorat.
4) D. h. des Bifchofs von Lebus Dietrich von Bülow, des Kanzlers der Univerfität Lies Malczan.
5) Strauſs 38. V. von Stojentin. B. III 35.
6) Strauſs l. c. B. I, 15, III, 66, 93. Förftemann, Alb. Acad. Vit. 1515. S. S. Alexander de Osten Dioc. Caminen. 1518. S. S. Johannes von der Oesthen Canonicus Caminen., 15. Sept. zugleich mit dem Herzoge Barnim von Pommern.
7) Förftemann, 1508 S. S. Fabianus gortler de goltbergk. Fabius Zonarius bei Hutten. Gürtler ist alfo aus Goldberg in Schlefien, nicht aus Ingolftadt, wie Böcking (I, 20, 27) will. Strauſs, 58.
8) Buchdrucker.
9) Strauſs, 38. B. I, 8, 16, III, 19.
10) B. I, 345. III, 67. Mit nur 3 Gr. Gebühr ſtatt der üblichen 10.
11) Strauſs 26, K. Kraufe, Eobanus Heffus I, 43 und 110. Ohne Gebühr.
12) H. nennt unſern Hutten „meus“ in einer Elegie an Egbert Harlem. Schröder, Papiſt. Mecklenburg. 2693. Ohne Gebühr. Vergl. oben 204.
13) Als erſter der Nation. Rector Conrad Wimpina.
14) Einjähriges Rectorat.

Digitized by Google

leſen. und Böcking hat die Kopie von zweifelhaftem Werthe durch nicht immer glückliche Konjekturen nicht wertvoller gemacht[1]. Wir geben daher dieſen hochintereſſanten Brief hier in ſeiner Reinheit noch einmal nach dem Original von Huttens Hand und ſchließen daran den Brief von Rudbertus von Mosham und Paulus Geraeander an Hutten aus den Tagen des Reichstages von Worms 1521.

I.

Mainz. 1520. Juni 4.

†

Viue libertas.

Ulrichus Huttenus Equ. Petro Mosellano. Salutem.

Da veniam, si et paucioribus quam consueuj rescribam tibj, et epistola non te digna. Hodie enim Ferdinandum[2] accessurus exeo, curarum plenus maximarum. De condicione noua nondum est ut gratuleris. Tamen ubj respondebit huic animo, certiorem faciam, ut communj literatorum omnium causa gaudeas, nos in eum euasisse locum, vbi possim uobis consulere. Recte arbitraris adfligendum Leum[3]. Adfligetur enim, adfligetur per Chriſtum, idque acriter. Sed prius consistendum est. Praeterea susceptum[4] contra pontificalem Tyrannidem negocium, nulla cessatione intermittetur mihi. Decretum est in omnem euentum prosequi et forte pulcherrimarum dabunt se initia rerum. Ad quod ceptum, vtinam fidem facere possim bonis omnibus quam sim animo expeditus, et quam fere[5] satis, qui hoc excitem uobis incendium. Aduruntur enim improbi, aduruntur, etiamsi conflagrare me simul oporteat. Vos confidite, et omni postergata imbecillitate, spem sumite vobis plenam, at aliquando audete nonnihil et ipsi. Luthero scripsi[6], sed pro oportunitate breuiter. Excitate hominem, si languet. Iuuate[7], si laborat. Circumsistite, si nutat, fulcite, si labat. Consolaminj, si moeret. Presidium est illi in Francisco, si non satis confidit istis defensoribus. Audio hoc[8] molirj eos, ut abducat[9] Romam viuum. Hoc patietur Germania? Hoc mundus feret?[10] O audaciam improborum nullis expiabilem supplicijs. Et tamen sunt qui probent. Adserenda libertas est, et vindicanda. Hoc quj agit, tuendus venit, et seruandus. Saluta qui mihi salutem adscripserunt Othonem Pacchum[11], Jo. Apellum et reliquos, caussamque studiorum nostrorum

1) IV, 689, 690.
2) B. Fernandum.
3) B. eum. Gemeint iſt Edward Lee, der Gegner des Erasmus. B. I, 334, 336, 341, 346, 347, 348, 349. Strauſs 332.
4) B. susceptam
5) B. ferus.
6) B. I, 355, Brief von demſelben Datum. Strauſs l. c. 336.
7) B. Incitate.
8) B. hos.
9) Original für abducant.
10) Dieſer Satz fehlt bei B.
11) Hier druckt B. „Othonem (sc. Brunfelsium), Facchum", gegen ſeine Copie, weil er glaubt, es dürfe hier nicht an Otto von Pack gedacht werden. Und doch iſt derſelbe hier deutlich genannt. Vrgl. auch den Widmungsbrief des Petrus Mosellanus an Martin von Lochau vom Jahre 1519 vor ſeiner Überſetzung des erſten Buches der Theologie des Gregorius Nazianzenus (Hagenoae O. J. A iiij b): Perinde, ac si quis . . dum ex amicis inimicos

Digitized by Google

age strenue. Erasmo te commendabo. Vale libere ex Moguncia ij nonas Junij. Non reuidi concerpe [1]).

Scripsit ad me Andreas quidam francus Epistolam satis doctam. Sed tempus non est, ut respondeam. Ex Brabantia tamen rescribam. Interim familiariter ex me saluta hominem. Plura scripsi quam institueram.

Auffchrift: Petro Mosellano Prot.[2]) viro et erudito et bono Achademie Lipsensis gubernatorj digniss. amico Salutem.

Original. Landeshut Hs. 1, 1 fol. 156.

II.

Worms. 1521. Februar 1.

Rudbertus Moshamer Doctor[3]) und Paulus Geraeander[4]) an Ulrich von Hutten.

. T s .

S. Cum superioribus annis Huttene incunda tua consuetudine sane quam familiariter Bononiae[5]) vsi essemus, haud comittendum[6]) existimauimus, quin eam longo iam tempore vtcunque neglectam, aliquando renouaremus confirmaremusque, idque, cum adeo prope, et in vicino agamus, non literis tantum, quod iandiu[7]) statueramus, sed etiam praesentia ipsa, atque adeo coram familiari colloquio efficere magnopere vellemus: Si itaque tutus ad te est aditus, quo loco te conueniremus, quam primum rescribito: Nos fide huttenica confisi, semotis arbitris omnibus, te inuisemus amanter: nec te moueat, quod e *γυναικένοις*[8]) aula proficiscimus, cuius Patronus tibi non iniuria suspectus est, *πρὸς Χαρίτων* plus apud nos valet tua illa *παῤῥησία*, quam talium procerum *πλοῦτος*, quare amici. non exploratores accedemus, modo statim rescribas, quo plura nobis tecum liceat: Vormatij ex aedibus Cancellarie Saloburgensis proxime ad diuitem Conuentum monialium, Calendis Februarij. M. D. XXI.

Rudbertus Moshamer Doctor
Paulus geręander.

Auffchrift: Eruditissimo ac generoso Vivo Vdalrico Hutteno Equiti germano DN. & AM. suiss(!).

Original. Landeshut Hs. 1,2 fol. 16.

---

facere studens nobilissimo iuueni Othoni a Pack, contra me frustra adulatur, homini tam amico, ut eum in quouis laudum genere mihi praeferri non erubescam etc.

1) B. conc . . . pe.

2) Protegensi, B. Prof.

3) Jöcher III, 713.

4) Böcking Suppl. II (2), 494 unter Vereander. Horawitz, Zur Biogr. u. Corresp. J. Reuchlins 45, 50, 52.

5) Rudbert von Mosham hatte vorher in Wien ftudiert. In der Matrikel heifst es zum S. S. 1510, Oeſterr. Nation: Rudwertus de Moshann(!) nobilis. Am Rande: Stirus Decanus patauiensis. Qui sibi ipsi conscuiit mortem.

6) Original für committendum.

7) Original für iamdiu.

8) Nach Gams, Series episcop., müfste 1521 Hieronymus Balbi Bifchof von Gurk Rector gewefen fein. Aus dem Zufammenhange geht aber hervor, dafs hier noch Matthaeus Lang, Kardinalerzbifchof von Salzburg, als Bifchof von Gurk bezeichnet wird.

Digitized by Google

3. Zu den angeſeheneren Freunden und Genoſſen Huttens an dem Hofe des Cardinal-Erzbiſchofs Albrecht von Mainz gehörte Wolfgang Fabricius Capito. Daß dieſer durch Huttens Vermittelung in die Umgebung Albrechts gezogen worden iſt, konnte Böcking nur aus einer abgeleiteten Quelle belegen [1]; der ſehr inhaltsreiche, charakteriſtiſche Brief Capitos an den deutſchen Primas vor der Überſetzung der Paraenesis prior des Johannes Chrysostomus vom 3. November 1519, welcher über die Verhandlungen vor der Überſiedlung Capitos nach Mainz ausführlich Auskunft giebt, iſt ihm entgangen. Da aber J. W. Baum [2] in ſeinem „Capito und Butzer“ dieſe Widmung überſetzt, ſo ſehen wir hier von den auf Hutten bezüglichen Stellen ab und geben dafür einen unbekannt gebliebenen Bericht über Huttens zweiten Aufenthalt in Italien (1515—1517).

In Bologna hatte er mit dem damaligen Rektor der Univerſität Georg Sauermann [3] aus Breslau (aus einer Patricierfamilie, deren Nachkommen die heutigen Grafen Saurma-Jeltſch ſind) Freundſchaft geſchloſſen, dieſer hatte im Verein mit anderen gemeinſamen Freunden den ritterlichen Poeten, den „eques pedestre ad scribendi genus descendere“ veranlaßt. Später, als kaiſerlicher Procurator in Rom, ſchloß ſich Sauermann, nachdem er urſprünglich auf dem Standpunkte Huttens geſtanden hatte, ganz der alten Kirche wieder an und übernahm die litterariſche Vertheidigung derſelben in der jetzt überaus ſeltenen Schrift: Ad principes chriſtianos de religione ac communi concordia. [4] Heftig greift er darin Luther an, und noch ſchlimmer verfährt er mit ſeinem ehemaligen Freunde Hutten, vielleicht eben weil dieſer einmal ſein Freund geweſen war. Über die Lebensſchickſale Huttens in Deutſchland iſt er nicht gut unterrichtet, die italieniſchen wie die deutſchen Erlebniſſe erſcheinen ungünſtig gefärbt, von keinem zeitgenöſſiſchen Gegner wird die ſchreckliche Krankheit des unglücklichen Ritters ſo rückſichtslos ausgebeutet, um Ekel gegen ihn zu erwecken. Mit beſtimmter Abſicht vielleicht iſt der bereits am letzten Auguſt oder am erſten September 1523 Verſtorbene noch 1524 als Lebender behandelt.

[Cijb] Nec quidem nunc mihi de Eo [sc. Luthero] solum sermo est, quem posthac profari longe grauius piaculum, quam proscriptum olim Herostrati nomen, prodidisse putarim. Hic siquidem postremo, non vnum duntaxat. aut vnius Dee fanum, sed omnium ubique diuum diuarumque templa sceleratissime inflammanda esse docuit, Quin et nobis iam prope d, ijs animorum fascinationibus, praestitisse videtur. Quod Coelestini quondam primi Pontificatu euenisse ferunt, Cum nescio quis malus Demon Moseos personam indutus, plerisque iudeis persuasisset, [C iij] Se eos sicco pede, E Creta insula in terram, quam vocant, promissionis, Veteris historie exemplo, traducturum: Unde infiniti tandem mortales medijs in vndis periere: Neque vero idipsum, Pr[incipes] suopte adeo ingenio, Sed illorum potissimum opera et patrocinio, qui in eo non obscure, Ut plurimi quondam in JULIO Caesare, aduersus optimates Marij, latitant, consecutus. Nam licet et ipse per sese primo huius Tragedie choro, ob id genus

1) B. I. 315.

2) Capito und Butzer, Strafsburgs Reformatoren. Elberfeld 1860, p. 38. Das mir vorliegende Exemplar der Paraenesis (Breslauer Stadtbibl.) weicht von dem von Baum 579, beſchriebenen in Kleinigkeiten ab.

3) Bauch, Ritter Georg Sauermann, in der Zeitſchrift d. Ver. f. Geſch. u. Alterth. Schleſiens, XIX, 151.

4) L. c. 170.

Digitized by Google

lustrationum, repulsam, quę maiorum ritu et instituto a salutari pontificum indulgentia proficiscuntur, Quarum questum omni studio affectarat, multo irritatior ac ad omne facinus promptior fuerit. Nunquam is tamen Reipu. nostre tantum mali optauisset, quantum illi priuatum propter oppiduli commodum, intulerunt. Qui tandem furialibus stimulis saucium, vt anhelantem taurum, E coenobij latebris cruentam in sophistarum harenam transuorsum egere, penes quos Gigantum Reges et tetrarchas prorsus omnis culpa. quorum haud necesse est quisquam a me nominetur, Vos Principes, omnes in illa patentissima heresum officina, vno conspectu intueri potestis atri albiue sint, quum tanto vobis documento fuerint, non semper ingenerari a stirpe seminis bonos mores et [C iij b] nobilitatem, ac iam nihil denique vsquam terrarum esse tam sanctum tamque solenne quod non violet cupiditas. inuidia. atque ardens ambitio. Hunc vero vnum in praesentia ob insignem eius ante alios temeritatem, a quo et omnes ad vnguem condiscere poteritis praeterire nequeo, qui nescio author ne, an potius huius instituti adscriptor: Vobis Quidem, Principes, et uniuerse nobilitati non solum ex professo hostis, sed et obtrectator assiduus, non veretur Caesaris authoritatem et nominatim Salutarem eius in HAERESIARCHAM, Sententiam Venefico Rictu allatrare. In quem quando non minus honorum iudicio he scelerum causę, quam ad illius libelli delitias ipsum suum (NEMINEM) perperam factorum architectum recidunt, non ab re fuerit, eius anteactę Vitę rationes, quę haud meliores, reliquę aetatis fructus spondebant, quam quos tanta animi quotidie acrimonia et luctu percipimus, Paulo altius repetere. Is enim vt aliquando et causas tantorum malorum et fontes aperiam ac simul parcissime quo natura mea, de eius incredibili virtute loquar, is sane fuit ipsius mox ineuntis adolescentię feruor, vt primo illico aetatis flexu, factionum studijs et optimis quibusque artibus, quę ad [C iiij] religionem dehonestandam bonosque mores deprauandos necessarię sunt, breui effecerit, primum Lypsensi, tum Erfordien. ac Paulo post Colonien. Gymnasijs, publico consilio, et vno omnium consensu, vt destanda iuuentutis corruptela pelleretur ac rite proscriberetur. Quamobrem, cum posthac nusquam Vniuersa in Germania exilij locum inuenisset, Nec quidem paterna iam Domus, tam degenerem partum, et nobile, inclytę alioqui gentis, probrum, amplius reciperet, in Italię tandem lucem ex lustrorum tenebricosa popina tanquam naufragio eiectus, emersit, non tam hominibus quam Dijs ipsis iuuisus, Quippe qui iam tum non obscure intelligerent quantum hic olim mali, qui primo aetatis gradu nec coelum, nec superos, neque vllam animorum immortalitatem vsquam esse, palam asseueraret, templis et eorum arisomni que cultui diuino conciliaturus esset. Subito omni fedissimorum morborum genere oppresserun. Sed vtinam tum oppressissent, non tanto istic in discrimine versaretur authoritas vestra Principes, iuxta et summi collegij Dignitas, non tot templorum limina nuper cęsorum sacerdotum cruore maduissent, nec tot contumelijs et probris bona quotidie numina perfunderentur. At ille Diuum opinor [C iij b] ira grauiora ad supplicia seruatus, cum vix a tam foeda intemperantissimi corporis illuuie respirare videretur, tabe adhuc et vndique sanie diffluens, cepit quam primum non mitiores Animi quoque morbos, quorum contactu paulo post omnes fere Germanię plagas inficeret, edere. Qua propter, cum ęgre hominem Papia ac Bononia, omnia enim istic seditione scholastica infesta reddiderat, qua et meo tum magistratu, plerique optimę spei tam latini quam Germani nominis adolescentes mutuis prope vulneribus concidere, aliquamdiu tolerasset, Romam delatus est, Vrbana ista ipsa dicend;

Digitized by Google

libertate, quam nuper HADRIANUS, P. M. suopte iure sublatam voluit, allectus, cui nimirum tantam breui operam dederat, vt nemo tum in terris vel ipsi Momo, similior. Videretur, Nemo plus Veneni Romanos in Principes effunderet. Verum corporis interea recidiuo morbo recrudescente, ad Thermarum rursus opem reiectus Viterbij publico in diuersorio, Gallum cui forte fortuna Hospes inter illas sane Lapitharum et centaurorum epulas, promptius quam illi ministrasset, contemptum se nobilem Equitem iactitans, protinus comitis ope, hostilem in modum confecit, quod iam et ipse gloriabundus longis [D] Saepe annalibus commemorare solet. Cuius necis perpetratę cum deinde Romę questio haberetur, hic demum indicij metu, eximia illa in ore cicatrice conspicuus, Veronam in castra Caesariana profugit, Vnde Principes, omnis illi tanti odij causa, omnis dolor, ac impius furor, hinc etenim militaribus moribus efferatus Genius, clam denuo siue patrię siue Reipu. urgentibus fatis, in Germaniam irrepsit, ubi nihil prius habuit quam FRANCISCI SICHENI ductu, cuius tum Arx omnium facinorosorum Asylum videbatur, passim nullo non obtrectationum genere Patrum atque Vrbis dignitatem conuellere ac omnibus Italię studiosis bellum nefarium iudicere, A quibus tamen cisalpinam hanc omnem doctrinam ita hausit, ut vltro glorietur, nihil usquam Italię fontibus a se reliqui factum. Verum enimuero, cum hic antea nihil aliud quam sesquipedales versiculos, tanquam oestro percitus, scriptitasset, et iam omnis ingenij, riuulus maledicentia assidua exaruisset, ausus tandem, meo pro dolor, meo, et coim [1]) amicorum consilio, non quidem eum in usum dato Neque accepto, generosus hic eques pedestre ad scribendi genus descendere, ac huic eloquentiae, quae propediem omnibus bonis bonarumque artium studiosis interitum esset, [D b] allatura, Stylum adijcere. Peropportune vero eidem id temporis cecidit, vt Haeresiarcha pro concilio, quod in AUGUSTA Vindelicorum frequens habebatur, causam iussus esset dicere, tum enim vehementissime bellum illud horrendum Sophistarum et Rhetorum omni in Germania ardebat, atque illustres isti viri cum obscuris obsoleto quodam et sane Pythagoreo CAPNIONE authore quidem clariss. Disciplinę genere introducto, in tenebris nauiter micabant, fumo ad id ex hussianorum cinerum fauillis conflato, quo breui ius Pontificium deflagraret . . . [D ij b.] Nam post quam author huius scelerate factionis indemnatus inde abijt, mox omnibus, vt aiunt, et remis et velis, [D iij] nullum non in maledicentię genus concessum, quin tantum animi et alacritatis alijs capitalis istic facinoris impunitas attulit, vt nihil perinde in optatis habuerint, quam omnes eorum Duci simillimi fieri, praecipue ante alios, vestrę hic glorię et potestatis custos ac libertatis propugnator egregius impigre hanc immortalitatis Viam inuadens, coepit omnia praeterita Reipu. fata et iam pene obductas Religionis cicatrices refricare ac tum recenti in vlcere tanquam vngnis [2]) acutiss. existere populoque subinde delitias faciens concionibus apud gregales et ipsam plebeculam libertatis (populari quodam lenocinio, blandientem) causam, suscipere, Pontificij imprimis Legati existimationi indies grauius coram obtrectare, Jam febres, et morbos gallicos, tum fortunas, Aulas, triadas, Nemines, et nescio quas non tragocomedias, imo potius exitiosa portenta ac mera non aniculę aegrotantis Sed Polyphemi illius in antro stertentis somnia et crapulam exhalare, nihil vsquam cum aequalibus intentatum relinquens, quod vel ad omnium bonorum authori-

1) l. communium — 2) l. vnguibus.

Digitized by Google

tatem iminuendam pertinere videretur. Quibus tandem artibus et excellentibus coniuratorum gratijs et studijs, blanda ad id conciliatricula, popularitate ipsa, accedente, tantum in ieiune [D iij b.] plebecule animis odij et irarum peperere ac apud nonnullos praepotentes, Sed vestrorum longe dissimillimos, heroas profecerunt, vt nisi hactenus irate multitudini dux fortunatior defuisset, et rerum natura pridem alpibus Italiam munijsset. aut paulo ante TREVERENSIS, PALATINI, HASSIAE, ET AGRIPPINEN. Principum, diuino foedere, eorum Regulus Franciscus Sichenus oppressus esset, plane iam foret actum non solum, de optimo ordine et vniuerso illic nomine latino, sed omnibus etiam exteris nationibus, que in Italia negotia gerunt, aut meliorum literarum gratia, se tanquam in portum contulere . . . . . .

Analekten zur Geſchichte des Humanismus in Südwestdeutſchland.

Von **Karl Hartfelder.**

III.

Mathias von Kemnat [1]).

13. Bei **Hofmann** (Quellen u. Erörterungen z. baier. u. deutſchen Geſchichte II S. 80) iſt nach Zeile 31 einzuſchalten [2]):

Auch hett phaltzgratf Friderich dyeselben zeit einen capplan, genant Mathis von Kemnaten, beschreiber dieser historien: der das mererteyl bey des pfaltzgraffen geschichten vnd woldatten personlich gewest ist: was der fur ein man ist gewesen sein tag, wirt hienach gesagt in eyner clagrede vnd in etlichen schrifften, die zu im gescheen sind, vnd laut mit geblumtten wortten [3]) zu latein also:

Elegia Mathiae K. podagrici.

Perlege fata libens mea tu, studiose viator,
Hesi principibus, morem quibus illico gessi,
Sectatus bella, sectatus queque petita,
Non terrae modo, sed fluuiorum damna subiui,
Nonnunquam venabar ego, loca plurima lustrans,
Reliquias superum longe plerasque reuisi
Et Venus inmenso mea pectora uulnere lesit.
Forma puellarum me ceperat: hec tamen omnes
Blanda libido tenet; nam quis non posset amare?
Audens perfeci palestrae multa pericla,
Saltu, luctando, cursu paucis superabar.
Hec tamen expleui, iuuenilis dum tulit etas.
Non minus insignes amplexus eram simul artes,
Que reliquas superant, saltem fecunda relegi

1) Vergl. über denſelben und ſeine Chronik von Friedrich dem Siegreichen meinen Aufſatz in den Forſchungen z. deutſchen Geſchichte XXII, 329—349. O. Lorenz Deutſchlands Geſchichtsquellen I³, 136 u. 137.

2) Aus Cod. lat. Monac. nr. 338. fol. 179 u. Cod. Bav. German. nr. 1642. f. 107. b. in München.

3) D. h. in Verſen. — Die Orthographie der Vorlage iſt beibehalten, nur wurde das e des Genitivs in ae verwandelt.

Digitized by Google

Juris precepta, studium me ceperat horum,
Nec minus (obtestorque deos) diuina poesis
Me tenuitque suo flagrantem semper amore.
Euolui uehemens ego libros astronomiae,
Perspiciens equidem subtilia geometriae,
Artis me musicae minime latuit melodia,
Sic et arismetrice (sic) studui multisque relectis
Indutus mores humanos et pietate
Quosque mea complexus eram, qui non tulit egre
Quicquam, sed cunctis placidus reuidebar amicus,
Quamquam sermonem natura mihi dedit acrem,
Non tamen est animus ut velle loquela putatur(?),
Nullis inuisus, nulli grauis atque molestus,
Semper ego letus, quo letior haud fuit alter,
Jocundi socii, sic symbola grata fuere,
Bachum semper amo, quamquam mea stirpis origo
Ceruisiam potans vini nesciuerit ortum.
Cuius erat semper mihi copia, diis ago grates.
At nunc languentem grauis egritudo reflectit,
Eripit illa iocos, Venerem, conuiuia, ludos.
Jam satis est lusum numeris, ast ardua tecta
Pertransisse Jouis altique volumina celi,
Sidereas lustrasse domus, me iam labor ingens
Pungit et affligit, non sunt mihi pristina curae.
Namque meos artus arthetica pessima frangit
Meque suae famulae, genuagra nathica torquent,
(Et miserum dictu) nec abestque ciragra, podagra.
Jam dolor est presens, suspiria queque sequuntur.
Ach pereo, quoniam medicamina nil mihi prosunt
Et prohibent medici, que dulcia sepe fuerunt.
Est mea vox: ach ach, eli, clamor mihi creber [1]),
Hiis curis versor, hiis vitam dego lugubrem.
Me miserum, quid agam cunctis despectus amicis!
Sola fides diui manet inviolata leonis [2]),
Inclite iam princeps.vos o seruicia regum,
Gaudia non stabilis mundi uos falsa, valete.

14. Querela Mathiae Kemnatensis podagrici [3]).

Olim qui cursu fueram velocior Euro,
Paulatim pedibus nunc iter arripio.
Viribus absumptis est iam mora grandis eunti,
Cui quondam cessit saltibus omnis homo.
Incessu placidus, letus, celer ipse videbar,
Subrepo iam fessus, me graue pungit iter.
Jam transire piget, mihi cum sit adempta facultas,
Abstulit hanc languor, dum memeni (sic), lacrimor;
Hunc precor inuisum mihi, rex diuum, procul auffer,

1) In dem Gedichte des Pfalzgrafen an Matthias: Responsio Palatini, cur esse Mathias nolit, iſt auf dieſen Vers angeſpielt, mit der Stelle: coelum boat, ach ach, aera tangit aleff, elii, nolo esse Mathias (Quellen u Erörterungen II 62).

2) Eine Anſpielung auf den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, deſſen Wappentier der Lowe war. amicis in v. 47 iſt Konjektur für amicus. — 3) Fol. 180, b.

Digitized by Google

Ne sic me ledat, ne penitus cruciet.

15. Alia querela de podagra et ciragra Mathiae.

Postquam, crudelis, inmitis atroxque podagra,
Sat me lesisti munere seua tuo,
In fragiles palmas conuertit se dolor ingens,
Sat manus officio non facit ulla suo.
Quid fecere manus, quid commisere nephandi?
Qualia patrarint crimina, scire velim.
Non etenim vestes absumpserunt alienas,
Et per eas flammis nulla domus periit
Et non ex templis calices coepere sacratos,
Nec cuiquam vitam surripuere suam.
Ha mihi quid tandem facies, scelerata cyragra?
Prorsus ubi nostras leseris ipsa manus.
Non inguen nostrum, spero, tetigisse valebis,
Nil agis in braccis, grando (?) prius residet.
Eminet in barba sparsim nunc alba pruina,
Idcirco uultus non tua dampna timet.
Gratas amplecti dominos et tangere possim,
Redde facultatem tu mihi, Venus.

16. In egritudinem de eodem Mathia.

Ah cur hunc miserum castigas, passio dura,
Cur adeo seuis? cur sua membra necas?
Ah rogo, cede dolor, satis hunc egrum macerasti,
Et satis insidias sustinet ille tuas.
Tristor ego tecum mestus doleoque, Matthia,
Et tibi compatior me miseretque tui.

17. Descriptio Mathiae podagrici.

Egrum conspexi strato iacuisse supinum,
Cuius languebant singula membra simul.
Et doluere pedes, doluit manus utraque multum,
Linguaque dumtaxat garrula sospes erat.
Nec lasciua dicax semper petulancia profert,
Cordis et affectum sedulo pandit iners
Quid tu pauper agis? ampullas desine fari,
Cum res par verbis non queat ulla sequi.
Ergo Mathia dolens, prauis et turpibus ultro
Verbis abstineas, te monet his Iacobus [1]).

18. Mathias ad nobilem Jacobum de Lichtenberg.

Jacobe, languoris cum sis occasio nostri,
Dans delicatos hactenus ipse cibos
Vinaque mihi multiplici virtute nociua medullis.
Que fortes artus debilitare solent,
Jam vires nostras clemens reparare memento,
Egrotas luxu quas liquet esse tuo.

1) Diefer Jakobus iſt nach dem folgenden Gedichte vermutlich Jakob von Lichtenberg, der in der Geſchichte von Matthias' Gebieter Friedrich mehrfach eine Rolle ſpielt. Vergl. Menzel, Regeſt. zur Geſch. Friedrichs d. Siegr. nr. 15. 59. 79. Quellen und Erörterungen II.) Wenn in dieſem Gedichte auch Jakobus als ſprechend eingeführt iſt, dürfte doch Matthias der Verfaſſer ſein.

Digitized by Google

Me Bacho recreans epulas transmitte salubres,
Que non offendant corporis officia.
Me me languentem festina visere tandem,
Nam tuus aduentus robora restituet.
Et scio languorem non posse ex corpore pelli,
Ni te presentem protinus obtuleris.
Ac ubi visceribus inerit valitudo benigna,
Denuo me comitem prorsus habeto et tibi.

19. Consilium Jacobi Lichtenberg, quomodo podagram Mathias depellere possit.

Aduesis animum rebus opponere fortem,
Ut sanus fias, curue Mathia, decet.
Desidia solita morbus non pellitur abs te,
At plus languorem torpor iners cumulat [1]).
Id suasu credas non accepisse deorum,
Quod nunc amplecti te mea Musa iubet?
Precipue nobis verus dictauit Appollo.
Nam medicae fuerat ille repertor opis.
Crescere dicebat morbos in corpore lento,
Quod sibi plus equo parcit et est tenerum.
Qui quoque languores propulsant arte magistri (?),
Aduesis pelli sepe inimica fuerunt [2]).
Ergo recens hilaris ex stratis membra leuato,
Et mecum celeri tu pede carpe viam.
Sic procul effugiet a corpore tarda podagra.
Nec suras franget debilitando pedes.

20. Gertrudi Mathias K(emnatensis)[3]).

G Gloria nympharum, mulierum summa corona.
e Et decus Almaniae, gaudia patris, aue.
r Respira gaudens, que libros philosophorum
t Tam bene . . . isti viribus ingenii.
r Reddere sepe libet tam claro scripta decori,
u Ut tua sepe mihi litera lecta foret.
d Da, Joue digna, viro tua sedulo scripta petenti
i Inque tuo nostri pectore sidat amor.
s Suscipe, Gertrudis, magna pietate Mathiam,
S Sit tibi sepe tua carta notata manu
a Ac logicae nodis animum tu pande venustis,
l Lux mea, rhetoricos insere docta modos.
v Vive, decus clarum, nec amantem sperne supinum
e Et memor ipsa mei, femina docta, vale.

21. Querela Mathie in amicam suam.

Plango gemens mestus, quia me modo deseris egrum,
Que fueras quondam dulcis amica mihi.
Te propter magnis inieci queque periculis,
Promptior ut semper ad tua vota forem.

1) Hdſchrft. cumulant.
2) Cod. lat. Monac. nr. 338 hat fuerint. v. 11 kann in der Hdſchrft. auch nigram oder magistram zu leſen ſein.
3) Dieſes und die zwei folgenden Gedichte ſtehen nicht in cod. Bav. Germ. 1642. v. 4 iſt vielleicht lagisti zu conjiocieren.

Digitized by Google

Corpus meum animusque meus [1a]) mala plura tulere
Et mihi grata quies Hercule raro fuit.
Quid fugis a nobis? ah Margareta suauis,
Quod mihi te causae fecit abire, refer.
Si tibi iocundum fuerat discedere visum,
Dicere debebas, attamen ipsa vale.
Mens mea tristatur, ab te mihi namque relictum (sic),
Extitit in fine nil nisi parua canis.
Preter eam tibi si quicquam plus vile fuisset,
Ultima sic itidem credo propina foret.

22. Congratulatio Mathie de reditu Margarethe.

Qui modo languebat animus, gaudens resipiscit,
Et nunc accedunt undique delicie.
Nam que iam pridem fugiens Amarillis abibat,
Nunc gressu reduci limina nostra petit;
Ut prius adduxit grandes absencia poenas,
Sic secum reditus gaudia mille tulit.
Dii date celestes, iam vos obtestor et hortor,
Ut stabilis mecum perpetuo maneat,
Que nunc abducat ocium, [1b]) auertite pestem,
Ut duret firma, cor stabilite suum.
Te precor inprimis nec nostros sperne precatus,
Mulciber, excelsi maxime serue Jouis,
Qui poteras adamantina vincere cathena
Martem cum Venere, sis memor ipse mei.
Tu Margaretham clemens astringe Mathie,
Ut non ex facile (sic) rursus abire queat.

Furbas [2]) in dyesem tevle dieser hystori wird gesagt, wye keyser Friderich der dritt anno MCCCCLXXI in das reich kam wider erst gen Regenspurch vnd dornach gein Augspurg vnd allenthalbe in die reichstett, vnd wie er pfaltzgraff Friderich vnderstund zu vertreiben, abzusetzen vnd in geweltichligen in die acht tett, vnd do der keyser zu Strassburg was, do wort dies gedicht zu latein von im gemacht:

23. Commune propulsandi desiderium Palatini.

Conuenere duces ad vultum Cesaris omnes,
Et libet infesto Palatinum perdere suasu
Et premere insidiis et amarae tradere morti.
Omnibus hys firma placide sunt federa pacis
Inque vicem cunctos quiuis compellat amicos,
Ut tibi concordes parto liuore supremi,
O leo magnanime, patriae pater inclite princeps,
Maxima letantes afferre pericula possint.

1a) animusque meus ist Konjektur.

1b) Hdſchrft. ocio.

2) Hier wird die Erzählung der Chronik Friedrichs des Siegreichen wieder fortgeſetzt. Ob die folgenden Gedichte von Matthias von Kemnat herrühren, iſt ebenſo ſchwer zu beſtimmen, wie die Autorſchaft vieler anderer ohne Verfaſſer angeführter Gedichte der Chronik. Zu den behandelten Thatſachen vgl. Nik. Fenſer Friedrich der Siegreiche (Neuenburg a. D 1880) S. 123 ff.

Digitized by Google

24. Apostrafa ad episcopum Maguntinum et ducem Ludowicum.

Dux niger et presul tibi Moguntine laboras
Enixeque studes patriam reparare vetustam [1]),
Hys queso ceptis subito desistat uterque,
Numquid, omni iusto peperit que Marte coactus,
Jure suis poterit semper ascribere rebus?

25. Apostrafa ad Cesarem ipsum.

Nigro tuque duci nomen sublime daturus
Diceris, o Cesar, electoris quoque fasces,
Dij meliora velint, jus nullum nempe Philippum [2])
Abdicat, ut patris fiat sic nominis expers
Jusque piumque vetant, scelus est infringere iustas
Et veteres leges, quarum tua laurea dignum
Te facit autorem defensoremque benignum.

26. Sentencie diffinitio.

Hunc igitur, patulas, Friderice, si libet aures
Exhibuisse tuas nec linguis credere cunctis,
Multum inuenies mentitos et male iustum
Accusasse sua fallaci voce leonem,
Non decet insontem prima dampnare furorem [3])
Et sine iusticia pars altera percipiatur,
Deinde profecto scies clipeo viris [4]) manifesto
Esse Palatinum cunctos quoque sanguine claros,
Qui sectantur eum, munitos. En mea mens est
Magni iam presago [5]) boni, tu Jacobe [6]) sollers
Et generose comes, prudens, mature, modeste,
Nobilis, illustris, nihil nobis hos nocituros,
Qui malo tantisper vestigia Cesaris ibant,
In nostram patriam meditantes corde seuero
Belli pernitiem, dum sic sua pectora crebro
Roserit inuidia, liuor quoque carpserit atrox,
Ducturos vitam semper nos spero beatam.

28. Angabe des Todesjahrs des Matthias von Kemnat.

Item anno, quo supra (sc. 1476) prima die aprilis decessit venerabilis vir dominus Mathias de Kemnaten, sacrorum canonicus, baccalarius, capellanus principis illustrissimi nostri, qui legauit facultati (sc. artistarum) 1 florenum.

Aus Bd. II der Akten der Artiſtenfakultät zu Heidelberg (Cod. Heidelberg. 358, 73) [7]).

1) Cod. Lat. Monac. 338 hat venustam.

2) Wohl verſchrieben für Philippus. Gemeint iſt Philippus ingenuus, der ſpätere Kurfürſt von der Pfalz, welcher im Jahre 1475 ſeinem Oheim, Friedrich dem Siegreichen, in der Regierung folgte.

3) Wahrſcheinlich zu verbeſſern in „primo dampnare furore.“ Für et in v. 6 iſt vielleicht nec zu ſetzen.

4) Wohl verſchrieben für viros.

5) Wohl verſchrieben für presaga.

6) Von anderer Hand darüber geſchrieben „de Lichtenberg“.

7) In derſelben Handſchrift f. 11 wird unter denen, welche im Jahre 1449 Baccalaurei an der Univerſität Heidelberg geworden ſind, als letzter Matthias von Kemnat aufgezählt. Auf dieſe beiden Stellen hat mich Herr Direktor Dr. Thorbecke in Heidelberg aufmerkſam gemacht.

Digitized by Google

IV.

Pallas Spangel [1]).

1481 Juli 12. Heidelberg. Kurfürſt Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, erlaubt dem Profeſſor der Theologie Pallas Spangel, Kanonikus der Heiliggeiſtkirche in Heidelberg, Pfarrer in Harbach, dieſe Pfründe in Harbach an Nikolaus von Wilerbach gegen irgend ein kirchliches Beneficium umzutauſchen.

Philippus dei gratia etc. uniuersis notum facimus per presentes, quod nos honorabili domino Pallanti Spangel, sacre theologie professori, canonico regularis ecclesie sancti spiritus Heidelbergensis et pastori ecclesie in Harbach, cuius pastorie dispositio jure patronatus ad nos pertinere dinoscitur, ut eandem pastoriam, quam habet cum domino Nicolao de Wilerbach pro quocumque alio beneficio ecclesiastico permutare valeat, nostrum adhibuimus consensum et presentibus adhibemus domino, tamen non interuenerit fraus, dolus vel alia symoniaca prauitas seu queuis pactio alia illicita, in quorum testimonium presentes literas appensione nostri secreti fecimus communiri.

Datum et actum Heidelbergae quinta feria post Kiliani martiris anno domini 1481.

Karlsruhe General-Landesarchiv, Pfälzer Kopialbuch nr. 474 fol. 29 b.

Darüber ſteht: consensus permutationis doctoris Pallanti Spangel pastorie ecclesie in Harbach pro quocumque beneficio ecclesiastico facienda (!) cum domino Niclao de Wilerbach.

V.

Adolf Occo [2]).

1485 Nov. 19. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz verleiht dem Doktor der freien Künſte und der Medicin Adolf Occo einen Förderungsbrief.

Wir Philips etc. kunden menglich mit diesem brief, das wir uss. furstlicher gut, so vns auch die Natur lert, den man beuor zu haben, der sich zu den kunsten giebt u. vbet, damit man den von hohen vnd nyddern stenden, auch dem gemeynen zur gesuntheit des lebens fursteen mag vnd der hochgelert Adolffus Occo, artium vnd der artzeney doctor, in solchem fur ander verrümpt und bewert, das er im heiligen rich zu halten vnd an allen stetten billich mit sicherheit gestúwert wirdet, dwil wir dan auch neigung haben zu siner person hoher kunst halben, der sich zur notdurft nyman gern verziehet, so bitten, begern vnd gesynnen wir fruntlich vnd gunstlich an alle vnd iglich [3]), den dieser vnser brief, auch der egnant

---

1) Über dieſen, den Lehrer Melanchthons in Heidelberg, vergl. J. Camerarius vita Melanchth. ed. Strobel (1777) p. 12, K. Schmidt Ph. Melanchthon (Elberfeld 1861) S. 7, K. Hartfelder in der Zeitſchrft f. Allge. Geſch. 1885, Hft. 9, S. 693. — Harbach, Haarbach kommen bei J. G. Widder (Geographiſche Beſchreibung der Kurpfalz I–IV) nur als Namen von Bächen, aber nicht von Dörfern vor.

2) Über dieſen zu dem Kreis des Celtis gehörigen Humaniſten, der auch eine Zeit lang in Heidelberg gelebt hat und Freund des Rudolf Agricola geweſen, vergl. die bisher überſehene Urkunde Zeitſchrift f. d. Geſch. d. Oberrh. II 273.

3) Jeglich.

Digitized by Google

doctor furkompt, in was eren vnd wirden die syn. geistlichs vnd weltlichs stats, auch an alle, die vmb vnsern willen thun vnd lassen wollen, vnsern reten, amptluten, mannen, dienern vnd vnderthanen ernstlich gebitend, das ir den obgnanten doctor fur vnsern diener veh trulich befolhen sin lassen, ine mit sinen dienern, hab vnd gut der zyt versprechen von stat zu stat zu wasser vnd zu lande, wo im zu webern [1]) geburt, by tag vnd nacht, wan im des not ist, sicher wandeln, hinkomen vnd furschieben, ine auch fryes straks sichers gleits gleiten vnd geleiter schaffen wollen, wan vnd so dick [2]) er des notdurftig vnd begern ist, vnd ob jemant zu lydigen [3]) oder beschedigen vnsterstund. nach unserm besten vermogen dafur sint vnd des nit gestattent, sunder trulich darfur warnen, retten vnd entschulten nach siner notdurft, daran wirdet vns von einem jeden nach sinen wirden vnd stand bewiset, sunderlich fruntschaft, liebs vnd dinstlichs wolgefallen, das wir gegen denselben vns herin zu willen sin werden, fruntlich vnd gunstlich verdienen, gnediglich erkennen vnd mit gnaden in allem gut nit vergessen wollen zu vrkund versigelt mit vnserm anhangenden ingesigel.

Datum Heidelberg vff sant Elisabeten tag anno domini 1485.

Karlsruhe, General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch nr. 473. fol. 279.

Die Überſchrift der Urkunde lautet: Wie Adolffo Occo. artium et medicine doctori, ein furdernissbrief gegeben ist.

VI.

Johann Wacker (Vigilius) [4]).

1500 Febr. 28. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz ſetzt Dr. Johann Wacker und ſeinen Hausküchenſchreiber Hans Jerg zu Vormündern ein für die Kinder des verſtorbenen Conrat Marckart zu Heidelberg.

Heydelberg vff freitag nach Mathie apostoli 1500.

Karlsruhe Gen.-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch nr. 475. fol. 482 b.

1505 Juli 30. Köln. Pfalzgraf Jörg (Georg) [5]), Herzog zu Beyern, Dompropſt zu Mentz (Mainz), Propſt des Stiftes zu St. Donat zu Bruck, urkundet, daß er ſeit Übernahme der Propſtſtelle nicht zu Bruck geweſen ſei, auch von dem dortigen Domherrn Leo de Udaſto, dem Verwalter der Propſtei, keinen Bericht erhalten habe, daß er deshalb den Meiſter Johans Wacker, „doctor in rechten vnd ordinarien vnsers studiums zu Heidelberg,“ Auftrag und Vollmacht gen Bruck gegeben, ſich betreffs der Dompropſtſtelle zu erkundigen, den erwähnten Verwalter der Stelle abzuhören, Empfangenes zu quittieren u. ſ. w.

Datum Colln vff mitwoch nach sant Jacobs tag anno domini 1505.

Karlsruhe Pfälzer Kopialb. nr. 476. fol. 419.

---

1) weberen bedeutet ſich hin- und herbewegen, wandern.

2) Oft.

3) Beleidigen.

4) Vergl. über ihn I. Schwab Quatuor seculorum syllabus rectorum Heidelbergensium etc. (Heidelb. 1786) I. 77, 82. Aſchbach die früheren Wanderjahre d. Kon. Celtes Sitzungsbericht der Wiener Akad. (phil.-hiſtor. Klaſſe) Bd. 60, 115. L. Geiger J. Reuchlin S. 43. 294. 447. K. Hartfelder K. Celtes und der Heidelberger Humaniſtenkreis (Sybels hiſtor. Zeitſchrift. Bd. 47, 23 ff.).

5) Georg iſt der fünfte Sohn von Pfalzgraf Philipp dem Aufrichtigen, geb. 10. Febr. 1486, geſt. als Biſchof von Speier 1529. Häuffer, Gefch. d. rhein. Pfalz I 495.

Digitized by Google

VII.

Johannes Tolhopf [1]).

1492 Nov. 22. Lorfch. Kurfürſt Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, giebt die Erlaubnis, daß der Regensburger Kanonikus Johannes Tolhopff die Frühmeßpfründe zu Kempnat, über die das Patronatsrecht dem Kurfürſten zuſteht, an Johannes Wernher aus der Regensburger Diöceſe abtritt.

Philipus etc. uniuersis notum facimus per presentes, cum honorabilis noster dilectus mayster Johannes Tolhopff canonicus Ratispanensis, primissariam in Kempnat, cuius quidem jus patronatus de jure ad nos spectare dinoscitur, honorabili domino Johanni Wernheri Ratispanensis diocesis libere ac propter deum resignare intendat atque rogauit, ut nostrum ad hoc dignaremur dar econsensum, quare precibus suis inclinati nostrum ad hoc adhibuimus consensum pariter et adhibemus per presentes, dummodo tamen non interueniat fraus, dolus, simoniaca prauitas seu queuis alia illicita pactio, in quorum testimonium presentes literas nostri secreti [2]) jussimus communiri.

Datum Lorsch quinta feria post festum presentationis Marie virginis anno 1492.

Karlsr. Pfälzer Kopialb. n. 474 fol. 52. — Die Überſchrift zur Urkunde lautet: Consensus maystro Johanni Tolhopff resignandi primissariam in Kempnat domino Johanni Wernheri.

VIII.

Werner von Themar [3]).

1503 März 3. Heidelberg. Kurfürſt Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, urkundet, daß ſein lieber getreuer Meiſter Adam Themar, Licentiat, der jetzt willens iſt Doktor zu werden, ihn gebeten hat, ihn auch in collegio zu laſſen, nachdem er Doktor geworden iſt, bis er ein beſſeres Auskommen hat. Der Kurfürſt bewilligt dieſe Bitte.

Datum Heidelberg vff fritag nach estomihi 1503.

Karlsr. Pfälz. Kopialb. nr. 476. fol. 237. b.

IX.

Hartmann Schedel [4]).

1479 Mai 21. Heidelberg. Kurfürſt Philipp von der Pfalz verleiht ſeinem Rate und Diener, dem Doktor der Arznei, Hartmann Schedel, einen Geleitsbrief.

Wir Philipps etc. verkunden menglich mit diesem brief, das der hochgelert vnser lieber getrüwer Hartmannus Schedel, in der artzny doctor, vnser rat vnd diener ist, darumb wir an alle vnd iglich, den dieser vnser

1) Über dieſen zum Celtis'ſchen Freundeskreis gehörigen Humaniſten vgl. Aſchbach die früheren Wanderjahre des Konr. Celtes (Sitzungsber. der Wiener Akad. (philol.-hiſtor. Klaſſe) Bd. 60, 111 u. 119.

2) Vermutlich iſt appensione ausgefallen.

3) K. Hartfelder. Werner von Themar. Ein Heidelberger Humaniſt. (Karlsr. 1880). Dazu Sybels Hiſtor. Zeitſchr. Bd. 47, 29 u. Micyllus Sylvae (1564) p. 156 seq.

4) W. Wattenbach, Hartmann Schedel (Forſchungen z. deutſch. Geſchichte XI, 351 bis 374. Joh. Janſſen Geſch. d. deutſchen Volkes I. S. 123. (9 Aufl.)

Digitized by Google

brief furkompt oder gezeigt worden, begernde, das ir ine fry, vnbeschedigt vnd vnbeleidigt wandeln lassen, auch ob ine yemant beleidigen vnd beschedigen wolt, nach vwerm besten vermogen darfur sin vnd ine, so er des begern vnd notturftig sin wurde, gleiten vnd gleit schaffen wollent. Daran tut vns ein yeder sundern willen in gnaden zu erkennen.

Datum Heidelberg vnder vnserm vffgetrucktem secret vff fritag nach vnsers hern vffart tag anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo nono [1]).

Karlsruhe. General-Landesarchiv. Pfälzer Kopialbuch nr. 473. fol. 95. b.

X.

Johannes Oekolampad. [2])

1506 Febr. 18. Heidelberg. Kurfürſt Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, nimmt Meiſter Hanſen Haußſchein von Wynnsberg (Weinsberg) zum Pädagogen ſeiner Söhne an und zwar in der Art, daß er „uff dieselben vnser sone flysslich und getrwlich warten, sie lernen vnd wnderweysen zum besten in buchern, auch gutten sitten vnd geberden, vnd wo sie etwas samptlich oder sunderlichen fürnemen, das ine nit wol anstünde, sie gutlich dauon wysen, vnd ob das nit verfieng, etwas herter zu reden etc.“ Er ſoll auch darüber wachen, daß die Söhne zu rechter Zeit morgens aufſtehen und abends zu Bette gehen, daß ſie alle Tage ihre horas beten und zur Kirche gehen und ihre Stunden am Vor- und Nachmittag nicht ausſetzen, dann ſoll für den Fall, daß die jetzt zu Mainz befindlichen Söhne des Kurfürſten „zu kore geen“, er oder deren Hofmeiſter mitgehen, auch deren Knaben und Knechte mit zur Kirche nehmen, bei Einladungen von Gäſten übermäßiges Eſſen und Trinken und Leichtfertigkeit verhindern, dem Hofmeiſter der Söhne behilflich ſein, daß jede Woche Rechnung gehört wird; dafür erhält er jährlich 18 fl. und Kleidung wie Meiſter Link. Sein Jahr beginnt mit dem Datum der Urkunde.

Datum Heidelberg vff mittwuch nach Valentini 1506.

Karlsr. Pfälz. Kopialb. nr. 476. fol. 454. b.

1) Vergl. auch Zeitſchrift f. d. Geſch. d. Oberrh. VIII 307.

2) Ueber Oekolampad, den ſpätern Reformator Baſels, vgl. Hagenbach Oekolampad und Myconius (Bd. II des Sammelwerkes: Leben und Schriften der Väter und Gründer der reform. Kirche)

Digitized by Google

Unedirte Briefe von Guarinus Veronensis.

Korrespondenz mit **Flavio Biondo.**

Mitgeteilt von **Remigio Sabbadini** (Sivorus).

Das Leben des Flavio Biondo wurde meiſterhaft von Alfred Maſius (Flavio Biondo, ſein Leben und ſeine Werke, Leipzig 1879) behandelt, aber es iſt zu bedauern, daß der für unſern Humaniſten ſo inhaltsreiche, zehnjährige Zeitraum, von 1420 bis 1430, auch in dieſer Schrift faſt in Dunkelheit bleibt. Nun bin ich imſtande, dieſen Zeitraum erwünſchterweiſe vermittelſt der Briefe des Guarino an Biondo zu beleuchten, deren einige mir auf eine höchſt verbindliche Art von Prof. Dr. A. Wilmanns aus einem Münchener Codex mitgeteilt worden; auf einige andere wies mich Prof. Th. Stangl hin (wofür beiden ich meinen aufrichtigſten Dank abſtatte), die übrigen ſtammen aus meiner Sammlung her.

In dieſer Auswahl iſt kein Brief von Biondo vorhanden, alle ſind von Guarino an Biondo, außer einigen Briefſtücken an anderweitige Adreſſate, die ich einſchaltete, weil ſie für unſere Sache zweckmäßig ſind.

I.

Guarinus Veronensis Flavio p. s. d. (om. N.)[1].

Gratias et quidem ingentes tibi, Flavi, tuaeque peregrinationi[2] habeo, quando huius occasione et tua inprimis industria factum est ut sessione una per tam remotos orbis tractus *ἀποδημῶν (graec. om. lac. rel. N.)* adeo diversis natos aetatibus oratores visere potuerim[3]. Qua in re me, quod (quidem *N.*) proprium est amicitiae, in tuarum voluptatum partem vocare delegisti (delig — *N.*), ut veteris institutione proverbi *τὰ τῶν φίλων κοινά (graec. om. lacuna relicta N)* faceres. Itaque et absens praesens et longinquus propinquus fui.

[Ex Verona V. id. dec. 1422; vgl. B. I, Nachſchrift][4].

1) Handſchriften: Cod. lat. Neapolitanus (= N), aus der Biblioteca Nazionale. IV. B. 36, f. 196^{v}; Cod. Ottobonianus (= O), aus der Vaticana 1592.

2) Man kann nicht entſcheiden, welche peregrinatio gemeint iſt; ob es dahin zu verſtehen ſei, daſs er von ſeiner Vaterſtadt mit Aufträgen nach Mailand abgeordnet worden war, welche Gelegenheit er benutzte, um den Brutus des Cicero aus dem laudenſiſchen Archetypus abzuſchreiben oder ob er deſſen Abſchrift aus Mailand nach Ferrara brachte, um ſie von dort an Guarino gelangen zu laſſen.

3) Hier iſt Cicero's Brutus de claris oratoribus gemeint.

4) Ohne Datum; es iſt aber mit Gewiſsheit zu ermitteln. Der Codex Ottobon. hat die Subscription: „Scripsi hunc Brutum Mediolani a nonis ad idus Octobris 1422. Ad exemplar vetustissimum repertum nuper Laude (= Lodi)." Unmittelbar auf dieſe Subſcription folgt unſer Brief an Flavius. Hieraus ergiebt ſich, daſs dieſe Handſchrift die Copie des Brutus,

Digitized by Google

II.

Guarinus Veronensis Ugoni p. s. d.[1])

Deinde accepi libellum[2]) quem Biondus meus et doctrina et prudentia sane vir primarius tibi ad me dedit, in quo et illius liberalitatem et tuam probavi diligentiam. Ita enim effectum est ut uno, ut ita dicam, intuitu omnes qui rationi dicendi dedit fuerint superioris aetatis homines tum Latinos tum Graecos spectare licuerit; cuius quidem laetitiae ut pro amicitiae nostrae iure te participem faciam, ipsum ad te remitto, ut transcribendi potestatem habeas. Sed unum oro, ut, si quis apud vos non imperitus sit qui eum transcribat et, mihi exarare librum ipsum facias vel papyro, opus dico Ciceronis tantum; nam in eo volumine duo insunt. ut vides, opuscula. Id autem gratissimum fuerit; de impensa rescribe. ut reddam quod exolveris; quamquam si idoneus esset librarius membranis transcribi posset; sed facito volumen pusillum.

Ex Verona v idus decembris [1422][3]).

[Aus einer Nachschrift desselben Briefs].

. . . . . Decrevi non mittere librum [Brutum], quia iste tabellarius non eis saeptus est vestibus, ut se ab imbre tueri queat: Nollem ut Ciceronem quoque, fluvio eloquentiae abundantem, pluviis redderet etiam abundantiorem . . . . . Scribo ad Biondum; mitte litteras [den nächstfolgenden Brief] accurate. Iterum vale.

III.

Guarinus Ugoni s.[4])

Aliquot iam dies[5]) misi ad te libellum[6]) illum Ciceronis quem a Biondo susceperam; adeo cupidus tibi inserviendi, ut vix eius videndi mihi facultatem reservarim, tuam antehabui voluntatem, cui morigerari statui. Cupiebam autem (tibi *add. cod.*) ut illum tibi mihique transcribi faceres[7]). Nunc (hunc *cod.*) autem Biondus ipse geminatis ad me litteris repetit. Eius postulatis ita satisfaciam ut, si librum absolveris emendaverisque,

welche Flavio Biondo für Guarino und Giustiniano anfertigte, enthält; es ist also nicht zu bezweifeln, dass im Oktober 1422 eine Abschrift des Brutus in Mailand für Guarino angefertigt wurde, der mit diesem Briefe dem Biondo seinen Dank abstattete. Vgl. für all dies die wichtige Einleitung an M. Tulli Ciceronis Brutus von Stangl, Lipsiae, 1886, p. IX—X; XVI—XIX.

1) Handschr.: Cod. Mutinensis (aus der Biblioteca Estense von Modena) 2, f. 22 Nur dies mitgeteilte Fragment gehört in unsern Zusammenhang.

Der Adressat ist Hugo Mazolato, der in dem literarischen Kreise des fürstlichen Hofes zu Ferrara lebte. Er war Kanzler des Fürsten und einer der aufrichtigsten Freunde des Guarino, dessen Briefe an ihn sind zahlreich; beide korrespondierten schon vom J. 1416 an. Mazolato starb August 1427.

2) Dieser libellus ist der Brutus; vgl. B. II.

3) Ohne Jahr, aber sicher 1422; vgl. B. II, A. 4.

4) Handschr.: Cod. Neapolitanus. IV, B. 36. f. 196v.

5) Dieser Brief folgt also unmittelbar auf B I und II; hieraus ergiebt sich das Jahr 1422, das im Cod. fehlt.

6) d. i. Brutum.

7) vgl. B. I.

Digitized by Google

illum huic nuntio eius fratri obsignes; sin autem imperfectus est, nuntium vacuum ire sinas. Adicito te illum paucis post diebus librum missurum quo volet, aut Imolam aut Faventiam, quo constituet. Habes me. Vale et clarissimo viro Jacobo (Ja. *cod.*) Zilioli [1]) me commenda. Stephanum [2]) saluere a me iube.

Veronae XI kalendas ianuarias [1422].

IV.

Guarinus Veronensis Christophoro suo s. p. d. [3])

Cum alias, tum hoc praesertim tempore intellexi verum esse scitum illud antiquorum, sine amico nullam prorsus iocundam esse voluptatem. Nam cum hosce dies per aucupia, per rivos, per piscationes et. quod nonnulli summum *(om. M.)* beatitudinis cumulum arbitrantur, per cibos et lautitiam duceremus (duxerimus *N*), huic nostro condimento pars defuisse visa est, quia tua aberat praesentia. Tu igitur ut nos beatos reddas, ad nos invitatus, vocatus, efflagitatus veni. Hoc liberalissimus Concorigius [4]) noster optat, hoc Flavius [5]) noster petit, hoc ego ipse precor; hoc ipsum rogat atque obsecrat nostrarum mulierum coetus, quae quodammodo tuae miserentur Beatrici, quae tua tabescit absentia.

Accede, rogo, vel tibi voluptatem allaturus, vel nostram absoluturus, quae nulla in parte manca est, nisi quod tuo caret condimento. Sat tibi esse debet quod propter praetoris adventum tuo pepercimus incommodo; nunc nulla debet esse in te mora, ut, cum officio publico satisfeceris, amicis non des operam. Te vocant limphae vel nymphae potius, quae has ripas ac flores incolunt. Loco, amicis, nymphis tam frequens invitatus non audies? Vale et veni.

Ex fontibus S. Martini III kal. augusti (Ex — kal. *om. N*). [1423] [6]).

Fuste, non calamo et quidam raptem (fuste — raptim *om. M*).

V.

Guarinus Veronensis Flavio suo s. p. d. [7])

Non possum facere quin tibi demulceam caput, humanissime Flavi, qui tam liberaliter mecum agis in mittendis litteris nunc ex Ferraria nunc ex Imola, adeo ut iam coniecturam facere liceat te plura scripturum

---

1) Zilioli war, vielleicht von 1422 an, Rat (consiliarius) des Markgrafen Nicolo d'Este.

2) Stephanus Todescus, Freund des Guarino; er lebte in Ferrara.

3) Handschr.: Codex Neapolitanus (= N) IV. B. 36, f. 119; Cod. Mutinensis (= M) 57, f. 153; Cod. Paris (= P), 5834, f. 96.

Christophorus de Sabbioni war Kanzler der Stadt Verona.

4) Concorigius, ein Veroneser, Freund des Guarino, besafs feine Landgüter bei S. Martino, einem der fchönften Dörfer der Umgegend von Verona.

5) d. i. Blondus.

6) Das Jahr fehlt in den Codd.; es leuchtet aber ein, dafs diefer Brief in innerm Zufammenhange mit Brief V fteht: vgl. „Omnis nostrorum, immo vero nostrarum ordo" mit „nostrarum mulierum coetus"; auch der Ton beider Briefe ift gleich fröhlich und heiter. Übrigens giebt es fchwerlich in dem guarinianifchen Briefwechfel eine andere Gelegenheit, in welcher eine derartige deambulatio ftattfinden könne. Ferner ist hier die Ankunft des Praetor (praetoris adventus) als erst kürzlich gefchehen, vorausgefetzt; Johann Contarini aber wurde Praetor in Verona d. 25. Juli 1423.

7) Handschr.: Codex lat. Monacensis 5369, f. 79.

Digitized by Google

fuisse, modo nactus esses occasionem, cum etiam eo tempore, quo vix tempus ad comedendum dabatur, spatium subterfuraveris ad scribendum. Qua in re declaras te mecum una esse velle, quantum per occupationes detur; ea autem re nihil mihi iocundius, nihil gratius facere potes: tantum effecit tuorum suavitas morum et ingenii dulcedo, qua qui non ad te diligendum, amandum vero potius non allicitur, is est mediusfidius imperitus agrestis barbarus et duritia lapideus. Quod autem dulcissimum fuit, pro amicitiae veteris officio tua mecum consilia facere communia voluisti, quorum communicatio ea leniora faceret; contraque leviora onere (honore *cod.*) partito tua reddis adversa. Quibus in rebus cum te ex corde amarim, dedisti boni etiam viri signa, cum te improbis invisum mihi significas; nam, ut in Graecorum proverbio est, *λύκοι κύνας στυγοῦσιν (graeca om. lac. rel. cod.)* idest lupi odere canes. Suscipiendus est animus telo praestantior omni; hunc patefacias nobis oportet, quodnam de te faciundum sit iudicium, virne sis an homo vocandus. Scimus factum esse de te ipso periculum uno in genere, secundam te cum magna cunctorum laude fortunam ferre scire; si te adversa non frangit, quid tibi ad gloriae cumulum desit nihil video. Placet praeterea te viam ad magistratus invenisse, in quibus sapientiam et integritatem tuam exerceas verius quam demonstres. Haec enim de te ipso passim nota sunt [1]). Detestor autem (aut *cod.*) eos qui tuum ad me iter interruperunt. Cum huc ire statuisses, felicem mihi hanc aetatis partem reddidisses, expertus quam iocunda, quam suavis tua sit consuetudo atque convictus.

Inauditum mihi antea fuerat opus istud de Caesaribus [2]); gratum fuerit aliquando coram ex te audire quidnam sit, quid de rebus illorum gestis exponat, an fumo dignae sint an luce.

Omnis nostrorum, immo vero nostrarum ordo in tui commemoratione conquiescit, nec semel dumtaxat, quottidie Flavius noster in sermone est. Illa nostra deambulatio immortalis est futura, mille restant ioci, mille scommata, qui in dies per ora omnium revirescunt, quotiens equus ille Manfrini [3]) per nostras iocatur linguas. Salvus itaque sis ab omnibus, Concorigio [4]), Cendrata (Condr. — *cod.*) [5]), Spolverino [6]); quid plura? ex nostris omnibus. Brenzonius [7]) se tibi scripturum pollicetur; id fecisset nisi digitus ulcere contractus destitisset. Is multa tibi debere se fatetur, qui eum disseminando per ora virum volitare et immortalem facias; Non miror . . . . . (*lac. cod.*) illud dedisse consilium, quod per se antea susceperat, ut filium mittere per annum intermittat. Brutum habebis ut primum eum absolvero. Idem curabo facere de liberis educandis (li. educ. *cod.*[8]); nam nunc nullum est eius volumen apud me. Vale mea lux. Raptim.

[Aus Verona, nach August 1423] [9]).

1) Hier fügt Codex hinzu: cum huc ire statuisses; diese Worte sind aber gestrichen.
2) Hier sind die Vitae XII Caesarum von Suetonius gemeint.
3) Dieser Manfrinus ist bisher aus dem Briefwechsel des Guarino nicht näher bekannt.
4) B. IV, A. 2.
5) Baptista Zendrata, Schwager des Guarino.
6) Nicht näher bekannt.
7) Bartolomeus Brenzonius, Schüler des Guarino.
8) Die Schrift de liberis educandis von Plutarch hatte Guarino sehr früh ins Lateinische übersetzt.
9) Einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung dieses Briefes erlangt man aus dem Umstande, dass Guarino schon im Beginne des Jahres 1425 die Vitae XII Caes. des

Digitized by Google

VI.

Guarinus Veronensis dulcissimo Flavio s. d. p. [1])

Olim cum nullas ad me vel ultro scriberes vel provocatus rescriberes, subirascebar tibi fateor. Eo enim magnitudinis et soliditatis nostra pervenit amicitia, ut sine ulla iacturae aut fracturae suspicione mutuo succensere possimus et mutuas, cum res vocat, increpationes benivole dare atque accipere. Id autem faciebam quod mutescentibus nobis magnus absentiae nostrae fructus perire videbatur, qui quam amoenus, quam suavis sit, litterarum inquam, et tu ipse scis et ego non ignoro, qui nullam sine litterarum condimento et musarum convictu vitam esse putamus atque adeo sentimus. Postea vero cum fama primum, tuis deinde litteris tuas calamitates vel agitationes [2]) verius audirem, nec enim de animo tam optime instituto et in utraque rerum humanarum sorte versato ita dici fas est, magis tuum increpare silentium coepi, quia tua, quasi onere (honore *cod.*) partito, mecum non communicares, cum id amicitiae proprium munus sit res utrinsque communes facere vel Graecorum proverbio *τὰ τῶν φίλων κοινά* (*graeca om. lac. rel. cod.*). Scio praeterea quantum vel consolatore benivolo vel doloris societate tuam aegritudinem lenire posses, quamquam te casus tuos fortiter et ut virum decet ferre sentio. Nec enim alio sperare pacto licuerat de te, quem litterarum prudentia et humanae condicionis experientia munitum armatumve reddidit. Didicisti namque et ipse perspexisti nostris in rebus firmum nihil, incertas opes, fluxas dignitates, peritura regna. Quid plura? Debemur morti nos nostraque [Horat. ad Pis. 63]; solam virtutem perpetuam esse et ut inquit Isocrates . . . . . (*graeca om. lac. rel. cod*).

Quae cum ita sint, tibi magis gratulari quam solamen afferre debeo, qui mihi ac ceteris exemplo esse debes non modo miseris mortalibus fugitiva intelligenda esse omnia haec, sed quo vultu, qua oratione, quove animo spectanda, suscipienda, excipienda sunt quae impendeant quaeque urgeant. Cognitum erat antea et exploratum quam (qui *cod.*) pulcherrime secundam cum omnium laude fortunam ferres; nunc vero quanta animi magnitudine adversae cum cunctorum admiratione victor obstiteris, periculum iam factum est, ut qui prius modesti hominis nomen compararas nunc viri fortis laudem assequaris. Meo igitur suffragio in utraque parte victori tibi triumphum decerno. Vale et adiutore me Quintilianum hospitem vel verius contubernalem suscipe. Equestris ordinis splendori [3]) me commenda.

Veronae [1423] [4]).

Suetonius kannte, die hier (A. 3) noch als unbekannt vorausgefetzt find. Das für Guarino der Peft wegen verhängnifsvolle Jahr 1424 kann es nicht fein; es ift alfo wahrfcheinlich 1423, weil die Bekanntfchaft mit Biondo und dem Brutus als bereits länger beftehend vorausgefetzt wird. Übrigens vgl. B. IV, A. 4.

1) Handfchr.: Cod. lat. Monac. 5360, f. 79.

2) Wahrfcheinlich ift hier eine Anfpielung auf die gegen die Ordelaffi von Forli 1423 erfolgte Empörung, an der, aber mit unglücklichem Erfolg, fich auch Biondo beteiligte; vgl. A. Mafius, F. Biondo, p. 11.

3) Ob Feltrinus Boiardus? In diefem Falle mufs man Biondo in Ferrara anfäfsig denken.

4) Im Cod. fehlt das Jahr; wegen der Erwähnung des Unfalls des Biondo fteht diefer Brief aber im nächften Zufammenhange mit B. V und gehört alfo demfelben Jahre an.

Digitized by Google

VII.

Guarinus Veronensis optimo et viro et amico Blondo p. s. d.[1])

Jamdudum nihil ad te scripsi, quod non inertia factum est, sed quia incertum ubinam fores habebam (habeam *cod.*). Alii enim te Venetias petiisse, alii te Tarvisii residere aiebant; proinde (pro tunc? *cod.*) ne frustra litteras fortunae committerem differre malui. Nunc autem cum Antonius (Anth. *cod.*) Casalorcius[2]) ex Tarvisio huc rediens te Venetiis esse adfirmaret, nihil morae esse potest ne scribam. Quid autem scribam? Nos scilicet recte valere et ut rectius valeamus in dies magis laborare. Civitas etiam valet idque in perpetuum sit beneficium ab immortali deo peto; quod si quo migrandum erit, pestis videlicet urgente metu, quod omen dues bonus avertat, Venetias ire statui, modo saluber locus sit; quod consilium ut complectar me inducunt causae, quas alias exponam.

Cappanorensis[3]) noster hic est a legato missus suis pro negotiis; cum eo sum saepenumero et tu nobiscum totiens; te ipsum recensemus et res tuas praeclare quidem administratas (-stras *cod.*), quod quidem profecto nobis est solamen et quasi pro diversorio. Nunc tempus est ut Plinium (Plim- *cod.*) nostrum venari inceptes, ut te duce eum faciam in patriam reducere. Si ornatissimus et vir et medicus m. Petrus p. *cod.*) Thomasius[4]) Venetiis est, ei me totum commenda et cum longum illi de me feceris sermonem, cum dicturus es: Vale, quasi experrectus eum commonefacito ut mihi quinternionem quemdam mittat Academici fragmenti quod illi diu misi; volo enim una cum reliquis librum unum facere. Valete cuncti et uxor[5]) in primis a nostris feminis.

Veronae XV kal. februarias [1424][6]).

VIII.

Guarinus Veronensis Flavio s. p. d. coquinariam[7]).

Gaudeo vero et serio triumpho, quod hoc potissimum tempore tecum amicitia coniunctus sim, quo magistratum geris; tu enim cum ad eius munus sustinendum per te satis non sis, me ipsum exerces et ex humilium consuetudine suscitas in sublimia. Musis igitur (gratulari *cod.*) iam vale dicto et litterarum studiis, quae prae tuis sordent, super iis consilium capessere accingor coquinarium. Quam quidem ad rem senatum coegi calonum vel lixarum, parasitorum et hominum gulosissimorum, ad quos de coquo illo episcopali mentione proposita, uno omnium ore felicem curam vestram praedicatur et felicem victu per saecula gentem. Patinas ita curat et emundat ut si panniculi (panic- *cod.*) satis non sint, linguam advocet et braccas. Adde ad hominis munditiem quod ne quid pereat semper ex parsimonia id agit, ut muco et pediculis fercula pro condi-

1) Handfchr.: Cod. Vatic.-Palatinus 492, f. 200.

2) Nicht näher bekannt.

3) Antonius Cappanorensis oder Caponorensis wurde im November 1423 von Francesco Barbaro aus Treviso her dem Kardinal Condolmier, legatus bononiensis, als Sekretär empfohlen (vgl. R. Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Fr. Barbaro, p. 15).

4) Berühmter Venetianischer Arzt und Gelehrter, Freund des Barbaro und Guarino.

5) Paula, Braut des Biondo.

6) Das Datum kann nicht 1423 fein, weil der Cappanorenfis fchon Sekretär des Condolmier ift (A. 3); die Erwähnung der Peft 1424 zwingt zur Annahme diefes Jahres.

7) Handfchr.: Cod. Veronensis (aus der Kapitel-Bibliothek) CCXCV, f. 38.

Digitized by Google

mentis adornet; qua providentia larido parcit et sebum mavult quam arvinam. Praeterea ne timeas ut (illius causa lis sit, nam quietissimus homo est, adeo ut dies continuos noctibus dormiendo iungat, quod quidem non parva vini facit ingurgitas. Quid statis igitur? accersite Chichibium, ita enim vocant. De his satis.

Reliqua absolventur, quae prae huius occupatione inquisitionis perficere non licuit. Nunc quia magna tibi iniungere negotia non possum, parva ne fastidias et sunt quidem libraria. Opus habeo ut transcribi faciam epistulas Plinii amici causa, magni hominis et viri singularis, idest archiepiscopi Mediolani [1]). Cura igitur ut vel tuas vel mea huic (hinc *cod.*) ad me nuntio des. Transcriptae remittentur e vestigio et si cunctas nondum absolutas habes, mittes quas transcripsisti; reliquum absolves interim.

Addo et aliud. Habeo volumen quorumdam Ciceronis opusculorum, in quibus Academica sunt. Nescio quo pacto unus evanuit quinternio [2]), dum totiens agitare supellectilem compulsus sum [3]). Roga Hermolaum [4]) si quo pacto suos inter codices illum haberet, quos secum tulit, cum ex Valle Pollizella [5]) discessit. Solebam enim inter libros forte occurrentes interserere, ne foedaretur. Hoc mihi fuerit gratissimum. Valemea suavitas; valeat et uxor [6]), optima femina, a Tadea [7]) sua.

Ex Verona XI ianuarii [1425] [8]).

IX.

Guarinus Veronensis Flavio suo s. [9])

Una tantum in re scribendi moras purgari oportere abs te censeo, quod videlicet *τοῦ πρὸς ἀλλήλους γράφειν* egregia iocunditate privamur; quantos enim cum una sumus cachinnos excitare solemus oratione viva, tantos et scripta nostra legendo. Ceteris autem in rebus supervacanea est omnis purgatio; nihil enim ad amoris nostri vires pertinet hoc silentium, qui duce virtute aut virtutis opinione, comite consuetudine eo pervenit, ut sicut scribendo augeri, ita et tacendo minui non possit (potest *cod.*). At vero suavissima fuerat illa ad amorem nostrum accumulatio, si te ac tuam uxorem, feminam primariam, coram cernere licuisset, quemadmodum saepius vaticinatos antea nos memoria repeto; ad quorum adventum credo colles, valles, fluvios, arbores ipsas gestituras fuisse. Istuc ipsum nimium videre vellem, dulcissime Flavi, ut uxores nostrae exemplo vel invidia mutuum inter se amandi certamen indixissent. Quod Hieronymi [10]), filioli suavissimi, curam paterno suscipis affectu, et mihi ipsi

1) Bartolomeus Capra, der ſeit langer Zeit mit Guarino befreundet war.
2) vgl. B. VII, am Ende.
3) Als Guarino Verona im vorigen Jahre (1424) verließ, um der Peſt zu entfliehen.
4) Hermolaus Barbarus, Neffe des Franciscus Barbarus, war Guarinos Schüler in Verona.
5) In der Gegend von Valle Pollicella hatte Guarino ein Landgut.
6) vgl. B. VII, A. 5.
7) Tadea Zendrata war die Braut des Guarino.
8) Das Jahr fehlt; die Andeutung der Flucht vor der Peſt nötigt zur obigen Annahme. vgl. auch B. XI, betreffend der für den Mailänder Erzbiſchof abzufchreibenden Briefe des Plinius.
9) Handſchr.: Cod. Veronensis CCXCV, f. 35.
10) Hieronymus, der erſtgeborene Sohn des Guarino.

Digitized by Google

gratulor, cui tantum contigit amicum habere, et tuae humanitati gratias habeo.

Ceterum urbs nostra etsi suspicione non careat propter nonnullos interdum pereuntes, quod perrarum est, tamen necdum timor tantus ingruit, ut iam de fuga cogitetur. Quod si danda fuerint terga et ex urbe migrandum, Vallis me Pollizella vocat, quae nihil suspicionis habet hac de re. Si longius fuga capessenda fuerit, quid facturus sim nondum constitui. Nam cum venit in mentem quos labores, quos famulatus, quae pericula, quot mortes in evitanda morte hoc anno [1]) subierim, haud digna profecto visa mors est, pro qua tot indigna tolerentur (toll- *cod.*)

Tu tamen, ut ad te redeam, hominis perliberalis et amici primarii officium facis et munificentissimo invitatu tuo non modo me tibi devincis immortaliter, sed et natos natorum et qui nascentur ab illis. [Verg. Aen. 3.98]. Equos venales nullos habet Gulielmus Mapheus [2]); nec te expurges, quod equinam mihi curam iniungas; nihil est quod amori aut alienum aut humile aut arduum sit. Proinde licebit ut vel rusticaria mihi iniungas negotia vel militaria, vel natationes, vel piscationes, vel pilam, qua me (te *cod.*) exercere soleo et famem arcessere.

Codicem [3]) habebis ut primum certus occurrat nuntius; qui si Clerichinum [4]) spectas, hac fortasse occurret vindemia. Vale et regi meo [4]) me (me *om. cod.*) commenda. Tuam uxorem optime valere a sua iube Tadea et ut eam diligat atque amet vel impera vel persuade.

Ex Verona XIII aprilis [1425] [5]).

X.

Guarinus suo Flavio s. [6])

Proxime [7]) tibi scripsi et rescripsi et Brutum misi; tuum erit de illius et illarum receptione significare. Haec quidem sponte tua minimeque rogatus facere debebis; aliud autem ut meo facias invitatu et rogatu velim. Excudas alicunde Justinum quempiam, quo meum emendem; quaere a praetore [8]) vel (aes *cod.*) aliunde ipsius consilio. Dices (diceres *cod.*): cur non ad eum scribis? Statui nonnullas (nullas *cod.*) ad ipsum commendaticias scribere, quia huius generis litteras suae hoc tempore aures non abicient; reliquas fortasse per desuetudinem minus gratas habiturus est. Tu vero qui pro equorum compensatione, ad quos emendos me impuleras [9]), operam librariam depoposcisti, vocasti, sequor. Vale.

Veronae XVIII aprilis [1425].

---

1) Die Peſt, vgl. B. VIII, A. 4 und 9.
2) Mapheus und Clerichinus ſind nicht näher bekannt.
3) Codicem d. i. Bruti; vgl. B. X.
4) Rex meus nennt Guarino den Francesco Barbaro, der im J. 1425 podestà (praetor) zu Vicenza war; Biondo lebte bei ihm, wahrſcheinlich als Sekretär.
5) Über das Jahr vgl. A. 3.
6) Handſchr.: Cod. Veronensis CCXCV, f. 34.
7) B. IX.
8) Francesco Barbaro; vgl. B. IX, A. 6.
9) Über den Auftrag Pferde zu kaufen vgl. B. IX; hieraus das Datum des Briefes.

Digitized by Google

XI

Guarinus Flavio suo s. d. [1])

Aliquos accepi a te quinterniones epistularum Plinii, de quibus quid fieri velis audio; sed ut tibi responderem tardior fui, non quidem sponte mea; scis enim quam in respondendo sim impiger. Ceterum socrus mea quae ab hac vita discessit ab omni re gerenda me prorsus retraxit; tanta me acerbitate affectum reliquit, ut in eius obitu non parvam animae partem videar amisisse; *ἀλλὰ φέρειν χρή.*

Redeo ad epistulas. Scis archiepiscopus[2]) ipse (ipsus *cod.*) quam in omni re magnificus sit et inprimis in libris comparandis. Cupit (capit *cod.*) igitur epistulas ipsas quam ornatissime scriptas et cum ipsius dignitati tum ipsius auctori peridoneas. Vale et cum ipsas absolveris meum fac ut habeam exemplum, licet remissurus sim; tamen iamtar dum esset, quoniam initio tuae sunt inemendatiores, quas iam librarius absoluturus est. Itaque quas mitti volebam mitti nolo; eas retine, sed cura ut charta illa suo reddatur loco, quam mihi solutam vagamque commonstrasti. Vale et me commenda *τῷ βασιλεῖ μου*[3]).

[Aus Verona, Juli 1425][4]).

XII.

Franciscus Barbaricus Guarino Veronensi viro doctissimo s. p. d.[5])

Intellexi satis ex tuis litteris mirum in modum te laetari pro designata mihi praefectura praesidii Patavini — — — — — — — — — — —

Quantum vero pro Carulo tuo, quem mihi commendasti, testimonium tuum valeat et auctoritas, scito illum in meum cancellarium (canceler-*cod.*) accepisse —

Ex Venetiis IIII non. octobris [1425][6]).

XIII.

Guarinus Veronensis domino Francisco Barbaro s. p. d.[7])

— —

De re Flavii [= Blondi] non dormivi, etsi causa illa [hoc est pollicis morbo] tardius respondeam. Demum, ne longius evager, pollex enim vetat, hominem illum feniculis nostris, *τῇ σοφίᾳ δέ μου, οὐ γὰρ παρ' ἐμοὶ τὸ φεναχίζειν, τὸ φρονεῖν δὲ πάρεστί μοι*, iocari enim libet, induxi inquam hominem illum, ut sponte sua iturum (iterum *cod.*) se negarit; et Flavio locum ita cessit, ut alia longe ei mens sit quam Patavium petere. Habet igitur Flavius tota quod mente petivit [Verg. Aen. 4. 100].

— —

Veronae XXII octobris [1425].

---

1) Handſchr.: Cod. Veronensis CCXCV, f. 39.

2) vgl. B. VIII, A. 2. — 3) vgl. rex meus B IX, A. 6.

4) Ohne Datum; der Brief iſt aber im Juli 1425 geſchrieben, weil eben in dieſer Zeit die Schwiegermutter des Guarino ſtarb.

5) Handſchr.: Cod. Marcianus (Venedig) XIV. 221, f. 82.

6) Das Jahr fehlt, aber Barbarigo war praefectus (capitano) zu Padua 1425—1426; das Wahljahr iſt alſo 1425 und dies auch das Jahr unſeres Briefes.

7) Handſchr.: Cod. Veronensis CCXCV, f. 43.

Aus dieſem und aus dem vorigen (XII) Briefe ſind nur jene kurzen Bruchſtücke angeführt, die zweckmäſsig ſind, um zu erweiſen, daſs am Ende des J. 1425 Flavio Biondo Vicenza verlieſs und nach Padua als Sekretär des Barbarigo gieng. Man erſieht aus beiden Briefen, daſs vorher Barbarigo durch Vermittelung des Guarino ſich zum Sekretär einen

Digitized by Google

XIV.

Guarinus Flavio s. p. d. [1])

Didici a maioribus nostris non modo res amicorum, sed etiam amicos esse communes. Idcirco cum mea omnia tua quoque esse ac fore statuerim, egi cum viro clarissimo domino Nicolao Maripetro [2]), ut tuus et benivolentia et caritate fiat. Is me plurimum amat, ego vero eum colo ac veneror; hoc idem nostra civitas facit cius integritate sapientia bonitate, quas in nos ita exercuit, ut patriae pater ac patronus appelletur et sit. Is venit futurus Brixiae [3]) (-xia *cod.*) praefectus praesidii. Tuum igitur erit virum adire teque illi (illo *cod.*) tuo more aperire. Reliqua utriusque virtuti permitto; coepi, vos sequimini. De his satis.

Velim ut cum exercitus exierit, idest levatus occupationibus eris, saepius ad nos scribas, ut vel hac via crebrius diutiusque simul simus et si reliqua deerit ad scribendum materia, tu nobis res in dies gestas perscribas, ut leo pulset et propulset anguem [4]).

Cures ore ut aliquam mihi reperias (-ries *cod.*) mulierem quae rem domesticam tractet, idest aut sit ancilla, annorum videlicet circiter XIII aut XIIII, cui salarium idoneum ut iubebis dabo. Scito tamen solere huius generis mulieribus id aetatis ducatos (duc *cod.*) tres aut IIII dari, cum aliquibus munusculis, caligis scilicet et calceis quibusdam. Sin mulier natu grandior reperiri posset, quae annorum esset XXX vel XXXV, eam quoque susciperem, quae necessaria domi faceret. Huic exhiberem (exibere *cod.*) ducatos (duc *cod.*) VI aut aliquid ultra, modo idonea foret ad res conficiendas domesticas, coquendum, accaminandum, lectos sternendum. Vides, Flavi carissime, quanta (quam *cod.*) tecum familiaritas mihi sit, adeo ut infima etiam tuae fidei commendare non erubescam. Commenda me illustri viro et integerrimo praetori [5]). Salvus sit et vir optimus dominus Antonius de Arco [6]) (d. An. de arc. *cod.*). Raphael heri fuit hic dixitque Barbarum [7]) nostrum consiliarium factum esse et propediem Hermolaum [8]) nostrum ad nos venturum; eum libens accipiam. Vale.

Ex Verona XVII maii 1427.

XV.

Guarinus Veronensis amantissimo Biondo p. s. d. [9])

Etsi mihi conscius sim quanta te caritate et verius pietate complectar,

---

gewiſſen Carl erwählt hatte und daſs ſpäter Guarino ſelbſt ihn zu entſagen überredete, als Biondo nach jenem Amte trachtete.

1) Handſchr.: Cod. lat. Monacensis 5368, f. 81.

2) War capitano (praefectus) zu Verona 1425.

3) In Brescia war Biondo wahrſcheinlich als Secretär des praetor (podesta); wie Egnazio berichtet (vgl. Masius, F. Biondo, p. 13), Pier Loredano, Den Aufenthalt des Biondo in Brescia 1427 bezeugt auch C. Sabellico in ſeiner Geſchichte von Venedig (1718, p. 507) mit folgenden Worten: haec [d. i. eine Schlacht von Mai 1427 bis Brescia] narrat Forliviensis Blundus, qui, ut ipse scribit, Brixiae per id tempus erat ac nescio an in castris quoque fuerit, interim dum res ita gesta est.

4) Hiemit wird der im vorhergehenden Jahre zwiſchen Mailand und Venedig ausgebrochene Krieg angedeutet; das Wappen von Venedig war der Löwe, von Mailand die Schlange

5) Pier Loredano; A. 3.

6) vgl. f. die vollſtändige Schreibung dieſes Namens B. XVI, am Ende.

7) Francesco Barbaro. — 8) B. VIII, A. 5.

9) Handſchr.: Cod. lat. Monac. 5369, f. 83.

Digitized by Google

qua effectum est ut sicuti paucos in amore tibi pares, ita nullos te priores habeam. tamen novo quasi signo et testimonio propius intellexi. Nam ut primum litteras tuas quae mihi omnem abstergere molestiam solent, perlegi teque febri vexatum cognovi coepi contremere et obortae oculis tenebrae: ipse eram qui febricitabar quique languebam. Quod ideo mihi obvenisse scio, quia cum amoris magnitudo, quam tua (tuam *cod.*) virtus creavit, communia cuncta fecerit inter nos, et in morbi partem tractus fuisse videbar. Deo vero et medicinae et sospitatis auctori gratias ago, quod simul et febris acerbitate perculsus fui et sanitatis nuntio delinitus: quae sauciavit, eadem me hora sanavit. Tuum erit, suavissime Biondo, tanto cariorem reparatam habere sospitatem, quanto molestiorem sensisti valitudinem adversam. Magis magisque tuam cures sanitatem, in qua et uxorem et liberos et amicos bene valere non ignoras.

Jacobus Sigismundus[1]) iam triduo huc ante adventarat, ab quo certior factus eram de patriae tuae statu secundo et fortuna bona, quam consecuta est, posteaquam pestiferas evasit serpentis[2]) fauces. Tum sensi de uxoris, feminae primariae, sanitate et tuorum omnium. Curabo autem quamprimum scribat de reparata sospitate tua, ne tui fortasse peiora vererentur, si quis fortasse sinistrior rumusculus domum (domus *cod.*) advolaret. Est enim, ut a poeta dictum est, solliciti res plena timoris amor [Ovid. Epist. 1, 12], inter absentes praesertim. Libet magis ac magis quod de B.[3]) nostro scribis tuamque laudo in re mea vel nostra potius diligentiam gratiasque tibi permagnas habeo. Quae de Raphaele[4]) scripsi vera fuere, is autem ab ipso B. discessit et cum viro fortissimo Ludovico de Verme militat.

Postea vero de nostro Hermolao nihil amplius sensi, quod miror sane. Concorigio[5]) nostro Venetias eunti causam ut sciret eius dilationis iniunxi.

De adventu meo ad te, posteaquam tantus invalescit aeris ardor, in aliud tempus differam, quo praesertim victore leone omnia triumphis referta comperiam et anguis[6]) qui lucem odit penitus antra subeat et tabescat. Quam primum scribam Benedicto[7]) (Bncó *cod.*) de teque renuntiabo, uti iubes. Vale, anime mi Biondo, teque diligenter cura, vel nos potius in te. Et quandoque scribe, ut vel tuis recreati litteris omni deposita suspicione laetius vita fruamur.

[Aus Verona, Ende Mai, 1427][8]).

XVI.

Guarinus Veronensis suavissimo Biondo s. p. d.[9])

Cum semper avidissime tuas litteras perlegam, tum vero hoc tempore summo paene ardore illas desidero, illas sitio; nam nisi in horas de te

1) Ein Verwandter des Biondo; B. XVI.
2) Der Herzog Visconti (serpens, vgl. B. XIV, A. 4) beherrſchte Forli drei Jahre im Mai 1426 trat die Stadt dem Papſt Martin V. ab (Muratori, R. J. S. XIX, Chron. Forliv. a. 1426).
3) Dieſe Abbreviatur kann ich nicht auflöſen.
4) Über dieſen Raphael und den Benedictus iſt nichts näheres bekannt.
5) B. VIII, A. 5. — 6) B. IV, A. 2. — 7) B. XIV, A. 4.
8) Ohne Datum; dieſer Brief iſt aber vor dem B. XVI geſchrieben; hier erhält Guarino zuerſt die Nachricht von der Krankheit des Biondo (1. Juni).
9) Handſchr.: Cod. lat. Monacensis 5369, f. 83

Digitized by Google

sentio, non sum sine magno de te metu. Tuum igitur erit saepius ad me dare litteras, ut te ita convaluisse ac firmatum esse sciam, ut omnis sit adversae valitudinis exempta suspicio. Post alteras, quibus respondi [1]), unas sodie accepi iocundas et eo magis, quia de prospera valitudine mihi renuntias meliora, tibi in dies meliora fieri dicis. Quo nuntio tam laeto tanta tibi debeo, ut iam de praemio cogitem. Cura vero te ita, ut me quoque in te sospitem esse cognoscam. Litteras annexas in patriam euntes Sigismundo [Jacobo] [2]) affini tuo consignavi, qui ea die famulum Forlivium remittebat. Eas iam illic esse finge et vere crede. De pedisequa [3]) curas aliorsum dirigendas esse video. Vale et me praetori [4]) aequissimo commenda ac virum optimum dominum Antonium (Anto. *cod.*) de Arco saluum a me esse iube.

Veronae kalendis iunii [1427] [5]).

XVII.

Guarinus Flavio suo p. s. d. [6])

Cum (quom *cod.*) dudum abs te litteras acceperim, nihil interim rescripsi, responsionem ex Brixia expectans, ut certiorem te facerem de tuis rebus horsum advectis et emissis Patavium, ut tu iubebas (iubeas *cod.*). Cum ita expecto, nihil fit, praesertim obturbante improbo illo et flagitiosorum principe, ut videbis per hasce inclusas. Expecto magna cum aviditate ut tuum quem spero statum perdiscam, ut apud tuos carus et clarus habeare, ut virtus tua, quae multis exteris laudi fructui et dignitati fuit, tuis et patriae nata et quaesita videatur et in primis spectata sit illi magnifico et excellenti civitatis tuae gubernatori, quem fama insignem atque primarium omni virtutis genere praedicat. Cuius cum gravissimum et perspicax subieris iudicium et censuram, non dubito tuam illi operam fidem diligentiam probatum iri, adeo ut qui carus ad eum ieris, carissimus in dies futurus sis. Haec vaticinor, haec de te in dies nuntiata expecto. Vale et salutem dic uxori, feminae primariae, ab mea Tadea, quam vis amicitiae nostrae illi facit esse coniunctissimam.

Ex Verona kal. septembris 1427 (27 *cod.*)

XVIII.

Guarinus Veronensis suo dulcissimo Flavio s. p. d. [7])

Jam binas ad te dedi, cum (quom *cod.*) interim nullas abs te acceperim; qua in re hoc (hos *cod.*) aes litterarum alienum tantum futurum esset, ut nimium graveris oporteat, nisi te ipsum gravare desistam. Itaque plura non scribam; hoc tantum significabo nihil amplius ex Brixia sensisse; quod si sensero, et tu sentias faxo. Valemus omnes recte; ut vales et tu cum tuis fac nos participes et reliquis ad te meis fac respondeas oro.

Ex Verona III kal. decembris [1427].

1) B. XV iſt die Antwort.
2) B. XV, A. 2.
3) pedisequa = famula; B. XIV.
4) B. XIV, A. 5.
5) Das im Cod. fehlende Jahr ergiebt ſich ſehr leicht aus der Vergleichung mit B. XIV.
6) Handſchr.: Cod. lat. Monac. 5369, f. 83.
7) Handſchr.: Cod. lat. Monac. 5369, f. 82.

Digitized by Google

[Nachſchrift].

Cum nullus occurrerit cui has ad te darem, hactenus a me retentae sunt. Interim alias a domino Antonio [1]) (d. Ant. *cod.*) [de Arco] accepi quas hic inclusas videbis. Nova sunt quae de Macerata audias. Nuper ille scripsit ad Sabionem [= Christophorum de Sabione] [2]) nostrum, in quibus vice salutis comminationes mihi dicit, quia rem tuam tuear et quod de se male sentiam. Ad eum scripsi ut visum est. Vale perpetuo.

Veronae X kal. ianuarias 1427 (*27 cod.*)

XIX.

Guarinus suo Flavio p. s. d. [3])

Quasi legatas (laetet *cod.*) futurae quadragesimae attulit tabellarius litteras tuas, humanitate, amore, musarum odore refertas et quod felix faustum fortunatumque (faustumque *cod.*) sit, tui domini [4]) mentionem prae se ferentes, viri sane nunquam nisi honorificentissimis verbis appellandi propter hominis amplitudinem, sapientiam et eximiam disciplinam, quae res, si fortuna, ut polliceri videtur, arriserit, germinaturarum spem litterarum affert. Quamquam quid ago? huius devotio et caritas principis paene me mei propositi fecit immemorem.

Pecunia illa B.[5]) (b. *cod.*) nullo pacto dubitare me sinit, modo intelligat ille aut sibi persuadeat eam ab se mihi deberi. Justinum cum epistulis [scil. Plinii] diu recepisses, si tuus ille furcifer (furcius *cod.*) insalutato minime discessisset. At vero posteaquam viam edocuisti, illos ad carissimum utrique nostrum Nicolaum (Nic. *cod.*) Abbatiensem?) dimittam. Huic autem tabellario eos credere non sum ausus; ita enim tutus et securus viator ingreditur iter, ut coram latrone cantaturus [6]) potius quam supplicaturus sit; adeo pannis vacuus rebusque visus est. Nollem ut si eum imber adoriretur, Justinus cum Plinio darent suae paupertatis poenas. Meum de legibus [Ciceronis] ut hospitem potius quam obsidem habeas volo; inter quos enim fides est, obsidibus locus non est. Hoc habe, ut talem alium non habeat Italia; non loquor temere. Tu tamen sive transcribere, sive transcurrere vis, expeditum facito.

De praeceptore vobis reperiendo curam suscipiam, vel ut tuae morem geram voluntati vel ut iam redeuntibus musis quantum in me est faveam, quae optimum nactae penes vos patronum et amantissimum earum principem miram spem pollicentur.

Posteaquam litteras tuas ad Antonium (A. *cod.*) Tridentinum [7]) misi, nihil inde accepi, sed non diutius eo cariturus sum, cum (quom *cod.*) hic magistratum sit acturus cum futuro praetore, qui circa martias kalendas praeturam initurus est.

De Nicolai Abbatiensis filio scire cupis, quem et mihi magnopere

1) B. XIV, A. 6.

2) Die Ergänzung dieſes Namens ergiebt ſich aus B. IV, A 1.

3) Handſchr.: Cod. lat Monac. 5369, f. 80.

4) Ob derſelbe B. des B. XV, A. 3?

5) Dieſer Nicolaus Abbatiensis iſt der Vater des Hugo (Ugutio) Abbatiensis, der von 1427 an Schüler des Guarino war und ſpäter Sekretär des Markgrafen von Ferrara wurde. Guarino befand ſich alſo in dieſer Zeit in Ferrara.

6) Scherzhafte Anſpielung an Juvenal. 10, 22: cantabit vacuus coram latrone viator.

7) Wahrſcheinlich derſelbe wie Antonio d'Arco; B. XIV, XVI.

Digitized by Google

commendas. Eum et sui mores et suave ingenium satis superque mihi commendant; accedit et patris liberalitas et munificentia, qua in dies ita me devincit, ut nullas sibi referre gratias posse sperem, nisi in eius filio Ugutione, cuius diligentia et ingenium multa et quidem ingentia spondet. Parvo autem tempore mecum fuit, sed mirifice hisce studiis operam dat et pleno iam incedit gradu.

Vale et a Tadea salutem plurimam nuntia suae Paulae. Sed heus tu velim, immo ardeo cupiditate incredibili, ut tuo domino[1]) et tum dignitate tum virtute ac sapientia principe me commendes carumque facias; nihil enim maius assequi sperem, quam magnis placere viris, non iis dico quos fortuna magnos potius quam virtus effecit. Vale iterum.

Ex Verona XVIII februarii 1428.

Barbarus[2]), ut nosti, ad pontificem maximum (pont. M. *cod.*) legatus missus est a senatu Veneto et secum duxit Hermolaum meum[3]).

Anhang.

Ich halte es für zweckmäfsig, hier im Anhange noch vier unedierte Briefe hinzuzufügen (unter denen einer des Biondo selbſt), die einige erwünſchte Nachrichten über ſein Geſchichtswerk enthalten.

I.

Blondus Forliviensis Petro Candido [Decembrio] s.[4])

Excessi terminum tibi praefixum reditus mei in curiam, nec aliter fieri potuit. Quae etenim diu sunt duraturae, tarde ut crescant necesse esse non ignoras. Domus comparata qualem decet talem tantamque familiam; praediolum etiam, ut confido, habemus. Sed de filiola nondum satis est conclusum, quid omnino perficere stat sententia. Interim non potuerunt tantae curae ita a studiis distrahere, cum aliquid scripserim. Accipies cum istis codicem librorum octo historiarum mearum et exemplum litterarum, quas scripsi serenissimo Regi Aragonum; eruntque simul litterae, quas reverendo episcopo Urgelensi et alterae quas Laurentio Vallae scribo. Velim operam des et quidem diligentissimam ut, si forte Urgelensis episcopus erit Senis aut Florentiae, ipsum habeat codicem et suas Vallaeque epistolas; sin vero ad regem revertisset, tu ipse curabis ut omnia per nuntium tibi notum fidumquo eidem episcopo deferantur; et tamen alicui apud regem existenti scribes ut i forte ipse abesset episcopus, regi et sua epistola et codex reddatur. Vale.

Ferrariae X kal. iulias [1443].

II.

Petrus Candidus Blondo Forliviensi s.[5])

Quae scribis diligenter expediam; scis enim me ita a natura constitutum esse, ut nihil magis curem, quam ea quibus utilitatem laudemque conferre queam doctis viris, quorum in numerum te ipsum judico prima-

1) Ob der Markgraf von Ferrara?
2) Franciscus Barbarus.
3) Hermolaus war in Verona bei Guarino vielleicht von Juni vorigen Jahres an.
4) Handſchr : Cod. Ambrosianus von Mailand J. 235 inf. f. 12.
5) Cod. Ambros. J. 235 inf. f. 12b.

Digitized by Google

rium atque praecipuum. Scis etiam te exhortatum saepenumero a me ut id opus regi inscriberes, potissimum cum nullum aetate nostra eo munere digniorem posses reperire. Quemadmodum igitur quae ipse persuasi negligam? aut laude tibi debita sinam defraudari? Scribam igitur in primis regi, ut a capite incipiam, deinde Urgelensi episcopo, si adfuerit, ut voto tuo omnino satisfaciam. Vale.

Ex urbe Senarum XVI kal. augusti [1443].

III.

Petrus Candidus serenissimo Alfonso regi Aragonum s.[1])

Blondus Forliviensis vir doctus et mihi amicissimus cum libros octo historiae Gothorum edidisset, hortatu meo eosdem maiestati tuae inscripsit. Sum enim cupidissimus gloriae tuae, quam sincerissime diligo. Itaque cum absens libros ipsos ad me misisset, sumpsi onus illos transmittendi; copiam autem litterarum ipsius his insertam destino maiestati tuae, cui me commendo.

Ex Senis XVI kal. aug. 1443.

IV.

Petrus Candidus episcopo Urgelensi s.[2])

Redditae sunt mihi nuper a Blondo Forliviensi, viro docto unaque amicissimo iampridem mihi, epistolae cum libris octo historiae Gothorum ab eodem ornate diligenterque conscriptis et subinde hortatu meo, quamquam id prius destinasset, indictis serenissimo regi tuo; quos ejus mandato dignitati tuae consignare debui, si praesens adfuisses, ut ex copia litterarum ejusdem his inserta intueri licet. Quamobrem ne vir optimus voto suo defraudetur, libros ipsos reverendo patri episcopo Tarraconensi ad te ferendos dedi, ut subinde regi consignentur. Vale.

Ex Senis XVI kal. aug. [1443].

1) Cod. Ambros. J, 235 inf. f. 12b.
2) ibi f. 13.

Digitized by Google

MISZELLEN.

Zur Erklärung einiger Stellen der Mutianiſchen Briefe.

Unter den dunkeln Perſönlichkeiten, welche der Erklärung der Briefe Mutians an vielen Stellen Schwierigkeiten in den Weg legen, befindet ſich auch der auf S. 60. 67. 128. 200 und an anderen Stellen meines Mutianiſchen Briefwechſels (vgl. Reg.), über den in dieſen Blättern Heft 2 Seite 264—266 Bericht erſtattet worden iſt, vorkommende Matthäus. Während ich geneigt war, denſelben für einen Inſaſſen des Kloſters Georgenthal, etwa den Scriba, zu halten, hat inzwiſchen eine vor kurzem mir zugegangene Mitteilung eines Freundes humaniſtiſcher Studien, des Herrn Pfarrers F. Perthes in Bienſtedt (Herzogtum Gotha), über dieſen Mann ein überraſchendes Licht verbreitet, das die Anſtöße mancher Stellen jener Briefe auf das glücklichſte beſeitigt. Der genannte Gelehrte hat mich ermächtigt, das Ergebnis ſeiner Spezialſtudien hier zu veröffentlichen.

Von jenem Matthäus erfahren wir aus Mutians Andeutungen, daß er, anfangs Mutians Freund, ſich bald durch die geld- und genußliebenden Kanoniker des Gothaer Stiftes Lotius und Morus für deren Partei gewinnen ließ und in der Jagd nach Kloſterpfründen Mutians Wege zu kreuzen ſuchte, daß er, obwohl „reicher als Alcinous“, doch nur karg in der Unterſtützung junger hilfsbedürftiger Freunde Mutians und Urbans war. Daneben erſcheint er als geeignete Perſönlichkeit, um den Verkehr der Erfurter Humaniſten nach außen, ſo nach Augsburg und nach Rom, zu vermitteln. Der junge Herbord von der Marthen wird angewieſen, ihm behufs Bezuges von Büchern einen Brief an die Augsburger Buchhändler zur Beſorgung zu übergeben, Urban wird erſucht, durch ihn einen Brief an den in Rom weilenden Petrejus (Eberbach) befördern au laſſen. Auch wird er für Urbans Neffen, der im Begriffe ſtand nach Rom zu reiſen und dort ſein Glück zu verſuchen, als Gönner und „Schutzgeiſt“ zu dieſem Vorhaben in Vorſchlag gebracht. Mutian ſelber iſt ihm für geſchäftliche Beſorgungen verpflichtet und läßt ihm einmal (1506) durch Urban 4 Gl. — ſoviel betrage ſein Anteil — einhändigen.

Nun wurde im J. 1462 vom Abte Ludwig von Georgenthal unterhalb der Walkmühle bei Hohenkirchen eine Schmelzhütte angelegt, welche im J. 1495 vom Kloſter an die Gebrüder Ulrich, Jürg und Jakob Fugger in Augsburg verkauft ward, um hier ein „Seigerwerk“ (Hüttenwerk) anzulegen, nebſt den nötigen Wohnungen für ihre Diener und Arbeiter. Im J. 1525 wird uns als Geſchäftsführer dieſer Fabrikanlage von dem Gotha-

Digitized by Google

iſchen Superintendenten F. Myconius ein gewiſſer Matthias Langenbeck genannt, den er in ſeiner Hiſtor. Reform. als „Matthes Lachenbeck, der Fugger in Augsburg etwan Diener auf der Hütten zu Hohenkirchen, literatorum patronus et pauperum omnium pater“ erwähnt. Vgl. Beck, Geſch. d. goth. Landes III, 374 f., II, 108. 364.

Auf dieſen Matthias Langenbeck paſſen, wenn man von der bei Mutians bekanntem tadelſüchtigen Charakter erklärlichen wenig ſchmeichelhaften Schilderung des Mannes hinſichtlich ſeiner Sparſamkeit abſieht, alle in den Briefen überlieferten Bemerkungen ſo vollſtändig, daß es gar keinem Zweifel unterliegt, daß wir ihn unter dem Matthäus des Briefwechſels vor uns haben.

Langenbeck war nach Myconius zugleich Ratsmitglied in Gotha und hatte daher bei Vergebung ſtädtiſcher oder klöſterlicher Pfründen ein Wort mit zu reden. Als Diener der reichen Fugger wird er auch ſelber wohlhabend geworden ſein. Die Fuggerſche Fabrik ſtand mit Augsburg in enger Verbindung, und ſo konnte der Geſchäftsführer derſelben ſehr bequem als Vermittler des Verkehrs der Erfurter Humaniſten nach dem Süden benutzt werden. Ja nun fällt auch ein neues Licht auf den unmittelbaren Verkehr mit dem Venetianiſchen Buchdrucker Aldus Manutius, in den ſich Mutian und ſeine Freunde Urban und Spalatin im Herbſte 1505 ſetzten, um Bücher aus deſſen Druckerei zu beziehen. Die Beſtellung des Handels wird den Fuggern übertragen, und nach vielen bisher etwas unverſtändlichen Äußerungen der Briefe werden dieſe Fuggerſchen Fuhrleute als in der Nähe befindlich vorausgeſetzt. Spalatin ſchreibt am 1. Dezbr. 1505 an Aldus: „Wir leben in einer Gegend Thüringens, nicht weit von der Eiſenfabrik (aeraria officina) der Fugger.“ Hiermit iſt alſo die Hohenkirchner Schmelzhütte gemeint. Die Nähe derſelben ſcheint Mutian erſt den Gedanken an das venetianiſche Büchergeſchäft eingegeben zu haben. Urban überſendet an Aldus für beſtellte Bücher 4 Goldgulden, und bald hernach ſehen wir Mutian an Matthäus für ſeine Auslagen ebenfalls 4 Gl. einſenden. Auch die Stelle in Br. 91 (Mut. Briefw. S. 103): Die genußſüchtigen Geiſtlichen Morus und Lotius ſtrömen nach Georgenthal, in die „villa Vulcania“ zum Verderben der Guten zuſammen, bekommt durch die Beziehung auf die Fuggerſche Eiſenhütte, den Wohnſitz des mit jenen Männern befreundeten Matthäus, einen befriedigenden Sinn.

Zum Schluſſe will ich noch einer andern Stelle des Briefwechſels erwähnen, zu deren Erklärung Herr Perthes gleichfalls einen dankenswerten und anſprechenden Beitrag geliefert hat. In Br. 288 (S. 355) an Urban heißt es von Muſardus, dem Kloſterlehrer von Georgenthal: „Noluit olim adhaerere tuis Lichonibus spreto liturgo plebis Oradorffiae.“ Mit dem Ausdrucke „Lichonibus“ ſcheinen die Bewohner des Städtchens Ohrdruff in Thüringen gemeint, deſſen Pfarrer (liturgus plebis Oradorffiae) gleich darauf genannt wird. Es giebt nämlich in Ohrdruff 3 Straßen des Namens Leich, die Kirche daſelbſt heißt die „Leichkirche“. Daß die „Leicher“ (ein Mutianiſcher Scherz) als „tui“ (Urbans) bezeichnet werden, hat wohl darin ſeinen Grund, daß Urban als Ökonomus von Georgenthal, das den Abendmahlswein für die Ohrdruffer Kirche zu liefern hatte, mit den Angehörigen dieſer Kirche in manche Beziehungen zu treten hatte.

Zerbſt. C. Krauſe.

Digitized by Google

REZENSIONEN.

Remigio Sabbadini, I. Studi Vergiliani. II. Se Guarino Veronese abbia fatto una recensione di Catullo. Torino, Ermanno Loescher. 1885 (Estratto dalla „Rivista di Filologia e d'Istruzione classica" Anno XIII, Fascicolo V, Marzo-Aprile 1885). 8°. 30 S.

Von den in dieſem Hefte des unermüdlich thätigen italieniſchen Gelehrten mitgeteilten Aufſätzen eignet ſich blos der zweite zu einer Beſprechung in dieſer Zeitſchrift; der erſte Aufſatz, welcher über Baehrens' „Emendationes Vergilianae" (in Fleckeiſen's Jahrbüchern 1884) und über das „Vergil und die epiſche Kunſt" betitelte neueste Werk von Plüss handelt iſt rein, claſſiſch-philologiſchen Inhalts.

Der zweite Aufſatz (p. 27—30) beſchäftigt ſich mit der vor kurzem vom Referenten wieder angeregten Frage (vgl. meinen Aufſatz in der „Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien" 1883 p. 161—166), ob die Catullusrecenſion des „Guarinus" dem ältern Guarino Veroneſe oder deſſen Sohn, dem jüngern Battiſta Guarino zuzuſchreiben ſei. Ich habe a. a. O. nach Schwabe (Programm von Dorpat 1865) alles zuſammengeſtellt, was für letztere Annahme ſpricht und ſcheint auch Sabbadini nicht daran zu zweifeln, dass Battiſta Guarino thatſächlich den Catullustext recenſirt hat (vgl. ſeine Worte p. 27: La recensione dei carmi di Catullo fu fatta da Battiſta e Aleſſandro Guarino), nur glaubt er noch nachweiſen zu können, daß ſich auch der ältere Guarino mit der Korrektur des Catullustextes befaßt hat. Er folgert dies aus dem Briefe, welchen ich aus der einzigen Handſchrift im Beſitze des Herrn Grafen Ludwig Apponyi in Nagy-Appony in Ungarn a. a. O. zuerſt herausgegeben habe und welcher mit den Worten ſchließt: „Catullum ubi meliorem fecero, ad proprios lares remeare compellam. . . . Ferrariae VII Kal. Auguſti 1456." Leider entbehrt dieſer Brief der Aufſchrift, und ſo konnte es geſchehen, daß ich den Battiſta Guarino, Sabbadini (und Voigt) den ältern Guarino für den Schreiber des Briefes hielt, und daß auch die Perſon des Adreſſaten nicht genau zu beſtimmen war. Was letzteren betrifft, ſo war aus dem Briefe nur ſo viel zu entnehmen, daß er Ottaviano hieß, regierender Fürſt und Bruder eines Fürſten (dux) Federigo war, deſſen hohe Bildung gerühmt wird. Am nächſten lag die Vermutung, daß Guarino's Brief an einen Bruder des Herzogs Federigo von Montefeltro namens Ottaviano gerichtet war, doch ſchien dagegen die Thatſache zu ſprechen, daß Federigo von Montefeltro unſeres Wiſſens keinen Bruder hatte. Auch Sabbadini weiß von keinem ſolchen, doch genügt ihm

Digitized by Google

das Zeugnis des Briefes, um die Exiſtenz eines Ottaviano di Urbino anzunehmen. Genaueres erfahren wir von Guillaume Favre, Mélanges d'histoire Littéraire, Genève 1856. I. p. 164. Danach war Federigo von Montefeltro nach Angabe mehrerer Schriftſteller Sohn des Bernardino degli Ubaldini und der Aura von Montefeltro, der Schweſter des Grafen Guidantonio von Montefeltro und wurde ſpäter von letzterem, der von ſeiner erſten Frau keine Nachkommen hatte, an Kindes ſtatt angenommen. Mit Recht wird daher Ottaviano degli Ubaldini, Herr von Mercatello, von Bembo, Odaſio und Mario Filelfo Bruder des Federigo von Montefeltro genannt. Übrigens iſt auch Pompes Litta „Famiglie Celebri Italiane" zu vergleichen.

Schwieriger iſt es zu beſtimmen, ob der Brief Guarino Veroneſe oder ſeinen Sohn Battiſta zum Verfaſſer habe. Ich hatte das letztere vermutet, da der Codex Apponyianus ſonſt nur Briefe des Battiſta Guarino enthält und von des ältern Guarino Catullusſtudien weder in Battiſta's Epigramm „ad Veronam pro emendato Catulli poemate" noch in ſeines Sohns Aleſſandro Catulluskommentar auch nur das geringſte verlautet. Letzteren Umſtand ſcheint Sabbadini aus der Annahme erklären zu wollen, daß das „Catullum meliorem facere" des Briefes nach Guarino's Sprachgebrauch nicht von der Emendation des Textes zu verſtehen ſein, ſondern blos ſoviel bedeute, daß Guarino Ottaviano's Catulluscodex nach einer in ſeinem Beſitze befindlichen Catullushandſchrift ausgebeſſert habe; und was das Fehlen der Aufſchrift anbelangt, könne es ebenſo gut bedeuten, daß der Brief von einem andern Verfaſſer herrühre als alle die vorhergehenden. Doch ſcheint mir letztere Annahme kaum zuläſſig zu ſein.

Die poſitiven Gründe, die Sabbadini gegen meine Annahme anführt, laſſen ſich wie folgt reſumiren.

Die Klage über die Gleichgültigkeit, welche die Fürſten jener Zeit der Litteratur gegenüber an den Tag legen, kommt in des älteren Guarino Briefwechſel ſehr häufig vor; Guarino ſtand ſeit 1451 in brieflichem Verkehr mit Federigo von Montefeltro und iſt es daher nicht zu verwundern, daß ſich im J. 1456 Federigo's Bruder Ottaviano ihnen anſchloß [1]), und ſchließlich lehrte Battiſta in den Jahren 1455—57 in Bologna (vgl. Malagola, Urceo Codro p. 61. 172), während doch der fragliche Brief vom 26. Juli 1456 aus Ferrara datirt iſt. Von dieſen Gründen iſt augenſcheinlich blos der letzte von Gewicht; doch kann ich auch ihm keine ausſchlaggebende Bedeutung zuerkennen. Die offiziellen Univerſitätsferien an der Univerſität Bologna dauerten vom erſten Auguſt bis Mitte Oktober. Iſt es nicht möglich, daß Battiſta Guarino eine Woche vor offiziellem Semeſterſchluß ſeine Ferien angetreten und ſich nach Hauſe begeben hat? Ich glaube nicht, daß die Univerſitätsprofeſſoren des 15. Jahrhunderts ſich ſolche Freiheiten ſeltener erlaubt hätten, als ihre Kollegen vom 19. Jahrhundert. Hiermit ſtimmt überein, daß der Schreiber des Briefes mit Ottaviano degli Ubaldini einige Tage vor dem Datum des Briefes in einem Orte außerhalb Ferrara's (wie ich vermute in Bologna) bekannt geworden war (.proximis tandem diebus cum in tui familiaritatem repere tua mihi benignitate ac humanitate concessum esset . . . id quoque non parvam mihi laetitiam attulit.

1) In einem mir gütigſt überſandten Nachtrag, der wohl in derſelben Zeitſchrift erſchienen iſt, wird auch von Herrn Sabbadini nach Roſmini (Vita e disciplina di Guarino Veronese III p. 191) aus einer ſeither verſchollenen Handſchrift des Jakopo Morelli ein an Guarino Veronese gerichteter Brief des „Ottaviano da Montefeltro fratello di Federigo Duca d'Urbino" mit Guarino's Antwort citirt.

Digitized by Google

quod de fratris tui Federici eruditione plurima eo in loco dicta sunt"), und der ältere Guarino, der im J. 1456 in seinem 86. Lebensjahre stand. im J. 1441 Ferrara zum letzten Male verlassen zu haben scheint (vergl. Sabbadini, Guarino Veronese e il suo epistolario edito e inedito. Salerno 1885. p. 77—79).

Schließlich scheint mir der bescheidene Ton, in welchem der Briefschreiber über seine Urteilsfähigkeit in litterarischen Dingen spicht („Intellexi etenim, quantum iudicio meo tenui assequi potui, eam tibi in esse rerum cognitionem horumque studiorum doctrinam" etc.) sich mehr für den Anfänger Battista Guarino als für seinen Vater schickte.

Ich bin daher der Überzeugung, daß Herrn Sabbadini bis jetzt der Nachweis nicht geglückt ist, daß der anepigraphe Brief des Codex Apponyianus Guarino Veronese und nicht seinen Sohn Battista zum Verfasser hat.

Budapest. Eugen Abel.

Leonis X. Pontificis maximi regesta gloriosis auspiciis Leonis D. P. P. P. XIII feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis adjuvantibus tum eidem archivio addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenröther S. apostolicae sedis archivista. Friburgi Brisgoviae Sumptibus Herder. 1884 und 1885. 3 Lieferungen (Fasciculi) 384 SS. in gr. 4°.

Von dem großen dem Medicäerpapste Leo X. gewidmeten Regestenwerke liegen 3 Lieferungen vor. Es war ursprünglich auf 12 Lieferungen berechnet, wird aber nun wohl deren 15 umfassen, da zu den 250 Manuskriptbänden des vatikanischen Archivs, die von vornherein zur Ausbeute bestimmt waren, nachträglich noch 120 Bände des lateranensischen Archivs hinzugekommen sind. Die 3 bisher erschienenen Lieferungen umfassen die Zeit vom 23. März 1513 bis 1. Jan. 1514, im ganzen nicht weniger als 4211 Nummern. Die meisten Regesten sind ganz kurz: Datum, Adressat, Inhalt wird angegeben, die Anfangsworte werden mitgeteilt, auf den Druck — oder Aufbewahrungsort — der Urkunde wird hingewiesen; letzteres geschieht meist durch Buchstaben, die ihre Erklärung wohl erst in der Einleitung finden werden. Diese Einleitung, die Wert und Bedeutung des ganzen Unternehmens ausführlich erörtern muß, soll erst am Ende des Werkes gegeben werden. Dem Texte sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Sie weisen auf Quellen und Bearbeitungen hin, in denen die in den Regesten angedeuteten Gegenstände ausgeführt werden, erklären die Namen der Städte, geben kurze Berichtigungen. Die Sprache der Anmerkungen ist gleichfalls lateinisch. In die Regesten eingestreut sind manchmal historische Notizen — die aber nicht mit Nummern wie die Regesten bezeichnet sind — aus P. de Grassis und anderen handschriftlichen Quellen über Vorgänge aus dem Leben des Papstes, z. B. Annahme eines Pferdes seitens des spanischen Gesandten (S. 201) u. a. Den reichen Inhalt anzudeuten, geschweige denn zu erschöpfen ist selbstverständlich an dieser Stelle unmöglich; das großartig angelegte und trefflich durchgeführte Werk wird die natürlichste Grundlage für den künftigen Biographen Leo's X., zugleich aber auch eine reiche Fundgrube für alle die sein, welche sich mit der

Digitized by Google

Kultur- und Litteraturgeſchichte des beginnenden 16. Jahrhunderts beſchäftigen. Nur auf ein paar Einzelheiten mag hingewieſen werden: auf die große Urkunde die Reform der Univerſität Rom betreffend (5. Nov. 1513 No. 5265) und auf die Urkunde (19. Dez. No. 5838), in welcher der Papſt damnat propositiones fidei cathol. contrarias praesertim de animae humanae mortalitate et in omnibus hominibus unicitate ac de philosophiae et fidei dissonantia. Es handelt ſich dabei um die Lehrmeinungen des berühmten Philoſophen Pietro Pomponazzo. Dagegen finden ſich merkwürdigerweiſe, ſoweit ich geſehen habe, keine den Reuchlinſchen Streit betreffende Urkunden, ſicher nicht die vom 17. und 21. Nov. 1513, durch welche den Biſchöfen von Speier und Worms die Entſcheidung des Reuchlinſchen Prozeſſes übertragen wurde (vgl. m. Reuchlin S. 298). Der mit mancherlei Privilegien begabte Chriſtophorus van Suchten iſt wohl der bekannte deutſche Humaniſt (Chriſt. Suchtenius vgl. oben.) Auch Pietro Bembo, Phil. Beroaldo und andere italieniſche Humaniſten erhalten vielfache Privilegien.

Dem Werke iſt ein erfreulicher Fortgang zu wünſchen. Es muß mit großer Freude konſtatirt werden, daß die bisher ſo ängſtlich verſchloſſen gehaltenen Pforten des vatikaniſchen Archivs geöffnet werden und die koſtbaren Schätze von kundiger Hand der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Benutzung dargereicht werden. Das Pontifikat Leo's iſt von ſo ungeheurer Wichtigkeit für die Kirchengeſchichte, für die politiſche Geſchichte Deutſchlands und Frankreichs, daß hier eine vollſtändige Aufklärung dringend notwendig erſcheinen muß. Ob dadurch die Beurteilung des Papſtes eine günſtigere werden wird, ſteht dahin, aber die geſchichtliche Wiſſenſchaft darf ſich darum nicht kümmern. Auch zur Erkenntnis der Renaiſſancebewegung darf aus dieſem Material mancher wertvolle Beitrag erwartet werden.

Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie in Deutſchland ſeit dem Auftreten des Humanismus von Dr. F. W. von Wegele. (Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit. XX Band.) München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenburg und 1093 St.

Wegele's umfangreiches und bedeutendes Buch, das ſich ebenbürtig manchen früheren Teilen des großen Sammelwerks „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland" anſchließt, kann an dieſer Stelle ebenſowenig wie Burſians derſelben Sammlung angehörige „Geſchichte der klaſſiſchen Philologie" (Vierteljahrsſchr. Bd. I, S. 275) ſeinem ganzen Inhalte nach beſprochen werden. Vielmehr kommt von den vier Jahrhunderten, welche das Werk überblickt, nur das erſte, von den fünf Büchern, in welche es zerfällt, auch nur das erſte, das den Titel führt: „Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation" — etwa ein Drittel des Ganzen — in Betracht. Das erſte Kapitel „Rückblick und Übergang" führt in die Neubelebung der Litteratur, insbeſondere der Geſchichtsſchreibung ein; das zweite: „die Anfänge der gelehrten Geſchichtſchreibung" giebt einen Abriß der erſten humaniſtiſchen Periode. Die kompendiöſen Chroniſten vom Ende des 15. Jahrhunderts, die ihrer Sprache und ihren Anſchauungen nach noch ins

Digitized by Google

Mittelalter gehören, während ſie durch die Art ihrer Bildung und teilweiſe auch durch ihre perſönlichen Beziehungen dem Humaniſtenzeitalter zuzurechnen ſind, werden beſprochen: es ſind Schedel, Naukler, Tritheim, Kranz, Marſchalk. Tritheim wird als Fälſcher gebrandmarkt, trotz mancher immer wieder auftretenden katholiſchen Reinigungsverſuche; beſonders lehrreich iſt der Abſchnitt über Schedel. In demſelben werden nicht blos fremde Forſchungen benutzt, ſondern vielfach auch eignes gegeben; der Verfaſſer kennt in dem von uns zu betrachtenden Zeitraum die Litteratur ſehr genau und macht durch manche gute Winke und Hinweiſe auf einzelnes den Eindruck, daß er ſich nie damit begnügt, bekanntes aus Büchern zweiter oder dritter Hand zu wiederholen. Sehr lehrreich iſt eine Stelle, die angeführt wird, um Schedels Humanismus zu charakteriſiren: der Geſchichtſchreiber ſieht im Geiſte eine Verherrlichung Maximilians durch Celtes und Sabellicus voraus und fährt fort: Nos quoque si quid strepere inter olores poterimus, aliquid seorsum inveniemus, quod de tanto rege ad posteros referemus. Das 3. Kapitel: „Kaiſer Maximilian I. und die nationale Geſchichtſchreibung“ charakteriſirt des Kaiſers Thätigkeit und ſeine Stellung zur Litteratur und zu den Litteraten und giebt eingehende, ſachliche Würdigungen der hiſtoriſchen Leiſtungen des Celtes, Cuspinian, Peutinger, Pirkheimer, Wimpfeling, Irenikus, Rhenanus, ſowie der ſpeziell Maximilians Zeit gewidmeten Erzählungen des Coccinius und Grünpeck. Als hiſtoriſcher Schriftſteller erhält Wimpfeling den erſten Platz, als Gelehrter wird Cuspinian am Höchſten geſtellt, worüber ſich ſtreiten ließe. Der patriotiſche Geſichtspunkt, der bei all dieſen humaniſtiſchen Geſchichtsſchreibern ſich zeigt, wird ſehr gut hervorgehoben, die neueren Forſchungen und Darſtellungen werden in vollem Umfange benutzt, ohne daß ſie doch ausſchließlich Betrachtungsweiſe und Urteil des Hiſtorikers beſtimmen, der ſich vielmehr die eigentümliche Auffaſſung zu wahren und dieſelbe durch ſelbſtändige Forſchung zu begründen weiß. Im 4. Kapitel „die territoriale und ſtädtiſche Geſchichtſchreibung“ werden die meiſt deutſch geſchriebenen Stadt- und Landchroniken aus der Übergangszeit gewürdigt. Hervorzuheben iſt der Abſchnitt über Veit Arenpeck und Pet. Etterlin (für letztern wäre die Notiz in Vierteljahrſchrift I, 140 ff. zu verwerten geweſen); vermißt wird eine zuſammenhängende Darſtellung oder Charakteriſtik der geſchichtlich ſein ſollenden humaniſtiſchen Städtedichtung, die doch gewiß in dieſen Zuſammenhang gehört. (Vgl. m. Renaiſſance und Humanismus S. 472 ff.) Auch hätte wohl gerade in den die humaniſtiſche Geſchichtſchreibung behandelnden Abſchnitt eine zuſammenfaſſende Darſtellung der biographiſchen Arbeiten der Humaniſten gehört: hier hätten vorausgreifend Melanchthons biographiſche Studien, Camerarius' friſche Lebensbilder betrachtet werden können; hier hätten kleinere biographiſche Arbeiten, die bei Wegele an zerſtreuten Orten erwähnt werden: z. B. Gerbel über Cuspinian, Rhenanus über Erasmus; hier hätten dann auch die Selbſtbiographieen behandelt werden können, von denen drei: Keßler, Platter, Pellikan im folgenden Abſchnitt bei der Schweiz (S. 288 fg.), Götz von Berlichingen bei Gelegenheit des Bauernkrieges (S. 246 fg.) und die Denkwürdigkeiten Hans von Schweinichens — ſie ſind übrigens neuerdings (1885) nochmals von E. v. Wolzogen bearbeitet worden, unter den ſchleſiſchen Schriften im Zeitalter der Gegenreformation (S. 379) behandelt worden. — Der Hauptabſchnitt: „die deutſche Geſchichtſchreibung unter den Einwirkungen der Reformation“ behandelt mit Ausführlichkeit und Wärme die bedeutenden Hiſtoriker der Reformationszeit. Beſonders eingehend werden Franck dem

Digitized by Google

der Verfaſſer doch wohl nicht ganz gerecht wird, Carion und Melanchthon — wobei auch über Luthers Verhältnis zur Geſchichte und Geſchichtſchreibung ſehr beachtenswertes geſagt wird — Sleidan, Aventin behandelt. Im allgemeinen liebt es der Verfaſſer zu ſehr, die Geſchichtſchreiber nach ihrer Herkunft oder den Stätten, welchen ſie ihre hiſtoriographiſche Thätigkeit gewidmet haben, zu gruppiren; es wäre leicht möglich und dabei unterrichtender geweſen, eine andere Gruppirung zu wählen: allgemeine Zeit-, Reformationsgeſchichten und zwar proteſtantiſche und katholiſche; Hauptereigniſſe der Reformationszeit: Leipziger Disputation, einzelne Reichstage, Schmalkaldiſcher Krieg; doch iſt gerade in dieſem Abſchnitte die außerordentliche Beleſenheit des Verfaſſers ſehr anzuerkennen; ſein Urteil iſt meiſt ruhig und gerecht.

Von Einzelheiten iſt weniges hervorzuheben. Peutingers großes Inſkriptionswerk (S. 114) iſt nicht erſchienen; die in Städtechroniken IV, XLIII erwähnte Arbeit iſt nur eine neue Auflage der 1505 erſchienenen auf Augsburg bezüglichen Sammlung. Corp. inscr. lat. VI, I Abtl. p. XLVII handelt über Ps. Kollectamen, nicht über die gedruckte Sammlung. Hat Moſcheroſch wirklich (S. 124 A. 3) Wimpfelings Straßburger Biſchofskatalog von 1508 im J. 1660 neu herausgegeben oder iſt dieſe Angabe eine Verwechſelung mit der Ausgabe, welche der Genannte von der deutſchen Faſſung von Wimpfelings Germania veranſtaltete? Bedauerlich ſind die Ungleichmäßigkeiten der Schreibung, die vielen Druckfehler. Bald wird Celtes, bald Celtis geſchrieben. Von Druckfehlern habe ich nur einige notirt S. 47 (A.) Z. 4 v. o. 1585 ſt. 1485. Z. 11 v. u. Caprionis ſt. Capnionis. S. 70 Z. 5: 1484 ſt. 1482. S. 100 (A.) l. Z. Hunner ſt. Huemer, S. 115 Z. 12: Boroſus ſt. Beroſus S. 284 Z. 5 v. u., n. d. B. ſt. a. d. B., S. 290 (A.) Z. 10 v. u., R. ſt. J Bächtold, S. 297 Z. 11 v. u. 1577 ſt. 1547 (übrigens war von dem hier Erwähnten ſchon S. 113 A 1. die Rede). Selbſt in den Berichtigungen auf der letzten Seite iſt ein böſer Druckfehler: es heißt nicht Herm. Hoffmannswaldau, ſondern Herrn.

Selbſtverſtändlich ſoll die Anführung dieſer Inkorrektheiten in keiner Weiſe dem großen Werte des Wegele'ſchen Buches zu nahe treten. Auch muß ich mir es leider verſagen, die ferneren Teile der Darſtellung zu berückſichtigen, insbeſondere die, welche der klaſſiſchen Litteraturperiode und der neueſten Zeit gewidmet ſind. Sie liegen teils meiner Kompetenz fern, teils außerhalb des Rahmens dieſer Zeitſchrift. Für die Perioden des Humanismus und der Reformation iſt in dem Buche eine ſehr gute Zuſammenſtellung gegeben, welche den Nichtfachleuten eine völlig ausreichende, ſehr belehrende Überſicht gewährt und den Forſchern vielfache Anregung und manchen Hinweis auf das, was noch zu thun iſt, bietet.

Aus Italien. Kultur- und Kunſtgeſchichtliches. Bilder und Studien von Joſeph Bayer (Wien) Leipzig. Verlag von Bernhard Schlicke (Balthaſar Eliſcher) 1885, III und 365 SS.

Bayer kommt ſchon in dem erſten Aufſatz ſeiner Sammlung „San Marco und ſein Löwe" gelegentlich auf Venedig zur Zeit der Renaiſſance zu ſprechen; zwei andere Aufſätze: „Karnevalsbilder und Feſtſzenen aus

Digitized by Google

Rom und Florenz", „Frau Venus in der Renaiſſance", ſind faſt ausſchließlich dieſer Zeit gewidmet. Der erſte iſt eine ſehr leſenswerte und gut geſchriebene Darſtellung der römiſchen und florentiniſchen Karnevalsfreuden. Die Characteriſtik des Papſtes Paul II als eines beſonders lebensfrohen feſtheitern Papſtes ſcheint mir freilich verfehlt, aber die Schilderung der Karnevalslieder des Lorenzo von Medici — von denen das berühmteſte „Triumph des Bachus und der Ariadne" ſeinem Wortlaut nach in den Anmerkungen abgedruckt iſt — die Inhaltsangabe und Würdigung der Triumphe des Petrarca, die Beſchreibung zweier maleriſcher Wiedergaben derſelben durch Bonifazio Veneziano, das alles iſt ſehr hübſch und friſch erzählt, unter gewiſſenhafter und geſchickter Benutzung der Quellen. Die Darſtellung bricht übrigens nicht bei der Renaiſſancezeit ab, obwol dieſe die wahre Blüteperiode der Karnevalsfreuden war, ſondern ſie geht bis in die ſpäteren Jahrhunderte und verweilt eingehend bei Goethe's Darſtellung. Goethe's wird auch in dem zweiten Aufſatz „Frau Venus in der Renaiſſance" mehrfach gedacht; die Abhängigkeit einzelner Faustverſe von dem Ledabilde wird erwähnt, ſeine Beſchäftigung mit Polygnots und Polyſtrats Gemälden wird gewürdigt. Der Aufſatz beginnt mit einer Beſchreibung zweier Bilder des Sandro Botticelli „die Geburt des Frühlings" und „die Allegorie des Frühlings", in welch letzterer nach Bayers Vermutung Lucrezia Donati, die Geliebte des Lorenzo von Medici eine Verklärung erhalten haben ſoll; er verweilt dann mit beſonderer Ausführlichkeit bei Tizians Venusbildern, die in ſehr anziehender Weiſe beſchrieben werden. Kürzer werden Rafael und Rubens, Correggio und Veronese behandelt. Zu bedauern iſt, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Aufſatz ausſchließlich auf die bildende Kunſt beſchränkt. Hier wäre ein ſehr dankbares Feld für vergleichende Beobachtungen geweſen; er hätte dargethan werden können, wie auch die Lyrik die Liebe behandelt, wie das Epos gelegentlich von der heidniſchen Göttin ſpricht, namentlich auch, wie in der Dichtung ebenſo wie in der Malerei eine merkwürdige Miſchung von Heidniſchem und Chriſtlichem, Sinnlichem und Religiöſem ſich kundgiebt [1]).

Bayer weiſt gelegentlich darauf hin, wie in den bildlichen Venusdarſtellungen ein bewußter Gegenſatz gegen die Erhöhung und Verhimmelung der Maria ſich einſchleicht. Der Beurteiler der Dichtungen müßte zeigen, wie in die Mariendichtungen ſich heidniſche Züge miſchen, wie der Venuskutius ſelbſt in die heilige Poeſie eindringt. Bayer's Aufſätze ſind ſehr hübſch geſchrieben; äußerſt ſelten treten Auftriacismen ſtörend hervor, wie etwa in dem Satze: „wenn unſer Künſtler nicht unbedenklich für Erbauungszwecke verhalten wurde.

The literature of the French Renaissance. An introductory essay by Arthur Tilley, Fellow and Tutor of King's College. Cambridge. University Press. 1885. XVI, 198 S.

Die Leſer dieſer Zeitſchrift ſind durch meine beiden Aufſätze (oben S. 1—48, S. 297—322) darüber unterrichtet, welche Aufgaben ich einer Ge-

1) Auch ein fernerer Aufſatz „Chriſtnacht und Epiphanias" kann unter die Renaiſſanceſtudien gerechnet werden, doch bezieht er ſich ſo ausſchlieslich auf Kunſtgeſchichte, daſs er meine Kompetenz überſchreitet.

Digitized by Google

ſchichte des franzöſiſchen Humanismus ſtelle und in welcher Weiſe ich einen allerdings ſehr kleinen Teil dieſer Aufgaben zu löſen verſuchte. Etwa gleichzeitig mit dem erſten meiner Aufſätze erſchien das obengenannte Buch; es ſoll eine Einleitung ſein zu der eigentlichen Geſchichte der Renaiſſance-Litteratur, als deren Hauptträger der Verfaſſer Rabelais und Montaigne betrachtet. Da politiſche und Litteraturgeſchichte ſeiner Meinung nach im engſten Zuſammenhange ſtehn, ſo gedenkt er beide ausführlich zu behandeln und zwar in zwei Perioden, welche die Zeit von Franz I. Thronbeſteigung (1515) bis zum Einzug Heinrichs IV. in Paris (1594) umfaſſen. —

Doch verſchiebt er die Veröffentlichung dieſer größern Arbeit auf eine ſpätere Zeit und gibt einſtweilen nur einen Vorläufer, der dazu beſtimmt iſt, die Geſichtspunkte darzulegen, nach welchen das größere Werk bearbeitet werden ſoll, und die Zeit zu ſchildern, welche der Blüteperiode des 16. Jahrhunderts vorausgeht.

Der erſte Abſchnitt „Character der Renaiſſance in Frankreich“ zerfällt in zwei Capitel, deren erſtes der Renaiſſance im allgemeinen, deren zweites ſpeziell der in Frankreich gewidmet iſt.

Das erſte Capitel bietet nichts Neues. Als die drei Eigentümlichkeiten der Renaiſſancezeit werden aufgeführt: der Geiſt freier Forſchung, die Schwärmerei für Schönheit, die Wiederbelebung der Wiſſenſchaft; es wird ausdrücklich betont, daß die letztere nicht ausſchließliches Ziel der Renaiſſance geweſen. Wenn Seite 20 der Ausdruck Humanismus, literae humaniores derart erklärt wird, als bedeute er nur die Litteratur, welche die lange verlorenen Menſchheitsrechte wieder in Anſpruch nehmen und Widerſpruch gegen die mittelalterliche Theologie erheben wollte, ſo iſt dieſe Erklärung mindeſtens übertrieben.

Das zweite Capitel ſetzt auseinander, daß die franzöſiſche Renaiſſance zwar ſpäter als die italieniſche war, aber kräftiger und kühner als dieſe und zwar theils in Folge des Characters der franzöſiſchen Nation, theils in Folge des nahen Zuſammenhanges jener Bewegung mit der Reformation. Dieſe angebliche größere Kraft der franzöſiſchen Renaiſſance der italieniſchen gegenüber, kann ich nicht zugeben, noch weniger den S. 36 fg. ausgeführten Satz, daß die italieniſche Renaiſſancebildung äußerlicher war als die franzöſiſche. Wenn es, wie T. ausführt, nach Erasmus' Darſtellung in Frankreich kaum 5 oder 6 Ciceronianer gibt, ſo rührt das daher, daß Wenige bisher zur vollen Beherrſchung der lateiniſchen Sprache gelangt waren, nicht etwa daher, daß ſie nicht dazu gelangen wollten, und in dem Munde des Erasmus iſt dieſer Ausſpruch, trotz ſeines Auftretens gegen den Ciceronianismus eher ein Tadel, als ein Lob.

Der zweite Abſchnitt: „Die Vorläufer der Renaiſſance in Frankreich zerfällt in zwei Capitel, von denen das erſte die mittelalterliche Litteratur, das zweite die mittelalterliche Gelehrſamkeit behandelt. Eine ſeltſame Trennung, als wenn nicht die Geſchichte der Gelehrſamkeit ein Stück der Litteraturgeſchichte wäre. Richtiger und auch dem Inhalt der Capitel entſprechender wäre die Teilung geweſen: Litteratur der Landesſprache, Litteratur der gelehrten Sprache, des Lateiniſchen. War ſchon vorher, nicht ohne Bedenken, die eigentümliche Periodenbeſtimmung des Verfaſſers zu erwähnen, nach welcher das Mittelalter erſt im Jahre 1515 ſein Ende erreicht, ſo iſt dieſelbe nun nochmals hervorzuheben, weil durch dieſelbe die richtige geſchichtliche Auffaſſung verſchoben wird. Nach dieſer Beſtimmung gehören z. B. Villon und Commines, zwei Schriftſteller, die doch, wenn irgend

Digitized by Google

welche, als Verkünder einer neuen Zeit anzuſehn ſind, ins Mittelalter; vier Jahrhunderte, vom 12. bis zum beginnenden 16, die wie durch unüberſteigliche Mauern von einander getrennt ſind, werden, als wären ſie ein Ganzes, zuſammenbehandelt. Die Ausführlichkeit in der Schilderung der Pariſer Univerſität (S. 75ff., die Litteraturangabe am Anfange des Abſchnittes iſt ſehr unvollkommen) war unnöthig, da ſie nichts Neues bietet; die Aufführung der Zeugniſſe gegen die mittelalterlichen Disputationen — von Ramus, Vives und Rabelais — war an dieſer Stelle (S. 106 fg.) nicht angemeſſen, da es ſich dort um eine Schilderung der mittelalterlichen Manier handelt, die Darſtellung der Bekämpfung dieſes Weſens oder Unweſens aber recht eigentlich der Schilderung der Renaiſſancezeit vorbehalten bleiben mußte. Wenn endlich — immer noch unter der Aufſchrift: Mediaeval learning — den „Dunkelmännerbriefen“ ein Wort gegönnt wird, (S. 120 fg.) ſo muß ich zunächſt dieſe Claſſification mißbilligen, ſodann die Art der Behandlung verwerfen. Jene Briefe ſind der lebendigſte Proteſt gegen das Mittelalter, ſie ſind nicht Vorläufer der Renaiſſancebewegung, ſondern ſtehen auf deren Höhepunkt; ſie ſind endlich ſpezifiſch deutſch und brauchten bei einer immerhin kurzen Darlegung der franzöſiſchen Litteraturbewegung kaum erwähnt zu werden. Wurden ſie aber erwähnt, ſo hätte grade ihre Beziehung zu Frankreich dargethan werden müſſen: es war notwendig, auf Reuchlins Verdammung durch die Pariſer Univerſität, welche die deutſchen Humaniſten ſehr erbitterte; hinzuweiſen; es mußte gezeigt werden, wie dieſe Erbitterung ſich in einzelnen Äußerungen jener Briefe Luft macht, wie ſie namentlich in einem jenen Briefen innerlich und äußerlich verwandten ſatiriſchen Pamphlete: Contra sentimentum Parrhisiense einen höchſt bezeichnenden Ausdruck gefunden hat. (Die Art, wie S. 76 und S. 121 A. 3 von den E. o. v. geſprochen wird, erweckt den Verdacht, als wenn der Verfaſſer von denſelben mehr aus Citaten und Analyſen moderner Schriftſteller denn aus eigener Kenntniß wüßte.) Vielleicht wäre auch hier, da der Verfaſſer nun einmal von der Entwicklung der Pariſer Univerſität bis zum Jahre 1515 ſprach, von dem mächtigen Einfluſſe derſelben auf die Fremden und von der Thätigkeit der Fremden an derſelben zu reden geweſen. Budinskis ſchönes Buch, das diesen Gegenſtand behandelt, wird, ſoweit ich ſehe, nicht angeführt, hätte aber gewiß in weit höherm Grade eine Beachtung und Benutzung verdient, als Meiners, veraltete Schriften.

Im dritten Abſchnitt „Der Anfang der Renaiſſance in Frankreich“ kommt der Verfaſſer endlich zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande. Politiſche Gründe hält er in erſter Linie für wirkſam zur Hervorbringung dieſer Culturbewegung, und zwar 1. die Stärkung der Monarchie, 2. die italieniſchen Feldzüge und die dadurch hervorgerufene nähere Verbindung mit Italien, 3. Frankreichs materiellen Wohlſtand. Statt nun aber im folgenden Capitel, in welchem der Verfaſſer die Wiederbelebung der claſſiſchen Studien behandelt, ſofort auf die Zeit der Renaiſſance einzugehn, ſtellt er wieder einen Rückblick an auf die Jahrhunderte des Mittelalters, in denen, wie wir kaum nochmals zu hören brauchen, die Kenntniß des Lateiniſchen nie völlig verloren war, und behandelt dann, Allen zuſammen genau eine einzige Seite widmend, drei Schriftſteller: Andrelini, Fra Giocondo, Gaguinus. Auch hier iſt von ſelbſtändigen Studien nicht die Rede, die Notizen, welche über die drei Genannten gegeben werden, konnten bequem aus jedem dürftigen Gelehrtenlexikon gezogen werden. Von Andrelini z. B. wird keine einzige Schrift genannt. Von den übrigen Latiniſten jener Zeit, deren litterariſche Be-

Digitized by Google

deutung man ja nicht ſonderlich hochzuſtellen braucht, deren Exiſtenz jedoch der Geſchichtſchreiber der Renaiſſance nicht verſchweigen darf, wird auch nicht Einer namentlich angeführt. Daß die geſammte franzöſiſche Geſchichte von etwa 1484 bis 1515, um bei dem Endpunkte zu bleiben, bis zu welchem der Autor ſeine Erzählung führt, durch lateiniſche Gedichte und Proſaſchriften begleitet wird, daß jedes Ereigniß innerhalb der königlichen Familie, jede Schlacht durch Verſe verherrlicht wird — aus Herrn T.'s Buche würden wir es nicht erfahren. Wie nahe hätte es ihm, dem Engländer gelegen, von der Seeſchlacht zwiſchen Engländern und Franzoſen aus dem Jahre 1512, dem Duell, wenn ich das Wort brauchen darf, zwiſchen dem engliſchen Schiffe the Regent und dem franzöſiſchen Schiffe la Cordigere zu ſprechen und den patriotiſchen Schriftenkampf anzudeuten, den dieſe Schlacht hervorrief. Thomas Morus ſpielt in demſelben eine Rolle;[1]) von der Seeſchlacht und der Litteratur über dieſelbe hat A. Jal (1844) in einem bemerkenswerten Aufſatze gehandelt. Die Bibliothèque nationale in Paris hat vor etwa einem halben Jahre einen Sammelband von 28 kleinen Schriften erworben, die alle jener Zeit angehören und meiſt von franzöſiſchen Humaniſten herrühren — Herr L. Delisle, Director jener Bibliothek, hat mich freundlichſt auf denſelben aufmerkſam gemacht und ich durfte ihn hier mit Muße benutzen; — dieſelbe Bibliothek beſitzt, wie der 9. und 10. Band des großen längſt gedruckten Catalogue de l'histoire de France aufweiſt, eine ſtattliche Anzahl proſaiſcher und poetiſcher Relationen über die Ereigniſſe aus den letzten Jahrzehnten des 15. und den erſten des 16. Jahrhunderts, — von alledem erfahren wir in T.'s Buche nicht eine Silbe. Es kann wol anerkannt werden, daß Herr T. den Begriff Renaiſſancelitteratur im weitern Sinne faßt, als man es gewöhnlich thut, aber deswegen hat er kein Recht, eine große Gattung von Schriften völlig mit Stillſchweigen zu übergehn, die, mag man über ihren hiſtoriſchen und äſthetiſchen Wert denken wie man will, einer ganzen Epoche zur Ergötzung, ja man darf ſagen, zur Erbauung gedient haben.

Auch die kleinen Abſchnitte „Wiederbelebung des Griechiſchen", „Einführung der Buchdruckerkunſt" bieten nichts Neues. In jenen werden kurz die bekannten Namen des Gregor Tifernas, des Georg Hermonymus, des Janus Lascaris, des Alexander, des Fèvre d'Etaples, des Erasmus, des Badius Ascenſius genannt und mehrfach anderswo von ihnen Geſagtes wiederholt, ſelbſt die Erwähnung zweier griechiſcher Manuſcripte des Hermonymus, die ſich in Cambridge befinden (S. 147) gibt nur Gelegenheit zu einer ganz kurzen Bemerkung. Wie unbedeutend und nichtsſagend ſind die wenigen Zeilen über Faber Stapulenſis. Wenn irgend wo, ſo war doch hier der Ort, von der Überſetzerthätigkeit des Genannten zu ſprechen, ſeine Grundſätze darzulegen, auch die Gefahren anzudeuten, die eine ſolche Thätigkeit für den Überſetzer heraufbeſchwor. Über den Genannten gibt es gute deutſche und franzöſiſche Arbeiten, die wie ſo vieles Andre, von dem Verfaſſer vernachläſſigt werden. (Beiläufig will ich erwähnen, daß neuerdings ein vorzüglich gearbeitetes, auch prächtig gedrucktes Buch erſchienen iſt, aus dem der Verfaſſer, wenn es ihm rechtzeitig zugekommen wäre, Mancherlei, z. B. über Hermonymus, hätte entnehmen können: Bibliographie hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés en

1) Ein andrer, der in dieſen Streit verwickelt war, Germanus Brixius, wird in unſerm Buche, freilich in einer ganz andern Gelegenheit (S. 149A 1) erwähnt.

Digitized by Google

Grec par des Grecs aux XV et XVI siècles par Emile Legrand répétiteur à l'école nationale des langues orientales. 2 voll. Paris E. Leroux, 1885. CCXXVII, 320, LXXIX, 453 S. in Lex. 8°. mit den Bildniſſen von Janus Lascaris, Demetrius Chalcondylas, Markus Muſurus). In dem Abſchnitt über die Buchdruckerkunſt werden gleichfalls nur bekannte Dinge wiederholt. Von der Art, wie der Verfaſſer arbeitet, bietet S. 159 A. 2 ein ſehr lehrreiches Beiſpiel. Er ſagt dort: Jean Petit, einer der bekannteſten Pariſer Verleger werde auch oft Drucker genannt: „but I can find no instance in Panzer of a book printed by him.“ Wir Anderen, die wir über derartige Dinge arbeiten, ſind gewohnt, die Drucke ſelbſt anzuſehen, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil es doch, nach unſerer unmaßgeblichen Meinung, für den Litterarhiſtoriker nicht ganz unintereſſant ſein dürfte, außer dem Titel auch von dem Inhalt der Bücher zu wiſſen — ganz abgeſehen davon, daß ſelbſt die Titel von den früheren Bibliographen nicht immer correct genug mitgeteilt werden — für Herrn T. iſt Panzer, deſſen Werk er übrigens mit dem franzöſiſchen Titel: Annales typographiques anführt (S. 155, A. 1), eine genügende Autorität. Auch über den Gegenſtand dieſes Abſchnittes gibt es übrigens ein neues franzöſiſches Werk, (Origines de l'imprimerie à Paris d'après les documents inédits par Jules Philippe, député de la Haute-Savoie, vice-président de la société Florimontane d'Annecy, membre correspondent de l'académie de Savoie, de l'Institut de Genève, de la société littéraire de Lyon, des sociétés d'histoire et d'archéologie de Genève; de Maurienne etc. Paris 1885. Charavay frères, éditeurs, rue de Fürstenberg 4. VII. und 253 S. Mit ſehr vielen Kunſtbeilagen, blattgroßen Abbildungen von Miniaturen, Malereien, Holzſchnitten, ganzen Seiten aus alten Handſchriften und erſten Drucken) das über die eigentlichen Begründer der Buchdruckerkunſt in Frankeich, Fichet und Heynlin von Lapide, zwei Männer, die von unſerm Vert. freilich nur gelegentlich genannt werden, neue und merkwürdige urkundliche Mitteilungen bringt. Doch vermag ich nicht zu ſagen, ob jenes Werk früher erſchienen iſt, als das Buch, dem unſre Beſprechung gilt. —

In einem letzten Abſchnitt „Conclusion“, deſſen einziges Capitel den Sondertitel führt „Schluß des Mittelalters“, werden einige franzöſiſche Schriftſteller, Hiſtoriker und Dichter, Volksprediger und Verfaſſer von soties zuſammengeſtellt. Die Auswahl iſt willkürlich und die Beſprechung einzelner Schriftſteller an dieſer Stelle ungehörig. Franç. Villon und Commines waren, wie ſchon erwähnt, an ganz anderer Stelle behandelt; warum werden ſie von vielen ihrer Collegen getrennt, die, vielleicht ein paar Jahre oder Jahrzehnte ſpäter als ſie ſchriftſtelleriſch thätig, keine andre oder wenigſtens keine weſentlich von der ihrigen verſchiedene Physiognomie bieten? Auch in dieſem Capitel begnügt ſich der Verfaſſer mit Hilfsmitteln untergeordneten Ranges. Ich will durchaus nichts gegen Crépet's allgemeine und gegen Darmeſteter's und Hatzfeld's ſpeziell dem 16. Jahrhunderte gewidmete Chreſtomathien ſagen, es ſind brauchbare, gute Bücher, aber ſie ſollen nur ein Auszug aus den Quellen ſein, ſind nur für den beſtimmt, der keine Veranlaſſung und keine Verpflichtung hat, den Quellen ſelbſt nahe zu treten. Sollte aber eine ſolche Verpflichtung nicht in erſter Linie für den Spezialhiſtoriker exiſtiren? Neben den franzöſiſch geſchriebenen Werken werden in dem letzten Abſchnitt auch mehrere nur ins Franzöſiſche überſetzte oder von den Franzoſen viel benutzte Schriften angeführt. Zwei derſelben, die Legenda Aurea und die Gesta Romanorum, die den Predigern, und alſo auch den franzöſiſchen, Stoff für ihre Predigten

Digitized by Google

oder richtiger für die in dieſelben eingeſtreuten Anekdoten lieferten, hätten wol in einer Anmerkung genannt werden können; ihre breite Behandlung (S. 181—183), die nicht das geringſte neue Moment hervorhebt, war durchaus überflüſſig, ſchon aus dem Grunde, weil jene beiden Werke einer weit frühern Zeit als der hier behandelten angehören. Anders ſteht es mit den folgenden zwei zeitgenöſſiſchen Büchern: dem „Narrenſchiff“ von Sebaſtian Brant und dem Encomion Moriae von Desiderius Erasmus. Da beide Werke auf Frankreich Einfluß gehabt haben, ſo war ihre Anführung gerechtfertigt, doch ſcheint mir die Art der Behandlung nicht billigenswert. Sie iſt zu bibliographiſch und zu äußerlich, die eigentliche Bedeutung der Werke tritt nicht ſcharf und klar genug hervor. Wenn T. übrigens vom „Narrenſchiff“ ſagt, (S. 174) es wäre ein powerful agent in preparing the way for the Reformation geweſen, ſo iſt dies eine ſehr des Beweiſes bedürftige Behauptung. Wurden dieſe Werke aber überhaupt erwähnt, ſo hätte zunächſt aus denſelben das etwa auf Frankreich Bezügliche hervorgehoben, ſodann aber eine Characteriſtik und Kritik der Überſetzungen gegeben werden müſſen, kleine Unterſuchungen, die mühſelig und vielleicht nicht ſonderlich lohnend ſind, die aber von dem Specialiſten nicht abgewieſen werden können.

Vier Anhänge geben 1. eine Table of mediaeval french literature, 2. eine längere Bemerkung über die Zahl der Pariſer Studenten, eine Bemerkung, deren Quinteſſenz iſt, daß man auf ein beſtimmtes Reſultat verzichten müſſe, 3. Mitteilungen über einzelne Erziehungsſchriften des Mittelalters (tüchtig und unbedeutend), 4. Table of events from 1495 to 1515 (hiſtoriſche und litteraturhiſtoriſche Ereigniſſe in bunter Reihe.)

Ich bedaure, ſagen zu müſſen, — hoffe aber für dieſes harte Urteil der Beiſtimmung derer ſicher zu ſein, die meiner Darlegung gefolgt ſind — daß trotz des Tilleyſchen Buches oder vielleicht grade wegen deſſelben eine Geſchichte der franzöſiſchen Renaiſſance-Litteratur noch zu ſchreiben iſt.

Paris, 10. März 1886. Ludwig Geiger.

Digitized by Google

Nachtrag zu Seite 1—48.

Eine Studienreiſe, die ich nach Paris unternommen, ſetzt mich in den Stand, manches Wichtige und bisher völlig Unbekannte über Andrelini mitzuteilen. Die Bibliothèque nationale daſelbſt beſitzt die Originalhandſchriften Andrelinis. Dieſelben ſind auf Pergament mit großer Sorgfalt geſchrieben — offenbar nicht von der Hand des Dichters, ſondern von der eines Künſtlers, mit kleinen Initialen am Anfange der einzelnen Zeilen, mit größeren künſtleriſch ausgeführten am Anfange jedes größern Abſchnittes; Gold iſt keineswegs geſpart; das Vorſatzblatt der meiſten Handſchriften hat ein blattgroßes mit bunten Farben ausgeführtes Bild. — Ein Folioband (cod. lat. 8134, 242 fol.) enthält eine Sammlung der Werke Andrelinis überhaupt. Auf dem großen Bilde iſt der lorbeergekrönte Dichter dargeſtellt, wie er dem König ſein Werk überreicht. Eine Anzahl Hofherrn ſehen zu. Der Vorderſte, mit der linken Hand nach dem Bilde weiſend, mit der rechten nach dem König, ſcheint der eigentliche Sprecher zu ſein. —

Das Inhaltsverzeichniß des Bandes lautet ſo: (In Klammern gebe ich die Seiten der Vierteljahrsſchrift an, auf welchen von dem Werke geſprochen iſt).

Opera fausti hoc in volumine contenta
Amorum libri quattuor Livia inscripti (S. 32 fg.)
Elegiarum libri tres (S. 33—35.)
Bucolica in aeglogas undecim divisa (S. 22, 38.)
Panaegyricum de attinentibus ad principem (S. 6, A. 1, freilich unter anderm Titel.)
De neapolitana fornoviensique victoria (S. 8 fg.)
De obitu caroli octavi francorum regis (S. 9, A. 2, nur die drei erſten dort verzeichneten Gedichte.)
De eodem epistola. (das.)
Epistola de labore ignavo ocio antiponendo
Panagyricum in cujus calce morales intellectu alesque virtutes complectuntur
De influentia syderum et querela parisiensis pavimenti
De captivitate Ludovici sive te mauri sphorciae (S. 10 fg.)
De secunda neapolitana victoria (S. 12 fg.)
Epigrammaton libellus
Naenia sive deploratio de morte petri coardi primi presidis parlamenti parisiensis (S. 16, A. 1.)
Reliqua brevi annuente deo emittantur.

Die ganze Sammlung beginnt mit einem an Ludwig XII. gerichteten Huldigungsgedicht, in dem ſich A. als canonicus Bajocensis bezeichnet. Vier Schriften ſind, wie man ſieht, in den „Studien“ noch nicht behandelt, von denen zunächſt die Rede ſein ſoll.

Digitized by Google

Das erſte, bisher unbekannte Gedicht, an Guido de Rupefortis, den häufig genannten Gönner Andrelinis gerichtet. *Ignavo ocio laborem anteponendum esse et soli virtuti insudandum* könnte unter des Letztern moraliſchen Gedichten ſtehn. Es verficht theoretiſch den Satz, daß Arbeit beſſer ſei als Trägheit und führt aus dem Altertum Beiſpiele braver Leute an, die ein kurzes, ruhmvolles Leben einem langen in Trägheit zugebrachten vorgezogen hätten.

Das zweite gleichfalls bisher nicht bekannte führt in der Handſchrift ſelbſt eine andere Überſchrift als die oben bei Gelegenheit des Titels erwähnte. Dort lautet ſie:

F. A. F. . . . Ad. Robertum Brisonetum reverendissimum archiepiscopum Rhemensem ac eminentissimum Franciae cancellarium et ad clarissimum Petrum Cohardum primum praesidem senatus Parrhisiensis panagyricum. Der Inhalt iſt recht dürftig. Der Dichter kündigt an, ſich von der heitern Muſe ab, der ernſten zuzuwenden und ſich jeder Schmeichelei zu enthalten. Das erſtere Verſprechen erfüllt er, vielleicht nur zu ſehr, denn er wird nicht blos ernſt, ſondern ſogar langweilig, das letztere nicht, denn er lobt in übertriebener Weiſe die beiden Männer, die er gern als ſeine Hauptgönner bezeichnete. Er verherrlicht ihr Geſchlecht und preiſt ihre hohe Stellung und vergißt nicht, Begünſtigung der Poeſie und Schutz der Poeten ihnen als ein Haupterforderniß ihrer Stellung anzuempfehlen.

Die größte Neugier erregt ohne Zweifel der Titel des dritten Gedichts „über den Einfluß der Geſtirne". Bei der höchſt ſeltſamen Beachtung, welche die Aſtrologie in jener Zeit fand, iſt man ſehr geſpannt darauf zu hören, was ein Dichter darüber ſagt, der durchaus in den Anſchauungen ſeiner Tage befangen war. Unſere Spannung wird aber etwas gemindert, wenn wir hören, daß wir in demſelben Gedicht auch über das Pariſer Pflaſter unterrichtet werden ſollen. Der Titel lautet nämlich: *P. F. A. . . . ad. Guilielmum Budeum Parisiensem Patricium graeca et latina litteratura insignitum de influentia siderum et querela parisii pavimenti.* Bleiben wir einen Augenblick bei dem Titel ſtehn, ſo iſt auf die bisher nicht bekannten Beziehungen Andrelinis zu dem großen Gräciſten Budé hinzuweiſen, von dem es einmal in unſerm Gedichte heißt:

Guiliermus Grajo madidus fluctuque latino.

Das Gedicht ſelbſt iſt nicht unintereſſant. Der Dichter will ſeine Theſe nicht beweiſen, ſondern ſetzt ſie als bewieſen voraus; er beginnt gleich damit, es könne Keiner läugnen, daß die Geſtirne Einfluß üben auf Geſtalt und Schickſal der Menſchen. Fruchtbarkeit und Wetter ſei von den Geſtirnen abhängig.

Cur flava ingentes jactat Germania partus
Et contracta minor bethycus ossa gerit?

Doch ſei dieſer Einfluß nicht ſo aufzufaſſen, als dürfe nun der Menſch die Hände in den Schoß legen. Alles von den Geſtirnen erwartend.

Non tamen humano dempta est ex jure potestas
Ne vacet arbitrio libera vita suo.

Auf dieſe verhältnißmäßig ſehr kurze Darlegung folgt nun unmittelbar ohne ſonderlichen innern und äußern Zuſammenhang die Klage über den Zuſtand der Stadt Paris. Ich teile ſie der Curioſität wegen hier wörtlich mit; für den, welcher den Glanz dieſer Stadt im 19. Jahrhundert kennt,

Digitized by Google

iſt es von hohem Intereſſe, eine faſt 400 Jahre alte Klage über den Schmutz und das Elend derſelben zu vernehmen. Möge die Klage ohne jeden weitern Commentar für ſich ſelbſt ſprechen! Sie lautet ſo:

Heu mea sunt stellis saxa infelicibus orta
Saxa profanatos inter habenda dies.
Ecce nitent pariis constructa palatia saxis
Et stat marmorea sculptus in aede deus
Ast ego continuo turbae pede calcor euntis
Et curru infelix praeteriunte teror.
Et jactam ex altis urinam poto fenestris
Mingit et in media sexus uterque via.
Undique merda fluit puerorum infecta cacantum
Et ventri pateo spurca latrina gravi
Stercora quinetiam brevibus resoluta cucullis
In non tergendam dejiciuntur humum.
Suavior ut fiat triplice mixtura sapore
Immundum effundit lota calina situm.
Principio ignarus solum putat advena cœnum
Et damnat multo sordida strata luto.
Clamat et o verum sortita lutecia nomen
Quam bene sunt famae congrua facta tuae.
Ut fuit incedens urina aspersus olenti
Turpia barbarici devovet acta modi
Merdosas naso sordes cum sensit acuto
Utraque compressa est naris operta manu.
Nauseat infelix coetu derisus ab omni
Dulcia cui putens cynna mastercus olet.
Quam longa immutant cunctas commercia gentes
Ille idem spurca spurcior urbe venit
Femina cum longo mingens symphone susurrat
Deucalioneae praecipitantur aquae
Et metuo tellus fluctu sit mersa profundo
Horrendisque tremens motibus illa ruat.
Quidve fimi memorem fumum exhalantis opacum
Crebra quid extincti marcida membra canis
Major et infertur miseris injuria saxis
Et minor illato est nostra querela malo
Stentorea obtundunt clamantes voce sophystae
Dum levibus nugis tempora vana terunt
Postquam rixa silet de lana exhausta caprina
Foetorem o quantum micta mephytis habet.
Quam malem inferni tetrum phlegetontis odorem
Sentire ac stygio sulphura missa lacu.
Exuperat reliquas urina sophystica sordes
Sed magis insana garrulitate premor.
Omnia tam vasto franguntur saxa boatu
Et fex in nostros defluit alta sinus.
Si verbosa tacet clamosi turba sophystae
Fata feram sortis qualiacumque meae.

In unſerm Manuſcripte (Fol. 226—238) befinden ſich endlich als letzte ungedruckte Schrift die Epigramme. In der Handſchrift ſelbſt führen ſie

Digitized by Google

nicht den Titel: Epigramme; ſie werden als libellus bezeichnet, an den König Ludwig XII. gerichtet. Daher ſind viele Gedichte für den König ſelbſt beſtimmt, ein Gebet für die Geſundheit des Königs, Verſe an die Ärzte, welche aufgefordert werden, den Monarchen raſch zu heilen, ein Jubelruf über ſeine Geneſung, ein Tetraſtichon, das in ſeinem Auftrage gedichtet war und an das Thor der Stadt Blois eingegraben werden ſollte, wo er geboren und zum König gewählt war,

Hic ubi natus erat dextro Ludovicus olympo
Sumpsit honorata regia sceptra manu.
Felix quae tanti fulsit lux nuncia regis,
Gallia non alio principe digna fuit.

auch ein Epithaph für die Eltern des Königs, denen dieſer ein Grabdenkmal errichtet hatte. Auch die übrigen uns ſchon bekannten Gönner des Dichters werden beſungen: Petrus Coardus, Guide de Rupefortis; von anderen Mäcenen werden genannt: Guiliemus Dedormannus, Stephanus Poncerius, Biſchof von Paris, Franc. de Luynes, Senator, Franc. Mauracenus, venezianiſcher Patricier. Die Genannten werden gelobt, Andere getadelt und gehöhnt z. B. eine „Närrin“ Philippa von Blois, der eine ganz ausführliche, höchſt widerwärtige Grabſchrift zu Teil wird. Tadelt der Dichter ſchon ſolche, die ihm im Grunde nichts gethan haben, deren Exiſtenz ihm gleichgiltig ſein konnte, ſo wird ſein Zorn lebhafter gegen die, welche er als ſeine Feinde betrachtet. Einen, der ihn getadelt, weil er mit einem kurzen Kleide vor dem Könige erſchienen, titulirt er caeca bestia, und gegen Einen, der zwei Epigramme gegen ihn gedichtet und veröffentlicht, — er nennt freilich nicht ſeinen Namen — kann er nicht genug Worte des heftigſten Hohnes finden. Mit Lob aber gedenkt er der „königlichen Bibliothek;“ und ſeine Verſe mögen hier wiederholt werden, in dankbarer Geſinnung gegen die reiche und gaſtliche Anſtalt, der auch dieſe Studie ihr neues Material verdankt. Die Verſe lauten:

De bibliotheca regia
Quae colis insignes studioso pectore musas
Huc properes celeri turba diserta pede.
Volvis in archana quaecumque volumina mente
Ista dabit celebri bibliotheca loco.
Tam clarum duodene decus Ludovice parasti
Qui mixtam forti pallada marte foves.

Außer dem eben behandelten Manuſcripte ſind noch 4 andere für Andrelini von Bedeutung. Das eine (cod. lat. 8394) enthält nochmals das Gedicht *de captivitate Sphorciae* (oben S. 10 fg.) und iſt hier nur zu erwähnen wegen eines prächtigen bunten Titelbildes, in welchem die Wegſchleppung des Gefangenen dargeſtellt wird. Das zweite (cod. lat. 8395) ohne Gemälde — nur der Titel mit blauen Buchſtaben auf Goldgrund — enthält die Ekloge (oben S. 39, A. 1); nur der Titel der Handſchrift weicht von den Drucken ab; er lautet nämlich folgendermaßen:

„Ad christianissimum atque invictissimum Francorum regem Ludovicum duodecimum Fausti Aegloga in qua Corydon senex sub persona Fausti admonet Mopsum juvenem ut industriosam laboriosamque ac patientem vitam agat nec unquam amissis meliora desperet. Sic demum superata adversa fortuna evadet votorum suorum compos.“

Ein drittes Manuſcript (cod. fr. 2337), auf das mich Herr Pierre de Nolhac aufmerkſam machte, der überhaupt meine Studien in freundlichſter

Digitized by Google

Weiſe unterſtützte, enthält außer anderen Dingen, auf die ich hier nicht eingehen kann, eine franzöſiſche Überſchrift des Hecatodistichon (vgl. S. 39ff.). Die Überſetzung rührt von *Eloy du Mont dit Costentin* (*Montani Constantinatis*) her. Der Überſetzer gibt den lat. Text, eine gereimte Überſetzung und läßt dieſer einen oder mehrere poetiſche appendices folgen, in welchen er den Sinn erklärt, gelegentlich auch eine Apologie, in welcher er dem Dichter widerſpricht. So hatte Andrelini z. B. (vgl. oben S. 40) die Frau getadelt und ſie bezeichnet als *in aeternos nata dolos*. Der Überſetzer will ſie lieber *de tous biens origine* oder *domicile* nennen. Zu S. 41, A. 3 bemerke ich, daß der Überſetzer die Sache ganz anders faßt, indem er ſagt

Aux cardinaulx le rouge dot.ne entendre
Que iusque au sang la loy doibvent deffendre.

In der S. 41, A. 4 angeführten Stelle lieſt die Handſchrift: *feruntur*, wodurch der Sinn allerdings einfacher und klarer wird. Den S. 41, A. 5 mitgeteilten Vers faßt der Übersetzer gleichfalls ſatiriſch auf und läßt dieſe Tendenz noch deutlicher hervortreten, indem er in ſeinem appendix ſagt:

Dicelluy est la victoire louable
Qui vaincre peult sathan monde et le dyable.

Ein viertes und letztes Manuſcript (cod. lat. 8393, 28 fol. in 4°.) enthält Andrelinis Gedicht über die Einnahme Genuas. Daſs Andrelini ein ſolches geſchrieben, war mir bisher unbekannt; ich hatte (oben S. 11 fg.) ein Poem des Val. Varannus über dieſen Gegenſtand angeführt. Andrelinis Gedicht iſt auch gedruckt, Paris 1509, ein (freilich unvollſtändiges Exemplar deſſelben in der Bibl. nationale, Réserve G. 2798). In dem gedruckten befindet ſich ein Gedicht des Germanus de Gamay und eine Nachſchrift des Joh. Badius. Die Handſchrift führt den Titel:

Publii Fausti Andrelini Foroliviensis Poetae regii ad invicitissimum ac gloriosissinum Francorum Regem Ludovicum XII. de statu politico deque regia in Genuenses victoria.

Sie hat ein höchſt merkwürdiges Titelbild: der König unter einem Thronhimmel reitet in die beſiegte Stadt ein, weißgekleidete Kinder, die einen mit gefalteten Händen, die anderen Kreuze tragend, die dritten mit Gebetbüchern in der Hand kommen dem Einziehenden entgegen. Das Werk zerfällt in drei Bücher. Anfang und Schlußverſe des Ganzen ſeien hier mitgeteilt. Das erſte Buch beginnt mit den Verſen:

Huc ades et spirans Genuam dic musa subactam
Et potior domita qui status urbe viget
Illa vel illa tuo res est cantanda favore
Non est ingenii sarcina tanta mei.

Das Gedicht endet folgendermaßen:

Accipit et Franco legem de more sequendam
Mutata impulsus conditione lygur
Et jussam invicta molem struit arce superbam
Ne qua iterum populus mente rebellis eat.
Libertas domito nocitura ex hoste prematur
Si cupis in longos regna futura dies.

Beſondere Anſchaulichkeit kann man dem Ganzen nicht nachrühmen; Abſchweifungen, Vorführung des ganzen mythologiſchen Apparats hindern die lebendige Entwicklung der Erzählung. Bemerkenswert iſt die beſtän-

Digitized by Google

dige Lobpreiſung des Königs, die Verteidigung des Satzes, daß die Monarchie der Volks- oder Adelsherrſchaft bei weitem vorzuziehen ſei. Unter den franzöſiſchen Führern wird Carl von Amboiſe mit großem Lobe hervorgehoben, als beſonderer Anreiz der Franzoſen zum Kampfe wird ihre Hoffnung erwähnt, ſich eine Frau zu erwerben. Übrigens iſt der Franzoſe vorurteilslos genug, um des Mutes der Genueſen ganz ausdrücklich zu gedenken. Aber trotz dieſes Mutes nütze nichts gegen die franzöſiſche Tapferkeit, auch nichts die neuen Geſchoſſe:

Quam nova tutatur sonitu Bombartha tremendo
Ipsaque inaccessi forma superba loci?
Indomitum nihil est quod francica pectora semper
Non possint aequo prostituisse solo.

Auch eine Reihe anderer Ergänzungen kann ich aus dem in Paris neugewonnenen Material beibringen.

Andrelinis Diſticha ſind von Joh. Maurus und Joh. Rainerius Lugd. 1549. das Hecatodiſtichon von Joh. Vatellus in mehreren Drucken Paris 1553. 1563. 1608. 1615 veröffentlicht worden. Eine franzöſiſche Überſetzung ſeiner Verſe, in denen die Königin Anna ihren Gemahl aus Italien zurückruft (oben S. 13, A. 1), hat Guil. du Bois dit Cretin (Bibl. nat. G. 4415); eine Überſetzung des Gedichts de gestis legati hat Jehan Divry (Bibl. nat. G. 4453) veröffentlicht.

Von dem Verhältniß des Dichters zur Königin Anna war oben S 6, A. 2, S. 13, A. 1, S. 15, A. 1 die Rede. Doch mußte als eigentümlich hervorgehoben werden, daß ein größeres ihr gewidmetes Werk fehlt. Ein ſolches hat ſich nun gefunden.[1])

Es enthält eine Anzahl Gedichte, die der Königin Anna und ihren Verwandten gewidmet ſind. Der Tod der Erſtern wird in Gedichten, die an den Kanzler Antonius von Prato und an den Arzt Joh. Bartholus gerichtet ſind, beklagt. Der Schmerz um die Königin ſei ihm, dem Dichter, ſo nahe gegangen, daß er ſelbſt erkrankt ſei, und er dankt dem Arzte, der ihn wieder hergeſtellt habe; er erklärt ſie für heiliggeſprochen, läßt Frankreich, die Welt und den Himmel ſich um die Verſtorbenen ſtreiten und widmet ihr eine Grabſchrift. In einem andern Gedichte, dem Hauptgedichte derſelben Sammlung, tröſtet er die Tochter der Claudia um den Verluſt der Mutter, vergleicht dieſe mit den beſten und weiſeſten, keuſcheſten und freigiebigſten Frauen des Altertums, weiſt aber, trotz des übertriebenen Lobes, das er ſpendet, den Vorwurf weit von ſich ab, ein Schmeichler zu ſein und erwähnt gelegentlich die Verpflichtung, die er der Königin ſchulde.

At ego quam testis dextrae non infimus aurae
Ex humili tollebar humo? quam pensio grandis
Cantanda imbelles animabat ad ardua musas.

1) Fausti Andrelini in Annam Francorum reginam Panegyricon. De ejusdem aegritudine Elegia. De ejusdem morte querimonia. De morte Francisc Britanniae ducis et Annae reginae patris naenia. Praemissis ad insigneis viros epigrammatis. Cum gratia et privilegio a tergo hujus explicandis et Jodoco Badio impressori concessis. Am Ende: Sub prelo ascensiano, tertio calendas decembris MDXV. 32 Bl. in 4°. (Bibl. nation Réserve G. 2810. Auf das eigentl. Trauer- und Todtengedicht folgen zwei Elegieen, ex decem aliis Faustinis epistolis selectae über eine frühere Krankheit der Königin Anna und ihre Genefung, und über den Tod ihres Vaters, des Herzogs Franz v. Bretagne. Zwiſchen beiden eine elegia ad Musas ut Annam Christianissimum Francorum Reginam ac Britanniae ducem perpetuo defleant, von der im Texte Gebrauch gemacht iſt.

Digitized by Google

Er erzählt kurz ihr Leben und die Hauptereigniſſe der franzöſiſchen Geſchichte ihrer Zeit, wobei es nicht an Lobeserhebung ihres Vaters und ihres Gemahls fehlt; ihr Tod iſt verurſacht durch den Neid, der ſich durch das Vorhandenſein dieſer Vortrefflichen gekränkt fühlt: längere Reden des Neides an den Tod und Antworten des Letztern werden mitgeteilt. Ihre letzten Reden, die Bitten der Getreuen im Tempel für ihre Geneſung, ihr Tod, ihr Leichenbegängniß, die allgemeine Trauer und die allgemeine Äußerung derſelben werden anſchaulich geſchildert. Damit aber die Trauer nicht als vergänglich erſcheine, werden die Muſen aufgefordert, die Todte ewig zu beweinen. Dieſe Aufforderung gibt dem Dichter Gelegenheit zu gewaltigem Selbſtlob.

Morte gernatis opem, nostro qua tempore dixi
Carmina non priscis inferiora sonis,
Gallica barbarico qua regna immersa veterno
Deque olido extraxi corda sepulta situ . . .
Optima si qua juvant Francis manantia rivis
Non nisi Faustino carmina fonte fluunt.

Auch andere franzöſiſche Dichter z. B. T. Fr. Quint. Stoa haben den Tod der Königin Anna in lateiniſchen Verſen behandelt (Paris 1515); doch begnüge ich mich hier mit der Erwähnung derſelben.

Über Andrelinis Gegner, Balbus (vgl. oben S. 20 fg.) habe ich nichts ſonderlich Neues gefunden. (Vielleicht richten ſich gegen ihn die oben S. 536 angedeuteten Verſe). Zu erwähnen iſt nur, daſs in dem oben S. 45 A. 1. angeführten Duellum epistolare Balbus und Andrelini, beide als Freunde und Gönner des Verfs. unmittelbar nach einander genannt werden und daſs in Huberti Susannaei epigrammatum libellus (Paris 1536, Anhang zu des Genannten Dictionarium ciceronianum) S. 74 ſich die Verſe finden:

In Balbum.
Vixit inexhaustae Veneris sub secula Fausti
Balbus, cui similem tempora nostra vident.

Bemerkenswert iſt ferner, daß Balbus keineswegs von allen franzöſiſchen Humaniſten jener Zeit verlaſſen wurde. Vielmehr finden ſich in einem Gedichte eines der geſchmackvollſten Latiniſten, Humbert de Montmoret: *Bellum Ravennae* (1513), folgende Verſe:

Balbo poeta
Jam Verona omen silet Catullum,
Balbi dulcisonis subacta libris, — und andere
In Balbi calumniatorem,

die beweiſen, daß die Meinung über die beiden Gegner in Paris damals ziemlich geteilt war. Zum Schluß kann ich noch eine Notiz anfügen, die mir Herr Ch. Yriarte gütigſt mitgeteilt hat. In den in ſeinen Beſitz übergegangenen Papieren des jüngſt verſtorbenen Armand Baſchet findet ſich folgende Notiz: *Blois 1501, 17. Janv. Lettres de naturalité accordées par le Roi Louis XII. à Mr. Fauste Angelin* (*sic*) *poëte.* Man ſieht alſo, der Italiener iſt durchaus Franzoſe geworden. — Und damit müſſen wir von Andrelini und ſeinen Genoſſen Abſchied nehmen.

Paris, 18. März 1886. Ludwig Geiger.

Digitized by Google

LEIPZIG, DRUCK VON AUGUST PRIES.

Digitized by Google

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 21 1893
LIBRARY
Mary Osgood fund.
~~V. 524.2~~

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

KULTUR UND LITTERATUR

DER

RENAISSANCE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. LUDWIG GEIGER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ZWEITEN BANDES ERSTES HEFT

BERLIN 1886
AUGUST HETTLER.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Die Renaissance in Süditalien. Von Ludwig Geiger 1

Thomas Morus und Machiavelli. Von Georg Ellinger 17

Giordano Brunos Leben und Lehre. Von Alexander Nicoladoni 27

Die angeblichen Dialoge Petrarcas über die wahre Weisheit. Von Johannes Uebinger 57

Die deutsche Humanistenfamilie Reiffenstein. Von Eduard Jacobs 71

Neue Mitteilungen.

Zur Geschichte der Franziskaner-Litteratur. Von Karl Frey 97

Miszellen.

Noch einmal über Huttens Charakter. Von Georg Ellinger 107

Das Bild der Ilota Nogarola. Von Ludwig Geiger 109

Robert von Anjou und die jüdische Litteratur II. Von Moritz Steinschneider . 110

Rezensionen.

Müntz, bibliothèque du Vatican an 16. siècle 115

Neue Schriften zur Geschichte des deutschen Humanismus. Besprochen von Ludwig Geiger 117

Digitized by Google

Digitized by Google

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

KULTUR UND LITTERATUR

DER

RENAISSANCE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. LUDWIG GEIGER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ZWEITER BAND.

BERLIN 1887

DRUCK VON A. HAACK

NW., Dorotheenstrasse 55.

Digitized by Google

~~VIII. 524.2~~
Philol 328

Cary Osgood fund.

Digitized by Google

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Die Renaissance in Süditalien. Von Ludwig Geiger 1
Thomas Morus und Machiavelli. Von Georg Ellinger 17
Giordano Bruno. Von Alexander Nicoladoni 27
Die angeblichen Dialoge Petrarkas über die wahre Weisheit. Von Johannes Übinger 57
Die deutsche Humanisten-Familie Reiffenstein. Von Eduard Jacobs . . . 71
Goethe und die Renaissance. I. II. Von Ludwig Geiger 141
Giovanni Santi, der Vater Raphaels. I. Der Dichter. Von August Schmarsow 157
Studien zur Geschichte des französischen Humanismus. IV. V. Von Ludwig Geiger 189
Goethe und die Renaissance. III. IV. V. Von Ludwig Geiger 297
Giovanni Santi, der Vater Raphaels. II. Der Maler. Von August Schmarsow 320

Neue Mitteilungen.

Zur Geschichte der Franziskaner-Litteratur. I. Von Karl Frey 97
Zur Geschichte der Franziskaner-Litteratur. II. Von Karl Frey 229
Johannes Faber und Petrus Paulus Vergerius. Von Adalbert Horawitz . 244
Zu Konrad Celtis. Von Karl Hartfelder 253
Gedichte und Briefe an Conrad Peutinger. Von Ludwig Geiger 262

Miszellen.

Noch einmal über Huttens Charakter. Von Georg Ellinger 107
Das Bild der Isota Nogarola. Von Ludwig Geiger 109
Robert von Anjou und die jüdische Litteratur. II. Von Moritz Steinschneider 110

Digitized by Google

Kritisches zu den neugefundenen Briefen des Rudolf Agricola. Von Hermann Hagen 265
Zwei anonyme Schriften Wimpfelings. Von Gustav Knod 267
Johannes Burmeisters christlicher Martial. Von Karl von Reinhardstoettner 283

Rezensionen.

Müntz, Bibliothèque du vatican au 16. siècle 115
Neue Schriften zur Geschichte des deutschen Humanismus. Besprochen von Ludwig Geiger 117
Leo Hebraeus, ein jüdischer Philosoph der Renaissance. Besprochen von Moritz Steinschneider 290

Digitized by Google

E. 524. 2

Die Renaissance in Süditalien.

Von **Ludwig Geiger.**

Italien, das im Renaissancezeitalter derartig gespalten war, daſs eine politische Einheit nicht existierte und ein einheitliches Italien nur den Traum weniger Patrioten ausmachte, zeigt auch in seiner litterarischen und Kulturentwickelung wesentliche Verschiedenheiten auf. Die Kunstgeschichte unterscheidet seit lange die Malerschulen der verschiedenen Provinzen und weiſs die durch die örtlichen Einflüsse hervorgerufenen und bedingten Differenzen wohl zu buchen; aber auch die Litteraturgeschichte muſs sorgfältig von dieser anders gearteten oft entgegengesetzten Entwickelung Akt nehmen. Die volle begeisterte plötzliche allgemeine Hingabe der Florentiner an die Renaissance steht in seltsamer Weise der bedächtigen, nur einzelne Richtungen begünstigenden, das Heidnische verabscheuenden Gesinnung der Venetianer entgegen; der Enthusiasmus einer ganzen Stadtbevölkerung, wo Jung und Alt, Arm und Reich wie in einem Taumel sich der neuen Bildung hingiebt, bildet einen vollkommenen Kontrast zu der spröden Teilnahmlosigkeit mancher kleinen Fürstentümer, wo nur der teils durch wirkliche Neigung, teils durch Modesucht bestimmte Wille des Tyrannen eine neue Kulturentwicklung zu schaffen bemüht ist.

In Süditalien, in Neapel, „hat sich der Humanismus nur allmählich sein Gebiet erobert. Er ward eingeführt durch die Zuneigung eines talentvollen Fürsten; damals fand er dort nur Liebe und Verständnis Weniger dann hat er fast zwei Generationen hindurch den Verhältnissen, die er vorfand, mehr oder minder schroff gegenübergestanden, aber sich endlich volles Bürgerrecht erworben und dem Geistesleben Neapels sein Gepräge aufgedrückt. So ist dann gerade hier zu einer Zeit, als im übrigen Italien die Bewegung der Geister zu erschlaffen begann, aus der Mitte des Volkes die neue Richtung der Telesio und Bruno hervorgegangen, die für die Folgezeit kaum minder wichtig werden sollte als die humanistische." [1])

1) Worte Eberhard Gotheins in seinem Werke „Zur Culturentwicklung Süditaliens in Einzeldarstellungen". Breslau, W. Koebner. 1886. VI und 602 S. Der Hauptteil des genannten Werkes ist dem Gegenstande gewidmet, welchem unsere Skizze gilt. Die übrigen Abschnitte des Buches haben mit unserm Zwecke wenig zu thun und brauchen daher hier nur angedeutet zu werden. Sie sind betitelt: „Einleitung. Der Erzengel Michael der Volksheilige der Longobarden, Januarius der Stadtheilige von Neapel. Aus den Abruzzen, Volkssitte und Sage in den Abruzzen." Der Teil des Werkes, welcher die Renaissance in Süditalien behandelt, ist in folgende Abschnitte geteilt: „1. Die Barone, 2. die Seggi der Stadt Neapel, 3. das niedere Volk, 4. fremde Elemente, 5. die Geistlichkeit und die religiösen Zustände, 6. die Fürsten und die Humanisten."

Digitized by Google

Zur eigenartigen Gestaltung der neapolitanischen Verhältnisse tragen zunächst die Barone bei. In Neapel hatte sich das Lehenswesen noch in voller Kraft erhalten. Aber neben schwachen und unbedeutenden Lehensnamen, welche auch andere Länder aufzuweisen hatten, gab es dort grofse Lehnsherren, die an Macht und Kraft dem König gleichzustehen versuchten. Sie erwirkten ein Adelsparlament 1443, sie brachten Alfonso I. vollständig unter ihre Botmäfsigkeit, sie bemühten sich, Ferrante gegenüber eine nahezu völlige Selbständigkeit zu erlangen. Manchmal stiegen diese Barone bis zu Condottieren empor und bewiesen einzelne Eigenschaften derselben: Familiensinn, aber auch Vernichtung der Familie, wenn sich einzelne Mitglieder derselben ihren Absichten widersetzten, Aberglauben, Herrschsucht, dergestalt, dafs sie unbedingte Herren ihrer Unterthanen sein wollten, Abneigung gegen den Betrieb des Ackerbaus. Eine ganz eigenartige Hochhaltung des Ehrgefühls zeichnete sie aus; der Ausspruch Eines unter ihnen ist kennzeichnend für alle: „Die Ehre ist die Sonne des Lebens; wie die Sonne die Farben, so läfst die Ehre den Ehrenmann und den Schurken erscheinen."

Der diesen Ausspruch that, Andreas Matthäus Aquaviva, ist zugleich der vollkommenste Repräsentant seiner Standesgenossen in Bezug auf ihr Verhältnis zum Humanismus.

Bei meiner Analyse des Werkes — denn etwas Anderes will die nachstehende Skizze nicht sein — habe ich mich der von Gothein beobachteten Reihenfolge angeschlossen. Gotheins Werk ist eine bedeutende Leistung, gut geschrieben, geistvoll aufgefafst und nach einem sehr umfangreichen, grofsenteils bisher noch unbenutzten handschriftlichen Material mit grofsem Fleifse und mit verständiger Kritik gearbeitet. Dieses Material im Einzelnen aufzuzählen, würde zu weit führen; ich begnüge mich hier darauf hinzuweisen, dafs für Tristan Carraccioli, Calentius und manche andere neapolitanische Humanisten hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, nach bisher völlig unbekannten oder wenig benutzten Quellen Charakterschilderungen und Darstellungen ihres Wesens und Charakters zu geben.

In der Auffassung des Humanismus stehe ich durchaus auf Seiten Gotheins. Ich habe diesen Standpunkt oft genug vertreten, um nicht mehr nötig zu haben, denselben zu wiederholen. In Folge dieser Ansicht habe ich mich mit der in G. Voigt's meisterhaftem Werke nicht selten hervortretenden Voreingenommenheit gegen die Humanisten in Widerspruch befunden und habe die von F. Paulsen vorgetragene Ansicht von der Unbedeutendheit ja Schädlichkeit der Leistungen des Humanismus lebhaft bekämpft (oben I, S. 276 ff.); trotzdem kann ich die Art, oder wenigstens den Ton nicht billigen, in welchem gegen die Genannten, einige Male auch gegen Prantl Polemik getrieben wird. — Für die Fachgenossen möchte ich die Mahnung Gotheins hervorheben, dem bisher zwar oft genannten aber niemals behandelten Battista Mantovano ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; ferner auf die erfreuliche Zusage des Verfassers hinweisen, eine Behandlung des Lorenzo Valla als Philosophen diesem seinem Buche folgen zu lassen. Nach der vortrefflichen Art, in welcher Gothein in dem vorliegenden Werke seinen Gegenstand behandelt hat, darf man der zu erwartenden Arbeit das allerbeste Prognostikon stellen.

Digitized by Google

Er gehörte zu jenen Adligen — er war Herzog von Neri — welche ihren Stolz darein setzten, zugleich miles und doctor zu sein, durch Kriegs- und Geistesthaten zugleich Ruhm zu erwerben, ja erstere durch Hinzufügung der letzteren wahrhaft zu adeln. Er wandte sich der griechischen Litteratur zu, übersetzte aus derselben und ahmte ihr nach. In seinem Plutarchcommentar führte er seinem Meister folgend den Satz aus „dafs die Grundlage der Moral die Affekte seien, und dafs die Natur uns diese zu grofsem Nutzen mitgeteilt habe, wenn man sie nur unter dem Zügel der Vernunft hatte, denn sie erwecken und unterstützen die Tugenden." Aquavivas Hauptbedeutung, ebenso wie die von Männern in ähnlicher Lebensstellung besteht nicht in seinen positiven Leistungen, sondern in der Anregung, die er gewährte, in dem Beispiele, das er gab. Wenn seitdem eine Zeit lang die Barone Neapels den Renaissance-Ideen sich zuneigen, so ist es mittelbar oder unmittelbar sein Verdienst, und seine Schuld ist es gewifs nicht, wenn einige Jahrzehnte später die Barone durch ihre nahe Verbindung mit der spanischen Herrscherfamilie sich der spanischen Kultur und Unkultur ausschliefslich hingaben.

Einen ebenso eigenartigen Bestandteil der Bevölkerung wie die Barone bilden die Seggi der Stadt Neapel, die höheren städtischen Geschlechter, der zahlreiche und straff organisierte Patricierstand. Neapel wurde als der einzige feste sichere Punkt in der allgemeinen Unsicherheit betrachtet, die privilegierten Bewohner der Stadt hielten sich für die allein Berechtigten und meinten, das Allen geltende Wort Ferrantes: „In diesem Reiche sollen alle Einwohner einander gleich sein, jeder aber seine ihm vom Staate zugesicherten Rechte in völliger Freiheit genieſsen." — ein Wort, das übrigens in den Mund eines aufgeklärten Fürsten des 18. Jahrhunderts besser pafst, als in den eines rücksichtslosen Gewaltherrschers des 15. — beziehe sich ausschliefslich auf sie. Die Familien hielten eng zusammen, wie man dies jetzt noch in einzelnen altpatricischen Städten finden kann und betrachteten alle übrigen, mochten sie auch numerisch die Überzahl sein, als nicht vorhanden. Dem einziehenden Karl VIII. stellte sich eine Deputation dieser Seggi als Repräsentant der gesamten Bürgerschaft vor mit den Worten: „sie seien allein Volk, Bürger und Edelleute, alle anderen seien Fremde und aus vielen Ländern zusammengelaufen." Viele Mitglieder dieses Standes widmeten sich dem Studium der Jurisprudenz und wendeten sich der Gerichts- und der Beamtenlaufbahn zu; Andere wählten statt des Dienstes des Königs den Dienst der Kirche, und Wenige wurden, wie dies bei Angehörigen derartiger festgefügter Ordnungen natürlich ist, Abenteurer, d. h. im Sinne der ehemaligen Standesgenossen, Abtrünnige, verkommene Menschen.

Digitized by Google

Unter den gebildeten Sedilen, d. h. den Mitgliedern des Standes der Seggi ragt Tristan Carracciolo hervor. Ich finde nicht, dafs er die Eigenheiten und das Wesen seiner Standesgenossen ausschliefslich zum Vorschein bringt, bemerke im Gegenteil, dafs er Sitten und Unsitten derselben oft mit Entschiedenheit bekämpft; aber seine Bedeutung ist grofs genug, um, wenn auch vielleicht nicht an ganz passender Stelle hier gewürdigt zu werden. Carracciolo ist das Aschenbrödel der Familie, der die Sorge für Viele zu übernehmen hat und an der Freude Weniger teilnimmt. Trotzdem und trotz seiner finstern und trüben Anschauungsweise überhaupt, wird er warm, fast heiter, wenn er von seiner Familie, seiner Mutter, seinen Geschwistern und Kindern spricht. Einer seiner Schwestern, die wie viele ihm Engverbundene, vor ihm starb, hat er ein inniges Liebesdenkmal gestiftet. Er wird vom Unglück verfolgt; von seinen drei Söhnen starben zwei ziemlich jung, der überlebende ist lahm; ihm und seinen Töchtern wird der ganze Reichtum seiner Liebe zu teil. Er hatte eine ungenügende Erziehung genossen; schon 34 Jahre alt, als verheirateter Mann entschlofs er sich, die neue Bildung anzunehmen. Auch in der Aneignung dieser Bildung geht er seinen eigenen Weg; er ist ein Selbstdenker, der in der Kraft der Gedanken alleinsteht und der sich eine eigene kräftige gedrungene Sprache gestaltet. Er bekämpft in der Schrift „über die Eitelkeit eines Jeden im Reden" das Prunkvolle, Aeufserliche des Humanismus, seine endlose prunkende Redefülle, die auch innerlich Schaden stifte, z. B. der Religion durch die gehaltlose Vielrednerei ihrer Diener. Er schildert und bestraft in der Schrift „über den Wechsel des Glücks", wie ein kraftvoller Künstler und wie ein gewaltiger Redner die grauenhaften Ereignisse jener Tage, die Verderbnis der Zeit. Seggi und niederes Volk führt er in den Schriften „Verteidigung des neapolitanischen Adels", „Streit der Alten und Jungen", „Inquisition in Neapel" den Lesern vor. In ihnen beweist er allerdings seine Zugehörigkeit zu den Sedilen; sein Grundgedanke ist, „dafs der Fürst und die Hauptstadt, besonders aber die Seggi zusammengehören; auf einander angewiesen sind." In seinen späteren Jahren gehörte er wie die meisten Älteren, zu den Lobrednern vergangener Tage; fast der einzige Vorzug, den er in einer seiner ebenerwähnten Schriften den Jüngeren zugesteht, ist die erhöhte Kenntnis der Wissenschaften.

Neben den Baronen und den Seggi bildete das niedere Volk einen der Zahl nach höchst beträchtlichen, der Bedeutung nach minder wichtigen Bestandteil der neapolitanischen Bevölkerung. Die Mitglieder derselben waren namentlich Hirten und Räuber. Die Menge, „die jetzt nur Typen und keine Gestalten zeigt", diente Volksagitatoren und Banditenführern, wie Antonio Centelles und Maso Barrese zum Spielball.

Digitized by Google

Männer und Frauen des Volks lebten in grofser Abhängigkeit von den Grofsen, für die sie das Land bewirtschafteten, selten gab es freie Bauern, die für sich arbeiteten und mit der Freude am Besitze auch Freude an der Thätigkeit gewannen. Denn die meisten dieser Volksgenossen waren arbeitsscheu, proceſslustig, ohne Liebe zu dem Boden, welchem sie entstammten; ohne Opfer entfernten sie sich von demselben und erwarben, wenn sie nicht einfach als Lazzaroni herumlungerten, durch Fischerei und Schiffahrt, durch Tagelöhnerarbeit in den Städten ein kümmerliches Dasein. Diese Masse, welche die Bevölkerung kleiner und grofser Städte bildete, gelangte nicht selten zu einem behaglichen Leben und verschaffte der Stadt, in welcher sie lebte, eine gedeihliche Entfaltung und verhältnismäfsige Selbständigkeit. Aber wohl war dieser Menge weniger in ruhiger stetig sich entwickelnder Arbeit als in wildem Taumel und gewaltthätigen Ausschreitungen. Letztere richteten sich nur selten gegen die Fürsten. Denn diese waren zumeist populär, vom Volke geliebt und auch ihrerseits bestrebt, teils das Volk in guter Laune zu erhalten, teils eine dauernde innige Beziehung zwischen Fürst und Volk zu schaffen.

Dem Volke, der Menge gegenüber suchte der Humanist Stellung zu nehmen, indem er sich bemühte, einerseits die unvollkommneren Formen der Volkslitteratur künstlerisch zu gestalten, andrerseits das niedere Volk zu schildern. Da nun seltsamerweise die Humanisten das Fremdländische besser darzustellen wufsten als das Heimische, weil sie einen schärfern Blick für das Ungewöhnliche, Absonderliche hatten, während ihnen das Gewohnte, Stetsgesehene entging, hatten sie es in Neapel leicht, denn hier waren sie Fremde und hatten das Unbekannte zu schildern, das ihnen entgegentrat.

Der erste Humanist, der Neapolitanisches zu schildern versucht, ist Antonius Panormita. Er hat eine vortreffliche Darstellung des Königs Alfons gegeben und unter seinem Namen „Antonius" geht ein Dialog Pontanos, der lustige Bilder von Scenen des neapolitanischen Gassenlebens zeichnet. Verliebte Alte, klatschsüchtige Damen, Bänkelsänger und die ihn begleitende lustige Person; Pulcinella, werden mit köstlichem Hohne portraitiert.

Der zweite ist Pontano selbst, der Verfasser des ebenerwähnten Dialogs. In dem Festspiel Lepidina „hat er, der geborne Umbrer, seiner zweiten Heimat eine Huldigung dargebracht." Er schildert in demselben die Hochzeit der Parthenope, der Sirene, der mythologischen Gründerin Neapels und des Flufsgottes Sebethus. Trotz allen mythologischen Pompes, den er hier und in einem Lehrgedicht über die Gärten der Hesperiden entfaltet, trotz Hinweises auf die Antike und trotz des bei den Humanisten üblichen Selbstlobs, — er giebt doch sinnberauschende Gemälde der neapolitanischen Natur und herzerfreuende Bilder kleiner

Digitized by Google

Familienvorgänge. Er bringt das Wohlgefühl zum Ausdruck, das ihn erfüllt, wenn er den Bauer spielt, wenn er das schöne Land mit wollüstigen Blicken betrachtet, wenn er sich an dem Umgang mit Menschen vergnügt, unter denen freilich die geistig Hochstehenden eine bedeutsamere Rolle spielen, als das niedere Volk.

Unter den ihm Befreundeten, denen er selbst innige Worte spendet und von dem er freundlichen poetischen Gegengruſs empfängt, steht Jacopo Sannazaro obenan. Er bewegt sich gern in den Formen conventioneller Bukolik, die keiner Zeit angehört und darum zu allen angewendet wurde, und in den Wendungen und Ideen antiker Dichter, dennoch ist er mehr Realist, als die meisten dichterischen Genossen. Er bewundert das Land und preist es enthusiastisch, er verherrlicht seine Geliebte in den echtesten Tönen gesunder Erotik, er kennt die Bewohner, die Fischer, deren Brauch und Sitte er gelegentlich erwähnt, und beschreibt, in der Verbannung sehnsüchtig der Heimat und ihrer Gewohnheiten gedenkend, das Fest seines Namensheiligen, San Nazaro, mit der liebevollen Kleinmalerei des Künstlers und mit der etwas gesuchten Herablassung des volksfreundlichen Aristokraten.

Pontano spricht von seinem Weibe mit der biedern Freude des rechtmäſsigen Gatten, Sannazaro von seiner gleichstehenden Geliebten, mit der stets aufs Neue erregten Leidenschaft des selbst im Genusse Begehrenden, Elisius Calentius singt von seinem drallen Bauermädchen mit jener echt physischen Befriedigung, die mit geistigem Wohlbehagen und Sehnsucht nach häuslicher Ruhe nichts zu thun hat. Er freut sich seiner Geliebten, wie er sich seines Gartens freut, beide sind sein Werk; wie er jener Vermögen, Stellung und Ansehn giebt, so hat er diesen bis ins Einzelne gepflanzt, geschmückt, mit dem Behagen des Schöpfers betrachtet er seine Schöpfung; die Enkel sollen durch eine Inschrift an der Felswand seine Thätigkeit vermelden und die Landsgenossen zum Preise dessen anregen, der das Land verherrlicht hat.

Schon manche der erwähnten Persönlichkeiten waren Nicht-Neapolitaner. Aber ihre Erwähnung allein genügt nicht; das fremde Element der neapolitanischen Bevölkerung, das sie andeuten, bedarf einer eingehendern Besprechung. Dabei handelt es sich nicht um Durchreisende, die trotz der Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten der Reise das wunderbare Land aufsuchten und von den das Fremde sorgfältig erspähenden Schriftstellern gut charakterisiert wurden: die hochmütigen, (fastum in naso gerentes) seltsam gekleideten, der Sprache unkundigen, mit Allem unzufriedenen Engländer und der treue, etwas melancholische, Natur- und Einsamkeits-schwärmerische Deutsche. Es handelt sich vielmehr um Fremde, die mit einer gewissen Regelmäſsigkeit nach Neapel

Digitized by Google

kamen oder dauernd dort verweilten. Die häufig Wiederkehrenden sind Kaufleute, z. B. Genuesen, die Getreide und Oel, Florentiner, die Tuch und Leinen brachten, auch wol Venetianer, wenn die politischen Verhältnisse solch friedlichen Verkehr gestatteten. Derartige Reisende boten nicht selten mehr als ihre Produkte, sie lehrten trotz kurzen Aufenthalts, Landesart und Sitte und knüpften Beziehungen an, die einzelnen Familien oder ganzen Städten für die Folge bedeutsam wurden.

Hervorragender Einfluſs aber ward nur von den dauernd in Neapel weilenden Fremden geübt. Sie waren entweder solche, die ihre Heimat verloren hatten, oder die sie freiwillig aufgaben, um eine bessere zu erwählen. Zu den Ersteren gehörten vor Allen die Griechen. Sie werden auch in Neapel wie in ganz Italien etwas verächtlich angeschaut, obwol man sich hier wie dort beeiferte, von ihnen ihre Sprache zu lernen, aber sie triumphierten manchmal über dieses Vorurteil. Sie waren in Neapel so zahlreich, daſs sie sich für ihren Gottesdienst eine eigene Kirche bauen konnten. Manche von ihnen wurden von den Neapolitanern ganz wie die Ihrigen aufgenommen, z. B. der bedeutende Dichter und Philologe Michael Marullus, den ich hier blos nenne, auf dessen Bedeutung ich bei anderer Gelegenheit einzugehen hoffe. Andere waren kühn genug, bei aller Wertschätzung der Italiener sich in einen gewissen Gegensatz zu ihnen zu setzen wie Antonius Galateus, der offen als ein Lobredner des italienischen Griechentums auftrat, d. h. jener Landschaften und ihrer Bewohner, die einst als Groſsgriechenland bezeichnet worden waren. Er verteidigte ihre Sprache und ihre Sitten, er rühmte sich gradezu dessen, was den Italienern am Anstöſsigsten erschien, der Abstammung von einem verheiratheten Priester; ja, er ging in seiner Verherrlichung so weit, daſs er ausrief: „nicht daſs er von Griechen stamme, sondern daſs er als Italiener geboren sei, müsse ihn mit Scham erfüllen, denn Griechenland sei durch Geschick und aus Alter, Italien aber aus eigener Schuld jetzt in fremde Knechtschaft verfallen.“

Diese Fremden, von denen der selbst Fremde mit Verachtung spricht, waren, wenn nicht die Franzosen gemeint sind, die für kurze Zeit Norditalien, aber auch Neapel ihr eigen nannten, die Spanier, die gerade das neapolitanische Gebiet recht eigentlich als ihre Domäne betrachteten. Aus Spanien waren auch Juden und Marannen (getaufte Juden) gekommen, die, wenn auch ihrer Abstammung und ihrem Herzen nach Spanier, doch ihres Glaubens und ihrer eigenartigen Cultur wegen und vermöge ihres Reichtums eine besondere Stellung einnahmen. Letzterer machte sie zu recht nutzbaren Steuerobjekten; ihre Cultur, einerseits spanisch-jüdische Dichtung und Philosophie, andererseits die Bewahrung und Rettung des Aristoteles, freilich in seltsamer Umhüllung,

Digitized by Google

beeinflufste einigermafsen die Bildung der Zeit; ihr Glaube, obwol gering geachtet, gab zu Vergleichen Anlafs und regte die Frage der Duldung an. Es bleibt höchst charakteristisch, dafs damals der Sohn eines Herzogs eine Jüdin heiratete und dafs ein gelehrter Freund den Ehemann oder Schwiegervater ermunterte, das Geschrei des Pöbels, d. h. aller Ungebildeten zu verachten. Die Spanier aber, welchen die Herrscherfamilie und der Hof angehörten, gewannen auf die neapolitanische Kultur einen verhängnisvollen Einfluss: der Stadtdialekt vermehrte sich durch zahllose spanische Wendungen, spanische Sitten und Unsitten hielten ihren Einzug in Neapel, spanischer Fanatismus mischte sich mit neapolitanischem Aberglauben. Daneben bemächtigte sich aber gerade der Spanier ein grofser Eifer für den Humanismus, der um so erklärlicher ist, als sie ja nicht wie die Italiener oder wie die Griechen eine alte ererbte geistige Cultur besafsen, welche sich der neu andringenden entgegenstellte und widersetzte. Einzelne dieser spanischen Humanisten brachten es zu grofser Bedeutung, z. B. Garetto aus Barcelona, der sich als Humanist Cariteo nannte. Zu diesen spanischen Humanisten gehört noch Hieronymus Borgia, der, nicht eben mit aufserordentlichen Geistesgaben ausgestattet, schon dadurch Interesse erregt, dafs er ein Neffe des Papstes aus dem Hause Borgia, Alexanders VI., ist.

Die Verbindung Neapels mit dem Papsttum — schon einmal war vorher ein Spanier, der in Neapel ansässig gewesen war, Papst geworden — erweckte weder eine sonderliche Zuneigung der Neapolitaner zu Papsttum und Päpsten, noch beförderte sie die Religiosität. Wenn irgendwo die Borgia erbitterte Gegner trafen, die auf Vater und Sohn die grimmigsten, vielleicht nicht immer der Wahrheit entsprechenden Anklagen häuften, Anklagen, die wahrscheinlich wenigstens dazu beigetragen haben, die Mitglieder dieser Familie als die verruchtesten Menschen erscheinen zu lassen und ihnen einen so entsetzlichen Weltruf zu verschaffen, so war es in Neapel, — die furchtbaren Epigramme Sannazaros sind dessen Zeugen. Und wenn irgendwo mit einer Offenheit, die uns fast in Schrecken setzt und die cynisch genannt werden könnte, wenn nicht die tiefe innere Erregung, das ergreifende Mitgefühl des Schriftstellers und Anklägers konstatiert wäre, die Laster der Priester, die grauenerregende Unsittlichkeit der Mönche und Nonnen, Trug und List selbst hochgestellter Geistlicher — durch Erzählung erdichteter Wunder, Erweckung falscher Heiliger — aufgedeckt wird, so ist das wiederum in Neapel: Masuccios Novellen sind dafür die klassischen Zeugnisse.

Unter allen schlimmen Vorwürfen, die man den Priestern entgegengeschleudert hat, wird von Masuccio und seinen Gesinnungsgenossen — mochten sie nun in Satiren, Epigrammen, Dialogen ihre Ansicht äufsern — einer

Digitized by Google

nicht erwähnt, nämlich die Unduldsamkeit, das inquisitorische Aufspüren der Abweichungen vom rechten Glauben, die Ketzerriecherei — und Richterei. In der That sind diese verhängnisvollen Eigenschaften nicht italienischen, sondern spanischen Ursprungs. Tristan Carracciolo in seinem Schriftchen über die Inquisitionsunruhen des Jahres 1507 sagt dies deutlich genug und giebt zugleich ein meisterhaftes Bild der Bewegung. Unter spanischem Einfluss hatte 1506 zum ersten Male die Verbrennung einiger Hexen stattgefunden, welche der Teufelsliebschaft beschuldigt waren. Bis dahin war der Glaube an Hexen allgemein, Hoch und Niedrig hatte mit ihnen verkehrt und sich ihrer schuldigen und unschuldigen Experimente bedient. Der Dämonen- und Teufelglaube hatte tieferes religiöses Gefühl und wahre Frömmigkeit überwuchert. Die Verehrung einiger Hauptheiligen, z. B. des Erzengels Michael und vieler Lokalheiligen, unter denen der heilige Januarius eine ganz besondere Rolle spielt, hatte den Glauben an Gott und die ihm Nächststehenden wenn auch nicht unterdrückt, so doch wenigstens in den Hintergrund gedrängt; die ausschliefsliche Beobachtung des Aeufserlichen, die Anbetung der Reliquien hatten die Wertschätzung des Innerlichen vernichtet, die Werke waren durchaus an Stelle des Glaubens getreten.

Anders als die Religion der Menge, der sich freilich in diesem Falle auch solche anschlossen, die sich für gebildet hielten, war die Religion der Hochgebildeten. Sie hatten die Bedürfnisse des Volkes nicht, aber in ihrem geistigen Hochmut meinten sie, für die Menge sei das, was jene forderte, gut genug. Pontano z. B. sagte: „Das Volk will nun einmal gesättigt werden mit Schaustellungen und Reliquien, also gebe man sie ihm".

Die aufgeklärten Philosophen benügten sich jedoch nicht mit der Verachtung der Speise der Menge. Sie grübelten über die Dogmen nach und zweifelten deren Wahrheit und Berechtigung an. Die Unsterblichkeitsidee, welche den an der Philosophie des Altertums Genährten nicht durchweg sympathisch war, wurde von ihnen bestritten, oder — wenn angenommen — mit Ideen vom Heidenhimmel verquickt, und fand ihre Stütze nicht etwa in den Worten der Bibel, sondern in den Aussprüchen heidnischer Philosophen. Statt mit religiöser Erbauung sprach man von diesen Ideen mit Gleichgiltigkeit und Nüchternheit; der Wortführer der neapolitanischen Philosophen, Pontano, sagte einmal: „Der Tod habe nichts Schreckliches, da man ja meine, dafs er den Menschen von Grund aus vernichte und auslösche, obgleich es auch Leute gebe, die anders urteilen".

Das Charakteristische für ihn und seine Gesinnungsgenossen ist, dafs er sich eine Philosophie möglichst ohne Religion zu konstruieren sucht. Er zeichnet den vollkommenen Menschen derart, dafs dieser,

Digitized by Google

durch den antiken Tugendbegriff genährt, alle Vortrefflichkeiten in sich vereinigt, ohne durch die Religion behelligt zu werden. Er glaubt an Glücksmenschen, die nicht etwa durch besondere göttliche Schickung, sondern durch das Walten der Fortuna mit allen guten Gaben, allen Segnungen des Glückes ausgestattet sind. Dieser Schicksalsglaube macht ihn zum Bekenner der Astrologie, die ihm nicht etwa ein trüglicher Wahn, sondern eine durch antike Zeugnisse und Ueberlieferungen vollbegründete Erfahrungswissenschaft ist. Er verteidigt sie in ausführlichen Prosaschriften auch gegen die Angriffe des Pico von Mirandula, der dem herrschenden Wahne die ersten gefährlichen Wunden beigebracht hatte. Er gibt in seinem grofsen Lehrgedicht Urania „das vollendetste Bild heidnisch-antiker Vorstellungen" über das alte Götterwesen und die Gestirne.

Aber Pontano — und mit ihm die übrigen aufgeklärten Philosophen jener Zeit — ist kein prinzipieller Widerchrist, ja nicht einmal ein decidierter Nichtchrist. Er hat vielmehr so wenig ein festgeschlossenes einheitliches heidnisches System, dafs er gelegentlich auch Scholastik und christliche Dogmatik streift, ja, was schier unglaublich klingt, fromme christliche Hymnen anstimmt. Derjenige, der ihn zum Christenthum bekehrt, oder, wie man wol richtiger sagen müfste, zum Verständnis einiger christlicher Anschauungen befähigt, ist der Augustiner Aegidius, der zwar selbst Platoniker war, aber doch die Evangelien als Quelle der Philosophie eines Theologen erklärt hatte. Was Pontan ihm ablernt, ist im Wesentlichen das Geständnis, dafs das Christentum philosophisch gerechtfertigt oder verteidigt werden könnte: nun bekennt er sich als Anhänger der Unsterblichkeit, weil der Glaube an dieselbe dem menschlichen Gemüt eingeflöfst sei; nun gibt er die christliche Himmelsvorstellung zu, weil sie nur eine geläuterte Vorstellung des heidnischen Elysiums sei nun verhält er sich dem Dogma von der Weltschöpfung und Erlösung; gegenüber weniger ablehnend, weil er Andeutungen dafür in Worten heidnischer Philosophen findet.

Bedeutsamer als in Pontano erscheint das christliche Element in Sannazaro. Schon seine antipäpstlichen Epigramme sind nicht etwa diktiert durch seine Abneigung gegen die Institution des Papsttums, sondern sie sind wenigstens teilweise hervorgerufen durch seine Erbitterung gegen die unwürdigen Träger der päpstlichen Krone; sein grofses geistliches Gedicht aber, de partu virginis, ist von echtester Frömmigkeit erfüllt und bei aller Mischung mit antiken Vorstellungen, bei aller Hinneigung zu konventionellen Wendungen, die wenigstens kein Gefühl bekunden müssen, zeigt es durchaus religiöse Stimmung, ja beweist einen ausgeprägt christlichen Charakter.

Digitized by Google

Der philosophisch-christliche Standpunkt tritt aber am deutlichsten im Dialog Eremita des Galateus hervor, einem dramen-ähnlichen, halb possenhaften, halb ernst-tragischen Werk, „vielleicht dem merkwürdigsten Produkt der Aufklärung im Zeitalter der Renaissance". Das Merkwürdige in diesem bisher unedierten und nur durch Gotheins ausgezeichnete Analyse bekannten Werke ist nicht die Polemik gegen Papsttum und Mönche, die im Vergleiche mit anderen Angriffen höchstens einen Grad-, nicht aber einen Wesens-Unterschied darbietet, sondern die Kritik der biblischen Vorstellungen, Erzählungen, Charakteristiken. „Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewaltthätigen rauben es". — in diesen Schmerzensruf fafst der Autor seine Stimmung über Welt- und Menschengeschick zusammen. Der Grund seiner Anschauung ist ein durchaus ernster und trüber; wenn der Autor manchmal in einen burlesken Ton verfällt, so thut er dies blos, um seine wahre Stimmung zu verschleiern, aus seinem Ingrimm sich für kurze Zeit zu erretten. Er hält Petrus und den Patriarchen des alten Testaments ihre Schandthaten vor; die Richter und Helden dieses können ebensowenig vor ihm bestehen, wie die Propheten und Evangelisten des neuen Bundes; die vielgepriesenen Kirchenväter erscheinen ihm erst gar als geistig und sittlich unfähige Kreaturen, — sie alle, trotz der grofsen Meinung, welche sie von sich hegten und trotz der übertriebenen Wertschätzung, welche sie von anderen erfuhren, unwürdig des Platzes, den sie im Himmel einnehmen. Im Gegensatze zu allen diesen Grofsen, welche vor der Prüfung dieses philosophischen Kritikers nicht bestehen, geht Moses aus dieser Kritik als geläuterter Charakter und weisester Gesetzgeber hervor. „Als Ratschlüsse über Fatum und Freiheit enthüllt er: Auch Gott gehorcht dem Geschick, denn er habe Gott selber bei sich schwören hören; aber indem Gott das thut, ist es bei ihm die höchste Freiheit, die Liebe fällt in ihm mit dem Willen, die Macht mit der Weisheit zusammen. Was man jetzt den Sohn Gottes oder das Wort, durch welches alles geschaffen, nenne, sei eben diese Weisheit Gottes; auch Weltseele, in der die Ideen aller Dinge vorhanden, könne man Gott nennen.' Diese Zuneigung für Moses und seine Lehre, die soweit geht, dafs der Autor sogar dessen Zeremonialgesetz und Politik verteidigt, darf man nicht aus einer besondern Vorliebe für Juden und Judentum erklären — obwol Galateus, wie wir oben sahen, die Ehe eines Herzogs mit einer Jüdin befürwortete, — sondern aus dem Umstande, dafs das Judentum unserm Philosophen sowie manchen späteren Lehrern der Renaissancezeit als die am wenigsten dogmatische Religion, dafs Moses ihm als ein naher Geistesverwandter Platos erschien. Und doch ist es nicht Moses, der schliefslich über den Sinn und über das Herz unseres Philosophen triumphiert, sondern die Jungfrau Maria. Auf

Digitized by Google

jenen jüdischen Weisen verfällt unser Religionskritiker allein, zu Maria wird er erst durch Thomas von Aquino geführt, der eine Zeitlang die Rolle des Unterredners spielt. Man könnte sagen: was ihn für das Christentum gewinnt oder den dieser Religion Angehörigen an dieselbe fesselt, ist weder der Inhalt noch die Bethätigung der Religion, weder Lehre, noch Wunder, sondern die Liebe. Nicht durch Reflexion, nicht durch philosophisch-theologische Erwägungen, sondern durch ästhetische Betrachtungen, durch den Zauber des Weiblichen wird er gerührt. Sein Verstand spricht nicht für die Religion, aber sein Gemüt faltet ihm die Hände und beugt ihm die Kniee. Bei wie vielen Mariaanhängern möchte ein Gleiches der Fall sein! Bei Galateus ist es sicher der Schönheitstrunkene, der Lobredner des Weibes — nicht aber der Göttin — der zum Schlusse in die Worte ausbricht: „Der allein ist weise, der dich liebt, allein selig, der dich erkennt, allein glücklich, der deine Schönheit erfafst, der von deiner Liebe glüht. O wahre Göttin, wahre Gottesmutter, du bist jene goldene Kette, die den Himmel mit der Welt, die Gott mit den Menschen in dauerndem Band verknüpft. Dein Gewand ist die Sonne, dein Schemel der Mond, dein Thron der Himmel!"

Die Fürsten Neapels wirkten nicht bestimmend auf die Renaissancebewegung ein. Aber sie gehören dieser Bewegung an teils durch die Ausbildung, welche sie der eignen Persönlichkeit zu Teil werden liefsen, teils durch die Beziehungen, welche sie mit einigen Humanisten unterhielten.

Von diesen Fürsten kommen für die eigentliche Renaissancezeit hauptsächlich zwei in Betracht: Alfonso I., der häufig der Grofse genannt wurde und sich gern so nennen liefs, und sein Sohn Ferrante.

In den Augen der Humanisten hatte Alfonso nur einen Fehler, dafs er kein geborener Italiener war; und nur aus diesem Grunde wurden seine Enkel enthusiastisch begrüfst, weil sie „wahre neapolitanische Könige seien, die dort das Licht der Welt erblickt und ihre ersten Laute dort gestammelt hatten". Sonst aber galt er als das Urbild der Vortrefflichkeit, „er unterliefs nichts", so hiefs es von ihm, „was ihm Ehre und Ruhm, was seinem Volke Freude bereiten konnte". Er war ein bedeutender Krieger, der das persönliche Wagestück höher stellte, als das weise und vorsichtige Schlachtenlenken. Wie mit den Soldaten, so wollte er mit allen ihm Nahestehenden vertraulich, wie auf gleichem Fufse verkehren; ihnen gegenüber hielt er nicht mit Aengstlichkeit und Eifersucht auf seine königliche Würde, wol aber hohen Beamten, Gesandten, Fürsten gegenüber, denen er in seinen Forderungen und Ansprüchen unangenehm werden konnte. Er war von einem unwiderstehlichen Hang erfüllt, das Leben ästhetisch zu verschönen. Er freute sich an den

Digitized by Google

schönen Reden Anderer, wenn er auch selbst nur wenig, kurz und klar sprach. Er hatte ein inniges Vergnügen an der Natur, er liebte Musik und bildende Kunst; Zeugnis für seine Kunstliebe ist sein grofser Triumphzug (Einzug in Neapel), bei dem freilich auch die Sucht mitspielte, antiken Vorbildern nahezukommen und in der Wirklichkeit das darzustellen, was frühere Dichter phantastisch gestaltet hatten. Er war entzückt, oft wie begeistert und berauscht über die Humanisten, mit denen er umging und gegen die er eine vielbewunderte, oft vielbeneidete Freigebigkeit übte; selbst gebildet, wenn auch nicht gerade gelehrt, und bildungsfähig im höchsten Grade.

Sein Nachfolger Ferrante, sein natürlicher Sohn, hatte wenige grofse Eigenschaften seines Vaters und Vorgängers. Seine zahlreichen inneren und äufseren Kriege hinderten eine ruhige geistige Entwicklung, seine Grausamkeit und Heuchelei machten einen traulichen Umgang mit geistig bedeutenden Männern unmöglich; seine mangelhafte Vorbildung und seine vielfältige Beschäftigung hinderten ihn zu jener geistigen Hoheit vorzudringen, durch welche der Vater sich ausgezeichnet hatte. Sein Bild als das eines grausamen, wollüstigen, einsamen, ziemlich rohen Herrschers wird von manchen Historikern überliefert; an seiner Glaubwürdigkeit ist nicht zu zweifeln, aber sollte nicht die Enttäuschung, die unbefriedigte Stimmung der verwöhnten Humanisten, welche bei Ferrante höchstens wegen ihrer Geschicklichkeit im Briefstil Verwendung, Ansehen, nicht aber die erwarteten Belohnungen fanden, hier die Farben grau in grau gemischt haben?

Unter den Humanisten, welche in der Umgebung neapolitanischer Fürsten lebten, ist der erste Antonius Panormita uns schon als Schilderer neapolitanischer Verhältnisse begegnet. Er ist berüchtigt durch seine Gedichtsammlung Hermaphroditus, aber das Schlimmste an dieser Sammlung ist der bedenkliche Titel; die leichten, mitunter auch leichtsinnigen Verse, welche sie enthält, verdienen kaum einen härtern Tadel als ihre antiken Vorbilder. Panormita stammte aus angesehenem Geschlecht und hatte von Haus aus vornehme Neigungen, er war kein Bettelpoet, der sich erst mühsam den höhern Schliff aneignen mufste und ihn doch nie recht erlernte. Er war zum Hofmanne und Fürstenbiographen geboren, bei Filippo Maria von Mailand hatte er das Geschäft begonnen und teilweise ausgeführt, bei Alfons von Neapel vollendete er es. Was er aber in den „Worten und Thaten des König Alfons" lieferte, war weder eine wissenschaftliche Biographie, noch eine historische Darstellung, sondern wie Gothein es bezeichnet, eine Sammlung von Prosaepigrammen, durch welche alle die edelsten Züge eines bedeutenden Lebens wiedergegeben werden sollen. Durch seine Doppelstellung als

Digitized by Google

Hofmann und Humanist war Panormita auch zum litterarischen Vermittler geeignet: er war es, der die Beziehungen zu auswärtigen Gelehrten anknüpfte und die angeknüpften befestigte, er war es auch, an den sich ausländische Humanisten wandten, wenn sie von den neapolitanischen Fürsten Pensionen zu erlangen wünschten.

Panormita war Neapolitaner, wenn er ehedem auch in anderen Diensten gestanden hatte; die übrigen Humanisten, die nach Neapel kamen und dort längere Zeit blieben — nicht wie Lorenzo Valla und Giannozzo Manetti, die viel zu kurz dort verweilten, um als Neapolitaner in Betracht zu kommen — langten von auswärts dort an. Unter ihnen verlangt der Genuese Bartolomäus Facius nach Panormita zunächst Erwähnung, weil er gleich ihm Historiker war und gleich ihm die unmittelbare Gegenwart und die in seiner nächsten Umgebung vorgefallenen Ereignisse zu historischer Betrachtung wählte. Er schrieb ein Leben Alfonsos, das, nachdem durch Panormita die Geschichten erzählt worden waren, nun wahrhaft Geschichte werden sollte und wurde: ein einfacher, anschaulicher Bericht über die Thaten des Königs, mäßig im Urteile über die anderen, nicht unmäßig im Lobe des Helden. Er verfaßte auch kurze Biographien zeitgenössischer Schriftsteller, Dichter und Künstler, und wußte mit Wärme und Anschaulichkeit namentlich die Leistungen der letzteren zu charakterisieren. Er bewies eine nicht unedle Gesinnung dadurch, daß er in diese Biographien ohne ein Wort des Tadels — freilich auch ohne ein Lob — Lorenzo Valla einordnete, mit welchem er am neapolitanischen Hofe über historische und philologische Kleinigkeiten in eine jener endlosen humanistischen Streitigkeiten geraten war, welche zu den charakteristischen Eigenheiten der Federhelden der Renaissancezeit gehören.

Aber alle diese neapolitanischen Schriftsteller überragt an innerer Bedeutung und äußerer Stellung Joh. Jov. Pontanus. Sein Charakter ist freilich nicht unbescholten; sein Treubruch, sein, des ehemaligen neapolitanischen Ministers, rascher Uebergang zu den Feinden, den Franzosen, und seine Apologie desselben kann ihm von strengen Moralisten nicht so leicht verziehen werden, wie von den in dieser Beziehung recht leichtfertigen Zeit- und Gesinnungsgenossen. Dagegen ist seine schriftstellerische Thätigkeit aller Ehren und jeden Beifalls wert, ja man kann sagen: das enthusiastische Lob der Seinen wird ihm nicht einmal völlig gerecht, da es ihm nur einen wenn auch sehr hervorragenden Platz unter den Seinigen einräumt, während er für uns gleichsam eine Encyklopädie des gesamten geistigen Lebens jener Zeit darstellt.

Pontano, der als Minister Ferrantes eine große Anzahl diplomatischer Denkschriften ausgearbeitet hat, schrieb auch eine höchst merkwürdige

Digitized by Google

Unterweisung über den Fürsten. Pontano, der in hohen politischen, staatsphilosophischen Schriften ein Bild der Organisation des Staatshaushalts entwarf, versuchte auch als Historiker ein Bild der geschichtlichen Entwicklung desjenigen Staates zu zeichnen, in Hinblick auf welchen er die staatswissenschaftliche Auseinandersetzung gegeben hatte: er gab seine Schilderung von Ferrantes Baronen-Krieg. Diese Geschichte hat als dramatisches Gemälde der damaligen Zustände und Ereignisse in der historischen Litteratur nicht ihres Gleichen; auch die Glaubwürdigkeit des Berichteten ist, trotz mancher tendenziösen Anschauungen des Erzählers, unbestritten. Gleichzeitig mit seiner Geschichtserzählung schrieb Pontano auch eine theoretische Abhandlung über „die Gesetze der Geschichtsschreibung". Die Geschichte ist dem Theoretiker eine Poesie in Prosa; eine „ruhige, sanfte, gleichmäßig einherschreitende Redeweise" wird von ihm gefordert; nicht die Berichterstattung allein wird von ihm verlangt, sondern die Reflexion; und statt eines objektiven Berichtes wird geradezu als notwendig hingestellt, daß der Historiker je nach Befund lobpreise und verdamme, und so zum Beschützer der Tugend, zum mahnenden Lehrer der Weisheit werde.

Diese Annäherung der Geschichte und Geschichtsschreibung an Poesie und Philosophie ist nicht zu verwundern bei einem Manne, der selbst ein halber Poet und ein ganzer Philosoph war. Sein Verdienst als Philosoph besteht in der „Reflexion über die Erscheinungen des Lebens". In besonderen Schriften hat er den Gehorsam, die Grausamkeit, Tapferkeit, Hochherzigkeit, Klugheit, Freigebigkeit, Gefälligkeit, Rede, Kunst der Geselligkeit, die Pracht im Vollführen großer Werke, den Glanz in der Einrichtung der eigenen Häuslichkeit, den Witz behandelt. Ueberall analysiert er, aber vor allem giebt er Beispiele aus dem Altertume, aus dem Italien seiner Zeit und aus manchen anderen Ländern, die in ihrer Menge und Mannigfaltigkeit eine unerschöpfliche Fundgrube für den Kulturhistoriker sind. Der geschulte Philosoph mag über die mangelhafte Schärfe der Begriffsbestimmung und der Deduktion klagen; für solche Mängel entschädigt die frische, gewandte Sprache, die lebhafte ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Schönfärberei dargebotene Schilderung jener Zeit, ihrer Bedürfnisse und Anforderungen. Von dem Altertume entfernt er sich dabei nicht durchaus; vielmehr hat auch er seine Meister; seine „philosophische Bibel" ist Aristoteles' nikomachische Ethik. Daß diese Schriften noch heute lesbar sind, ja daß ihre Lektüre, weit entfernt mühselig zu werden, Genuß bereiten, ist kein kleiner Vorzug, der sie vor ähnlichen Abhandlungen jener Zeit auszeichnet.

Pontano ist auch Dichter. Außer den schon erwähnten Dichtungen hat er einige Sammlungen von Liedern herausgegeben (Amores und Bajae). Es sind meist kleine Gedichte, welche, wie man nicht mit Unrecht gesagt

Digitized by Google

hat, die wollüstige Luft jenes Lieblingsbadeortes der neapolitanischen Grofsen atmen, den Liebesgenufs preisen und Sehnsucht nach neuen Freuden verkünden, die Grausamkeit der Geliebten beklagen, trotzdem die Eifersucht, die durch die Grausamkeit hervorgerufen wird, verdammen. Der Dichter bringt der Geliebten Ständchen und mahnt die Nachbarn, ihn in seinem Treiben nicht zu stören, er verwünscht den Hofdienst, durch welchen er dem Liebesdienst entzogen zu werden fürchtet, und freut sich der Kälte, die ihm die Nähe der Geliebten um so wünschenswerter macht; von den Turteltauben will er das Wesen der Liebe erlernen und Musen und Charitinnen erfleht er als Genossinnen. Ob er wirklich Grund hat, sich über Untreue oder Kälte seiner Geliebten zu beklagen, wie er manchmal thut, weifs man nicht; ob er in all den Liebesspielen, welche er beschreibt, nur seine Phantasie walten läfst oder wirkliche Vorgänge schildert, bleibt sich gleich, jedenfalls herrscht in allen diesen Gesängen eine Grazie des Ausdrucks, ein Wohllaut des Tones, eine Unmittelbarkeit der Empfindung, dafs man Volkslieder zu hören meint.

Doch ist Pontano nicht ausschliefslich Verklärer der Sinnenlust und Lobpreiser des Genusses. Er weifs auch echte Empfindung, wahren Ernst zum Ausdruck zu bringen, tiefe herzerschütternde Weisen zu singen, z. B. in denjenigen Gedichten, welche dem Andenken Ariadnas gewidmet sind.

Pontano, Sannazar und die neapolitanischen Humanisten überhaupt sind vertraute, eng mit einander verbundene Genossen. Trotz vieler Eifersüchteleien, trotz der Neigung zu streiten, die oft bei kleinlichen Veranlassungen und dann in unwürdigster Manier zum Ausdruck kommt, sind sie zu sehr von einem, teils durch das Bedürfnis hervorgerufenen, teils durch echtes Gemeinsamkeitsgefühl bestimmten Korpsgeist erfüllt, um sich von einander zu trennen. Sie vereinigen sich vielmehr in Akademien, um zusammen zu arbeiten und zusammen zu leben. Sie leben der Freundschaft, der Wissenschaft und dem Vaterlande. Sind sie auch Fremde, so ist ihnen Neapel eine zweite Heimat geworden, geben sie auch vor, Kosmopoliten zu sein, und dünken sie sich etwas Rechtes mit diesem Vorgeben, so hängen sie durch so viele Bande mit ihrem neuen Wohnorte zusammen, dafs sie sich von demselben nicht zu trennen vermögen, sondern in seiner Blüte und gedeihlichen Entwicklung Vorteil und Segen für sich erkennen. Diese Empfindung äufsern sie oft, am kürzesten und am besten hat Sannazar sie ausgedrückt, in der Elegie, welche er seinem Meister Pontano weiht:

Umbrien, nicht für dich erwarte die Palme des Sieges!
Nein, mein Vaterland ist's, dem er sie einzig erwarb.

Digitized by Google

Thomas Morus und Machiavelli.

Von **Georg Ellinger.**

I.

Man hat bei der historischen Behandlung des Zeitalters der Reformation meines Erachtens bis jetzt eine Art der Betrachtung noch nicht genügend berücksichtigt, welche einer methodischen Durchbildung wol fähig wäre und die, wenn ihr eine solche Ausbildung zu Teil würde, vielleicht interessante Beiträge zum bessern Verständnis und zur nähern Charakterisierung solcher Persönlichkeiten liefern würde, deren Eigenart zu erkennen uns schwer wird. Bei dieser Methode kommt es darauf an, gewisse dem ganzen Zeitalter gemeinsame Züge aufzufinden, unter die man eine Reihe von Individualitäten, die uns auf den ersten Anblick als grundsätzlich verschieden, ja vielleicht sogar als Vertreter entgegengesetzter Tendenzen erscheinen, zu subsumieren im stande ist. Indem man zu erkennen suchte, was diesen Erscheinungen gemeinsam ist, würde man nicht allein die wesentlichen Punkte schärfer bestimmen können, in welchen sie sich von einander unterscheiden, sondern man würde tiefer in das Wesen der Persönlichkeiten eindringen, als wenn man sie einzeln und losgerissen von dem Zusammenhang des Zeitalters betrachtet, wo der Schlüssel zu ihrem Verständnis fehlt. Aber noch von gröfserer Bedeutung würde diese Betrachtungsweise für die Auffassung des ganzen Zeitalters sein, da man durch ein solches Verfahren genötigt sein würde, die einzelnen Richtungen so deutlich als möglich zu unterscheiden und zu bestimmen und dergestalt ein genaueres Bild der geistigen Strömungen gewinnen würde, als dies bis jetzt geschehen ist.

Von diesem Standpunkt aus will ich in den folgenden Blättern versuchen, die staatsphilosophischen Systeme des Machiavelli und des Thomas Morus in ihren Grundzügen miteinander zu vergleichen. Grade auf dem Gebiet der politischen Theorieen des 16. Jahrhunderts würde die Anwendung eines Verfahrens, wie ich es eben anzudeuten versuchte, von

Digitized by Google

hohem Interesse sein. Der ungemeine Wert, der diesem Zweig der Spekulation für die Beurteilung des Zeitalters zukommt, ist wol noch von niemandem bestritten worden; was man aber bis jetzt für die Erforschung und Darstellung desselben gethan, weist sich als ungemein dürftig aus. Nur Machiavelli bildet hier eine Ausnahme: aber trotz allem, was über ihn geschrieben worden ist, trotz Gervinus' unvergleichlicher Charakteristik und Ranke's scharfer Analyse der Discorsi und des Principe, bieten auch hier noch manche Punkte dem Verständnis ungemeine Schwierigkeiten, die auch durch die gröfseren Werke, welche Pasquale Villari und Oresto Tommasini neuerdings über Machiavelli veröffentlicht haben, noch nicht völlig gehoben worden sind.

Auf den ersten Anblick wird man eine Nebeneinanderstellung von Morus und Machiavelli nach den Gesichtspunkten, welche ich angedeutet, vielleicht für paradox halten. In der That kann man sich kaum einen schärfern Gegensatz denken als denjenigen, welcher zwischen den Prinzipien der Staatslehre Machiavellis und den Ideen obwaltet, welche Thomas Morus in seiner Utopia niederlegte. Knüpft Machiavelli überall an die bestehenden Verhältnisse an und wollen die Vorschläge, die er vorträgt, auf eine Reform seines Vaterlandes nur insoweit hinwirken, als er dieselbe unter den gegebenen Umständen für erreichbar und möglich hält, so entwirft Thomas Morus das Bild eines Idealstaates, der zu den gegebenen Verhältnissen im schneidensten Contrast steht. Ist Machiavelli in wesentlichen Punkten seines Systems von Aristoteles beeinflufst, so schliefst sich Thomas Morus an Plato an. Mit einem Wort: bei Machiavelli beobachten wir auf Schritt und Tritt die Rücksicht auf die Zustände des wirklichen Lebens; bei Thomas Morus dagegen haben wir ein System, das unwillkürlich an die scharfen Worte Machiavellis im Principe erinnert: „Da aber meine Absicht darauf gerichtet ist, etwas für den, der es versteht, Nützliches zu schreiben, so scheint es mir schicklicher, die Wahrheit so darzustellen, wie sich dieselbe in der Wirklichkeit findet, als den Einbildungen jener zu folgen (denn manche Schriftsteller haben Republiken und Fürstentümer erdacht, dergleichen niemals gesehen worden, oder in der Wahrheit gegründet gewesen sind), weil ein so grofser Unterschied vorhanden ist zwischen dem, was geschieht und dem, was geschehen sollte; dafs derjenige, der das Erste vernachlässigt und sich nur nach dem Letzteren richtet, eher seinen Untergang, als seine Erhaltung bereitet[1])."

Es ist nicht notwendig, die durchgreifende Verschiedenheit zwischen beiden Systemen durch die Vergleichung aller Einzelheiten zu erläutern; auf Schritt und Tritt erkennen wir jene Gegensätze des politischen Denkens,

1) Principe, C. 15.

Digitized by Google

welche ich oben angedeutet habe. So wenn man z. B. die Ansichten, die Machiavelli und Morus über den Krieg vortragen, nebeneinanderstellt. Für Machiavelli ist ein gutes Kriegswesen die Grundbedingung der Gröfse und Macht eines jeden Staates: diese Ueberzeugung bildet einen der Hauptgrundsätze seines Systems, auf den er immer und immer wieder zurückkommt. Ganz anders Thomas Morus. Er ist zwar nicht so blind, um anzunehmen, dafs es möglich sein würde, den Krieg völlig zu vermeiden und er sieht ein, dafs ein feindlicher Zusammenstofs des Staates mit fremden Mächten nicht unter allen Umständen umgangen werden kann. Deshalb lässt er die Utopier trotz ihrer prinzipiellen Verwerfung des Krieges sich eifrig in kriegerischer Disziplin üben. Aber wenn Machiavelli das Kriegswesen als die eigentliche Grundlage des gesamten Staatslebens betrachtet, wenn er meint, dafs in einem Staate, der eine gute Kriegsverfassung besitze, auch gute Gesetze nicht fehlen würden — so steht Thomas Morus auf entgegengesetztem Standpunkt. Er teilt in dieser Beziehung die Anschauungen seiner humanistischen Kollegen, insbesondre die seines Freundes Erasmus, der in seiner Sprichwörtersammlung diesen Ansichten in einer Weise Ausdruck verlieh, welche an die Ausführungen in der Utopia mehrfach anklingt. Wie Erasmus bezeichnet Thomas Morus den Krieg als eine gräuelvolle tierische Rohheit; seinen Utopiern gilt nichts so schändlich, als dem Ruhm auf Schlachtfeldern nachzustreben. Und in der Einleitung zu der Utopia sucht er in einer scharfen Kritik der Zustände Frankreichs die schweren Schäden aufzuzeigen, welche seiner Meinung nach jedem Lande aus einem grofsen stehenden Heere erwachsen. Demonstriert Machiavelli an der römischen Geschichte, dafs eine gute Kriegsverfassung die erste Bedingung aller staatlichen Ordnung sei, so verweist auch Morus auf die Römer, aber in entgegengesetzter Absicht. Was ist ihnen, ruft er aus, aus diesen ungeheuren und immer schlagfertigen Armeen erwachsen? Die Verwüstung ihrer Länder, die Zerstörung ihrer Städte, der Untergang ihres Reichs.

Derselbe Gegensatz spiegelt sich auch in den Ansichten beider Männer über die Führung des Krieges. Bekämpft Machiavelli entschieden die Ansicht, dafs Geld der Nerv des Krieges sei, so spricht Thomas Morus (vielleicht im Anschlufs an Thukydides, I. 85; vgl. auch I. 141; II. 13) die Meinung aus, dafs Geld im allgemeinen die Seele des Krieges sei, sei es nun, um Verrätereien zu erkaufen oder sei es um offen zu kämpfen.

Man wird nach diesen Erörterungen mit einiger Verwunderung fragen, wie es denn bei einer so grundsätzlichen Verschiedenheit der Ansichten möglich sein kann, gemeinsame Züge in den beiden Männern aufzuzeigen.

Digitized by Google

Da könnte man zuerst auf den äußerlichen Umstand hinweisen, daß sich die Benutzung der gleichen antiken Schriftsteller in beiden Systemen erkennen läßt. Denn Thomas Morus hat nicht bloss aus der Republik und einigen anderen Schriften Platos geschöpft, sondern noch eine ganze Reihe andrer antiker Autoren benutzt. Und verdankt Machiavelli einige der wichtigsten Principien seiner Staatslehre Thukydides und Sallus[1]), so können wir auch bei Thomas Morus Beeinflussung durch diese beiden Schriftsteller nachweisen. Ebenso hat auf beide Männer die Cyropädie Xenophons bedeutend eingewirkt. Man urteilt über dieses Werk heutzutage meist sehr hart und härter, als ich es für richtig halten kann; wie ich denn selbst von einem berühmten Historiker die Cyropädie als ein Buch habe bezeichnen hören, das für einen begabten Tertianer recht vergnüglich zu lesen, aber für die Entwicklung der politischen Theorieen von nicht dem geringsten Wert gewesen sei. Genug, wie man auch über die Bedeutung der Cyropädie denken mag, auf die politischen Theorieen des 16. Jahrhunderts hat sie großen Einfluß ausgeübt. Machiavelli ist in wesentlichen Punkten seines Systems von ihr beeinflußt[2]). Und weit mehr noch als den Vorschriften in Platos Republik hat Thomas Morus der Schilderung der Sitten im Perserreiche, wie sie im zweiten Kapitel des ersten Buches der Cyropädie sich finden, die kommunistischen Zustände seines Utopia nachgebildet[3]).

Doch liegt es mir natürlich fern, diese äußerlichen, zufälligen Uebereinstimmungen irgendwie als wesentlich für den Nachweis eines gemeinsamen Grundzugs der beiden Systeme zu bezeichnen. Wir müssen vielmehr, um denselben nachzuweisen, wieder an jenen Gegensatz in den Anschauungen beider Männer über den Krieg anknüpfen, wie er uns oben entgegengetreten ist.

1) Eine Untersuchung über die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis habe ich dem Abschluß nahe gebracht, in der die oben aufgestellten Behauptungen im einzelnen bewiesen werden sollen.

2) Einstweilen sei auf Discorsi, II, 13. III. 39. Principe, 14 verwiesen.

3) Daß mit diesen wenigen Bemerkungen die Frage nach den antiken Quellen der Utopia nicht erschöpft ist, versteht sich von selbst; ich denke darauf zurückzukommen. Wenn Morus erzählt, daß die Utopier, um der Begier nach Gold vorzubeugen, das Gold zum niedrigsten Gebrauch bestimmten, daß sie z. B. die Ketten für die Sklaven daraus schmiedeten, so schwebte ihm dabei doch wol ohne Zweifel die bekannte Stelle des Herodot (III. 23.) vor, in welcher derselbe erzählt, die Verbrecher in Aethiopien seien mit goldenen Ketten gefesselt worden. Ebenso ist wol die Erzählung in Lib. II, wie die Gesandten Anemoliens, um den Utopiern zu imponieren, im prachtvollen Schmuck von Gold, Tressen und Edelsteinen einziehen und diesen Schmuck erst dann ablegen, als sie merken, daß sie überall verspottet werden, der Episode aus Lukians Nigrinus, C. 13 nachgebildet, wo die Athener einen Fremden, der in herrlichen Kleidern, prunkend bei ihnen einreitet, durch seinen Spott von seiner Thorheit kuriren.

Digitized by Google

Wer nur einmal einen Blick in Machiavellis politische Schriften geworfen hat, wird wissen, mit welcher Energie Machiavelli das Miethssoldatenwesen bekämpft, wie er dasselbe als die Ursache der schmachvollen Gesunkenheit Italiens bezeichnet. Thomas Morus ist in dieser Beziehung entgegengesetzter Ansicht. Seine Utopier bedienen sich zur Kriegsführung der Mietstruppen, und zwar eines Volkes, dafs in einiger Entfernung von ihnen wohnt, der Zapoleten. Morus stellt diese Zapoleten dar als ein rohes, kriegsgeübtes, ehrloses und habgieriges Volk. Die Utopier nun, welche die braven Männer aufsuchen, um sie nach Umständen zu benutzen, werben sehr gern diese ehrlose Soldateska an, um sie zu mifsbrauchen und gänzlich zu vernichten. Wenn sie daher der Zapoleten bedürfen, suchen sie diese durch glänzende Versprechen zu verlocken und stellen sie später an den gefährlichsten Posten auf. Der gröfste Teil derselben kommt um und kehrt niemals zurück, um das ihnen Versprochene einzufordern; die Ueberlebenden aber empfangen pünktlich den festgestellten Preis, und diese strenge Pünktlichkeit im Worthalten ermutigt sie, der Gefahr später mit derselben Kühnheit zu trotzen. Die Utopier kümmern sich sehr wenig darum, ob sie eine grofse Zahl dieser Lohnsoldaten verlieren. Sie sind überzeugt, sich ein grofses Verdienst um die Menschheit zu erwerben, wenn sie die Erde einst von diesem ehrlosen Räuberstamm reinigen können.

Man wird schon aus diesem Beispiele erkennen, mit welcher Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel Thomas Morus in der Durchführung seiner menschenbeglückenden Ideen verfährt. Noch greller tritt dieselbe bei einem andern Punkt der Kriegsführung hervor.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung, erzählt Morus, tragen die Utopier Sorge, insgeheim an dem nämlichen Tage und in den vornehmsten Orten des feindlichen Landes Proklamationen anschlagen zu lassen, die das Siegel des Staates tragen. Diese Proklamationen versprechen dem Mörder des Fürsten glänzende Belohnungen; minder beträchtliche Belohnungen, obgleich noch immer beträchtlich genug, werden für die Köpfe einer gewissen Zahl von Individuen versprochen, deren Namen auf diesen Todesurteilen bemerkt sind. Die Utopier setzen somit Preise auf die Köpfe der Räte oder Minister, die zunächst dem Fürsten die vornehmsten Urheber der Beleidigung sind. Die Verräter werden reichlich belohnt. Und schon durch die bloßen Proklamationen wird unter den Oberhäuptern der Partei allgemeine Entfremdung und wechselseitiges Mifstrauen hervorgerufen.

Morus spricht sich noch näher über die moralische Beurteilung eines solchen Verfahrens aus. Anderswo, sagt er, verwerfe man eine solche

Digitized by Google

Handlungsweise, die nur entarteten Seelen eigen sei. Die Utopier aber rühmen sich derselben als einer besondern Klugheitsmafsregel, welche die schrecklichsten Kriege ohne Kampf entscheide. Sie machen sich eine Ehre daraus, wie aus einer Handlung der Menschlichkeit und des Erbarmens, die durch den Tod weniger Schuldigen das Leben mehrerer Tausend Unschuldiger erkaufe, die auf dem Schlachtfelde zu sterben bestimmt waren. Denn die Schonung der Utopier umfafst die Soldaten aller Fahnen; sie wissen, dafs der Soldat nicht aus eigener Entscheidung in den Krieg zieht, sondern durch die Befehle und die Streitsucht der Fürsten gezwungen wird. Bleiben die obigen Mittel ohne Erfolg, so säen und nähren die Utopier Uneinigkeit und Zwietracht, indem sie dem Bruder des Fürsten oder irgend einer andern hohen Person Hoffnung geben, sich des Throns zu bemächtigen.

Es wird kaum nötig sein, darauf hinzuweisen, dafs wir es hier nicht mit den Mitteln der Kriegslist, sondern mit dem schnödesten Verrat und Trug zu thun haben. Es ist ein moralischer Grundirrtum des Thomas Morus, wenn er glaubt, dafs ein Volk, welches immer wieder zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, welches durch die niedrigsten Künste im Lager des Feindes Uneinigkeit und Zwietracht zu erregen sucht, sich auf die Dauer rein und unbefleckt erhalten könne. Und es ist ein Grundirrtum, wenn Morus erzählt, die Verstellung sei in Utopien verpönt, und die Lüge, als eine sehr nahe Verwandte des Betrugs, ein Gräuel. Er sieht nicht, wie durch das Anstiften von Verrat der moralische Sinn untergraben werden und ins Schwanken geraten mufs, er vermag nicht zu erkennen, welche furchtbare Verwirrung der sittlichen Begriffe notwendig aus einem solchen Verfahren resultiert.

Hier ist der Punkt, in dem Thomas Morus mit Machiavelli übereinstimmt. Machiavelli verwirft aufs Entschiedenste die Lüge und den Betrug; er erklärt, dafs es überall abscheulich sei, sich des Betrugs zu bedienen und nur für den Krieg will er eine Ausnahme gemacht wissen[1]). Aber auch er übersieht gänzlich, dafs durch die Mittel, welche er für die Verwaltung des Staates vorschlägt, auch im Privatleben der moralische Sinn völlig vergiftet wird. Es ist eine Verschiebung des richtigen Urteils, wenn man, wie es heutzutage oft geschieht, die Vorschriften Machiavellis nur als jene kleinen Künste der Kriegslist bezeichnet, als jene Mittel der Bestechung u. s. w., die der Staatsmann nicht völlig zu entbehren vermag und die man auch nach unseren sittlichen Vorstellungen entschuldigen oder billigen kann. Davon ist aber bei Machiavelli nicht die Rede; was er vorschlägt, sind die Mittel des Trugs, des Verrats und der Hinterlist, mit

1) Discorsi III, 40.

Digitized by Google

denen sich die Regierung — die monarchische sowie die populare — ebensowohl ihren Untertanen als den Feinden gegenüber behaupten soll. Das ist der moralische Grundirrtum bei Machiavelli, dafs er glaubte, auf einer solchen unsittlichen Grundlage liefse sich eine dauernde Reform des Staates schaffen. Er erkannte nicht, dafs die grofsen sittlichen Mächte, wie z. B. die Religion, von der er so viel für den Staat hoffte, nur dann ihre Wirkung ausüben können, wenn das Menschenherz sich von Grund aus läutert und reinigt, um sie in sich aufzunehmen.

Morus und Michiavelli stimmen also bei der Betrachtung des Staatslebens in dem Grundsatz überein, dafs der Zweck die Mittel heilige. Keiner von beiden vermag einzusehen, dafs durch die Anwendung verwerflicher Mittel in den Gemütern der Staatsangehörigen die Grenze zwischen Gut und Böse verwischt und dadurch an der Grundlage des Staates gerüttelt wird. — Treffen wir nun diesen Grundsatz bei zwei so durchaus verschiedenen Männern, nicht allein bei dem, jede Konsequenz rücksichtslos verfolgenden Machiavelli, sondern auch bei dem humanen, milden Thomas Morus, nicht allein bei dem scharf die Gegenwart beobachtenden Empiriker, sondern auch bei dem wohlmeinenden Humanisten, der in ein ideales Wolkenkuckucksheim flüchtet, um den trüben Verhältnissen der Gegenwart entrückt zu werden — so können wir uns wol der Einsicht nicht verschliefsen, dafs diese Theorie dem ganzen Zeitalter der Reformation eigentümlich war.

II.

Versuchen wir nun, die Gründe für diese merkwürdige Erscheinung zu finden.

Gervinus[1]) hat einen Vergleich zwischen dem 10. und 16. Jahrhundert angedeutet, der von Scherer[2]) im einzelnen weiter ausgeführt ist. Vielleicht dafs wir durch die Vergleichung verwandter Epochen den richtigen Gesichtspunkt für die Frage, die uns hier beschäftigt, zu finden vermögen. Man könnte den Vergleich noch weiter ausdehnen und das 4. und 5., das 10. und 11., das 14. und 15. Jahrhundert nebeneinanderstellen.

Eines der wesentlichsten Momente, welche diese Epochen bewegen, bilden erregte religiöse Kämpfe. Der Streit des Christentums mit dem ausgehenden Heidentum, die Kämpfe zwischen Arianismus und Katholicismus, die um den Anfang des 4. Jahrhunderts beginnen und in den letzten Jahrzehnten desselben ihren Höhepunkt erreichten, beherrschen

1) Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl., Bd. I.

2) Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert. S. 1 ff.

Digitized by Google

und erfüllen die Gemüter. Und im 10. Jahrhundert beginnen die kluniazensischen Ideen sich auszubreiten und Herrschaft über die Gemüter zu gewinnen; man weifs, welche wilderregten Kämpfe im 11. Jahnhundert erfolgten, als diese Tendenzen mit feindlichen Elementen zusammenstiefsen.

Nichts erweckt in dem Menschen so die dämonischen Gewalten, nichts regt so die elementaren Leidenschaften in ihm auf, als religiöse Kämpfe. Wo der Mensch das Heiligste, das er zu besitzen glaubt, verteidigen oder ihm zum Siege verhelfen will, da kenne er keine Rücksichten, ohne Wahl werden alle Mittel angewendet, welche geeignet scheinen, den Gegner zu unterdrücken, weil durch die Vernichtung des Gegners zugleich der eignen Sache gedient wird[1]).

Wir können an den beiden ersten Epochen deutlich erkennen, wie sich in Zeiten, die von solchen heifsen religiösen Kämpfen erfüllt sind, der Grundsatz, dafs der Zweck die Mittel heilige, ausbildet und befestigt. Wie haben Katholiken und Arianer endlich in dem Bestreben gewetteifert, gegeneinander die schnödesten Mittel des Verrats, des Betrugs, der Bestechung, der Verleumdung und der Lüge in Anwendung zu bringen! Und welche grofse Rolle haben diese Mittel im 11. Jahrhundert in dem Kampfe zwischen Staat und Kirche gespielt! Welch eine grofse Reihe der nichtswürdigsten Verleumdungen z. B. hat die gregorianische Partei über das Privatleben Heinrichs IV. in Umlauf gesetzt!

Dringen wir in der Betrachtung dieser Verhältnisse weiter vor, so vermögen wir genau zu beobachten, welche unheilvolle Wirkung diese Theorie auch auf die Moral des Privatlebens ausübt. Die verwerflichen Mittel, die im Dienst der heiligen Sache anzuwenden geboten waren, lernte man bald auch da zu gebrauchen, wo das Privatinteresse ins Spiel kam. Der heilige Gregor von Nazianz trägt kein Bedenken, in seinen Predigten offenbare Lügen über Julian den Abtrünnigen zu verbreiten, indem er ihm Ausschweifungen andichtet, trotzdem er den Kaiser genau kannte und von der Unwahrheit dieser Beschuldigungen überzeugt sein mufste. Die Mittel, deren sich Gregor hier im religiösen Kampf bedient, überträgt sein Freund, der heilige Basilius, auch ins Privatleben: er lügt und betrügt, um die Bischofswürde von Cäsarea zu erlangen. Denselben Vorgang sehen wir sich im 10. und 11. Jahrhundert wiederholen. Die heiligsten Männer lassen sich Lug und Betrug zu Schulden kommen; was sie zuerst im Kampf für die Kirche für erlaubt hielten, verwenden

1) Man vergleiche die Bemerkung Dahlmanns (Geschichte der englischen Revolution, 7. Aufl. 1885. S. 87): „Leider hält die kurzsichtige Leidenschaft der Menschen gerade in Religionssachen, in welcher sich die reinsten Gefühle bethätigen sollten, am ersten jedes Mittel zum Ziel für erlaubt.“ Ferner die schönen Worte Rankes, Französische Geschichte, 1. Aufl., Bd. I., S. 262.

Digitized by Google

sie dann auch, um ihr Privatinteresse zu fördern[1]). Es ist wohl nicht nötig, auf die furchtbaren Wirkungen solcher Grundsätze hinzuweisen: was daraus resultiert, ist jene entsetzliche Verwirrung der sittlichen Begriffe, die aus Gut Böse und aus Böse Gut macht.

Dieselben Verhältnisse walten nun auch im 15. und 16. Jahrhundert ob. Das Zusammenplatzen grofser religiöser Gegensätze und die erbitterten Kämpfe, die sich daraus entspinnen, erzeugen jene Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel bei der Bekämpfung des Gegners. Und auch hier werden diese Tendenzen auf andre Verhältnisse übertragen und verwirren die Moral des Privatlebens. Dafs diese Verwirrung der sittlichen Begriffe, die aus diesen Theorien notwendig resultiert, im Protestantismus keine gröfsere Ausdehnung annahm, erklärt sich daraus, dass derselbe nicht blofs wie kluniazensische Reform des 10. Jahrhunderts eine Zusammenfassung der Kirche zu einer straffern Organisation, sondern eine sittliche Macht war, welche alle die, die ihr angehörten, läuterte und reinigte. Aber es darf nicht verschwiegen werden, dass auch auf der reformatorischen Seite die Mittel der Lüge und Verleumdung zur Bekämpfung der Gegner nicht verschmäht wurden; so ist uns — um nur auf ein Beispiel hinzuweisen — das Charakterbild eines Mannes wie Thomas Murner durch derartige Verleumdungen völlig verdunkelt worden. Fürwahr, kein geringer Preis war es, um den das köstliche Gut der protestantischen Gewissensfreiheit erkauft worden ist.

Weit schlimmer gestaltete sich die Verwirrung der sittlichen Begriffe innerhalb des Katholizismus; denn dieser hatte ihr keine Wiedergeburt und Vertiefung des religiösen Sinnes, sondern nur eine äufserliche Reform, eine Abstellung der schreiendsten Mifsbräuche in der kirchlichen Verwaltung, keine Reformation, sondern eine Reaktion entgegenzusetzen. Darum ist es kein Zufall, dafs die energischsten Vorkämpfer des alten Glaubens jenen Gedanken, dafs die Zwecke die Mittel heilige, nicht nur in der Praxis zur Richtschnur ihres Handelns machten, sondern dafs sie ihn auch in ein System brachten und theoretisch verteidigten.

Diese Theorie übertrugen Machiavelli und Thomas Morus auf das Staatsleben[2]). Wenn bei Machiavelli der Gedanke schärfer und schroffer ausgeprägt erscheint, als bei Thomas Morus, so ist neben Machiavellis

[1]) Eine Reihe von Beispielen habe ich zusammengestellt in einem Buch: Das Verhältniss der öffentlichen Meinung zur Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Berlin. 1884.

2) Es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, dafs ich nicht nur von den durch die Reformation hervorgerufenen Kämpfen, sondern von der ganzen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts rede. Denn es ist ja bekannt, dass sowohl die Utopia als die Discorsi und der Principe vor dem Ausbrechen des Ablafsstreites geschrieben worden sind.

Digitized by Google

Geistesrichtung, welche der des Morus diametral entgegengesetzt war und neben seinem kühnen Verfahren, jede Konsequenz rücksichtslos zu ziehen, noch der Umstand zu erwägen, dafs die Verwirrung der sittlichen Begriffe sich in Italien um so entsetzlicher äufsern mufste, als sie hier zusammentraf mit allen jenen moralischen Uebelständen, welche die furchtbare Kehrseite der lediglich ästhetischen Bildung der Renaissance ausmachten. Aber sowohl bei Machiavelli als bei Thomas Morus finden wir denselben moralischen Grundirrtum, den sie mit ihren meisten Zeitgenossen teilten: sie glaubten, dafs sich die Theorie vom Zweck, der die Mittel heiligt, in einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft festhalten liefse, sie verkannten, was wir oben an Beispielen aus der Geschichte der religiösen Kämpfe gezeigt haben, dafs die Regierten nach derselben bequemen Theorie handeln, wie die Machthaber und dafs somit die Grundlagen des Staates durch die Grundsätze erschüttert werden, durch welche sie befestigt werden sollten.

Digitized by Google

Giordano Brunos Leben und Lehre.

Von **Alexander Nicoladoni.**

Es gibt kaum eine Erscheinung auf dem klassischen und kulturhistorischen Gebiete, welche das Interesse des Forschers und des Laien mehr in Anspruch zu nehmen geeignet wäre, als die Verschiedenheit der Wege und Ziele, welche diejenige geistige Bewegung, die wir mit dem Namen Renaissance und Humanismus bezeichnen, in Italien einerseits, in Deutschland andrerseits eingeschlagen hat. Der Ursprung und das Wesen der Renaissance im Allgemeinen, ebenso wie des Humanismus im Besondern ist im klassischen Altertum, in griechischen und römischen Zuständen zu suchen.

Nun war der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts sicher teilweise ein Nachkomme jener Bürger, welche einst die römische Herrschaft gegründet und auch über Griechenland geherrscht haben, jedenfalls safs er auf demselben Boden, auf dem sich in Nachbildung der griechischen Litteratur und Kunst und in Anlehnung an dieselbe eine römische gebildet hatte und jedenfalls sind jene alten Griechen und Römer, welche die Träger der klassischen Kunst und Litteratur gewesen, dem Italien der Renaissance weit näher gestanden, als dem Deutschen in derselben Periode.

So begreiflich es nun scheint, dafs die Wiedergeburt des klassischen Zeitalters, die Erweckung des antiken Geistes zuerst in Italien erfolgte und dafs dort diese klassische Kultur in ihrer ganzen Ausdehnung und Tiefe, soweit dies eben die über das Altertum dahingegangenen Jahrhunderte gestatteten, die Geister ergriff, während Deutschland auf demselben Wege erst später nachfolgte und auch dies nicht, ohne dafs sich diese wiedergeborene fremde Kultur manche durch nationale Elemente bedingte Beschränkung und Abänderung hatte gefallen lassen müssen, ebenso rätselhaft erscheint es, dafs die Renaissance in Italien schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder vollkommen begraben war, dafs um diese Zeit in Italien der Humanismus gar nicht mehr verstanden

Digitized by Google

wurde, während man in Deutschland, wenigstens in jenen Gegenden wohin die katholische Gegenreformation nicht gedrungen war, auf den aus fremden Lande und vom fremden Volke überkommenen Kulturformen weiter baute und so im 19. Jahrhundert eine litterarische und künstlerische Bewegung entstehen und sich zu ungeahnter Herrlichkeit entfalten sah, welche ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach an die humanistische Bewegung des 16. Jahrhunderts anknüpft.

Moritz Carrière sagt an einer Stelle seines Buches über die Reformation, dafs in Deutschland ein Prinzip die Völker von jeher nur dann zu gewinnen vermochte, wenn es im Gewande der Religion auftrat.

Nun war die humanistische Bewegung sicher nicht religiös und noch viel weniger christlich, aber die Reformation war es und diese ist ein Kind der Renaissance und des Humanismus. Opposition gegen Omnipotenz und Zwang in Gewissenssachen, Zulässigkeit der freien Forschung und Auslegung und dem entsprechend nicht Abwendung von Gott, aber Einrichtung des Verhältnisses zu Gott auf Grund subjektiver Bestimmung, nicht auf Grund fremder Autorität, also Individualität ist der Kern der Reformation, wie des Humanismus.

So hat sich, was sich in der Bewegung der Renaissancezeit und aus derselben religiös gestalten konnte, in Deutschland in die Reformation geflüchtet und hat dort Zuflucht und Ausbildung gefunden; allerdings haben die in die Reformation aufgenommenen humanistischen Elemente häufig ihr Ansehen oder doch ihr Kleid wechseln müssen um geduldet zu werden, aber wesentlich anderer Natur geworden sind sie doch nicht, im Gegenteil sie haben in der Stille und ohne Aufsehen allgemach so manche dogmatische Ecke der neuen Kirchenlehre abgerundet, so manchen pfaffischen Einfall paralisiert und so Religion und freie Forschung schliefslich mit einander versöhnt.

Ganz anders gestalteten sich die Dinge in Italien; dort hat die Renaissance, da ihr ein allgemein verständliches, ein religiöses Element nicht zu Hilfe kam, von vorne herein nur unter den oberen Zehntausend, unter welchen damals die Gesamtheit der Gebildeten inbegriffen war, Wurzel gefafst und es entwickelte sich aus derselben, durch die dort herrschenden religiösen, politischen und sozialen Verhältnisse begünstigt, — in Rom safsen Päpste, welche ihre Macht und Stellung lediglich dazu benützten, um für sich Geld und Genufs, für ihre Nepoten Länder, Stellungen und Ämter zu erwerben, in den einzelnen Provinzen Italiens herrschte eine Anzahl Despoten, jeder historischen Weihe entbehrende, durch Glück und Intrigue empor gekommene Abenteurer, meist mit Talent und Kunstsinn selten mit Charakter begabt, in ganz Italien ging Macht vor Recht und Geld vor Geburt und Verdienst — der Atheismus auf dem Gebiete der Religion.

Digitized by Google

Die Willkür und Verachtung jeder Autorität auf dem Gebiete der Politik und der Materialismus, richtiger Epikurismus und die Ungebundenheit und Liederlichkeit auf dem sozialen und sittlichen Gebiete.

Insbesondere die Humanisten katexochen, die Lehrer der klassischen Sprache und Bildung hatten durch ihre Unordentlichkeit, ihre Charakter-, Sittenlosigkeit und Ausschweifung sich und ihre Lehre in allgemeinen Mifskredit gebracht.

Es entstand, ursprünglich nur gegen die Person, in der Folge auch gegen die Sache gerichtet, eine allgemeine Opposition gegen Alles, was mit der Renaissance zusammenhing. Um die Auswüchse der Bewegung, den Atheismus, die politische Mifswirtschaft, den Materialismus und den Pauperismus zu vertilgen, begnügte man sich nicht die unbrauchbaren Äste des gesunden Stammes wegzuschneiden, man legte die Axt an die Wurzeln, man vernachlässigte, ja man vergafs die alten Sprachen und die alte Litteratur, man vergafs sogar die alte Kunst und allgemein ward der Ruf, ein ganz neuer Boden müsse gelegt werden, wenn das Vaterland nicht zu Grunde gehen soll.

Schon flogen verlangende Blicke über die Berge, man fing an der dort emporgekommenen neuen Kirche Aufmerksamkeit zu schenken, als, die Gefahr ahnend, eine Reihe kluger und tatkräftiger Päpste mächtig in die Posaune der Bufse blies, an die Stelle der heidnischen Pracht und Üppigkeit eines Leo X die sparsame Wirtschaft eines Pius V, an die Stelle der freigeistigen und liederlichen Sitten eines Julius II und Alexanders VI die christliche Demut und Enthaltsamkeit eines Gregor XIII trat; als dann der eben gegründete Jesuitenorden die Gunst Sixtus des V. fand, der ihn trefflich für seine Zwecke zu benutzen verstand und mit seiner Hilfe und der an die Stelle der kraftlos gewordenen Inquisition der Dominikaner getretenen römisch-päpstlichen Inquisition den antiken Geist vertrieb und ihn durch den kirchlichen ersetzte.

Die Folge dieser päpstlichen Taktik äufserte sich in ganz Italien und in unglaublich kurzer Zeit, bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts gehörte es daselbst zum guten Ton, fromm zu sein und seine Frömmigkeit offen zur Schau zu tragen, man setzte sich um diese Zeit bereits dem Rufe eines Kirchenfeindes aus, wenn man von der klassischen Bildung redete oder gar damit prunkte.

Selbst die Kunst, Dichtung, Malerei und Bildhauerei holte sich jetzt ihre Helden und ihre Stoffe nicht mehr aus der Mythologie der Griechen und Römer, sondern ausschliefslich aus der christlich katholischen Tradition und Geschichte. —

Die Umarbeitung von litterarischen Werken der Renaissancezeit im Interesse der Frömmigkeit und der guten Sitten kam in Schwung. Der

Digitized by Google

Inhalt der neuen Werke war der nämliche geblieben, ihr Geist jedoch ein anderer geworden.

Der Reiz und die Frische des Originals war abgestreift, an ihre Stelle war pedantische Gelehrsamkeit getreten, das Individuelle war durch das allgemein Giltige, Abstrakte, der Ausdruck des Schönen und Lebendigen durch das gesellschaftliche Dekorum ersetzt und so erscheint uns was damals als Ausmerzung humanistischen Unflats, als Verfeinerung antiker Roheit angesehen wurde, heute als ungenießbare langweilige Entstellung.

Die Kunst, sowol die geistige als die profane hatte die Grazie der Renaissancezeit verloren, sie war gemacht, theatralisch, affektiert geworden. „In dieser Lage der Dinge" sagt Ranke in seiner „Geschichte der Päpste", „als man sich bereits vom Altertum entfernt hatte, seine Form nicht mehr nachahmte, seine Wissenschaft entwichen war, als zugleich die altnationale Poesie und die religiöse Vorstellungsweise von Litteratur und Kunst verschmäht wurden, trat in Italien die neue Erhebung der Kirche ein, sie bemächtigte sich der Geister mit ihrem Willen oder wider denselben, sie brachte auch in allem litterarischem und künstlerischem Wesen eine durchgreifende Veränderung hervor." —

Doch sträubte sich, dem Posaunenruf der Buße zu folgen, die Naturwissenschaft und durch sie die Philosophie.

Zu einer Zeit, da wie gesagt, die Renaissance in Italien ausgerungen hatte, lebte und schrieb daselbst der Naturforscher Galileo-Gallilei und die Philosophen Girolamo Cardano, Bernardino Telesio und Philotheo Giordano Bruno, von denen besonders der letztgenannte vom Scheitel bis zur Zehe ein Apostel des Humanismus war.

In der Naturwissenschaft hatte die Periode der Entdeckungen und Erfindungen, der Anfang der Empirie bereits begonnen, ja fast ein Jahrhundert gedauert.

Die Philosophen hatten aber an der Sphäre dieser Doktrin, in deren Wesen es liegt, der Methode ihrer Anhänger ein unauslöschliches Merkmal aufzudrücken, bereits gesogen. Die Taten des Copernikus und des Gallilei, die Entdeckungen neuer Länder, neuer Völker und neuer Erscheinungen am Himmel und auf der Erde zogen mit gebietender Notwendigkeit ihre Konsequenzen in den Köpfen aller derjenigen, deren Beruf das Denken war und so charakterisiert alle die genannten Philosophen, insbesonders aber den letztgenannten in erster Linie die Bedeutung, welche sie der sichtbaren Welt, sowol als Objekt, wie als Werkzeug der Forschung beimaßen, ganz im Gegensatze zur scholastischen Philosophie, welche die Natur als etwas dem Menschen Feindliches, als von Gott Abgefallenes, der Betrachtung durch den menschlichen Geist Unwürdiges bezeichnet hatten.

Digitized by Google

Die Geschichte der Philosophie nennt die italienische Philosophie des 16. Jahrhunderts ebenso wie die deutsche Philosophie eines Nikolaus von Cusa, eines Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus und Sebastian Frank die Philosophie der Übergangszeit und tatsächlich steht diese Philosophie in der Mitte zwischen der scholastischen und der Philosophie der neuen Zeit, beginnend mit Cartesius. Zwei Cardinal-Gesichtspunkte sind es insbesonders, welche diese neue Philosophie von der scholastischen Lehre und in gewisser Beziehung auch von der Philosophie der alten Welt unterscheiden. Erstens die Bedeutung, die der Natur beigemessen wird, wovon bereits gesprochen wurde, welche Bedeutung bereits im zweiten Jahrhunderte der neuen Zeit den englischen Philosophen Baco von Verulam zu der bahnbrechenden Erkenntnis führte, dafs nur die induktive Methode, die Empirie, der Ausgang von den einzelnen Erscheinungen und die Ableitung der Naturgesetze aus demselben und nicht der umgekehrte Weg zur Wahrheit führt und zweitens die Erkenntnis der Unterschiede zwischen Sein und Denken, zwischen Begriff und Objekt, zwischen Erscheinung und Ding an sich, ein Unterschied, der den grofsen Gedanken der Cartesianischen Philosophie bildet und nach sorgfältiger und umfassender Betrachtung durch die englischen Empiristen in dem deutschen Philosophen Imanuel Kant zur Vollendung gelangte und durch diesen mit unwiderlegbarer Klarheit begründet wurde.

Den einen Grundgedanken der Philosophen der Neuzeit, die Bedeutung der Natur für die Philosophie haben die genannten Philosophen des 16. Jahrhunderts bereits erfafst und ihr ganzes System ist nichts anderes als die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Natur und Gott einerseits und der Stellung des Menschen in der Natur andererseits. Um freilich zur richtigen Würdigung der einzelnen Naturerscheinungen und zu logischen Schlüssen aus denselben zu gelangen und um zur einzig richtigen empirischen Methode durchzudringen, dazu war das vorhandene empirische Material, welches herzuschaffen nicht ihre Sache war und überhaupt nicht Sache des Philosophen ist, — zu klein.

Ebenso fehlt ihnen noch vollständig die Erkenntnis dafür, dafs nicht Alles das, was die menschliche Fantasie zusammenreimt, in Wirklichkeit existiere, dafs an den Dingen, wie sie uns erscheinen, unsere Sinne ebensoviel Anteil haben, als das was aufser denselben, unerkannt von ihnen, sich befindet und nur das für den Menschen existiert, was die menschlichen Sinne perzipieren und dafs es deshalb Grenzen der menschlichen Erkenntnis giebt.

Dieser Mangel an genügenden empirischen Material und das Fehlen der Einsicht in die Grenzen der menschlichen Erkenntnis war die Ursache, dafs der Flug aller dieser Philosophen und, abgesehen von Paracelsus,

Digitized by Google

besonders der des Giordano Bruno ins Ungemessene ging, dafs seine Phantasie sich in Gebiete verlor, wohin ihr der Verstand nicht zu folgen vermag und dafs er, in dem Versuche diese Phantasiegebilde für die Einsicht des Verstandes zu präparieren, zu mystischen Ausdrücken und symbolischen Bildern greifen mufste, welche der Klarheit seiner Darstellung empfindlichen Abbruch thaten.

So war Giordano Bruno halb Dichter und halb Philosoph, nicht nur insofern, als er heute dichtete und morgen philosophierte, auch nicht blos deshalb, weil er in alle seine philosophischen Schriften Verse von hervorragender Schönheit eingestreut hat, sondern in dem Sinne dafs er (wie Moritz Carriere sagt) dichtete, indem er philosophierte und philosophierte indem er dichtete.

Auf sein Conto als Philosoph ist es zu setsen, wenn er, abgesehen davon, dafs er ein geschlossenes streng durchgeführtes metaphysisches System aufstellte und logisch begründete, ausgehend von einem verschwindend kleinen, empirischen Materiale auf allen Gebieten, insbesondere aber auf dem der Kosmologie Schlüsse gezogen und Sätze aufgestellt hat, welche erst eine spätere Zeit als Wahrheiten anerkannte, weil sie erst die Naturforschung späterer Jahrhunderte empirisch bestätigt hat und dafs er hierdurch der Welt ein glänzendes Zeugnis seines weithin schauenden Geistes gegeben hat.

Sein dichterisches Talent aber und seine überquellende Phantasie haben es verschuldet, dafs er einerseits weit über das Ziel hinaus schofs und in Regionen umherirrte, in denen es kein Ziel und kein Ende gibt und dafs er andererseits an jenem Irrtum seiner Zeit haften blieb, welcher zum grofsen Teile darin seinen Grund hat, dafs der nach Erklärung der den Sinnen unzugänglichen Erscheinungen verlangende menschliche Geist so lange willkürliche Kombinationen und mystische Deduktionen an Stelle klarer Interpretation setzt, als er sich des Wertes der induktiven Methode nicht bewufst ist und in Ermangelung tauglicher Instrumente verhindert war, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze in die Werkstätte der Natur einzudringen.

Nur dadurch ist es zu erklären, dafs Giordano Bruno als ein begeisterter Anhänger der sogenannten Lullischen Kunst sich bekannte.

Diese Kunst, so genannt von dem Erfinder Raimundus Lullus, geboren 1235 in Palmira in Spanien ist eine Art auf mechanischem Wege konstruierter Memnotechnik und Logik. Man befestigt konzentrische Kreise so übereinander, dafs einer den anderen überragt und alle drehbar sind. Fünf solche Kreise enthalten alle Gedankenbestimmungen, in bestimmter Folge ausgedrückt, so die Begriffe der Logik, des physischen Seins, der Moral u. s. w.

Digitized by Google

Der äufserste Kreis enthält den aristotelischen Kategorien entsprechende allgemeine Fragen, ob? was? warum? etc. Man dachte sich nun einen Gegenstand, brachte ihn unter die bestimmte Frage und eine bestimmte Kategorie und wollte dann alle Beziehungen desselben durch Drehen des ganzen Apparates und durch Auslegung der durch die entstandene Stellung der Kreise sich ergebenden Kombinationen finden können.

Es ist uns heute fast unbegreiflich, wie ein Geist vom Range eines Giordano Bruno solche Spielereien ernst nehmen konnte, doch der Zeit mufs eben Jeder seinen Tribut bringen; konnte doch Giordano Bruno, wie alle anderen Naturforscher der Renaissancezeit auch jenen Glauben an dasgeheimnisvolle Wirken verborgener Naturkräfte, der in der Magie seinen Ausdruck findet, nicht abstreifen.

Giordano Bruno behauptete wie Pico von Mirandola, Theaphrastus Paracelsus und Andere, dafs es eine gute und eine böse Magie gebe. Die böse zieht die Naturkräfte zum Schaden der Mitmenschen herab, die gute steigt auf derselben Leiter zur Höhe der Gottheit auf, auf welcher diese bis zu den kleinsten Dingen, sich mitteilend, herabstieg. Die gute Magie erkennt, wie Kraft des gröfsten Dämons, der Liebe, die Seele dem Leib durch den Lebenshauch verbunden wird.

Dieser Lebenshauch ist der Äther, der alle Dinge durchdringt und mit einander verkettet, sie enträtselt also das Geheimnis der Menschwerdung.

Von dieser Annahme bis zur Homunculus-Erzeugung des Paracelsus ist nur ein Schritt, diese verhält sich zu ihr, wie das Experiment zum freien Werke der Naturkräfte und wenn Giordano Bruno weiter sagt, dafs durch die Magie vermöge des Zusammenhanges, der in der ganzen Natur waltet, in die Ferne gewirkt werden kann, dafs die Magie die Sympathie und Antipathie der Dinge erfafst und dafs sie, die Natur nachahmend, das Werk derselben fordert, so ist auch dies Paracelsische Lehre. Giordano Bruno und Paracelsus sind beide ein Beleg dafür, wie sich der Irrtum der Gebildeten vergangener Zeiten, wenn er von der Wissenschaft längst als solcher erkannt ist, noch lange Zeit in der Überzeugung, im Glauben des grofsen Haufen erhält.

Wenn dieser Haufen heute noch an die heilende Kraft des Wendens und an die sympathetischen Kuren glaubt, so waren es einst die grofsen Geister vergangener Jahrhunderte und darunter gehörte auch Giordano Bruno, welche der Hand etwas heiliges zuschrieben, ihr die Kraft zutrauten, dafs sie, auf dem Haupte des Schlafenden ruhend, gottliche Träume hervorrufe und Offenbarungen erzeuge. —

Giordano Bruno ist ungefähr 1550 (genau weifs man die Zeit seiner Geburt nicht) zu Nola im Neapolitanischen von armen Eltern geboren.

Digitized by Google

— Schon auf den Knaben war die eigentümliche und grofsartige Natur der neapolitanischen Landschaft vom Einflufs. Der Vesuv mit seinem feuererfüllten Innern wurde ihm zum Sinnbilde der Natur, das Meer zum Spiegel der Unendlichkeit, die ganze Gegend mit ihren sanften Linien, mit ihren im Morgenrot und Abenddämmerung zusammenstimmenden Tinten und Tönen ein Vorbild der Harmonie, Ordnung und Schönheit, welche die ganze Welt verbindet und alle Teile des Universums in Wechselwirkung setzt. — Giordano Bruno war, wie fast selbstverständlich bei so vielen Anlagen und so wenig Gelegenheit zum Studium, Dichter, und hat diesen dichterischen Hang zeit seines Lebens nicht mehr abgestreift; auch klassische Bildung hat sich Giordano Bruno sehr bald angeeignet, schon seine ersten Schriften geben ein glänzendes Zeugnis dafür.

Zum Jünglinge herangewachsen, trat Giordano Bruno, wann und wo, weifs man nicht, in den Orden der Dominikaner und lernte im Kloster jedenfalls den Aristoteles kennen. Wie dem Arzt Paracelsus nicht Galen und Avicenna, so genügte dem Philosophen Giordano Bruno nicht die klassische Autorität.

Er emanzipierte sich bald von ihm und Plato und ging seine eigenen Wege.

Ganz zwar konnte er selbstverständlich dessen, was die Zeit bot, nicht entraten. Die Platoniker und Neuplatoniker, die Stoiker, die Cabalisten und Deutschlands Philosophen der Reformationszeit, besonders Paracelsus und Copernikus haben auf ihn eingewirkt.

Giordano Bruno ist der erste italienische Naturphilosoph im vollen Sinne des Wortes, wie Paracelsus der erste Naturphilosoph Deutschlands. Giordano Bruno hat jedoch die Copernikanischen Cosmologie besser gewürdigt, als seine deutschen Collegen, und er hat damit als einer der ersten den einen der beiden Wege, welche wie gesagt zur modernen Philosophie führten, mutig betreten.

Die Äufserung ketzerischer Ansichten über die Brotverwandlung und die unbefleckte Empfängnis soll den jungen Dominikaner veranlafst haben, das Kloster zu verlassen.

Die ganze Einrichtung des Klosters war es, meine ich, die ihm nicht behagte. Das ganze Leben des feurigen Italieners hat ja bewiesen, dafs er auch insofern ein echter Humanist war, als er die Ungebundenheit liebte, als er keine Furcht kannte und über alles die Freiheit hochhielt. —

Giordano Bruno floh zuerst nach Genf und von dort nach Paris. Daselbst veröffentlichte er sein erstes Werk: „il candellajo" ein satirisches Lustspiel in der allegorisierenden Manier der Renaissancezeit. Er stellt in demselben die Prellung eines alten lüsternen Gecken und Wucherers und eines scholastischen Pedanten durch Weiber, Seeleute

Digitized by Google

und herumziehende Abenteurer dar. Mit diesem Lustspiel ist Giordano Bruno sowol, was die antike Behandlung der Form, als die zu Tage tretende derbe Sinnlichkeit und den kecken Humor betrifft, in Gegensatz zu der ganzen Dichtung seiner Zeit getreten, denn in dieser war an die Stelle überschäumender Menschenkraft, gepaart mit Humor und geistreicher Spötterei, bereits salbungsvolle Tugendpredigt und förmliche Pedanterie getreten. Bereits in der Vorrede zu diesem Lustspiel spricht Giordano Bruno den philosophischen Gedanken aus, dafs in der Zeit Alles wechselt, aber nichts zu Grunde geht, ein Gedanke, der später eine der Hauptsäulen seines philosophischen Systems geworden ist.

Heute ist dieser Satz eine Phrase, in einer Zeit aber wo das heraklitische *πανϱα ϱει* vergessen und das Gesetz der Erhaltung der Kraft noch nicht gefunden war, bedeutete dieser Satz etwas. Er stand überdies im Widerspruche mit der aristotelischen und scholastischen Philosophie und auch dieses wollte etwas sagen.

Aus dem Pariser Aufenthalte stammt auch das erste uns bekannte Gedicht Brunos, das bereits die Vorliebe für die Philosophie andeutet und ganz von humanistischen Titanismus strotzt:

Soll ich heimlich allein und still die Liebe bekennen,
Die vereiniget feiern die Erde, das Meer und der Himmel
Und die Mutter Natur am höchsten erhöht? Nun wohlan denn!
Brenn', ich flehe dich an, mein Leben, brenn' in der Brust mir
Und nicht schone den Pfeil in deinem Köcher, es machen
Tausende deiner Wunden zu einer Wunde mich selber,
Dafs ich also mich ganz in Ein Licht sehe verwandelt,
Ganz Ein Auge nur bin, ein allwärts schauendes Auge,
Dem das Jetzt, die vergangene Zeit und die künftige vorschwebt,
Ober- und Unterwelt und das All' im umkreisenden Ringlauf.

Von nun an häufen sich die Veröffentlichungen Giordano Brunos teils in italienischer, teils in lateinischer Sprache geschrieben, erstere meist in Dialogform, untermischt mit Versen, die lateinischen in Hexametern. Der Stil ist schwulstig, überwuchert von Bildern und Allegorien. Philosophie eines Dichters, Dichtung eines Philosophen!

Nicht selten verträgt das Barocke den antiken Charakter der Renaissancezeit. Seinem Stile mufs sein Äufseres entsprochen haben, welches Giordano Bruno in einem Gedichte selbst beschreibt:

Weil nun mich die Natur also rauhhaarig erschaffen,
Lern' ich nie mit Edelgestein mir die Finger zu schmücken,
Hold zu schlichten das Haar, und rosiges Roth auf die Wange,
Giefsend das Haupt zu bekränzen mit duftigen Hyazinthen,
Schmeigsam dazustehn und gefälligen Tanz zu beginnen,
Singend ein süfses Lied aus zartansprechender Kehle,

Digitized by Google

Dafs ich als Mann nicht werde zum Weib, noch spiele den Knaben,
Stell' ich also mich dar, wie Gott Natur mich gewollt hat,
Männlich derb in den Gliedern, in rauher Kraft ungezügelt,
Unbesiegt, den Samen des Worts in tönender Stimme:
Dann bin ich auch schön und mich auch lieben die Menschen.

In Paris erschienen in den Jahren 1582—1583 drei Werke Giordano Brunos über die Lullische Kunst.

Das dritte, vermengt mit platonischen und neuplatonischen Ideen, bildet den Abschlufs der ersten und den Übergang zur zweiten Schaffensperiode unseres Philosophen, die eigentliche metaphysische Periode, in welcher er sein System aufstellte und in diesem seine Ansichten über die Gottheit, die Welt und Unsterblichkeit entwickelt. Diese Periode fällt zusammen mit seinem Aufenthalte in England und Deutschland.

Im Jahre 1583 übersiedelte Giordano Bruno, bewogen durch die Anfeindungen der aristotelisch gesinnten Professoren der Pariser Universität nach London, eröffnete seine Wirksamkeit in England mit einer öffentlichen Disputation mit den Theologen der Universität Oxford, aus der er als Sieger hervorgeht; er schildert diese Disputation in folgenden Worten:

„Wenn ihr es nicht glaubt so geht nach Oxford und lafst euch erzählen, was dem Nolaner begegnet ist, als er öffentlich in Gegenwart hoher Personen mit den Doktoren der Theologie disputierte.

Lafst euch sagen, wie er auf Gründe zu antworten wufste, wie mit fünfzehn Schlüssen fünfzehnmal stecken blieb jener arme Doktor, den sie, das Haupt der Akademie, in dieser Sache ihm entgegenstellten!

Lafst euch sagen, mit welcher Roheit und Unhöflichkeit voranging jenes Schwein und mit welcher Geduld und Humanität er selber durch die Tat bewies, dafs er als Neapolitaner geboren und unter milderm Himmel erzogen sei, unterrichtet euch darüber, wie sie seine öffentlichen Vorlesungen über die Unsterblichkeit der Seele und über die fünffache Sphäre zum Schlusse brachten."

Diese hier erwähnten Vorlesungen über die Unsterblichkeit der Seele und die fünffache Sphäre, also eine Weltschöpfung im neuplatonischen cabalistischen Sinne, eröffnete eine Ankündigung, welche gleichfalls für den Charakter Giordano Brunos bezeichnend ist, sie lautet: „Den Kanzler, die berühmten Doktoren und wohl ansehnlichen Magister grüfst Philoteus, Jordanus Brunus von Nola, ein Lehrer der besser ausgearbeiteten Theologie, ein Professor der reineren Weisheit, ein bei den ersten Akademien Europas bekannter und überall wohl aufgenommener Philosoph, Niemanden als den Barbaren und Unedlen fremd, schlafenden Geistern ein Er-

Digitized by Google

wecker, der hochmütigen, widerbellenden Dummheit ein Bändiger, der die allgemeine Menschenliebe auf den Schild hebt, der nicht mehr den Italiener liebt als den Engländer, noch den Mann als die Frau, noch den Bischof als den König, noch den Bürger als den Krieger, noch den Geistlichen als den Laien, sondern den, dessen Unterhaltung die mildere, gebildetere, treuere, nützlichere ist, der nicht das gesalbte Haupt, die bezeichnete Stirn, die gewaschenen Hände oder die Beschneidung, sondern wo er das Angesicht eines wahren Menschen erblickt, den Geist und die Pflege des Herzens vor Allem ansieht, den die Thoren und Heuchler hassen, den die Rechtschaffenen und Strebsamen lieben, dem edlere Seelen Beifall rufen."

Giordano Bruno erfreute sich in England der besondern Gunst des französischen Gesandten, der ihn auch der damals regierenden Königin Elisabeth vorstellte. Diese hohe Protektion und der damals überhaupt in England herrschende freie Geist gab dem italienischen Philosophen und Freigeiste volle Lehr- und Lernfreiheit. — Im Genusse und im Bewufstsein derselben schrieb Giordano Bruno und veröffentlichte im Laufe des Jahres 1584 seine drei Hauptwerke: „La cena de la ceneri, — de la causa, principio et uno, — de l'infinito, universo e mondi." —

Sie enthalten seine ganze Metaphysik. Ihr Inhalt steht in zweifellosem Widerspruch mit dem Glauben an die individuelle Unsterblichkeit und mit der Unfehlbarkeit der Kirche und doch blieb Giordano Bruno unangefochten im Besitze seiner Professur. Dafür feierte er auch seine hohe Beschützerin, Königin Elisabeth, mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden rhetorischen Aufwande in Schrift und Rede, er heifst sie so begabt, erhaben und vom Himmel begünstigt, dafs unter den Edlen Niemand heroischer, unter den Gelehrten Niemand weiser und gebildeter, unter den Männern des Rats Niemand klüger, unter den Frauen keine schöner sei, so dafs sie nicht blos Alles vereine, was im Altertum die berühmten Königinnen auszeichnete, sondern das Glück wo es ihrem Geiste gleichkommen wolle, ihr noch eine neue Welt aus der Tiefe des Meeres zum Herrschersitze müsse emporsteigen lassen. — Nicht gleich günstig war er auf die englischen Theologen und insbesonders auf seine Collegen an der Universität zu sprechen. Gegen diese sind die Worte gerichtet: „Führt' ich den Pflug, weidete ich eine Heerde, baute ich einen Garten, besserte ich ein Kleid aus, dann würde mich niemand beargwöhnen, würde mich niemand beachten, wenige mich tadeln und leicht konnte ich allen gefallen; da ich aber das Feld der Natur verzeichne, besorgt bin für die Seele, Lust habe an der Pflege des Geistes, ein Dädalus bin für die Gewänder der Vernunft, siehe! wer mich nur anschaut, der droht mir, wer mich beobachtet, greift mich an, wer mich erreicht, beifst mich, wer mich

Digitized by Google

ergreift, zerreifst mich und das ist nicht Einer, das sind nicht wenige, es sind viele, ja es sind fast alle; wollt ihr wissen, woher das kommt, so sage ich euch, dafs davon die Ursache die Universität ist, die mir mifsfällt, der Pöbel, den ich hasse, die Menge die mir nicht genügt."

Von gleicher Fruchtbarkeit wie das Jahr 1584 war für Giordano Bruno das Jahr 1585.

Er veröffentlichte in demselben wieder drei Werke: Spazzio della bestia trionfante (eine ethische Allegorie), Cabala dell caballo pegaseo und Degli eroici furori.

Das erste dieser beiden Werke enthält vielfache Angriffe gegen die päpstliche Hierarchie, gegen die Orthodoxen und ist als das erste Zeichen seiner Hinneigung zum Protestantismus aufzufassen. Die in demselben enthaltenen Verspottungen des päpstlichen Kardinal-Kollegiums und des römischen Hofes erinnern unwillkürlich an die Bestrebungen Huttens, welcher mit Giordano Bruno im Leben und in Schriften manches gemeinsam hat, wogegen allerdings der in demselben Werke enthaltene Tadel der Verfolgung Andersgläubiger und die Forderung einer Religion, welche Freiheit des Geistes und der Forschung Schutz gewährt, über Huttens Evangelium hinausgeht.

Das Werk Cabala dell caballo pegaseo ist ein Pamphlet auf die fromme Einfalt, wogegen das dritte, degli eroici furori sich über das Wesen der sinnlichen Liebe im Verhältnisse zu jener höhern Liebe, welche als höchster Zweck die Harmonie des Einzel-Daseins mit der Ewigkeit und Gottlichkeit des Universums verfolgt und die Notwendigkeit der Bandigung der sinnlichen Triebe durch die Vernunft, also die Regelung derselben, nicht die Abtödtung fordert. Auch in London stellten sich im Laufe der Jahre Zwistigkeiten Giordano Brunos mit seinen Fachgenossen ein, so dafs er sich genötigt sah im Jahre 1586 England zu verlassen.

Nach kurzem Aufenthalte in Paris ging er nach Deutschland und zwar wie er selbst sagt, in der Absicht um dem in Frankreich herrschenden Fanatismus zu entgehen. Mit dem 25. Juli 1586 finden wir Giordano Bruno bereits als immatrikuliertes Mitglied der Universität Marburg; Vorlesungen hat er daselbst nicht gehalten, wohl aber in Wittenberg an der daselbst blühenden protestantischen Universität; er dozierte Philosophie und Mathematik.

Dem deutschen protestantischen Wittenberg hat der italienische Geisterheros in einer an den Senat der Universität gerichteten Dedikation ein rühmliches Denkmal gesetzt.

„Ihr habt mich aufgenommen und bis auf diesen Tag mich mit gastfreundlichem Wolwollen behandelt, ohne dafs ich nach meinem Glauben gefragt worden, ohne dafs ich mich als Bekenner eures Dogmas hätte

Digitized by Google

erweisen müssen (er war damals noch Katholik) endlich weil ich nicht mit feindlichen, sondern ruhigen und menschenfreundlichen Sinn begabt, mich als Zögling der Musen erwiesen und mir den Namen eines Philosophen beigelegt, dessen ich mich um dessen Willen am meisten erfreuen und rühmen möchte, weil er am wenigsten schismatisch und spaltungsmäfsig, am wenigsten den Zeiten und Worten unterworfen ist."

Er nennt Wittenberg ein deutsches Athen und fügt hinzu: „obwol ich nach Art meines Geistes vielleicht von allzu grofser Liebe für meine Ideen fortgerissen, in öffentlichen Vorlesungen solcherlei vortrug, was nicht nur das bei euch Angenommene, sondern auch die seit Jahrhunderten und fast überall eingeführte Philosophie erschütterte, so habt ihr doch nicht die Nase gerümpft, noch die Zähne gewetzt, noch die Backen aufgeblasen, noch auf den Pult geschlagen und ist keine Schulwut gegen mich aufgeräumt worden, sondern nach dem Glanze eurer Humanität und Wissenschaft habt ihr euch durchaus als echte Weise bewährt."

Ein wahrhaft glänzendes Zeugnis für die Toleranz des Protestantismus, der Menschen, welche mehr zu wissen strebten, als die Gottheit ihnen zu wissen gegönnt hat, zwar, wie den Faust des Volksbuches, auf dem Papier vom Teufel holen und zerreifsen liefs, in Wirklichkeit aber duldete, dafs man seine Meinung ausspreche und sie verbreite!

In Wittenberg erschien 1588 das erste rein naturwissenschaftliche Werk Giordano Bruno's, betitelt: „Akrotismus". Es ist sein klarstes Buch und zugleich eine siegreiche Bekämpfung der aristotelischen Ansichten von der Entstehung und Beschaffenheit der Welt.

Noch im selben Jahre verliefs Giordano Bruno Wittenberg, nicht ohne eine öffentliche Abschiedsrede, ein enthusiastisches Lob auf Deutschland und seine grofsen Männer gesungen zu haben.

„Die Säulen der Weisheit, sagt er, stehen jetzt in Deutschland, hier findet man mehr Genie und Kunst als bei allen anderen Völkern. Wer war in seinen Tagen Albrecht dem Grofsen vergleichbar, wer dem Cusaner, der je gröfser um so weniger er zugänglich ist?"

Hätte nicht die päpstliche Kutte sein Genie verhüllt und gehemmt, ich anerkenne, dafs er dem Pythagoras nicht gleich, sondern gröfser als dieser sei. Ist nicht Copernikus als Mathematiker in wenigen Kapiteln einsichtsvoller als Aristoteles und alle Peripathetiker in der ganzen Naturbetrachtung?

Wer seit Hippokrates war dem Arzte Paracelsus gleich, dessen Heilkunst bis ans Wunder heranreicht? Welchen Astronomen setzt das Ausland dem Landgrafen Philipp von Hessen zur Seite?

Hier also hat sich die Weisheit ihr Haus gebaut. Gebe Gott, dafs sie ihre Kraft erkennen und den Sinn auf grofse Dinge richten und die

Digitized by Google

Deutschen werden nicht Menschen, sondern Götter sein; ja göttlich ist der Geist dieses Volkes, das nur in dem nicht hervorragt, woran es keine Freude findet.

Aber wen habe ich mit Schweigen übergangen? Da jener Gewaltige, bewaffnet mit Schlüssel und Schwert, mit Trug und Gewalt, mit Macht und List, mit Heuchelei und Trotz, Fuchs und Löwe, Statthalter des Höllenfürsten mit abergläubischen Kultus und mit mehr als tierischer Unwissenheit unter dem Namen göttlicher Weisheit und gottgefälliger Einfalt die ganze Welt vergiftete und niemand dem allverschlingenden Tiere zu widerstehen und sich zu widersetzen wagte, um dem unwürdigen und verdorbenen Jahrhunderte eine bessere Gestalt und einen besseren Zustand zu geben — welcher übrige Teil Europas und der Welt könnte uns jenen Alciden hervorgebracht haben, der um so vorzüglicher ist, als Herkules selbst, mit je leichterer Mühe und geringeren Werkzeugen er noch Größeres vollbracht hat. Oder sollte ich denn nicht sagen, daſs derjenige vollendet habe, welcher so brav und so maſsvoll das herrliche Werk begonnen? Und wenn du ein größeres und weit verderblicheres Ungeheuer als alle, die in früheren Jahrhunderten entstanden, getötet siehst, dann frage nach der Keule nicht, die Feder that's.

Woher stammt jener? woher? Aus Deutschland, von den Ufern der Elbe, aus der Fülle dieses Quells. Hier seht ihr den mit der dreifachen Krone geschmückten dreiköpfigen Höllenhund aus der dunklen Unterwelt hervorgezogen und er sah die Sonne! Hier war jene stygische Bestie gezwungen den Geifer auszuspeien, hier hat euer Herkules triumphiert über die diamantenen Pforten der Hölle, über die dreifach ummauerte Stadt, die der neumal sich hinwindende Styx einschlieſst!

Du sahst, Luther! das Licht, du sahst und betrachtetest es, du vernahmst den erweckenden Odem Gottes, du folgtest seinem Gebote, wehrlos tratst du dem Feinde entgegen, vor dem die Könige und Fürsten gebebt, bekämpftest ihn mit Worten, schlugst ihn zurück, hieltest Stand, siegtest und errichtest aus den Waffen des Ueberwundenen ein Zeichen des Triumphes bis an den Himmel.

Im Jahre 1588 finden wir unsern Philosophen bereits in Prag, zu Anfang des Jahres 1589 in Braunschweig, wo er zum Protestantismus übergetreten und Ende desselben Jahres als Professor, berufen vom Herzog Julius, an der berühmten Universität in Helmstätt. Eine Exkomunikation des Propstes der Helmstätter Kirche scheint Giordano Bruno bewogen zu haben, im Jahre 1591 nach Frankfurt a/d. Oder zu übersiedeln. Von hier aus nahmen drei in lateinischer Sprache geschriebene Werke, über das dreifach Kleinste und das Maſs, über Einheit, Zahl und Figur und

Digitized by Google

über das Unermefsliche und Unzählbare oder das Universum und die Welt, Fortsetzungen seines zuerst in italienischer Sprache entwickelten philosophischen Systems, ihren Weg in die Welt.

Noch im selben Jahre verliefs Giordano Bruno Deutschland für immer und kehrte nach seinem Vaterlande Italien zurück. Was ihn, den Klosterflüchtling und nunmehrigen Ketzer bewogen hat, sich der Gefahr, von den Schergen des Papstes ergriffen zu werden, auszusetzen, eine Gefahr, die er in dem protestantischen Deutschland kaum zu fürchten hatte, ist nicht aufgeklärt. War es jene jedes Menschen Brust, des Niedern wie des Hohen, des Ungebildeten wie des Gelehrten innewohnende rätselhafte Sehnsucht, welche unabweisbar zur Heimat zieht, war es seine Ueberzeugung von der Grofsherzigkeit seines Vaterlandes oder war es der, dem unerschrockenen Kämpfer für religiöse Freiheit und Toleranz von jeher innewohnende Mut, wir wissen es nicht.

Ein in den letzten Jahren seines Lebens während seines italienischen Aufenthaltes gedichtetes Sonnet:

„Der schonen Sehnsucht breit ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lufte Hauch erheben
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.
Und mögt ihr mich dem Ikarus vergleichen
Nur höher noch entfalt ich mein Gefieder,
Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich tot darnieder:
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen,
Und fragt noch auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegener, fliegst du? Wehe! Wehe!
Die Büfse folgt auf allzukühnes Wagen!
Den Sturz nicht fürchte, ruf ich, aus der Höhe,
Auf, durchs Gewölk empor! und stirb zufrieden,
Ward dir ein ruhmreich edler Tod beschieden, —

deutet darauf hin, dafs er mit der Ahnung seines Schicksals im Busen das Land seiner Geburt wieder betreten hat.

Giordano Brunos Aufenthalt in Padua war kurz. Bereits im Jahre 1592 hatte er sich zum dauernden Aufenthalte in Venedig niedergelassen.

Kurz nach seiner Ankunft scheint die päpstliche Inquisition ihre Fänge nach ihm ausgestreckt zu haben.

Es beweist dies ein in einem venetianischen Manuskript im Wiener Archive unter der Rubrik: „Roma Espositioni 1592, 28. Sett." gefundenes Protokoll, laut welchem vor dem Kollegium des venetianischen Senats der Vikar Pater Inquisitor und die Assistenten der Inquisition erschienen und die Auslieferung des Ketzers und Gottesleugners Giordano Bruno forderten.

Digitized by Google

Die Forderer bekamen nicht gleich Antwort, nach Tische erscheint der Pater Inquisitor wieder und wird sehr dringend, denn die Barke will abfahren, allein das Kollegium antwortet, dafs es dermalen dem Verlangen der frommen Väter nicht willfahren könne und die Barke fuhr diesmal ohne den Gefangenen.

Die Versuche, sich des hierdurch kühn gewordenen Philosophen zu bemächtigen, scheinen sich mehrfach wiederholt zu haben, sie führten erst im Jahre 1598 zum Ziele.

Erst in diesem Jahre finden wir Giordano Bruno im Kerker der römischen Inquisition; er wurde daselbst der peinlichen Prozedur unterzogen und verhört, das heifst gefoltert, erhielt wiederholte Fristen seine Irrlehre zu widerrufen, stellte den Widerruf in Aussicht, hielt jedoch die ihm durch die Folter abgepreßten Versprechungen nicht und trieb durch mehr als zwei Jahre, nach anderer Version acht Jahre (in letzterm Falle müfste er bereits 1592 nach Rom gekommen sein) mit Papst und Inquisition sein Spiel.

Am 9. Februar 1600 endlich wurde ihm, nachdem er unabänderlich bei der von ihm in Werken und Schriften verkündeten Lehre verharren zu wollen erklärt hatte, das Urteil verkündet, welches auf die Degradierung als Klostergeistlicher und Exkommunikation lautete und mit dem Spruche endete, dafs er zur endlichen Justifizierung der weltlichen Obrigkeit mit der Bitte übergeben werde, dafs er so gelinde als möglich und ohne Blutvergiefsen bestraft, das heifst verbrannt werde.

Bei Verkündigung des Urteils soll Giordano Bruno geäufsert haben: „ihr fällt vielleicht mit gröfserer Furcht das Urteil, als ich es empfange".

Ob diese Worte Mythe oder Wahrheit sind, wer könnte dies heute ermitteln.

Sowie Goethe als er aus dem Leben schied die Worte „mehr Licht" und Gallileo Gallilei die Worte „und sie bewegt sich doch" gesagt haben könnte, denn sie stimmten zum Charakter des Sterbenden und ergaben sich aus den Umständen, so mufs wohl auch bezüglich dieser letzten Worte Giordano Brunos gesagt werden: si non è vero è ben trovato. — Am 17. Februar 1600 wurde Giordano Bruno auf dem Campo fiori verbrannt.

„Das Kruzifix, erzählt der Justifizierungsbericht des Inquisitionsgerichtes, hat er noch auf dem Scheiterhaufen trotzig von sich gewiesen".

Giordano Bruno brauchte kein Bild von Menschenhand, um seine Seele zu Gott zu erheben.

Wie aus den Akten des Prozesses ersichtlich ist, wurde Giordano Bruno einer Reihe von Ketzereien für schuldig erkannt. Es wurde ihm zur Last gelegt, dafs er die Meinung aufgestellt hat, es gebe unzählig

Digitized by Google

viele Welten, die Seele wandere von einem Körper in den andern, ja aus einer Welt in die andere, eine Seele könne zwei Körper bilden, die Magie sei eine gute und erlaubte Sache, der heilige Geist nichts anderes als die Weltseele und das habe Moses gewollt, als er diesen über den Wassern schweben liefs. Die Welt sei von Ewigkeit, Moses habe durch Magie Wunder vollbracht und hierin sei er den anderen Aegyptern überlegen gewesen; er habe seine Gesetze selbst gemacht. Die heilige Schrift ist ein Traum, nur die Hebräer stammen von Adam und Eva, die anderen Menschen von jenem Paare, welches Gott Tags zuvor geschaffen hat. Christus sei nicht Gott, sondern ein ausgezeichneter Magier gewesen, er habe die Menschen getäuscht und sei darum aufgehängt, nicht gekreuzigt worden, die Apostel seien Taugenichtse und Zauberer gewesen. — Ganz abgesehen davon, dafs sich solche Lehren in den Schriften des Giordano Bruno nicht finden und dafs nur gewaltsame Verdrehung und absichtliches Mifsverstehen einiger aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen zu solchen Annahmen führen konnte, ist es immerhin eine befremdende Erscheinung, dafs in einer Stadt, in welcher noch vor 100 Jahren so aufgeklärte Päpste wie Pius II. und Leo X. regierten und von einem Tribunal, welches die lascive Freigeisterei eines Poggio und die frechen Cynismen eines Aretino unbeanstandet die Presse passieren liefs, die Ausbreitung einer philosophischen Lehre im streng wissenschaftlichen Gewande und in einer Form, welche nur Gebildeten zugänglich war, zum Feuertode führen konnte und es erklärt sich diese Erscheinung eben nur aus jenem gewaltigen bereits oben geschilderten Umschwunge in der ganzen Kultur Italiens, welchen eine sich ihres Zieles bewufste Kurie mit Hilfe des Jesuitenordens und der Inquisition innerhalb 50 Jahren herbeigeführt hatte.

Einem herrschenden Gebrauche zufolge dürften mit unserm Philosophen wohl auch seine Werke, insoweit man derselben habhaft werden konnte, verbrannt worden sein; dem Umstande jedoch, dafs die Mehrzahl dieser Werke nicht in Italien, sondern in England und Deutschland erschienen war, ist es zu danken, dafs die Philosophie Giordano Brunos vollständig auf uns gekommen ist.

Giordano Brunos Metaphysik hält an dem Unterschiede zwischen Geist und Materie, zwischen Uebersinnlichem und Sinnlichem fest, aber beides ist nach seiner Ansicht untrennbar mit einander verbunden; es gibt nichts Geistiges, nichts Göttliches ohne und aufser der Materie, keinen Stoff ohne Kraft, aber auch keine Kraft ohne Stoff. Der göttliche Geist erschliefst sich in der Welt um so sein eigenes Wesen anzuschauen, deshalb wir die Gottheit nicht aufser der Welt, sondern sie in derselben suchen müssen, denn sie erfüllt alles und ist das Sein in allem. Jedem

Digitized by Google

Wesen teilt sie sich mit nach dessen Fassungskraft, dafs sie in ihm den Glanz ihrer Schönheit wiederstrahlt.

Gott begreift alles in sich, alles was ist, ist Er, er hat keinen Namen oder alle Namen. —

„Wer kann ihn nennen und wer bekennen und wer sagen, ich glaub ihn"? sagt Goethe. —

Was ein Anderes als die Gottheit, was aufser ihm sein sollte oder wollte, das wäre Schein und Eitelkeit, weil Gott das Alleinseiende, das allerleuchtende und allsehende Licht und die ewige Macht ist, die jedem Ding seine Eigentümlichkeit verleiht und sie alle vortrefflich ordnet und so verkünden alle Dinge die Gröfse ihres Lebens und Wirkens, mit unzähligen Stimmen die Herrlichkeit und Unendlichkeit ihres Prinzips. Den Allerhalter, den Allumfasser nennt ihn Goethes Faust.

Gottes Wille, sagt Giordano Bruno weiter, ist identisch mit der Notwendigkeit, von nichts abhängig, alles beherrschend, leitend und ordnend, er ist das Weltgesetz. Mit der Gottheit ist die Welt der Substanz nach eins; das Geistige und Körperliche, wenn auch in ihren Aeufserungen und Eigenschaften verschieden, mufs auf ein Sein, auf eine Wurzel zurückgeführt werden. — Neben solchen klaren Sätzen, welche im Grofsen und Ganzen von den Lehren der jüngsten Philosophie, des Monismus, einer Philosophie, welche den Sensualismus und Materialismus zu versöhnen trachtet, nicht sonderlich abweichen, finden sich in Giordano Brunos System allerdings auch mystische, aus neuplatonischen Quellen geschöpfte Aussprüche.

So nennt er in dem Werke von den Schatten der Ideen, das Sichwissen Gottes das ewige Urlicht, das allerwärts Strahlen entsendet, das sein Licht vom Aeufsersten zum Innersten ergiefst und es von dem Aeufsersten wieder an sich zieht, so sagt er in demselben Werke: „Die Natur ist ein Gleichnis und ein Abbild der Ideen, welches der Mensch erkennt, da er ja selbst es ist" und spricht von den Bildern des Wahren und Guten in der Seele des Menschen als von den Schatten der Ideen im Reflex der Sinne und der Vernunft. Er verirrt sich mit solchen Sätzen einerseits in die cabbalistische Geheimnislehre, welche die Welt als eine in Sphärenkreisen sich entwickelnde Emanation der göttlichen Kraft auffafst und andererseits in die platonische Ideenlehre, welche den Abstraktionen des menschlichen Geistes Dasein und Wirklichkeit beimifst. Grofsartig ist die bereits angedeutete Lehre Giordano Brunos über die Willensfreiheit. Von dem Standpunkte ausgehend, dafs Gott das Prinzip und der Herrscher der Welt, der in allem sich entfaltende, der alles in sich hegende und ordnende Geist, die Natur und mit ihr der Mensch aber sein Abdruck und Ebenbild sei, von dem Standpunkte aus, der

Digitized by Google

die Welt vom göttlichen Geiste durchdrungen sein läfst, identifiziert er Schicksal und Willen, Freiheit und Notwendigkeit.

Was die wandellose Substanz will, das will sie mit Notwendigkeit, denn ihr Wesen, Gott will nur das von Ewigkeit her Bestimmte, allerdings nicht wie ein Verhängnis, das ein fremder Wille ihm auferlegt und nicht von aufsen gezwungen, sondern durch sich selbst. Wille und That sind bei ihm eins.

Wie Giordano Bruno Gott und den Menschen in Bezug auf die Freiheit des Willens, so identifiziert er Gott und die Welt in Bezug auf die Dauer. Wie Gott ewig ist, sagt er, ist es auch die Welt. Wenn von jeher ein Vermögen zu wirken, hervorzubringen, zu schaffen da war, so mufs auch von jeher ein Vermögen bewirkt, hervorgebracht geschaffen zu werden, da gewesen sein. —

Wie Er sich die Natur und die Dinge denkt und erkennet
Also stehen sie da und nichts vermöchte zu hemmen;
Gottes Begriff ist That und die Sache, drum unermefslich
Dehnt er sich aus, entfaltet in unerschöpflichen Zahlen
Ewig das Eine, dafs innerlich ganz und äufserlich Er
Jegliches setzt und trägt und über Alles hinausgeht.
Denn er lebet in uns und in ihm weben und sind wir.

Gott offenbart sich nach Giordano Bruno in der Welt als Form des Weltalls, in ihr materialisiert sich also die Weltseele. Diese Form ist Schönheit und Ordnung, Harmonie, die Verschiedenheit auf dem Grunde des Einen. Die die ganze Welt erfüllende göttliche Kraft, als hervorbringend gedacht, ist die Liebe. Sie ist es auch, welche uns das göttliche Wesen der Welt erkennen läfst. „Erkennen und handeln, sagt Giordano Bruno, fördern einander und vollenden sich in der Liebe."

Der Zweck des Wirkens der Gottheit in der Natur ist nach Giordano Bruno die Vollkommenheit des Universums, welche darin besteht, dafs in den verschiedenen Teilen der Materie alle Formen zum wirklichen Dasein kommen und in diesem Zwecke ergötzt sich der göttliche Verstand so sehr, dafs er nie müde wird, neue Arten und Formen aus der Materie zu erwecken.

Das metaphysische System Giordano Brunos hat bekanntlich Goethe bereits in seinem Jünglingsalter beschäftigt und er hat von dieser Beschäftigung, mit der das Studium Spinoza's Hand in Hand gegangen sein dürfte, in seinem gröfsten Werke im „Faust" ein beredtes Zeugnis abgelegt. Viele Bilder und Gedanken besonders im ersten Teile dieser dramatischen Dichtung sind der Philosophie Giordano Brunos entnommen oder doch durch das congeniale Fühlen des deutschen Dichters mit dem italienischen Philosophen entstanden.

Digitized by Google

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dafs das Gottesbekenntnis Faust's welches er Gretchen gegenüber ablegt, im Wesentlichen die Gotteslehre Giordano Brunos widerspiegelt.

Die Goethe'sche Figur des Erdgeistes wird uns verständlicher wenn wir die Gottheit wie sie Giordano Bruno darstellt als das die Welt erfüllende und ihr die Form gebende Princip ins Auge fassen.

„In Lebens Fluten, in Thaten Sturm, wall' ich auf und ab, webe hin und her, Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselndes Weben, ein glühendes Leben, so schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid". läfst Goethe seinen Erdgeist sagen und: „die Welt wogt im kreisenden Wechsel auf und ab, innen als lebendiges Prinzip aller Wesen und Quell aller Formen, waltet ein Einziger Gott als Vernunft und Sinn, als Weltordnung und Wille" sind die Worte Giordano Brunos.

Wenn dieser weiter die Magie als ein Herabziehen der Naturkräfte, welche auf derselben Leiter zum Himmel aufsteigen, auf welcher diese bis zu den kleinsten Dingen, sich mitteilend, herabstiegen, definiert, so drückt sich derselbe Gedanke in den Worten Faust's beim Beschauen des Zeichen des Makromasmus aus: „wie Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern lebt und strebt, wie Himmelskräfte auf und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen, mit süfs duftenden Schwingen, vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch All' das All' durchklingen."

Mit welch nachhaltiger Kraft besonders der Gedanke Giordano Brunos, dafs die ganze Welt von der Gottheit erfüllt und durchdrungen sei, auf Goethe eingewirkt hat, läfst sich daraus ermessen, dafs er einen Gedanken des italienischen Philosophen: „Gott ist zugleich Orient und Occident, Mittag und Mitternacht", noch im vorgerückten Alter in die Verse gekleidet hat:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden deiner Hände. —

Den Gedanken der Harmonie des All's übertrug Giordano Bruno auch auf das Gebiet der Ethik und er hat gerade dadurch der Geschlossenheit seines Systems einen wesentlichen Dienst geleistet.

Die ethische Harmonie fand er in der Einigung der Leidenschaften und Gedanken, in der Einigung des Herzens und Verstandes. Das Mittel, diese Einigung zu erreichen, war ihm nun wieder die Liebe in jenem hohen überirdischen Sinne, in welchem seine Methaphysik diesen Begriff entwickelt hat und die Arbeit. Unter der Liebe verstand er also auch

Digitized by Google

auf dem Gebiete der praktischen Philosophie nicht die sinnliche Leidenschaft, auch nicht jene hypersentimentale, krankhafte Alteration, welche den Willen vollständig der Leidenschaft unterjocht, sondern die auf gegenseitigem Verstehen und Vergeben gegründete Gefühlsinnigkeit, welche das allein und einzig dauernde Glück verbürgt und im übertragenen Sinne, abstrahierend von der Zuneigung der Geschlechter überhaupt, jene Hingabe an die von Gott erfüllte Natur und ihre Erscheinungen, welche uns in den Stand setzt, die in ihr waltenden Kräfte, den in ihr waltenden göttlichen Geist zu erkennen. So nur kann er die Liebe verstanden haben, wenn er sagt:

„Die Liebe lehrt das Wahre nicht erkennen,
Erschliefst des Lichtes und des Dunkels Thor,
Dringt durch die Augen zu der Seele vor.
Und läfst das Herz in ewiger Glut entbrennen.
Was Höll', Erd', Himmel hegt, weifs sie zu nennen,
Sie lebt und wächst und führt im bunten Chor
Die Bilder alles Seins zum Tag empor,
Dafs wir den gegenwärtigen Gott bekennen.
Hört auf mein Wort und merket auf die Wahrheit,
Dafs nun der Schrecken auch der Nacht zerstiebe
Und grüfst! o grüfst des jungen Morgens Klarheit:

Weil ihr unwissend seid,
Heifst euch ein Kind —,
Weil ihr selbst wechselt,
Flüchtig euch die Liebe,
Weil ihr nicht Augen habt,
Dünkt sie euch blind."

Die Liebe führt nach Giordano Bruno zum Zustande höchster Glückseligkeit, in welchem Zustande sie ein bestimmtes, nach den damals bekannten Sternbildern geordnetes System von Tugenden zur Bethätigung bringt, in erster Linie die Wahrheit.

Das Gute ist nach Giordano Bruno das einzig Wahre, das einzig Seiende, das Böse die Abwesenheit, die Negation, der Gegensatz des Guten; diesem Guten überall die Herrschaft zu verschaffen, ist das Ziel des Ringens des Menschengeschlechtes. Nur das Gute ist frei, das Böse steht unter dem Zwang des Irrtums und der Begierden, nur das Gesetz, die ausgleichende Gerechtigkeit kann wieder frei machen, den Sünder zur Reue, zur Rückkehr zu sich selbst, zur Wiedergeburt der Seele zurückführen, indem es ihm den Spiegel vorhält, dafs er den ihm anhaftenden Schmutz des Irrtums und der Sünde erkennend, sich selber mifsfällt.

Der Wege zur Auffindung des Guten, zur Wahrheit gibt es verschiedene, keiner derselben entfernt sich jedoch von der Erde, denn nur

Digitized by Google

wenn wir die Natur ganz kennen, kennen wir auch Gott, dessen Wesen in derselben ausgebreitet ist. Wenn Du thust was die Natur vorschreibt, vollziehst Du auch die göttlichen Gesetze, die Natur aber sagt: Freue Dich der Gegenwart und fürchte die Zukunft nicht mehr als Du von ihr hoffst, und wahrhaft dithyrambisch klingen die Worte, in denen er den freudigen Genufs des Lebens predigt.

Beim ersten Blicke könnte uns das Leben, sagt er, in Angst und Verwirrung setzen, allein wenn wir tiefer sein Wesen betrachten, so werden wir finden, dafs es gar keinen Tod gibt, weil Nichts Substanzielles vernichtet wird, sondern nur im unendlichen Raume sich bewegend, seine Gestalt verwandelt, und weil Alles dem besten Schöpfer untergeben ist; so dürfen wir nichts anderes glauben und hoffen als dafs, sowie Alles vom Guten herrührt, also auch Alles Gut, für das Gute und zum Guten ist. Das Gegenteil könnte nur der wähnen, welcher sich nicht zur Idee des Ganzen zu erheben vermöchte. Wie die Schönheit eines Gebäudes dem nicht einleuchtet, welcher nur einen kleinen Teil, einen Stein oder ein Stückchen Mörtel betrachtet, wohl aber dem, der die Teile zusammenfafst und ihren Bau im Ganzen anschaut; so fürchten wir also nicht, dafs die Mannigfaltigkeit von Dingen auf dieser Erde durch Gewalt irgend eines herumirrenden finstern Dämons oder durch den Zorn des donnernden Jupiters aus diesem Dom hinausgeworfen und jenseits dieses Himmelsgewölbes zersplittert und zerstreut werde, oder aufserhalb des Sternenmantels über uns zu Staub zerfalle, denn die Natur kann dem Wesen nach nicht untergehen und verschwindet nur dem Scheine nach, wie die Luft in einer zersprengten Seifenblase.

Es giebt keine Folge der Dinge ohne einen ewigen Grund, ein Erstes und Letztes, es giebt keine Grenzen und Mauern, die das Unendliche einengen und seine Fälle beschränken, weil im Unendlichen ewig neue Materie geboren wird.

Die Herrlichkeit Gottes offenbart sich in der Grofse seiner Reiche, nicht in Einem, sondern in unermefslichen, nicht in einer Welt, sondern in unzähligen.

Nicht eitel ist die Kraft des Verstandes, Raum an Raum, Einheit an Einheit, Mafse an Mafse, Zahl an Zahl zu fügen, dadurch bricht er die Kette des Endlichen und erhebt sich in die Freiheit des Unendlichen. Dadurch entwindet er sich der Armut und schwelgt im Reichtum des Lebens und kein Plato kann ihn gefangen halten, keine Sphäre ihn begrenzen.

Die Natur ist eine allfruchtbare Mutter und Gott ist nicht neidisch, sondern die Liebe selbst. —

Digitized by Google

Als das zweite Mittel, um zur ethischen Harmonie, zum Zustande der Glückseligkeit zu gelangen, nennt, wie bereits gesagt, Giordano Bruno die Arbeit; von ihr sagt er: „Die Arbeit der Hände muſs mit der Betrachtung des Geistes verbunden werden, so daſs der Mensch nicht denke ohne zu handeln, noch handelt ohne zu denken. Von Tag zu Tag rufen neue Bedürfnisse neue Erfindungen hervor und ein heilsamer Wetteifer fordert göttliche Thaten. Der Gewinn des sittlichen Lebens ist die Hoffnung, die in Erwartung einer würdigen Frucht ihrer Arbeit für alles Hohe und Groſse sich begeistert; sie ist ein heiliger Schild der menschlichen Brust, eine Brustwehr der Wahrheit und das sichere Fundament des Guten. Sie verliert das Vertrauen nicht in widerwärtigen Zufällen, weil sie in ihr selbst das innere Genügen und die Zufriedenheit, die ihr kein Sturm von auſsen entreiſst, findet. Aber nicht blos der ist ehrenwert, welcher den Preis seiner Arbeit erhält, sondern auch die Anderen, welche so gut gelaufen sind, daſs sie den Kranz verdient haben und nur diejenigen sind zu tadeln, welche auf der Mitte des Weges zweifelnd stehen und darum gar nicht zum Ziel gelangen."

Dadurch daſs Giordano Bruno das Gebäude seiner Ethik mit dem Preise der Arbeit krönt, ist er seiner Zeit, welcher die praktischen Thätigkeit hinter Kunst und Wissenschaft weit zurückstand, sehr vorausgeeilt, er war vielleicht der Einzige dieser Zeit, welcher die Arbeit als veredelndes, versöhnendes Element im Menschen erkannt hat, als diejenige Thätigkeit, welche den Zwiespalt in der menschlichen Brust, zwischen Wollen und Können, zwischen Wünschen und Erreichen, zwischen Idealem und Realem auszugleichen geeignet ist, hierbei hat er freilich nicht an jene rein egoistische Arbeit zum Zwecke der eigenen Erhaltung und Ansammlung von Reichtümern, sondern an die Arbeit als Mitthun an der Verwirklichung des der ganzen Menschheit gesetzten Zieles gedacht. Ganz denselben Gedanken, so zusagen das ganze Evangelium der neuesten Zeit, hat seine dichterische Verherrlichung durch Goethe gefunden, welcher die Läuterung seines Faust ihr Ziel und ihren Abschluss in jenem groſsartigen Bilde finden läſst, das uns Faust den Augenblick des höchsten Glückes dann genieſsend zeigt, als er, das Land dem Meere abgewinnend und zum Wohnsitze der Menschen eignend, mit den Augen des Sehers das Glück der Zukunft schaut. Und wie Giordano Bruno die Ehre nicht dem Erfolge gibt, sondern demjenigen der nach demselben strebt, so singen die Chöre der Seeligen, welche Faust's Unsterbliches tragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". — Giordano Bruno hat durch sein Leben und durch seinen Tod bewiesen, wie ernst es ihm mit seiner Ethik war. Moritz Carrière hat Recht, wenn er mit Bezug auf ihn sagt: „Wem der Schweiſs des Forschens und Sinnens auf der Stirne steht,

Digitized by Google

der wird nicht so leicht zum Lügner, wer so rastlos arbeitet und mit der Sphynx des menschlichen Lebens Brust an Brust unermüdlich ringt, der beweist dadurch, dafs er eine Befriedigung sucht die er noch nicht gefunden und die er nur so lange von der Religion empfängt als er dasselbe Resultat nicht aus der eigenen Vernunft entwickeln kann." Er hat Recht, wenn er sagt, „in solchen Menschen, wie Giordano Bruno, äufsert sich dieser Widerspruch zwischen dem Herzen, welches glauben möchte und dem Verstande, welcher es Lügen straft, als unermüdlicher Forschungstrieb, der ihn nicht schlafen und nicht zu sich kommen läfst."

So ist Giordano Bruno selbst eines der Vorbilder jenes Faust, der den Zwiespalt der Seele in seiner Brust nur durch unermüdliches Forschen und rastlose Arbeit zu versöhnen weifs und zum Nachahmer jenes Prometheus geworden, dem ein Geier die Leber zerfrafs, weil er mit überschäumendem Titanenmut dem Zeus das Feuer stahl um es der im Finstern schmachtenden Menschheit zu bringen.

Mehr als die Metaphysik und als die praktische Philosophie interessieren uns, die Kinder eines materiellen Jahrhunderts, die Ansichten Giordano Brunos über die Natur und ihre Gesetze; gerade in diesen Ansichten offenbart sich jener weitsehende Blick des Genies, edr das ganze geistige Eigentum seiner Zeitgenossen, so insbesonders die Himmelstheorie des Copernikus in sich aufgenommen und verarbeitet hat, der aus dieser Grundlage zu bis dahin noch nicht ausgesprochenen Consequenzen und hierdurch zu Wahrheiten gelangt ist, welche erst die jüngsten Jahrzehnte empirisch begründet haben. Man möchte glauben, Häckel oder Huxley, Dubois Reymund oder Wundt zu hören, wenn man die Worte des italienischen Philosophen des 16. Jahrhunderts über das Werden der Welt, freilich verborgen unter dem Wulste unklarer Mystik und verdeckt durch wertlosen Zierrat einer überschäumenden Phantasie, Sätze liest wie die folgenden: „In der Natur wie im Geiste giebt es nur wenige Samen, Elemente und Ideen, aus denen Alles gebildet und eine Menge von Dingen und Begriffen entsteht, die Pflanze wird nicht unmittelbar Mensch, sondern mittels der Form, des Cylus, des Blutes und des Samens. Eine unzerstörbare Eintracht verknüpft das Ende des Ersten mit dem Anfang des Zweiten, das Haupt des Nachfolgenden mit der Ferse des Vorangehenden, so dafs wir an einer goldenen Kette von dem Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel steigen."

Dafs Giordano Bruno nur eine Substanz annahm, dafs er das Geistige und Körperliche, wenn auch in seinen Äufserungen und Eigentümlichkeiten verschieden, auf ein Sein, auf eine Wurzel zurückgeführt, haben wir bereits gehört. Es klingt wie die Weltbildungstheorie eines Kant und La Place, wenn Giordano Bruno sagt: „Die Erde ist eben so wenig der Mittel-

Digitized by Google

punkt des Alls, wie irgend ein anderer Stern, das Unendliche hat keinen Mittelpunkt, oder hat ihn überall, so dafs jedes Gestirn für sich ein Zentrum ist. Die Erde schwingt sich wie die anderen Planeten, die noch nicht entdeckt sind in kreisähnlichen Bahnen, auch die Sonne steht nicht still, sondern schwebt mit im allgemeinen Sternenreigen. Die Fixsterne sind Sonnen, sie scheinen nur Punkte wegen der grofsen Entfernung und aus demselben Grunde sehen wir die Planeten nicht, aber wir dürfen dieselben sicher vermuten."

Der Dichter Giordano Bruno beschreibt das seiner Phantasie vorschwebende Himmelsbild in folgenden prächtigen Versen:

Alle die Sonnen sind von Planeten umkreist. Aus den Wassern
Mufs ja nach dem Gesetz der Natur die Flamme sich nähren.
Um den gröfseren Stern ergehn sich der kleineren viele,
Kräfte sich wechselweis zu senden und zu empfangen.
Ob sie fern sich stehn, ein Band des Friedens umschlingt sie
Wie sie den Weltlauf thun in harmonischen Intervallen,
Denn aus dem Gegensatz stammt alles Leben und Wachsen.
Drum überall um den lauterschlagenden Phöbus
Schlingen sich viele der Nymphen in herzerfreuendem Reihntanz.
Wie wir um dieses Schiff die Wellen mehrerer Kähne
Furchen sehn und den Ort von jeglichem nahe bemerken
Sollten nicht auch auf der Flut die weit und breit sich ergiefset,
Mehrere schwimmen und andere noch und dorten zu sehn sein?
Sollten nicht auch in dem Wald, der deinen Augen entfernt ist,
Grade wie hier umschwirren den Lorbeer mancherlei Vögel?

In der Auffassung des Geistigen steht Giordano Bruno geradezu, wie bereits angedeutet wurde, auf dem Standpunkte der neuesten Philosophie des Monismus, welcher das, was bisher als körperlich galt, mit dem was man Geist nannte, verbindend nur einen mit Kraft begabten Stoff kennt, in dem aber das thätige Element von dem ruhenden nicht getrennt und unterschieden werden kann. Nur eine falsche Abstraktion, lehrt Giordano Bruno, kann Form und Materie von einander getrennt halten und sondern, was nach der Natur und Wahrheit mit einander verbunden ist. Die Form mufs unzerstörbar sein gleich der Materie. Dem Wandel und dem Untergang sind allein die äufseren Formen unterworfen, welche nicht Dinge, sondern an den Dingen sind, nicht Substanzen, sondern Beschaffenheiten und Accidenzen derselben.

Könnte auch nur eine Substanz vernichtet werden, das All bekäme eine Lücke und stürzte zusammen.

Die Form kann ohne Materie, welche sie aus ihrem Schofs hervorgehen läfst und wieder darin aufnimmt nicht bestehen, während die Materie immer dieselbe und immer fruchtbar bleibt. Die Materie hat also

Digitized by Google

ein Prinzip, welches materiell und formell zugleich ist. Die Form bringt die Materie nicht, wie der Mensch durch Wegnehmen und Zusammenfügen, sondern durch Scheiden und Entfalten hervor. —

So ist Materie nichts anderes als die daseiende Kraft, ein ewiger Ausgang in der Bewegung, ein ewiger Eingang in der Schwere, darum das mit sich zusammenhängende Auseinander in beständigem Prozesse des aufquellenden Lebens, ein beseelter Organismus, in welchem Jegliches durch seine Beziehung auf das Andere, auf das Ganze von innen herauswirkt. Dieser Prozefs ist ohne Anfang und Ende in zeitlicher und räumlicher Beziehung, deshalb ewig und unendlich.

Die Grofsartigkeit dieses Systems tritt nun in um so helleres Licht, wenn wir damit die Ansichten vergleichen, die Jahrtausende hindurch und noch unmittelbar vorher auf diesem Gebiete die Herrschenden waren. Hat doch die Lehre der Scholastik, dafs die Natur etwas der Gottheit feindliches, etwas dem Geistigen Entgegengesetztes sei, eine geradezu unglaubliche Vernachlässigung in der Betrachtung derselben und eine ganz unglaubliche Ignoranz in Allem, was sich auf deren Erscheinungen und Gesetze bezog, zur Folge gehabt.

Wir dürfen übrigens, wollen wir ein wahres Bild unseres Philosophen zeichnen, nicht verschweigen, dafs denselben die Mangelhaftigkeit des empirischen Materials seiner Zeit ebenso wie seine ins Ungemessene schweifende Phantasie verführte aus den von ihm dargestellten allgemeinen Gesetzen Schlüsse in Beziehung auf die einzelnen kosmologischen Erscheinungen zu ziehen, welche vor einer nüchternen Forschung nicht Stand halten konnten und geradezu ins Gebiet der astrologischen Irrtümer verwiesen werden müssen.

In dieses Gebiet gehört es, wenn Giordano Bruno das Leben als Durchdringung des Warmen und Kalten und als die Erscheinung des einen das Feuer, des andern das Wasser bezeichnet. Je nachdem in einem Weltkörper das eine oder das andere Element vorwiegt, soll er Sonne oder Erde sein.

Nicht acht oder zehn Sphären, führt Giordano Bruno aus, sind, in denen die Sterne befestigt sind, noch ruht die Erde im Mittelpunkt, sondern der unendliche Raum ist von unzähligen, freischwebenden Sternen erfüllt.

Die Sterne sind die Glieder des Universums und wie sie den Geschöpfen auf ihnen Leben und Nahrung geben, so haben sie auch das Leben in sich und darum bewegen sie sich aus natürlichem Willen gegen einander, die kalten bedürfen der Erwärmung, die feurigen der Erfrischung und beide gewinnen sie von einander. Sie sind nicht fest, noch werden sie von einem äufsern Beweger getrieben, sondern wie Pflanzen und

Digitized by Google

Tiere, wie Mann und Weib zu einander hinstreben, wie jede Sache ihr Gleiches zu finden geht und ihr Gegenteil flieht, so bewegen sich auch die Weltkörper, so zieht der Magnet das Eisen an, so wird von einem Lebenshauch, der vom Magnet ausströmt, ein Sinn im Eisen erweckt.

Wo wir Licht sehen, sagt Giordano Bruno an einer andern Stelle, da leuchtet dasselbe Licht durch sich selbst wie das Feuer oder durch ein Medium des Feuers wie das Flüssige und Durchsichtige oder durch beides zusammen. Dies letztere dürfte auf den Weltkörpern der Fall sein; denn wie die Planeten, als Weltkörper des Wassers, nicht ohne das Feuer, so bestehen die feurigen Sonnen nicht ohne das Wasser. Wenn wir in dieser Hinsicht die Erde betrachten, so befindet sich nicht das Wasser außer oder oberhalb, sondern innerhalb derselben, denn auch die Luft gehört zu derselben und diese, sowie die einzelnen Bergesgipfel sind das Äußerste, während Quellen und Ströme wie Adern ihres göttlichen Leibes, Wolken, Winde, Flut und Ebbe wie ihr Aus- und Einatmen erscheinen.

Sowie Paracelsus, zugleich Arzt und Philosoph, die Krankheitssymptome im Menschen mit den Erscheinungen der Natur in eine Parallele stellt, so das Fieber dem Erdbeben vergleicht, so finden wir umgekehrt durch Giordano Bruno die Wunder des Universums des Makrokosmus erklärt in den Funktionen der menschlichen Organe, im Mikrokosmus. —

Die Kosmologie und Kosmogonie des italienischen Philosophen wäre nicht vollständig, wenn sich derselbe nicht auch über die Stellung des Menschen in der Natur ausgesprochen hätte.

Nach ihm steht der Mensch in der Mitte des Lebens zwischen dem Göttlichen und Irdischen, zwischen der reinen Idee und Naturerscheinung, an beiden hat er Teil und ist so das Band der Welt.

„Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der anderen trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen"

läßt Goethe seinen Faust sagen. —

Dem Triebe des Menschen entsprechen nach Giordano Bruno die Formen der Natur, in all seinem Vermögen zeigt er alle Arten des Seins.

Er ist ewig, durchwandelt alle Räume und nimmt alle Gestalten an, er ist ein Wunder und geht, selbst ein Göttliches, in Gott über, er ist unendlich, wie Gott unermeßlich und überall ganz.

Digitized by Google

Die Seele ist eine denkende Monade, um die wie um einen thätigen allgegenwärtigen Mittelpunkt die beständige Anziehung und Aufnahme der Atome vor sich geht. Sie breitet sich bei der Geburt in dem Menschen aus und schwindet aus demselben beim Tod. Der Mensch hat ein doppeltes Ziel, geistige und körperliche Vollkommenheit, damit er Irdisches und Himmlisches erfasse und das All nach dem Gesetze der Notwendigkeit wie in freier Liebe genieſse, denn er steht auf der Grenze von Zeit und Ewigkeit, zwischen dem idealen Urbild und der hinfälligen Erscheinungswelt und ist beider teilhaftig.

Giordano Bruno schreibt der menschlichen Erkenntnis vier Stufen zu, die niedrigste ist die Sinneswahrnehmung, welche sich auf die Körperwelt bezieht; der Sinn schaut die einzelnen Dinge wie durch einen Ritz aus dem Kerker, er ist vielfach beschränkt und nur an das Besondere und Vorübergehende gewiesen, er vermittelt uns nur die Erscheinungen; dann kommt die Phantasie, die einmal als Vorstellung sich mit Bildern beschäftigt, welche die Sinne gewonnen haben, dann aber als Einbildungskraft das Besondere zum Allgemeinen erhebt und die Anschauung mit dem Begriffe verbindet.

Die dritte Thätigkeit, die des Verstandes ist diskursiv, untersucht die Verhältnisse und Gründe der Dinge, beurteilt die Vorstellungen und bildet Urteile und Schlüsse.

Die Vernunft oder geistige Intelligenz endlich ist die schopferische Thätigkeit des allgemeinen, in welchem die Formen der Dinge wahrhaft gegenwärtig sind; sie erhebt sich zur Einheit und erkennt ein Subjekt als Wurzel und Lebensgrund von allem.

So repräsentiert sich denn das ganze System des italienischen Philosophen, das wir in seinen Hauptzügen nunmehr erschöpft haben, als ein Pantheismus, der sich von dem eines Spinoza genau insoweit unterscheidet, wie die Kultur des 16. Jahrhunderts von der des 17. Jahrhunderts.

Wie diese an Klarheit der Gedanken und an Fülle des Materials einen grofsen Schritt nach vorwärts gethan hat, eben so viel war sie hinter jener an ursprünglicher Naivität und poetischem Schwung zurückgeblieben.

Das Durchdrungensein der Natur von der Gottheit, welche Goethe in den Versen ausgedrückt hat:

„Was wär ein Gott der nur von aufsen stieſse,
Im Kreis das All' am Finger laufen lieſse!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen
So dafs, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist ermifst",

Digitized by Google

ist die Idee der Philosophie Giordano Brunos, wie der Gedanke der Identität der Natur mit der Gottheit die der Philosophie Spinozas. Aus diesem Durchdrungensein folgert Giordano Bruno die Harmonie des Alls, die grofsartige Anschauung des Einen in der Mannigfaltigkeit, die Schönheit der Welt. Es ist derselbe Gedanke, der die poetische Seite der ganzen Renaissancezeit bildet, jener Gedanke, der zugleich den schärfsten Gegensatz zum Wesen der Scholastik ausdrückt, welche die Natur als Werk des Teufels, als etwas Unschönes, Verabscheuungswürdiges betrachtet, weshalb auch die ganze Philosophie der Renaissancezeit, die der Italiener ebenso wie die der Deutschen, die eines Nikolaus von Cusa, Paracelsus und Sebastian Frank ebenso, wie die eines Campanella, Telesius und Bruno pantheistisch angehaucht war.

In einer Zeit, welche einerseits auf die tiefsten Fragen, wie alles entstanden sei, wie alles zusammenhänge, wie Ursache und Wirkung auf einander folgen, eine Antwort haben wollte und mufste, so wie Kinder vor keiner Frage zurückschrecken, in einer Zeit, welche aber andererseits den Glauben an eine individuelle Vorsehung, an eine persönliche Gottheit abgestreift und, um wieder mit Goethe zu reden, bereits erkannt hatte: „Im Innern ist ein Universum auch, daher der Völker löblicher Gebrauch, dafs jeglicher das Wesen, das er kennt, Er Gott, ja seinen Gott benennt, ihm Himmel und Erde übergiebt, ihn fürchtet und wo möglich liebt", mufste man zur Beseelung der Materie, zur Vergötterung der Natur gelangen, sowie man in grauer Vergangenheit, da die Idee eines aufserhalb der Welt stehenden, schaffenden und lenkenden Gottes noch nicht aufgegangen war, zur Personifizierung und Vergötterung einzelner Naturerscheinungen gelangt war. — Monotheismus, Pantheismus, dann Materialismus und endlich Monismus heifst der Kreislauf der Philosophie, vorgezeichnet durch die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes und der exakten Wissenschaften. Auch das lag aber, um wieder zu Giordano Bruno zurückzukehren, im Charakter seiner Zeit, dafs er glaubte, er habe mit seinem System thatsächlich alle jene tiefen Fragen beantwortet, welche diese Zeit an ihn stellte, — dafs er nicht dazu kam, sich jene Grenze zu stecken, über welche nichts Menschliches hinaus kann.

Es ist eben eine charakteristische Erscheinung beim Auftauchen eines jeden neuen geistigen Prinzips, dafs es zuerst mafslos auftritt und dafs sich erst im Laufe der Zeit im Kampfe mit der Vergangenheit und Gegenwart das Mafsvolle und das erst ist die Wahrheit, abklärt.

Giordano Bruno hat, wie wiederholt erwähnt, im Vereine mit wenig anderen, mit Telesius und Campanella in Italien, mit Nikolaus von Cusa, Paracelsus und Sebastian Frank in Deutschland zuerst das eine Prinzip

Digitized by Google

der neuen Philosophie, das Prinzip der Unabhängigkeit der Forschung über die Natur und den Menschen, über beider Zweck und Bestimmung, von der Autorität der Kirche und des Dogmas vertreten und so ist es ihm auch nicht zu verübeln, daſs seine Lehre das Merkmal titanisch — himmelstürmenden Gewalt weithin sichtbar an sich trägt. Dieser Titanismus hat mit der Lehre das Leben Giordano Brunos, wie aller bahnbrechenden Genie der Renaissancezeit gemein. Mit ihrem Denken decken sich durchwegs ihre Thaten. Es ist ihre geistige Thätigkeit eben nichts anderes als die eine Seite einer in ihren Bestrebungen durchaus einheitlichen, zielbewuſsten Zeit, ein Glied in einer ganzen Kette von Erscheinungen.

Alle Wissenschaften tragen einen gemeinsamen Grundzug, den der Befreiung des Individuums an sich.

Der Kampf des Lebens aber galt der Niederreiſsung der Schranken, die das Hergebrachte, die Vergangenheit um die ganze Menschheit gezogen hatte.

Giordano Bruno reichte, wenn auch seine Geburt und noch viel mehr sein Wirken in eine Zeit fällt, da wenigstens in Italien die Blüte der Renaissance bereits verwelkt war und wenn auch seine Lehre seine Zeit weit überholt hatte, vermöge seiner Anlagen und vermöge seines Charakters um ein halbes Jahrhundert zurück wie wir dies bereits ausgeführt haben. Nur so erklärt sich seine ihm innewohnende Oppositionslust, jene Kraftfülle, jener Trotz, — jene Originalität und Ungebundenheit seines Lebens und Strebens, welche dem 15. Jahrhundert in Italien, dem 16. in Deutschland ihren Charakter aufgedrückt haben.

Digitized by Google

Die angeblichen Dialoge Petrarcas über die wahre Weisheit.

Von **Johannes Uebinger.**

Die Schriften Petrarcas sind, wie Willard Fiske [1]) nachweist, im Laufe der Jahrhunderte fast sämtlich in zahlreichen Spezialausgaben erschienen; nur die beiden Dialoge „über die wahre Weisheit" nehmen eine Ausnahmestellung ein. Blos eine Spezialausgabe, welche aus dem Jahre 1604 stammt, gibt es, soweit ersichtlich, von denselben [2]); und während von den sonstigen Schriften Petrarcas mehrere, bei manchen derselben Dutzende von Handschriften angeführt werden [3]), läfst sich, was jedenfalls recht merkwürdig ist, für die Dialoge bis jetzt auch nicht eine einzige nachweisen. Fehlen nun auch beinahe vollständig Spezialausgaben und Handschriften, so enthält doch schon die erste Gesamtausgabe der Werke Petrarcas, welche 1496 zu Basel erschien, die genannten Gespräche, und seitdem gelten dieselben für Schriften des ersten Humanisten Italiens.

Bei näherer Prüfung derselben ergeben sich indessen sehr grofse Bedenken gegen deren Echtheit. Untersuchen wir zunächst den ersten Dialog.

„Es traf", so beginnt derselbe, „ein armer Idiot [4]) auf dem Forum zu Rom einen sehr reichen Redner. Diesen sprach er freundlich lächelnd also an:

1) A catalogue of Petrarch books. New-York 1882, pag. 20 ff.

2) Citirt von A. Hortis im Cat. delle opere di F. P. nella Petrarchesca Rosettiana. Triest 1874, pag. 156.

3) In Valentinellis Katalog der venez. Handschriften in dem Sammelwerk: Petrarca et Venezia, pag. 41—149, sowie in dem Werke: I codici Petrarcheschi nella biblioteche governative del regno, Rom 1874. Die Nachweise unter 2) und 3) verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Geiger.

4) „Idiota": man hat dieses Wort durch „der Einfältige" übersetzt; wie ich glaube, nicht zutreffend. „Idiota" bezeichnet hier vielmehr, wie wir sehen werden, im Gegensatze zu dem litterarisch gebildeten Redner den einfachen Mann mit gesundem Menschenverstande. Kürzer läfst sich, wie ich glaube, das, was unter „idiota" zu verstehen ist, nicht wiedergeben, und darum lasse ich das Wort im Texte unübersetzt. Aber man denke dabei nicht an den Idioten in dem heute gewöhnlichen Sinne.

Digitized by Google

Idiot. Erstaunt bin ich über dein stolzes Benehmen, während du dich beständig mit Lesen plagst, unzählige Schriften zum so und so vielten Male liest, bist du noch nicht zu einem bescheidenen Verhalten gekommen; dies sicherlich darum nicht, weil das Wissen dieser Welt, worin du die Andern zu übertreffen glaubst, vor Gott sozusagen Thorheit ist; und deshalb macht es stolz. Das wahre Wissen aber macht demütig. Ich wünschte, ich könnte dich zu diesem hinführen; denn daselbst ist unermefsliche Freude.

Redner. Welche Anmafsung von dir, armer und ganz unwissender Idiot, so sehr das Litteraturstudium, ohne welches doch niemand vorwärts kommt, zu verachten!

Idiot. Mit nichten, grofser Redner, ist es Anmafsung, die mich nicht schweigen läfst, sondern vielmehr innige Freundesliebe; denn ich sehe, wie du bemüht bist, die Weisheit zu suchen; und doch ist die viele Mühe umsonst; von deinem Wege möchte ich dich abbringen; brächte ich das fertig, so dafs auch du den Irrtum genau erkänntest, so würdest du, glaube ich, dich freuen, einer zugezogenen Schlinge entschlüpft zu sein. Es rifs dich mit fort die Ansicht einer angesehenen Person; du gleichst dem Pferde, welches, von Hause aus frei, aber auf künstliche Art mit dem Halfter an die Krippe angebunden ist, wo es nun nichts Anderes frifst, als was man ihm hinwirft. Dein Geist nämlich, von dem Ansehen der Schriftsteller gefesselt, lebt von fremdartiger und nicht von der seiner Natur entsprechenden Nahrung.

Redner. Wenn in den Büchern der Weisen die Weisheitsnahrung nicht ist, wo ist sie dann anders?

Idiot. Ich behaupte nicht, sie sei dort nicht, sondern ich behaupte blos, die naturgemäfse sei nicht dort. Jene Männer nämlich, welche zuerst sich daran machten, über die Weisheit zu schreiben, schöpften nicht aus Büchern, die es ja noch nicht gab, sondern durch ihrer Natur entsprechende Nahrung entwickelten sie sich zu vollkommenen Männern; und gerade sie überragen die Anderen, welche aus Büchern glauben alles geholt zu haben, bei weitem an Weisheit.

Redner. Mag man immerhin auch ohne Litteraturstudium vielleicht einiges wissen, so doch schwierige und grofsartige Dinge nie und nimmer; sind doch die Wissenschaften durch stete Zusätze gewachsen.

Idiot. Dies ist eben, was ich behauptete; nämlich: dich bestimme das Ansehen einer Person, und sie täusche dich. Schreibt einer so ein Wort, du glaubst es ihm. Ich aber sage dir: Die Weisheit ruft draufsen auf den Strafsen, und ihr Ruf lautet, sie wohne in den Höhen [1]).

1) Prov. 8, 1.

Digitized by Google

Mit diesem bedeutungsvollen Eingange des Dialoges steht nicht in logischem Zusammenhange, was jetzt zunächst weiter folgt:

Redner. Die Weisheit habe ich mir vollständig zu eigen gemacht[1]).

Idiot. Etwas Grofses, wenn es richtig wäre, und etwas, das von der Tugend untrennbar; doch glaube mir, nie, wenn du wirklich weise wärest, sagtest du das. Der Weise nämlich erkennt sehr wohl, wie viel ihm fehlt, brüstet sich daher nicht, sondern ersehnt sich das Fehlende.

Redner. Ganz offen nenne ich mich weise.

Idiot. Die Dinge ständen gut, wenn es so viele Weisen gäbe als Prahler mit ihrer Weisheit.

Redner. Durch Studium gelangte ich zur Weisheit.

Idiot. Freilich, auf die Art gelangt man hin; aber ob du wirklich schon hingelangt bist, das überlege einmal. . . . .

Redner. Die vollendete Weisheit erhielt ich vom Himmel herab. Die Weisheit nämlich ist ein Geschenk, ein jedes Geschenk aber stammt von oben, vom Vater des Lichtes[2]).

Idiot. Allerdings ist die Weisheit ein Geschenk des Himmels; indessen ein grofser Mann und Freund Gottes, der hl. Paulus, äufserte sich bezüglich seiner Weisheit nicht wie du, sondern folgender mafsen: ‚Nicht als ob ich sie bereits empfangen hätte, oder als ob ich vollkommen wäre'.

Redner. Die Weisheit habe ich wifsbegierigen Geistes erfafst.

Idiot. Wie das Begehren nach Geld und vielem Gute bös, so ist dasjenige nach der Weisheit gut; doch ob du für ein solch hohes Gut empfänglich bist, das bedenke.

Redner. Man nennt mich weise.

Idiot. Nicht deine Aussage noch auch diejenige von Anderen hat je einen weise gemacht, sondern einzig die Thatsache.

Redner. Allgemein nennt man mich weise.

Idiot. Der gemeine Haufe pflegt die Wahnsinnigen weise und die Weisen wahnsinnig zu nennen.

Redner. Alle erklären mich für weise.

Idiot. Für deinen Ruf vielleicht, für deine Weisheit ist derartiges durchaus nicht von Belang. . . .

Redner. Ich weifs, dafs ich weise bin.

1) ‚Sapientiam attamen studio ac librorum lectitatione consecutus sum': lautet zwar der Text; indessen ist, was oben in der Uebersetzung nicht berücksichtigt wurde, für den Gedankengang völlig ohne Belang und, wovon später, nachweisbar eingeschoben.

2) Jakob. 1, 17.

Digitized by Google

Idiot. Litteraturkundig willst du vielleicht sagen; es gibt nämlich einige, wenn sie auch dünn gesäet sind, welche Litteratur kennen; Weise dagegen giebt es sozusagen keine. . . . .

Redner. Aber die Römer hielten doch für weise den Lälius, den Cato; Griechenland gar soll zur Zeit seiner Blüte sieben Weise besessen haben.

Idiot. Genug von den Weisen des Altertumes; glücklicher ist unser Zeitalter; es zählt nicht einen oder zwei oder sieben, nein in den einzelnen Städten wie Herden Vieh zählt man die Weisen. . . . .

Redner. Und dennoch bin ich weise.

Idiot. Die, welche sich grofs dünken, pflegen Aufgaben, die ihre Kräfte übersteigen, mit Zuversicht anzufassen und dann, mitten in ihrem Unternehmen verunglückt, zu ihrer eigenen grofsen Gefahr und Schmach zu erfahren, wie gerecht man ihre Fähigkeiten beurteilt hat. . . . .

Redner. Glauben thue ich doch, zur Weisheit gelangt zu sein.

Idiot. Wenn du mir folgst, so wirst du durch eifrige Anstrengung eher zu derselben gelangen als wie durch das blosse Glauben; nichts nämlich hebt einen höher empor als werkthätige Bescheidenheit."

In dem soeben dem Hauptgedanken nach mitgeteilten Stücke des Gespräches handelt es sich offenbar nicht, wie im Eingange desselben, um den einen richtigen Weg, der zur Weisheit führt, sondern vielmehr weit genereller um die Möglichkeit, sie zu besitzen; und doch, sollte man meinen, mufs diese Möglichkeit zugestanden sein, ehe man die Frage nach dem einen richtigen Wege, wie dies im Eingange geschieht, füglich erörtern kann. Was demnach in dem Dialoge an zweiter Stelle steht, gehörte an die erste; doch, was sage ich? Auch hier würde das an den zweiten Platz Gestellte nicht passen; denn der Grundgedanke des letztern ist doch: Kaum einer oder sozusagen keiner kann die Weisheit erlangen. Dagegen setzt der Eingang des Gespräches die Erreichbarkeit der Weisheit voraus, nur der richtige Weg ist fraglich.

Ebenso wenig wie das vorhin skizzierte erste Mittelstück zum Eingange pafst zu diesem das nun folgende, zweite Mittelstück.

„Grofse Weisheit", so fängt der Redner von neuem an, „besitze ich".

„Geglaubt", entgegnet der Idiot, „hätte ich es vielleicht, wenn du nichts gesagt; vorhin bereits erinnertest du mich daran, dafs, wo die Anmafsung gröfser, die Weisheit geringer zu sein pflegt[1]). Dein Cicero sagt: Wer sich brüstet, findet sofort einen Spötter, ja so viel Spötter, als er Zuhörer hat.

1) Ich bemerke ausdrücklich, dafs ein solcher Satz in dem, was vorausgeht, nicht vorkommt.

Digitized by Google

Redner. Zu den Weisen werde ich gerechnet.

Idiot. Einer von der Schar jener vielleicht bist du, denen weise scheinen und es nicht sein für wertvoller gilt als es zwar sein aber nicht zu scheinen. . . . . Wärest du wirklich weise, so würdest du es nicht sagen; denn nicht anmafsend, nicht aufgeblasen ist der Weise, sondern innerlich zerknirscht, er prahlt nicht, sondern überlegt stets, was ihm mangelt, denkt auch stets nicht an das Erreichte, sondern an das, was noch zu erreichen ist[1]). . . . . Wenn du also weise werden willst, so halte dich, wie schon gesagt, für nicht weise.

Redner. Für einen wahren Weisen indessen hält mich übereinstimmend alle Welt.

Idiot. Zur wahren Weisheit kann niemand gelangen, der in falscher Weisheit befangen ist. Einfältig also mufst du werden, um weise sein zu können. . . . . Einfältig aber wirst du dir erst dann vorkommen, wenn du zum Nachdenken über dich selbst gelangst. . . . .

Redner. Auf welchem Wege, erläutere mir näher, werde ich Kenntnis meines Ichs erlangen?

Idiot. Erinnere dich, Redner, vor allem und erwäge in deinem Geiste oft, was du bist; die grofse Menge der Sterblichen freilich, sich selbst nicht kennend, frägt blos, was auf der Erde zu thun, was am Himmel geschieht. . . . .

Wahrhaft weise und gerecht vor Gott ist jene Seele, die bedenkt, wie das Leben beschaffen sein mufs, nicht, wie lang daselbe ist. . . . . Sei also bemüht, weise zu sein, darnach trachtend, wenigstens nicht schwer zu sündigen. Von den läfslichen Sünden nämlich, da selbst der Gerechte siebenmal des Tages fällt, wer kann sich davon ganz frei halten? Wenn du aber gesündigt, dann leiste durch Beten, Opfer, Thränen und Almosen, soweit du kannst, Genugthuung. . . . . Was soeben", heifst es dann nach einer langen[2]), ununterbrochenen Rede des Idioten, die sich ganz in dem kurz angedeuteten Gedankenkreise bewegt, „was soeben gesagt wurde, das möchte ich fast alles einzig von der geschaffenen Weisheit, welche dem Menschen inne wohnen kann, gesagt haben; es giebt nun aber noch eine andere, ungeschaffene Weisheit, die bei weitem vorzüglicher als jene und von jener weit verschieden ist; so weit nämlich als das Endliche vom Unendlichen[3]), das Ewige vom Zeitlichen sich unterscheidet. Mittel und Handhabe ist jedoch jene zu dieser, und von anders woher gelangt man nicht dorthin".

1) Derselbe Gedanke, nur nicht so ausführlich zergliedert, begegnete uns schon zu Anfang des ersten Mittelstückes.

2) Ueber eine Folioseite.

3) ‚infinito' ist offenbar statt ‚infimo' zu lesen.

Digitized by Google

Die vorstehenden Auszüge aus dem zweiten Mittelstücke mögen genügen, um zu zeigen, dafs in dem ersten Stücke des Gespräches eine völlig andere Gedankenreihe vorwaltet, als in dem jetzt untersuchten zweiten; dort, in dem ersten, handelte es sich um die Weisheit im Sinne eines vollkommenen Wissens, hier dagegen, im zweiten, ist dieselbe als Lebensweisheit als jenes weise, verständige Handeln gefafst, die zur ewigen Weisheit führt.

Was nun den Schlufs des Dialoges betrifft, so schliefst sich dieser gar nicht an das unmittelbar Voraufgehende sondern merkwürdiger Weise ganz eng an den Eingang:

„Redner. Wie ich merke, scheinst du, wiewohl du dich für einen Idioten hältst, dennoch nicht geringe Weisheit zu besitzen.

Idiot. Das ist vielleicht der Unterschied zwischen dir und mir; du dünkst dich, obwohl du es nicht bist, weise, deshalb bist du stolz; ich dagegen sehe klar, dafs ich ein Idiot bin — darum bin ich demütig — und insofern bin ich vielleicht gelehrter wie du.

Redner. Wie kannst du als Idiot zu dem Wissen um dein Nichtwissen gelangt sein?

Idiot. Nicht aus deinen, sondern den Büchern Gottes entnahm ich es.

Redner. Was sind das für Bücher?

Idiot. Nun, die er eigenhändig geschrieben.

Redner. Wo findet man die?

Idiot. Allüberall.

Redner. Also auch dem Forum hier?

Idiot. Freilich, sagte ich — im Eingange des Buches[1]) — doch, dafs die Weisheit auf den Strafsen rufe.

Redner. Ich wünschte zu vernehmen, wieso?

Idiot. Wenn ich dich ohne vorwitzige Neugier von lauterem Interesse für die Sache erfüllt wüfste, so enthüllte ich dir grofse Dinge.

Redner. Kannst du in kurzer Zeit bewirken, dafs ich, was du willst, verkoste?

Idiot. Jawohl.

Redner. Ziehen wir uns also, bitte, in die nächste Barbierstube da zurück, beim Sitzen können wir uns mit mehr Ruhe unterhalten.

Das gefiel dem „Idioten", setzt der Autor des Gespräches hinzu[2]); „sie traten ein, setzten sich und, indem sie den Blick auf das Forum richteten, begann der Idiot also das Gespräch."

1) ‚in capite libri' nimmt sich in einem Gespräche recht sonderbar aus.

2) Der lateinische Text läfst dies freilich nicht deutlich hervortreten.

Digitized by Google

Mit der Eröffnung des eigentlichen Gespräches schliefst — seltsam genug — der erste Dialog.

Die Analyse seines Inhaltes hat, wie ich glaube, zur Evidenz gezeigt, dafs der Dialog unmöglich aus einem einzigen Gusse besteht; drei verschiedene, wenn auch verwandte, Gedankenkomplexe sind hier gewaltsam zusammengeschmiedet. Eingang und Schluss des Dialoges, die eng zu einander gehören, bezeichnen, die Erreichbarkeit der Weisheit voraussetzend, genau im Unterschiede vom falschen den einzig richtigen Weg zur Weisheit; das erste Mittelstück hingegen bezweifelt, um nicht zu sagen, verneint entschieden die noch soeben stillschweigend vorausgesetzte Erreichbarkeit; das zweite Mittelstück endlich führt einen ganz neuen Begriff der Weisheit ein, nicht theoretisches Wissen sondern weises Handeln ist hier unter Weisheit zu verstehen.

Ein Dialog, der so verschiedenartige Dinge einheitlich verknüpfen will, kann nur eine Kompilation sein und in der That ist dies nachweisbar der Fall.

Der Anfang des Gespräches ist entnommen dem fast gleichnamigen Dialoge „über die Weisheit", den Nikolaus Cusanus laut hinlänglich verbürgter Nachricht am 15. Juli 1450 geschrieben. Zum Vergleiche stelle ich nunmehr die beiden Texte, wie sie einmal in den Ausgaben Petrarcas, das andere Mal in den Werken des Cusanus enthalten sind, die Unterschiede in der Lesart gesperrt, neben einander.

De vera sapientia dial I.[1]

Convenit pauper quidam idiota ditissimum oratorem in foro Romano, quem facete subridens sic allocutus est:

Id. Miror de fastu tuo, quod tu, licet continua lectione defatigeris innumerabiles libros lectitando, nondum tamen ad humilitatem ductus sis. Hoc certe ex eo, quia scientia huius mundi, in qua te caeteris praecellere putas, stultitia quaedam est apud Deum et haec inflat. Ex qua inflatione tumida oritur superbia, quae natione coelestis semper in altum tollitur, ut gravius cadat.[3]

Vera autem scientia humiliat, quae nulla inflatione gravefacta in altum non curva volat.[4]

de sapientia dial I.[2]

Convenit pauper quidam idiota ditissimum oratorem in foro Romano, quem facete subridens sic allocutus est:

Idiota. Miror de fastu tuo, quod, cum continua lectione defatigeris innumerabiles libros lectitando, nondum ad humilitatem ductus sis. Hoc certe ex eo, quia scientia huius mundi, in qua te caeteros praecellere putas, stultitia quaedam est apud deum et hinc inflat.

Vera autem scientia humiliat.

1) Zu Grunde liegt die Ausgabe Petrarcas, Basel 1581.

2) Gewählt ist die Incunabelausgabe, die gewöhnlich in das Jahr 1478 gesetzt wird und daher älter ist als die älteste Gesamtausgabe der Werke Petrarcas von 1496.

3) ‚Ex qua . . cadat' fehlt bei Cusanus.

4) ‚quae nulla . . volat' fehlt bei Cusanus.

Digitized by Google

Optare igitur, ut ad illam te conferres, quoniam ibi est thesaurus laetitiae.

Or. Quae est haec praesumptio tua, pauper idiota et penitus ignorans, ut sic parvi facias studium literarum, sine quo nemo proficit.

Id. Non est, magne orator, praesumptio, quae me silere non sinit sed caritas. Nam video te deditum ad quaerendum sapientiam multo casso labore, a quo te revocare si possem desidero, ita et tu errorem perenderes, puto contrito laqueo te evasisse gauderes. Traxit te opinio auctoritatis, ut sis quasi equus naturaliter liber sed arte capistro alligatus praesepi non aliud comedit, nisi quod sibi ministratur.

Or. Si non in libris sapientum est sapientiae pabulum, ubi nunc est?

Id. Non dico ibi non esse sed dico naturale ibi non reperiri. Qui enim primo se ad scribendum de sapientia contulerunt, non de librorum pabulo, qui nondum erant, incrementa receperunt sed naturali alimento in viros perfectos evadebant et hi caeteros, qui ex libris se putant profecisse, longe sapientia antecedunt.

Or. Quamvis forte sine literarum studio aliqua sciri possunt, tamen res difficiles et grandes nequaquam, cum scientiae creverint per additamenta.

Id. Hoc est quod aiebam, scilicet te duci auctoritate et decipi. Scripsit aliquis verbum illud, cui credis, ego autem tibi dico, quod sapientia foris clamitat in plateis et est clamor eius, quoniam ipsa habitat in altissimis.

Optarem, ut ad illam te conferres quoniam ibi est thesaurus laetitiae.

Orator. Quae est praesumptio tua, pauper idiota et penitus ignorans, ut sic parvi facias studium literarum, sine quo nemo proficit.

Idiota. Non est, magne orator, praesumptio, quae me silere non sinit sed caritas. Nam video te deditum ad quaerendum sapientiam multo casso labore, a qua te revocare si possem ita ut et tu errorem perenderes, puto contrito laqueo te evasisse gauderes. Traxit te opinio auctoritatis, ut sis quasi equus natura liber sed arte capistro alligatus praesepi, ubi non aliud comedit, nisi quod sibi[1] *ministratur.*

Orator. Si non in libris sapientum est sapientiae pabulum, ubi tunc est.

Idiota. Non dico ibi non esse sed dico naturale ibi non reperiri. Qui enim primo se ad scribendum de sapientia contulerunt non de librorum pabulo, qui nondum erant, incrementa receperunt sed naturali alimento in virum perfectum perducebantur et hi caeteros, qui ex libris se putant profecisse, longe sapientia antecedunt.

Orator. Quamvis forte sine literarum studio aliqua sciri possunt[2]*, tamen res difficiles et grandes nequaquam, cum scientiae creverint per additamenta.*

Idiota. Hoc est quod aiebam, scilicet te duci auctoritate et decipi. Scribit aliquis verbum illud, cui credis, ego autem dico tibi, quod sapientia foris clamat in plateis et est clamor eius, quo modo ipsa habitat in altissimis.

Was nunmehr in dem ersten Dialoge folgt, stammt wirklich von Petrarca; es ist, wie schon Körting bemerkte[3], der zwölfte Dialog des ersten Buches „der Heilmittel gegen Glück und Unglück". Ganz gleich freilich sind die Texte an beiden Stellen nicht. In den „Heilmitteln" unterreden sich „Freude" und „Vernunft"; sollte nun bei der Herübernahme

1) Die Cusanus-Ausgabe Paris 1510 hat hier abweichend ‚illi' statt ‚sibi'.

2) Pariser Ausgabe ‚possint'; dieselbe will offenbar den ursprünglichen Text verbessern.

3) Petrarcas Leben und Schriften, S. 587. Im Index der benützten Basler Ausgabe steht: ‚sapientia vera, quae sit 323. 324 et inde sapientiae verae vis et usus 9'; pag. 324 bezieht sich auf den ersten Dialog ‚über die wahre Weisheit', pag. 9 auf ‚die Heilmittel' der Herausgeber scheint hiernach eine Beziehung zwischen beiden Texten gekannt zu haben.

Digitized by Google

jenes zwölften Dialoges in den Dialog „über die wahre Weisheit" die Disharmonie mit dem Eingange nicht noch gröfser werden, als sie bereits ist, so mufste man die Gesprächsrollen anders besetzen, und so ersetzte man die „Freude" durch den „Redner" und die „Vernunft" durch den „Idioten". Um für den ersten Anschein einigen Zusammenhang herzustellen, hat man, wie ich durch Gegenüberstellung zeigen will, gleich im Anfange teils eingeschoben teils gekürzt.[1])

De vera sapientia dial. 1.

Or. Sapientiam attamen studio ac librorum lectitatione consecutus sum.

Id. Rem magnam, si vera esset, et inseparabilem a virtute.

Crede autem mihi: nunquam, si vere sapiens esses, hoc diceres. Sapiens enim, quantum est quod sibi desit, intelligit, non gloriatur itaque sed suspirat.

Or. Sapientem me profiteor.

Id. Bene irent res, si tot essent sapientes quot sapientiae professores. Hoc illud perdifficile est, hoc vero facillimum.

Or. Studio ad sapientiam perveni.

Id. Utique sic ad illam pervenitur, sed an tu . . . .

De remediis utriusque fortunae.

Gaudium. Sapientiam consecutus sum.

Ratio. Rem magnam, si vera esset, et inseparabilem a virtute; si illam igitur approbasses, haec approbata esset; sed utraque opinione aliquanto facilior est quam re.

Gaudium. Sapiens sum.

Ratio. Crede autem mihi: nunquam, si vere esses, hoc diceres. Sapiens enim, quantum est quod sibi desit, intelligit, non gloriatur itaque sed suspirat.

Gaudium. Sapientem me profiteor.

Ratio. Bene irent res, si tot essent sapientes quot sapientiae professores. Nunc illud perdifficile est, hoc vero facillimum.

Gaudium. Sum sapiens.

Ratio. Si vere sapiens esse vis, noli id quidem opinari. Credere se sapientem primus ad stultitiam gradus est, proximus: profiteri.

Gaudium. Studio ad sapientiam perveni.

Ratio. Utique sic ad illam pervenitur, sed an tu . . . .

Der mitgeteilte Anfang mag als Probe der Entlehnung genügen; den Text beider Stellen vollständig mitzuteilen würde zu weit führen; der dazu erforderliche Raum stände in keinem richtigen Verhältnisse zu dem hier gesteckten Ziele. Ich bemerke darum nur: der sich an das Obige anschliefsende Text zählt noch 49 bez. 57 Zeilen in Folioformat; bei der Herübernahme ist einiges eingeschaltet, einiges ausgelassen worden; im grofsen und ganzen ist indessen weit weniger geändert als dies, wie soeben gezeigt, im Anfange des Stückes geschehen.

Was nun weiterhin das zweite Mittelstück betrifft, so kann ich dessen Ursprung nicht nachweisen; es könnte ganz gut einer Schrift

1) M. vgl. oben S. 59, Anm. 1.

Digitized by Google

Petrarcas entnommen sein; inhaltlich liegt dem nichts im Wege; allein vergebens habe ich darnach in den Werken Petrarcas gesucht.

Der Schluſs des Dialoges endlich stammt, wie zu erwarten, aus dem genannten Dialoge des Cusanus; bei ihm schlieſst sich, was bei Petrarca Anfang und Schluſs bildet, unmittelbar an einander an; selbstverständlich fehlt bei Cusanus auch das sonderbare ‚in capite libri' [1]).

Aus dem Gesagten ergibt sich ganz zweifellos, daſs der erste Dialog ‚über die wahre Weisheit' eine reine Kompilation ist; nur ein kleiner Teil desselben stammt wirklich von dem, der ihn verfaſst haben soll, von Petrarca; Eingang und Schluſs desselben gehört einer spätern Zeit an, rührt von Cusanus her.

Der zweite Dialog.

Nicht genau so wie bei dem ersten liegen die Verhältnisse bei dem zweiten Gespräche ‚über die wahre Weisheit'; ist das erste augenscheinlich aus fremdartigen Stücken zusammengesetzt, so kann man ein Gleiches von dem zweiten nicht behaupten; dem Inhalte nach bildet dasselbe vielmehr ein zusammenhängendes Ganze, welches eng mit dem Schlusse des ersten Dialoges verknüpft ist. Es folgt eben hier in dem zweiten Dialoge das Gespräch, welches der Idiot gerade am Schlusse des ersten buchstäblich ‚beginnt'.[2])

Idiot. ‚Weil ich dir im Voraufgehenden sagte, die Weisheit rufe auf den Straſsen, und ihr Rufen laute sie wohne in den Höhen, so will ich nun versuchen, dieses nachzuweisen. Zuerst, wünschte ich, sage mir, was du hier auf dem Forum siehst.

Redner. Ich sehe, wie man dahinten Geld zählt, wie man dort in der andern Ecke Waren wägt, daſs man uns gerade gegenüber Öl und andere Gegenstände miſst.

Idiot. Beachte nun, Redner, wodurch, worin und woraus dies geschieht und sage es mir.

Redner. Durch Unterscheiden.

Idiot. Recht so; wodurch aber das Unterscheiden? Zählt man nicht durch Eins?

Redner. Wieso?

Idiot. Ist nicht eins einmal Eins, zwei zweimal Eins, drei dreimal Eins und sofort?

Redner. So ist's.

Idiot. Durch Eins entsteht demnach jede Zahl.

Redner. Allem Anscheine nach.

1) M. vgl. oben S. 62, Anm. 1.

2) M. vgl. oben S. 63.

Digitized by Google

Idiot. Wie nun die Eins Prinzip der Zahl, so ist das kleinste Gewicht Prinzip des Wägens und das kleinste Mafs Prinzip des Messens. Man nenne nun jenes Gewicht Unze und dieses Mafs Quart [1]), wird dann nicht, wie man durch Eins zählt, so mit der Unze gewogen und nach dem Quart gemessen? Verhält sich das nicht so?

Redner. Allerdings.

Idiot. Wodurch aber wird die Einheit, wodurch die Unze, wodurch das Quart erfafst?

Redner. Das weifs ich nicht; doch weifs ich, dafs die Einheit nicht durch die Zahl erfafst wird, denn die Zahl ist nach der Einheit; ebenso wenig auch die Unze durch Gewicht und das Quart durch dies oder jenes beliebige Mafs.

Idiot. Trefflich, Redner; wie nämlich das Einfache seiner Natur nach früher als das Zusammengesetzte, ebenso ist das Zusammengesetzte später; darum kann das Zusammengesetzte das Einfache nicht erfassen, wohl aber umgekehrt: dies, das Einfache, jenes . . .

Redner. Das sehe ich klar ein.

Idiot. Diesen Ruf der Weisheit auf den Strafsen übertrage auf die Höhen, wo die Weisheit wohnt, und du wirst weit Interessanteres finden als in allen deinen so prächtigen Folianten.

Redner. Falls du nicht näher erklärst, was du hiermit eigentlich sagen willst, verstehe ich es nicht.

Idiot. Hättest du nicht sehnsüchtig darum gebeten, so wäre ich gehindert, dies zu thun; denn die Geheimnisse der ewigen und ungeschaffenen Weisheit darf man nicht Allen ohne Unterschied enthüllen.

Redner. Gar sehr verlange ich, näheres von dir zu vernehmen.

Idiot. Sieh', Bruder, die höchste Weisheit ist: zu wissen, wie man in der bereits angeführten ähnlichen Erscheinung des Alltäglichen das Unbegreifliche begreift auf nicht begreifliche Art.

Redner. Wunderliches sprichst du da und Absonderliches.

Idiot. Dies ist eben der Grund, warum man die verborgenen Geheimnisse nicht Allen mitteilen darf; sie kommen ihnen absonderlich vor. Du wunderst dich darüber, dafs ich gesagt, was sich gegenseitig widerspricht. Dennoch behaupte ich: Was ich soeben von der Einheit, der Unze und dem Quart aussagte, eben dasselbe ist vor allem von dem Prinzipe des Alls zu sagen; denn Prinzip des Alls ist das, wodurch, worin

1) ‚petitum' ist, um verständlich zu bleiben, wohl am besten durch ‚Quart' zu übersetzen. Das hier zur Bezeichnung des kleinsten Hohlmafses gebrauchte ‚petitum' ist nach Körting a. a. O. S. 588 Anm. 1 ‚offenbar das Stammwort des französischen petit'.

Digitized by Google

und woraus alles Realisierbare realisiert wird, und dennoch ist dasselbe durch kein Realisiertes begreifbar.

Redner. Das ist ohne Zweifel mehr, als ich von dir zu hören hoffen durfte; stehe, bitte, nicht davon ab, mich dorthin zu führen, wo ich mit dir wenigstens etwas von diesen so erhabenen Theorien möglichst innig verkoste.

Idiot. Weil die Weisheit in den Höhen wohnt, ist sie nicht auf irgend eine Weise zu verkosten; auf nicht zu verkostende Art also wird sie verkostet.

Redner. Ich verstehe vielleicht, was du sagen willst; denn dein Hauptgedanke scheint der zu sein, dafs unser Prinzip, wodurch, worin und woraus wir sind und leben, als Anfang, Mitte und Ende von uns dann gekostet wird, wann dessen Lebenssüfsigkeit auf nicht zu verkostende Art durch den Affekt gekostet und auf nicht begreifliche Weise durch den Intellekt begriffen wird.

Idiot. Ganz treffend hast du dies erfafst[1]) . . .

Redner. Aber jetzt, bitte, zeige, wie ich mich zu einem Vorgeschmacke der ewigen Weisheit erheben kann.

Idiot. Die ewige Weisheit wird in jedem, was sich kosten läfst, gekostet; sie ist das Ergötzen in jedem, was ergötzt; sie ist die Schönheit in allem Schönen; sie ist das Begehren in allem Begehrten; wie sollte man sie da nicht kosten können? . . . .

Redner. Ohne Zweifel hast du dies, denke ich, recht treffend auseinander gesetzt. Doch, sehe ich, ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Kosten der Weisheit und dem Reden über das Kosten.

Idiot. Vortrefflich; es gefällt mir, dies Wort von dir vernommen zu haben. Wie nämlich alles Wissen vom Geschmacke eines nie gekosteten Gegenstandes solange wertlos und unfruchtbar ist, bis der Geschmackssinn denselben erfafst, ebenso verhält es sich mit der Weisheit. Diese kostet niemand durch Hören, sondern nur jener, der sie in innerlichem Empfinden empfängt, der giebt Zeugnis nicht von dem, was er hörte, sondern von dem, was er in sich wahrnahm und kostete. Die vielen Schilderungen der Liebe, welche die Heiligen uns hinterliefsen, zu kennen ohne den Vorgeschmack der Liebe: ist ein eitel unnützes Ding. Daher genügt es für den, der die ewige Weisheit sucht, nicht: zu wissen, was man über sie liest; nachdem er durch die Vernunft gefunden, wo sie ist, mufs er vielmehr durch den Affekt sich dieselbe zu eigen

1) ‚cepisti' ist offenbar statt coepisti zu lesen.

Digitized by Google

machen. Kann ja auch jener, der einen Acker entdeckte, in welchem ein grofser Schatz verborgen liegt, an diesem Schatze, der in dem fremden Acker nicht sein Eigen ist, sich nicht freuen; daher verkauft er alles, was er besitzt, und kauft dafür, um den Schatz in eigenem Acker zu haben, jenen Acker. So also mufs man alles verkaufen und hingeben. . . . Was wir von uns selbst haben, das sind Mängel, was dagegen von der ewigen Weisheit, das sind lauter Güter. Wo die ewige Weisheit wohnt, da ist der Acker des Herrn, der unsterbliche Frucht trägt; es ist der Acker der Tugenden, den die Weisheit bebaut; aus ihm stammen die Früchte des Geistes, welche sind Gerechtigkeit, Friede, Starkmut, Mäfsigung, Keuschheit, Langmut und dergleichen. Und mag auch', fährt der Idiot, in eine ganz andere Gedankenreihe überspringend, unmittelbar fort, ‚mag sie [die Wahrheit] sich auch Allen auf die freigebigste Weise mitteilen, da sie unendlich gut ist, so kann sie dennoch von keinem Dinge so, wie sie an sich ist, erfafst werden; in dem einen wird sie so, in dem andern so aufgenommen; und da sie in einem andern nur anders aufgenommen werden kann, so wird sie von jedem Dinge auf die für dieses möglichst beste Weise aufgenommen'. Dieser neue Gedanke wird alsdann an Beispielen noch ein wenig erläutert, darauf folgt der Schlufs des ganzen Gespräches. ‚Für jetzt', heifst es, ‚für die so kurze Zeit, möge das Gesagte genügen, um zu wissen, die Weisheit liege nicht in der Rednerkunst, nicht in grofsen, schweren Folianten, sondern in der Loslösung von dem Sinnlichen und der Hinwendung zu der einfachen, unendlichen Form; es möge genügen, um zu wissen, dafs du dieselbe in einem Tempel, der von allen Makeln gereinigt ist, aufzunehmen, dafs du ihr in glühender Liebe anzuhangen hast, bis du sie selber kosten und schauen kannst, wie süfs sie ist, sie, die alle Süfsigkeit ist. Hast du sie gekostet, dann kommt dir alles, was dir jetzt noch grofs erscheint, gering vor, und du wirst demütig, nichts von eitler Anmafsung, überhaupt kein Makel bleibt in dir zurück; . . . und nach dem Tode wirst du in ihr durch liebreiches Erfassen ewig ruhen. Das verleihe dir und mir eben Gottes Weisheit, die stets gepriesen sei.'

Abgesehen von dem einen Gedankensprunge kurz vor dem Schlusse des Gespräches bildet, wie die vorstehende ganz kurze Analyse zeigt, der zweite Dialog im Gegensatze zu dem ersten ein zusammenhängendes Ganze. Von Petrarca aber stammt auch nicht ein Wort desselben; alles ist vielmehr dem schon genannten Dialoge des Cusanus, der ja auch bereits oben, bei dem ersten Dialoge benutzt wurde, entnommen. Eine Gegenüberstellung der beiden Texte würde allzu viel Raum beanspruchen; ich begnüge mich daher damit, die folgende Thatsache zu konstatieren. Zunächst sind 192 Zeilen herübergenommen, dann 48 ausgelassen,

Digitized by Google

sodann 14 aufgenommen, alsdann wiederum 6 unterdrückt und zum Schlusse abermals 10 mit abgedruckt; durch die Auslassung der 48 Zeilen erklärt sich der vorhin aufgedeckte Gedankensprung.

Demnach hat Petrarca die beiden Dialoge ‚über die wahre Weisheit', die ihm seit Jahrhunderten zugeschrieben werden, nicht verfaßt; von ihm rührt nur ein kleines Stück, genommen aus einer echten Schrift dieses Humanisten, aus den ‚Heilmitteln gegen Glück und Unglück'; dagegen ist der weitaus größte Teil der beiden Dialoge geistiges Eigentum eines Deutschen, des Nikolaus Cusanus.

Digitized by Google

Die Humanistenfamilie Reiffenstein.

Von **Ed. Jacobs.**

1. Der Wetterauische Zweig der Familie.

Bei einem vergleichenden Blick auf die Geschichte des Humanismus in Deutschland und Italien drängt sich sofort die Beobachtung auf, dafs demselben diesseits der Alpen in weit geringerem Mafse der Medizäer Güte und die opferfreudige Gunst von Fürsten und Herren lächelte, als unter der südlicheren Sonne, von wo diese geistige Bewegung ausging. Auch der reiche Bürgerstand macht bei uns doch nur in ein paar gröfseren süddeutschen Reichsstädten in dieser Beziehung von sich reden. Dagegen entzieht es sich vielfach der allgemeineren Kenntnis, was aufserhalb dieser gröfseren Kreise von einzelnen geisteskräftigen Familien oder Personen, welche, ohne schriftstellernde Humanisten im engeren Sinne des Worts zu sein, von den neuen Ideen durchdrungen waren, durch eifrige Förderung derselben und durch opferfreudige thatkräftige Unterstützung einzelner Humanisten, endlich durch begeisterte Aneignung und Verbreitung dieser Bildungselemente bei sich und ihren Angehörigen in der bedeutsamen Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit geleistet worden ist.

Indem wir einen derartigen Einfluſs an dem Beispiele der rheinfränkischen, später harzischen Familie Reiffenstein nachzuweisen versuchen, sehen wir davon ab, näher und nach allen Seiten auf die Verzweigung und Geschicke dieses merkwürdigen durch vier Jahrhunderte zu verfolgenden Geschlechts einzugehen, beschränken uns vielmehr hier auf die Momente und Persönlichkeiten, welche für die Geschichte des Humanismus in Deutschland in Betracht kommen. Schon der Name der Familie und was wir über deren Herkunft erfahren[1]) ist bemerkens-

1) Die ältesten Familiennachrichten finden sich handschriftlich unter den Fichardschen Sammlungen auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. und bestehen in einer ältern Familiengeschichte mit Zusätzen von Zumjungen und Bemerkungen von Fichard.

Digitized by Google

wert. Der erstere — Reiffenstein oder Rieffenstein, Stein, Fels oder Felsenschlofs des Ripho oder Rifo[1]) ist so zu sagen an sich adlich, natürlich nicht deshalb, weil er vervollständigt von R. lauten müfste, sondern weil es unter den Oertlichkeiten dieser Benennung keine Stadt oder Dorf, das heifst keine bürgerliche oder bäuerliche Ansiedelung gibt oder gegeben hat, sondern nur Burgen oder Schlösser, wie wir deren in Tirol eins, in Steiermark zwei und eins auf dem Eichsfelde nachweisen können, von denen letzteres allerdings schon im zwölften Jahrhundert einem Kloster Platz machte. Darnach müfste also eine nach solcher Burg benannte Familie entweder die des Besitzers oder doch des Vogts, Dienst- oder Burgmannen bezeichnen[2]). Nun besagen aber alle Familiennachrichten, die Reiffenstein seien durchaus niedriger Herkunft, ihre Vorfahren seien Küchenjungen bei den Grafen von Königstein aus Epsteinschem Stamm gewesen, ja sie seien ‚ex renatorum familia' entsprossen. Erst Kaiser Maximilian I. habe ihnen mit dem Adel ihren Namen und Wappen verliehen. Sind nun auch jene Nachrichten, namentlich was die Erhebung in den Adelsstand betrifft, nicht ganz zutreffend, so sind doch die von der Namensverleihung und Herkunft aus inneren Gründen wahrscheinlich. Als renati werden seit alter Zeit die getauften Juden bezeichnet, bei denen sich Renatus auch als häufig angenommener Tauf- oder Familienname findet. Und in der seit dem frühen Mittelalter zahlreich mit Juden besetzten wetterauischen Gegend sind getaufte Judenfamilien keine ungewöhnliche Erscheinung. Auch kann es nicht befremden, dafs Kaiser Max die ständisch erhöhte Familie mit einem wohlklingenden Burgnamen belegte, der in seinen Erblanden dreimal wiederkehrte[3]). Hierbei ist noch eines, zumal bei dem herrschenden Vornamen Wilhelm, mehrfach in der Familie wieder-

1) Vgl. die spielenden Versuche der Namenserklärung vor der Ausbildung einer wissenschaftlichen Namenkunde bei J. Micyll Sylvae p. 332: Cui (vom Rentmeister W. Reiffenstein ist die Rede) cognomen saxum dabat atque pruina; p. 333: Nomen cui saxo iuncta pruina dabat, weiter: nomen cui saxum cuique pruina dabat, saxo coniuncta pruina; 334 *παχνολίθων γένος ὄντα*, sanguine pachnolithus; p. 336: quique pruinosi referens cognomina saxi.

2) Dies ist das bewährte Gesetz für die Familiennamenbildung. Nicht unmöglich ist hierbei die Herleitung von einer Hörigen- oder niedrigeren Bedienstetenfamilie des Schlosses. Wirklich finden wir vereinzelt sowohl im 15. und 16. Jahrhundert als auch heute den Namen Reiffenstein am Harz und in der Provinz Sachsen bei bäuerlichen und bürgerlichen Familien.

3) Durch eine Bezugnahme auf eins dieser Schlösser in dem kaiserlichen Wappenbriefe mag sich die uns von einem noch heute in Frankfurt lebenden Nachkommen bezeugte Ueberlieferung erklären, die Familie entstamme dem Schlosse Reiffenstein auf dem Brenner Kreis Bruneck in Tirol, deren Trümmer noch heute erhalten sind.

Digitized by Google

kehrenden Beinamens Curio zu gedenken. Als eine Ehrenauszeichnung ist dieser Beinamen in der ältesten Familiengeschichte anerkannt und hier als Ratsmann, Beamter gedeutet, weil das erste geschichtlich hervortretende Familienglied Schultheifs war. Sollte aber darin nicht auch eine Erinnerung aus dem Judentum verborgen liegen und der Zuname darauf deuten, dafs aus dieser Familie einst in der jüdischen Gemeinde der Vorsteher, Priester (kohên) genommen war? Nach den mittelalterlichen Glossen würde dies die entsprechende Uebersetzung von Curio sein.

Soviel von dem Namen, wobei sich in besonderer Weise Goethes Ansicht bewähren dürfte, dafs der Name für eine Person und Familie keineswegs etwas gleichgültiges sei.

Die uns beschäftigende Familie stammt aus der östlichen Taunusgegend und der alten Grafschaft Königstein-Epstein. Ihre Glieder zeichneten sich durch ein reges Streben, Fleifs und Treue aus und wurden um ihrer Thätigkeit willen von dem edlen Epsteinschen Geschlechte eifrig gefördert. Der erste, mit welchem wir näher bekannt werden, ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts Wilhelm oder Wilhelm Curio R. zu Oberursel, Schultheifs zu Bommersheim. Durch Fleifs und Sparsamkeit, vielleicht auch durch seine Verheiratung mit Elze (Elisabeth) Schäffner, war er zu ansehnlicher Wohlhabenheit gelangt. Aber mehr als Geld und Gut ehrte ihn sein höheres geistiges Streben. Der vom Süden her nach Deutschland vorgedrungenen Erneuerung des klassischen Altertums war er mit Entschiedenheit zugethan und in seinem Hause, wie Melanthon bezeugt, das aufleuchtende Gestirn des Erasmus besonders und allgemein verehrt. Jedem seiner fünf Söhne wurde eine gründliche Hochschulbildung zuteil und an ihnen allen war die angewandte Mühe nicht vergeblich.

Von Philipp, dem ältesten, heisst es, dafs er von Kaiser Maximilian geadelt worden sei und das von dem mittelrheinischen Stamme noch heute geführte Wappen — auf einem Dreiberge zwei gegeneinander gekehrte aufgerichtete Böcke oder Damhirsche — und den Familiennamen erhalten habe. Es handelt sich jedenfalls um einen Wappenbrief, vielleicht auch um eine Bestätigung des Familiennamens. Philipp wurde, wie seine nächsten Vorfahren, königsteinscher Beamter, Sekretär, dann Amtmann und durch gräfliche Verleihung 1529 Burgsafs zu Oberursel. Höchst merkwürdig ist es, dafs wir den Sprösling so niedrig stehender Vorfahren im Jahre 1518 in die Ganerbschaft des Hauses Altenlimburg zu Frankfurt, eine der vornehmsten bürgerlich-adligen Geschlechtsgenossenschaften, eintreten sehen, deren Nachkommen teilweise noch als freiherrliche und hochangesehene Adelsfamilien fortblühen. Philipps zweite Frau Margarete geborene Scheid besafs mit

Digitized by Google

ihrem Bruder gemeinsam das Haus ‚zum Wildberg', in welchem noch 1542 Christian Egenolf sein berühmtes ältestes Frankfurter Buchhändlergeschäft errichtete. In Ursel führte Philipp ein grofses Haus, worin er gern seine gelehrten Freunde gastfrei bewirtete. Wir nennen darunter seinen Landsmann, den Dichter und Humanisten Erasmus Alber, der in seinen Fabeln eine gar anmutende Beschreibung von Philipps stattlichem Garten gibt. Von den Gärten in der Urseler Aue sagt er:

Viel feiner Gärten liegen da
Wie Tempe in Thessalia,
Und lustig, wie ein Paradeis
Unter den Gärten hat den Preis
Herr Philips Reiffensteinen Gart.

Und ein wenig weiter:

Zu Frankfurt in der reichen Stadt
Kein Bürger gröfser Kleinod hat,
Diesem Philippo ists beschert.
Er ist der Ehr auch wahrlich wert,
Denn er ist kostfrei und sein Brot
Bricht er dem Armen in der Not.
Und wenn er einem dienen kann,
Da ist er ein gar will'ger Mann.
Die Reiffensteiner haben zwar
All solch Gemüt, das ist wohl wahr,
Und wissen wohl zu halten sich,
Aber Philips ist sonderlich
Holdselig und ein teurer Mann [1]).

Da das Haus Stolberg die Königstein-Epsteiner beerbte, so ging auch Ph. R. in der Nachfolger, zunächst in Graf Ludwigs Dienste über, war daneben auch allgemeiner Stolbergischer Rat vom Hause aus. Doch sehen wir ihn nach seines Bruders Wilhelm Tode auch am Harze zu Stolberg und Wernigerode in amtlicher Wirksamkeit, die erst mit seinem im Jahre 1551 erfolgten Ableben endete.

Wie wohl zu erwarten war, wurden eines geistig so regsamen Mannes Söhne, Dietrich und Johann, zu einer höheren Beamtenlaufbahn durch gründliche Studien vorbereitet. In den Jahren 1525 und 1528 bezogen sie nacheinander die Universität Wittenberg, wo sie unter Melanthons Aufsicht, teilweise in seinem Hause, unterwiesen wurden und solche Fortschritte machten, dafs ihr trefflicher Studienleiter sich am 23. Oktober 1529 bei dem Onkel in Stolberg für Dietrich verwandte, als dessen Vater ihn schon damals den Beamtendienst beginnen lassen wollte. Dies war von Erfolg und noch im Spätherbste 1532

1) Auszug in Wallaeus' Oberurseler Chronik, herausgegeben von F. W. E. Roth. Wiesbaden 1879. S. 58. 59.

Digitized by Google

sehen wir Dietrich die Universität Freiburg beziehen, wobei Melanthon den Jüngling dem Erasmus aufs angelegentlichste empfiehlt[1]).

Von Philipps Bruder Emmerich, den wir ebenso wie jenen zwischen 1513 und 1537 in Königsteinschen und Stolbergischen Diensten finden, hören wir, dafs er sich im Jahre 1522 mit mehreren Adlichen der Umgegend aufs endschiedenste wider die mainzer und altkirchliche Geistlichkeit des reformatorischen Predigers Hartmann Ibach zu S. Katharinen in Frankfurt annahm. Man hat zwar Anstofs daran genommen, dafs Emmerichs Name zwischen unzweifelhaft adlichen stehe[2]), aber die Unterschrift zeigt seinen Namen wirklich und seines Bruders Philipp Mitgliedschaft auf Altenlimburg zeigt diesen auch in einer ganz ähnlichen Stellung.

Auch des Bommersheimer Schultheifsen Sohn Georg, der Pastor in Ursel wurde und gleich den übrigen Brüdern mit Jakob Micyll enge befreundet war, erscheint als ein würdiger Vertreter der humanistischen Richtung des Hauses. Mindestens Ende 1537 war er noch am Leben.

Das zarteste Freundschaftsband verknüpfte aber den eben genannten besten gelehrten Sänger der Reformationszeit mit Georgs jüngstem Bruder Johann, der nicht blos das geistige Streben seiner Brüder teilte sondern ganz darin aufging. Des Freundes Vorhersagung:

Fort wird nun Jahrhunderte leben dein Name,
Wenn in Einigem nur Wahres gesungen mein Lied,[3])

ist nicht am wenigsten durch des befreundeten Sängers Muse in Erfüllung gegangen.

Johann, ums Jahr 1506 oder 1507 geboren, demnach nur drei bis vier Jahre jünger als Micyll, teilte von früher Kindheit auf dessen Streben. Lautern keuschen Sinnes war er zugleich der Wissenschaft und der kirchlichen Reformation zugethan. Als wissenschaftliche Gröfse war vor allen Erasmus geehrt, der ja auch erst in späteren Jahren das tiefere reformatorische Streben verleugnete. So zog denn der frühreife Johann in einem für heutige Verhältnisse unerhört jugendlichen Alter von etwa vierzehn Jahren nach Löwen, wo er zwischen 1520 und 1522 sowohl den Erasmus als dessen Amtsgenossen Goclenius aus Mengeringhausen hörte, auch ihres persönlichen uns häuslichen Verkehrs genofs[4]). Von Löwen aus scheint sich Johann unmittelbar nach Wittenberg be-

1) Corp. reformator. II, 517.

2) Fichard a. a. O. (vgl. A m. 1) meint, es werde statt Reiffenstein Reiffenberg heifsen müssen.

3) Micyllus Sylvae p. 40. Et tibi nunc longum vivet per saecula nomen Nostra modo veri carmina si quid habent.

4) Corp. ref. I, 947 f. Mel. an Goclenius. Jena 22/23 1528: II, 617 f 21/10 1532. Mel. an Erasmus.

Digitized by Google

geben zu haben, wo er am 24. Februar 1523 ankam und wo es ihm so gut gefiel, dafs er bedauerte, nicht schon früher hierhin gegangen zu sein. Er eilte sofort zu Luthers Predigt, wobei ihm Melanthon freundschaftlich entgegen kam[1]). Bald gehörte Johann zu den Jünglingen, die Melanthon auf dem Grunde der altklassischen Sprachen in der Dicht- und Redekunst ausbildete[2]). Der strebsame Schüler schätzte aber die lateinische und griechische Muse seines Meisters so sehr, dafs er deren Früchte fleifsig sammelte und sie gegen den Herbst 1527 an den ihm befreundeten Buchdrucker Johann Secerius in Hagenau sandte, der sie auch alsbald mit einigen verwandten Erzeugnissen gleichzeitiger Verskunst druckte und im Januar 1528 als

> Farrago aliquot Epigrammatum Philippi Melanchthonis et aliorum quorundam eruditorum, opusculum sane elegans et novum. Haganoae per Johannem Secerium

erscheinen liefs. Da Melanthon selbst von seiner Dichtergabe und von diesen Versübungen gering dachte und eine Herausgabe derselben nicht beabsichtigte, so sind diese Gedichte uns zumeist nur durch Johanns Bemühen, wie der Drucker das auch nicht zu bemerken unterläfst, erhalten geblieben[3]).

In einem dieser Liedchen wird auch unser Johann, oder wie der Name verlateint heifst Janus, als trauter Freund zum bescheidenen Mahle eingeladen, bei welchem einer oder der andere ein Lied zur Laute singt und die Genossen nach ernster Geistesarbeit sich erholen. „Aber nur die Guten, Frommen laden dich, Janus, herzlich zum Mahle ein“[4]). Als ums Jahr 1527 Johann von Wittenberg nach Hause reist, wünscht ihm Melanthon Christum zum Geleite und gedenkt dabei der innigen Liebe, mit welcher derselbe an seinen Brüdern hängt, die ihm aber auch mit derselben Liebe zugethan sind:

> Sie, die dir o Johann wie das Auge teuer,
> Sie, die wiederum dich mit treuem Herzen
> Stärker zumal wie den Stern im Auge lieben[5]).

Beim Scheiden hatte Johann dem Lehrer und Freunde ein mit vergoldeten Buckeln geziertes Buch zum Angedenken verehrt und dieser versicherte bei dankender Annahme desselben, er wolle dasselbe als theures Freundschaftszeichen unter seinen vornehmsten Büchern bewahren.

1) Vgl. seinen Brief an seinen Br. Wilhelm. Wittenberg 8. März 1523 A 62, 9 im gräfl. H.-Arch. zu Wernigerode.

2) Corp. ref. x, 463. 464. 504.

3) C. Ref. x, 463 f.

4) A. a. O. S. 504.

5) A. a. O.: fratres, qui tibi Jane chariores Ipsis sunt oculis, vicissim Qui te plus adamant suis ocellis.

Digitized by Google

Es solle ihm den abwesenden Freund so lebendig vor die Seele führen, als stünde derselbe in Marmor gemeifselt oder vom Pinsel des Künstlers gemalt vor seinen Augen[1]).

Der Liebling des Melanthonhauses und seiner Brüder führte die ziemlich weite Reise von der Elbe nach dem Taunus glücklich aus, kehrte auch noch einmal nach Wittenberg zurück, wo er am 22. März 1528 wieder Melanthons Hausgenosse ist[2]). Wahrscheinlich durch geistige Ueberanstrengung erschöpft, sah er sich veranlafst, im Sommer in dem heimischen Königstein Erholung zu suchen, wo er denn auch im Hause seines Bruders Georg dicht unter dem gräflichen Schlosse einkehrte.

Da geschah es, als Wald und Wiesen in voller Frühlingsschöne prangten, dafs Graf Ludwig zu Stolberg, der als Neffe und späterer Nachfolger des letzten Grafen Eberhard von Königstein schon zu jener Zeit dort meist seinen Aufenthalt hatte, den geliebten jugendlichen Spielgenossen zu einem Jagdvergnügen auf einer dem Schlosse benachbarten Waldhöhe einlud. Graf Ludwig, ebenfalls ein entschieden wissenschaftlich gerichteter Herr, auch gleich Reiffenstein ein Schüler Melanthons, der ihn später als eine Stütze von Kirche und Wissenschaft rühmt, auch dem Reiffensteinschen Hausfreunde wohl bekannt[3]), war am 12. Januar 1505 geboren, demnach an Alter zwischen Micyll und Johann R. stehend von beiden nur um je zwei Jahre entfernt.

Froh zieht die Jagdgesellschaft aus, aber Johann, des Weidwerks nicht gewohnt, auch an Körperkraft um so viel schwächer, als er es an geistiger Entwickelung und Reife den meisten Altersgenossen zuvorthat, kann mit der Jägerei nicht gleichen Strich halten. Er sinkt, vom Schlage gerührt, ohne dafs einer der Gefährten es bemerkt hätte, tot zur Erde nieder. Sein Herzensfreund Micyll, der von dem benachbarten Frankfurt aus, wo er seit einem Jahre zum erstenmal die Würde eines Rektors bekleidete, ebenfalls zu diesem Jagdvergnügen geladen und erschienen war, fand endlich, nachdem man lange vergeblich gesucht und den geliebten Namen gerufen hatte, zugleich mit dem Grafen Ludwig die entseelte Leiche. Mächtig ergriffen von diesem plötzlichen ungeahnteten und unaufgeklärten Geschick besang Micyll dieses Ereignis mit tiefer Empfindung in einem seiner schönsten Gedichte[4]). Erst zwanzig Jahre war der reich beanlagte Jüngling alt, als solcher Tod ihn von hinnen rief[5]).

1) Corp. ref. x, 516.

2) Dal. I, 147 f.

3) Micyll widmete dem Grafen 1534 seine bei Ivo Schöffer in Mainz erschienene Uebersetzung des Tacitus.

4) Sylvae p. 33—41; vgl. p. 336 f. epitaphium J. Reiffenstein.

5) in mediis adhuc florentibus annis Vix duo bis vitae lustra tenente tua. ll. p. 33.

Digitized by Google

2. Der Rentmeister Wilhelm Reiffenstein.

Johanns Leben und Streben schien nur der Wissenschaft und dem Schönen geweiht, dem Humanismus im besten Sinne des Worts. Aber diese Blüte wurde gebrochen, ehe sie sich recht hatte entfalten oder Früchte zeitigen können. Bis in ein höheres Mannesalter lebte dagegen als eifriger Freund und Förderer der Reformation und der klassischen Studien Johanns einziger noch zu erwähnender Bruder, der des Vaters Namen Wilhelm trug und den Ruf und die Bedeutung der Familie vor allen andern Gliedern begründete. Wilhelms Lebenslauf war zwar, wie der seiner meisten gleichzeitigen Verwandten, der eines praktischen Beamten. Da aber die hohen Bestrebungen seiner Zeit ihn ganz beherrschten, so übte er in ihr einen wichtigen Einflufs aus, der um so gröfser war, als er eine angesehene Stellung gewann, sehr ausgedehnte Verbindungen anknüpfte, auch ein für die damalige Zeit bedeutendes Vermögen sammelte.

Ums Jahr 1482 geboren genofs Wilhelm dieselbe sorgfältige Erziehung, wie seine vier Brüder. Wenn er im Jahre 1508, als er seine Beamtenlaufbahn längst begonnen hatte, als Kleriker Mainzer Diöcese bezeichnet wird[1]), so ist daraus nicht zu folgern, dafs er ursprünglich zum Priester bestimmt und erzogen war. Nach dem mittelalterlichen Studiengange hatte er es nur unter Empfang der niederen Weihen zu der Stellung eines beweibten Klerikers gebracht, wozu u. a. auch die Notare gehörten (vergl. auch die engischen clerks). Seine regelrechte wissenschaftliche Vorbildung ist allerdings damit bezeugt, daher es auch nicht zu verwundern ist, wenn Melanthon, Caesarius, Burchard, Gluspiefs den Briefwechsel mit ihm in lateinischer Sprache führen. Der erstgenannte hebt seine Gelehrsamkeit hervor und Caesarius bemerkt, dafs er auch später noch als vielbeschäftigter Beamter seine Mufse mit allem Eifer wissenschaftlicher Beschäftigung gewidmet habe[2]).

Gründlich vorgebildet begann er im Jahre 1502, also zwanzigjährig, seine Beamtenlaufbahn, indem er, so zu sagen von der Pike an dienend, als Kopist auf der gräflichen Kanzlei zu Stolberg im Harz eintrat. In ähnlicher Weise sehen wir auch z. B. seinen Neffen Dietrich, nachdem er bereits die akademische Magisterwürde erlangt hatte, seinen Kanzleidienst beginnen. Die Anstellung des jungen Reiffenstein in Stolberg und die daraus folgende Verpflanzung einer merkwürdigen rheinfränkischen Familie

1) Urk. v. Sab. post Michaelis 1508, Urschr. mit Siegel im Gem.-Archiv zu Stolberg.

2) 26/4 1531 bezeichnet ihn Mel. als vir prudens et doctissimus C. R. II, 541; Caesar 13/6 1532 als egregie und non vulgariter doctus, quem scio studiis longe gravioribus (als die Dialektik) si quanto per otium liret, vacaresedulo. Widmung der Dialektik an W. R. Vgl. auch Micyll syloae in den lateinischen Grabschriften auf ihn.

Digitized by Google

an den Harz steht im Zusammenhange mit der Familienverbindung zweier erlauchter Grafenhäuser. Im Jahre 1500 war nämlich Anna, die Tochter Graf Philipps zu Königstein-Epstein, dem ihr zwei Jahre vorher verlobten Grafen Botho zu Stolberg und Wernigerode an den Harz gefolgt und die Gräfin von Königstein hatte ihrem Schwiegersohn den Sprößling der von dem Epsteinschen Geschlecht schon seit lange gehegten Beamtenfamilie empfohlen.

Wilhelm stieg bald zum Sekretair, seit 1507 aber zum gräflichen Rentmeister auf, als welcher er 45 Gulden, zwei Scheffel Korn, zwei Schöpse, eine Tonne Käse und eine Tonne Wein zum Schlaftrunk bekam. Das damalige Amt eines Rentmeisters, welches nach heutigen Begriffen etwa dem eines Kammer-Direktors entspricht, hatte zu des jungen Reiffenstein Zeit noch eine besondere Bedeutung durch die hervorragende einflufsreiche Stellung seines Herrn, dessen Vertrauen der thatkräftige Mann in hohem Grade besafs. Wenn er heimlicher, vertrauter Rat (aulicus familiaris) des Grafen genannt wird, so erhellt die Wahrheit und Richtigkeit solcher Bezeichnung klar aus dem Briefwechsel zwischen ihm und dem Grafen, der ihm ebensowohl den Einkauf von Rock- und Hosenzeug als intime Haus- und Regierungsangelegenheiten anvertraute. Dazu kam, dafs sein persönlich hervorragender Herr auch zum Kaiser, sowie zu Herzog Georg von Sachsen, dessen Hauptmann in Koburg er eine zeitlang war, und seit 1514 als Rat oder Verweser (amtlich Hofmeister) Kardinal-Erzbischof Albrechts für Magdeburg und Halberstadt eine aufserordentliche Stellung, und zwar in einer hochwichtigen Uebergangszeit einnahm. Es ist daher sehr begreiflich, wenn Dr. Joh. Caesarius das besondere Ansehen W. R's damit begründet, dafs er des edeln und erlauchten Grafen zu Stolberg und Wernigerode Rentmeister war[1]). Obwohl sein Amtstitel immer nur Rentmeister war — der Graf nennt ihn meist einfach ‚Wilhelm, lieber W.' — so wird er doch in gleichzeitigen Schriftstücken zuweilen auch als Rat und als Kanzler bezeichnet.

Wie sehr der thätige Beamte die Zuneigung und Zufriedenheit seines Herrn genofs, zeigt die Erhöhung seines Gehalts auf 50 Gulden und im Jahre 1515, als er in die Ehe trat, die Verehrung eines Gnadengeschenks von 200 Gulden, sowie die Beteiligung der Herrschaft bei seiner Hochzeit.

Leuchtet es ein, welchen Einfluſs eine Persönlichkeit in solcher Stellung ausüben konnte, welche mit aller Energie den geistigen Bestrebungen ihrer Zeit zugethan war, so wurde dieser noch vermehrt durch den Reichtum und die ausgebreiteten Kaufgeschäfte und Unternehmungen,

1) September 1537 bescheinigt Caesarius, eine Zahlung empfangen zu haben a Vuilhelmo Riffenstein von infimi ordinis, utpote Questore generosi et illustris domini mei comitis à Stolberga et Vuernigerodu. Gr. H.-Arch. zu Wern. A 16. 6.

Digitized by Google

welche W. R. auf eigene Gefahr und Rechnung betrieb. Seit dem Jahre 1517 bringt er am Südharz besonders von dem angesehenen Stolberger Bürger Christoph Werther, dem Kloster Walkenried und mehreren Adlichen einen recht bedeutenden Grundbesitz zusammen. Im Jahre 1537 beleiht ihn Graf Wolfgang zu Stolberg, Dompropst zu Halberstadt, mit dem einträglichen Reddeberzehnten in der Grafschaft Wernigerode.

Sodann sehen wir ihn samt seinem Bruder Emmerich im Jahre 1534 mit Hans Bromme, Simon Bocher und den v. Cöln zu Frankfurt am Main an der Spitze eines kaufmännischen Unternehmens. Auf seinen Reisen, die ihn besonders häufig nach Frankfurt a. M. und Leipzig zur Messe führen, treibt er einen ansehnlichen Waarenhandel, besonders mit Tuchen, die er am Harz bei Bürgern wie Adlichen, auch wohl unterwegs absetzt.

Bergmännische Unternehmungen bei Stolberg treibt er z. B. mit den Reineke aus Mansfeld. Sodann ist er mit der für damalige Zeit außerordentlichen Summe von 40,000 Gulden mit den Grafen von Mansfeld bei der Steinacher Bergwerksgesellschaft beteiligt. Was den Gewinn betrifft, den solche Unternehmungen abwarfen, so mag nur erwähnt werden, daſs der Rentmeister im Jahre 1536 von Martin Faber ‚aus sonderlicher Freundschaft' auf vier Jahre hundert Gulden zu zehn Gulden jährlichem Gewinn in den Steinacher Handel annahm. Verschiedene Summen borgte er seiner gräflichen Herrschaft, den Grafen von Königstein, Mansfeld und verschiedenen Adlichen im Stolbergischen.

Wenden wir uns nach dieser kurzen aber notwendigen Hinweisung auf R's Besitz und amtliche Stellung zu seinem geistigen Bestreben, so finden wir ihn von den ersten Anfängen der kirchlich-reformatorischen Bewegung an als deren feurigen Anhänger. Mit äuſserster Spannung verfolgt er jede hierauf bezügliche Kunde und liest die neuen Schriften und Schriftchen, welche von diesem geistigen Kampfe zeugten. Am 21. Juli 1519 war die Leipziger Disputation beendigt worden; fast in denselben Tagen war die mündliche Kunde davon zu des Rentmeisters Ohren gedrungen, am 26. entschuldigt sich sein Gewährsmann in Wittenberg Luthers Landsmann Gluspiefs schon, daſs er sein Verlangen nach authentischer Nachricht über diesen Redekampf nicht eher habe befriedigen können. Er schreibt ihm voll Begeisterung für Luther über den Verlauf des Gesprächs, sendet ihm auch Melanthons Brief an Oekolampad vom 21. Juli bereits gedruckt und verspricht ihm eine schöne Abhandlung desselben in französischer Uebersetzung und ‚neue Sachen von Dr. Martinus, die eben unter der Presse seien'[1]). Auf des Rentmeisters

1) Vergl. meine Mitteil. in Kahnis' Zeitschr. für histor. Theologie 1874, S. 414 f.

Digitized by Google

innige Beziehungen zu Luther, der ebenso wie sein Bruder Jacob den Rentmeister seinen Schwager nennt, werden wir noch zurückkommen. Daſs sie schon ältere und persönliche waren, ist schon aus der nahen Verbindung mit Luthers speziellsten Landsleuten und Freunden Reineke und Gluspieſs zu folgern. Aber auch die Beziehungen zu Melanthon müssen schon vor Mitte 1519 engere gewesen sein; wenigstens läſst dieser den Rentmeister damals bereits als Herzensfreund (tuus ex animo amicus) grüſsen [1]).

Reiffensteins reformationsfreundliches Streben war so mächtig, daſs er nicht anders konnte, als demselben auch in seiner amtlichen Rechnungsführung einen Ausdruck zu leihen. Mittelbar zeugen jene scheinbar dürren trockenen Urkunden, auf welche indeſs die Forschung in neuester Zeit mit gutem Grunde bedeutenden Wert legt, seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts auch in Stolberg von dem gewaltigen religiös-kirchlichen Umschwung dadurch, daſs die Ausgaben für Wallfahrten, Bruderschaften, Prozessionen, Gnaden- oder Ablaſsbriefe, Dispense, Glockentaufen, Rosenkränze mehr und mehr wegfallen und solche für neue Testamente, Schulbücher und Klassiker an die Stelle treten. Im Jahre 1529 aber hat R. bei den Ausgaben für Pfründen, Vikarien und dergleichen in der von ihm eigenhändig geführten gräflichen Renteirechnung statt Geistliche regelmäſsig Geistlose (Geistloſse) geschrieben. Ja, wenn er im Jahre 1517 zu bemerken hatte, daſs dem Wulbrand von Oberg als Cessionar einer geistlichen Pfründe 120 Goldgulden zu zahlen waren, so hat er seiner Entrüstung über diesen Schacher mit geistlichen Stellen in etwas derber Weise durch den Zusatz ‚Gesegne ihm der Teufel'! Luft gemacht.

Mit dem bunten vielfach abergläubischen kirchlichen Wesen ging auch ein rohes sinnliches Treiben Hand in Hand. Des öffentlichen Frauenhauses, welches auch ein so kleines Städtchen wie Stolberg aufzuweisen hatte, nicht zu gedenken, herrschte in der Bevölkerung daselbst eine überaus materielle Richtung. Der Humanist Caesarius, der sich anfangs 1528 längere Zeit in Stolberg aufhielt, schreibt darüber an Lange in Erfurt, es sei dort fast niemand mit dem er zusammen leben oder vielmehr schmausen (Wortspiel mit vivere seu potius convivere) möchte; ‚ich müſste denn', setzt er hinzu, daran Gefallen finden, die langen Nächte hindurch mit ihnen zu zechen oder Jägerlatein zu treiben [2]).

Die einzigen, welche einem so rohen Genuſsleben nicht fröhnten, waren nach diesem Zeugnisse, abgesehen von dem über der Stadt Hof haltenden Grafenpaare, dem er hohe Verehrung zollt, der treffend als

1) A. a. O. S. 415.

2) Vgl. den nach dem cod. Gothanus gedruckten Brief bei K. u. W. Krafft, Briefe und Dokumente aus der Zeit der Reformation S. 155 ff.

Digitized by Google

Bischof der Stolberger bezeichnete Dr. Tilmann Platner, ein Freund und Schüler Melanthons, und der Rentmeister Wilhelm Reiffenstein und sein Haus. Dazu kamen dann noch nach dem Zeugnisse einer im Jahre 1523 in Stolberg gehaltenen reformatorischen Predigt Heinrich Schneidewin und Reiffensteins Gehülfe der Küchenschreiber Daniel Kaldenbach. Diese bildeten in der Grafenstadt den Kern und Anhalt der reformatorischen Bewegung. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie zu derselben Zeit wo diese, und gerade als Dr. Luther bei seinem Freunde wohnte, durch die gewaltsame Erhebung der Bauern gefahrdet wurde, auch der Rentmeister persönlich insbesondere in Gefahr kam, freilich weniger um seiner reformatorischen Gesinnung als um seiner bevorzugten Stellung und seiner Geschäfte willen. In der kleinen von Bergen eng umkränzten Harzstadt, dem Geburtsort des Demagogen Thomas Münzer, war der Aufstand der etwa tausend empörten Bürger und Bauern ein so wilder, dafs der Graf sich und die Seinigen von dort nach dem festeren vorharzischen Schlosse Wernigerode flüchten und nachdem am 2. Mai 1525 das unheimlich glimmende Feuer in offene Flammen ausgebrochen war, zwei Tage später in die 23 Artikel der Bauern willigen mufste. Von diesen betrifft nur ein einziger und der letzte die freie Predigt des lautern Evangeliums, alle andern die Gerechtsame, Freiheiten und äufsere Stellung der Bürger und Bauern. Ein paar Artikel sind aber ganz besonders gegen den Rentmeister gerichtet. Der Graf mufs darin willigen, nicht zu gestatten, dafs, ‚wie bisher geschehen, der Rentmeister und andere Diener mit dem Stolbergischen Bergwerk handeln dürfen; er soll sich allein mit seinem Rentmeisterdienst befassen!'. Ferner: Da dem Grafen angezeigt, dafs sich etliche in der Stadt niedergelassen und allen Handel unter sich gebracht hätten, was dem Gemeinwesen zum Nachteil gereiche, und nicht mit den Bürgern schossen und alle Pflicht thun nach Stadteinung und Statuten, sondern einige Freiheit vor andern voraushätten, so verwillige er, dafs diese Freiheiten hinfort nicht mehr bestehen und dafs alle hinfort dieselbe Pflicht wie andere Bürger leisten sollen[1]). Der Beteiligung des Rentmeisters am Bergwerk haben wir schon gedacht; die hier gemeinten bürgerlichen Freiheiten waren wenigstens teilweise an seinen Hausbesitz geknüpft. Schon vor seiner Verheiratung hatte er sich ein ansehnliches Haus am Markt, welches vorher der Stolberger Altbürger Dietrich Werther an Veit Wiedemann in Leipzig verkauft hatte und welches von allem Herrn- und Stadtdienst, Folge, Bothe, Unterbothe und allen Aufsätzen befreit war[2]), erworben. Als seit seiner Verheiratung dieses

1) Urschrift auf Pergament, zerschnitten, das Siegel abgenommen, der breite Rand abgeschnitten im gräfl. Gem.-Arch. zu Stolberg.

2) Wie sich aus einer Urk. vom 11. März 1504 (vergl. Stolberger Regesten 2593) ergibt.

Digitized by Google

Haus den Ansprüchen des wohlhabenden Beamten nicht mehr genügte, kaufte er das anstofsende Stöckeische Haus, richtete sich darin ein und zog einen Teil des bis dahin bewohnten Hauses dazu. Da aber auf der neuen Erwerbung bürgerliche Dienste und Pflichten ruhten, welche dem Stande und der Stellung des Rentmeisters nicht zu entsprechen schienen, so handelte er am 2. Septbr. 1521 unter Beförderung seines Herrn Graf Botho mit dem Rate dahin, dafs die Freiheit, welche bisher mit dem einst Wertherschen Hause verbunden gewesen war, auf das erweiterte neue übertragen, der Rest des älteren aber der üblichen bürgerlichen Pflicht zurückgegeben wurde. Als Entschädigung gab er dem Rate vierzig Gulden und zahlte von dem neuen Hause jährlich auf Martini drei Gulden zu Rathause [1]).

Wir wollen nur ganz gelegentlich erwähnen, dafs R. dieses Hauses wegen zwischen 1529 und 1531 — und wohl schon vorher — mit dem Stolberger Bürger Antonius Metschling, der darauf gewisse Erbschafts-Ansprüche erhob, eine schwere lange Fehde und einen schwierigen Rechtsgang zu bestehen hatte, um dessen Schlichtung sich die Herzöge von Sachsen und Braunschweig, die Grafen von Mansfeld und die Städte Nordhausen und Stolberg bemühten.

Dafs W. R. beim sogenannten Bauernaufstande besonders bedroht war, folgt nicht nur aus dem Wortlaut der ‚Artikel', sondern wir bemerken auch, dafs gerade vor seinem Hause der Aufstand wild tobte, da hier die eisernen Ketten zerbrochen waren, mit denen man zu dieser Zeit die Strafsen abgeschlossen hatte. Auch war vom Rentmeister, der also die ihm drohende Gefahr wohl kannte, eine ansehnliche Baarschaft von 75 Gulden auf das befestigte Schlofs geflüchtet worden, die er nach der Unterdrückung des Aufstands wieder an sich nahm [2]).

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit die Wünsche und Beschwerden der Stolberger sachlich begründet waren; jedenfalls haben wir aufser verschiedenen noch zu erwähnenden Beispielen seiner Freigiebigkeit und Dienstfertigkeit noch das gewichtige Zeugnis Luthers, dafs Reiffenstein nicht hartherzig war, sondern von seinem Reichtum zu höheren Zwecken und zur Unterstützung von Freunden und Bedrängten einen guten Gebrauch machte [3]).

Von Nachteil war der Sturm des Jahres 1525 für den Rentmeister nicht; im Gegenteil mehrte sich von da ab sein Besitz in steigendem Mafse, besonders aber auch sein politisch-reformatorischer Einfluss. So vorübergehend nämlich jene gesellschaftliche Erschütterung auch an sich

1) Urschrift auf Pergament mit Gr. Bothos zu St. und der Stadt Stolberg Siegel im Gemeinsch.-Arch. zu Stolberg.

2) Vergl. Harzzeitschr. 17 (1884) S. 195, 205 f. Stolb. Renteirechn. v. 1523/26.

3) Vergl. de Wette, Luth. Briefe III, 373 f.

Digitized by Google

gewesen war, so nachhaltige Folgen hatte sie doch im Zusammenhange mit der gesamten Lage der Dinge für die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse, für die Schicksale von Stiftern und Klöstern. Und gerade hier ist des eifrigen zielbewufsten Beamten Einfluſs sehr hoch anzuschlagen. So schrieb er dem Grafen: ‚Euer Gnaden müssen mit den Mönchen und Nonnen ein ander Wesen anfahen'. Man solle, wie Herzog Georg von Sachsen es gethan, genaue Besitzverzeichnisse der geistlichen Stiftungen anlegen und den Unfügsamen die Einkünfte sperren lassen. Bei Verhandlungen mit den geistlichen Oberherren wurde sein Rat eingeholt und er sandte seinen besonderen Entwurf („Wilhelms Begriff') für die Beantwortung ein. Sein Geschick hierfür entfaltete er besonders in den vielfachen Verhandlungen, die vom Mai bis zum Herbst des Jahres 1525 über die neuen kirchlichen Ordnungen und die Verträge mit den geistlichen Stiftern auf dem Schlosse Wernigerode gepflogen wurden. Neben dem regierenden Grafen, Graf Wolfgang, dessen Schwester, der Aebtissin Anna von Quedlinburg, Dr. Tilemann Platner, dem Rat Georg Ziegler, dem Hauptmann Volkmar von Morungen (aus der Familie des Minnesängers) und einer Anzahl von adlichen Mannen des Nord- und Südharzes fehlt hier niemals der Name Wilhelms des Rentmeisters, der freilich schon der überall mitredenden ökonomischen Frage wegen nicht fehlen durfte, der aber durch seine geistige Bedeutung und sein reformatorisches Streben seine Aufgabe weit über das gewöhnliche Mafs eines Kassenbeamten hinaus erfafste und erfüllte.

Doch seine hierbei entfaltete Thätigkeit, so wichtig sie an sich sein mag, beschäftigt uns an dieser Stelle weniger, als sein häusliches geistiges Streben und sein Verkehr mit den litterarisch hervorragenden Männern seiner Zeit. Dieser aber stand zum grofsen Teile im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um die wissenschaftliche Ausbildung seiner Söhne Wilhelm, Albrecht und Johann. Er kannte keine gröfsere Freude als die, welche ihm hieraus erwuchs. Die Person aber, welcher, nächst den Eltern, diese Erziehung und Unterweisung befohlen wurde, war niemand anders als der allgemeine Lehrer Deutschlands Philipp Melanthon. War derselbe schon zu einer Zeit, als R. noch keine schulreife Kinder hatte, diesem nahe befreundet, so fand doch diese Freundschaft erst ihre rechte Pflege, als die drei Söhne soweit erwachsen waren, was etwa mit dem Jahre 1525 der Fall war.

So früh es nur anging, suchte der Vater für die an Jahren sich ziemlich nahestehenden Knaben einen gemeinsamen Lehrer oder Hofmeister zu gewinnen. Der erste, den wahrscheinlich Melanthon bereits besorgt hatte, ist uns nur mit dem Vornamen Christoph bekannt. Da er bei fortschreitender Entwickelung der Kinder nicht mehr genügte, so

Digitized by Google

empfahl auf des Vaters Bitte Melanthon den Martin Faber, einen wohlgelehrten Mann, an dessen Stelle, der bereits bei einem Sohne Graf Albrechts von Mansfeld als Hofmeister gewirkt hatte. Faber, später Rektor in Joachimsthal, wurde am 20. Juni 1527 nach Stolberg gesandt und gewann wegen seiner Tüchtigkeit die volle Zufriedenheit seines Herrn. Melanthon liefs es auch nicht an ernster Ermahnung zu treuer Pflichterfüllung fehlen [1]). Ein so unbedingtes Vertrauen setzte Reiffenstein in seinen verehrten Freund zu Wittenberg, dafs er schon damals, als seine Söhne noch lange nicht die Reife für die Hochschulen erlangt hatten, dieselben ihm zur Erziehung nach Wittenberg senden wollte. Melanthon riet aber ernstlich davon ab, da die Kinder in ihrem zarten Alter die Luft und Kost der Fremde noch nicht ertragen könnten. Auch noch als zwei Jahre später der Vater mit demselben Gedanken umging, that er dasselbe und meinte, Reiffenstein möge sich das einmal über das andere überlegen und lieber die Kinder noch zu Hause behalten. Natürlich handelt sichs hierbei noch nicht um einen Universitätsbesuch, sondern um eine Verlegung der häuslichen Vorschule nach Wittenberg unter der Aufsicht des praeceptor Germaniae (de schola tua huc transferenda). Anstatt dafs jedoch damals die Reiffensteiner nach Wittenberg gegangen wären, flüchteten vielmehr des Rentmeisters Königsteinsche Neffen wegen des zu Wittenberg gefürchteten Ausbruchs der Englischen Schweifs-Krankheit nach Stolberg in den gesünderen Harz und Melanthon bat seinen Freund dafür zu sorgen, dafs der Unterricht seiner Pfleglinge nicht unterbrochen werde [2]).

Mittlerweile wechselten wieder unter Melanthons Vermittlung die Reiffensteinschen Hauslehrer. Am 4. Juni 1529 empfiehlt jener wieder einen frühern gräflich Mansfeldschen Hofmeister, wie es scheint mit dem Rufnamen Lorenz, für den sich auch auf des gemeinsamen Freundes Jonas Vermittelung Luther verwandte [3]). Bald folgte dann abermals ein neuer Hauslehrer in dem Stolbergischen Beamtenhause in der Person des Holsteiners Erhard, an dem zwar die Saxonica ferocitas auszusetzen, der aber sonst ein entschieden wissenschaftlich regsamer Mann war und mit Melanthon, Amorbach, Caesarius in brieflichem Verkehr stand [4]).

Diesen Sachsen löste im März 1531 der in der Jugenderziehung geschickte Johann Marcellus aus Königsberg in Franken ab, den Melanthon nur ungern von seiner Seite liefs. Marcellus, der 1551 als Professor in Wittenberg starb, war längere Zeit im Hause des Rentmeisters. Melan-

1) Corp. ref. I, 890 f; Mel. an Faber 1/9 1527 I, 888 Mel. an Jonas 28/8 1527.
2) II. I, 873. 1085. 1087 f.
3) II. IV, 968: de Wette Luthers Br. III, 468.
4) Corp. ref. I, 933 f.; II, 468 f.

Digitized by Google

thon wies die Söhne mit väterlich ernsten Worten an den neuen Lehrer [1]). Hierbei mag noch erwähnt werden, dafs durch Reiffensteins Vermittlung von Melanthon auch für den Grafen und für die Stadtschule zu Stolberg Lehrer besorgt wurden [2]).

Die nötigen und besten Lehrbücher wurden den Reiffensteinschen Söhnen ebenfalls durch den trefflichen Wittenberger Studienleiter empfohlen. Im Juli 1529 widmete er zur Förderung ihres Unterrichts dem Vater seine Dialektik und zeigt bald darauf das Erscheinen einer demselben gewidmeten historischen Schrift an [3]). Bei der Widmung der lateinischen Syntax des Linacer an Wilhelm, den ältesten der Söhne, sagt er im Februar 1531, die Brüder hätten die Anfangsgründe der Grammatik bereits fest inne, sie möchten nun auch die Lehre vom Satzbau, als schwierigsten Teil derselben, hinzufügen. Er ermahnt sie, dessen eingedenk zu sein, dafs sie mit dem Rüstzeug der Wissenschaft auch dem Gemeinwohl und dem Vaterlande zu dienen verpflichtet seien. Sie möchten sich wie ausgehobene Krieger zum Schutz des Glaubens, des Rechts, des ganzen Staatswesens ansehen und auf die Bücher mit demselben Gefühl blicken, wie der Krieger auf seine Waffe [4]). Am 26. September desselben Jahres entsendet Melanthon den früheren Hofmeister Martin Faber mit zwei Abzügen seiner den jüngeren Brüdern Albrecht und Johann Reiffenstein gewidmeten Rhetorik nach Stolberg und empfiehlt denselben, ihre dialektischen Studien durch die auf das engste damit verknüpften Redekunst zu ergänzen [5]).

Nicht ganz zwei Jahre später, im August 1533, bezogen die drei Brüder gemeinsam die Hochschule zu Wittenberg, wo nun Melanthon ihre Studien unmittelbar überwachen konnte. Die vornehmen Jünglinge hatten aber aufserdem nicht nur ihren Hauslehrer Marcellus mitgenommen, sondern es wurde auch dessen Vorgänger Faber noch als Studienleiter hinzugezogen. Am 20. September giebt Melanthon dem Rentmeister erfreulichen Bericht über die fleifsige Arbeit seiner Söhne. Da aber Faber die Wittenberger Luft nicht bekomme, so bittet er zu gestatten, dafs dieser sich anderswohin begebe. Marcellus könne auch allein die Arbeiten seiner Kinder überwachen, auch wolle er (Melanthon) selbst einen Teil dieser Aufgabe auf sich nehmen [6]).

1) Il. II, 489.
2) Il. I, 1072 f.; IV, 968 f.; IV, 1013.
3) Il. I, 1085.
4) Il. II, 484.
5) Il. II. 541—544.
6) Pridie divi Matthei 1533. Corp. ref. II, 667.

Digitized by Google

Zwei Jahre darnach veranlafste die Sorge vor ansteckender Krankheit auch die Reiffensteinschen Brüder, sich von Wittenberg wegzubegeben und im Vaterhause und in gesünderer Luft eine Zuflucht zu suchen. Einige akademische Freunde folgten ihnen, die mit ihnen gemeinsam unter Marcellus Leitung ihre Studien fortsetzten, so dafs eine zeitlang das vornehme Haus des Rentmeisters zu dessen und seiner trefflichen Gemahlin Freude eine kleine höhere Schule einschlofs. Zu den Studiengenossen der Reiffensteine gehörte ein gewisser Kilian, Bernhard Friese, den Melanthon ebenso wie der Rentmeister wegen seines Wesens und Fleifses liebte, und des Reformators gleichnamiger damals erst zehnjähriger Sohn (geb. 13. Jan. 1525). Namentlich über den jungen Friese wufste Reiffenstein viel Gutes zu sagen, als er mit Melanthon in Leipzig zusammentraf[1]).

In der Reiffensteinschen Schule zu Wittenberg herrschte eine so gute Zucht, dafs sie die Aufmerksamkeit Auswärtiger auf sich zog, die den Wunsch hegten, dafs ihren Söhnen der Eintritt in diesen Kreis gestattet werde. Am 12. April 1535 schreibt Melanthon von Leipzig aus seinem Stolberger Freunde, die Polen, (Slaven, Sarmatae), die sich dort eine zeitlang aufhielten, hätten ein solches Wohlgefallen an den feinen Sitten, der guten Zucht und am Verkehr mit seinen Söhnen gefunden, dafs sie ernstlich in ihn gedrungen seien zu gestatten, dafs ein adlicher Jüngling aus ihrem Volke diesem angesehenen Kreise (honestissimo coetui) sich entschliefsen dürfe, um durch die christliche Zucht und das Beispiel seiner Söhne bei der Pflicht erhalten zu werden. Da Melanthon mit gutem Grunde Wert darauf legte, dafs ein vornehmer Jüngling aus einer fremden Nation bei der Wissenschaft und gerade in Wittenberg erhalten werde, so empfahl er dem Rentmeister diesen Wunsch zur Berücksichtigung, gab jedoch die Entscheidung seinem freien Ermessen anheim. Dabei wies er jedoch darauf hin, wie sehr es ihm zur Ehre gereiche, wenn wackere edle Leute den Umgang mit seinen Söhnen suchten und wie die Reiffensteinsche Schule dadurch einen geradezu höfischen Anstrich gewinne, was seinen Söhnen auch ein besonderes Vergnügen mache[2]).

Wir haben uns mit der Erziehung der Reiffensteinschen Söhne etwas näher befafst, weil dieselbe für die Kennzeichnung des damaligen Humanismus wie für die des vornehmen Vertreters dieser Bestrebungen nicht unmerkwürdig ist. Kehren wir nun aus der Schule ins Haus zurück, so ist auch dieses ein Herd und Mittelpunkt des geistigen Lebens der

1) II. II, 935.

2) Delectat et filios tuos ista quasi aulae cuiusdam species. C. Ref. IV, 1027.

Digitized by Google

Zeit und seiner namhaften Vertreter. Wesentlich gefördert wurde der Rentmeister hierdurch durch sein Amt und sein nahes Verhältnis zu seiner gräflichen Herrschaft.

Die nahen Beziehungen zu verschiedenen hervorragenden Zeitgenossen sind wohl schon auf Reiffensteins akademische Schulzeit oder auch auf die rheinische Geburtsheimat zurückzuführen. Erasmus Alber und Jacob Micyll waren Freunde des ganzen Reiffensteinschen Hauses wie in demselben auch schon früh die Verehrung des grofsen Erasmus eine allgemeine war [1]). Da das nahe freundschaftliche Verhältnis zu Melanthon 1519 bereits bestand, so werden wir uns dies doch wohl durch die engen Beziehungen zu Luther vermittelt denken müssen. Wenn in dem genannten Jahr der Rentmeister die Schriften beider Reformatoren mit glühendem Interesse las, so ist damit noch nicht das vorhandene persönliche Freundschaftsverhältnis erklärt. Als im Jahre 1520 Graf Botho, vielleicht vom Rentmeister mitbestimmt, sich entschliefst, seine ältesten Söhne Wolfgang und Ludwig in Wittenberg studieren zu lassen, sendet er Reiffenstein nach Wittenberg voraus, um diesen Besuch vorzubereiten und für eine entsprechende Unterkunft für die jungen Grafen zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit giebt er ein Essen und hat „etliche Doctores" bei sich zu Gast, wobei Luther und Melanthon kaum gefehlt haben dürften [2]). Als dann im Sommer des nächsten Jahres die gräflichen Zöglinge in Wittenberg ankamen, verfehlte Luther nicht, seinen Freund Spalatin darauf aufmerksam zu machen [3]). Luther wohnte dann, wie wir gelegentlich erwähnten, am 21. April 1525 bei Reiffenstein, stand auch mit ihm sonst in freundschaftlichem und brieflichem Verkehr [4]), wie wir denn auch noch des Rentmeisters jüngsten Sohn als Luthers Tischgenossen kennen lernen werden.

Schon bei dem Briefwechsel mit Luther sehen wir Reiffenstein mit Justus Jonas, dem Sohn und Reformator der Stolberg benachbarten Stadt Nordhausen in Verbindung, die nach den erhaltenen Zeugnissen eine besonders nahe gewesen sein mufs. Jonas giebt dem Freunde Bericht über persönliche und über wichtige allgemeine Angelegenheiten der Reformatoren und der Reformation. Als Jonas am 10. August 1523 seine lateinische Schrift für die Priesterehe gegen den Vikar Johann Faber in Constanz schrieb, eignete er sie mit der vertraulichsten Widmung dem Rentmeister zu, von dem er wisse, dafs ihm diese Vertheidigung beson-

1) Melanthon an Erasmus im Herbst 1532 bei Empfehlung des jungen Dietrich Reiffenstein sagt, derselbe sei natus in familia studiosissima tui nominis. C. Ref. II, 517.

2) Vgl. Harzzeitschr. 17, 200.

3) de Wette Luth. Br. I, 371.

4) a. a. O. III, 373 f.; 468.

Digitized by Google

dere Freude mache[1]). Fünftehalb Jahre später teilte er demselben Melanthons Brief über die Schlichtung eines Streits zwischen diesem und Johann Agricola mit[2]). Am 4. Oktober 1529 giebt ihm Jonas einen ausführlichen merkwürdigen Bericht über den Verlauf des Marburger Religionsgesprächs und will ihm noch näheres persönlich mitteilen[3]). Im August 1537 ist er mit Melanthon persönlich in Stolberg anwesend[4]). Jonas Freundschaft setzte sich auch auf des Rentmeisters Söhne fort.

Dafs auch sonst der Verkehr mit dem geistig regsamen Kreise in Nordhausen ein engerer war, ist schon an und für sich anzunehmen, doch fehlt es auch nicht ganz an urkundlichen Zeugnissen hierfür. So verband den Rentmeister das gleiche Streben mit dem tüchtigen Syndicus, dann Bürgermeister in Nordhausen Michael Maienburg. Melanthon läfst gelegentlich Grüfse an diesen durch seinen Freund in Stolberg ausrichten[5]). Im Jahre 1533 schenkt der gelehrte Nordhäuser Arzt Janus Cornarus (Johann Haynpot oder Hagenbut) dem Rentmeister seinen damals zu Basel gedruckten Folianten, eine Übersetzung des Aëtius von Antiochien über die Erkennung und Heilung der Krankheiten als ein Zeichen seiner Freundschaft[6]).

Von manchen gelehrten Freundschaften finden wir ganz gelegentliche Spuren, ohne dafs wir den Ursprung und Anlafs derselben irgendwie nachweisen könnten. So läfst im Jahre 1522 Eobanus Hessus den Wilhelm Reiffenstein und den Tiemann Platner grüfsen, als er an Johann Spangenberg schreibt[7]). Ebenso war er mit dem Nürnberger Humanistenkreise nahe befreundet, was wir freilich nur daraus folgern müssen, dafs Melanthon, als er dem Rentmeister im Jahre 1528 gemalte Bilder aus Nürnberg sendet, bemerkt, seine dortigen Freunde würden ihm solche in schönerer Gestalt verehren[8]).

Dafs der eben genannte Dr. Tilemann Platner, zu dem Reiffenstein als zu seinem Seelsorger aber auch bei gemeinschaftlichen Amtsverrichtungen, z. B. dem Abhören der Amtsrechnungen, in langjähriger nächster Beziehung stand, dem Rentmeister auch persönlich befreundet war, versteht sich fast von selbst. Wie Eobanus Hessus so stellt auch Dr. Cae-

1) Vgl. auch Kawerau Briefw. des J. Jonas I, 87.

2) 28. Jan. 1528 Jonas Lange. Kawerau I, 116; Melanthons Brief C. Ref. I, 914.

3) Lateinisch Seckendorf hist. Lutheranismi II, 139; corp. ref. I, 1094—97: deutsch bei Walch XVII 2370.

4) Corp. ref. III, 409 f.; Kawerau I, 259.

5) II. II, 692 f.

6) Gräfl. Bibl. zu Wernigerode Mf. 3. Joh. Cornarus, gebürtig aus Zwickau, starb 1588 als Professor zu Jena.

7) Krause Hel. Eob. Hessus I, 229.

8) Corp. ref. I, 940 f.

Digitized by Google

sarius beide Namen als die Gleichstrebender zusammen und am 7. Juli 1534 nennt Platner Wilhelm Reiffenstein ‚seinen freundlichen lieben Gevatter'[1]).

Verknüpfte den Rentmeister mit dem Pfarrer zu Stolberg und den Nordhäusern unmittelbare Nachbarschaft und unmittelbarer amtlicher Verkehr, so waren es andere bedeutende Männer, die er sich durch seine Reisen und Geschäfte mehr oder weniger enge verband. Denn bei seinen Meſsbesuchen tauschte er nicht blofs Geld und Waaren, sondern auch geistige Güter und Gedanken ein. An den verkehrsreichen Meſsorten Frankfurt und Leipzig fanden sich bei ganz anders gearteten gesellschaftlichen Verhältnissen neben Kaufleuten und Händlern auch angesehene Beamte und Gelehrte zusammen, um Zinsen zu erheben, Zahlungen zu leisten und allerlei Geschäfte, insbesondere auch buchhändlerische, zu erledigen. Auch als Geschäftsmann machte Reiffenstein sich zuweilen den Gelehrten nützlich. So besorgte er für die Universität Wittenberg Becher von Edelmetall[2]). Ein anderes Mal vermittelt er über Frankfurt nach Köln ein Paket mit Briefen Melanthons an Dr. Caesarius und der erstere bittet ihn, den Brief eines flüchtigen Schotten nach Löwen zu besorgen, was er bei seiner Liebe gegen Fremdlinge und Verbannte gern thue[3]). Franz Burchard, der später so berufene Staatsmann, auch einer von Melanthons tüchtigsten Schülern, empfiehlt dem Rentmeister am 5. September 1527 einen Jenenser Kaufmann, der zur Frankfurter Messe reisen und daselbst Tuch und andere Waren verkaufen will. Burchard bittet, Reiffenstein möge denselben im Meſsgeschäft unterrichten, auch bei Kaufleuten einführen und bis zur Messe für ihn bürgen. Er habe ja auch schon früher einem Kaufmanne Ambrosius von Jena durch Empfehlungsschreiben an seinen Bruder (wohl Philipp) gute Dienste geleistet[4]). Eine ähnliche Empfehlung erbittet ein anderes Mal Melanthon für den Bruder seiner Frau[5]).

Keine seiner gelehrten Freundschaften war aber doch so merkwürdig, von keiner haben wir auch so mannigfaltige entschiedene Zeugnisse als die, welche ihn mit Phil. Melanthon und Johann Caesarius verknüpfte. Dem trefflichen rheinischen Humanisten trat Reiffenstein schon dadurch nahe, dafs dieser bei mehreren Söhnen seines Herrn, den jungen Grafen Heinrich, Philipp, Eberhard, dann auch Albrecht Erzieher

1) 7. Juli (dienst. n. vis. Mar.) 1534 Quittung über 36 fl. A 21, 6 im gräfl. H.-Arch. zu Wernigerode.

2) Corp. ref. II, 499.

3) Il. II, 692.

4) Il. I. 891 f.

5) Il. I, 945.

Digitized by Google

war. Caesarius bezog daher auch neben seinem gewöhnlichen Lohn eine gräfliche Rente.

Der Rentmeister verkehrte nun mit seinen berühmten Freunden nicht nur in Wittenberg, Königstein oder an den mehrfach genannten Mefsorten, sondern er hatte auch mehrfach die Freude, dieselben bei teilweise längerem Aufenthalte in Stolberg und in seinem Daheim zu Gaste zu sehen. So dankt ums Jahr 1526 Melanthon dem jungen Johann R. für die im Hanse seines Vaters genossene Gastfreundschaft. Besonders das erste Viertel des Jahres 1528 war durch längern Besuch der genannten Humanisten ausgezeichnet. Caesarius war seinem Schüler Graf Heinrich zu Stolberg, der aus Rücksicht auf Herzog Georg von Sachsen nicht in Wittenberg, sondern zunächst unter Dr. Platners und des Hofmeisters Valentin Leitung seit 1527 in Leipzig studierte, vom Rheine dorthin nachgefolgt, und wohnte mit diesem bei Melchior Lotter. Ende 1527 oder zu Anfang des nächsten Jahres wurde der Abgang von der Hochschule gefeiert und Caesarius begab sich zunächst mit nach Stolberg. Es wurde ihm nicht nur sein Gehalt ausgezahlt, sondern auch ein neuer Rock und für 16 bis 17 Gulden ein Röfslein für ihn angeschafft, auf welchem er nach zeitüblicher Weise die Reise nach Stolberg zurücklegte[1]). In der gräflichen Residenz lernte der wackere Gelehrte nicht nur die erlauchten Eltern seines Zöglings kennen, sondern er verkehrte auch mit seinem Freunde Reiffenstein und mit Platner und verlebte glückliche Wintertage. Der Verkehr im Hause des Rentmeisters, dessen würdiger Gattin und tüchtigen Hauslehrers er auch rühmend gedenkt, brachte ihm manchen geistigen Schmaus. Zunächst machte dem lehrhaften Manne eine besondere Freude der Verkehr mit den strebsamen Kindern und Jünglingen im Hause des Rentmeisters, und wir sehen aus Caesarius Worten, dafs schon damals, wie später in Wittenberg, auch Kinder aus anderen Familien an diesem Unterrichte Teil nahmen. Auch die Hauslehrer, von denen damals gerade einer den andern ablöste, fanden des Caesarius Anerkennung und von den Erfolgen ihres Bemühens erhielt der Humanist noch manche erfreuliche Probe durch Briefe, welche die Zöglinge an ihn schrieben. Er war der Meinung, dafs der Rentmeister durch eine so sorgfältige häusliche Erziehung nicht nur vornehmen Privaten, sondern auch Fürsten ein leuchtendes Vorbild gebe[2]).

Aber so erfrischend auch der Verkehr mit den Schülern war, denen er gewifs bei seinem längern Aufenthalt auch gute Dienste leistete, eine kräftigere geistige Speise war es doch für ihn, wenn er mit dem welt-

1) Stolb. Renteirechn. 1527/28.

2) Caesarius, Cöln 15. Juni 1532 in der Widmung seiner Dialectica an Wilh. Reiffenstein.

Digitized by Google

erfahrenen Rentmeister selbst, dem gründlich vorbereiteten begeisterten Freunde und Förderer der Wissenschaft, über die Ideale, denen sie beide nachtrachteten, reden konnte. Da wurde von den Klassikern des Altertums und von dessen Wiedererweckern und den Gröfsen der Gegenwart gehandelt. Hier zeigte der Rentmeister es so recht, dafs er zu den Männern gehörte, die mit ganzer Hingebung der damals von Italien nach Deutschland verpflanzten Beschäftigung mit den altklassischen Sprachen und der Wissenschaft Griechenlands und Roms huldigten und darin ein Mittel für die geistige und religiöse Hebung des Volkes erblickten. Mit feuriger Begeisterung unterredete er sich bei Tisch mit Caesarius über Künste und Wissenschaften und ihre Vertreter. Sein Herz fühlte sich gehoben, dafs neben den Alten es nun auch bereits Deutsche waren, die auf dem Felde der Wissenschaften im Wettstreit mit den Franzosen, Spaniern, Engländern und vor allen andern mit den Italienern diesen ebenbürtig um die Palme rangen. Und wenn dann von den Männern, die Deutschland dem Staate der Wissenschaft geschenkt habe, die Rede war, so erkannte man einstimmig dem Erasmus und dem Melanthon den Preis zu [1]).

Hatte Caesarius im Januar nur mit dem engern Stolberger Kreise verkehrt, so sollte der nächste Monat ihm noch werthe Verehrer und Freunde von auswärts in das Haus seines geehrten Gastfreunds führen. Um des trefflichen rheinischen Humanisten persönliche Bekanntschaft zu machen, liefs sich Melanthon die Mühe nicht verdriefsen, mitten im Winter Ende Januar in den Harz zu reisen und den bereits bejahrten würdigen Gelehrten in dem befreundeten Reiffensteinschen Hause zu begrüfsen. Er knüpfte dabei ein enges Freundschaftsband, das auch nachher fortbestand und gepflegt wurde. Und durch Melanthon empfohlen, fand sich auch noch ein als Schwarzburgischer Schösser zu Frankenhausen im Amte stehender alter Schüler Caesarius, der den verehrten Lehrer wiederzusehen begehrte [2]).

Als der letztere dann nach einem jedenfalls bis in den März hinein dauernden Aufenthalte in Stolberg an den Rhein zurückkehrte, wurde er nicht mit leeren Händen entlassen. Zwar war sein freigiebiger Gastfreund, dem er übrigens offenbar durch seinen anregenden lehrhaften Einfluls auf die Schule im Hause gute Dienste geleistet hatte, ihm mitgab, wissen wir nicht, aber namens des Grafen wurden ihm beim Abschiede zehn Goldgulden und ein Hofgewand verehrt, auch noch vier Gulden „Sold“ [3]), d. h. Honorar

1) Ebendaselbst.

2) Mel. 27. Febr. 1528 an W. Reiffenstein. Corp. ref. I, 940.

3) Stolb. Renteirechn. 1327/28 unter dem Titel: Für die jungen Herrn: ‚Caesario bei seiner Abfertigung‘.

Digitized by Google

für die Unterweisung gräflicher Kinder. Bescheiden erscheint daneben die Verehrung von vier Goldgulden, die ihm damals für die zwei Jahre vorher erfolgte Widmung seines „Diomedes" an den jungen Grafen Heinrich gezahlt wurden [1]).

Caesarius brauchte nicht allein in die Heimat zu reisen, sondern Reiffenstein begleitete ihn selbstfünft über Nordhausen und Frankfurt nach Königstein. Wir dürfen daraus wohl abnehmen, dafs er ein paar junge Grafen als seine Zöglinge an den Königsteinschen Grafenhof begleitete, wo fast alle Söhne Graf Bothos eine Zeitlang erzogen wurden.

Bei der Freigebigkeit, mit welcher der Rentmeister seinen gelehrten Freunden entgegenkam, werden wir es natürlich finden, wenn diese durch Widmung von Schriften an ihn ihre Dankbarkeit erwiesen, so Caesarius durch seine Dialektik. Schön war es, dafs er im Verkehr mit den Gelehrten nicht den reichen Mann herauskehrte, vielmehr sie als seine wahren Freunde ehrte und hegte, dafs er es aber bei diesen irdischen Guts oft sehr benötigten Männern nicht bei freundschaftlichem Entgegenkommen bewenden liefs, sondern auch mit seinem Reichtum nicht geizte. In der Widmung der Dialektik sagt Caesarius: „Auch das kommt zur Erhöhung deines Lobes hinzu, dafs du wahrhaft gelehrten Männern nicht nur ein wohlwollendes Gemüt und deine volle Gunst zuwendest, sondern dafs du sie auch, wenn sie dir erst bekannt sind, mit aufserordentlichen Wohlthaten dir verpflichtest"! Wenn er dann weiter annimmt, dafs ihm aus solchem Grunde auch Melanthon seine kurze Dialektik gewidmet habe, so hat er durchaus das rechte getroffen. Reiffenstein hat sich dem treuen Mentor seiner Söhne durch ansehnliche Geschenke, Aufmerksamkeiten und Dienste dankbar bewiesen. Zum Zeichen der Dankbarkeit für ihm erwiesene aufserordentliche Wohlthaten (pro ingentibus tuis beneficiis) schenkt ihm Melanthon am 28. Februar 1528 bei seiner Rückkehr von Stolberg einige gemalte Bilder. Er wisse, dafs R. nicht um Entgelt sondern aus freiem Antriebe Wohlthaten erweise [2]).

Wir dürfen nicht zweifeln, dafs das Freundschaftsverhältnis zu Melanthon und Caesarius ein aufrichtiges war. Ersterer spricht seine Liebe und Verehrung zum Rentmeister etliche Jahre nach dessen Ableben ebenso wie bei seinen Lebzeiten aus [3]). Und als R. dem Melanthon einst zwei Schaumünzen zur Auswahl zusandte und letzterer sich für die ältere von beiden entschied, bemerkt er, er gebe dem Freunde anheim, ob er

1) A. a. O. D. (Caesario) pro dedicatione Diomedis grammatici 4 Goldfl. Dieses Buch war 1526 zu Hagenau erschienen.

2) C. Reform. I, 940 f.

3) 1542 gegen R's Amtsnachfolger Casp. Mahler: magnus meus amicus. Gräfl. H.-Arch. zu Wernigerode. A 16. 6.

Digitized by Google

nicht doch die andere dem Freunde zurücksenden solle, „denn", fährt Melanthon fort, „so wert ist mir keine Münze, dafs ich sie höher schätzte, als deine Freundschaft. Welche von beiden Münzen ich auch behalte, so wird sie mir neben vielem anderen ein Pfand deines Wohlwollens sein" [1]). Ein anderes Mal schreibt er dem Freunde: „Ich kann kaum sagen, wie schwer mir dein langes Schweigen war. Ich sage das nicht, um dich zum Schreiben zu nötigen, sondern um meiner Gesinnung gegen dich und die Deinigen einen Ausdruck zu geben. Mir bangte wunderbar wegen eurer Gesundheit; du hast mir daher eine grofse Liebe damit erwiesen, dafs du mir endlich geantwortet hast" [2]). Wie Melanthon dem Rentmeister und dessen Söhne mehrere Schriften widmete, so schreibt er ihm wohl auch über seine im Werk befindlichen Arbeiten, so über die Apologie [3]).

Wir gedachten eben der Schaumünzen, welche der Rentmeister für sich und zum Verschenken erwarb. Das bringt uns die kunstsinnigen Bestrebungen der Renaissancezeit, besonders in ihrer Richtung auf das Antike in Erinnerung. Dahin gehört nun auch besonders die von dem Rentmeister beliebte Wahl eines persönlichen und Familienzeichens in der Gestalt einer Gemme mit einer Darstellung aus der griechischen Sage. Möglich ist es, dafs hierbei eine von ihm erworbene wirklich antike Gemme als Vorbild und Anhalt diente. Jedenfalls ist die Wahl eines solchen Wappenbildes, das an die Stelle einer noch 1511 von ihm geführten einfachen deutschen Hausmarke trat, der treffende Ausdruck seiner Geistesrichtung. Um nun diesem frei gewählten Zeichen eine gewisse höhere feierlich amtliche Geltung zu verschaffen, liefs er sich darüber von der höchsten weltlichen Gewalt im deutschen Reiche einen förmlichen Wappenbrief erteilen. In diesem, den Kaiser Karl V. am 30. Juni 1532 zu Regensburg ausstellte, lautet die Beschreibung in der Kunstsprache der Heraldik: „Ein Schild nach zwerch gleich abgetheilt, das ober blau oder lasurfarb, das unter ein Meerstrom, darinnen auf einem Delphin seiner natürlichen Farb mit rother ausgeschlagener Zungen, seinen Kopf für sich in der vordern Reit des Schilds kehrend sitzend ein nackend Mannsbild eines heidnischen Harfenschlägers Arion nach Anweisung der poetischen Historien genannt, mit schwarzem kurzem Haar und Bart; in das obere mittler Theil des Schilds aufrecht ein Harfen ihrer gelben Farb, habende auf seinem Kopf von grünen Lorberblättern einen Kranz, auf dem Schild ein Stechhelm mit blau- oder lasurfarben

1) C. Ref. II, 692.
2) Il. Aug 1535 II, 932.
3) Il. II, 500.

Digitized by Google

Helmdecken, darauf ein gewundener Bausch ein Bild des Arion am Fufs, mit grünem Kranz und Harfen allermafsen wie im Schilde geschickt“ [1]).

Dieses heraldisch merkwürdige persönliche Zeichen, welches von da an Jahrhunderte lang als ein echtes Humanistenwappen von den Nachfolgern des Rentmeisters in Ring und Siegel geführt wurde, ist jedoch keineswegs blofs als mehr zufälliges beliebiges antike Bild aufzufassen, sondern Wilhelm Reiffenstein hat es als ein in seinem reformatorischen Freundeskreise beliebtes christlich zu deutendes Sinnbild ausgewählt. Gerade ein Jahr vor der Bestätigung des Wappens durch den Kaiser hatte Melanthon seinen und des Rentmeisters Freund Micyll bei dessen Bedrängnis durch die Grausamkeit eines „Centauren“ getröstet: Gott, der sich einen Vater der Waisen nenne, werde sich seiner und der Seinigen annehmen. Dabei verweist er ihn auf die Beispiele der alten Sänger Simonides, welche die Götter nach der Sage aus der augenscheinlichsten Gefahr errettet habe. Sei das auch nicht als geschichtliche Thatsache anzunehmen, so hätten es doch die weisesten Männer als ein Zeugnis von der Gunst erzählt, welche die Götter den Dichtern zuwandten [2]). Dieser göttlichen Behütung der Freunde des Wahren und Schönen vor der Wildheit der rohen Menge, dieser Bergung in den sichern Hafen, wie es Arion in wunderbarer Weise durch den ihn durch die Fluten tragenden Delphin erfuhr, getröstete sich auch Reiffenstein, der eifrige Freund der schönen Künste und Wissenschaften, der Gönner ihrer Vertreter. Hatte er doch eben erst die saevitia vulgi in der Fehde mit Anton Metschling und dessen Gesellen und einige Jahre früher im Bauernaufruhr erfahren und war beide Mal gerettet worden!

Noch gegen sechs Jahre nach der Erteilung dieses Wappenbriefs konnte der unermüdliche Mann sich seines Schaffens freuen, mit den geistig bedeutendsten Männern seiner Zeit verkehren und seine Güter und seine Familie wachsen sehen. Da geschah es kurz vor dem 9. Mai 1538, wahrscheinlich bei einer Reise zur Messe, dafs er durch einen Unfall, wohl einen Sturz, mitten in seiner Berufsthätigkeit dahingerafft wurde [3]).

1) Nach den Reichsarchivakten im K. K. Ministerium des Innern mitgeteilt von Herrn Friedrich Preidel in Wien.

2) Multa nobis fidem faciunt, poetas Deo inprimis curae esse, Simonidem scis e convivio vocatum esse, cum sedes ruiturae essent; Arionem a delphino in portum et loca tuta transvectum: a sapientissimis hominibus in hoc prodita sunt, ut scirent homines docti, se divinitus adversus vulgi saevitiam tegi. Corp. reform I, p. 1018. Vergl. auch Klassen J. Micyll, S. 71 f.

3) In der Nachschrift zu einem Briefe Graf Wolfgangs zu Stolberg an seinen Bruder Ludwig vom 9. Mai 1538 ist schon von ‚Wilhelms seligen Fall‘ die Rede. Seinen letzten Willen aufzusetzen hatte er nicht Zeit gefunden. Vergl. auch Micylls Grabschriften auf ihn sylvae p. 334: me raptum e medio fata maligna premunt.

Digitized by Google

So fand er sein Ende zwar fern von den Seinigen am Harz, doch in der Stammheimat seiner Familie und wurde zu St. Petri in Frankfurt beigesetzt.

Micyll, der vor zehn Jahren das plötzliche Ende des jüngern Bruders besungen hatte, weihte nun auch einen Kranz von Denkversen oder Grabschriften der Erinnerung des ältern Freundes. Mit Recht konnte er dabei sagen, dafs derselbe in einer Reihe tüchtiger Familienglieder der tüchtigste [1]) und dafs er, der im Alter von 56 Jahren gestorbene thatenreiche Mann in ganz anderer Weise der Ruhm und die Zierde seines Geschlechts war als jener Jüngling, dem es nicht vergönnt war, die Hoffnungen zu erfüllen, die man an sein Streben knüpfte. Kurz und wahr hat Micyll in wenigen Doppelzeilen das Geschick und Wesen des wackern Mannes besungen:

Der mit heiliger Scheu das Recht und die Treue bewahrte,
Auch die Muse verehrt, wo sie dem Glauben vermählt.
Theuer den Grofsen zumal und theuer dem Herzen der Freunde;
Reich mit der Rede Gewalt, reich auch am Geiste begabt;
Glücklich in allem fürwahr, nur dafs sein brechendes Auge
Keins der Kinder ihm schlofs oder sein trauernd Gemahl [2]).

1) Nach der Gestalt der Grabschrift zu S. Peter in Frankf., wie sie Glauburg. Epitaphienbuch S. 61, Foliohandschrift auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt, giebt:

Contegit hoc modico Guilelmum cespite tellus
Multorum e numero qui modo summus erat.

2) Vivus qui sancte coluit rectumque fidemque
Et doctas socia cum pietate deas.
Principibus charus, privatus charus amicis,
Nec minus eloquio quam bonus ingenio.
Foelix, si tantum potuissent lumina patris
Tot nati aut coniunx claudere moesta viri.

Micyll. Sylvae p. 333.

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

Zur Geschichte der Franziskanerlitteratur.

Von **Karl Frey.**

Das Jahrbuch der Kgl. Preufsischen Kunstsammlungen enthält in Heft 3, 1885 und Heft 2, 1886 unter dem Titel „Studien zu Giotto" den Anfang einer Arbeit, die auf Giotto's Person und die ihn umgebenden Verhältnisse neues Licht werfen sollte. Ich beabsichtigte darin die künstlerische Thätigkeit des Meisters in ihrer allmählich fortschreitenden Entwickelung zu schildern, besonders durch Kritik der Ueberlieferung ein chronologisch sicheres Fundament (soweit das möglich ist) zu geben. Die nunmehr veränderte Art der Publikation macht nötig, ihr andere, selbständigere Form zu verleihen. Vor allem die letzte Aufgabe, die Kritik der Ueberlieferung oder, wie man es auch bezeichnen könnte, die Auseinandersetzung mit alten und neuen, geschriebenen und gedruckten Behauptungen, die Notwendigkeit zu einer Chronologie der Werke Giotto's zu kommen, führten mich dazu, in Italien nach neuem schriftlichem Materiale zu forschen. Wenn je von der Kunstwissenschaft gefordert wird, als eine historische Disziplin auch historisch zu verfahren, so mufs es hier geschehen. Eine Erscheinung wie Giotto kann nur im Zusammenhange mit dem gesamten geschichtlichen Leben seiner Zeit und seines Volkes begriffen werden. Jedes Werk seines Pinsels führt uns diese intime Zusammengehörigkeit vor Augen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Giotto begann, wie man annimmt, in Assisi zu malen. Sofort begegnet auch die Gestalt des hl. Franz. Giotto wird und bleibt sein ganzes Leben hindurch der künstlerische Apostel des jungen Franziskanerordens. Die Darstellungen des Lebens und der Thaten des Heiligen in Assisi, Padua, Florenz etc., wie sie das Stoffgebiet der christlichen Kunst überhaupt mit einem Schlage enorm bereicherten, wirkten mit nicht geringerer Intensität als alle geschriebenen oder nur erzählten Legenden über den Heiligen und seine Jünger und wurden unerschöpfliche Vorlagen für die religiöse Kunst der Folgezeit. Giotto schuf für diesen Sagencyclus die künstlerische Formensprache. Er hatte keinen Vorgänger. Nur eine ausgebreitete litterarische Tradition, die ihrerseits in den ca. 50 bis 70 Jahren nach dem Tode des hl. Franz mannigfaltige Wandlungen durchlaufen war, stand ihm zu Gebote. Da ist es von höchstem Interesse zu beobachten, wie diese Fülle der Ueberlieferung auf Giotto wirkte

Digitized by Google

und durch ihn künstlerische Gestalt gewann, in welcher Weise bei ihm das gesprochene Wort zu einer Reihe höchst bedeutender Kompositionen wurde. Ein Jahr bereits vor dem Erscheinen von Dr. H. Thode's Buche über „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, Berlin 1885" im Manuskript abgeschlossen, mufsten meine „Studien" im Jahrbuche mitten in der Schilderung abbrechen. Um aber den Einflufs dieser religiösen Bewegung auf die gleichzeitige Kunst voll verstehen zu können, war es nötig, sich mit der Franziskanerlitteratur in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen und innerhalb der Masse der Legenden das Primäre von späteren Erdichtungen zu scheiden. Bei dieser Arbeit stiefs ich in der Laurenziana zu Florenz auf die ungedruckte Chronik der 24 Ordensgeneräle. Die Fülle der darin gebotenen Notizen, ihre Wichtigkeit für die Kenntnis der Zeitgeschichte veranlafsten mich, sie zu excerpiren und meine Auszüge den „Studien" anhangsweise hinzuzufügen. Dieselben teile ich im Folgenden, was den äufseren Umfang anlangt, nicht ganz in der Form mit, in der sie bereits im Sommer 1885 gesetzt worden waren, sondern indem ich noch dasjenige hinzufüge, was für den Fall des Erscheinens im Jahrbuche ehedem von mir fortgelassen worden war.

Es ist eine alte Beobachtung, dafs unmittelbar nach einer neuen Bildung innerhalb der gesamten historischen Entwickelung, nach dem Auftreten einer grofsen Persönlichkeit auch die Historiographie ansetzt, um das Wesen des Neuen zu verstehen, die Wirksamkeit eines bedeutenden Mannes zu begreifen und sein Bild für die Umgebung wie für die nachkommenden Geschlechter zu fixiren. Man braucht, um Beispiele dafür anzuführen, nicht gerade bis zu den Anfängen der historischen Erkenntnis zurückzugehen, zu jenen mächtigen Staatenkomplexen, von einem gewaltigen Willen geformt, in denen sofort die litterarische Tradition erwachte und so lange blühte, als diese eine, centrale, alles belebende Kraft dem Ganzen Halt und Bestand gewährte. Zu allen Zeiten und auf allen Gebieten, bald in geringerem, bald in gröfserem Umfange, wiederholt sich diese Erscheinung. Und es ist auch ohne Belang, in welcher Form, je nach Vermögen und Vorbild, und in welcher Absicht dies geschieht: Ob es im engeren Sinne historische Werke sind oder Dichtungen, Sagen, Wundergeschichten, Legenden; ob in Epos und Lied die „Thaten der Könige" verherrlicht werden oder in kurzen, annalistischen Aufzeichnungen; ob ausführliche, aber von der Tendenz inspirirte Chroniken z. B. den Gottesstaat Augustins den zerrütteten Zuständen der letzten, der römischen Weltmonarchie, entgegenstellen; oder ob ein unparteiisches, vielleicht unter künstlerischem Gesichtspunkte abgefafstes Geschichtswerk, wie diejenigen des Thucydides oder von Florenz zur Zeit der höchsten Blüte dieser Republik, gleichmäfsig Licht und Schatten zu verteilen und allen Faktoren gerecht zu werden strebt. Es genügt auf diesen allgemeinen Zug hingewiesen zu haben.

Unmittelbar nach dem Tode des hl. Franz nimmt von diesem Volksmanne eine ausführliche, in immer breiterem Strome dahin flutende, schriftliche Tradition in Poesie und Prosa ihren Anfang; und es zeugt von der urwüchsigen Kraft in dieser Bewegung, welche dem Bedürfnisse der Zeit entgegenkam und in ihren eigentümlichen Formen und Institutionen sozialen Problemen auf lange hin eine Lösung gewährte, dafs

Digitized by Google

eine ganze Litteratur und Kunst daraus entstehen und erhalten werden konnten, welche noch in unseren Tagen eine Reihe beachtenswerter Erscheinungen aufzuweisen hat.

Ich kann nun an dieser Stelle nicht den allmählichen Verlauf der Franziskaner-Litteratur und -Historiographie verfolgen, wiewohl dies einerseits bei der Unklarheit, welche über die älteren Quellen zur Geschichte des hl. Franz herrscht, andrerseits bei der Wichtigkeit, welche die Person wie die Stiftung des Heiligen nicht nur für die Theologie, sondern im weiteren Kreise für alle Geschichte, Litteratur-, Kunst-, kurz für die ganze Kulturgeschichte beanspruchen, eine sehr nötige Arbeit wäre. Nur auf ein Glied in dieser Entwickelung will ich hinweisen: auf die anonyme Chronica viginti quattuor generalium ordinis sancti Francisci. Dieselbe war, wenn auch ungedruckt, so doch schon dem Titel wie auch dem Inhalte nach bekannt. Verschiedene Ordensschriftsteller alter wie neuer Zeit haben sie benutzt[1]), zum Teil einzelne Stellen aus ihr abgedruckt.

1) Ich will einige nennen: Wadding z. B. ad annum 1219 Nr. 43: — habuisse autem Fratres hoc anno Lutetiae conventum, seu locum suae mansionis iam occupasse, praeter Marianum, habent Chronica antiqua Ordinis, et illa XXIV Generalium (danach bezeichnet W. die Generalschronik nicht mit chronica antiqua, wie Ehrle Zeitschr. f kath. Theol. VII p. 324 angibt). — Ferner ad annum 1376 Nr. 9, wo Wadding von ihrem vermeintlichen Autor spricht: — Frater Arnaldus de Serrano provinciae Aquitaniae multis annis Minister, et Castellanae, ut diximus, reformator, vir vitae laudabilis, et consummatae doctrinae. Hic cuncta quae potuit de sancti Francisci vita, et moribus collegit: et a quibusdam iudicatur auctor Chronicorum XXIV Generalium u. a. m. — Der treffliche und scharfsinnige Anton Maria Azzoguidi hat in den kritischen Bemerkungen zu der von Sicco Polentone verfaßten Vita des hl. Antonius von Padua, die er zusammen mit den Sermones Sancti Antonii Patavini in Psalmos Bologna 1757 herausgegeben hat, p. XLIX ff. auf Fra Elia bezügliche Stücke dieser Ordenschronik mitgeteilt. Das dort Gesagte hätte neueren Schriftstellern zur Information dienen können. — Dann Padre Ireneo Affò in vita del B. Giovanni da Parma an mehren Stellen z. B. p. 206, 210 cet., derselbe in vita di Fra Elia passim, besonders p. 9, wo der gelehrte Franziskanerpater eine Reihe codices in Rom, Florenz und anderweitig aufführt, welche er gesehen habe. — Ferner Sbaralea: supplementum scriptorum ord. Franc. p. 62 Nr. CCCLXXXVIII und p. 65 Nr. CDII. Dann Papini: notizie sicure della morte, sepoltura cet. di S. Francesco d'Assisi p. 174 ff. 329 und sonst; auch in seiner storia di S. Francesco d'Assisi. — Hase: Franz von Assisi citirt p. 188 die Chronik, ohne sie wohl vor Augen gehabt zu haben. Das dort angeführte Citat stammt aus Wadding a. a. 1230, der seinerseits den Wortlaut der ihm im Msc. vorliegenden Chronik genau, doch mit einigen Umstellungen mitgeteilt hat. Von neueren sind zu erwähnen: Padre Panfilo da Magliano: storia compendiosa di S. Francesco e de' Francescani z. B. vol. I p. 7 und sonst (deutsche Uebersetzung I p. 5 u. s.), welcher den im Besitz des Padre Benedetto da Como zu Brescia befindlichen codex benutzt hat. Amoni in Thomas von Celano p. 8 nennt wenigstens die Chronik. Dann Franz Ehrle in seinem dankenswerten und fleißigen Aufsatze: Zur Quellenkunde der älteren Franziskanergeschichte in Wiesers und Grisars Zeitschrift für kath. Theologie 1883, VII, p. 323 ff. und p. 389 ff. Dazu die Mitteilungen des unermüdlichen und gelehrten Padre H. Denifle in seiner neuen mit F. Ehrle begründeten Zeitschrift: Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, Berlin, Weidmann 1885, Heft I p. 145 ff. Ehrle hat bei Gelegenheit der Publikation des Kataloges Bernards von Bessa (kath. Zeitschr. a. a. O.) einige kleine Stücke der Chronik der 24 Generäle abgedruckt. Ich danke ihm an dieser Stelle für die vielfachen Nachweise, mit denen er mich bei meiner Arbeit auf das freundlichste unterstützt hat. — Bonghi in Francesco d'Assisi Città di Castello 1884 scheint die Chronik nicht zu kennen; er citirt sie nicht, auch geht es aus der verwirrten Art, wie er die Quellen aufzählt und bespricht, hervor. (Verwirrt cfr.: Bonghi p. 88; danach existirt ein Tommaso da Ceperano; ein Francesco da Bessa [citirt nach den Bollandisten], ein Bernardo da Bessa; und er kann die Schwierigkeiten nicht lösen, se la genuina leggenda di Tommaso da Ceperano e di cotesto Bernardo non si trova e non si esamina, — was hinsichtlich

Digitized by Google

Ein Exemplar dieser wichtigen Ordenschronik befindet sich unter den Handschriften der Laurenziana zu Florenz — codex Gaddianus Nr. 53 —, ein anderes in der Riccardiana Nr. 279 [1]).

Die Handschrift der Laurenziana, einen ziemlich starken, gleichmäfsig fortgeschriebenen Quartband, habe ich eingesehen und aus der Menge der Wundergeschichten und Visionen, welche der Anonymus verschwenderisch mitteilt, sowie aus den sonstigen historischen Nachrichten dasjenige excerpirt, was mir für meine Zwecke, sowie auch sonst noch von Interesse zu sein schien; und zwar beziehen sich meine Notizen hauptsächlich auf die Zeit vom ersten General bis in den Anfang des Trecento weniger auf den letzten Teil des 14. Jahrhunderts. Dies that ich um so mehr, als demnächst eine vollständige Ausgabe der Chronik in Quaracchi erscheinen soll.

Die mir vorliegende Kopie ist wohl noch gegen Ende des Trecento verfasst. Der Anonymus hat die Thaten der Ordensgeneräle und die wichtigsten, mit dem Orden in irgend welcher Beziehung stehenden Ereignisse unter ihren respektiven Regierungen verzeichnet. Er beginnt mit dem hl. Franz, als dem ersten, vom Papste eingesetzten General, und schildert kurz unter Anlehnung an die von ihm genannten vite die Hauptereignisse aus dessen Leben, indem er sich bemüht, neues Material, besonders Wunder, oder doch altes und schon bekanntes in neuer Fassung vorzubringen. Legende wie wirkliche Historie gehen zwar durcheinander, besonders bei den Anfängen des Ordens, unter der ersten Generation, als der Verfasser von den unmittelbaren Jüngern des hl. Franz spricht, welche ihm alle mit einem Heiligenscheine umkränzt sind. Allein das ist nicht anders zu erwarten; das lag im Zuge der Zeit, in der die Kritik noch schlummerte eine Scheidung der Quellen noch unbekannt war, die gesamte Ueberlieferung, mochte sie sich aus christlich mittelalterlichen oder, ein wenig später, aus dem klassischen Altertum entlehnten Elementen zusammensetzen, als eine grosse Masse gleich wertigen, gleich brauchbaren Materials angesehen wurde. Das Werk schliesst mit dem Jahre 1374 ab, mit

---

Bernards schon geschehen war.) Auch Thode weifs in: Franz von Assisi (p. 538) nichts genaueres über diese Chronik, wiewohl er sie (wohl nach den Citaten bei Wadding und seinen anderen Quellen) mit aufgezählt hat. Dabei hätte ihm doch das Exemplar dieser Chronik in der Wiener Hofbibliothek (die er doch sonst so häufig citirt), Cod. 3417, die beste Auskunft geben können (cfr. auch unten).

1) Denifle spricht über die Handschriften in der Zeitschrift für kath. Theologie von 1882 und dann zusammenfassend und wie immer gründlich im Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte p. 146 f. Mir waren nur die beiden Florentiner codices zugänglich. Von einem Franziskanerbruder aus Quaracchi, der den Laurentianus kopirt hat, erfuhr ich von der Existenz einer dritten Handschrift in Assisi (cfr. auch Denifle a. a. O.) Dieselbe habe ich bis jetzt nicht sehen können, weifs also nichts über das Verhältnis der Handschriften zueinander. Franz Ehrle teilte mir jedoch mit, dafs das Manuskript zu Assisi ebenfalls nur eine Abschrift, kein Originalcodex sei. Die Chronik war wohl sofort nach ihrer Vollendung von dem Verfasser selbst dem Ordensgeneral oder — Provinzial zugesendet, in mehren Kopien sodann an die Hauptkonvente verbreitet worden. Es gab genug Mönche, die sich mit Abschreiben die Zeit vertreiben konnten und durften, da ja wissenschaftliche Beschäftigung, besonders seit Fra Elia's Wirken (Salimbene liber de praelato in mon. hist. Parm. et Plac., Parma 1857, p. 405), keineswegs von der Regel des hl. Franz ausgeschlossen war.

Digitized by Google

„Vita et tempora fratris Leonardi de Gifono, XXIV generalis fratrum minorum" (von 1373—1378). So mag es, wenn auch nicht 1374, so doch gerade auch nicht viel später entstanden sein. Das scheint aus der Art des Schlusses, aus dem Titel etc. hervorzugehen. Würde es nach 1378 geschrieben sein, der Verfasser hätte sein Werk wahrscheinlich bis in die Zeit des 25. Generals geführt. Vielleicht ist er 1374/75 gestorben. Die Chronik ist wahrscheinlich kurz vor dem liber conformitatum entstanden, konnte also noch von Bartholomäus Pisanus benutzt werden [1]). Notizen über seine Person, seine Herkunft und seine Schicksale gibt, soweit ich sah, der Verfasser nicht; doch ist es nicht unmöglich, da ich damals nur sehr kurze Zeit auf die Chronik und meinen Auszug verwenden konnte, dass mir eine darauf bezügliche Notiz entgangen ist. Aus Aquitanien stammte der Autor jedenfalls. Das geht besonders aus dem Umstande hervor, dass er mit Vorliebe von hervorragenden Personen und Erreignissen gerade aus jener Gegend berichtet, sich überhaupt über die Verhältnisse dieses Landes, soweit sie seinen Orden betreffen, gut unterrichtet zeigt, frühere Quellen von Landsleuten, wie den Bernardus de Bessa (nicht Franciscus de B.), mit Vorliebe citirt u. a. m.

Alles, was er zu berichten weiss, führt er in fester chronologischer Ordnung vor. Nicht genug, dass die Antrittstermine der verschiedenen Generäle die engeren oder weiteren Grenzen bilden, innerhalb deren sich die Erzählung bewegt, hat der Anonymus durchgängig Jahreszahlen hinzugesetzt; besonders wichtige Fakten, wie die verschiedenen Ereignisse und Wunder im Leben des hl. Franz erscheinen so mit Daten versehen; und zwar gebraucht er neben der gewöhnlichen Zeitrechnung eine Zählung nach den anni ab conversione sancti Francisci, oder ab institutione ordinis, oder ab institutione religionis, anni pontificatus etc. und verfehlt auch nie in zweifelhaften Fällen die Meinungen Anderer ausführlich anzugeben und die eigene zu suspendiren [2]).

Trotz der scheinbaren Genauigkeit in chronologischer Beziehung sind jedoch die einzelnen Angaben der Chronik mit Vorsicht und nie ungeprüft anzunehmen. Richtigen Fakten auf der einen Seite stehen direkt falsche oder doch unklar und verwirrt wiedererzählte auf der anderen Seite gegenüber, wie aus meinen Excerpten ersichtlich ist [3]). Das lag nun wohl

1) Nach der mir vorliegenden Ausgabe (Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin vom Jahre 1510) sind die Conformitates 1385 verfasst (1375 bei Ehrle wohl Druckfehler) und 1399 kirchlicherseits approbirt worden. Ob allerdings die Worte des Bartholomäus (conf. XI part. 2 p. CXXVb): Arnaldus de Sarano, homo iste laudabilis et sufficientie; qui omnia, que potuit de B. Francisco inuenire, transcripsit (dies die Quelle für Waddings und Sbaralea's Citat?) — auf den Anonymus zu beziehen sind, der also mit Arnaldus de Sarano identisch wäre, ist mir aber noch fraglich. — Auf eine Analyse der zu den Conformitates benutzten Quellen kann ich hier nicht eingehen.

2) Das letztere würde ja eine sehr löbliche Eigenschaft unseres Chronisten sein, falls es nicht in den meisten Fällen daraus zu erklären ist, dass der Anonymus, von seiner Hauptquelle, Bernardus de Bessa, verlassen und kritiklos gegenüber den anderen, seine Gewährsmänner der Reihe nach ausgeschrieben und durch ein oberflächliches ut aliqui dicunt, dicitur u. a. aneinander gereiht hat.

3) Ich verweise z. B. nur auf den konfusen Passus, in welchem die Zeit der Absetzung des Fra Elia bestimmt werden soll; dagegen führe ich mit Ehrle (a. a. O. p. 339) wiederum die Stelle an, welche über das Vikariat Elia's, ferner über seine Wahl zum General und über seine Regierung handelt.

Digitized by Google

der Hauptsache nach an der Art der dem Anonymus zu Gebote stehenden Vorlagen. Die Chronik der 24 Generäle, für sich betrachtet, würde ja zu den Quellen zweiten Ranges zu rechnen sein. Ihr Verfasser schrieb ca. 150 Jahre nach dem Tode des Ordenstifters; und wenn selbst seine Geburt in das letzte Jahrzehnt des 13. oder in das erste des 14. Jahrhunderts fiele, so würde der Anonymus freilich für den letzten Teil des Werkes, etwa seit den zwanziger oder dreissiger Jahren des Trecento ein zeitgenössischer Berichterstatter, für das 13. Jahrhundert aber, welches zunächst für uns grössere Wichtigkeit besitzt, auf Hörensagen und auf Nachrichten und Arbeiten aus zweiter und dritter Hand angewiesen sein, deren Provenienz wir nun zu untersuchen hätten. Eine so gleichmässig von einer Hand fortgeschriebene Kopie wie die mir vorliegende[1]) gewährt auch keinen Anhalt für die Annahme einer allmählichen Entstehung des Werkes. Vor einem Originalcodex könnte man vielleicht zu dem Ergebnisse kommen, dafs die Chronik sich nach und nach durch verschiedene zeitgenössische Fortsetzungen zu der jetzigen Gestalt entwickelt habe. Das war jedenfalls die Meinung des Padre Affò, welcher (vita di Fra Elia p. 9 ff.) von einer Chronik der ersten 15 Generäle des Ordens spricht, verschieden von dem Kataloge des Bernardus de Bessa, die er in der Bibliothek von Araceli zu Rom gesehen habe, und welche als gleichzeitige Arbeit des 13. Jahrhunderts eine Quelle allerersten Ranges wäre. Dieselbe wäre dann von Anderen allmählich vergrössert — da altri impinguata, accresciuta et continuata — und bis zu dem 24. General fortgesetzt worden. Affò irrte jedoch; denn diese Chronik der ersten 15 Generäle ist nichts weiter als der Catalogus ministrorum generalium, als dessen Verfasser Bernhard von Bessa wohl mit Recht, z. B. von unserem Anonymus, genannt wird. Trotz der verhältnissmässig späten Abfassung der Chronica 24 Generalium liegen ihr doch eine Reihe wichtiger zeitgenössischer Quellen zu Grunde, welche ihr den Wert eines so gut wie primären Werkes verleihen: In erster Linie sind, wie schon erwähnt, die Arbeiten Bernhards von Bessa zu nennen, von denen der Anonymus folgende aufzählt (cfr. sub generali Bonagratia de Bononia), ohne sie freilich alle für sein Werk benutzt zu haben: 1) Libellus de proposito regule ad emulos confutandos et fratres ad vivendum secundum regulam informandos. 2) Speculum disciplinae. 3) Liber de laudibus sancti Francisci. 4) Chronica sive catalogus generalium ministrorum ordinis sancti Francisci. 5) Vita fratris Christofori Canturcensis[2]). Seine Hauptfundgrube unter all diesen Schriften war Bernhards Catalog der Ordensgeneräle (nr. 4), eine zeitgenössische Quelle von der grössten Bedeutung, welche mit den Aufzeichnungen Jordanus' de Giano, Salimbene's, Thomas' Eccleston auf gleicher Stufe steht. Dort fand er den chronologischen Faden, dem er, was er sonst noch wusste oder aus anderen Vorlagen schöpfte, anreihen konnte. Der Catalog ist denn auch

1) Auch die übrigen von Denifle angeführten Handschriften sind von gleicher Art.

2) Auf nr. 1 und 2, bis jetzt unbekannt, bezieht sich der Anonymus in seiner Chronik, soweit mir erinnerlich, nirgends. Wohl aber hat er aus nr. 5 geschöpft, gleichfalls noch unbekannt, und aus nr. 3, in der Turiner Handschrift J. VI 33 erhalten und unedirt, (nach Ehrle's Zeugniss, da ich die Turiner hs. nicht kenne.).

Digitized by Google

ganz in sein Werk übergegangen, bisweilen wörtlich, ja mit derselben Orthographie, bisweilen unter geringen Umstellungen oder Veränderungen der Worte[1]).

Der Catalog Bernhards von Bessa, welcher mit dem Tode des hl. Franz, — über den Ordensstifter handelt für sich in einer mehr erbau-

1) Herausgegeben und besprochen von Franz Ehrle in Zeitschr. f. kath. Theol. a. a. O. Der Ausgabe ist der Turinercodex zu Grunde gelegt: codex membran. XXVIII K. III 12, (alte Nummer): J. VI. 33. (neue) von fol. 118 an. (Pasini catal. Taur. 1799, 305.) — In der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindet sich sowohl unter den Handschriften ein Exemplar des Bernhard von Bessa als auch unter den Drucken in dem 1504 zu Venedig erschienenen, in Quattrocento jedoch verfassten (Ehrle a. a. O. codices von 1459 und früher) Speculum B. Francisci. In der Laurenziana endlich ebenfalls eine Kopie des Kataloges (Plut. 27 cod. 9), möglicherweise aus der ersten Hälfte des Trecento, welche auf die letzten leeren Blätter (von p. 199a—202b) einer Handschrift der Ethymologien Isidors (hs. aus dem 12. Jhdt.) geschrieben ist und bis zum Jahre 1316 reicht. Daſs Thode's Buch über den heiligen Franz nicht zuverlässig ist, geht unter Anderem aus seinem inſslungenen Excurse „über die Quellen zur Geschichte des Franz", auf denen doch seine geschichtliche Erzählung basiren müſste, hervor. Was er p. 531 und 538 von dem speculum vitae B. Francisci (Venedig 1504) und der „unberechtigten Rolle sagt, die es in den Biographien spielt", ist falsch. Er redet ferner (wie Bonghi freilich) von einem Tommaso da Ceperano (aus Panfilo da Magliano hätte er den richtigen Namen erfahren können), läſst ihn nach den Bollandisten von „einem (!) Fr. Francesco da Bessa ergänzt sein" und weiſs mit Wadding daneben noch, daſs „ein (!) Bernardo da Bessa selbständig eine längere Legende (!) geschrieben", der er jedoch wenig Wert beizulegen scheint: „Sei dem wie ihm sei, wir werden sehen, daſs uns schwerlich irgend eine wichtige vita fehlt, daſs die nicht erhaltenen Biographieen wahrscheinlicher Weise nichts anderes als Wiederholungen der dem Thomas von Celano zugeschriebenen gewesen." Und dabei ist der Katalog Bernhards, eine Quellenschrift allerersten Ranges, bereits im Jahre 1883 von Ehrle in extenso publizirt worden. Aber Thode hat auch nicht einmal die Bücher, welche er selbst citirt, ordentlich gelesen z. B. nicht Sbaralea (p. 64, Anonymus VIII), Papini (der recht eingehend über Bernhard handelt, p. 174), besonders nicht Pamfilo da Magliano (der zu Anfang fast auf jeder Seite Bernard nennt). Das Speculum bot ihm den Ordenskatalog von Fol. 207 an ebenfalls.

Sind die mehr erbaulichen Erzählungen von den wunderbaren Begebenheiten im Leben des hl. Franz, die Legenden also über den Stifter und seine nächsten Jünger, wol als die frühesten Erscheinungen einer Ordenshistoriographie anzusehen, so sind sie doch nicht die einzigen geblieben. Sehr bald treten die ersten Versuche einer allein Thatsachen behandelnden, exakten Geschichtsschreibung hervor, und vielfach bieten sich Analogien mit der allgemeinen Reichs- und kirchlichen Historiographie dar, welche zeigen, daſs auch in dem kleineren Kreise des Ordens eine ähnliche Entwickelung stattgefunden hat. So existiren z. B. in jener ersteren aus früher Zeit Papstkataloge, solche von Bischöfen, Äbten u. s. w. aus den verschiedenen Gegenden des Reiches. Sehr weit lassen sich Aufzeichnungen über Kaiser zurückverfolgen, begegnen Geschlechtsregister, Verzeichnisse von Beamten und Behörden, z. B. in den italiänischen Städterepubliken Listen von Consuln und Podesta u. s. w. Zunächst meistens trockene Aufzählungen von Namen mit oder ohne Daten, gewähren sie bald nur das äuſsere chronologische Schema, die Grenzlinien, innerhalb deren sich eine weiter entwickelte, reichere Annalistik bewegt. Dieselbe Erscheinung im Franziskanerorden: Aus eigenem Bedürfnis kam man dazu, Verzeichnisse von Ordensgeneralen anzulegen. Die einzelnen Provinzen folgten mit solchen ihrer Oberen, der Provinzialminister. Man notirte kurz bei jedem Namen, was der betreffende für den Orden gethan hatte. Häufig begann man erst mit dem ersten Nachfolger des hl. Franz im Ordensgeneralate (so Bernhard von Bessa). Die Kenntnis dessen, was der Heilige gethan, wurde allgemein vorausgesetzt oder konnte aus den Legenden erlangt werden, welche in den Konventen, sei es im Refektorium oder im Chor häufig, bei festlichen Gelegenheiten wie auch sonst, vorgelesen wurden. (Cfr. z. B. die zu diesem Zwecke in Sektionen eingeteilten vite des hl. Franz von Thomas von Celano, später diejenige von Bonaventura Papini a. a. O. p. 239 ff. Ehrle Archiv I, Heft 2 und 3, p. 482, 484, 487; auch Denifle: zur Gersen-Kempisfrage, Z. f. kath. Theol. 6 und 7, p. 710 ff.) Oder zog man der Vollständigkeit halber die Person des hl. Franz, als des Stifters und ersten Ordensgenerales, in ein solches Verzeichnis mit hinein, so erfolgte wohl

Digitized by Google

lichen als historischen Weise jene Compilation Bernhards: de laudibus B. Francisci — mit Fra Giovanni da Firenze beginnt, war nicht die einzige Quelle des Anonymus. Wie schon erwähnt, lagen ihm mehre Biographien des Heiligen vor: So nennt er die vita secunda des Thomas von Celano, den er beständig mit Thomas (falsch, dafür Johannes) de Ceperano ver-

nur eine kurze Uebersicht der für den Orden Epoche machenden Hauptereignisse seines Lebens. So wird z. B. angemerkt das Jahr der Konversion des hl. Franz, das der Aufstellung und der päpstlichen Approbation der Ordensregel, das Todesdatum und ähnliches. Dann wurden mit der zunehmenden Verbreitung des Ordens die Zusätze immer zahlreicher und länger. Das Auftreten besonders berühmter Ordensgenossen, die Parteiungen und Streitigkeiten innerhalb des Ordens z. B. über die Regel oder sonst über theologische Fragen, diese und ähnliche Momente beeinflußten die Historiographie. Legende und wirkliche Geschichte flossen, wie das natürlich war, zusammen, und die ausführliche Ordenschronik entsteht. Die chronica XXIV generalium dürfen als ein erstes Specimen derartiger umfassender Ordensgeschichtswerke gelten. Als ein Beispiel aber jener kurzen katalogmäßigen Aufzeichnungen, die auch noch später ihre Vertretung fanden, führe ich den knappen Katalog an, der bald nach der Wahl Bonaventura's zum Ordensgeneral (c. 1258) entstanden, in den Monumenta Germanica scriptores XIII p. 392 mitgeteilt ist. Von gleicher Art ist der Katalog der Ordensgenerāle von Bernhard von Bessa, ausführlicher zwar, aber auch später verfaßt.

Nach der Angabe des Anonymus soll die Arbeit Bernhards mit dem zehnten General, Fra Bonagratia da Bologna, also c. 1284, aufgehört haben. Alle uns erhaltenen hs. des Kataloges reichen aber weiter. Der Turiner codex geht bis zum 15. General (1305 c.); der Laurentianus bis zu Fra Michael de Cesena anno 1316; der Parisiensis (vom Jahre 1508) und der Berolinensis (aus dem 14. Jhdt.) bis zum Beginn des Generalates Gerards Odonis (1329 gewählt); die hs. aus St. Florian (14. Jhdt.) bis zum Ende desselben (nach Denifle a. a. O.). Der Text des speculum ist sogar, von seinem Herausgeber wohl, ganz kurz bis zum Jahre der Drucklegung (1504) fortgeführt worden. Ehrle macht ferner scharfsinnig auf eine Stelle unter Johann von Parma aufmerksam, die, wenn von Bernhards Hand, erst 1297 oder noch später geschrieben sein kann, und er neigt sich der Annahme zu, daß Bernhard überhaupt erst nach 1297 resp. bis 1305 geschrieben habe. Zudem zeigen meine Auszüge, daß der Anonymus auch noch über das Jahr 1284 hinaus, aber höchstens bis 1310, den Katalog Bernhards benutzt hat. Also hat sich der Anonymus hinsichtlich des Endes seiner Vorlage geirrt; und da seine bona fides nicht zu bezweifeln ist, so würde der Umstand, daß er, ohne es zu wissen, aus dem Katalog noch weiter geschöpft hat, ein recht bedenkliches Licht auf die Art seiner Quellenbenutzung werfen? Papini freilich (a. a. O.) nimmt ohne weiteres die Angabe des Anonymus an und fügt die unerwiesene Behauptung hinzu, daß die Fortsetzung des Kataloges von 1285 etwa an von Peregrino da Bologna stamme. Ich glaube nun das letztere nicht; bei aller Aehnlichkeit waren die Chroniken Bernhards und Peregrins doch wohl selbständige und von einander unabhängig entstandene Arbeiten (cfr. Ehrle Z. f. kath. Theol., p. 333; Denifle Archiv I, 1, p. 147 f.). Allein die Worte des Anonymus — Usque ad istum generalem frater Bernardus de Bessa — cronicam generalium ministrorum protraxit — sind für mich doch zu positiv, um sie so unbedenklich in Frage ziehen zu dürfen. Ehrle hat die Turiner hs. wol mit Recht seiner Ausgabe des Kataloges Berhards zu Grunde gelegt. Auch Denifle „scheint die Turiner hs. die Grundform zu bilden, obwol der Text viel zu wünschen übrig läßt." Sämtliche codices sind aber später angefertigte Kopien: (der Taurinensis vom Ende des 14. Jhdts. [Ehrle]; die übrigen hs. sind sicher Abschriften mit kleinen von den resp. Kopisten selbständig angefügten Fortsetzungen). Die Originalhs. Bernhards fehlt also. Zudem habe ich beobachtet, daß der Anonymus XXIV generalium bei seiner Arbeit ein Exemplar des Bernhard de Bessa benutzte, welche der Version des codex Laurentianus wenn nicht gleichkam, so doch näher stand als dem codex Taurinensis. Ich werde noch angeben, woher ich das schließe. Also ist vielleicht doch der Laurentianus einer Publikation des Kataloges zu Grunde zu legen? Demnach könnte der Anonymus recht wohl ein Exemplar von Bernhards Katalog benutzt haben, welches in der That bis 1284 reichte, und danach griff er, ohne es weiter anzumerken, zu einer Fortsetzung, sei es nun von Bernhards eigener, sei es von anderer Hand. Jene Stelle unter Johann von Parma wäre dann entweder ein nachträglicher Zusatz Bernhards oder seines Fortsetzers und Ueberarbeiters. Die Frage ließe sich vielleicht lösen, wenn genauere Daten über Bernhard von Bessa, besonders über sein Todesjahr existirten.

Digitized by Google

wechselt. Die erste, von Thomas auf Gregor's IX. Geheifs verfafste vita scheint er nicht zu kennen; er hat wenigstens, soweit ich sah, dieselbe nirgends erwähnt. Ferner kannte er die Legenden der Tres Socii und des Bonaventura. Von diesen wurde die letztere anno 1266 auf dem Generalkapitel von Paris für kanonisch erklärt, neben welcher die anderen vite als überflüssig zu vernichten wären, eine Mafsregel, die jedoch nicht mit aller Strenge ausgeführt worden zu sein scheint. Die Legenden des apostolischen Notars Johann von Ceperano (Ehrle p. 391 f.; Denifle p. 148) und des Bruders Julianus scheint er, wie auch wir, nur dem Namen nach gekannt, aber nicht benutzt zu haben [1]). Die Wundergeschichten von den verschiedenen Jüngern des hl. Franz dienten ihm ebenfalls, soweit sie von ihm aufgeführt wurden, zur Fundgrube; so die vite des hl. Juniperus, des hl. Antonius, der hl. Clara u. a. m., und es scheint, dafs er diese in derselben Weise wie den Bernhard von Bessa, nämlich wörtlich, übertragen hat. Mit der Legende des hl. Antonius von Padua, auf die ich Beispiels halber geachtet habe, ist dies wenigstens der Fall gewesen. Regelmäfsig zählt der Anonymus die litterarischen Werke der einzelnen Generäle auf, wenn dieselben welche verfafst hatten; ob er sie freilich sämtlich bei seiner Compilation benutzt hat, könnte erst eine nähere Untersuchung durch Vergleichung klar machen. Als Franziskaner war der Verfasser ohnedies mit der Ordenslitteratur vertraut. Immerhin sind diese Notizen des Chronisten für weitere Forschungen von hoher Wichtigkeit. Zum Schlusse nenne ich noch unter den Vorlagen die Chronik des Peregrinus de Bononia (Denifle p. 147), die, bisher unentdeckt, eine Quellenschrift allerersten Ranges, wie diejenige Bernhards, gewesen sein mufs.

Soweit meine vorläufigen Bemerkungen. Auf Weiteres an dieser Stelle einzugehen, ist mir nicht möglich. Erst wenn die vollständige Ausgabe der Chronik mit den Varianten aller codices aus Quaracchi vorliegt, kann eine ganze Anzahl von Fragen erschöpfend behandelt werden: wie z. B. nach dem Autor, nach all den „Legenden, Traktaten, Prozefsakten, Chroniken und Heiligenleben", die der Anonymus mit oder ohne Namen anführt und zu seiner Kompilation geplündert haben will; dann nach der Art der Quellenbenutzung — ob der Chronist sich kritiklos eng, fast sklavisch an alle seine Vorlagen durchweg angeschlossen hat oder ob er in der Wahl der Quellen wie in der Verwertung ihrer Nachrichten im Einzelnen mit Takt vorgegangen ist, — nach der eventuellen Tendenz des Schriftstellers etc. etc.

Da ich nicht sämtliche Handschriften der Chronik kenne, vermag ich auch nicht zu entscheiden, welcher Text als der vertrauenswürdigste zu Grunde zu legen sei. Für meine Auszüge diente der codex Laurentianus (aus dem Trecento), wiewol derselbe einen keineswegs korrekten, oft sogar recht flüchtigen Text zeigt. Demselben habe ich eine Anzahl Varianten des Riccardianus zugefügt. Dieser codex Riccardianus (Nr. 279),

1) Die Stelle: Alii etiam multi, que nouerant, recolligentes multa miracula, que sanctus in diuersis orbis partibus fecerat, fuerunt publicata (sub Crescentio) dürfte zu allgemein sein, als dafs wir sie auf diese beiden Biographien beziehen könnten. Von Fra Giuliano notirt der Anonymus mit ähnlichen Worten wie Bernhard (Ehrle p. 391) den Tod (sub Bonagratia).

Digitized by Google

offenbar jünger als der Laurentianus (wol aus dem 15. Jhrdt.), bot dennoch in vielen Fällen bessere Lesarten, die ich dann in den Text aufgenommen habe. Auch konnte ich bemerken, dafs der Riccardianus dem bei Bernard de Bessa oder in der vita des hl. Antonius gebotenen Text näher stand als die hs. der Laurenziana. Ob dieses Verhältnis durchgängig bei allen Quellenschriften des Anonymus zutrifft, vermag ich nicht zu sagen; ich habe dieses nur bei den beiden genannten bemerkt. Demnach ergäbe sich innerhalb der mir zugänglichen codices folgendes Schema: Bernardus de Bessa 1) Laurentianus, 2) Speculum, trotz der Verderbnis mit dem Laur. vielfach zusammenstimmend, 3) Taurinensis. — Anonymus XXIV. generalium 1) Riccardianus, 2) Laurentianus. Der Riccardianus zeigt ferner eine Menge Lesarten rein formaler oder orthographischer Natur. Zu den ersteren rechne ich z. B. die sehr häufigen Wortumstellungen. Um eine Probe zu geben: Laur: suasu: domini Johannis de sancto Paulo, episcopi cardinalis Sabinensis; Riccard: — Paulo, cardinalis et episcopi Sab. oder Laur: Helyas ab officio regininis fuit absolutus; Ricc: — reginis absolutus fuit. Dergleichen Veränderungen, die auf jeder Seite vorkommen, habe ich nicht beachten können; ebensowenig leichtere orthographische Verschiedenheiten wie z. B. Ricc: Frederico, Helias, regnio, magnia, tocius, habstrahi, aprobauit, Bonizo cet. für Laur: Federico, Helyas, regno, magna, totius, abstrahi, approbauit, Bonizo cet. cet. Auch offenbare Schreibfehler verbesserte ich stillschweigend. Notirt wurden nur wesentliche, dem Sinn tangirende Varianten. Die betreffenden Stellen des Bernardus de Bessa sind, soweit das meine Excerpte zuliefsen, um die Uebereinstimmung zu zeigen, nach dem codex Laurentianus in kursiver Schrift mitgeteilt werden. Endlich bemerke ich, dafs ich die Orthographie unverändert gelassen habe, so jedoch, dafs ich alle Abkürzungen, die der Riccardianus in besonders grofser Fülle hat, auflöste, die Worte trennte und die Eigennamen grofs schrieb. Runde Klammern im Text umschliefsen meine Zusätze, eckige dasjenige, was zu eliminiren ist. Laurentianus wie Riccardianus zeigen ferner die Ueberschriften, die Kapitel- und Abschnittsanfänge mit roter Farbe ausgeziert (der Ricc. bisweilen auch mit blauer). Ich markirte dergleichen durch Kursive.

(Der Text im nächsten Heft.)

Digitized by Google

MISZELLEN.

1. Noch einmal über Huttens Charakter.

Von G. Ellinger.

Meine in dieser Zeitschrift Bd. I. S. 244 ff. veröffentlichte Abhandlung war bereits gedruckt, als mir die neue Ausgabe der Aleander-Depeschen[1]) zukam und ich zugleich auf eine von mir zuerst übersehene Stelle des Neu-Karsthans aufmerksam wurde, die für die Beurteilung dieser Frage nicht ohne Wichtigkeit zu sein scheint. In der letztern legt Karsthans Sickingen die Frage vor, ob man nicht die Päpstlichen um ihre Uebelthat strafen solle. Sickingen erwidert, das müsse man Gott anheimstellen; er meint indessen, dafs die Zeit, wo dies geschehen werde, nicht mehr allzufern sei und fährt fort (Böcking, opp. Hutteni, Bd. IV. S. 659. Schade, Satiren und Pasquille, S. 13. Zeile 15 ff.): wil mich nun got auch zu solichem brauchen oder nicht, bin ich bereit, sein götlich gebot zu erfüllen.

Karsth. Junker, ir müssent fürt! und wölt got, ir hübent schon iezunt an: ich wölt meinen leib auch zu euch setzen.

Franz. Unser allergnedigster herr keiser karlin sol anheben und dem wöllen wir all darzu dienen.

Karsth. Ach junker, ich hab sorg, er werd es nit thun, dann er ist gut bäpstisch, hat derhalben doctor Luthers bücher verbrennen lafsen und mit grimmigen scharpfen mandaten in die acht gethon, vervolget auch den Hutten, als ich höre.

Franz. Lieber, das lafs dich nit irren! was geschehen, ist villeicht nit in böser meinung geschehen. so hat er Hutten iezund zu diener ufgenomen und hoff ganz, er werd nit lang bäpstisch sein. es schickt sich wol darzu.

Hier wird uns also durch einen, Hutten sicher sehr nahe stehenden Mann — vielleicht Oekolompadius, wie Böcking vermuthete — klar bezeugt, wie man in dem Sickingen-Huttenschen Freundeskreise die Anbietung der Pension an Hutten auffafste. Nämlich nicht etwa als einen Versuch des Kaisers, Hutten auf die päpstliche Seite herüber zu ziehen, sondern als eine Hinneigung Karls V. zu den Tendenzen, welche Hutten und Sickingen vertraten.

1) Aleander und Luther. Die vervollständigten Aleander-Depeschen nebst Untersuchungen über den Wormser Reichstag von Th. Brieger. Erste Abteilung. Gotha 1884.

Digitized by Google

Was andrerseits die Aleander-Depeschen betrifft[1]), so geht aus ihnen hervor, dafs das Datum, welches Bucer für Hutten's Ablehnung der Pension angegeben, vollständig richtig ist, wie ich auch in dieser Zeitschrift, Bd I. S. 246 in Uebereinstimmung mit Ulmann vermutete. Die Stelle aus Aleander's Depeschen ist aber auch sonst von höchstem Interesse. Zunächst sind wir dadurch in den Stand gesetzt, die Abfassungszeit des Neu-Karsthans ziemlich genau festzustellen. Derselbe kann auf Grund der obigen Stelle auf keinen Fall nach dem 22. Mai geschrieben worden sein[2]), während Schade (a. a. O. S. 286) den Dialog auf Juni oder Juli 1521 ansetzt. Ferner ergiebt sich aus dieser Stelle eine nähere Bestimmung über Sickingens französischen Feldzug. Das Schreiben des Kaisers an Sickingen, Truppen anzuwerben und ins Feld zu führen, ist bei Münch vom 4. Juli 1522 (natürlich 1521) datirt. (Franz v. Sickingens Thaten etc. II. 116.) Schon Ulmann hat nun bemerkt, dafs die Aufforderung des Kaisers an Sickingen offenbar schon früher an den Ritter gelangt sein müsse. (Franz v. Sickingen, Leipzig 1871, S. 200.) Da nun im Neu-Karsthans von einem Feldzug Sickingens mehrfach die Rede ist, den Sickingen im Auftrage des Kaisers unternehmen solle[3]), so mufs Sickingen schon vor dem 22. Mai von dem Auftrage des Kaisers Kenntnis gehabt haben.

Wenn wir nun die oben angeführte Stelle des Neu-Karsthans mit diesem Erguss von Huttens schlimmsten Widersachern zusammenhalten, so erkennen wir klärlich, dafs von einer Charakterlosigkeit Huttens nicht die Rede sein kann. Sowohl er als Sickingen sahen offenbar in dem Anbieten der Pension an Hutten eine Annäherung des Kaisers an die Reformpartei, ein Eingehen auf die evangelischen Tendenzen: aus der Stelle des Neu-Karsthans ergiebt sich dieser Sachverhalt mit gröfster Deutlichkeit. Sobald aber Hutten erkannte, dafs er sich in dieser Annahme getäuscht, dafs eine Annäherung des Kaisers nicht zu erwarten sei, lehnt er die Pension ab. Mag man daher immerhin die politische

1) Brief Aleander's vom 26. Mai 1521 a. a. O. S. 226, 20 ff. El ribaldo de Hutten per meggio de Armestorff Camerier di Cesar era accordato a stipendio di Cesar cc fiorini d'oro al anno, et era il più contento del mundo, cum questo che cessasse da queste sue invective, et sic promiserat abstinere, quod non credo; tutta volta l'altro giorno ben mattino trovai avanti la camera di Cesar el ragazzo de detto Hutten, el qual cognobbi da le arme che porta, et investigando trovai, che avea portato una lettera del Armestorf, nella qual se excusava, che, poichè Cesar havea fatto de sua mano tel deliberazion de perseguitar Luther, et che lui el voleva defendex per la verità evangelica, essendo la volontà de Cesar la sua del tutte contrarie, lui non poteva et non voleva esser a suoi stipendii; et quodammodo parea, che lo disfidasse de pari, che è ben il dever, che, se frà Luther chiama suo emulo et adversario del Papa, el qual è luminare maius, ancor un latronello Hutten faceia sua adversa parte Cesar parte Cesar, qui est luminare minus in terra.

2) Bei den schon oben angeführten Worten Schade, 13, 21 ff. Böcking, 659, 29 ff. „Karsth. Ach juncker, ich hab sorg, er (der Kaiser) werd es mit thun, denn er ist gut Bäpstisch, hat derhalben doctor Luthers bücher verbrennen, und mit grymmigen scharpfen mandaten in die acht gethon" hat man natürlich nicht an das Wormser Edikt zu denken (25. und 26. Mai). Da nun Hutten die Pension Mitte April 1521 angeboten worden ist, so mufs der Neukarsthans zwischen diesem Zeitpunkt und dem 22. Mai geschrieben sein.

3) Schade, S. 1, 4 ff.; Böcking, S. 651, 6 ff. „Junker, ich wünsch euch vil glücks zu dem befelch und loblichen kriegszeug, darzu euch kaiserliche majestat verordnet hat. Got geb daz es euch glückseliglich gang. Ein ähnlicher Wunsch am Schlufs, Schade 42, 5 ff.; Böcking 679, 40 ff.

Digitized by Google

Kurzsichtigkeit dieser Männer tadeln, wenn sie von Kaiser Karl V. eine Förderung der evangelischen Gedanken erwarteten — an ihrer Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue haben wir nicht den geringsten Grund zu zweifeln.

2. Das Bild der Isota Nogarola.

Von **Ludwig Geiger.**

An der Spitze einer neuerdings erschienenen Veröffentlichung: „Isotae Nogarolae Veronensis opera quae supersunt omnia. Accedunt Angelae et Zeneverae Nogarolae epistolae et carmina collegit Alexander comes Apponyi. Edidit et praefatus est Eugenius Abel, 2 Bände, Wien und Pest 1886", von der ich in der Wochenschrift „Die Nation", 1886, No. 44, S. 641 ff., umständlich Rechenschaft gegeben habe, befindet sich ein Bild der Isota, das, nach den Mitteilungen des Herausgebers, unseres gelehrten Mitarbeiters (vgl. dessen Studie oben Bd. I. S. 323 ff., 456 ff.) die Wiedergabe eines im städtischen Museum zu Venedig aufbewahrten, angeblich dem 16. Jahrhundert angehörigen Bildes ist. Die auf diesem Bilde dargestellte Frau ist jugendlich, aber durchaus nonnenhaft; ihr weit geöffnetes Auge blickt schwärmerisch in die Ferne; ihr Mund ist festgeschlossen, ein dichter Schleier umrahmt den Kopf, bedeckt die Haare und geht über die Stirne fast bis zu den Augen hinab. Vor einigen Jahren nun ist von Ch. Yriarte, Un condottiere au 15. siècle, Rimini, Paris 1882, p. 153 (ein Buch, von dem ich übrigens nicht so verächtlich spreche, wie Abel dies I, S. XC, A. 12 thut) ein Bild (Basrelief) mit der Umschrift: D. Isotae Ariminensis wiedergegeben worden, das, trotz dieser Bezeichnung, doch möglicherweise die Isota Nogarola darstellt. Mazzuchelli hat in einer kleinen Schrift (1761) diese Meinung vertreten; ich habe ihr beistimmen zu müssen geglaubt (Zeitschr. f. bildende Kunst, Bd. XVIII, S. 5, A. 1). Dieses Bild nun hat mit dem unsrigen außer dem jugendlichen Typus und dem ernsten leidenden Ausdruck kaum eine Aehnlichkeit: es zeigt vielmehr vollkommen spitze Formen, lange Nase, langen Hals, vorstehenden Mund, ebensolches Kinn, breite gewölbte Stirn, lang herabwallende Haare, also ein voller, bis ins Einzelne durchgeführter Gegensatz zu dem unsrigen. Das von Yriarte reproduzierte Bild ist nicht recht bezeugt; ist es das unsrige mehr? Zeitgenössisch ist es nicht, der Name des verfertigenden Künstlers ist nicht genannt, die „vitiosa subscriptio" desselben — wie Abel sagt: — Isota Nogarola doctr. matr. bedeutet nicht viel. Die Abbildung Isotas in dem Buche des Filippo von Bergamo von den berühmten Frauen — wiedergegeben bei Abel I, CLV — ist doch nur die konventionelle Darstellung der gelehrten Frau, mit dem üblichen nonnenhaften Anstrich; ein drittes Bild wiedergegeben in Sartori, Promoteca Veronese (Verona 1883) kenne ich nicht; welches ist nun das wirkliche Bild der Isota?

Digitized by Google

3. Robert von Anjou und die jüdische Litteratur.

Von **Moritz Steinschneider.**

2. Kalonymos und Averroës. [1]

Zu den jüdischen Gelehrten, welche mit Robert in näherer Verbindung standen, gehört Kalonymos ben Kalonymos ben Meir Nasi aus Arles, auch kurz *Calo* (oder *Caleo*, lateinisch Callus) genannt, wahrscheinlich gegen Ende des J. 1286 geboren. [2] Wir kennen die Veranlassung und die nähere Beschaffenheit dieser Verbindung noch nicht genügend. Robert's Verhältnis zu jüdischen Uebersetzern überhaupt wird sich klarer am Schlusse der zu besprechenden Einzelheiten ergeben. Mit Robert's Empfehlungen und Aufträgen begab sich Kalonymos, wahrscheinlich zwischen 1319—21, nach Rom. Dort erhielt er eine Aufforderung in seine Heimat zurückzukehren. Auch diese wäre unbekannt, wenn uns nicht eine Antwort darauf erhalten worden wäre, welche sein Freund und Geistesverwandter, der Dichter Immanuel (höchst wahrscheinlich der in neuerer Zeit vielbesprochene Manoello Dante's) im Namen der römischen Gemeinde abfaſste. Darin heiſst es, Kalonymos müsse vor seiner Rückkehr die vom Könige (Robert) aufgetragene „Uebersetzungsarbeit" vollenden, und betreibe dieselbe mit Eile. Kalonymos scheint aber doch bald darauf zurückgekehrt zu sein; die Veranlassung dazu ist unsicher und mag hier unbesprochen bleiben, da ein Zusammenhang derselben mit dem Verhältnis zu Robert nirgends angedeutet ist. Im Jahre 1322 war Kalonymos in Catalonien; dann verliert sich jede Spur seiner Existenz, bis wir ihn in Arles 1328 im Auftrag Robert's arbeitend wiederfinden. Vielleicht gehört in die Zwischenzeit eine Schrift, die unten angegeben wird.

Kalonymos kann als Uebersetzer von Profession bezeichnet werden. Beinahe dreiſsig, von ihm aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzte philosophische, mathematische und medizinische Schriften haben sich erhalten; Anderes mag vielleicht bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich im Jahre 1306 verloren gegangen sein, wie wir das sicher wissen von einem medizinischen Werke des ibn Ridhwan, das er später noch einmal übersetzte. Der grössere Teil dieser Uebersetzungen ist datirt und vor der Reise nach Rom ausgeführt. In keiner derselben ist von Robert die Rede; dieser mochte als Kalonymos kurz vor derselben in der Provence kennen gelernt haben. Daſs Kalonymos arabische Originale in Robert's Bibliothek gefunden und zu seiner Uebersetzung benutzt hätte, läſst sich kaum aus einer Notiz schliessen, nach welcher „maestro Caleo" in der Bibliothek des Königs ein Buch der Gifte von Dschabir ben Hajjan fand, woraus eine alchemistische Stelle mit-

1) S. Bd. I. S. 136 ff. — S. 139 Z. 11 ci lies: ei, Z. 16 lies: insperato, Z. 22 lies: victimam, Z. 19 extimantes (= existimantes), l. Z. lies flumen.

2) Die Quellen für alles über Kalonymos Folgende sind in meinem Artikel Kalonymos in Ersch und Gruber's Encyklopädie II. Bd. 32 S. 169 ff. angegeben.

Digitized by Google

geteilt wird. Es wäre ja nicht unmöglich, dafs jenes, wahrscheinlich untergeschobene, Buch des mysteriösen Alchemisten (bekannt als „Geber")[1] in eine andere Sprache übersetzt, oder in einer solchen abgefafst war.

Nicht viel besser sind wir mit einer hebräischen Schrift daran, wovon sich in der HS. München 290 leider nur ein Fragment, ohne Autornamen und Datum, findet. Sie sollte wahrscheinlich auch Astrologie behandeln und ist „auf Befehl des Königs" verfafst — vielleicht sollte eine lateinische Uebersetzung folgen? Ich vermuthe in dieser Schrift das „Buch der Könige", welches, nach altem Zeugnis, Kalonymos verfafst haben soll.[2] Robert's Liebhaberei für mystische Disciplinen ist anderweitig belegt.[3]

Näheres bietet eine lateinische Uebersetzung, deren Existenz bis vor kurzem kaum bekannt war, die aber zur Vermengung unseres Kalonymos mit zwei Homonymen Veranlassung gegeben. Ich habe zu dem Art. Kalonymos (Encykl. l. c. S. 173 n. 14) noch nicht die Hilfsmittel benutzen können, nach welchen hier in Kürze das Wichtigste auseinandergesetzt werden soll.

Von einem der bedeutendsten und bekanntesten Werke des Averroës, einer Widerlegung der Angriffe des Gazzali auf die Philosophie, der sogen. „*Destructio destructionis*", ist das arabische Original noch nicht aufgefunden. Wir besitzen davon zwei vollständige hebräische Uebersetzungen und ein Fragment einer dritten; eine rührt von Kalonymos ben David ben Todros (wahrscheinlich jüngerer Zeitgenosse unseres Kalonymos') her[4] und liegt wahrscheinlich der lateinischen des neapolitanischen Arztes Kalonymos ben David von der Familie Kalonymos („Calo Calonymos") zu Grunde, welche zuerst in Venedig 1521, dem Herkules Gonzaga gewidmet, dann in den Ausgaben des Aristoteles mit Averroës seit 1552 (Bd. IX.) öfter, aber ohne jene Widmung gedruckt ist, worin der Uebersetzer bemerkt, dafs das Werk „apud Latinos fragmentatum et diminutum imo involutum, praecipue deficientibus quatuor ultimis disputationibus naturalibus et principalibus magni quibus momenti" existire. Diese Uebersetzung hat man mit Recht allgemein benutzt, die ältere so wenig beachtet, dafs in Renan's berühmter Monographie über Averroës in der 1. Auflage (p. 49) angegeben wird: „les *cinq* dernières disputes manquent dans l'ancienne version faite de l'arabe." In den folgenden Ausgaben ist dieser Passus einfach gestrichen.

Die alte lateinische Uebersetzung des metaphysischen Teils ohne Angabe des Uebersetzers ist mit dem Commentar des Augustinus Niphus in den Werken des Aristoteles von 1495—1497 und 1508 zu finden.[5]

1) S. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie III. (Ansichten u. s. w.), S. 22.
2) Näheres in A. Geigers jüdische Zeitschrift VIII, 118.
3) Letteratura Ital. dei Gindei, p. 35 n. 140 des Sonderabdrucks (1884).
4) S. mein Verzeichnis der hebr. Handschr. der k. Bibliothek in Berlin S. 89 und die Berichtigung S. 134; vgl. Gross in der Monatsschr. für Gesch. u. Wiss. d. Judenth. 1880, S. 62.
5) Die K. Bibliothek besitzt den betreffenden Band der Ausgabe 1508 (Panzer VIII, 389), und da er in die Abtheilung Philosophie gestellt worden, so ist mir die Existenz desselben erst vor zwei Jahren bekannt geworden. Ueber Niphus s. Renau l. c. p. 292, nach Obigem zu ergänzen.

Digitized by Google

Niphus widmet seinen Commentar dem Kardinal Grimani [1]), an den er auch ein (bisher unbeachtetes) Schlufswort richtet; wir entnehmen demselben Folgendes. Gazzali hat in dem II. physischen Teile, wie aus dem 2. dubium der 1. Disputation (jenes II. Teiles) hervorgehe, in 2 Disputationen 4 praeposita behandelt, deren Inhalt angegeben wird. Niphus hatte aber am Beginn seiner Arbeit diese 2 Disputationen nicht besessen; sein fleifsiger Schüler Andreas de minutis cretensis brachte sie ihm; allein Niphus hatte für die darin besprochenen „arcana coelorum" keine Zeit. (Folgt eine Stelle, die uns hier zu weit abführen würde.) Niphus hat seine Arbeit 1494 begonnen und am 22. Januar 1497 beendet (hiermit erledigen sich die variirenden Angaben über die 1. Ansgabe, indem man 1495 und 1496 der vorangehenden Bände des Aristoteles angab). Niphus klagt über die Unklarheit der Uebersetzung, welche Veranlassung geworden sei, das Werk dem Averroës abzusprechen. Renan (p. 49, 87) vermutet hingegen Interpolationen des hebräischen Uebersetzers; die jüngere lateinische Uebersetzung ist nach ihm (p. 304) eine der unverständlichsten; wenn er sich dafür auf Pococke beruft [2]), so hat dieser vielleicht die ältere Uebersetzung aus dem Arabischen gemeint. Wir kommen darauf zurück.

Wer ist aber der ältere Uebersetzer? Darüber giebt die lateinische HS. 2434 des Vatican Aufschlufs, aus welcher ich durch die bekannte Liberalität des Fürsten B. Boncompagni Auszüge besitze. Diese, wie es scheint, von einem Ignoranten copirte HS. (schon der Titel Destructiones destructionum scheint falsch) enthält in der That hinter den 14 metaphysischen Disputationen noch die 2 physischen, von ersteren fehlen n. 9 und 16 der jüngeren Uebersetzung; für letztere liegt nur eine andere Einteilung vor, allerdings für beide auch eine durchgehende Kürzung des Textes. Die textcritische Untersuchung und Autoritätsfrage mufs einem anderen Orte vorbehalten bleiben.

Aus dem bereits anderswo mitgeteilten Epigraph der HS. erfahren wir, dafs unser Kalonymos das Werk in Arles am 18. April 1328 beendete, „ad obedientiam almi regis regum fidelium columnae qui licite et vere secundus Salomon dicitur. Facta manu calli ebrei servuli suorum parvulorum servorum familiaris dicti inclitis domini et translatoris ipsius et benedictus sit Deus amen." Ich sehe durchaus keinen Grund, warum diese Nachschrift nicht von Kalonymos selbst herrühren sollte [3]); die Bezeichnung Roberts als „Salomon" werden wir bei Schemarja wiederfinden und ist am wenigsten anstöfsig. Für das Verhältnis des Uebersetzers zu Robert ist die Nachschrift jedenfalls authentisch und bezeichnend. Bartoloccis Notiz über diese HS. war ungenau.

1) Ueber diese interessante Persönlichkeit der Renaissance s. Hebr. Bibliographie XXV S. 67 und S. VII (Todesjahr 1523, übersehen von J. Perles, Beiträge zur Gesch. d. hebr. u. aram. Studien, München 1884, S. 193).

2) Das Citat ist ungenau, Poc. (Not. ad Port. Mos. p. 118) sagt wörtlich: „qui Latine versus (si versio appelari merelur, ac non potius destructio).

3) Güdemann, Gesch. d. Erziehungsw... der Juden II, 151 sagt: „augenscheinlich nicht"; hat er an „fidelium columnae" Anstofs genommen? Und darauf hin wird S. 159 behauptet, Robert werde von Christen als Salomon bezeichnet!

Digitized by Google

Eine andere Bedeutung erhält diese Uebersetzung durch den auch von Renan nirgends erwähnten Prolog des Averroës, welchen ich nach dem von Niphus commentirten Text mit Benutzung einer Abschrift des vatican'schen Manuskripts so gut als es geht (jedoch mit Weglassung des Registers der 2—14 Disputation) hier mitteile, da bessere Hilfsmittel schwerlich zu erwarten sind.[1]) Hervorzuheben ist die Vermutung des Averroës, dafs Gazzalis Geist durch Anstrengung gelitten habe.

Ich habe die Abbreviaturen des Drucks und der Handschrift, soweit meine Kenntnis reicht, aufgelöst, von den Fehlern der letzteren nur wenige als Beispiel angegeben; nur äufserst selten hat sie die bessere Lesart. Für den oratorischen Eingang dürfte der Uebersetzer Nachsicht beanspruchen. — Die Zeichen für Absätze sind hier durch Gedankenstriche ersetzt.

(Prolog des Averroës.)

Ait Auerroys. Cum in cunctis rebus ab intellectuali virtute desiderandis naturaliter et praecipue carior (et) dulcior ac dilectior sit veritas: tenemur igitur eam semper attente et fervide, ut efficacius meditari possit, obtinere: suosque hostes eam praviter litigantes severe persequi ac eius objicientes cum variis dispendiis ipsam seducere pertractantes visceribus ardentibus interimere conamur: itaque (ita quod) veritas ubique inter omnia obstacula vigeat et pervaleat. — Unde nos a diuturno pristino tempore in pelaginem (sic) philosophorum freti navigantes cum voluminum peripatheticorum navibus ibidemque laquea (sic) ac retia iactantes venando indeque cum hamis separati animi pisces praefati talassi vehentes: ad manus nostras quidam liber (quendam librum ms.!) Algazelio attributus pervenit cuius destructio philosophorum titulus est de quo libro ab eodem Algazelio editum (edito ms.) fuisse non est ambigendum. Ipse enim in principio et fine cuiusdam sui libri philosophorum intentiod nuncupati praedictum praemiserat librum compilare. — Et est notandum quod dictus liber de quo (modo ms.) tractaturi sumus multos in corda hominum seruat (seruit ms.) errores. — In cerebroque plurimorum (plurium ms.) sapientium infinita posuit dubia periculosa. Prout dictus Algazel (notus est summus philosophus ed.). Et de maioribus tenetur philosophis. Et est manifestum quod fama multorum predecessorum insufficientia[2]) circa plurium posteriorum stat errandi. — Tandem dicimus quod hic liber multos subtiles atque nobiles modernorum admirari facit saepissime: maxime quod dictus Alg. (notus, hier im ms.) est summus philosophus notus: et in philosophia eximia construxit volumina: in quibus sapientum opiniones clarius quam deberet et diffusius ostendit. Deinde excitatus est hunc librum texere: in quo et stipites totius sapientiae promittit (propendit ms.) evellere turres et castra veritatis meditatus est irruere: Itaque philosophia ratione huius libri periculata abominationi (abhomi-

1) Die HS. „de aeternitate mundi contra Algazelem" (Inhalt der ersten Disputation) in der St. Marcus-Bibliothek, Venedig, hat schon Renan identifiziert; s. Valentinellis Catalog Bd. V (1872) p. 46 Cod. 61, der nur einige Zeilen des Prologs mitteilt. Das MS. scheint nur 13 metaphys. Disputationen zu enthalten.

2) Dieses Wort oder das Folgende scheint corrumpirt.

Digitized by Google

nari ms.) extitit deinde. — Sed cum tales nobiles semper excusandi sint: dicimus quod hoc dicto homini accidit forte una dictarum causarum (videlicet aut ms.) ex aliquo morbo perturbatus fuit intellectu, aut forte (forsitan ms.) suspectus erronicae (hereticae ms.) pravitatis inter legales sui temporis perextiterat (prestiterat ms.). Legales namquae inimici reperiuntur philosophorum et ipse aliquo modo noluit ipsorum pati inimicitiam. — Demum dicimus quod qualitercumque sit dictus liber venenum magis quam cibus debet reputari. — Nos igitur livorem persecutorum nostrae matris carrissimae philosophiae gerentes verba dicti libri: ut diligentius potuimus speculati sumus (speculavimus ms.) gracillime: nosque insudavimus vitia ipsius ac sophismata eminenter patefacere: ac eis: ut sufficientius praevalùimus objicere: licet in pluribus satis sit difficile nimia argumentorum profunditatis et obscuritate locorum sophisticationis. Et facimus cunctis notum: quod de praedicto libro illud ad (sic) quod veracior apparet praesertim sumpsimus et disputavimus: prout pericolosius est: et debilia dimisimus (videlicet errores qui facile deprimuntur et narramus quod divisimus, ms.) verba huius libri in parvula capitula ut facilius suos errores valeamus redarguere: et expresse proposita magis ardua inter caeera disputare capimus (cepimus ms.).

Et ideo dicimus quod Algazel altercavit cum philosophis in isto libro magis in metaphysicis: et in aliquibus naturalibus.

In prima vero parte disputavit in 14 praepositis.

Quorum primum hoc est, videlicet utrum mundus sit ab aeterno. etc. etc. (bis zur 14. praep.). Haec sunt proposita metaphisicalia de quibus Algazel in prima huius libri parte disputavit cum philosophis.

Deinde vero in secunda parte disputavit et altercavit cum sapientibus in quibusdam naturalibus propositis sub duabus disputationibus contentis ut in suo loco videbitur. Ostenso igitur hoc praeambulo deinceps primam disputationem primae partis incipiemus. Explicit prologus Auerroys.

Digitized by Google

REZENSIONEN.

La bibliothèque du Vatican au 16. siècle.

Notes et documents par Eugène Müntz, ancien membre de l'école française de Rome, conservateur de l'école nationale des beaux arts. Paris Ernest Leroux éditeur, 28 rue Bonaparte 1886. IV u. 139 S. in 8°.

Bildet einen Teil der in demselben Verlage erscheinenden Petite bibliothèque d'art et d'archéologie, herausgegeben von L. de Ronchaud, Direktor der nationalen Museen, von welcher bisher erst zwei Hefte erschienen waren, und eine Fortsetzung der von demselben in Gemeinschaft mit Favre herausgegebenen Schrift La bibliothèque du Vatican au 15. siècle. Müntz ist ein durch viele ausgezeichnete Forschungen bedeutsamer Kenner der Renaissancezeit; der Kulturgeschichte des Papsttums hat er durch seine grofsartige Quellensammlung (Urkunden und Notizen): Les arts à la cour des Papes hervorragende Dienste geleistet. Das vorliegende Büchlein ist eine Publikation in der Art der ebenerwähnten: es ist weniger eine Darstellung als eine Zusammenstellung von Materialien. Letztere bietet des Interessanten viel; ich hebe einzelnes hervor. Ursprünglich wurden Bücher und Handschrift gegen ein Pfand ausgeliehen (S. 14 vgl. auch S. 40 fg.), einiges wurde auch verkauft und vertauscht (S. 61), erst später wurde der Grundsatz aufgestellt und allgemein durchgeführt, dafs überhaupt nichts aus den Räumen der Bibliothek entfernt werden dürfte. Julius II., der sich um Bücher nicht viel kümmerte, spielt in der Geschichte der vatikanischen Bibliothek keine hervorragende Rolle, eine um so hervorragendere Leo X. Es thut ordentlich wohl, anerkennende Worte über diesen Papst zu hören (S. 23 fg.), dem jetzt nach einer übelangebrachten Manier gewöhnlich Scheltworte zu teil werden. Seine Gesinnung ist eine überaus litteratur-freundliche: Nos qui ab incunabulis bonas artes dilexerimus et in bibliothecis per omnem ferme aetatem versati simus, heifst es gleich in seinem ersten Breve. Eine der merkwürdigsten Urkunden Leos im Interesse der Bibliothek ist die vom 26. November 1517 — auch bei Roscoe gedruckt — an den Erzbischof Albrecht von Mainz: er schickt einen Bibliothekar, damit dieser im Gebiete des Genannten nach Handschriften römischer Geschichtsschreiber, besonders des Livius suche. Die Bibliothekare unter Leo waren: Fedra Inghirami. Phil. Beroaldo 1516—1518, Zanobi Acciajuoli 1518—1519, Hier. Aleander 1519—1538; die späteren waren: Fausto Sabeo und Nicolao Mariano;

Digitized by Google

neben ihnen hat dann der Kardinal Marcello Cervino, der später unter dem Namen Marcellus II. Papst wurde, der Bibliothek seine Fürsorge zugewendet. Sehr merkwürdig ist das von Claude Bellièvre mitgeteilte Edikt über das in den Räumen der Bibliothek zu beobachtende Benehmen (S. 38 fg.). Nach unseren Begriffen ist die Bibliothek nicht eben sehr grofs: sie zählt 4070 Bände, nicht Werke, gegen 3650 Bände, dem Bestande beim Tode Sixtus IV. Der Inhalt der Bibliothek ist kein einheitlicher: er besteht aus neueren und älteren, heidnischen und christlichen Schriften. Ein sehr merkwürdiger S. 45 verzeichneter Sammelband enthält z. B. eine Schrift Petrarcas, Briefe des Petrus Blesensis (von Blois?), eine Chronik der Herzöge von Sachsen und eine der Kaiser bis auf Sigismund, die Stationen der Stadt Rom, aufserdem eine Anzahl theologischer Schriften u. a. Auszüge aus der Bibel quae videntur probare beatam Virginem conceptam in originali. Leo X., obwol er gern spendete, machte es doch nicht Allen recht und mufste sich daher gefallen lassen, dafs Fausto Sateo sich über die Sparsamkeit des Papstes beklagt und nach einem ausführlichen Selbstlob mit den Worten schliefst:

Magna dedi minimus; majus, Leo Maxime, reddas
Vel quia das cunctis, vel quia promerui,

der letztere Grund scheint in den Augen des Fordernden der ausschlaggebende zu sein. Derselbe Dichterling beklagt sich übrigens auch über Clemens VII., er beschuldigt ihn, nach der Plünderung Roms keinen Blick auf die Vatikana mehr geworfen zu haben, aber er bekümmert sich wol mehr darum, dafs der Bibliothekar als dafs die Bibliothek keines Blickes gewürdigt ist. Indessen, wenn auch der genannte Papst nicht die Schmähungen des Bibliothekars verdient, die wahre Blüte der Vatikana beginnt doch erst unter seinem Nachfolger Paul III. Die Hauptthätigkeit, die unter seiner Regierung zum Besten der Bibliothek entfaltet wurde, besteht darin, dafs viele Abschreiber thätig waren, um Abschriften anzufertigen oder die alten wertvollen Manuskripte in stand zu halten, dafs neue Kataloge angefertigt wurden und dafs eine grofse Anzahl der zu Avignon zurückgelassenen Urkunden und Handschriften nach Rom gelangten.

Den Anhang der Publikation macht ein Abdruck von Montaignes Schilderung aus seinem Journal de voyage, sowie des zwar schon mehrfach benutzten, aber dem Wortlaut nach ungedruckten Inventars der 1566 von Avignon nach Rom gesendeten Handschriften. Die Angaben sind so kurz, dafs häufig weder Verfasser noch Inhalt auch nur angedeutet werden; was Titel, wie Exameron, Cimiterium, In philosophia, bedeuten, vermag ich wenigstens nicht anzugeben.

Die von Müntz gesammelten Notizen, Berichte, Urkunden waren nicht alle unbenutzt und ungedruckt. Aber auch die schon früher benutzten werden hier in neuem Zusammenhang vorgebracht und bieten neue und wertvolle Aufschlüsse zur Erkenntnis einer der bedeutendsten Büchersammlungen der Welt. Müntz hat durch diese kleine, übrigens recht zierlich ausgestattete Schrift den vielen Verdiensten, welche er sich um die Erkenntnis der Renaissance-Kultur erworben, ein neues hinzugefügt.

Ludwig Geiger.

Digitized by Google

Neue Schriften zur Geschichte des deutschen Humanismus.

Besprochen von **Ludwig Geiger.**

Der grofsen kritisch-bibliographischen Studie, welche ich unter obigem Titel oben Bd. I, S. 251—296 veröffentlicht habe, und zu der ich das. S. 402—406, 524 flg. durch kritische Würdigung hervorragender oder seltsamer Werke einzelne Nachträge gegeben habe, lasse ich heute einen weitern Nachtrag folgen. Es ist selbstverständlich, dafs derselbe, der jenem ersten kaum nach Jahresfrist nachfolgt, sehr viel weniger Schriften umfassen kann, als jener, der eine etwa fünfjährige Periode durchwanderte. Umsomehr, da ich zwei Werke hier übergehe, die ihrem Inhalte nach durchaus in diesem Zusammenhang passen würden: O. Hases Monographie über Koberger und Fr. Kapps Geschichte des deutschen Buchhandels. Die beiden letzteren übergehe ich an dieser Stelle, weil ich dem in den genannten, wie ich gleich bemerken will, vortrefflichen Werken behandelten Gegenstande in einem der folgenden Hefte dieser Vierteljahrsschrift eine besondere Skizze zu widmen gedenke. Trotzdem wird man bemerken, dafs die Masse des anzuführenden und zu besprechenden Materials eine ziemlich grofse ist. Sind auch die einzelnen Schriften, denen unsere Besprechung sich zuzuwenden hat, keineswegs gleichwertig; ist auch neben vielem Gelungenen manches Unbedeutende oder Verkehrte nachzuweisen, so ist mit grofser Freude der rühmliche Eifer zu konstatieren, welcher sich diesem Gebiete zuwendet und der auch für die Zukunft schöne Leistungen verspricht.

Der folgenden kritischen Würdigung lege ich dieselbe Anordnung zu Grunde, welche ich in der oben angeführten Studie beobachtet habe. Ich spreche daher zuerst von den Quellen.

Unter den neuerdings erschienenen Quellensammlungen ist die von A. Horawitz und K. Hartfelder herausgegebene Briefsammlung des Beatus Rhenanus[1]) nach Umfang und Inhalt ohne Zweifel die bedeutendste. Ich gedenke in dem nächsten Hefte der Vierteljahrsschrift in einer Abhandlung „Beatus Rhenanus und seine Korrespondenten" auf den wichtigen Inhalt dieser Sammlung näher einzugehn und

1) Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Adalbert Horawitz und Dr. Karl Hartfelder. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1886. XXIV und 700 S. Lex. 8°.

Digitized by Google

besonders auch die Bedeutung zu charakterisieren, welche dieselbe für die Geschichte des deutschen Humanismus hat; hier begnüge ich mich mit einigen bibliographischen Notizen und wenigen kritischen Bemerkungen.

Der Inhalt der neuen Sammlung ist ein sehr mannigfaltiger. Er ist von den Herausgebern in 14 Teile zerlegt, von denen das reiche und ausführliche Inhaltsverzeichnis den ersten bildet. Dann folgt das Leben des Rhenanus von Johannes Sturm. Den 3.—6. Teil bildet das Hauptstück des eigentlichen Werkes: die Briefe, und zwar umfaßt III die datierten, chronologisch geordneten, in Jahresabteilungen zusammengestellten Briefe von und an Beatus Rhenanus, IV. die undatierten Briefe, V. einen Nachtrag, übersehene, zu spät aufgefundene Briefe enthaltend, VI. einen brieflichen Bericht von Hedio an Hob über den Tod des Beatus Rhenanus, im Ganzen 448 Nummern. Von diesen ist die größere Hälfte bisher ungedruckt gewesen. Den Hauptstamm der ungedruckten Briefe und der übrigen noch zu erwähnenden Schriftstücke lieferte selbstverständlich die Schlettstadter Bibliothek; Weiteres wurde Handschriften der Baseler Antistiums-Bibliothek (Baseler Kirchenarchiv), Hamburger, Münchener, Straßburger, Wiener Bibliothek — letzterer nur ein einziger Brief — und dem Straßburger Thomas-Archiv entnommen. Das Autograph des Rhenanus, dessen Wiedergabe sich unter dem aus Reusners Icones wiederholten Bilde findet, ist merkwürdiger Weise nicht den Originalen einer der erwähnten Bibliotheken, sondern einem in der Heidelberger Bibliothek aufbewahrten Buche entnommen. Die einzelnen Jahre sind übrigens sehr ungleich mit Briefen vertreten; gegenüber dem Jahre 1519, das 57 Briefe und dem Jahre 1520, das 51 Briefe aufzuweisen hat, finden sich viele Jahre mit 2 oder 3 Briefen. Bestimmte Schlüsse kann man aus solchen Zahlen nicht ziehen, denn in Aufbewahrung derartiger Schriftstücke treibt oft der Zufall, die Sorgsamkeit oder Sorglosigkeit der Empfänger, wichtige Zeitereignisse und manche anderen seltsamen Umstände ihr Spiel; aber charakteristisch ist doch die ungemein große Zahl jener zwei Jahre; sie bilden eben doch den Höhepunkt der humanistischen Bewegung.

Die beiden letzten (V., VI.) sowie alle folgenden Abschnitte verdankt man ausschließlich der Arbeit Hartfelders. Sie enthalten zunächst einen sehr genau und gut gearbeiteten Index bibliographicus des Beatus Rhenanus mit Zugrundelegung früherer Arbeiten von Horawitz und G. Knod (letztere u. d. T.: „Zur Biographie und Bibliographie des Beatus Rhenanus im Zentralblatt für Bibliothekswesen II. 1885, Heft 7. S. 253—276), ferner eine Sammlung der von Rhenanus verfaßten Inschriften und seiner wenigen Gedichte. Den Schluß machen die Epigramme auf Rhenanus, Ergänzungen und Verbesserungen, ein Verzeichnis der Briefschreiber und Adressaten, endlich ein Namenverzeichnis. Dieses — 60 Seiten in 2 Kolumnen umfassend — ist eine Musterleistung. Es enthält Personen und Orte, von ersteren die Humanisten, aber auch die alten Autoren — bei den letzteren werden die einzelnen Schriften aufgezählt — und zeigt von einer ganz außerordentlichen Gründlichkeit und Genauigkeit.

Ich stelle voran, daß der Sammelfleiß und die Gelehrsamkeit der Herausgeber durchaus rühmlich und unbestritten ist, und daß sie auch mit dieser ihrer gemeinsamen Leistung aufs neue bewährt haben, was

Digitized by Google

ihre Einzelleistungen schon vielfach bekundet hatten: tüchtige historische Schulung, kritische Befähigung und ausserordentliche Liebe und Begeisterung für ihren Stoff. Mit diesem letztern Vorzuge jedoch hängt ein Nachteil zusammen, der nicht verschwiegen werden darf: es ist die übermäfsige Wertschätzung des Materials; es ist die Neigung, alles von ihnen Gefundene, gleichviel ob es wertvoll oder wertlos ist, zu veröffentlichen. Durch diese Neigung haben sie einen Band zusammengebracht, der durch seinen bedeutenden Umfang Manchen vom Lesen und durch seine grofsen Kosten Viele vom Kaufen abschrecken wird. Leser und Käufer hätten in weit stärkerm Mafse angezogen werden können, wenn der Umfang des Buches auf die Hälfte beschränkt worden wäre. Aber nicht das ist der Gradmesser der Güte eines Buches, ob es viele Käufer und Leser findet. Durch eine solche Beschränkung jedoch wäre auch der innere Wert des Buches gestiegen. Diese Beschränkung wäre möglich gewesen dadurch, dafs sämtliche bereits gedruckte Briefe blos in Regesten, nur die handschriftlichen in extenso gegeben worden wären. Ja, man hätte noch weiter gehen und selbst von diesen handschriftlichen zwar ein vollständiges Verzeichnis des Inhalts mit einzelnen Proben des Textes, aber doch nur eine Auswahl der Briefe selbst geben können. Es sind so viele unbedeutende Briefe dabei, es wiederholt sich selbst in den bedeutenderen so vieles, dafs durch die ersteren das Interesse abgestumpft, durch die Wiederholungen die Geduld des Lesers ermüdet wird. Ich weifs wohl, dafs ich mit diesen Worten in den Augen Mancher, die jeden überlieferten Buchstaben für heilig und beachtenswert halten, eine grofse Ketzerei ausspreche, aber ich weifs andererseits, dafs nur so eine wirkliche wissenschaftliche Förderung möglich ist. Wollen wir nicht in dem Wust von Briefschaften und Gedichten untergehen, so mufs von Zeit zu Zeit ein Halt geboten werden. Man mufs das Wichtige auslesen und vollständig darbieten, das Unwichtige andeuten oder ganz beiseite lassen. Der Einwand, den man gegen diese Methode vorgebracht hat, dafs dabei der Willkür ein zu grofser Spielraum gegeben werde, ist nicht stichhaltig. Besonnene Forscher und Gelehrte, wie Hartfelder und Horawitz sind — und nur von solchen spreche ich und nicht von Anfängern, die ihre Nase in eine beliebige Handschrift stecken und aus irgend einem Haufen ein Körnchen aufpicken und mit grofsem Geschrei als bedeutenden Fund ausposaunen — könnten sehr wohl eine Wahl treffen, die Jeden befriedigt. Sollten schliefslich gewisse Liebhabereien, die der oder jener aus Dokumenten früherer Zeit zu nähren pflegt, nicht ihre volle Befriedigung finden, so ist das Unglück auch nicht grofs: dann wird wirklich nach ein paar Jahren dieselbe Handschrift noch einmal durchstöbert. Warum soll der Schnitter nicht dem Aehrenleser noch eine Beschäftigung überlassen?

Wenn nun aber einmal die Briefe wörtlich gedruckt werden, wie es hier geschah, so hätte die Einrichtung etwas anders getroffen werden müssen. Drei Dinge hätte ich anders gewünscht: Oben an der Seite stehen als Ueberschriften die Namen der Briefschreiber oder, wenn Rhenanus der Schreiber ist, die der Adressaten; es hätte das Datum des Briefes — Jahr und Tag — hinzugesetzt werden müssen; die blofse Angabe der Namen sagt nichts und hat gar keine Bedeutung. Im Inhaltsver-

Digitized by Google

zeichnis ist bei den einzelnen Briefen ein Zeichen, welches angibt, ob der Brief gedruckt oder ungedruckt war; dieses Zeichen hätte im Texte selbst wiederholt werden müssen. Endlich war ein kurzes Inhaltsverzeichnis vor jedem Briefe unumgänglich nötig; eine solche Angabe orientiert mühelos den, der die Sammlung zum erstenmale durchnimmt; sie macht ihn begierig auf den Inhalt; sie erleichtert dem, der eine Notiz sucht, die ihm schon einmal aufgestofsen ist, seine Arbeit um vieles.

Auch ein anderes, das nicht gerade mit der wörtlichen oder nichtwörtlichen Wiedergabe der Briefe zusammenhängt, hätte anders gemacht werden können. In den Briefen werden zahlreiche Personen erwähnt und besprochen. Die gewissenhaften Herausgeber halten es mit Recht für nötig, für die Erwähnten biographische Notizen, Hinweise auf ausführliche Biographien derselben zu geben. Nun werden aber sehr viele Personen Dutzende von malen erwähnt. Nicht selten finden sich daher Verweisungen, die unnötigen Platz wegnehmen, ja recht häufig auch überflüssige Wiederholungen. Dieses platzraubende Beiwerk hätte vermieden werden können beim Einschlagen eines Verfahrens, das man mit Erfolg bei den die biographischen Schriften enthaltenden Bänden der Hempelschen Goethe-Ausgabe angewendet hat: durch Ueberweisungen aller solcher biographischen Angaben und Verweisungen in ein biographisches Register.

Die Citate sind, ein so treffliches Zeugnis sie im ganzen von der Belesenheit und vielseitigen Kenntnis der Herausgeber ablegen, oft zu vornehm. Häufig wird citiert: Allgemeine deutsche Biographie, — das ist bei einem Werke, von dem jetzt schon 23 Bände vorliegen, zu kurz und allgemein, Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom, zu citieren (wie S. 270, A. 5 geschieht), hat ohne Band- und Seitenangabe keinen Wert. Ein Citat soll den Leser ohne weiteres in den Stand setzen, die gewünschte Stelle zu finden; mutet es demselben zeitraubendes Nachschlagen zu, so erfüllt es seinen Zweck nicht. Manchmal machen die Citate (z. B. S. 133 A. 1) gerade infolge dieser nichtssagenden Allgemeinheit den Eindruck, als seien sie einer beliebigen Bibliographie entnommen, aber nicht von den Herausgebern nachgesehen; wäre dies wirklich der Fall, so wäre dies eine Anhäufung von Büchertiteln, die recht nutzlos genannt werden müfste. Manchmal sind die Citate auch falsch. So wird (S. 73 A. 1) auf meine Besprechungen der Erasmus-Biographien von Durand du Laur, Drummond, Feugure verwiesen und in Klammern bemerkt (Gött. gel. Anz. 1870), nun waren aber die Werke, denen die Besprechungen galten, 1870 noch gar nicht veröffentlicht; meine Rezensionen erschienen 1872, 1873 und 1874.

Das Buch ist sehr lange gedruckt worden; daher kommt es, dafs in dem 1886 erschienenen Werke Publikationen der Jahre 1884 und 85 nur im Anhange berücksichtigt sind; so wird z. B. im Text (S. 118 A. 1) Krauses Briefsammlung des Mutianus Rufus als eine erwartete angegeben, während sie doch jetzt seit zwei Jahren vollendet vorliegt; im Anhange ist sie benutzt. Im Anhange wird dann auch sehr vollständig alles zusammengestellt, was sich in dem 1. Bande dieser „Vierteljahrsschrift" findet. Wenn freilich S. 570, A. 3 eine Stelle derselben citiert wird, um dem Andrelini die Autorschaft des Dialogs Julius II. zuzuschreiben, so mufs der Citator jene Stelle nicht ordentlich gelesen haben, oder er ist nicht recht von mir überzeugt worden.

Digitized by Google

Um noch einige Einzelheiten hervorzuheben, so hätte zu S. 186 A. 4 eine Stelle der Vierteljahrsschrift (I, S. 247—250) citiert oder nachgetragen werden können. Unsere Stelle ist sehr bemerkenswert. Rhenanus schreibt, bezugnehmend auf den an jener Stelle behandelten Dialog, der von mir als Eigentum des Erasmus in Anspruch genommen wird, während er Conrad Nesen als Verfasser fingiert, an Wilhelm Nesen, den Bruder des Ebengenannten: Sed heus Nesene, quid accidisse fratri tuo dicam, ut tam subito Latinissimus evaserit. Vidi dialogum ejus de funere Calliopes. Dii boni, quae latinitas, qui nitor, quae festivitas? Ipse lepos nihil posset lepidius. Hactenus fabulam esse putavi Hesiodum in somno poeticam edoctum. Nunc video verum esse, quando Chonradus iste tuus tam repente prodiit bonus, immo optimus orator, nuper vixdum grammaticus, ut ille quondam e pastore vates. — Ob die Stelle wirklich das beweist, was sie zu beweisen scheint, lasse ich dahingestellt. So bestimmt sie auf Conrad Nesen deutet, so macht sie doch einen so völlig von Ironie durchsättigten Eindruck, dafs man aus derselben, die ja von einem Intimus und einem der glühendsten Bewunderer des Erasmus herrührt, herauslesen könnte: „Wie geschickt hat unser göttlicher Erasmus wieder seine Sache gemacht, dafs er, um wegen einer heftigen Satire den Verdacht der Unkundigen nicht auf sich zu lenken, ein Meisterwerk einem unbärtigen Knaben zugeschrieben und damit dem Kundigen eine zwingende Andeutung über den wahren Verfasser gegeben hat."

S. 259 A. 3 hätte über Pomponius Laetus alles andere nur gerade das nicht gesagt werden sollen, dafs er eine ungemeine litterarische Fruchtbarkeit entwickelte. Denn gerade für ihn charakteristisch ist eine in jener Zeit überaus seltene litterarische Zurückhaltung. Er schreibt und publiziert wenig und sucht in einer bedeutenden mündlichen Lehrthätigkeit seinen Ruhm. Der französische Humanist und Theologe, der mit seinem lateinischen Namen Jacobus Faber Stapulensis, mit seinem französischen: Jacques Lefèvre d'Etaples heifst, hat es recht schlecht; richtig — nur die eine oder die andere der eben angeführten Arten ist richtig — wird er niemals angeführt; es kommen aber willkürliche Bildungen vor, wie Jacobus Favre d'Etaples (vgl. S. XIII, 37, 78 A. 3, 151), die nicht eben schön und durch nichts bewiesen sind. Spm. (S. 475) ist doch offenbar Spiram; ich weifs nicht, was das zur Abkürzung gesetzte Fragezeichen besagen soll. Ueber Tussanus (S. 457) hätte etwas mehr beigebracht werden können; ich komme auf diesen nicht unbedeutenden französischen Humanisten vielleicht bei anderer Gelegenheit zurück.

Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, das viele Unbekannte und Merkwürdige, das der Rhenanus-Briefwechsel enthält, auch nur anzudeuten. Doch soll dies baldigst nachgeholt werden. Meine kleinen Ausstellungen sollen das schöne Werk nicht schädigen und den Leistungen der Herausgeber nicht zu nahe treten. Vielmehr soll am Schlufs nochmals anerkannt werden, dafs die Sammlung eine wahrhafte Bereicherung unserer humanistischen Quellenlitteratur ist und dafs die Thätigkeit der Editoren aufs Neue rühmliches Zeugnis von ihrem Fleifse und ihren grofsen Kenntnissen ablegt.

Aventins Werke liegen nun vollendet vor; das Gute, das bei der Anzeige der früher fertigen Bände gesagt wurde, soll nun, da das Ganze

Digitized by Google

vollständig vorliegt, noch wiederholt werden. Wenige unserer deutschen Autoren vergangener Zeiten können sich rühmen, in so stattlicher Weise vor das Publikum zu treten. Selbstverständlich konnten die Editoren nicht der Meinung sein, den gesamten Stoff zu erschöpfen — denn an entlegenen, zeitweise unzugänglichen Orten können sich immer Gedichte, Briefe und derartige humanistische Erzeugnisse finden — und noch weniger den Ehrgeiz haben, durch ihre Ausgabe die Forschung abzuschliefsen. Vielmehr mufs gerade eine solche Ausgabe, wenn sie wirklich ihren Zweck erfüllen soll, der Forschung neue Wege öffnen, philologischen und historischen Untersuchungen mancherlei Art eine gesicherte Grundlage geben. Ob die Herausgeber bei der Zugrundelegung von Handschriften immer das Richtige getroffen haben, bleibe dahingestellt; Wilh. Meyer[1]) leugnet es und will nicht anerkennen, dafs das von Riezler für die Annalen zu Grunde gelegte sog. Autograph B eine irgendwie beachtenswerte Handschrift sei. Er kommt aber im Anschlusse an diese eine Handschriftenstudie zu höchst merkwürdigen Untersuchungen, deren Resultat er selbst in folgenden Sätzen darlegt: „Dagegen kann durch eine genaue Ausnützung der von Aventin selbst geschriebenen und benutzten Münchener Handschrift (A) der Wortlaut der Annalen an vielen Stellen berichtigt und um viele Zusätze bereichert werden. Aber auch der Annalentext, welcher sich so zusammenstellen läfst, ist nicht abgeschlossen oder druckfertig. Allein derselbe ist die wichtige nächste Vorstufe zu dem Hauptwerke Aventins, der Chronik. In der Chronik hat uns Aventin nicht nur die letzte und reichste, sondern auch die einzige formell abgeschlossene Fassung des Werkes hinterlassen, zu welchem er in der Jugend wahrscheinlich im Verein mit Celtes, sicher aber vor 1507 unter dem Einflusse der für Deutschland begeisterten Humanisten den bestimmten Plan entworfen, und an welchem er, ebensosehr von der Kraft seines Willens getrieben, als von der Gunst des Geschickes befördert, sein Leben lang geschaffen hat. Diese in frühen Jahren von ihm selbst gewählte Lebensaufgabe war die Geschichte des bairischen Volkes und Landes; seine übrigen Schriften sind nur Beiwerk hiezu gewesen."

Im Anschlusse an diese Untersuchungen wird ein bisher ungedrucktes Gedicht Aventins mitgeteilt, das sich in jener für die Textkonstruktion der Annalen als wertlos zurückgewiesenen Handschrift findet. Es ist Aventins ältestes Werk und sein gröfstes Gedicht. Die Bedeutung des Werkes liegt aufser in den beiden genannten Umständen auch darin, dafs es eine Skizze zu dem grofsen bairischen Geschichtswerke, ein Vorspiel zu dem Hauptwerke mit Andeutung des letztern ist. Das Gedicht behandelt den bairischen Erbfolgekrieg 1503 ff. und die durch Albrecht im Jahre 1505 erlangte Vereinigung der bisher getrennten drei Teile Baierns. Der Dichter steht durchaus auf Seiten seines Helden, daher schildert er, bei Erzählung der Vorgeschichte des Kriegs, die Gegner, die Landshuter Fürsten, von der schlimmsten Seite. Der Dichter liebt Abschweifungen und Bilder, ersteres zeigt er dadurch, dafs er auf Episoden und Persön-

[1]) Philologische Bemerkungen zu Aventins Annalen und Aventins Lobgedicht auf Albrecht IV, zum ersten Male herausgegeben von Wilhelm Meyer aus Speyer. (Aus den Abhandlungen der Kgl. bair. Ak. d. Wiss. I. Cl. XVII. Bd. III. Abt.). München 1886. Verlag der Kgl. Akademie, in Kommission bei G. Franz. 69 Seiten in 4°.

Digitized by Google

lichkeiten der frühern bairischen Geschichte eingeht, letzteres z. B. bei der Beschreibung der Volksgunst. Er kann ferner seine Abhängkeit vom Altertum nicht verleugnen, er bekundet sie vielmehr teils dadurch, dafs er wie alle modernen Latinisten Anklänge, ja geradezu Entlehnungen aus den antiken Dichtern sucht, dafs er gelegentlich die neun Musen nennt und ihre Obliegenheiten beschreibt, dafs er endlich die Unterwelt zu schildern versucht und erzählt, wie der Schatten Ruprechts Einlass in dieselbe nur unter der Bedingung erlangt, dafs ein Anderer für ihn Bürgschaft leistet, er werde „nicht wie Herkules und andere Unfug in der Unterwelt anstiften". Der Herausgeber, dessen Vorbemerkungen die vorstehende Analyse zumeist entnommen ist, hat seine Ausgabe mit lehrreichen, zum Verständnis notwendigen und nützlichen Anmerkungen ausgestattet.

Aufser dieser Ergänzung zu einer sehr umfangreichen und bedeutsamen Quellensammlung sind zwei selbständige aber kleinere Sammlungen hervorzuheben.

Adalbert Horawitz, dessen fleifsiger und erfolgreicher Mitarbeit wir die oben gewürdigte Korrespondenz des Rhenanus verdanken, hat uns ferner mit einer neuen Briefsammlung beschenkt[1]). Dieselbe enthält 36 Briefe, deren kleinerer Teil einer Handschrift der Salzburger Studienbibliothek, deren gröfserer einer solchen aus dem Archiv St. Peter in Salzburg entnommen ist. Erstere sind von Georg Scriniolus, letztere, die bei weitem zahlreicheren, von dem Abt Chilianus geschrieben. Man kann nicht sagen, dafs diese beiden Personen sonderlich bekannt sind. Von dem Erstgenannten wissen wir so gut wie nichts; dafs er an Joh. Faber und Matthäus Lang (Gurcensis) gelegentlich geschrieben hat, belehrt uns nicht sehr über seine Person und sein Wirken. Von dem Letztern erfahren wir, dafs er Chilianus Pütricher hiefs, zu Waidhofen in Oberbayern geboren ist, in Wien studierte, 1507 Mönch dann Prior, 1525 Abt wurde, 1535 starb. Er hatte von seinen Studienjahren her, in denen er mit hervorragenden Humanisten, wie Joachim Vadian, verkehrte, humanistische Neigungen, hatte auch 1511 ein diese Neigungen verratendes Büchlein de mensuris syllabarum geschrieben, zu dessen Charakterisierung er selbst die Worte braucht: quem ex variis auctoribus et pene infinitis accuratissime commanipulavi, und verrät auch in seinen Briefen humanistische Interessen. Dazu gehört u. A. die grofse Frage, die auch in den Dunkelmännerkreisen eifrig erwogen ist, ob man Respektspersonen mit der zweiten Person Singularis oder Pluralis, mit tu oder vos anzureden habe. Letzteres entsprach, wie man weifs, einer Unart der mittelalterlichen Latinität und die Humanisten wufsten sich viel damit, dafs sie die klassische Anrede wieder einführten. Chilianus wagt nicht die Frage mit alleinigem Hinweis auf Quintilian zu entscheiden, er legt sie vielmehr einem Konvivium gelehrter Freunde vor, unter denen sich auch Vadian befindet, die aber alle der Meinung ihres Chorführers sind, dafs die Sache längst abgethan sei und eine Debatte darüber mit den Worten ablehnen:

1) Zur Geschichte des Humanismus in den Alpenländern I. Von Prof. Dr. Adalb. Horawitz, korr. Mitgliede der Kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1886, in Kommission bei Carl Gerolds Sohn. 52 S.

Digitized by Google

Quid bone pater hiis allucinationibus vultis, nunquit res digna disputatu? Da aber der Fragesteller sich zur Stütze seiner Ansicht auf Bebel berufen hatte, so weisen sie diese Berufung mit den Worten zurück: Bebel habe keine solche Autorität, um Derartiges einführen zu können. Demgemäfs bescheidet der Briefschreiber den Fragenden und giebt ihm die herbe Zurechtweisung: Miror autem te tanta temeritate hanc insolitam ridiculam et plane infrugiferam rem ita prosequi de qua doctos piget facere sermonem. Non esse ajunt vel minimum litteraturae sitilorem, quem id genus sermonis lateret ineptissimum frivolum et pene reprobum. Aufser dieser interessanten Notiz wüfste ich nicht viel Wichtiges aus den Briefen hervorzuheben: gelegentlich begegnet ein Lob Reuchlins, aus dessen Briefsammlung sogar einige Proben mitgeteilt werden [1]), ein Lob des französischen Humanisten Favre d'Exaples, eine Verherrlichung der Studien. Trotz dieser Lobpreisung der Gelehrten und der Gelehrsamkeit ist es mit dem Wissen und der Latinität der Schreiber nicht glänzend bestellt. Man erkennt vielleicht schon aus den wenigen mitgeteilten Proben, wie geringwertig diese Humanisten sind. Die Briefe sind ferner in einer schlechten Abschrift überliefert; der Herausgeber spricht selbst von „einem häufig ganz korrupten Text" und „offenbaren Sinnlosigkeiten". Bei diesem Geständnis mufs man nur fragen: Wozu war es denn nötig, alle diese Briefe — es sollen nach einer Bemerkung des Herausgebers noch andere aus derselben Quelle folgen — drucken zu lassen? Die Briefschreiber sind ganz unbekannte und unbedeutende Menschen, die Dinge, über welche gesprochen wird, sind meist von geringem Interesse, der vorliegende Text ist so schlecht, dafs er dem Verständnis grofse Schwierigkeiten bereitet, — da hätte doch wahrlich eine orientierende Uebersicht über den Inhalt, wie der Herausgeber sie giebt, mit Mitteilung einzelner charakteristischer Proben [2]) und höchstens — wenn es nun doch einmal sein sollte — Abdruck eines oder des andern besonders wichtigen Briefes genügt. Auch angesichts dieser neuen Sammlung darf man wol den Satz brauchen: Weniger wäre mehr gewesen.

Nach dieser Briefsammlung ist die freilich bedeutend früher erschienene Fortsetzung der von Horawitz herausgegebenen Erasmiana zu erwähnen: Erasmiana IV. (Aus der Rhedigerana zu Breslau 1530—1536). Von Dr. Adalbert Horawitz, korr. Mitgliede der Kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1885. In Kommission bei Carl Gerolds Sohn, Buchhändler der Kais. Akademie der Wissenschaften. 86 S. lex. 8.)

Das vorliegende Heft ist die unmittelbare Fortsetzung des oben Bd. I, S. 236 fg. besprochenen. Wie jenes so gibt auch dieses nicht den Text

1) Warum die chronologische Einordnung des Briefes, der diese Auszüge enthält, Zweifel erregt, vermag ich nicht zu sagen. Die Briefsammlung, die hier nur in Frage kommen kann, die Epistolae clarorum virorum, ist im März 1514 erschienen, unser Brief ist 8 id. dec. 1514 geschrieben, zehn Monate waren Zeit genug, um ein in Tübingen gedrucktes Buch nach einem österreichischen Kloster gelangen zu lassen, umsomehr als gerade in jener Sammlung eine nicht geringe Anzahl von Briefen Wiener Humanisten sich befand und diese ein leicht begreifliches Interesse daran haben mufsten, sich diese Sammlung zu verschaffen.

2) Freilich mufste der Abdruck dann genauer sein, als es hier der Fall ist. In der oben erwähnten kleinen Stelle (Horawitz S. 17, vgl. S. 40, Brief No. XIX) sind zwei sinnstörende Druckfehler: multis f. vultis, disputata f. disputatu!

Digitized by Google

der Briefe, sondern Inhaltsangaben derselben. Die Briefe führen, da sie in den Jahren 1530 bis 1536 geschrieben sind, fast aus der Zeit des Humanismus, jedenfalls aus seiner Blütezeit heraus. Die Briefe sind chronologisch geordnet. Die erwähnten, analysierten, teilweise auch durch Proben angedeuteten Schriftstücke sind zumeist an Erasmus gerichtet. Die Briefschreiber sind mitunter recht wenig bekannte Männer, von bekannteren begegnen uns Joh. Faber, Jakob Faber, Thomas Venatorius, Jakob Spiegel, Daniel Stibarus, Joh. Heerwagen und einzelne andere deutsche Humanisten; der Pole Johannes Boner, der Niederländer Joh. Campensis, der bekannte Hebraist, Caspar Hedio, Conrad Pellikan, Joh. Heresbach (ein sehr ausführlicher Brief des Letztern, der auch historisches Interesse besitzt — er handelt über die Einnahme Münsters im Jahre 1535 — wird im Anhange vollständig abgedruckt). Sobald sich von sonstigen Beziehungen derselben zu Erasmus etwas nachweisen läfst, hat Horawitz diese Nachweise mit Fleifs und Umsicht gegeben. Auf den Inhalt der Briefe im Einzelnen kann ich an dieser Stelle schon um des willen nicht eingehen, weil dieselben für die Geschichte des deutschen Humanismus verhältnismäfsig wenig neues Material beibringen; eine Stelle hebe ich aber hervor, weil sie sehr charakteristisch für Gesinnung und Stimmung der deutschen Humanisten ist. Jakob Spiegel schreibt nämlich 1532: De libello germanico Argentorati edito nihil mihi constat, quum genius meus abhorret a vernacula. Bedeutsam für die Stellung des Erasmus zur Reformation ist auch die Aeufserung eines Korrespondenten aus dem Jahre 1535 über Luther als monstrum horrendum ab infernalibus furiis missum in orbem turbandis omnibus. Trotzdem Einzelne solche Gesinnungen bei ihm vermuteten, standen protestantische Geistliche mit ihm in Verbindung, die ihn zwar nicht für einen vollkommenen Glaubensgenossen, aber doch für einen sympathischen und verständnisvollen Berater und Beurteiler ihrer Ansichten betrachteten.

Das Charakteristische auch dieses Teils der Briefsammlung, — deren vollständige Drucklegung ich dem verehrten Verfasser durchaus nicht raten möchte, die Auszüge und Analysen reichen völlig aus — besteht darin, dafs die Weltstellung des Erasmus in überaus merkwürdiger Weise dargelegt wird: er steht mit Gelehrten und Grofsen der ganzen Welt in Beziehung und Alle huldigen sie ihrem Meister, ihrem König. — Von Einzelheiten habe ich so gut wie nichts zu bemerken. Warum soll der S. 15 erwähnte Anselmus, der einen Brief überbringt, gerade der bekannte humanistische Drucker Thomas Anshelm sein? Der Name ist häufig genug, so dafs man nicht gerade nötig hat, auf eine bekannte Persönlichkeit zu schliefsen, auch die kurze, fast respektlose Erwähnung des Briefbesorgers läfst nicht vermuten, dafs ein so geachteter, allgemein bekannter Mann gemeint ist. Ueber den „Lüttichschen Sardanapal" (S. 23) wäre eine Aufklärung erwünscht.

Das Heidelberger Universitätsjubiläum, dem wir Töpkes wertvolle Publikation der Matrikel verdanken — über den 1. Band vgl. oben I, S. 254 ff., der seitdem erschienene zweite Band behandelt eine Zeit, die unseren Zwecken ferner liegt, auf den wir vielleicht zurückkommen, wenn auch der dritte Band und damit der Abschlufs des Werkes vorliegt, — hat eine Anzahl Publikationen hervorgerufen — Darstellungen

Digitized by Google

und Materialiensammlungen —, von denen sich ein nicht unerheblicher Teil auf die Geschichte des deutschen Humanismus bezieht. Diese stelle ich hier zusammen und mufs, um das Zusammengehörige nicht zu trennen, Quellen und Bearbeitungen nebeneinander nennen.

Den Anfang machen zwei grofs angelegte Werke, welche, im Verein mit der ebengenannten Töpkeschen Sammlung, hoffentlich im stande sein werden, das antiquierte und eigentlich wissenschaftlichen Ansprüchen nie genügende Buch von Hautz, aus welchem allein man sich bisher über die Geschichte der Universität Heidelberg zu unterrichten pflegte, völlig zu verdrängen.

Das eine ist eine vollständige zweibändige Urkundensammlung der Universität herausgegeben von Ed. Winckelmann. Ich mufs mich mit deren Erwähnung begnügen, da mir dieselbe bisher nicht zugänglich gewesen ist.

Das andere ist der Anfang einer Geschichte der Universität. Selbst dieser Anfang, die ersten 63 Jahre, also etwa ein Achtel der bisherigen Entwicklung umfassend, ist etwas post festum gekommen. Mir ist wenigstens das erste Heft erst am Anfang September, mehrere Wochen nach dem Heidelberger Jubiläum zugekommen. Für meinen Artikel: „Der Humanismus auf der Universität Heidelberg“ [1]), der keine neuen Materialien bringen sollte, sondern der die Aufgabe hatte, aus bekanntem Material die Biographieen von Rud. Agricola, Adam Wernher, Jak. Micyllus, Olympia Morata darzustellen, konnte ich dasselbe noch nicht benutzen.

Thorbecke [2]) hat für seine Darstellung aus handschriftlichen und gedruckten Quellen geschöpft, über welche er später genauere Rechenschaft geben wird. Von handschriftlichen Quellen werden das Kopialbuch und die Annalen der Universität, die Akten der Artisten- und der theologischen Fakultät benutzt, von gedruckten hauptsächlich die eben erwähnte Urkundensammlung und die Matrikel. Die Anmerkungen, der Seitenzahl nach dem Texte fast gleich, überragen denselben in Wirklichkeit, da sie weit kompresser als jener gedruckt sind. Das bisher veröffentlichte erste Buch zerfällt in folgende drei Kapitel: 1. die Gründung, 2. äufsere Geschichte der Universität von Ruprecht I. (1386) bis zum Tode Ludwigs IV. (1449), 3. die Organisation der Universität und der Lehrgang in den Fakultäten. Das Letztere ist das bei weitem umfangreichste; auf ihm liegt der Hauptnachdruck, wie denn überhaupt die Geschichte einer Universität die Darstellung der innern Entwicklung, der Studienordnung u. s. w. sein mufs, nicht aber, wie soviele gutgemeinte aber schlechtgeratene Bücher, Sammlungen von Biographieen berühmter und unberühmter Professoren. Die Art und Weise also, in welcher der Verfasser seine Aufgabe erfafst, und die Ausführung des bisher vorliegenden Teils ist durchaus zu loben; ein näheres Eingehen auf das Buch verspare ich mir auf spätere Zeit, wenn die Geschichte der eigentlich humanistischen Periode vollendet vorliegen wird.

1) „Die Nation“ No. 46, S. 677 fg.

2) Geschichte der Universität Heidelberg, im Auftrage der Universität dargestellt von August Thorbecke. Abteilung I. Die älteste Zeit 1386—1449. Heidelberg, Verlag von Gustav Koester. 1886. VII, 116 und 94 S.

Digitized by Google

Aufser diesen beiden grösseren Arbeiten sind kleinere Schriften und Aufsätze zu nennen und zu besprechen, welche sich auf die Geschichte des deutschen Humanismus beziehen. Zuerst zwei Arbeiten K. Hartfelders. Die erste: „Der Humanismus und die Heidelberger Klöster"[1]) enthält im Anhange ein Paar ungedruckte Briefe des Joh. Vigilius und Jacob Dracontius an Celtes und giebt im Texte eine anschauliche Schilderung der humanistischen Bestrebungen der Cistercienser Adam Wernher (z. B. auch der poetischen Versuche seiner Schüler) und Conr. Leontorius, des Prämonstratensers Jak. Drakontius, des Dominikaners Martin Luther. Warum in diese Darstellung auch eine Andeutung des zwischen Dominikanern und Franziskanern namentlich in Heidelberg äufserst lebhaft geführten Streites über die unbefleckte Empfängnis Mariae aufgenommen ist, vermag ich nicht einzusehn. Der Umstand, dafs Humanisten sich an diesem Streite beteiligten, macht diese theologische Angelegenheit, ich möchte sagen, diese interne Ordens-Disputation doch nicht zu einer humanistischen. Hartfelders zweite Arbeit: „Unedirte Briefe von Rudolf Agricola" enthält zwanzig Briefe aus den Jahren 1469 bis 1485, aus einer Stuttgarter Handschrift veröffentlicht, an Joh. v. Dalberg, Dietr. und Johann von Pleningen, Adolf Occo und einige weniger bekannte Humanisten gerichtet. Sie sind von mannigfachem Interesse: sie bekunden des Briefschreibers Begeisterung für Italien, sein warmes Freundschaftsgefühl, das sich nicht selten in übertriebenen Ausdrücken kundgiebt, seine Beschäftigung mit Musik, seine eifrigen Studien. Von Ferrara aus bezeichnet er seinem Freunde einmal als sein Studium: steriles et contumaces meliores consilii litterulae nostrae quibus omnem dedicavimus vitem, er spricht gelegentlich von seiner Lust hebräisch zu lernen, durch seine Schreibweise des Griechischen bekundet er, dafs er dasselbe itacistisch ausgesprochen habe. Einzelne Beiträge zu Agricolas Biographie werden aus den Briefen gewonnen, z. B. dafs er in Ferrara ein monatliches Stipendium von 5 Gulden vom Herzog bezog und einen sechsten erwartete, über seine zweimalige Gesandtschaft bei Maximilian, als scriba der Stadt Groningen, welche er Gauronica nennt, über seinen Verkehr mit Johann Wessel in Groningen, über die ihm in Löwen angebotene Professur u. m. A. Die Edition der Briefe ist sehr genau, man darf wol sagen: zu genau, selbst die ganz offenbaren Schreibfehler sind beibehalten und nur in den Anmerkungen verbessert, während doch ihre stillschweigende Verbesserung oder höchstens eine kurze Erwähnung des Flüchtigkeitsfehlers am Platze gewesen wäre.

Auch G. Knod hat sein Scherflein zur Festesfeier beigesteuert. Sein kleiner Aufsatz[2]) schliefst sich an seine früheren Wimpfeling-Studien und Veröffentlichungen an (vgl. oben Bd. I. 229—243). Auch in dieser neuen handelt es sich vornämlich um die Publikation unedirten Materials, zunächst um eine Oratiuncula, während Wimpfelings ersten Dekanates und

1) Bildet einen Teil der „Festschrift des Heidelberger philologisch-historischen Vereins" zum Universitätsjubiläum — mir liegt ein Separatdruck vor, 20 SS. in 8°. Die zweite steht in der „Festschrift der badischen Gymnasien", Separatdruck 36 SS. in 4°.

2) Wimpfeling und die Universität Heidelberg von Gustav Knod in: Zeitschr. f. die Geschichte des Oberrheins N. F. Bd. I, 3 S. 317—335.

Digitized by Google

Rektorates (1479—1483), die zwar keine eigentlich humanistische Gesinnung zeigt, vielmehr recht scholastisch die logisch-dialektische Schulung des künftigen Magisters als besonders notwendig zum spätern Disputiren hinstellt, aber wichtig ist, weil wir sonst aus jener Periode von W.'s Leben wenig Zeugnisse besitzen. Sodann eine kleine Dankrede aus Speier und ein Paar Briefe. Die wichtigsten Stücke sind Nro. 5. 6: Wimpfelings und Jacob Spiegels 1521 abgegebene Gutachten über eine Reform der Studienordnung — beide übrigens jetzt auch in Winckelmanns Urkundensammlung gedruckt. Wimpfeling steht auf Seiten des Humanismus; er verlangt Formkultur und reichen Sachinhalt, er wiederholt die Vorschläge, nur kürzer und dem bestimmten Zwecke angemessen, welche er schon früher in seinen zahlreichen pädagogischen Schriften gemacht hatte. Freilich ist er in manchem sehr konservativ und die Humanisten strenger Observanz werden ihm folgenden Satz sehr übel genommen haben: Dialectica R. Agricolae nimium subtilis est pro Tironibus aut excerpta de Aristotele vel Petro Hispano plus forte prodessent. Aber er betont namentlich die Notwendigkeit des sprachlichen Wissens für die Theologen und braucht eine Aeufserung, die in dem Munde des im Reuchlinschen Streite so ängstlich Zurückhaltenden höchst merkwürdig ist: similes Coloniensibus qui feces istas et quisquilias seminarunt, impotentes ad vere judicandum, perit enim omne judicium quotiens res transivit ad affectum.

Dieser einen Veröffentlichung G. Knods reihe ich gleich eine zweite[1]) an, die, wenn auch nicht ausdrücklich zum Heidelberger Jubiläum bestimmt, doch in diesem Zusammenhange erwähnt werden kann, weil die Beteiligten der Universität Heidelberg angehören. Es handelt sich um einen Disput, wie er in jener Zeit oft genug vorkam, zwischen Jak. Wimpfeling, dem streitbaren und daher in viele Streitigkeiten verwickelten Humanisten, und Daniel Zanckenried aus Memmingen, Prediger und Professor der Theologie in Heidelberg (immatrikulirt 1480, Rektor der Universität 1496). Bisher war von diesem Streite nur eine Andeutung bekannt, aus einem Briefe Geilers von Keisersperg, welche Wimpfeling in die Apologie seines Büchleins de integritate aufgenommen hatte; die Biographen hatten diese Stelle entweder überhaupt nicht beachtet oder falsch gedeutet. Knod bringt aus einer neuerdings in Strafsburg erworbenen Handschrift zehn bisher ungedruckte Aktenstücke bei, welche sich auf diesen Streit beziehn. Statt diese Aktenstücke dem Wortlaute nach abzudrucken — einzelne sind so schlecht geschrieben, dafs sie überhaupt nicht vollständig gegeben werden konnten — wäre es wol besser gewesen, eine kurze Darlegung der Sache zu bieten mit wörtlicher Anführung einzelner wichtiger Belegstellen. Es wäre dadurch Raum gespart worden und der Leser hätte sich durch eine kurze Darstellung des nicht gerade besonders interessanten Streites leichter durch den Streit gefunden. Zanckenried hatte auf die Autorität des Ambrosius hin, nicht etwa zur Verspottung Christi — denn Zanckenried gab Wimpfeling an Frömmigkeit nichts nach — in Predigten „vor

1) Jakob Wimpfeling und Daniel Zanckenried. Ein Streit über die Passion Christi. Von Gustav Knod in: Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIV, S. 1—16.

Digitized by Google

Weibern und Kindern" behauptet, Christus sei auf dem Wege zum Kreuze hingestürzt, habe sich das Gesicht zerschunden, zwei Zähne ausgeschlagen, sei durch die Geifselhiebe arg verunstaltet worden und habe nun in dieser jämmerlichen Mifsgestalt ganz nackt am Kreuze gehangen, — während Wimpfeling diese Uebertreibungen bekämpft und den einfachen Bericht der Evangelien für genügend hält, um frommes Mitgefühl und Rührung zu erwecken.

Zu den Heidelberger Festschriften, welche das Gebiet des deutschen Humanismus streifen, gehört auch H. Hagens, unsers verehrten Mitarbeiters, im Auftrage der Berner Universität abgefasste Festschrift. Sie enthält Briefe — im ganzen 54 — aus den Jahren 1561 bis 1589 in fünf Abteilungen: Briefe von Heidelberger Professoren, von und an Jakob Ampelander, von und an Joh. Rud. Ampelander, von Huldreich Trog, von Wolfgang von Erlach. Die Briefe sind den Originalen entnommen, welche sich in der Berner Bibliothek befinden, einzelne, aus dem Berner Staatsarchiv vor Jahren auf unerklärliche Weise verschwunden, sind erst ganz vor kurzem wieder erworben. Der Herausgeber hat die Briefe vortrefflich edirt, in einer Einleitung über die erwähnten Personen kurz gehandelt, in den Anmerkungen alles zum Verständnis Notwendige zusammengestellt. Ein Namen- und Sachregister orientirt vortrefflich. Als besondrer Vorzug dieser Briefsammlung vor ähnlichen ist noch hervorzuheben, dafs jedem Briefe ein kurzes, orientirendes Inhaltsverzeichnis vorangestellt ist. Eine allgemeine Bemerkung des Herausgebers über Briefveröffentlichungen teile ich mit, weil ich sie vollkommen billige: „Wir begnügen uns, und dies mit Recht, nicht mehr mit der blofsen Versicherung, dafs etwas kulturhistorisch wichtig sei, wir verlangen nach ausreichenden Nachweisen, inwiefern dies auch wirklich der Fall ist. Dazu kommt, dafs die subjektive Färbung, welche nächst Tagebüchern und Selbstbiographieen diese Litteraturgattung mehr als jede andre kennzeichnet, dem Herausgeber eine eingehende Erklärung des Einzelnen abfordert, wenn überhaupt ein Verständnis erzielt werden soll. Von der allseitigen Erfüllung dieser Postulate glauben wir in der Tat für die Zukunft die Berechtigung der Herausgabe solcher Schriftstücke abhängig machen zu sollen."

Die von Hagen mitgeteilten Briefe geben zuerst, wie dies bei einer Heidelberger Festschrift recht und billig ist, Mitteilungen über Wesen und Zustand der Heidelberger Universität (vgl. das Vorlesungsverzeichnis S. 76), über die Schicksale der Professoren, über das Treiben der Studenten. Ueber die Letzteren wird eine zu allen Zeiten ausgesprochene Klage wiederholt, dafs modestia und obedientia häufig bei ihnen vermifst wird, dafs dieses Alter monitoribus aspera zu sein pflegt.

1) Literarum universitati Heidelbergensi Ruperto-Carolae amplissimae dignissimae doctissimae saecularia quinta pie gratulatur literarum universitatis Bernensis rector et senatus. Insunt professorum atque alumnorum Heidelbergensium epistulae ante hos trecentos et quod excedit annos Bernam missae et ab Hermanno Hageno nunc primum editae. Bernae. Typis expressit S. Collinus. 1886. 4 unpag. Bll. und 129 S. in gr. 4°. Auch mit deutschem Titel: Briefe von Heidelberger Professoren und Studenten verfafst vor dreihundert Jahren. Der Universität Heidelberg zur Feier ihres 500jährigen Bestehens im Auftrag der Universität Bern dargebracht von Dr. Herm. Hagen, o. ö. Professor der klassischen Philologie an der Universität Bern.

Digitized by Google

Die Studenten, welche als Briefschreiber und Briefempfänger vorkommen, befinden sich nicht selten in Geldnot: die Mitteilungen über Münzverhältnisse, über Wohnung und Kleiderpreise in Marburg und Heidelberg (S. 41—48) sind sehr interessant. Der erste junge Ampelander macht Schulden und mufs dem Rektor schwören, Heidelberg nicht zu verlassen, ehe die Schulden bezahlt sind, infolgedessen der Alte tief in den Beutel greifen mufs; trotzdem trägt er kein Bedenken, ein Jahr nach dem ältern den jüngern Bruder nach Heidelberg zu schicken. Sonst spielt in den Briefen Religiöses und Politisches eine Rolle. Von den Religionsgesprächen, von den Streitschriften jener Zeit ist vielfach die Rede; die Korrespondenten sind fast immer einseitige Parteigänger, meist Reformirte; trotzdem braucht einer einmal mifsbilligend die sehr bemerkenswerthe Aeusserung (S. 31): Sunt enim et hic quidam, qui probari ab omnibus volunt, quod ipsis placuit. Gelegentlich wird auch von der Taufe eines Juden berichtet, ohne dafs der Briefschreiber der Mitteilung eine Meinungsäufserung hinzufügt (S. 86). Unter den politischen Nachrichten hebe ich die von der Hinrichtung der Maria Stuart hervor. Die Briefe sind ausschliefslich lateinisch. Der Vater sucht die Söhne zu eleganter, wenigstens flüssiger Latinität zu erziehn; daher scheut er sich nicht auf Kleinigkeiten hinzuweisen und tadelt z. B. den Sohn, dafs dieser antisteti für antistiti und umgekehrt idio für ideo geschrieben habe (S. 63). Auch über Briefbeförderung, Unzuverlässigkeit der Boten wird manchmal gesprochen und geklagt; die übliche Zeit, welche ein Brief von Heidelberg nach Bern brauchte, scheint 17 Tage gewesen zu sein (S. 46); dafs ein Brief einmal 31 Tage unterwegs war, erscheint dem Briefschreiber und Absender ungeheuerlich (S. 79). Fügen wir noch hinzu, dafs einer der Korrespondenten auch einmal sein Entzücken über vier Schweizer Käse zum Ausdruck bringt (S. 33), so haben wir zwar nicht den Inhalt der Briefe erschöpft, aber wenigstens einiges angedeutet, das kulturhistorisches Interesse noch heute in Anspruch nimmt.

Von den Persönlichkeiten der Briefschreiber ist hier nicht im Einzelnen zu handeln. Es sind meistens keine hervorragenden Männer, aber es sind ganz tüchtige Leute und vor allem Menschen, die nicht durch schöne Floskeln unterhalten wollen, sondern die ihre Briefe zu dem benutzen, was Briefe sein sollen: zu ausführlichen reichhaltigen Mitteilungen über Dinge und Menschen. Dafs die Zuthaten des Herausgebers allen Ansprüchen vollkommen genügen, ist oben schon angedeutet.

Keine vollständige Briefsammlung, aber Auszüge und Andeutungen aus einer solchen liefert E. Arbenz' hübsche Veröffentlichung, die ebenso wie die folgenden Arbeiten nichts mehr mit Heidelberg und seinen Festen zu thun hat: Aus dem Briefwechsel Vadians[1]). Sie macht Erwartungen rege, ohne sie vollständig zu befriedigen; sie macht lüstern auf Schätze, die sie nur aufzeigt, ohne dieselben ganz darzubieten. Die kleine Schrift — ein Neujahrsblatt, wie der historische Verein in St. Gallen es jährlich seinen Mitgliedern darbietet, weswegen denn auch nach der eigentlichen

1) Aus dem Briefwechsel Vadians. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber & Komp. 1886. 37 Seiten in 4°, von denen nur 20 die eigentliche Abhandlung bilden.

Digitized by Google

Abhandlung eine St. Galler Chronik auf das Jahr 1885 folgt — giebt eine kurze Darlegung — im Anhang noch ein Verzeichnis der Briefe in chronologischer Folge — des Inhalts der 38 Briefe Zwinglis an Vadian (1517—1531) und der 55 Briefe Conrad Grebels an Vadian (1518—1525), ferner je eines Briefes Vadians an die Genannten und der 4 Briefe des H. Glareanus an Vadian. Von einem Briefe Zwinglis — und zwar vom 3. Sept. 1528 — wird ein gutes Facsimile gegeben. Der Hauptwert unserer Briefe besteht übrigens nicht in den Beiträgen, welche sie zur Geschichte des deutschen Humanismus, sondern in denen, welche sie zur Geschichte der deutschen, speziell schweizerischen Reformation enthalten. Zwinglis Berichte sind schon höchst wichtig, aber von einem ganz bedeutenden kulturhistorischen, dabei auch psychologischen Interesse sind Conrad Grebels Briefe. Dieser kühne Mann — übrigens der Schwager Vadians —, Wiedertäufer und Demokrat, erscheint hier als eine so energische, zielbewufste, dabei durch und durch sympatische Persönlichkeit, dafs man nur bedauert, auf die Auszüge seiner Briefe angewiesen zu sein und seine vollständigen Mitteilungen zu lesen wünschte. Die Briefe der Genannten sind meist — oder alle? — lateinisch geschrieben, und sie bekunden die Zugehörigkeit der Briefschreiber zum Humanismus insofern, als diese gern Citate aus alten Schriftstellern vorbringen, von ihren Studien und ihrer Lektüre berichten. Unter diesen Berichten sind die S. 13 aus K. Grebels Briefen mitgeteilten die merkwürdigsten; dort findet sich unter u. A. die Erwähnung des dialogus de Julio pontifice maximo, als dessen Verfasser Erasmus gelte, also eine sehr frühe Bestätigung der Vermutung, die ich oben Bd. I S. 29 ausgesprochen und begründet habe.

Zwei andere kleine Veröffentlichungen gehören in diesen Zusammenhang. Die eine ist eine Komödie, die andere ein Gedicht. Der deutsche Ursprung der Komödie[1]) steht nicht fest; da aber dieselbe in zwei Handschriften deutschen Ursprungs sich befindet — einer Wiener und einer zwar in London befindlichen, aber von Werner Heylt de sancto Goar in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts zusammengeschriebenen — so darf sie wol hier erwähnt werden. Es ist ein kleiner Dialog in leichtfliefsender Prosa, welcher den Titel führt Comedia Bile [Name des gleich zu erwähnenden Wirtes] Comicum scriptum de gesticulatoribus et eorum qui victum queritant diversis cum jocis. Joh. Bolte hat ihn aus der angeführten Londoner Handschrift mit einigen einleitenden Bemerkungen herausgegeben und daselbst auf die Quelle des Scherzes, nämlich eine Anekdote, hingewiesen, die sich zuerst bei dem Peripatetiker Phainias von Eresos findet. Den Inhalt gibt er folgendermafsen an: „Ein fahrender Schüler oder Gaukler kommt zu einem Ehepaare und ladet sich selber mit edler Unbefangenheit zu Gaste. Er hat bemerkt, dafs seine Wirte die Schüssel mit den grofsen Fischen bei seinem Eintritte versteckt haben und denkt List mit List zu vergelten. Er hält also mit den ihm vorgesetzten kleinen Fischen Zwiesprach über den Tod seines vor Jahren ertrunkenen Vaters, und als der Wirt sich neugierig nach der Antwort der Fische erkundigt, sagt er, diese hätten

1) Johannes Bolte: Eine Humanistenkomödie. Hermes, 1886, S. 312—318.

Digitized by Google

ihn an ihre unter der Bank versteckten Eltern verwiesen, die sich der Sache besser erinnern könnten. Lachend gibt der Wirt diese preis."

Das Gedicht ist von Joh. Fabricius an Conrad Pellikan gerichtet und von Ludwig Sieber mit der geschmackvollen Gründlichkeit und der feinen Sachkenntnis herausgegeben, die alle Benutzer der Baseler Bibliothek an diesem Muster eines Bibliothekars kennen und bewundern[1]). Der Adressat des Gedichtes ist bekannt genug, der Dichter war Humanist und Theologe (gest. 1566). Seinen Beinamen Montanus führte er von seiner Geburtstadt Bergheim in Elsafs. Durch seinen Onkel, den Theologen Leo Judae, erlangte er Beziehungen zu den Schweizern, speziell zu Pellikan, mit dem er schon seit seinen in Zürich verbrachten Studienjahren in engere Gemeinschaft trat. Ihm widmete er 1550 oder 1553 unser Gedicht, das er dann umgearbeitet in seine Gedichtsammlung: Poemata Silvarum Liber unus, Zürich 1556 aufnahm. Sieber hat es nach dem frühern Einzeldruck, der ungemein selten ist, wiedergegeben. Eine besondere Fassung der Tellsage wird man in dem Gedichte schwerlich erkennen: der auf die Landleute ausgeübte Druck wird wortreich geschildert; der Landvogt heifst Grifsler; die Verweigerung der Reverenz vor dem Hut, der Apfelschufs werden ausführlich erzählt; kurz, dann Tells Gefangennahme, seine Transportation in Gefslers Schlofs und seine Selbstbefreiung berichtet. Unendlich dürftig ist dann der Schlufs der Erzählung:

Convocat ausuros patriae succurrere, quorum
Pectora non dubia noverat ante fide.
Qui coeunt feriuntque datae rata foedera dextrae
Inque vicem sibi dant accipiuntque fidem.
Post etiam praeses portuque domoque receptus
Tandem qua meruit morte perire perit.

Vielleicht ist aber die Wahl dieser Fassung durch eine Tendenz bestimmt: Tell, der Heros, der bisher immer in seinen kühnen Entschlüssen und raschen Heldenthaten geschildert worden ist, soll nicht als Mörder, nicht einmal als Mörder aus Patriotismus geschildert werden.

Handelte es sich in jenem lateinischen Gedicht um die That eines einzelnen Mannes, die der Sage nach die Befreiung eines ganzen Volkes vorbereitete, so handelt es sich in dem jetzt zu erwähnenden deutschen Poem um die Lobpreisung einer Stadt, wie solche im Humanistenzeitalter Sitte war. Der Verfasser des Gedichts, Johann Haselberg, aus Reichenau im Bistum Konstanz, ist ein fahrender Buchhändler, den man nach unserer Ausdrucksweise als Verleger und Kommissionär bezeichnen könnte. Von seinen Druckwerken nennt der Herausgeber 7, unter denen sich 4 Schriften Tritheims befinden. An den anderen hat Haselberg mitgearbeitet, als Uebersetzer, Ordner, Dichter. Doch sagt das letztere Wort wol zu viel, er ist ein trockener Berichterstatter, der sich von den ganz prosaischen Chronisten nur dadurch unterscheidet,

1) Joannis Fabricii Montani ad D. Conradum Pellicanum de Wilhelmo Thellio Elegia. Festgrufs der Universitätsbibliothek zur Jubelfeier der historischen und antiquarischen Gesellschaft von Basel am 16. Septbr. 1886. Basel, Schweighauserische Buchdruckerei 1886. 14 Seiten in allerliebster Ausstattung mit einer Anzahl sehr hübsch gezeichneter und geschnittener Vignetten und Holzschnitte.

Digitized by Google

dafs er zu seinem Berichte Verse wählt. Poetisch wird er nur einmal (V. 11—20), wenn er von dem Eindruck der Natur auf sein Gemüt spricht: er freut sich des Mai, des süfsen Gesangs der Vögel, der Lust der Tiere, der zierlichen Blumen und der kühlen Brünnlein. Er schildert Köln ziemlich genau und unterscheidet sich dadurch besonders von den Humanisten, die in ihren Städteschilderungen gerade das Persönliche und Individuelle so sehr vermissen lassen. Eine Stunde oberhalb Kölns bei Rodenkirchen war er ans Land gestiegen und nun durchwandert er die Festung und die Stadt. Er ist ein aufmerksamer Wanderer: er erzählt genau, was er sieht; nur schade, dafs er auch alle diese Zahlen: die 31 Pforten der Wallmauern, die 638 Pfeiler derselben, die 42 Weinwirte längs des Rheins, ebensoviele Thurmglocken u. s. w. in seinen Versen nennt.[1]) Im Einzelnen beschreibt er das Benediktinerkloster zu Deutz, zu Köln den Beyenthurm, Heu- und Neumarkt, den Hackeneyschen Palast, Rathaus, Universität, Dom. Er betont gern seine Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit und legt Zeugnis derselben ab durch eine ausführliche Erzählung von der Legende der heil. drei Könige, die einen übermäfsig grofsen Teil der Dichtung einnimmt. Trotz dieser ungehörigen Breite und trotz der Mangelhaftigkeit in der poetischen Darstellung ist die Publikation sehr empfehlenswert, weil sie zeigt, in welcher unvollkommenen Art man damals sah und das Gesehene schilderte.

II.

Schon unter den durchgenommenen Schriften befanden sich einzelne Darstellungen, z. B. die Heidelberger Festschriften, die nicht wol von den zu demselben Zwecke veröffentlichten Materialiensammlungen getrennt werden konnten. Unter den Darstellungen selbst sind gröfsere Werke nicht zu verzeichnen, aufser den schon oben (S. 117) erwähnten Schriften O. Hases und Friedr. Kapps, die aber diesmal nur erwähnt, nicht aber besprochen werden sollen. Nur einige kleinere Monographieen können genannt und gewürdigt werden, teilweise Fortsetzungen von Schriften, auf welche früher bereits die Aufmerksamkeit gelenkt werden konnte.

Den Anfang mache der kurze Hinweis auf eine Schrift[2]), die freilich mit dem Humanismus nichts zu thun hat, und Deutschland nur streift, aber nicht behandelt. Sie weist nach, wie allmählich in Sitte, Wohnung, Lebensart die Renaissance auch im Norden einzog, viele Gewohnheiten, das ganze Behaben der Menschen ein anderes wurde. Von besonderm Interesse — und dies ist auch die Stelle, wo die kleine Abhandlung sich mit unserm Gegenstande berührt — ist die Ausführung, wie der Sinn für Gartenkultur, die Pflege der Gartenkunst sich unter Einflufs der

1) Köln im Jahre 1531. Das Lobgedicht Johann Haselbergs auf die Stadt Köln von J. J. Merlo. Mit einer Nachbildung des Prospekts der Stadt Köln von Anton Woensam von Worms. Sonderabdruck aus den Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein XXIV. Köln 1886. J. und W. Boisserées Buchhandlung (Carl Boisserée und Frz. Theod. Helmken). Der Herausgeber hat eine kurze Einleitung vorangestellt; dem Texte folgen sprachliche Anmerkungen von K. Nörrenberg. Der beigegebene Prospekt findet sich auch teilweise in meinem Werke: Renaissance und Humanismus S. 426 flg.

2) Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. Von Wilhelm Goetz. Berlin 1886. C. Habel. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff N. F., 1. Serie, Heft 8). 44 Seiten 8°.

Digitized by Google

Italiener auch im Norden entwickelt. Das Büchlein bietet eine hübsche Zusammenstellung, freilich ohne selbständigen Wert; als Hauptquelle wird das (dänisch geschriebene?) Buch von Troels Lund: Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Kopenhagen 1882. bezeichnet.

Janssens Vortrag über das deutsche Universitätsleben im 16. Jahrhundert[1]) ist in der bekannten Art des Verfs. geschrieben: er will eine bestimmte These beweisen und rafft seine Beweisstücke für dieselbe von allen Seiten zusammen, hütet sich aber wolweislich, auch nur das Geringste zu erwähnen, das gegen seinen Satz sprechen könnte. Er ist ein schlechter Maler, denn er weifs nichts und will nichts wissen von einer gerechten Verteilung von Licht und Schatten. Der Satz, der ja auch durch seine ganze, bisher fünfbändige Geschichte des deutschen Volkes bewiesen werden soll und der auch dieser kleinen Abhandlung zu Grunde liegt, ist der: Vor der Reformation waren alle Zustände wolgeordnet, trefflich, gesund; durch die Reformation geriet alles in Verfall, büfste seine ursprüngliche Güte ein und wurde krank und verderbt. Diesen Satz speziell auf die deutschen Universitätszustände anwendend, beleuchtet der Verfasser den sittlichen und geistigen Zustand, Tracht und Gewohnheiten der Studierenden, schlechte Besoldung, Dünkel und Nachlässigkeit der Lehrer auf deutschen Hochschulen im allgemeinen, speziell in Frankfurt a. O., Königsberg, Rostock, Wittenberg, Helmstädt, Marburg, Tübingen — wie man sieht, lauter protestantischen Universitäten und zwar ausschliefslich solchen, auf welchen die theologische Richtung gerade besonders stark vertreten war. Die Zeugen, die der Verfasser benutzt, sind zwar nicht immer unverwerflich, aber das Unhistorische in seinem Verfahren besteht weit mehr darin, dafs er absichtlich nur solche Zeugen zu Worte kommen läfst, die seiner Ansicht huldigen. Das, was die Zeugen berichten, häufig protestantische Pfarrer und Professoren, mag so gewesen sein, wie sie es darstellen, aber es wird von den Berichterstattern zumeist vorgebracht zur Warnung und Belehrung, aus irgend einer bestimmten Tendenz, also nicht zur objektiven historischen Darlegung und darf daher nicht ohne Prüfung, nicht ohne Korrektur aus anderen Berichten, nicht ohne Benutzung minder heftiger Aeufserungen zu einer Schilderung benutzt werden, die auf den Namen einer wirklich historischen Anspruch erhebt. Will man die Tendenz des Verfassers deutlich erkennen, so braucht man nur zwei Aeufserungen des Nathan Chytraeus zu beachten — übrigens aus Döllingers Buch entlehnt —, die auch von ihm absichtlich nebeneinander gestellt und zur Andeutung des Wertes, den der Verfasser ihnen beimifst, gesperrt gedruckt werden. Die eine lautet: „Nachdem wir aber jetzt jenes Joch der alten Gesetze und Statuten selbst von unserem Nacken geschüttelt haben, und wie die Israeliten nach Josuas Tod jeder nach seinem Belieben thut, was ihm gut scheint, so ist kein Wunder, dafs wir bei dem gröfsten Teil unserer Jugend jene zügellose Ungebundenheit, jene bäurische Unwissenheit, jene unbändige Frechheit, jene lasterhafte Gottlosigkeit

1) Aus dem deutschen Universitätsleben des 16. Jahrhunderts. Von Johannes Janssen. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. N. F., hrsg. von Paul Haffner. Bd. VII, Heft 12). Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachf. 1886. 31 Seiten.

Digitized by Google

gewahren; es ist kein Wunder, dafs sie alle Sorge für Erfüllung ihrer Pflicht als etwas ihnen Unanständiges abwerfen und alle gesetzlichen Vorschriften und alles obrigkeitliche Ansehen hochmütig verachten und ihren tollen und schändlichen Lüsten alle Zügel schiefsen lassen." Im Gegensatze dazu lautet die andere Aeufserung, die auf die Gelehrtenschulen der Jesuiten hinweist: „Wahrlich, diese Schulen an so verschiedenen und weit von einander gelegenen Orten zerstreut, können nicht überall diesen Ernst der Zucht, diesen Fleifs und diese Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweisen, wenn (nicht?) jene gänzliche Auflösung der Disziplin in einem göttlichen Verhängnis ihren Grund hätte." Man sieht aus diesem Gegensatze: auf der einen Seite hellstes Licht, auf der andern dichteste Finsternis: die eine Partei wird auf Kosten der andern erhoben und es braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, dafs die erhobene Partei diejenige ist, welcher der Verf. als einer der bedeutendsten Vorkämpfer angehört.

Im Gegensatze zu dieser Parteischrift sind nun einige parteilose Arbeiten zu erwähnen, zunächst biographische Studien über deutsche Humanisten, die bisher keine oder ungenügende Schilderungen erhalten hatten.

Von Gustav Bauch, dem fleifsigen Bearbeiter der Geschichte des deutschen Humanismus, über dessen frühere Versuche bereits Bericht erstattet war (oben Bd. I, S. 283 fg.) und von dem diese Zeitschrift selbst zwei wertvolle Beiträge erhalten hat (a. a. O. S. 206 ff., 486 ff.), sind zwei neue Arbeiten erschienen.[1])

Laur. Corvinus (Rabe, von welchem in der ersten Schrift die Rede ist, geb. c. 1465 in Breslau, gest. 1527 daselbst) hat als bedeutsamer Vertreter der Frührenaissance in Schlesien, besonders auch als Verbreiter der Reformation in Schlesien, Anspruch auf Beachtung. Auf diese seine reformatorische Thätigkeit, die ihm noch nach seinem Tode die Bezeichnung Lutheranae haereseos sectator eingetragen hat, gehe ich ebensowenig ein wie auf seine diplomatische und seine Thätigkeit im Dienste der Stadt. Hier haben wir es mit seiner Stellung zum Humanismus zu thun, den er durch Lehre und Schriften zu verbreiten suchte. Als Lehrer war er hauptsächlich in Krakau thätig, dort ist er vielleicht auch Lehrer des Copernikus gewesen, wie einzelne Biographen des grofsen Astronomen vermuten. Von diesen humanistischen Schriften werden zunächst viele an Freunde und Bekannte, an Städte gerichtete, zur Lobpreisung der Heiligen bestimmte Gedichte erwähnt, mit besonderer Ausführlichkeit werden besprochen: Eine Kosmographie, die wie die meisten derartigen Lehrbücher fast ausschliefslich aus den Alten geschöpft ist; eine Metrik (Carminum structura), in welche als Beispiele viele von Corvinus selbst herrührende Gedichte aufgenommen sind; ein grammatisches Werk (Hortulus elegantiarum), für dessen Beliebtheit am deutlichsten der 25malige Abdruck in 18 Jahren (1502—1520) spricht;

1) Laurentius Corvinus, der Breslauer Stadtschreiber und Humanist, sein Leben und seine Schriften in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens" Bd. XVII, S. 230—302. — Caspar Ursinus Velius, der Hofhistoriograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II. Budapest, Friedr. Kilian. 1886. 84 S. 8°.

Digitized by Google

eine lateinische Gesprächsammlung (Latinum ydeoma), Uebungsbuch für Kinder, und eine hauptsächlich auf Plato gestützte, heidnische und christliche Ideen in merkwürdiger Mischung vortragende Empfehlung der Philosophie und der Beschäftigung mit höheren Dingen (Dialogus de mentis saluberrima persuasione). Corvinus ist ein gesinnungstreuer und befähigter Humanist, aber es scheint, als wenn er von den tonangebenden Männern nicht als voll angesehen worden wäre. Für diese Meinung spricht eine Stelle der Dunkelmännerbriefe, die Bauch seltsamerweise ganz anders auffafst. Sie lautet: Ego etram scio facere metra et dictamina quia legi etiam novum latinum idioma magistri Laurentii Corvini et grammaticam Brassicani, et Valerium Maximum et alios poetas. Irgend ein Spott mufs in diesen Worten liegen. Wenn die Verfasser der köstlichen Satire ein Werk durch die Briefschreiber, die doch Gegner der Humanisten sind, loben lassen, so wollen sie durch solches Lob eben dieses Werk als ein antihumanistisches bezeichnen. Dies geht aber in unserer Stelle nicht an, weil Valerius Maximus als antiker Autor Verehrung forderte, Brassikanus durchaus zu dem Kreise Heinrich Bebels gehörte, der wiederum den Verfassern der E. o. v. nahe stand. Nun aber wufste und weifs jeder Eingeweihte, dafs man aus der Anekdoten- und Beispielsammlung des Valerius Maximus nicht Metrik lernen kann und soll und dafs Brassikans Grammatik nur dazu bestimmt ist, Prosa regelrecht schreiben zu lehren. Laurentius Corvinus hatte aber aufser der angeführten für Kinder bestimmten Schrift, die über Metrik wol schwerlich viel enthielt, eine andere geschrieben, die ausschliefslich der Metrik gewidmet war. Während man jenes Werk nannte, meinte man dieses und die ganze Stelle will dann etwa Folgendes sagen: „Ich (der eingebildete Humanist) mache schöne Verse, weil ich das Werk eines vermeintlichen Humanisten über Metrik studiert habe."

Caspar Ursinus Velius (mit seinem Vatersnamen Bernhard oder Bernhardi, Ursinus also Bärenhafte, 1493—1539), Historiograph, Pädagoge, Philologe, Poet, hat durch G. Bauch eine sehr eingehende Biographie erhalten. Die Quellen sind aufs Gewissenhafteste benutzt, Briefe und Gedichte des Geschilderten und seiner Freunde aufs Gründlichste durchforscht und alle Einzelheiten zu einem Gesamtbilde vereinigt. Nur schade, dafs auch hier das Detail zu massenhaft geboten, jedes kleine Lebenszeichen zu ausführlich berücksichtigt, jeder Brief und jeder Vers über Gebühr analysiert wird. Man denke sich die Biographie eines wirklich Grofsen aus der Humanistenzeit in dieser Art behandelt, wie viele Bände würden dazu gehören! Würde aber das wahrhaft geschichtliche Interesse — von dem künstlerischen ganz zu geschweigen — durch eine solche Art der Behandlung befriedigt?

Zu der letztern Schrift glaube ich einen kleinen Nachtrag geben zu können. In einer Pariser Handschrift, auf die ich später zurückkomme, findet sich (Fol. 76—78) ein Gedicht des Urs. Velius ohne Ueberschrift und undatiert. Die unmittelbar darauf folgenden datierten Gedichte sind aus dem Jahre 1513. Der Autor steht durchaus auf Seite der Deutschen und ist ein erbitterter Gegner der Franzosen; er weist auf die früheren Niederlagen und Vertreibungen der Gallier aus Ticino und aus Italien hin, auf die neuerliche Morini und stimmt einen

Digitized by Google

grofsen Triumphgesang für die Seinigen an, der mit den Worten anhebt (die beiden letzten Zeilen wiederholen sich als eine Art Refrain durch das ganze Gedicht hindurch):

Si qua novas nondum Gallorum patria clades
Novit at ingentes quot non modo patria clades
Gallorum novit, discat quid lenta deorum
Ira potest et lenta potest quid Caesaris ira.

In der erstern Schrift Bauchs findet sich eine bemerkenswerte Notiz, die, da sie vielleicht denjenigen entgeht, die sich für den Gegenstand interessieren, hier herausgehoben werden mag. Corvinus braucht in seinem 1502 erschienenen Hortulus elegantiarum gelegentlich folgende Worte: Aululuria Plauti quam in praetorio coram senatu et civibus Vratislaviensibus egeram, pulcherrima erat visu, also eine bestimmte Erwähnung theatralischer Aufführungen in sehr früher Zeit. An diese Notiz über eine dramatische Darstellung sei die Erwähnung einer Schrift angeschlossen, die einem dramatischen Schriftsteller jener Zeit, Georg Macropedius gewidmet ist. Die Schrift ist eine sehr erweiterte Umarbeitung eines früheren Aufsatzes Daniel Jacobys (vgl. oben Bd. I, S. 288).[1] Nach einer kurzen Einleitung über die bisherigen Erwähnungen und Behandlungen des Dichters werden in einem Abschnitte Leben und Schriften durchgenommen, in einem andern eine sehr sorgfältige Bibliographie gegeben, A. Schulschriften, B. Dramen; der Hauptteil der ganzen Arbeit ist Macropedius als Dramatiker gewidmet. Hier wird das Verhältnis des Macropedius zu Reuchlin und Terenz, seine Stellung zu den Alten, seine dramatische Technik (zu S. 19 A. 2 vgl. A. v. Reinhardstöttner in M. Kochs Zeitschrift für vergl. Litteraturgesch. I, S. 85) behandelt, sodann unter der besondern Aufschrift „einzelne Dramen" drei der zwölf Dramen des Dichters ausführlich durchgenommen: Asotus, Josephus, Petriscus. Die Analyse und Besprechung derselben ist ausgezeichnet, die gründlich gearbeitete und gut geschriebene Arbeit legt ein neues Zeugnis für die Belesenheit, den Scharfsinn und den feinen Geschmack ihres Verfassers ab.

Der erste Teil der Biographie des Jakob Spiegel von G. Knod ist früher angezeigt worden. Jetzt liegt der zweite Teil vor.[2] Er bringt zwei auf Spiegel bezügliche Urkunden (1510, 1546) und Nachträge zu dem vortrefflichen Index bibliographicus des ersten Teils. Der Hauptteil ist der Biographie des Humanisten von 1519 bis 1547 gewidmet. Der Todestag des Schriftstellers ist nicht bekannt, das Letzte, das wir von ihm besitzen und wissen, ist ein Brief vom 30. Januar 1547. Aus der Biographie ist Spiegels Thätigkeit für die Reformation der Tübinger Universität (1525), sein Ausscheiden aus dem kaiserlichen Dienste (1526,) sein Privatleben als Sachverwalter in Schlettstadt, seine Teilnahme an

1) Georg Macropedius. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. Daniel Jacoby, Oberlehrer. Berlin, 1886, R. Gärtner. (Wiss. Beil. zum Progr. d. Königstädt. Gymnasiums.) 31 SS. 4°.

2) Jakob Spiegel aus Schlettstadt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus. 2. Teil von Dr. Gustav Knod, Oberlehrer. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Schlettstadt. Strafsburg. Druck von M. DuMont-Schauberg. 1886. 31 SS. in 4°.

Digitized by Google

einzelnen Reichstagen 1540—1545 hervorzuheben. Von seinem religiös-politischen Standpunkt wird bei Anlafs seiner Scholien zum Ligurinus und zur Austrias (1531), sowie zu Antonius Panormita (1538) gehandelt. Spiegel ist durchaus kaiserlich gesinnt — in Bekundung dieser Gesinnung hat er in den ersten Regierungsjahren Karls V. einige kaisertreue Schriften geschrieben — und steht daher bei Betrachtung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst völlig auf Seite des Erstern; in der Kirchenspaltung ist er dagegen vollständig papsttreu; von Freunden wird er als inexorabilis Lutheranorum hostis bezeichnet. Unter den kenntnisreichen und scharfsinnigen Ausführungen Knods notire ich Folgendes: S. 8 A. 1: Zusammenstellung über die litterarische Gesellschaft Schlettstadts, S. 8 A. 2 über Paul Volz und seine philologischen Anmerkungen, S. 13 über die von Spiegel herausgegebene politische Denkschrift Wimpfelings, S. 17 A. 1 Bestätigung der Bemerkung, dafs Paul Phrygio Verfasser des Dialogs Const. Eubuli ist (vgl. oben Bd. I, S. 396).

Kleine Nachträge zu einer Abhandlung Bauchs (vgl. Bd. I, S. 283 fg.) und eine Notiz über Zangenried zu der oben (S. 128) erwähnten Abhandlung G. Knods bietet Fr. Falk.[1]) Namentlich die ersteren geben willkommen Ergänzungen bio- und bibliographischer Art für Theod. Gresemund und Joh. Huttichius; eine Epigrammensammlung Jak. Merstetters auf den Heidelberger Marsilius ab Inghen verdient, nach der Meinung des Verfassers, kommentiert zu werden.

Ueber den Rahmen des deutschen Humanismus geht zwar Richard Försters[2]) geistreiche und gelehrte Abhandlung: „Lucian in der Renaissance" heraus, aber sie enthält so manches grade für unsern Gegenstand Wichtige, dafs sie hier erwähnt werden kann und mufs. Die Uebersetzungen der satirischen Schriften Lucians in Italien und Deutschland werden aufgezählt; besonders aber die Schriften angeführt, in welchen Lucianeischer Inhalt in andre Form gegossen wird. Unter diesen wird ausführlicher Jacob Moltzers lateinisches Lustspiel „Apelles in Aegypten oder die Calumnia" behandelt, die satirischen Dialoge Huttens, Pirckheimers, Schriften des Erasmus und die Utopia des Thomas Morus. Höchst interessant sind die Nachweisungen über die Art, wie Lucian der erklärte Liebling und Berater der Künstler der Renaissance geworden ist. Unter den Deutschen ist es fast ausschliefslich Albrecht Dürer, der sich an ihm heranbildet, aber auch Hans Holbein ist bei ihm in die Schule gegangen; und in manchen Holzschnitten und Kupferstichen, die zur Verzierung der Werke Anderer dienten, aus den Pressen Frobens oder anderer Buchdrucker hervorgegangen, sind Lucianische Motive zu erkennen. — Zu den vom Verfasser erwähnten Werken (S. 342, ausführlicher S. 362) gehört auch der Dialog über Julius II.; als sein Autor wird Andrelini genannt; es scheint nicht, dafs dem Verfasser meine Ausführungen (oben Bd. I, S. 17—31) bekannt geworden sind. — Es wäre

1) Archiv für Litteraturgeschichte, XIV Heft 4, S. 440 fg.

2) Lucian in der Renaissance. Aus einer Rede, gehalten zu Kaisers Geburtstag am 22. März 1886, durch Zusätze und Anmerkungen vermehrt. Im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, S. 337—363.

Digitized by Google

sehr verdienstlich, das Nachwirken andrer alter Autoren im Renaissance-Zeitalter in ähnlicher Weise darzuthun, wie Rich. Förster es mit Lucian gethan hat.

Eine Festschrift, die wir zum Schlusse besprechen,[1]) darf wol hier eingereiht werden, wenn sie auch stark zwei Grenzgebieten angehört. Sie handelt hauptsächlich von hebräischen Drucken und wird hier besprochen, da die Geschichte des deutschen Humanismus eine Darstellung der „dreisprachigen" Kultur sein soll und weil aufserdem die Geschichte der Buchdruckerkunst durchaus als ein Teil der Geistesentwicklung betrachtet werden darf.

Der Drucker, von dem hier gesprochen wird, ist Beatus Murner. 9 seiner Drucke, die dem Jahre 1511 und 1512 angehören, werden aufgeführt und bis ins Einzelste genau beschrieben. Von diesen 9 Drucken ist einer einem von dem Drucker selbst herrührenden Werke gewidmet, die übrigen acht reproduzierten Werke — im Ganzen sechs, zwei in verschiedenen Ausgaben — des berühmten Bruders Thomas. Es ist merkwürdig und steht vielleicht in der Geschichte des Buchdrucks einzig da, dafs ein Bruder so der Ruhmesapostel des andern wird und seine Pressen so gut wie ausschliefslich dem andern Bruder zur Verfügung stellt. Beatus ist übrigens, wie mehrere Drucker jener Zeit. auch Holzschneider gewesen, ja er scheint die oder wenigstens einige Zeichnungen selbst gemacht zu haben, die er später in Holzschnitt wiedergab. Die hebräischen Typen, welche Beatus schneidet oder anwendet, sind nicht von sonderlicher Schönheit — auch Thomas' Schriften, in denen diese Typen angewendet werden, dürfen auf keine grofse Bedeutung Anspruch machen, — aber sie verdienen Beachtung, weil sie zu den frühzeitig in Deutschland gebrauchten gehören, so gut wie jene Schriften Murners Anteilnahme erwecken, weil sie durch den Reuchlinschen Streit hervorgerufen zu sein und eine gewisse dem jüdischen Schrifttum günstige Gesinnung zu verraten scheinen. Dem jüdischen Schrifttum, aber nicht den Juden; in der einen Schrift (Ritus phase = Passagebräuche) stellt er die mosaischen Vorschriften den damaligen Uebungen der Juden entgegen. Aus dieser Gesinnung darf man jedoch nicht den Schlufs ziehen, dafs Murner auch ein Gegner Reuchlins gewesen sei. Ich halte vielmehr, entgegen der Meinung unseres Verfassers, nach der ganzen humanistischen Stellung Murners, nach der Aeufserung Pirckheimers, nach den Stellen der Dunkelmännerbriefe — die ich für durchaus beweiskräftig halte — die günstige Gesinnung, um nicht zu sagen Freundschaft, Murners für Reuchlin für erwiesen; wenn die in den E. o. v. dem Murner zugeschriebene Verteidigung Reuchlins nicht erschienen oder wenigstens nicht aufgefunden ist, so ist das noch kein Beweis, an der Zuverlässigkeit der Angabe jener Briefe zu zweifeln. — Auch einer andern kritischen Bemerkung des Verf. ist nicht ohne weiteres zuzustimmen. Eine von Beatus Murner gedruckte Schrift: „Schiffart von dissem ellenden iamertal" wurde diesem von Panzer zugeschrieben, dann wieder abgesprochen und wird nun von Sondheim wiederum für Beatus in Anspruch genommen. Als

1) M. Sondheim: Die ältesten Frankfurter Drucke. (Beatus Murner 1511—12.) Eine bibliographisch-litterarische Studie. Frankfurt a. M. Jos. Baer & Cie. 1885. — 50 S. in 4°. — Mit verschiedenen sehr wol gelungenen phototypirten Facsimiles der Titelblätter

Digitized by Google

einziger Beweis dafür wird ein Einleitungsgedicht beigebracht, unterzeichnet B. M., in welchem ein frommes Gebet an Maria mit den Worten schliefst: „Maria das bitte auch ich | Der difs biechlein mit truren | Also hat gebracht in figuren". Aber diese Stelle beweist doch nur, dafs Beatus der Illustrator, nicht aber, dafs er der Verfasser unseres Werkchens war. Werden keine schlagenderen Beweise beigebracht, so müssen wir Beatus einstweilen den Schriftstellerruhm streitig machen. Ob das erwähnte Werk von Thomas Murner herrührt, in dessen Art es wol ist, bleibe dahingestellt.

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst im Zeitalter des Humanismus gehört endlich auch Roths kleine Arbeit über die Druckerei zu Eltville.[1]) Die Druckerzeugnisse der genannten Werkstatt kommen freilich für den eigentlichen Humanismus nicht sehr in betracht. Vielmehr gehören zu ihnen: Wiedergaben der lexicographischen Arbeiten des Mittelalters, die, so brauchbar und anerkennenswert sie für ihre Zeit waren, gerade von den Humanisten arg verspottet und als Denkmäler schlimmster Unbildung erklärt werden, — ferner einer Schrift des Thomas von Aquino und eines Ablafsbriefes. Es handelt sich im ganzen um sechs Drucke, von denen vier datiert sind, 1467 ff., zwei undatiert. Die Eltviller Druckerei ist nach den Untersuchungen des Verfassers eine Fortsetzung der zweiten Druckerei Guttenbergs unter Ergänzung des Schriftsatzes. Die Begründer der Eltviller Druckerei gehören der Mainzer Patrizierfamilie der Bechtermuntze an, über welche der Verf. im Texte ausführliche Mitteilungen macht, und über welche er auch in den Anlagen einzelnes Urkundliche zusammenstellt. Der kurze Schlufsparagraph handelt über „die Stätte der Eltviller Druckerei". In demselben erklärt sich der Verf. gegen die an dem genannten Orte übliche Lokaltradition und ruft pathetisch aus: „Welche Schande wäre es für Eltvil, käme gegen die an der Frühmesserei errichtete Denktafel die wahre Druckstätte im Laufe der Zeit zum Vorschein". Die kleine Schrift ist in einem seltsam verschnörkelten undeutschen Stil geschrieben, der dem Verständnisse grofse Schwierigkeiten bereitet. Ob die Worte „typologisch, Guttenbergologe" der Erfindung des Verfassers ihren Ursprung verdanken, vermag ich nicht anzugeben; schön und nachahmungswert sind sie gerade nicht.

und einiger Seiten der ersten und seltenen Drucke. — Das Ganze führt folgenden Umschlagstitel: „Den Freunden des Hauses Joseph Baer & Comp. Zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum der Firma den 29. August 1885 dargebracht. Als Manuskript gedruckt." Bei der Erwähnung der Festschrift und des Festes sei es auch uns gestattet, der trotz ihrer hundert Jahre rüstigen und jugendlich-frischen Buchhandlung unsre freilich sehr verspäteten Glückwünsche zuzurufen.

1) Die Druckerei zu Eltville im Rheingau und ihre Erzeugnisse. Ein Beitrag zur Bibliographie des 15. Jahrhunderts. Von F. W. E. Roth. Mit einem Facsimile des Vocabularius ex quo de 1477. Verlag des Litterarischen Instituts von Dr. M. Huttler, Augsburg 1886. 30 S. und 2 unpag. Bl. — Die Anlagen (von S. 25 an) enthalten aufser dem obenerwähnten Facsimile, das nicht sonderlich gelungen ist, zwei nicht unwichtige Urkunden aus den J. 1445 und 1468 (1467?).

Digitized by Google

Goethe und die Renaissance.[1])

Von Ludwig Geiger.

Die Einteilung der Weltgeschichte in die drei grofsen Abschnitte: Altertum, Mittelalter, Neuzeit, denen man dann einen vierten, die neueste Zeit, willkürlich angefügt hat, ist bekanntlich ganz unzutreffend. Die so konstruierten Abschnitte fassen Zeiten zusammen, welche nichts innerlich Zusammengehöriges besitzen, die Namen geben chronologische Bestimmungen, statt einer Andeutung des Ideengehaltes der verschiedenen Perioden.

Betrachtet man die Geschichte der Welt nach den geistigen Mächten, welche dieselbe regieren, so erscheint zunächst das Altertum mit seiner Kunst, Litteratur, Philosophie, mit seinen Versuchen der Staatengründung und Welteroberung als bestimmende Weltmacht. Ihm gegenüber, öfter im Kampfe mit ihm als ihm zur Seite, tritt das Christentum auf, auch mit dem Anspruche, die Welt zu erobern, aber nicht durch das Schwert, sondern durch das Wort, mit dem Anspruche, eine Weltreligion innerhalb der verschiedenen Staatenbildungen und unabhängig von denselben zu begründen, mit dem Gebote, die Kultur zu verdrängen oder sie unter das Joch der Religion zu beugen.

Die gesamte moderne Kultur hat die Aufgabe, sich mit diesen beiden bestimmenden Mächten: Altertum und Christentum — oder monotheistischer Religion, wie man den letztern Begriff wohl erweitern kann — auseinanderzusetzen. Jahrhunderte lang werden nur schwache Versuche einer solchen feindlichen oder kriegerischen Auseinander-

1) Vortrag gehalten im Wiener Goethe-Verein am 10. März 1887.

Digitized by Google

setzung gemacht, — die ganze Kultur des Mittelalters beugt sich vielmehr demütig unter die Herrschaft des Christentums.

Die erste Auflehnung geschieht zur Zeit der Renaissance. Unter der Periode der Renaissance begreife ich — und ich habe für diese Begriffstimmung keinen geringern Vorgänger, als Wilhelm Scherer, den auch in diesem Kreise Unvergessenen, — die Zeit von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese erste Auflehnung bietet zwei Momente, zwei zeitlich aufeinanderfolgende und inhaltlich entgegengesetzte Perioden. Man kann die erste, die eigentliche Renaissance, kurz als eine Wiederbelebung des Altertums in Kunst, Litteratur, religiöser Grundanschauung, Politik und Lebensführung bezeichnen; die zweite, das Zeitalter der Reformation als eine innere, vielfach bestrittene nur teilweise angenommene Ausarbeitung christlicher Lehre, (Protestantismus) als eine äufsere Stärkung der Gewalt der Kirche (weltliche Macht des Papsttums und Jesuiten).

So sehr diese erste gewaltige und langandauernde Auflehnung die Kulturmacht des Altertums und Christentums bewiesen hatte, so sank ihre Bedeutung in einer kurzen Zwischenzeit dermafsen, dafs eine neue Erhebung notwendig wurde. Diese fand statt im Zeitalter der Aufklärung und der Revolution. Wie die Reformation, so suchte auch die Aufklärung (katholische wie protestantische) das Christentum der modernen Kultur dienstbar und nutzbar zu machen und die Revolution, die litterarische sowohl als die politische, knüpft wie die Renaissance an Begriffe nnd Forderungen des Altertums an. Es ist vielleicht kein Zufall, dafs das Volk, welches am ersten und nachdrücklichsten von einer république des lettres spricht, auch dasjenige ist, welches zuerst bei sich die republikanische Staatsform einführt und republikanische Formen und Grundsätze anderen Völkern aufzwingt. Die litterarische Revolution kündigt sich an durch Rousseaus Schrift, die statt einer Verteidigung der Renaissancekultur, welche die Auftraggeber geplant hatten, einen Angriff gegen die Kultur überhaupt und besonders die der Antike, lieferte; sie findet ihre Fortsetzung in der Zeit des Sturmes und Dranges und ihren Höhepunkt in der Epoche der Klassicität.

Der eigentliche Träger dieser Bewegung ist Goethe. Man hat seine Stellung zum Altertum und zum Christentum häufig untersucht; versuchen wir sein Verhältnis zur Renaissance darzulegen. Diese Darlegung könnte eine weitere sein, wenn man die Mächte, welchen

Digitized by Google

die Renaissance Ursprung und Wesen verdankt, mit in die Betrachtung hineinzöge; sie wird eine engere, wenn man sich auf die eigentümlichen Kulturerscheinungen der Renaissance beschränkt.

I.

Wer den Namen Renaissance hört, der denkt zunächst an die Kunstblüte Italiens vom 14. bis 16. Jahrhundert. Wenn irgend Einer, so hat Goethe dieser Kunst Aufmerksamkeit und begeisterte Teilnahme geschenkt.

Seit Kurzem besitzen wir die Originalbriefe, welche Goethe in den ersten Wochen seines italienischen Aufenthaltes geschrieben hat.[1]) Sie geben uns Material genug, das Werden, die Umwandlung von Goethes Kunsturteilen zu studieren. Aber sie lassen uns sehr bedauern, dafs die Briefe aus der spätern Zeit nicht erhalten sind, während welcher Goethe zu Rom und zu Neapel in den eigentlichen Hauptwerken der Renaissancekunst schwelgte; sie lassen uns schmerzlich fühlen, dafs wir statt dieser ursprünglichen Zeugnisse, auf die in viel späterer Zeit zurechtgemachten Berichte angewiesen sind, die, mögen sie auch auf Grund der früheren gearbeitet sein, Duft und Zauber der unter dem unmittelbaren Eindrucke der Kunstwerke geschriebenen Berichte nicht zu erwecken vermögen.

Man hat Goethes Kunstanschauung und Kunstbeschäftigung in verschiedene grofse Epochen zerteilen wollen. Man hat von zwei grofsen Perioden gesprochen, welche durch den für Goethes Leben so bedeutsamen Einschnitt, die italienische Reise, gebildet werden. Man hat auch drei Epochen statuieren wollen: Kultus der Gothik und der Niederländer; Würdigung der Antike und der Renaissance; Teilnahme für die mittelalterliche und christliche Kunst. Sieht man jedoch genauer zu, so bemerkt man, dafs diese Einteilung eine willkürliche ist. Freilich schenkte Goethe, da er als Leipziger Student zum ersten Male die Dresdener Gallerie betrachtete, den Niederländern eine besondere Aufmerksamkeit, vielleicht übelberathen durch Galleriebeamte, die selbst der Sixtinischen Madonna nicht die volle Wertschätzung zu teil werden liefsen; aber zu gleicher Zeit war er durch Oeser, dem er mehr verdankte als jedem andern Lehrer, auf Winckelmann und Lessing, d. h. auf die Benutzung und die geschichtliche Würdigung der Antike hingewiesen worden. Allerdings stimmte er, unter dem Banne des gewaltigen Bauwerks des Strafsburger Münsters und in einer patriotischen Auf-

Digitized by Google

wallung, die mehr auf Rechnung von Goethes jugendlichen Genossen, als auf seine eigene zu schreiben ist, den Hymnus auf die Manen Erwins von Steinbach, auf die gothische, d. h. deutsche Baukunst an, einen Hymnus, den man noch heute nicht ohne Rührung lesen kann, aber zu derselben Zeit schreibt er mit Anspielung auf das bekannte Raphaelsche Bild in einem, an Herder gerichteten Briefe: „Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum."

Auch die spätere Teilnahme für die mittelalterliche und christliche Kunst geschieht nur aus wohlwollender Gesinnung für jüngere Freunde. Ihr jugendlicher Eifer, ihre frische Begeisterung erschien Goethe der Anerkennung und der Ermunterung wert. Er, der in litterarischen Dingen zwischen „behäglichem Ertragen des anmafslichen Wesens der tollen Jugend" und schroffer Abweisung der Jungen schwankte, die nur um ihretwillen auf der Welt zu sein vorgaben, der aber doch zumeist als Feind, nicht als Gönner der Jugend auftrat, verharrte auch in der Kunstanschauung beim „lieben Alten."

Über seine kunsttheoretischen Ansichten hat Goethe eine Anzahl Abhandlungen geschrieben, die freilich gröfsern Anklang bei Litterarhistorikern als bei Kunstlehrern, den geringsten aber bei Künstlern gefunden haben. Klarer aber und anmutiger präzisiert er seinen künstlerischen und kunstgeschichtlichen Standpunkt in seinen Gedichten. In vielen variiert er dieselben Lehren: der Künstler soll empfinden und schaffen, nicht einseitig sich nach Vorbildern und noch weniger sich nach Lehrmeistern oder gar Kennern richten. Auch er selbst will sich keine Gesetze vorschreiben lassen, er sucht das Schöne auf allen Gebieten, heute dies, morgen jenes, wie der Liebende in Leichtsinn und Untreue sich am besten gefällt:

„Wie aber kann sich Hans von Eyck
Mit Phidias nur messen?"
Ihr müfst, so lehr' ich, alsogleich
Einen um den andern vergessen.

Dann wärt ihr stets bei einer geblieben,
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Dafs eins ums andere gefällt.

Digitized by Google

Aber wenn er in ernsterer Stimmung über seine Vorbilder nachdenkt, so erscheint ihm, nachdem er das Naturevangelium aufgegeben, das er in seiner Jugend gepredigt, die Antike und damit auch die Renaissance, welche der Antike zu neuem Leben verholfen, als das einzige Heil:

Nachahmung der Natur
— Der schönen —
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen
Mufst' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein sobald ich mündig bin,
Es sinds die Griechen.

Von früher Jugend an wurde Goethe von der Sehnsucht gequält, nach Italien zu gehn. Mehrmals: 1775, da er, vom Gotthard aus, Italien zu seinen Füfsen sah, 1779, da er nur ein Wort zu sagen brauchte, um die Alpen zu überschreiten, widerstand er der Versuchung. Er war nicht allein und fühlte sich nicht reif genug, das gelobte Land zu betreten. Denn was er in Italien wollte, war nicht blos die Befriedigung der Neugier des gewöhnlichen Reisenden; es war vielmehr die Beantwortung der Frage nach seinem Berufe — vermochte er, der Dichter, sich doch nicht zu entscheiden, ob er zum Dichter oder zum Künstler geboren sei — es war die Befreiung aus inneren und äufseren peinlichen Verhältnissen. Gleichwohl hat Hermann Grimm nicht mit Unrecht hervorgehoben, man könnte von Goethes italienischer Reise sagen, sie sei unternommen worden, um Raphael und die Antike zu studieren. Er geht um der Renaissance willen; es ist kein Zufall, dafs er seine „Wiedergeburt" von Italien, von Rom datiert.

Wahrhaft grofs erscheinen ihm unter den italienischen Künstlern gleich von Anbeginn Raphael und Palladio; ihnen gesellt sich in Rom Michel Angelo zu, dessen Gewalt Goethe eine Zeit lang so gefangen nimmt, dafs selbst Raphael vor ihm verschwindet. Der in Italien über den Vorrang Raphaels oder Michel Angelos heftig geführte Streit belustigt ihn mehr, als dafs er ihn wirklich beschäftigt; beteiligt er sich daran, so nimmt er aus Widerspruchsgeist oder aus Lust an Neckerei die Partei des Gescholtenen und einigt sich

Digitized by Google

mit seinem Unterredner in einem Lobe des Leonardo da Vinci. Bald aber feiert der göttliche Jüngling neue Triumphe und tritt wieder in seine alten Rechte.

Dieser Sieg Raphaels ist jedoch weder unvorbereitet noch unerwartet. Schon in der Jugendschrift „Aus Falconet und über Falconet" verkündet er Raphaels Ruhm; in Strafsburg kann er sich nicht satt sehen an den nach des Meisters Kartons gewebten Teppichen und erwirkt für sich durch eifriges Überreden die Erlaubnis zu längerer Betrachtung. Sowohl die Werke selbst waren ihm vertraut, auch bevor Goethe die Originale kannte, „alles alte Bekannte, wie Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat und nun von Angesicht sieht", als auch die Wirkung selbst geahnt. Wie die echte Kunst überhaupt die Stürme beruhigt und die wilde Leidenschaft besänftigt, so wirkt fast das erste Raphaelsche Bild — die heilige Cäcilie in Bologna — wie ein Tröster und Friedensstifter für sein erregtes Gemüt. Goethes eigene Worte sind charakteristisch genug: „Es ist, was ich voraus wufste, nun aber mit Augen sah. Er hat eben gemacht, was andere zu machen wünschten. Um ihn zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedech ohne Vater und Mutter erschiene, mufs man seine Vorgänger, seinen Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefafst, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, sie haben mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweise in die Höhe gebracht, bis zuletzt er, von allen Vorteilen unterstützt, von einem himmlischen Genius erleuchtet, die Spitze der Pyramide, den letzten Stein aufsetzte, über dem kein anderer, neben dem kein Andrer stehen kann. Über das Bild . . . ist weiter nichts zu sagen, als dafs es von ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen ist, dafs man dem Bilde eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden." [4])

Neben das Bild der Cäcilia stellt Goethe alsbald das gleichfalls in Bologna gesehene, bekanntlich nicht mehr vorhandene Bild der heiligen Agathe. Sie erscheint ihm als Vertreterin sicherer reiner Jungfräulichkeit: sie soll ihm das Ideal zu seiner Iphigenia werden; das Abbild soll in Rede und Gesinnung dem Urbild gleichen.

So viel grofsartige Schöpfungen Raphaels Goethe auch ferner in Italien sah — er handelt von ihnen an vielen Stellen der

Digitized by Google

„Italienischen Reise“ und wir können aus einem glücklicherweise erhaltenen römischen Notizhefte die Tage konstatieren, in denen er sich an diesen Bildern erbaute —, so gern er die von ihnen auf sein Gemüt hervorgebrachten Wirkungen beschrieb und die geistige Erhebung rühmte, die er von ihnen empfing, so hat er doch niemals einem ähnlichen Enthusiasmus Worte geliehen.

Der Grund davon ist ein dreifacher. Zunächst liebt er das, was seine Sinne begreifen. Cäcilie und Agathe sind seine Heiligen weil es Menschen sind, die ihm nahe stehen. Nicht die Bilder, welche die Mutter Gottes darstellen oder diese nur soweit sie die Mutterliebe verklären und noch weniger die Schilderungen des leidenden Christus rufen sein Entzücken hervor und bilden seine Erbauung. Die zahllosen Gemälde der Märtyrer befremden, ja empören ihn. „Das Schändlichste, was wir erfunden, ist ihrer Andacht eben recht“ heifst es im Faust.[5]) Er bedauert die Künstler — in ähnlicher Weise, wie in dem Jugenddrama „des Künstlers Erdewallen“ — dafs sie auf Bezahlung arbeiten und einem ihrer Empfindung, ihrem Wesen fremden Stoff sich widmen mufsten. Oft bricht er in Ausrufe des Hohns, des bittern Tadels aus über die Armseligkeiten der Stoffe, über die unsinnigen Zumutungen, die man den Malern stellt; einmal braucht er folgende längere Ausführung, die seine Ansicht deutlich genug ausspricht: „Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung. Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch Erwartetes. Entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren. Wo denn nun der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine schöne Zuschauerin herbeischleppt und seine geistlichen Helden als Gliedermänner traktiert, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts was einen Menschenbegriff gäbe. Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte malen sollen und etwa das eine hat er — es ist von Guido Reni die Rede — nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.“

Und sodann: er verlangt von der Kunst Erhebung des Gemüts; grade das Einfachste ist ihm das Ansprechendste. Er findet dieses Alltägliche herzlich und rührend. Wie Schiller es einmal von Goethes dichterischem Empfinden sagt, und wie Goethe es von dem Souffleur in „Wilhelm Meister“ berichtet, dem er einen Tropfen seines Wesens gegeben, dafs nicht die eigentlich rührenden Stellen

Digitized by Google

ihn zu Thränen veranlassen, ihn aufser Fassung bringen, sondern die schönen, „aus welchen der helle, reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht", so sagt es auch Goethe von seiner Kunstauffassung. Ob Bilder oder Denkmäler, ob Werke des Altertums oder der Renaissance, sie müssen ihm echt Menschliches vorführen. Er weist darauf hin, mit welcher Geschicklichkeit Raphael diese Forderung bei den Apostelbildern in der Kirche alle tre fontane befriedigt hatte. Diese Forderung betont er besonders bei den Grabdenkmälern von Verona: „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der einer fröhlichen Auferstehung wartet (sondern einfache Menschen): sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich."

Aber noch ein Drittes kommt hinzu, um Goethe besonders zu einem Raphaelschwärmer zu machen. Der Mensch, nicht blos der Künstler, hat es ihm angethan. Goethe, der dem Kultus der Gräber wie allem Reliquiendienste sehr abhold war, macht eine Wallfahrt zu Raphaels Grabe und bewundert die Vollkommenheit seines Schädels, wie er die Vollkommenheit seiner Werke bewundert hatte. Den Künstler und Freund, den Mann, der sich seiner Mannheit freut und das Leben auch um des Lebens willen liebt, sieht er in Raphael. Bevor er seinem Grabe einen Besuch abgestattet, betrat er die Orte, wo der Künstler während seines Lebens geweilt, er besuchte seine Villa und betrachtete sie als ein heiliges Monument. Und eingedenk der Wonne, die er selbst in Rom und anderwärts gefunden und die er als die süfseste Gabe der Himmlischen pries, fügt er melancholisch hinzu: „Raphael zieht den Genufs des Lebens aller Kunst und allem Ruhme vor."

Dieser Enthusiasmus für Raphael schwand nicht, als Goethe Italien verliefs. Wie ihm am dunkeln nordischen Tage der helle Mond italienischer Nächte zu leuchten schien, so verklärte die Erinnerung an die sonnenhelle italienische Kunst seine düstere Stimmung. In unmittelbarer Erinnerung an Italien ist das merkwürdige Drama: „Künstlers Apotheose" geschrieben, und man könnte denken, dafs das Gemälde, das der Jünger mit rührendem Eifer kopiert, das die Meister bewundern und das der Fürst gern mit grofsen Summen bezahlt, ein Werk des Hauptes der italienischen Renaissance ist.

Digitized by Google

Wenn Goethe seitdem einen Künstler zu nennen hat, der in der kunstvollen Anordnung der Gemälde, im Kolorit Meister ist, so nennt er Raphael; wenn er jungen Malern einen Stoff empfiehlt, so thut er es gern mit dem Hinweise darauf, Raphael habe diesen Gegenstand nicht behandelt und so bleibe dem Künstler die Gelegenheit, ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

Jahrzehnte vergehen und ändern nichts an Goethes Gesinnung und Begeisterung. Nur zwei Stellen mögen dafür Zeugnis ablegen. Die eine ist niedergeschrieben bei Betrachtung Winckelmanns (1805), also zur Zeit, da der Kultus der Antike seinen Höhepunkt erreicht hatte; sie exemplifiziert an ihm die Nichtigkeit der Klage über Vernachlässigung dieses oder jenes Faches, ein tüchtiger Meister ziehe immer die Aufmerksamkeit auf sich, „Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten und wir wollen ihm ein Übermafs von Ehre und Reichtum zusichern." Die andere aber, 1816 geschrieben, also zur Zeit, da angeblich Goethe die Renaissance und die Antike um die deutsche und die christliche Kunst vergessen hatte, ist eine Verherrlichung, wie man sie enthusiastischer kaum denken kann. Raphael wird seinen Zeitgenossen Michel Angelo und Leonardo da Vinci gegenübergestellt und Beiden vorgezogen. Während Jener in Steinbrüchen Zeit und Kräfte verschwendet, dieser am Technischen sich allzusehr abgearbeitet habe, „wirkt Raphael seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und gröfserer Leichtigkeit. Gemüts- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, dafs man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar ausgesprochen. Hier haben wir also wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegensendet. Er gräzisiert nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen zu Pericles Zeit geschah." [6])

Die deutsche Kunst der Renaissance hat es nicht zu ähnlichen Wunderleistungen gebracht, wie die italienische und selbst die bedeutenderen Schöpfungen derselben wurden im 18. Jahrhundert wenig geachtet. Goethe jedoch, der in Vielem seiner Zeit voraus war, schenkte auch den Werken der deutschen Renaissance Beachtung. Während er Holbein und Cranach ziemlich gleichgiltig

Digitized by Google

behandelt, schätzt er Albrecht Dürer hoch. Zwar hat er auch ihm gegenüber Momente der Nichtachtung — nicht blos inmitten der allgemeinen Verstimmung zur Zeit der venetianischen Epigramme — aber er tritt doch mehr gegen die einseitigen Dürerschwärmer als gegen den Meister selbst auf. Er bewundert vielmehr seine Leistungen: sein Selbstporträt, seine Handzeichnungen; er, der eifrige Anhänger der Italiener, hat bei Dürer eine Art patriotischer Aufwallung, er will keinen italienischen Einfluſs bei ihm erkennen; „dieser Treffliche," sagt er, „läſst sich aus sich selbst erklären."[1])

Goethes Hinneigung zu Dürer wurde aber, ebenso wie die zu Raphael, wenn auch durch die Werke hervorgerufen, hauptsächlich durch den Zauber des Wesens des Künstlers bestimmt. Goethe rühmt ihm ein „höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände" nach. Eben der schöne, kräftige, heitere, zufriedene, harmlose und dabei doch etwas selbstbewuſste Künstler, der glückliche Mensch, der mitten in den Bewegungen seiner Zeit steht und thätigen Anteil an ihnen nimmt, der gute Freund, der die Kunst des Zechens kennt, aber auch in ernstem Rat und wackrer That seinen Mann steht, — das ist der Künstler, der unter den Meistern der deutschen Renaissance für Goethe die erste Stelle einnimmt. Man sieht, Dürer brauchte für seine Wiedererweckung nicht auf die Romantiker zu warten und ist denn ihre Hervorhebung des Nationalen und Christlichen in dem Künstler so viel wert als Goethes Betonung des edlen Menschlichen in ihm?

II.

Goethes Begeisterung ist praktisch, sie hat eine starke Initiative. Er begnügt sich nicht, Kunstwerke einmal zu sehen und aus bloſser Erinnerung die Nahrung für innere Erhebung und Stärkung zu ziehen; er will das Schöne um sich versammeln und dauernd seiner Erquickung genieſsen. Schon ein Besucher des jungen Frankfurter Advokaten (1773) meldet: „Seine Stube ist voller schönen Abdrücke der besten Antiken", und in einem Briefe an Höpfner aus derselben Zeit dankt Goethe für die „Gestellgen", die Jener ihm geschenkt: „Die Freude, die ich an den Köpfen habe, wird jetzo ganz, da sie auf meinem Tisch ebenso stehen als auf Ihrem Pult, da ich das erste Mal hereintrat."[2])

Digitized by Google

Was er als junger Patriziersohn, der vom Vater trotz aller gelegentlichen Lobpreisung ziemlich knapp gehalten wurde, für Anlage und Vermehrung einer Sammlung thun konnte, war wenig genug. Aber in der Weimarer Zeit, da die Mittel reichlicher flofsen, entfaltete sich der Sammeltrieb. Vom Vater hatte er aufser der Lust des Sammelns, auch den Eifer des Ordnens, des Rubricierens und Katalogisierens; die Liebe der Urahnfrau zu Schmuck und Gold zuckte ihm, seinem eignen Bekenntnis nach, durch die Glieder; durch die Mutter kam die Begeisterungsfähigkeit hinzu, die Freude an den holden Nichtigkeiten, welche durch die Dame Phantasie zu einem Etwas gemacht werden.

Man kann in den voritalienischen Briefen an Frau von Stein, an den Herzog, an Knebel und andere Befreundete verfolgen, wie ein geschnittenes Löwchen mit aller Zärtlichkeit des glücklichen Erwerbers betrachtet wird — der Freund siegelt damit und die Freundin schont, trotz aller Neugier nach dem Inhalte des Briefes, das teure Zeichen; — wie Reisen unternommen werden, um Zeichnungen, Antiken, Gemälde anzusehen, die an den benachbarten Höfen eintreffen oder in den nahegelegenen grofsen Handelsstädten, z. B. Leipzig, zum Kauf ausgeboten werden; wie der Tag als ein freudiger erklärt wird, an welchem ein Kunstdenkmal vergangener Zeiten in Weimar anlangt.

In Italien selbst, wo die Gelegenheit zum Kauf eine so bequeme war, wurde eifrig eingehandelt, bei den Ankäufen die Zeit der Antike und der Renaissance ziemlich gleichmäfsig bedacht. Dort wurde der Grundstein zu den Sammlungen gelegt, die Goethes Lebensfreude ausmachten.

In der nachitalienischen Zeit ging Kaufen und Sammeln erst recht an. Goethes Kenntnis hatte sich erweitert, seine Mittel waren bedeutender geworden, bei den grofsen Erschütterungen der nächsten Jahrzehnte entäufserten sich Viele in übertriebener Angst ihres kostbaren Besitztums. Die Briefe an Heinrich Meyer, nur teilweise und ungenügend herausgegeben, gewähren zahlreiche Mitteilungen über die vielen Ankäufe und über die naive Freude des Erwerbers. Auch jetzt fehlt es nicht an dem Enthusiasmus der Jugend, um den Besitz zu vermehren, oder wenigstens Langentbehrtes wieder anzuschauen. Charakteristisch hierfür ist besonders Goethes Bericht in den Annalen 1817, dem Jahre, in welchem durch Ausgrabungen

Digitized by Google

und Entdeckungen der Sinn für die Antike neubelebt worden war, wie er — er war damals ein alter, etwas bequemer Herr von 68 Jahren — „die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen", so „lebhaft und heftig" empfindet, „dafs ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte und mich dort an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für längere Zeit herstellte."

An seinen Freuden liebte er Andere teilnehmen zu lassen. Er hatte seine festgesetzten Tage, an denen er die Weimarischen höchsten Herrschaften in seinem Hause empfing, ihnen kürzlich entstandene Dichtungen und Aufsätze vorlas, neuerworbene Kostbarkeiten vorwies. Wenn er nach Jena ging, bereitete er den kunstverständigen Freunden ein Fest, indem er Transportables mitnahm und den Liebhabern zeigte und erklärte. Die reinste Freude aber hatte er, wenn er mit den inniger verbundenen Freunden in stiller Ruhe seine Sammlungen durchnahm.

Unter diesen Freunden hat Heinrich Meyer, der „ruhige, stille Schweizer", wie Goethe ihn einmal in der „Italienischen Reise" charakterisiert, der die Kunstwerke mehr genieſse, als deren Besitzer, „Zeus, der Donnerer", wie er einmal in einem Goetheschen zu Rom entstandenen römischen Register von Unnamen heifst, weil er seiner ernstgewonnenen Überzeugung lebhaften, ja heftigen Ausdruck zu geben wufste, am meisten auf Goethe gewirkt. Er bereicherte seine Kenntnisse, leitete seinen Geschmack, gewann sein Herz. Was Goethe drei Jahrzehnte nach geschlossener Freundschaft und immer wachsender Intimität von ihm sagte: „Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne dafs ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte," das ist der schönste Ruhmestitel des wackern Künstlers und Kunstgelehrten.

Man liebt es neuerdings, sich über diese Kunstsitzungen lustig zu machen, die alten Herren zu verspotten, welche, Kunstblätter in der Hand haltend, sich stundenlang gegenübersitzen, ohne ein Wort zu sprechen; mich aber überkommt eine unendliche Rührung,

Digitized by Google

wenn ich an diese beiden Alten denke, ergraut in Arbeit, ergraut in Freundschaft. Die Welt hat neue Gelüste bekommen und die Jugend läuft in unruhiger Hast von Genufs zu Genufs; sie aber, die Alten, halten stille Wacht an ihren Heiligtümern, ein unvergängliches Jugendgefühl schwellt ihre Brust; und trunkenen Auges versenken sie sich in eine untergegangene Welt von Schönheit.

Und diese weihevolle Stimmung ergreift Jeden, der nun die stillen Räume am Goetheplatz in Weimar betritt. Goethes Sammlungen, Jahrzehnte lang verschlossen und nur durch einen ungenügenden Katalog den Forschern bekannt, sind jetzt Eigentum des Weimarischen Staates, Allen zugänglich und werden durch eine kundige Hand geordnet. Noch ist freilich viel zu thun, bis Alles nach Wert und Alter bestimmt, jedes Einzelne seinem Meister zugewiesen oder wenigstens der Epoche angereiht ist, zu welcher es gehört. Aber soviel kann man schon jetzt sagen: der Reichtum an echten guten Kunstwerken, insbesondere der Renaissancezeit, in dem neuen Goethe-National-Museum zu Weimar ist ein erstaunlicher. Geleitet durch feinen Instinkt und scharfen Spürsinn, gefördert durch die verhältnismäfsig geringen Preise, die damals für Kunstwerke gefordert und bezahlt wurden, endlich unterstützt durch eine in jener Zeit ungemein seltene Liebhaberei für das Kunstgewerbe brachte Goethe bewundernswerte Schätze zusammen. Die Sammlung von Handzeichnungen, „welche auch dem gröfsten und gewähltesten Cabinet zur Ehre gereichen würden", enthält u. A. eine sehr merkwürdige allegorische, leicht kolorierte Federzeichnung Peter Vischers, und berücksichtigt besonders Entwürfe zu Glasgemälden, Vasen, Möbel aus der italienischen und deutschen Renaissancezeit. Die Kupferstichsammlung besitzt neben manchen beschädigten oder keineswegs tadellos ausgeführten Blättern einen ausgezeichneten Abdruck von M. Schongauers Tod der Maria und einen merkwürdigen Holzblattdruck aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Vorzügliche Arbeiten der Renaissance finden sich unter den Bronzen: drei Venusstatuetten, Plaquetten von besonderm Werte sowohl durch die ungemein kunstvolle Arbeit, als durch die grofse Seltenheit der Exemplare. Die Porträtmedaillen bilden eine ungemein zahlreiche — fast 2000 Stück — viele Jahrhunderte umfassende Sammlung, die sich den bedeutendsten derartigen anreiht und in dieser Vollständigkeit und Schönheit kaum mehr

Digitized by Google

zu beschaffen ist. Dazu kommt noch eine mustergiltige Zusammenstellung kunstgewerblicher Arbeiten aller Art, unter denen die herrliche Sammlung von über hundert trefflich erhaltenen Majolika-Prunkschüsseln, Vasen, Tellern, Schüsseln aus den berühmtesten italienischen Töpfereien des 16. Jahrhunderts durch ihre leuchtende Farbenpracht das allgemeinste Entzücken hervorrufen.[9])

Goethe begnügte sich nicht damit, einzelne Kunstwerke, die er besafs, zu beschreiben, sondern er bemühte sich, dieselben dichterisch zu verwerten. Hier ist noch ein weites Feld für Kunstforscher und Ästhetiker. Wer kann sagen, wie sehr die dichterische Phantasie des Knaben durch ein Kunstwerk erregt worden, während die Dichtung, die man vielleicht als Folge dieser Erregung zu betrachten hat, Jahre, ja Jahrzehnte später entstanden ist.

Man hat in neuester Zeit versucht, wie mir scheint nicht mit Recht, das übermütige Scherzspiel „Satyros" als Text zu einer Reihe von Bildern zu erklären, welche Goethe in Leipzig häufig zu betrachten Gelegenheit hatte; mit gröfserer Sicherheit hat man in den Merian'schen Bildern zu Gottfrieds grofser historischen Chronik, deren fleifsiges Studium während der Jungendzeit Goethe selbst bezeugt, die Quelle, den unmittelbaren Vorwurf zu einzelnen Szenen aus dem „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", aus „Götz von Berlichingen", ja aus „Faust" gefunden.

Und Faust, namentlich der zweite Teil des Dramas, bietet auch in dieser Hinsicht noch manche Geheimnisse. Wieviel von dem was Goethe während der sechzigjährigen Arbeit an mannigfachen Kunstwerken geschaut hatte, mag in ihm Wurzel geschlagen und sich langsam fortkeimend später zur Pflanze entwickelt haben! Zwei solcher Anlehnungen, auf welche man in jüngster Zeit nachdrücklich hingewiesen hat, seien hier erwähnt, weil sie aufs Allerengste mit unserm Thema zusammenhängen.

Das eine ist Correggios berühmtes Leda-Bild: die Badeszene, in welcher die Göttin und ihre Gespielinnen von Schwänen umringt und bedrängt werden, die Göttin von dem Apolloschwan, Jupiter, der ihrer begehrt. Zweimal giebt, wie Joh. Bayer neuerdings wieder hervorgehoben hat, Goethe eine vollkommen zutreffende, bis ins Einzelne gehende Beschreibung des Bildes: die eine wird dem Homunculus in den Mund gelegt, da er, kaum aus der Retorte Wagners entstiegen in der Phiole den schlafenden Faust

Digitized by Google

beleuchtet; die andere wird von Faust selbst am Ufer des Peneios gesprochen, da er wieder das Bild zu erblicken glaubt, das er früher nur im Traume gesehen.

Klar Gewässer
Im dichten Haine; Frau'n, die sich entkleiden;
Die Allerliebsten! — Das wird immer besser.
Doch eine läfst sich glänzend unterscheiden,
Aus höchstem Helden-, wohl aus Götterstamme,
Sie setzt den Fufs in das durchsicht'ge Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt sich im schmiegsamen Krystall der Welle. —
Doch welch Getöse rasch bewegter Flügel,
Welch Sausen, Plätschern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen flieh'n verschüchtert; doch allein
Die Königin sie blickt gelassen drein
Und sieht mit stolzem, weiblichem Vergnügen
Der Schwäne Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint sich zu gewöhnen.

Handelt es sich hier nur um die Erinnerung an ein Bild in einer kleinen Episode, so handelt es sich in einer andern, auf die Ambros und neuerdings ausführlich Dehio hingewiesen hat, um eine ganze Szene. Drei Bilder aus dem Campo Santo in Pisa — aus dem 14. Jahrhundert, von einem Nachfolger Giottos gemalt — das Leben der thebaischen Einsiedler, der Triumph des Todes und die Hölle sind von Goethe in der letzten Szene des zweiten Teiles des „Faust" benutzt. Benutzt aber nicht etwa in dem Sinne, dafs ein allgemeiner Begriff des Bildes dem Dichter vorgeschwebt hat, sondern dergestalt, dafs die Dichtung oft nichts anders als eine wörtliche Umschreibung einzelner Particen des Bildes ist. Gewisse Bühnenanweisungen bei Goethe erklären sich daraus, dafs er die ganze räumliche Anschauung seiner Scene den Bildern entlehnte; einzelne Verse, deren Erläuterung schwierig war oder nur dadurch gelang, dafs man poetische Willkür annahm, werden nun auf die einfachste Weise erklärt. Die Erklärer hatten Mühe, in der Szene „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde" den Gesang der heiligen Anachoreten und besonders die Verse:

Woge nach Woge spritzt,
Höhle, die tiefste, schützt;
Löwen, sie schleichen stumm —

Digitized by Google

Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort

zu erklären; auf den Bildern des Campo Santo sehen wir die spritzenden Wogen, die schützende Höhle, die schleichenden Löwen, als freundliche Beschützer der Einsiedler.[10])

Man mag eine derartige Anlehnung für sklavisch erklären, aber man wird sagen müssen: um sich so bis ins Kleinste in seinen poetischen Schöpfungen leiten zu lassen, welch gründliche Kenntnis, welcher Eifer, welche Liebe war nötig für die Kunstwerke der Renaissance!

Digitized by Google

Giovanni Santi, der Vater Raphaels.

Von August Schmarsow.

I. Der Dichter.

„Ne sì el pennel della penna è diforme
Che in ciò bisogni variata cura."

Die neueste Raphaelforschung, die über Passavants grundlegende Stoffsammlung hinauszukommen strebt, hat sich mit Vorliebe der Jugendzeit des Urbinaten zugewandt. Begreiflicher Weise; denn wie sollte ein befriedigendes Verständnis für die Entstehung seiner Meisterwerke gewonnen werden, wenn es nicht zuvor gelang, die Rätsel seines frühen Wachstums zu lösen? Aber allem Bemühen um die Lehrjahre Raphaels mangelt der natürliche Ausgangspunkt, so lange man seinen Vater, als Menschen sowohl wie als Künstler, nicht gründlich kennt. Schon Passavant hatte das Gefühl gehabt, und deshalb sein Buch „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" betitelt. Hier galt es auch für die neueren Ansätze das feste Fundament zu schaffen, nachdem die Monographie von Pungileoni, und Passavant als sein Vermittler, uns gelehrt hatten, dafs „Giovanni de Santi" wie als Maler so auch als Dichter unsere Beachtung fordere. Crowe und Cavalcaselle haben seine Malereien einer genauern Würdigung unterzogen; aber ihr Urteil ist durch die Meinung beirrt, dafs er ganz eng zu den Meistern Westumbriens gehöre, und da es ihnen nicht gelungen war, die Stellung des Melozzo da Forlì in Urbino deutlich genug herauszuarbeiten, so werden auch die Beziehungen Santis vielfach durcheinandergeworfen. Vor Allem aber drängt sich die Beobachtung auf, dafs die Individualität dieses Mannes in seinen Bildern nicht voll und frei zum

Digitized by Google

Ausdruck gekommen, dafs Mangel an Übung und Ausbreitung ihn hinderte, in dieser spät erlernten Kunst sich ganz zu geben. Es gährt und ringt noch mehr in ihm, von dem wir nicht absehen dürfen, ohne ihm Unrecht zu thun, und dies zu fassen kann nur dem gelingen, der ihn zugleich als Dichter betrachtet. So allein kann auch die höhere Aufgabe erfüllt werden, den Genius des Hauses zu erkennen, der an Raphaels Wiege gesessen und die Eindrücke seiner Knabenzeit bestimmt hat, d. h. die wertvollste Mitgift fürs Leben. Haften doch diese Bilder unauslöschlich, wie spätere selten, und wirken, sei es auch unbewufst, notwendig weiter als erste Nahrung der ererbten Organisation.

Treten wir in das Heim eines Dichters, und sei er noch so bescheiden, so fragen wir nicht nach Muhmen und Basen und sonstiger Gevatterschaft, nicht nach Familienklatsch und Erbschafts-Angelegenheiten, mit denen uns Passavant ebenso angelegentlich als rührsam behelligt. Das ist ein Unfug, der aus Überschätzung notariellen Urkundenmaterials hervorgeht, weil man das Bedürfnis fühlt, mehr für den innern Menschen herauszuquetschen, als solche Schreibstubenwische enthalten können. Und wer wird den Poeten Hans Sachs, weil er ein Schuhmacher gewesen, nach seinem Leisten fragen? Wir möchten vielmehr eine Vorstellung von seinem geistigen Dasein gewinnen, die Welt einmal nach seiner Art anschauen, und vom Mittelpunkt seines Bewufstseins aus die Weite seines Gesichtskreises ermessen. Der Bildungsstoff, den er sich durch den Kopf hat gehen lassen, der Besitzstand seiner Phantasie, der ihm bei poetischen Versuchen zu Gebote steht, was aus eigener Erfahrung oder aus Büchern ihm zugewachsen war, als er selbst zu schreiben begann, — darnach hätten wir zu forschen, und darin würden wir eine Weile die geistige Atmosphäre atmen, in der das Söhnlein des Malerpoeten, der junge Raphael, aufwuchs.

Wir besitzen von Giovanni Santi nichts Geringeres als ein grofses umfangreiches Epos, das er zu Ehren seines Landesfürsten gedichtet.[1]) Er selbst bezeichnet sein Werk beim Eingang der

1) Nach Pungileoni, Elogio Storico di Giovanni Santi, Urbino 1822, gab zunächst Puccinotti im Giornale arcadico, Tomo X, 1831, pag. 107—122 eine „Nota . . . intorno la vita di Federico Feltrio duca d'Urbino, scritta in versi da Giovanni Sanzio Urbinate, padre del divin Raffaello;" dann Gaye im Kunstblatt 1836 (geschrieben 1834) „Mitteilungen aus einer unedierten Handschrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels", p. 353 ff. Darauf (1830) Passavant, der sich einen Auszug aus dem Codex

Digitized by Google

eigentlichen Erzählung „Principio del opera composta da Giohanni de Santi pictore, nela quale se contiene la vita e gesti de lo Illmo et invictissimo Principo federico feretrano Duca de Urbino.“ Die stattliche Handschrift der Vaticana, Cod. Ottobonian: 1305, füllt nach einer Vorrede an den jungen Herzog Guidobaldo, dem sie überreicht werden sollte, nicht wie Passavant angiebt 224, sondern, wie schon Dennistoun berichtigt hat, 344 Folioblätter, gewöhnlich zu zweimal 33 Zeilen in terza rima. Es ist das einzige bisher bekannt gewordene Exemplar, und zwar die erste Reinschrift, die der Verfasser freilich nicht selbst geschrieben, aber eigenhändig durchzubessern begonnen hat. In die Hände des Herzogs Guidobaldo scheint sie nicht gelangt zu sein; denn der Codex stammt nicht aus der urbinatischen Bibliothek, sondern aus

machen lassen, den er selbst offenbar nicht aus eigener Anschauung kannte; sonst wäre die Auswahl vielleicht anders ausgefallen. Mit den Proben, die er im Anhang seines ersten Bandes ausschüttet, weifs er für die Charakteristik des Verfassers wenig anzufangen. Dennistoun bringt in seinen Memoirs of the Dukes of Urbino, London 1851, viele Citate gelegentlich an, teilt aber gröfsere Abschnitte nur in englischer und wenig verläfslicher Übersetzung mit.

Seit dem Winter 1879/80 bin ich im Besitz einer Abschrift, die ich selbst in Rom angefertigt, behufs Herausgabe des ganzen Werkes. Die Druckerei der Accademia Raffaello hatte sich 1880 bereit erklärt, die Publikation zum Jubelfest 1883 in Urbino erscheinen zu lassen. Die Rücksicht auf die Unterstützung des königlich preufsischen Ministeriums, mit der ich nach Italien gegangen war und auch die Herausgabe zu ermöglichen hoffte, bestimmte mich das günstige Anerbieten des urbinatischen Verlegers, Righi, wieder preiszugeben und den Prospekt, der in vier Sprachen gedruckt werden sollte, zurückzuziehen. Seitdem haben andre Arbeiten, mit denen ich meiner Wissenschaft besser zu dienen glaubte, die Ausführung der versprochenen Publikation zurückgedrängt, besonders da ein so umfängliches italienisches Opus einen deutschen Verleger nicht reizen konnte. Natürlich ist in meinen Schriften wiederholt von der Kenntnis des Manuscriptes Gebrauch gemacht und in italienische Zeitschriften die Nachricht von der Herausgabe gedrungen, besonders da ich einen Beitrag im „Raffaello“ (XII, 7) mit den Worten geschlossen hatte „spinto dal desiderio di contribuire da parte mia al giusto apprezzamento del padre di Raffaello, mi adopererò di offrire il risultato dei miei studj intorno a lui come pittore e poeta.“ Neuerdings erschien (Mai 1886) in meinem „Melozzo da Forlì“ eine der schwierigsten bisher unbekannten Stellen der Handschrift (S. 350 ff.). Jetzt kündigt Herr Dr. H. Holtzinger, Privatdocent in Tübingen, der im Winter 1879–80, als ich den Codex der Vaticana abschrieb, Stipendiat für christliche Archäologie in Rom und Hausgenosse im archäologischen Institut war, in einem Prospekt vom August 1886 die Herausgabe des ganzen Werkes an, das im Laufe dieses Jahres bei Kohlhammer in Stuttgart erscheinen soll. Es bleibt mir also nur noch übrig, meine Studien über das Gedicht Santis hier zusammenzufassen, soweit dies in einem einzelnen Aufsatz geschehen kann.

Digitized by Google

der Sammlung Ottoboni, und das Abbrechen der Korrekturen von Santis Hand erzählt uns wohl die Ursache: sein Tod am 1. August 1494 ist dazwischen getreten.

Schon die Schriftzüge der Hand, welche das Vorwort an Herzog Guidobaldo verbessert und mit einem abgekürzten Schluſs versehen hat, verraten die Spuren der Unsicherheit (Facsimile bei Dennistoun, II, p. 450). Da wir aber dem Inhalt dieser Eingriffe nach, gerade in ihr die Hand des Autors selbst erkennen müssen, so bleibt bei einem Manne, der 1492 die zweite Ehe schloſs, wohl nur die Annahme übrig, daſs diese Unsicherheit seiner Hand schon von der Krankheit herrührt, die sein Ende vorbereitet. Er war im Jahre 1494, wohl im Frühling oder zu Anfang der Sommermonate in Mantua gewesen, um im Auftrage seiner Herzogin Elisabetta Gonzaga das Bildnis ihres Bruders, des Bischoſs von Mantua, Lodovico zu malen, war als Gebirgsbewohner drunten in der wasserreichen Stadt erkrankt, sodaſs er ohne das Porträt zu vollenden, heimwärts floh, und hatte sich auch dort nicht wieder zu arbeitsfähiger Frische erholen können. Die Folgen des Sumpffiebers rafften ihn hin vor der Zeit, ganz ähnlich wie später seinen Sohn Raphael mitten in den Ausgrabungsarbeiten zu Rom.

Ungeduldig schneidet er einen gelehrten Umschweif, der sich gerade auf Plato berufen will, ab und schlieſst seine Widmung mit den Worten: „Pregandoti humilmente ryguardi ly gloriosi fatti del tuo famoso padre, e non la basseza del myo style, ornato solo da me dy quella sincer fede che deue vn fydeli S(ervo) al suo S(ignore).“

Darnach können wir mit Hülfe weiterer Angaben die Entstehungszeit des Gedichtes ermessen. Die Reinschrift, die wir besitzen, war nicht lange vor seinem Tode, wahrscheinlich erst bei seiner Rückkehr aus Mantua vollendet, sodaſs er daran gehen konnte, sie durchzusehen zur beabsichtigten Überreichung an Guidobaldo, den bald darauf die französische Invasion als Bundesgenossen des Königs von Neapel auf den Kriegsschauplatz nötigte. Begonnen aber war die Dichtung, wie Santi selbst erwähnt, nach dem Tode seines Helden Federigo, der am 10. September 1482 im Schloſs zu Ferrara — auch einem Sumpffieber, das er sich im Lager bei Stellata in den Po-Niederungen geholt — erlag. Auf diesen Todestag verlegt Giovanni die wunderbare Vision, durch die er zu dem kühnen Unternehmen begeistert worden.

Digitized by Google

Die poetische Ader Santis war nicht so unbekannt, wie man annehmen könnte. In einem Pergamentbändchen der ehemaligen Bibliothek von Urbino, (Cod. Urb. lat. 785), das ebenfalls Lobgedichte auf Federigo enthält,[1]) das erste von 1480 datiert, das letzte erst nach dessen Tod entstanden, — findet sich ein merkwürdiges Zeugnis. Antonio von Mercatello, allerdings nur ein Bänkelsänger, aber doch ein Augenzeuge gleichsam, giebt seinem Büchlein folgende Stanze mit auf den Weg ins Herzogsschloſs:

„Libretto mio, se sei palesato
Li in Urbin fra quei merchatantj,
E che sei lecto in pian de merchato,
O dalle donne, o da Giohan de Santj,
Voglo ch'a luj tu si ricomandato,
Che te correghi, — che secondo Dantj
Di el nome mio che fuoi l'auctore,
E spero ch'el farà per mio amore."

So ungeschickt dieser Reimschmied seine Muttersprache handhabt, so geht aus seinen Versen doch soviel hervor, daſs auf dem Marktplatz von Urbino (Pian di Mercato), wo Kaufleute und Frauen gelegentlich auch Gedichte lasen, vielleicht gar vortrugen, d. h. im öffentlichen Leben der kleinen Residenz Giovanni di Sante nicht unbekannt war als Poet und sachverständiger Kritiker. Ja, aus den letzten Andeutungen könnte man schlieſsen, daſs dieser selbstzufriedene Sänger von Mercatello seine Ausbildung unserm Dichter dankt, und seinem Meister und Freund die Korrektur der „cinque cento setanta doi stanze" zumuten möchte, deren er sich am Schluſs seines Bändchens rühmt.

Dafür bezeichnet er ihn als zweiten Dante! Darin gipfelt sogar die ganze Reimerei seiner Strophe; aber um so unmaſsgeblicher ist dieser Vergleich bei einem so beschränkten Kopf, der von der Gröſse Dantes sicher nur eine höchst nebelhafte Ahnung hatte. Allerdings, während Antonio di Francesco Nuzi sich jämmerlich abmüht Ottave rime zu drechseln, wählt Santi die Form der Commedia Dantes und weiſs seinen epischen Stoff mit ziemlicher Leichtigkeit in dreifache Reimverschlingung zu flechten. Aber weder die Reinheit des rhythmischen Flusses, noch die Korrektheit des Gleichklangs am Ende macht ihm viel Skrupeln, obwohl der Bau seiner Terzinen, wie sein Reimregister überall bezeugen, daſs er die

1) Vgl. Näheres in m. Melozzo da Forli, Anhang pag. 353 ff.

Digitized by Google

Dichtung des grofsen Florentiners zu erfassen und sich anzueignen gesucht, so viel in seinen Kräften stand. Die äufsere Form liegt ihm im Ohre, sie ist für ihn der Inbegriff poetischen Stils überhaupt; aber schon die Sprache bereitet ihm Schwierigkeiten. Man war in ganz Italien dem reinen Italienisch Dantes nicht so nahe geblieben; gerade die gebildete Redeweise glaubt sich nur dadurch als solche über den Durchschnitt zu erheben, dafs sie lateinische Reminiscenzen, sei es in der Konstruktion, sei es gar in der Wahl des Ausdrucks selbst, ja bis in die Flexion hinein aufnimmt. Dazu kommt, dafs dem schlichten Bürger der kleinen Gebirgsstadt solche gelehrten Allüren nicht wohl zu Gesichte stehen. Er versucht auch nicht viel davon; desto mehr aber macht ihm der derbe Dialekt seiner heimischen Alltagssprache zu schaffen, und der Konflikt mit dem klassischen Vorbild wird um so stärker, je weniger der getragene und durchgeistigte Schwung der Dante'schen Ausdrucksweise für die gröfsere Masse eines Stoffes, wie die Kriegsabenteuer eines Condottiere, den ersehnten Anhalt bot. Die ungünstige Sachlage war eben nicht Schuld unseres Poeten, und so mögen diese Winke genügen, zumal da es nicht unsere Aufgabe ist, das Epos Santis als Sprachdenkmal in die italienische Litteratur einzureihen, sondern nur den poetischen Inhalt zu würdigen. Die mitgeteilten Proben bei Passavant, Dennistoun und hier gewähren dem Kundigen Aufschlufs genug.

Inhaltlich interessiert nun zunächst ganz besonders der lange „Preambulo", welcher dem eigentlichen Epos vorangeht, ja man möchte fast sagen, dafs er die Hauptmasse des Werkes an poetischem Wert überwiegt. Dieser „Prologo, inelquale se tracta una visione in somno, acomodata molto a lopera sequente" ist wirklich mit Begeisterung geschrieben; hier wirkt auch die Anregung seiner Dantelektüre lebendig nach; hier werden Motive von dem grofsen Zuschnitt der Commedia erfafst und im Sinne des Renaissancebewufstseins verwertet; hier bietet sich Gelegenheit, ein Stück eigener Auffassung von den geistigen Mächten des Daseins und der Geschichte der Menschheit zu entwickeln.[1])

Mit sich selbst zerfallen, von dem alten Leid, wie wenig sein Können dem innern Schaffenswunsch entspricht, bekümmert, geht

1) Fol. 1—24. Das erste Kapitel bei Passavant, allerdings, besonders zu Anfang, nicht fehlerlos.

Digitized by Google

er an einem Herbstmorgen ins Freie hinaus, gebeugt „wie ein Zugtier unter der harten Rute eines heftigen Hirten, mehr als demütig.“ Der quälende Gedanke wirft ihn zu Boden; aber durch himmlische Gnade befällt ihn tiefer Schlaf, und ein Traum entrückt ihn aller irdischen Mühe. „Was machst Du,“ hört er eine Stimme rufen; „achtest Du die Zeit nicht für ein Gut, das weggeworfen nie sich wieder findet?“ Der Drang ein neues Leben zu beginnen treibt ihn höher und höher auf steilem Pfad hinauf, zu rauhen Felsen, wo kein Grün mehr keimt, und statt der klaren reinen Flut, nur blutige Bäche durch die Klippen rinnen. Und diese starren rings von Waffen und Trophäen. Dann erkennt sein Auge auf freiem Platz, der sich wie ein Theater gegen Süden öffnet, einen schmucken Tempel, und dabei das edle Volk des wilden wutentbrannten Gottes „der des Himmels fünften Umkreis dreht und leitet,“ d. h. die Helden, die ihren höchsten Ruhm in Waffenthaten suchten. Von dem Anblick geblendet, kommt ihm die Unzulänglichkeit seines Fassungsvermögens wieder zum Bewufstsein und er fleht zu Apoll und den Musen ihm zu helfen, damit er zu schildern vermöge, was er geschaut: — „Mifsachtet nicht das eifrige Bemühen, das ich der edlen Malerkunst gewidmet; auch sie verdienet hohe Ehr von euch! Ja sie erscheint euch ähnlich von Natur; So ungleich nicht sieht Feder sich und Pinsel, dafs völlig andrer Übung sie bedürften.“

Im zweiten Kapitel beschreibt er den Tempel des Mars, wobei ihm augenscheinlich, wie Pafsavant bemerkt, die Schilderung vom Tempel des Sonnengottes in Ovids Metamorphosen vorschwebt. Aber durch die Anschaulichkeit seiner Vorstellungen gewinnt auch seine Dichtung den eigenartigen Charakter, und zwischen den antiken Säulen bemalt er das Heiligtum ganz im Geschmack eines italienischen Quattrocentisten, mit den Wappen seines Herzogs Federigo Montefeltre in schönem Lorbeerkranz und den Abzeichen des Hosenband-Ordens, die auch in den Dekorationen des Schlosses von Urbino so vielfach wiederkehren. Drinnen in der Halle drängen sich die glänzenden Schaaren der Helden um den thronenden Gott, dem sie gedient. Wie auch er schüchtern sich nähert, bemerkt ihn lächelnd ein würdiger Mann und fragt ihn, wie er dahin gekommen sei. Es ist Plutarch, der sich nun auf die Gegenfrage des Eindringlings zu erkennen giebt, und dieser Biograph so vieler Berühmtheiten übernimmt die Rolle des wohlwollenden Führers und Erklärers, wie bei Dante Vergil.

Digitized by Google

Il tempio di Marte[1])

Cap. II. fol. 3b—5a.

Poichè negli occhi mei quel splendor santo
Forza me dette a remirare el sole,
Dal qual ei se partía cum vallor tanto,
Tacito e lieto li senza parole
Guardando el templo io vidde tante cose,
Che non saperle dir me punge e dole.
El tempio era in colonne alte e pompose
Dun forte acciaio, e intorno vi pendea
Molti trophei et arme luminose,
Si como Giove in Capitolio havea
Davante al tempio la sua antica fronde
Piena de spoglie quando el se vincea,
Et di qualunque mai fuoron gioconde
Al mondo le battaglie per suo honore
Ivi eran consecrate piu ch'altronde.
Et infra l'altre cum supremo honore
Io viddi un scudo d'un bel lauro cinto
In alto posto como vincitore,
Entro del qual cum chiar modo distinto
L'uccel di Giove io viddi in campo d'oro,
Poi de sei liste un quartier v'è distinto
D'oro e de azurro, el cui nobil lavoro
In campo rosso veran due gran chiave
Qual sonno electe al sacro concistoro,[2])
E un cerchio d'oro ancor quel desopre ave
Carco de pietre e chiare margarite
Che la mia vista fe al veder suave
Poi intorno a queste veran stabillite,
Pria da man dextra una cintura tonda
Con un pendente, et entro eran scolpite
Letter, le quale a noi par che risponda:
„Poísa perir chi pensa altro che bene"[3])
Et la natura e'l ciel qui lo confonda;
Dalla sinistra poi veran catene
D'or, che teneano uno splendido munile
Composto d'oro, el qual tal ordin tiene:

1) An der Schreibweise des Originals ist nur so viel geändert, als zur Erleichterung des Lesens unbedingt erwünscht schien, d. h. die Zusammenziehungen, besonders von Artikel und Substantiv, aufgelöst, und v von u unterschieden.

2) Das Wappen von Montefeltre mit dem Abzeichen eines Schirmherrn der Kirche darin.

3) Er meint die Inschrift des Hosenbandordens „Hony soit qui mal y pense."

Digitized by Google

Molte sedie infoccate, e cum gentile
Modo composte, et infra ciascuna era
Un tronco cum dui isti, qual d'aprile
Verdegia el mondo; a quel desotto v'era
Un verde prato, et questo stava intorno
A quella insegna nel bel scudo altera,
Et questo era nel fronte dello adorno
Portico magno, cum tal pompa et gloria,
Che parean l'altre haverne da lei scorno.
Poi pianamente a me nella memoria
Ritornò haver più volte al mondo visto
Un simil scudo adorno de victoria.
Et interamente de cio facto acquisto,
Io dissi meco: questa è l'alta insegna,
Senza la quale el mondo è de error misto,
Questa e de Montefeltro excelsa e degna
Victrice et triumphante Aquila sola
Che sopra ogni altra de excellentia regna;
Questa e quel arme che pel mondo vola
Cum fama et summo honor: questa e colei
Che dogni gran vertù è si nobil scola.
Cusi da quivi attenti gli occhi mei
Al contemplare un tacito rumore
Me tolse dindi a rimirar più lei,
Et dentro al tempio cum tremante core
Entrando io, viddi prima nell' intrare
Cum vista acerba el crudo alto furore,
Poi in mezo al tempio viddi fiamegiare
Ragi di sole, i qual parean de fuoco,
Che ancor di nuovo me fece abagliare.
Ma facto nei mei occhi a poco a poco
Forte e possente, io viddi sublevato
Nel più suppremo et eminente luoco
Sopra un chiar segio, d'arme lustre armato,
Un rubicondo dio, col pecto ignudo,
Senza elmo in testa, col viso infocato,
La spada tenea in man, dal altra un scudo
De diamante et poi la lancia acuta
Ensanguinata cum aspecto crudo.
S'io mai tremai, in tal prima veduta
Quasi ch'io venni di spavento manco;
Ma como a quel ch'el ciel per gratia aiuta,
Io fui da quel chiar dio possente e franco
Facto nel remirare, onde humilmente
Non fui del contemplar mai satio e stanco.
Et viddi el tempio pien de nobil gente
Varie di patrie, d'habiti e costumi,
Et de omni antica ettade ivi presente,

Digitized by Google

Et tucti in testa acesi havean chiar lumi
Qual più, qual men, quantunque a ognun parea,
Como e dei cor human proprii costumi
Che ognuno el suo per lo più chiar tenea,
Et quasi che al veder qual magiur fosse
Giudicar iusto certo io non sappea;
Perche d'alcun le corporal sue posse
L'ingegno de altri molti vie passava
Ma di tal vista un huom grave mi mosse,
El qual poi che se accorse, ch'io mirava
Cum dubio gl'huomin chiar, ridendo diſse
Quel che a me piacque, ben ch'io nol pensava:[1])
„Giovin, si gli occhi tuoi son tanti or fissi
Al remirar costor cum maraviglia,
Dei quali io comparando anco alto scrissi,
Alcun stupor gia dentro me ne piglia,
Ma ben vorrei sapper, per qual via sei
Venuto a contemplar l'alta famiglia?
Et io a lui: per gratia degli dei.
Il camin non so gia, benchè amor, prima
Havendo vinto el corpo e i sensi mei,
Alzò mia bassa speme in tanta cima
Pel chiaro ogietto ch'a me pose avante,
Che di cose alte sempre io fei gran stima;
Ma queste genti che di gloria tante
Son lieti e alteri avrei caro sapere
Qual sieno, et quale è quello, che contemplante
Honoran quivi? . . . .

Plutarch bekennt, daſs er selbst sich in seiner Würdigung einzelner Helden dereinst hat beirren lassen, und erteilt nun die höchsten Ehren, nach besserer Einsicht, dem Julius Caesar, der Alexander doch weit übertreffe, und dem Scipio; also Römern müssen die Griechen nachstehen. Eine lange Reihe von Namen wird aufgezählt, wie es auch Dante und Petrarca bei ähnlicher Gelegenheit lieben. Nur hier und da einmal verrät ein eingestreuter Zug zur näheren Charakteristik, daſs die Beziehungen dieser Männer dem guten Urbinaten wirklich vertraut sind, und daſs er namentlich Plutarch, der dabei maſsgebend ist, auf irgend eine Weise kennen gelernt haben muſs, sei es durch einen gelehrtern Freund in der Bibliothek des Herzogs oder durch Vorlesungen daraus, die sich Federigo und die Seinigen halten lieſsen. Wie bei Dante die

1) Die folgenden Verse bei Passavant, aber mit willkürlichen Veränderungen des Abschreibers, denen ich die nächsten Terzinen gegenüberstelle.

Digitized by Google

Schatten in der Unterwelt auch ihre Leidenschaften, ihre Liebe und ihren Hafs noch bewahren wie einst, so auch hier die verklärten Jünger des Mars. Scipio gegenüber steht „jener berühmte Hannibal, der noch sich kränkt, von ihm besiegt zu sein." Da sind Pompejus und „der andere Africanus, durch den Numantia und Carthago noch heute bittres Leid haben", dort Camillus, der seine Hand dem Themistokles reicht, dem es gelang die Pläne eines Xerxes zu vereiteln; dort Philipp, der seinem grofsen Sohn den Vorrang nicht zu gönnen scheint; hier Antoninus Pius, Nerva, Trajan und Hadrian mit Titus und Vespasian zusammen, Marc Anton, der über Amor und sich selber klagt, Papirius Cursor, Titus Flaminius und Paulus, der sein Leben bei Cannae in solchen Ehren liefs; sieh, den Sohn so grofs und stolz, der sich noch seines schönen Triumphes freut, Marco Marcello und viele Griechen, die ihr Haupt mit Epheu und Lorbeer bekränzt.

Mit Romulus, dem eignen Sohn des Mars, beginnt das dritte Kapitel. Remus und vier andere Könige folgen, Fabius, die beiden Catone, Virginius, Brutus und der edle Torquatus (!), so unbarmherzig gegen sein eigen Kind, Manlius Capitolinus, Lucius Dentatus, Epaminondas, Aristides, Fabritius und Cincinnatus, Hamilcar und Xantippus, Marcus Regulus, Aemilius, der in Toscana die Gallier besiegt; nicht weit dahinter Ninus, mehrere Darius, Cyrus und Mithridates mit vielen alten Königen und Artaxerxes, und ängstlich zwischen ihnen der weinende Xerxes, mit Leonidas, der noch dem einstigen Feind zu drohen scheint, Mutius Scaevola, der seine Rechte, die geirrt, ins Feuer streckte, Horatius Cocles, Sylla, von Bürgerblut triefend, Marius, Sertorius, Domitius und Carbo; „sieh hier jenen königlichen Jüngling, von welchem Hochsinn strahlt sein Angesicht, wie er sich vielen voranstellt: es ist der Epiroten wohlbekannter Herr, der Rom einst angriff und beim Sieg gestand, beim zweiten Anprall sei er selbst verloren." Alkibiades und Koriolan werden ganz so verglichen wie Plutarch es gethan. Laelius und Massinissa stehen mit anderen Römern in einem Kreis, Livius Salinator, der über Hasdrubal triumphiert, und Claudius, der Hannibal erzittern machte; die Decier hier und zahlreiche Griechen, wie Philopoemen, Perikles, Eumenes, Lysander, Timoleon, Antigonus „Egide (Agis) Gilippo", Agesilaus. Dann fallen ihm die Helden Homers ein: Achill, Hector, der schlaue Ulysses und Ajax, auch Herkules und Theseus, sogar Nestor, Agamemnon und sein Bruder, „dem es

Digitized by Google

bitter ward, vom Himmel eine so schöne Frau zu erhalten," dann die Sieben, die Theben zerstört; noch wieder römische Sieger und selbst die Amazonen:

„Ecco qua le legiadre e bionde chiome
Che gia non parver sesso feminile
Portando de victorie excelse some
Tucte in un cierchio in habito gentile,"

Zenobia, die Babylon gedemütigt, um selbst dann in Rom vor dem Triumphwagen zu gehen, und Artemisia, darauf „jenes Weib, das seines Sohns beraubt, den Cyrus tödtete, und immer höher steigt im Ruhm;" Camilla noch, die jungfräuliche Maid; — „aber lafs es genug sein, was soll ich alle alten Schatten nennen!" — „Nur das möcht' ich noch erfahren, wer ist dieser, der umgeben von einer dicht gedrängten Schaar hervorwandelt?" „Der königliche Greis, — Du fragst mit Recht — ist Karl der Grofse!"

Damit treten wir ins Mittelalter, das allen Köpfen der humanistischen Zeit vorkam wie eine lange Nacht. So werden wir auch hier überraschend schnell aus dem Altertum in die lebendige Tradition der Gegenwart hinüber gerissen. Nur Federico Barbarossa taucht noch auf, — „che al papa perdonar ancor se pente," — dann folgt der grofse Ottomane, der bis ans Adriameer gedrungen, und Scanderbeg „ch'el fece humile Col ferro in mano, io dico Giovan Bianco, Fedel de voto et più che altro gentile," — drauf unerwartet „Uson casano, che a gran fortuna non seppe seguire", der Perserkhan Usun Hassan, der 1472 dem Türkensultan so grofsen Vorteil abgewann, doch nach der Schlacht bei Terdschan nicht zu behaupten wufste. Giovanni Santi weifs von ihm, weil er, bemüht die Herrscher des Abendlandes zu einem Bündnis zu gewinnen, auch an Federigo von Urbino Gesandte geschickt.

So stehen wir mitten im historischen Bewufstsein des Renaissancemenschen, und der Kreis der kriegerischen Gröfsen, die hier gerühmt werden, kehrt überall wieder, wo dasselbe Thema in Kunst und Litteratur behandelt wird. Hätten wir schon bei Tomyris an die Fresken des Andrea del Castagno, jetzt im Bargello zu Florenz, erinnern können, so drängen sich hier die Namen zusammen, die eben damals, von Melozzo da Forlì in den Stanzen des Vatikans verherrlicht, bis zu Giorgio Vasari und Paolo Giovio hinüber klingen. [1])

1) Vgl. m. Melozzo da Forlì pag. 233 ff.

Digitized by Google

Hier stofsen wir zunächst auf Karl den Kühnen von Burgund und König „Lancilago"; — dann Alphons I. von Neapel, der als Freund und Gönner Federigos mit besonderer Ehrerbietung behandelt wird,[1]) Filippo Visconti, dessen Glück so wechselnd war, und an seiner Hand: „ein Feldherr, in Waffen, von edler Gestalt, und mehr als andre leuchtete er im Glanz, und viele Schatten zeigten ihm Verehrung, dafs ich mich wandt' und fragte, wer ist jener, der scheint's ein göttlich Wesen in sich hat?" — „Francesco Sforza ist's, der so viel andre besiegt, und unbesiegt fast selbst ans Ende kam," — „sieh, jenen andern, der verderben mag durch allzu kühnes Wagen seines Glücks — Braccio de Fortebracci, dessen grofsen Ruhm Ein Tag aus dieser Welt hinweggenommen, Dafs Rom darob in lautem Jubel sang, — Und jenen, der am Ende doch bereute sein schroffes Wesen; wie undankbar war ihm jedermann, der seinen Dienst begehrte, erstmals Filippo dann der Venezianer grofsmächtiger Senat, drum naht er jetzt noch mit wildem Antlitz, wenn auch arg verstört, Francesco Carmignola, und führt herein Gattamelata, den wir heute noch zu Padua in Bronce gegossen schauen." Dann Fazincan, Carlo Malatesta und Pandolfo mit andren seiner Sippe; doch unter ihnen scheints versagt zu kommen dem Sigismondo, der zu nahen zögert, ob jenes Wappens, das da draufsen prangt: er siehts und beugt vor Scham das Haupt zur Erde." — „Buldrin da Panical, el qual procede De si vil pianta, et quel che al collo tene Una campana o de vertude herede, Che morto ancor dui anni de gran pene Col nome suo fin l'ultima vendetta Facta da suoi, però feroce viene." Darauf die von Tolentino und mit seiner Schaar Pietro Giampaulo (Orsini), der Lancilago in solcher Hast verliefs; dann jenes ruhmreiche Haupt der Familie der Sforzeschi, jener Sforza, der in reifsenden Wogen das Leben lassen mufste, weiterhin Alexandro (Sforza von Pesaro) „d'amor cinto et de vertù fin l'eta stanca e lassa," Nicolo Fortebracci, der aus Rom mit wenig Leuten einst Eugen vertrieb, und jener andre Nicolo, der von Stund zu Stunde nun schlägt, nun wird geschlagen, weil das Glück ihm unstät war; — Antonio Caldora und der von Pontedera, Gentil della Lionessa, und Micheletto, Guidaccio da Faenza, Francesco Piccinino, conte Giacomo, Angelo della Pergola, Bartolommeo

1) Die Verse bei Passavant (frz. Ausg.), p. 407; sie gehören jedoch nicht so eng zu denen über Barbarossa.

Digitized by Google

Coglion, Conte Carlo Braccio „der noch im Alter sein Nest verlieren mufst' und seine Ehre", Francesco und Lodovico Gonzaga, mit so viel Edlen ihres hohen Hauses, so viel von Este und jene, deren Stamm zuletzt gar betteln mufst', weil ihm San Marco feind war, die Carara; die della Scala, die alten Herren von Verona —

— — „or quinci hogi mai impara
L'inconstantia del mondo. Et senti possa
De una ombra indi una voce troppo amara,
„Oimè" dicendo, perchè in scura fossa
E chiuso un tanto bene: ivi Sismondo
Dei Malatesti hebbe tal voce mossa."

Plutarch klärt ihn darüber auf: „Wisse, dafs am heutigen Tag die Welt zwei helle Lichter einbüfst. Eins von beiden wird Dich des Weinens mehr als müde machen; das andre, wegen des der Schatten Leid trägt weiland Sismondos, ist sein mutiger Sohn, der jetzt in Trauer seine Truppen stehn läfst; dort kommt er eben vor, noch blutigrot und stolz von Angesicht ob jenes Sieges bei Campomorto, den er schwer errungen; doch er macht würdig ihn des höchsten Ruhmes. — Ich wandt' mich um und dort erkannt' ich ihn, weil ich sein Bildnis in Erinnrung hatte," Roberto Malatesta, der am selben Tage in Rom starb, wie Herzog Federigo in Ferrara.

„Et io mi volse cum tremante core
Allo interpetre et disse: O vario effetto
Sequito al mondo certo in si breve hore!
Et egli a me: Non è el magior diletto
Che de morir a tempo, et quando piace
L'essere al mondo almen senza difetto.
Custui de fama ha in testa ardente face
Per due victorie in breve tempo havute, —
Quantunque ingrato, el che dir me dispiace. —
Ma perchè el ciel volgendo par che mute
Le glorie dei mortal, tal vince adesso
Che darli più favor par che refiute.
Ne da mille anni in qua stato è concesso
A uno altro imperator quanto al tuo Duca,
Invicto esser da morte al fin depresso.
Però convien, che tanto più reluca
L'ombra sua chiara infra questi immortali
Quanto più raro el ciel tal gratia aduca.
Et se cercando i regni Orientali
Cum quei del Mezodì a Septentrione
Et discorendo poi agli Occidentali,

Digitized by Google

Raro tu troverai chi se dispone
Voler tornar al ciel si felice alma
Quanta el tuo Duca, et cum tanta ragione
Lafsare in terra la terrestre salma.

Bei dieser Kunde brechen auch die Thränen des Dichters hervor, der mit herzlicher Anhänglichkeit seinem Fürsten ergeben war, und er klagt in bitteren Worten den Verlust, den ihm sein Führer verkündet. Dann aber sieht er (Kap. V.) alle Geister, die im Tempel waren, sich spähend gegen den östlichen Himmel wenden, das Heiligtum selber aufleuchten und Mars noch hehrer erstrahlen als zuvor. Das Murmeln der Schatten schweigt, und auf einen Wink des Gottes wallen die Vornehmsten unter ihnen dem Ankommenden entgegen. Und wie auch Santi sein thränenumflortes Auge gegen Aufgang kehrt, schaut er den wunderbaren Triumphzug höherer Wesen, die seinen Helden zu dem Tempel führen:

Triumph der Tugenden

Fol. 13a—14b.

Et como in sul aurora el sol fiamegia,
Cusi viddi io, guardando inver levante,
Per la pianura, qual sempre verdegia,
Un mirabil splendore, entro dal quale
Como una stella quando piu lampegia,
Faville accese et d'ardentissime ale
Moto celeste et, benche assai confuso,
Sentiva un canto et un suon celestiale.
Non era el veder mio cio vedere uso
Nel' orechie sentir tanta dolceza
De canto e suon, dal mondo in tucto excluso;
Ond io aspettava la divina alteza
Cum tanto gran disir ch'io non potrei
Nararlo, et poi cum ordine et belleza
L'ombre infinite indi voltar vedei
Tucte, in verso levante reguardando,
Tacite e liete, et io più atento stei.
Et in momento venne ivi appressando
La luce altera e i spirti gloriosi
Cum canti e suon per dentro fiamegiando,
Et avante ne venian quei chiar famosi
Spiriti triumphali in compagnia,
Sovente indirietro ai ragi luminosi

Digitized by Google

Guardando cum letitia, et poi seguia
Nove vergin succinte iscalze e isnelle
Coi capei sparsi d'or cum legiadria,
Le qual, sopra natura excelse et belle,
Coi segni in man venian cantando versi
Celestial, gettando lor fiamelle.
Et io al mio duca: Io sento esser somersi
Li spiriti mei di dolceza infinita
Per quelle Nimphe in habiti diversi,
Dunqua or me di, questa turba gradita
Cui ella sia, et qual gli viene adrieto
Ne incio sdegnar mia mente troppo ardita.
Et egli a me: quel circul tanto lieto
De nove Nimphe en le sacrate Muse,
Per cui dolceza ancora nel cor mieto,
Le qual fan festa che le gratie infuse
Dal celo al mondo a quel son ritornate
Inmaculate como in giu le puse,
Ma de victorie e de triumphi ornate.
Pofsa quel altro bal, donna cum donna,
Son le vertù, che al mondo son discaciate;
Et quale ha verde et qual ardente gonna,
Qual candida, et qual tien la spada in mano
Qual specchio, e qual dui vasi, e qual colonna, [1])
Qual cum sembiante si devoto et humano
El vaso conceduto al sacrifitio,
Senza del quale ogni apetito è vano,
Poi quella donna che nel sacro hospitio
Nacque et impera è la tranquilla Pace
Donde ogni bene e requie ha sempre initio,
La qual de Carita in man la face
Porta et de oliva ha una corona in testa
Dolce humil, mansueta, alta e verace;
Et della bionda sua lucente testa
Sopra gli omer ricade un bianco velo,
Vestita poi de una candida vesta,
Et in tal aspecto dolce par ch'el cielo
S'engoda; a la sinistra sua remira
L'acerba vista et quel hirsuto pelo
De quella donna, quale un timor spira,
Cum una spada in mano ensanguinata,
Et d'ogni ben human piange et suspira,
Le chiome sanguinose aspra et turbata
Senza ordin sparge, e gli occhi ha como fuoco,
La veste sanguinente et ancor stracciata,

1) Justitia, Prudentia, Temperantia, Fortitudo u. s. w.

Digitized by Google

Per qual se vede el corpo a poco a poco
Tucto di ferro et rugine coperto;
Ne è si dolce o tanto ameno luoco,
Che dove ferma el pè non sia deserto;
Ma cum la Pace oltra ne vien concorde
Mostrando el pecto pien de piaghe aperto
Et per isdegno en sul dito se morde,
El mondo minaciando, et par che dica:
Al mio voler non sien più orecchie sorde, —
Quella è la Guerra, d'omni ben nemica,
Ma perchè el tuo chiar Duca sempre iusta
Usolla è cum la Pace or tanta amica.
Poi quella venerabile e vetusta
Donna, ella è la Liberalitate,
Che ogni vil dono et grande par che gusta;
Vestita d'oro et pien de gemme ornate
A ogni parte del suo corpo sancto,
Le mane aperte si fervente et grate,
Et cum lei insieme fa un mirabil canto
La Cortesia conforme al suo aspecto,
Per cui s'alegra et mondo tucto quanto,
Et son delle fatighe el ver dilecto;
Ma di ciaschuna hogi natura e priva,
Se l'avaritia ai mortali empie el pecto.
Dumque de Lauro misto cum Ollva
Han la corona in testa; or remira anco
Quella che tanto tempo al mondo viva
E stata pel tuo Duca, et ogni fianco
Dimostra, el petto et le sue spalle late,
Velate sol dun vel che è più che bianco,
Quella è la sancta e chiara Lealtate
Che ha i piei de diamante, e d'auro el core
Et similmente le sue chiome ornate,
La qual se tien per man col sancto Amore
Et cum Constantia, et nel petto ha depinto
La Fe, la Carità, el Zelo, el Fervore.
Cusi dicendo el cor mio havea gia cinto
D'infinita laetitia, indi poi viddi
Colui che vinse sempre et mai fu vinto
Tal ch'io col core leval taciti stridi. . . . .

Nach so feierlicher Vorbereitung erscheint dann endlich der Herzog Federigo, geleitet von Pallas in lichtem, hehrem, schmuckvollem Gewande, bekränzt mit Oliven, bewehrt mit Lanze, Helm und einem krystallenen Schilde, auf dem das fürchterliche Haupt Medusens lebend hängt, — eine strahlende Erscheinung, die die

Digitized by Google

Nacht zum Tage machen könnte, — und auf der andern Seite in ebenso lichtem Kleid Apoll, der blonde, dessen heiliges Haupt mit Lorbeer geziert ist, dessen goldene Ringellocken über den glänzenden Nacken rollen, sein Augenpaar so leuchtend, dafs ichs nicht zu beschreiben weifs; die Leyer in der Hand, um die Schultern Bogen und Pfeile, so schreitet er einher, und über dem Menschenbild, das sie herbeiführen, schwebt in duftiger Wolke ein königliches Wesen, das Zeit und Tod nicht angreift, mit zahllosen Fittigen, die in einem Tage durch die ganze Welt hin tragen, — Fama. Ehrfürchtig treten die hohen Helden auseinander, und lassen den Zug in den Tempel, dem die erlauchten Vorfahren von Montefeltre und della Carda sich anschliefsen. Selbst die alten Philosophen und Rhetoren, Pythagoras, Aristoteles und Plato, Sokrates, Gorgias, Demokritos und Zeno, wie Demosthenes, Cicero und Seneca versagen sich nicht mit einzustimmen. So nahen sie dem Thron des Mars, wo Federigo niederknieend bekennt, dafs er ihm immer ohne Fehl gedient. Und Mars erhebt sich, nimmt ihn gnädig auf, und weist ihm den Ehrenplatz zu seiner Rechten an. Da geht denn doch ein Murmeln durch die Reihen; denn — die Geister haben „von dem Wasser getrunken, das in Vergessenheit bringt", und wissen also nichts von dem Verdienst des Neuen. Dies merkend gebietet Mars ihnen Schweigen und beginnt zu reden.

Er erzählt ihnen (Kap. VII) von einer Götterversammlung, wo Jupiter die Kulturgeschichte Italiens ausmalt bis zur Gründung Roms und zur Aufrichtung des Weltreiches, um dann die Klage entgegen zu stellen, dafs seine Tempel verlassen seien und die alten Römertugenden ganz vergessen. Deshalb sei es Zeit, einmal wieder eine Seele hinabzusenden, die alle Trefflichkeit liebe und Italiens Brust von niedriger Gesinnung befreie. Dazu habe er sich den alten Stamm der Herren von Urbino ausersehen, aus dem Hause Montefeltre soll ein Caesar erweckt werden. „Geh also Mars und nimm den Platz im Himmel, der dir am meisten gefällt, wenn du deine Gnade in sterbliche Hülle ergiefsest, und ihr anderen Spender überirdischer Gaben, nehmt euern Rang im grofsen Weltenkreis." Gehorsam seinem Wink begann ein jeder dann mit seinem Planeten sich zu drehen, wie ihm am besten schien. Unter so glücklicher Constellation der himmlischen Mächte (Kap. VIII) wird nun die Seele geschaffen, die reich begabt mit allen Tugenden auf die Erde herabkommt, während Apoll mit den Musen auf dem Parnafs ein Jubellied

Digitized by Google

anstimmt, und Minerva von der Wiege an die Erziehung übernimmt. — Diese Erfindung ist nun freilich nicht Santis Eigentum, sondern ist der Widmung an Federigo entlehnt, die Marsilio Ficino seiner lateinischen Übersetzung von Platos Republik („De Monarchia") vorangestellt hatte, also wiederum eine Frucht seiner Lektüre in der Bibliothek des Herzogs.

Darauf erwachte ich, sagt der Dichter, mit schwerem, schmerzlichem Seufzer, da mir eine so herrliche Vision entwich.

Aprendo gli occhi intorno per dolore
Sopra me viddi de letitia spento
Cului, el qual cum infinito amore
Me tien legato, et fin l'ultimo passo
Havrò scolpito dentro dal mio core
Cum intera amicitia, et poi che casso
Serò del viver, se de là ancor se ama,
Non serò dell' amar mai stanco o lasso.

Leider nennt er den Namen dieses Freundes nicht, der ihm die Trauerkunde meldet, dafs ihr Herzog Federigo gestorben sei; aber wir können vermuten, dafs er Niemand anders meint, als Pierantonio Paltroni, der damals freilich noch als Sekretär des Herzogs im Hauptquartier gewesen[1]) und erst mit dem Leichenzug von Ferrara nach Urbino zurückgekehrt sein wird, doch aber der Einzige ist, bei dem er den Beschlufs befestigen konnte, die wunderbare Vision und das Leben des Fürsten in einer Dichtung zu verherrlichen. Giovanni berichtet denn auch am Schlufs des Preambulo, dafs Paltroni ihm nicht nur unter Thränen von den Thaten seines Helden erzählt „col suo principio, el mezo, e'l chiaro fine", sondern dafs dieser Geheimsekretär noch bei Lebzeiten Federigos seine Memoiren niedergeschrieben, die er schon früher häufig gelesen und sich fest ins Gedächtnis eingeprägt habe.

Das ist also die Quelle für die nachfolgende historische Darstellung des Lebens und der Thaten Federigos. Pierantonio Paltronis mündliche Erzählungen und seine schriftlichen Aufzeichnungen, die wir, soweit meine Nachforschung ergeben, nicht mehr besitzen, waren der Hauptsache nach das Material, das Giovanni Santi in seinem Epos bearbeitet. Der Hinweis ist wichtig; denn dem aufmerksamen Leser kann sehr bald nicht entgehen, dafs

1) Er kommt auch im Epos selbst, fol. 143 b, im Kriege von 1466 in dieser Stellung vor. Aufser ihm kämen in Urbino nur der Prinzenerzieher Odasio oder der Scriptor Fed. Veterani in Frage.

Digitized by Google

die poetische Behandlung dieser Quelle eine sehr bescheidene geblieben ist. So unmittelbar nach dem Tode des allverehrten Herren konnte nur die Wahrheit nach bestem Wissen der Urbinaten das erste Ziel seines Sängers sein. Nur zu Anfang, wo die Zeitläufte dem Erinnern ferner liegen, drängen sich die Jahre und die Ereignisse zusammen; mit dem Pontifikat Pauls II. (1464—71) wird Alles lebendiger, um mit der Wahl Sixtus' IV. in die anschaulichste Gegenwart überzutreten. So steigert sich der Wert des Epos als historischer Bericht eines Zeitgenossen, durch den wir eine Menge Einzelheiten erfahren, wohin immer die Hauptperson begleitet wird. Aber der Wert des Gedichtes als poetische Schöpfung Santis sinkt um so mehr, je treuer er alle seine Schritte von dem Gewährsmann bestimmen läfst, der für ihn allerdings so wohl unterrichtet war, wie kein andrer sonst. Und diesem Zuge scheint er um so nachgiebiger gefolgt zu sein, je gröfser seine Verehrung für Paltroni war und je kleiner sein Bewufstsein von der eigenen Gestaltungskraft.

Et quanto più el gran mar, che è preparato
Nante alla penna mia solcar dovendo,
Più tremo, anzi tallor vengo insensato;
E quanto io più examino et comprendo,
Cum qual vil barca el pellago infinito
Comincio a navicare, e dove io stendo
La debil mano: o temerario ardito,
Dico a me stesso, tal provincia grande
Non è da ingegno in basso stabelito.

Natürlich beginnt er mit einer Geschichte des Hauses Montefeltre, für dessen hohes Alter er auch Benvenuto da Imola, den Kommentator Dantes, citiert. Doch will auch er nicht die Frage entscheiden, ob Federigo ein Sohn Guidos von Urbino oder vielmehr seiner Tochter und des Berardino degli Ubaldini della Carda gewesen. Später freilich vergifst er diese Ablehnung und nennt den Ottaviano Ubaldini, der sicher ein Sohn Berardinos war, überall einen Bruder Federigos. Die frühe Verlobung seines Helden mit der Erbin von Casteldurante, Gentile Brancaleoni, beschliefst das erste Kapitel. Noch in knabenhaftem Alter kommt er nach Venedig, als Geisel für des Vaters Vertrag mit Eugen IV; dann nach Mantua an den Hof der Gonzaga, wo er die Erziehung durch Vittorino da Feltre geniefst, bis er heimkehren darf, um unter dem Vater das ritterliche Waffenwerk zu üben. Die Heirat mit Gentile Brancaleoni wird vollzogen; aber seine Thatenlust führt ihn bald mit Ottaviano Ubaldini zusammen nach Mailand zu Filippo Visconti. (Soweit

Digitized by Google

fehlen die Überschriften, die von nun ab den Inhalt der Kapitel angeben.) Das erste kriegerische Abenteuer mit Niccolo Picinino wird noch sehr ausführlich behandelt; aber bald reduziert sich die poetische Ausmalung der Schlachten, und der sachliche Bericht der Schachzüge und Kriegslisten von damals tritt an die Stelle. Nur einmal führt uns die „Battaglia con diavolj" (fol. 34) völlig in das Gebiet der Romantik. In einer Mondscheinnacht wird ein Überfall auf Forli dadurch vereitelt, dafs der Graf und seine vierhundert Reiter sich von Geistern überfallen glauben, die sie schlagen und in Verwirrung bringen, ohne gesehen zu werden. Sonst bleibt für den Dichter nur beschränkte Gelegenheit, mit seiner eigenen Auffassung und Phantasie hervorzutreten. Hier und da ein Vergleich mit Ereignissen aus der Geschichte des Altertums, die fast mehr nach dem gelehrteren Chronisten Paltroni schmecken. Die „Schlacht in Thessalien" (fol. 38b, 52a) der Kampf um Theben und Karthago (fol. 50a), Cannae (98a) und manche andre Beispiele werden herbeigezogen; doch andere Analogieen, wie die Freundschaft des Orestes und Pylades (fol. 51b), die That des Tydeus (66b), die Trauer des Paulus Aemilius um seinen Sohn (84) und dergleichen lagen gewifs dem Dichter selbst nahe.

Er liebt die antike Götterwelt sogar in die Naturschilderung einzuführen. Proserpinas Rückkehr in die Unterwelt oder ihre Befreiung aus dem Orkus finden sich fast immer als Angabe der Jahreszeit, während er doch selbst wohl im Stande ist, den Frühling oder den Herbst, ja den strengen Winter mit Eis und Schnee in kurzen hübschen Zügen zu bezeichnen: — del inferno Proserpina tornò per adornarsi De vaghi fiori e de novelle fronde, Cum l'auree chiome al vento dolce sparsi (86b, ähnlich 107a) — — Vedeasi el mondo gia bianco coprirse, Irsuto el verno, rigido gli apare, Orion fier comincia a far sentirse (53a). — El mondo gia copria col fredo smalto (86b.) — Essendo ogni elemento gia inquieto, Proserpina tornata cum Plutone, Cerere ignuda et omni suo secreto, Zephiro altrove, el superbo Orione Di sdegno armato cum aspecto crudo Turba Neptuno e'l regno de Giunone, El hyemal verno scolorito et gnudo Cum le sue chiome arsiccie in vista afflicto Per tucto se mostrava acerbo et rudo." (39a) — Die Morgenstunde nach Sonnenaufgang umschreibt er (172a). „Gia fuor del Oceano insino al petto Essendo Apollo."

Dagegen finden sich Bilder aus Natur und Leben auch da verhältnismäfsig selten, wo wir ein Aufleuchten der eigenen Phantasie

Digitized by Google

erwarten. Einmal vergleicht er ein unsinniges Wagnifs in schwieriger Lage des Feldherrn mit einer Meerfahrt in steuerlosem Fahrzeug:

Ne tal passar era altro che a ruina
Mettersi como un hom che se dispera
In mar senza timon cum sua carina, (fol. 92 b.)

ein anderes Mal das Ausschwärmen der Reiter zur Plünderung eines Landes mit dem Hervorbrechen der wilden Bienen, wenn man sie aufgestört:

Non altrimenti fuori escon gagliardi
Gli api degli antri lor, quando en percossi,
Portando in bocha (!) i lor pungenti dardi. (f. 109 b.)

Doch, ist auch sein Reichtum an Metaphern nicht grofs, so zeichnet sich seine Beschreibung stets durch Anschaulichkeit und Sinn für Ortsverhältnisse aus, die der gewohnten Vorstellungsweise des Malers entsprechen.

So kommt er beim Einzug Federigos in Florenz als Sieger von Volterra (1472), auf die Geschenke zu sprechen, die ihm die Stadt verehrte, und erwähnt auch den kunstreich gezierten Helm, von dem wir wissen, dafs er ein Werk des Antonio Pollajuolo war:

Et infra gli altri richi et eminenti
Uno elmo ornato, sopra del quale era
Hercule invicto, che stringendo i denti
Sotto i suoi piedi qual ribella fera
Tenea un grifon pel collo incatenato,
Qual di Volterra anticha arme lor era,
E delle mastre penne spennachiato
A piei del vincitor timido stava
Del corpo anco in più parte vulnerato. (fol: 191 a.)

Sobald es sich vollends darum handelt, die Menschen lebendig vorzuführen, da bewährt sich die Lust am Individuellen, der Blick für Eigentümliches, welche den Künstlern des Quattrocento samt und sonders gegeben sind. Auch diesem bescheidenen Poeten gelingt es oft mit einem Wort, einem kurzen Wink nebenher die Persönlichkeit treffend zu charakterisieren. So erhebt er sich zuweilen, wo zwei Feldherren oder zwei Vertreter verschiedener Parteien einander gegenüber treten, zu echt dramatischen Contrasten. Er zeigt uns Lorenzo Zanè[1]) als Governatore von Cesena vor der Schlacht bei Cerisuolo voll Übermut und hochfahrender Hoffnung, wie er die päpstlichen Truppen unter Napoleone Orsini anredet „alquanto cum l'infiato core De boria e van pensier stette

1) Er nennt diesen Namen nicht, doch vgl. m. Melozzo da Forlì, S. 29.

Digitized by Google

suspeso, Poi cominciò aceso de furore." Und Federigo sagt von ihm: „Dal' altra parte l'ira e la grandeza Del grave sdegnio del nemico acerbo, El fier Governator che ognun dispreza, Qual cum l'emfiato suo pecto superbo Volea in guisa de triumpho a Roma Menar legate e sotto el crudo nerbo Porre in galéa cum miserabil soma Quanti prendea de' militi del Conte, El premio adimandava, che sua chioma Ornata fusse e sua superba fronte De chiar capello, el qual gli era concesso S'egli adempía le cose per lui aconte." Nach der Niederlage aber sehen wir den ehrgeizigen Mann tief gebeugt; „Dove è l'ardir della superba fronte? Non vegio più in lui la pompa altera Nelle parole dispetose d'onte; Ma si fugendo qual silvestra fera, Isconosciuto lacrimando andava Dicendo: „matto è chi troppo spera." E per piu doglia sua se ricordava Al padre sancto le promesse, ch'ello Facto havea inprima, e quanto el menaciava El conte, e quindi poi per suo flagello Seco dicea: oimè infelice caso, O disiato mio sacro capello, Or più sperare omai non m'è rimaso!" — Natürlich mischt sich in Santis Zeichnung leiser Hohn gegen den Vertreter Paul's II; denn diesen Papst klagt er des offenen Undanks gegen Federigo an. „O ingratitudin vitio disonesto, che sempre tira l'huom al pensar pegio." — Ähnlich steht es mit seiner Darstellung Sigismondo Malatestas, der ihm einst das väterliche Nest in Colbordolo zerstört hatte; aber die Züge, die er ihm leiht, sind wirksam und nicht zu krafs übertrieben. Die Begegnung des Malatesta mit Federigo durch Vermittelung Borsos von Ferrara gehört zu den Prachtstücken des Epos. (Kap. 17—18). Bei den Kriegsgeschichten ist es auch dem treu ergebenen Santi oft schwer geworden, sein poetisches Pensum allabendlich zu absolvieren. Ein sehr erwünschter Anlafs zu höherm Schwung dagegen und deshalb ein beachtenswerter Bestandteil sind die Reden, die der allverehrte Feldherr in entscheidenden Momenten an seine Unterbefehlshaber und seine Soldaten hält. Sie muten uns eigentümlich, ja seltsam bis zur Unglaubwürdigkeit an, und doch beruhen sie gewifs, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalt nach auf den Memoiren des Geheimsekretärs Paltroni, der immer mit im Zelte Federigos war, und haben ebenso viel Anspruch auf Vertrauen wie die Einzelheiten der Belagerungen, Winkelzüge und Kämpfe selbst. Sie strotzen von Reminiscenzen aus den Kriegsgeschichten des Altertums, die der gebildete Fürst so eifrig studiert hat. Er erzählt ihnen von Cäsar und der zehnten Legion, von Hannibal bei Capua, von Marcellus vor Saragossa, von Vercingetorix

Digitized by Google

bei Aleria, von Xenophon, der den Tod seines Sohnes vernimmt, ohne sich im Opfer stören zu lassen u. s. w. Mit solchen Beispielen aber sucht er nicht nur seine Standesgenossen, wie Alessandro Sforza und dessen Sohn Costanzo, Roberto Malatesta, Alphons von Calabrien und wie sie alle heifsen, zur Eintracht und Ausdauer zu mahnen, sondern auch den Mut seiner Söldnerschaaren zu entfachen und die bewährte Bravour seiner Landeskinder, die aufopfernde Treue der „Feltreschi" für die gewagtesten Unternehmungen zu gewinnen. Verrät auch der Dichter keine besondere Kunst berechneter Steigerung, so werden doch die Reden seines Helden vor der Schlacht von Castelluccio (fol. 115 ff.), vor dem Treffen bei Mulinella (f. 146) und das grofse rhetorische Elaborat, das dem Herzog bei der Belagerung von Sansavino in den Mund gelegt wird, auch auf denjenigen Eindruck machen, der dem kulturhistorischen Interesse, das sie darbieten, fern steht.[1])

In eine verwandte Kategorie gehört der „Discurso de la dubia vita de Signori e gram ciptadini", zu welchem ihn der Tod des Galeazzo Sforza veranlafst (Kap. 66). Auch hier mufs man einen Anteil wenigstens des Paltroni vermuten. Dagegen zeigt uns die Elegie auf den mitten in seinem Herrscherglanz ermordeten Galeazzo die tiefe Empfindung des Dichters selbst. In sein volles Recht tritt er bei jenen Partieen des Epos, welche uns das Leben des Fürsten daheim in Urbino schildern, besonders den Bau und die künstlerische Ausschmückung des Schlosses, die Einrichtung der Bibliothek, des Studio. Neben diesen Stücken ist immer als sein eigenstes Eigentum die „Disputa de la pictura" herausgehoben, zu der ihm des Herzogs Besuch in Mantua Veranlassung bietet (Kap. 95), während gewifs die persönliche Anwesenheit daselbst den Malerpoeten zu jener Anerkennung Mantegnas begeisterte, auf die wir an richtiger Stelle zurückkommen.

Unmittelbar nahe treten wir dem Herzen des Dichters nur in den wenigen Fällen, wo er die menschlich edlen Züge seines Helden herauskehren kann, oder sonst eine Persönlichkeit feiert, die seine Teilnahme gewonnen hat, oder in Augenblicken, wo zwischen all den glänzenden Unternehmungen und ruhmreichen Erfolgen auch einmal das Weh und die Klage hervorbricht. Bei solcher Gelegenheit, wo statt blendender Geistesgaben die Tiefe des Gemüts sich öffnen soll,

1) Wir werden vielleicht später gelegentlich Proben daraus mitteilen.

Digitized by Google

da spürt man, wo die Stärke seines Wesens liegt. Er ist kein leidenschaftliches, feuriges Temperament, das sich an Wahngebilden der Phantasie erhitzt; aber die Kraft des Gefühles, das den Gegenstand mit Wärme und Innigkeit erfasst, die liebevolle Gesinnung, die ihn mit tausend Fasern umspinnt und festhält, die sind ihm eigen, merkt man, und erfüllen seine Seele mit einem Grade der Intensität, die jenes schnell verlodernde Feuer der Leidenschaft wohl zu ersetzen, ja an Weite und Nachhaltigkeit zu überbieten vermag. Solcher Art sind die Stellen, wo er die Freude der Bürger von Urbino über die Siegespost von Rimini (fol. 180), oder über die Geburt des langersehnten Prinzen (182) ausdrückt. Solcher Art ist seine Klage über den Tod der Gemahlin Federigos, Battista Sforza (191) und über das Ende des Herzogs selbst, die das Ganze gleichsam einrahmt. Solcher Art sind aber auch dramatische Scenen, wie die Begnadigung des Giovanni Malatesta in Montefiore (130), und die Begegnung Federigos mit Antonello Ordelaffi, dem rechtmäfsigen Erben von Forlì, der ihn fufsfällig anfleht, ihn nicht aus dem heimatlichen Herrensitz zu vertreiben, so wahr er für sein eigen Kind nicht solches Schicksal wünsche, und doch abgewiesen werden mufs, weil der Papst es befohlen hat (293). Davon zeugt auch die herzliche Anerkennung für Ottaviano degli Ubaldini, des Herzogs Bruder, der in Abwesenheit Federigos so uneigennützig waltet, die Töchter des Fürsten wie ein Vater überwacht, und den kleinen Guidobaldo als Vormund behütet (292). Er läfst den Herzog sterbend noch das schöne Zeugnis geben:

. . . io moro qui cum poco duolo,
Possa che Octavian riman nel stato
Et al governo como patre solo;
Perchè dei don, che dio in terra me ha dato,
Un sì fedel fratello cum sapienza
M'è parso el più sublime e a me più grato.
Ne ho de lui gia manco difidenza
Che de me propio, e so che tanto ello ama
Quanto ch'io stesso tucta mia semenza." (fol. 342 b.)

Innige, wahre Verehrung für Federigo, in dem er sicher mehr das Ideal eines humanen und gebildeten Fürsten, eines ritterlichen und weisen Mannes schätzte, als den vielbegehrten Kriegsführer, volle herzliche Gesinnung war ja die Seele des ganzen dichterischen Unterfangens. Ein Abglanz von der ethischen Hoheit seines Helden geht durch alle Abschnitte des Epos hin und der Mafsstab, den

Digitized by Google

Federigo lebendig in allen Lebenslagen darstellte, bestimmt auch die moralische Beurteilung, die der Dichter ausspricht.[1]) Es ist eine ruhige harmonische Art in ihm; er wird auch hier nicht heftig im Zorn gegen die Widersacher seines Fürsten und die Neider seines Ruhmes. Er redet auch gern der Besonnenheit und Vorsicht das Wort. „O ben felice è quello, che allo exempio d'altrui sicuro impara!“ ruft er einmal aus, und charakterisiert damit die eigene wohltemperirte Stimmung. Freilich merkt man auch wohl zuweilen, dafs ein unbefriedigtes Wünschen seine Brust erfüllt, und eine Neigung zu melancholischer Auffassung des Lebens überwiegen mochte. Das Glück, das Schicksal, als unberechenbare Macht erscheint auch in den Vorstellungen dieses Renaissancemenschen immer im Hintergrunde alles Erfreulichen und Schönen. Aber der Neid der Götter wird bei ihm in eigentümlicher Weise modifiziert, indem die unheimlich wetterwendische, stets auf Täuschung sinnende Fortuna mit ihrem Treiben doch eine sittliche Erziehungsabsicht verbindet. Als Federigos Gemahlin sterben soll, wird dies so vorbereitet:

. . . „l'aspra e invidiosa
Fortuna aversa, la qual non dovea
Comportar più sua vita si gioiosa, (Federigos)
Et, perchè inella gloria non potea,
Del metter mano sempre istava attenta,
Se al dargli gran dolor modo ve havea.
Però infra se pensando se argumenta:
S'el suo saper le mie saette avanza,
Io entrarò per altra via più attenta
E nella sua altissima fidanza
Tenderò l'arco e vedero più aperto,
Se qual se dice è in lui tanta constanza,
Perchè de laude in l'huom non è men merto
Nel vincer se, che vincer sempre altrui;
Anzi dal Ciel tal dono a pochi è offerto! (fol. 192 a.)

Man könnte darin den Versuch erkennen, die heidnischen Vorstellungen mit einer moralischen Weltanschauung zu vermitteln; aber im Grunde geht auch dieser Ansatz wohl nicht über die Gedanken Plutarchs hinaus. Dagegen findet sich in dem ganzen Epos

1) Im Kriege ist allerdings auch seiner Meinung nach Manches erlaubt, wogegen sich unser Gefühl sträubt. So erzählt er, dafs die Stadt Aquila nicht erobert werden konnte, als bis es dem Herzog gelungen war, den einzigen Brunnen vergiften zu lassen. So fällt sie, und er schliesst: Bel fu lo assedio e digno de memoria.

Digitized by Google

ein Reichtum von Sentenzen ausgestreut, der wohl geeignet wäre, uns einen Einblick in die Lebensweisheit und ethischen Überzeugungen des Dichters zu verschaffen; nur darf dabei nicht ausser Acht gelassen werden, dafs eine ganze Reihe dieser epigrammatisch zugespitzten Lehren nicht unmittelbar Gedanken des Dichters ausspricht. Sie finden sich zum grofsen Teil in den Reden des Feldherrn, sind also dessen Eigentum, und verkündigen nur den Geist der Vita militare. Andre Sätze sind offenbar in erziehlicher Absicht in usum Delphini vorgebracht, d. h. dem Verfasser trat der junge Herzog Guidobaldo in erster Linie als Leser dieses Epos vor Augen, und so versetzt er sich in die Stelle eines Mentors, der ihn auch ritterliche Gesinnung und besonnene Klugheit zu lehren hat. Auch nach Abzug dieser Bestandteile bleibt indessen für die Auffassung Santis ein Rest übrig, der uns immer, als bezeichnend für den Vater Raphaels, wertvoll genug erscheint.

So ist es nicht mehr als billig jener eigentümlichen Einführung heimtückischer Schicksalsmächte einen Ausspruch gegenüber zu stellen, der versöhnen mufs: „Drum wag ich zu behaupten: Menschenweisheit Hilft garnichts gegen den Beschlufs des Himmels, Wenn nicht der Mensch in dieser Welt Gefahren Als Schutz und Schirm sich Gottes Güte findet." (fol. 217 a.) Demütig denkt er auch von der menschlichen Erkenntnis und mahnt bevorzugte Geister zur Bescheidenheit: „Ich sah wohl ein, dafs menschlicher Verstand, Jemehr er sich bemüh'n mag zu durchschauen Der Gottheit Werk, nur weniger, — nichts versteht, Wenn jene nicht durch sonderliche Gnade Zu ihm herabsteigt. Und wenn Einer mehr sieht, Ist's Gottes Wolthat, nicht des Menschen Kunst. Drum rat ich, wer die Andern übertrifft An solcher Gnade, überheb' sich nicht Auf Erden; denn der Segen kommt von Oben! Nein, danken sollten Gott die hohen Geister Ob jedes Ruhmes Zier; denn er allein Läfst sie so hell in ihrem Glanz erstrahlen." So weist er denn auch überall auf die Unbeständigkeit der irdischen Verhältnisse hin; und setzt den unwilligen Klagen des strebenden Menschen, den die Enttäuschung wohl gar zu dumpfem Fatalismus drängt, die Lehren der Weisheit entgegen. Wohl klingt es häufig unter dem wechselnden Geschick der Schlachten: „Fortuna nimmt Partei so, wie sie will, Und Thorheit ist's, sich ihr zu widersetzen;" (140 a) aber der ernste Mann, der das Leben kennt, mahnt auch zur Vorsicht selbst solange das Glück noch lächelt: „ . . . Lerne das

Digitized by Google

Glück Benutzen, wie's dem klugen Manne ziemt! Denn freundlich blickts, bald finster nach Gefallen, Ihm ist erlaubt zu wechseln; drum ist klug, Wer es mit Scheu benutzt. Schnell wirfts zusammen, Noch eh' mans denkt, des Widerwärtigen viel. Wohl dünkt sich der da hoch auf seinem Rad Und liegt im nächsten Augenblicke drunten." (124 b — „Zuweilen glaubt man wohl in seiner Hand die Zügel ganz zu halten; aber wehe! Wie mancher, der zu kühnen Lauf gewagt, Fiel schon vom hohen Sitz ins Elend nieder." (fol. 94 a.) — „Mag auch der Anfang noch so fröhlich sein Tollkühnen Wagens, immer wirds am Ende Trostlos und jammervoll zurücke kehren." (33 a.)

Deshalb empfiehlt er nicht nur überall zurückhaltende Besonnenheit, sondern stimmt auch in seiner Weise ein in das Horazische „Beatus ille qui procul negotiis." . . „Hai, quanto è meglio el starse senza alcuno | Honore o grado in simile ciptade | Privaamente, che esser importuno | Di offitij e dignità; perchè el se cade | D'alta quiete et viver dolce e lieto, | O a morte vile o in gran calamitade. | Pero, che sempre el populo è assueto | Como uno è grande in lui, nol sopportare | E sia s'el sa iustissimo e discreto." — Indessen, wenn er es auch vorzieht, dem öffentlichen Leben fern zu bleiben, und politische Thätigkeit kaum begehrt haben würde, auch wenn Urbino mehr Gelegenheit dazu geboten hätte, so hat er sich doch ein warmes Herz für die Geschicke des gröfsern Vaterlandes bewahrt, und immer ist mit Anerkennung hervorgehoben, wie lebhaft er die Zerrifsenheit Italiens beklagt und die Uneinigkeit der Fürsten und Städte geisselt. Was seine politische Überzeugung angeht, so ist ihm allerdings die Anhänglichkeit an seinen Landesfürsten zu sehr Herzenssache, als dafs man ihn weiter fragen dürfte, ob er nicht sah, dafs grade die Unabhängigkeit all dieser kleinen Herren, die doch einen Anhalt an einem mächtigeren Nachbar brauchten und deshalb fortwährend zwischen Neapel und Venedig oder gar Mailand und Florenz hin und herschwankten, um nur gegen den kirchlichen Oberherrn ihrer Lehen selbständiger zu bleiben, — dafs gerade diese Fürsten vielfach die Einigung des gröfsern Ganzen störten. Natürlich nimmt er, wo derartige Konflikte hervortreten, Partei für seinen angestammten Herrscher. Er äufsert sich ziemlich offenherzig über den Papst und das Collegium der Cardinäle: es sei ja bekannt, welch gierigen Sinn die hätten: „Che dove è l'util sofferir gli è caro Le legge, e la iustitia contradire, Se a lor non empie l'apetito avaro." — Die Nepotenwirtschaft

Digitized by Google

unter Sixtus IV. giebt ihm Veranlassung zu einem ebenso ruhig ernsten wie psychologisch richtigen Urteil über die jugendliche Eitelkeit des Pietro Riario, während die unersättliche Ländergier des Conte Girolamo wieder ebenso wahr vom allgemein menschlichen Standpunkte betrachtet wird: „gli apetiti mai non stanno Contenti dei mortali." (fol. 301a u. 335b) Man mufs überhaupt anerkennen, dafs er sich überall aus den Einzelverhältnissen zu gröfserer Auffassung zu erheben weifs. Und es mutet uns gesund und treuherzig an, wenn er bei der Jugendgeschichte seines Helden auch die Schwächen nicht vertuscht und aus den Abenteuern der Liebesleidenschaft, auf die er nicht eingeht, doch die Lehre zieht: „ . . . meglio è tal furore Sfogar in tal età, che al viver lento Della vechiezza amar poi cum dolore."

Sonst ist er überall ein begeisterter Anhänger der Tugend und Verehrer der Tüchtigkeit in jeglicher Gestalt: „Che per vertù convien gloria s'aquista, Pronto agli affanni da matina a sera." (39 a) Glückselig nennt er den, dem Tugend nur gefallen; denn solche Lebensart macht ihm die Menschen wohlgesonnen und Erde und Himmel seinem Trachten günstig. (46 a)

Um so energischer wendet er sich gegen die schlimme Verkehrung der sittlichen Anlagen im Menschenherzen und zeichnet wie einen psychologischen Prozefs, den er selbst beobachtet, das Verhängnis, das die mifsleiteten Seelenkräfte in sich selber tragen und bis zum unheilvollen Ausgang erfüllen. „Der bösen Seele, die es fertig bringt, Die Treu zu brechen, ist es nicht verstattet, Straflos zu bleiben, wie wohl Jeder sieht: Durch schwankend Hoffen in sich selbst verwirrt, Wird stets zum Schlechteren sie vorwärts drängen, Da Freundschaft fehlt und jede heilige Scheu. Nicht wüfst' ich Schlimmeres in dieser Welt Als Unbeständigkeit; denn unter ihr Sinkt unser Geist vom hohen Sitz herab, Und Wankelmut beredet uns zum Irrtum, Dafs dort wir enden, wo die Schuld uns trifft, Und aller Wegen offenkundig sei, Wie widersinnig uns ein Zwang verleitet." (35 a) Die Undankbarkeit, die er mehrfach schilt, wird besonders in folgenden Versen gebrandmarkt:

Ma sempre l'alma ingrata ordina e fila
Contrario merto agli alti beneficij,
E quanti magiori son più abassa e invila.
E parmi che sia colmo a tucti i vitij
L'ingratitudin, qual de pietà el fonte
Secca, destrugie e li pietosi offitij.

Digitized by Google

Dagegen feiert er das Ideal der Freundschaft, „quella gloria anticha | D'incorotta amistà, splendore eterno, | Che al secul nostro tanto ogi è inimica", und die standhafte Treue: „O vertu excelsa, che si rara vede | El mondo in se et maxime in coloro | Ai qual fortuna el gran poter concede." (51 a).

Ja, er ist durchdrungen von der sittlichen Überzeugung, daſs die Tugend sich auch bei Gegnern Anerkennung verschaffen und siegreich durchdringen wird, allem Neid und Haſs zum Trotze. Diesem schönen Glauben leiht er wiederholt Ausdruck:

Questo è el verace e glorioso merto
Che la vertù se tira: dal nemico
D'esser amato e laude essergli offerto. (211 a)

oder noch zuversichtlicher:

Pero chè la vertù cum sue fiamelle
Trova ancor fra i nemici honesto luoco
E cum sua forza l'odio rompe e svelle.

Damit ist aber auch der wertvolle Inhalt dieses Epos in ethischer wie in poetischer Beziehung so ziemlich erschöpft und wir müssen wohl nach solcher Blütenlese des Besten ausdrücklich Verwahrung einlegen, wenn man aus diesen Beispielen noch auf einen Reichtum ähnlicher Art weiter schlieſsen möchte, der noch dahinter liege. So sehr es uns darauf ankommen durfte, dem Geist des Dichters vollauf gerecht zu werden, so wohl glauben wir uns jetzt berechtigt, einem allzu günstigen Vorurteil für das Ganze entgegenzutreten. Um die allgemeiner genieſsbaren Früchte einzuheimsen, die wir aufgetischt, bedurfte es geduldiger Ausdauer genug, uns durch die langen Beschreibungen aus dem Kriegsleben des Herzogs Federigo hindurchzuwinden, und wer durch diesen Vorschmack etwa seine Erwartung „auf das Erschlieſsen der vollen Quelle bis zum Höchsten spannen" läſst, wird — fürcht' ich — eine Enttäuschung erfahren. Jedenfalls wird wohl Niemand, der das Ganze wirklich kennt, in diesen Reimen Santis gerade „die höchste plastische Gestaltungskraft" bewundern. Er hat sich redlich bemüht, den groſsen und historisch immer bedeutsamen Stoff in würdiger Haltung vorzutragen; aber ihn wahrhaft poetisch zu durchdringen und gestaltend zu bewältigen, dafür reichten seine Kräfte doch nicht aus. Einzelne Scenen sind recht wohl gelungen, gewisse Abschnitte seiner Dichtung werden den Freund des Quattrocento immer erfreuen. Wir haben durch einen Hinweis auf das Beste ungefähr angedeutet, was eine solche Auswahl etwa umfassen würde. Aber im Groſsen und Ganzen folgt er in seinem gereimten Bericht von Schlachten und Belagerungen,

Digitized by Google

schlau berechneten Überfällen und allerlei Winkelzügen, aus denen sich die Kriegführung jener Zeit zusammensetzt, offenbar nur seiner wohl unterrichteten, aber einseitig detaillirten Quelle, den Memoiren des Pierantonio Paltroni. In den meisten Kapiteln so treu, dafs aufser der poetischen Form der terza rima, und soviel um ihretwillen zusammengedrängt oder ausgeweitet werden mufste, eben nicht viel Eigenes auf seine Rechnung kommt.

Andrerseits haben wir billiger Weise in Anschlag zu bringen, dafs Santi um sein Gedicht schreiben zu können, Vieles gelesen haben mufste, und sicher noch während des Schreibens las. Möglich, dafs Dantes göttliche Komödie beinahe völlig hinreichte, die Gewandtheit des sprachlichen Ausdrucks zu erwerben; dauernde, hingebende Beschäftigung mit diesem einzigen Schatz poetischer Diction mochte dem Terzinendichter ungefähr ebensoviel bedeuten, wie uns Deutschen Luthers Bibel. Aber schon des Stoffes wegen mufste Anderes hinzukommen, und Manches vermögen wir zu nennen. Guarinos lateinischer Plutarch (Cod. vat. Urb. lat. 226) forderte emsigen Fleifs und gewifs die Beihülfe eines Freundes, wie Federigo Veterani, in der Bibliothek des Herzogs. Auch die Vorrede des Marsilio Ficino zu Platos Republik, auf deren Kenntnis wir ihn ertappten, war lateinisch geschrieben. In der Widmung seines Epos an Guidobaldo nennt er selbst die Schriften des Gianantonio Campano, Francesco Filelfo, Porcellio u. a., welche vor ihm die Thaten seines Helden verherrlicht hatten, und fügt als neueste Erscheinungen die des Cristoforo Landino von Florenz und des Sigismondo de' Conti da Fuligno hinzu.[1]) Man denke sich sodann die Masse seiner nahezu 23,000 Verse auf den Zeitraum von zehn Jahren verteilt, und dieses Jahrzehnt als die eigentlich produktive, für uns allein historische Lebenszeit des Malers, wo er nicht blos nach einander zwei junge Frauen heimgeführt, sondern auch alle Gemälde, Tafelbilder und Fresken geschaffen hat, die wir von ihm besitzen.

1) Von Sigismondo de' Conti besitzen wir „Historiarum sui temporis libri" (gedruckt Rom 1883), in deren Vorrede der Herausgeber gewifs irrtümlich voraussetzt, dafs der Verfasser noch eine besondere Vita Federigos geschrieben habe. Von Cristoforo Landino wären besonders die „Disputationes Camaldulenses" (Dedicationsexemplar an Federigo, Urb. 508) zu nennen; doch befand sich auch sein Gedicht „Xandra" (Urb. 368) und seine Schrift „De Anima" (an Ercole d'Este, Urb. 1370) und anderes (Urb. 248., 249., 512) in der herzogl. Bibliothek. Von Porcellio käme die „Feltria" (Urb. 373) in Frage, von Filelfo aufser zahlreichen Gedichten (Urb. 709) die „Martiade" (Urb. 702), von Campano die Leichenrede auf Battista Sforza (Urb. 324) und das Leben des Braccio (Urb. 466.)

Digitized by Google

Stellen wir uns diese ansehnliche Reihe seines Malerwerkes, nur soweit es heute noch erhalten und nachweisbar ist, in chronologischer Folge vor, so begreifen wir in der That, wenn er gelegentlich einmal über die Last seiner selbst erwählten Aufgabe seufzt. Sie sei ihm lange Zeit hindurch schwer genug geworden, versichert er seinem Fürsten. Aber wenn er auch den Wunsch, Federigo Unsterblichkeit und sich selbst Poetenruhm zu sichern, in Erkenntnis seiner eigenen Schwäche zu unterdrücken versucht, immer habe dieser hochstrebende Wunsch wieder die Oberhand gewonnen. Er vergleicht ihn sogar ziemlich drastisch mit der Lernäischen Hydra: kaum habe er ihm den Kopf abgeschnitten, so seien mehrere wiedergewachsen, und so müsse er, nicht im Besitz der Keule des Herkules, sich schon besiegt geben. Die Jahre 1482 bis 1494 sind eine Zeit angestrengter Produktion in Santis Leben auf dem zwiefachen Gebiete der Malerei und Poesie. Auf Kränklichkeit zu schliefsen, ist danach kein Anlafs, wohl aber mochte die übermäfsige Thätigkeit schliefslich seine Körperkraft untergraben. Der unausgesetzte, emsige Fleifs gehört zum Familiencharakter. Vater und Sohn sind dem Grundsatz treu geblieben, den Giovanni wiederholt ausspricht: „Tristo colui che indarno el tempo spende, Che sol pel bene oprar qui n'è concesso". Aber wenn irgendwo, so gilt für sein Schaffen als Maler, was er selbst mit den Worten seines Widmungsbriefes sagen will „che ogni minima cosa vole tucto l'homo!"

So bescheiden der Bereich seiner Wirksamkeit in der Heimat sein mochte, auch als Künstler bietet er den Anblick eines ganzen Mannes dar, und darf von der historischen Forschung, die ihn beurteilen will, gewissenhafte Aufmerksamkeit fordern, gerade weil der Darstellungskreis, der ihm zur Übung seiner Kräfte gegeben war, so beschränkt erscheint und ein ungünstiges Vorurteil über den Meister nahe legt, da seine Stoffe uns nicht sonderlich durch Neuigkeit anziehen. — Vasari, der ihn mittelmäfsig nennt, hat keins seiner Werke aus eigener Anschauung gekannt. Heute ist es jedoch nicht schwer, sich an den Stätten seines Schaffens die Kenntnis der Hauptleistungen zu erwerben, ohne die man überhaupt nicht das Recht hat, irgend welche Meinung für oder wider ihn verlauten zu lassen. Es soll die Aufgabe unserer folgenden Betrachtung sein, ihm auch als Maler gerecht zu werden, so weit er es mit gutem Recht beanspruchen darf.

Digitized by Google

Studien zur Geschichte des französischen Humanismus.

Von Ludwig Geiger.

IV. Kritische Übersicht neuerer Erscheinungen.

Ein Gebiet, das bisher so gut wie gänzlich brach gelegen hatte, ist in neuerer und neuester Zeit von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen worden. Nicht immer mit Glück. Die Vorgeschichte der Renaissance, welche A. Tilley zu schreiben unternommen hatte, musste als verfehlt zurückgewiesen werden. (Vgl. oben Bd. I, 527—532). Dagegen muss mit hoher Anerkennung auf E. Müntz' Prachtwerk[1]) hingewiesen werden, dessen innere Gediegenheit der ausserordentlich prächtigen Erscheinung vollkommen und würdig entspricht. Müntz giebt keine allgemeine Geschichte des französischen Humanismus, sondern beschränkt sich auf einen verhältnifsmäfsig kleinen Zeitraum, nämlich die Regierungsjahre Karls VIII., aber er erweitert seine Aufgabe, indem er nicht blos von der litterarischen Entwicklung Frankreichs in jener Epoche, sondern zugleich von seiner künstlerischen, ja von dieser in weit gröfserer Ausführlichkeit, spricht und die litterarischen und künstlerischen Leistungen Italiens während derselben Epoche in sehr eingehender Weise behandelt. Teils aus diesem Grunde, teils aus dem Umstande, dafs ich dem vortrefflichen Werke schon anderweitig eine Besprechung habe zu Teil werden lassen[2]) und den der italienischen Renaissance gewidmeten Abschnitt noch in anderm Zusammenhange werde hervorheben müssen, begnüge ich mich hier mit einem kurzen Hinweise auf dasselbe.

1) *La Renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII. Ouvrage publié sous la direction et avec le concours de M. Paul d'Albert de Luynes et de Chevreuse, duc de Chaulnes par Eugène Müntz. Paris, Firmin Didot,* 1885, XII und 560 S. 4°.

2) Vgl. „Die Nation" Wochenschrift, 26. Juni 1886, S. 369—372.

Digitized by Google

Ein wichtiger Faktor für das Inslebentreten der Renaissance war die Einführung der Buchdruckerkunst. Auch ihr ist neuerdings eine Darstellung gewidmet worden.[1])

Die Buchdruckerkunst ist eine deutsche Kunst; die ersten Drucker aller Länder waren Deutsche. Auch nach Paris wurden solche deutsche Basler Drucker verschrieben und es ist merkwürdig genug, dafs sie: Gering, Fribourger (d. h. Freiburg), Crantz, trotz der Bemühungen der Franzosen, sich fremdländische Namen zurechtzumachen und trotz der damals allgemein herrschenden Manier, Eigennamen zu latinisieren, sich ihre Namen ziemlich unverändert erhielten. Aber nicht blos die Drucker, sondern auch die Anreger und Beförderer der Buchdruckerkunst waren keine Franzosen: der Eine, G. Fichet stammte aus Savoyen, der Andre, Joh. Heynlin von Stein (a Lapide) war ein Deutscher.

Mit Heynlin von Stein hatte man sich mannigfach beschäftigt (vgl. Prantls Notiz in d. Allg. D. Biogr. XII. 379 und meine Bemerkungen in Renaiss. und Hum. S. 416 ff.), nun werden eine Reihe

1) *Origine de l'imprimerie à Paris d'après les documents inédits par Jules Philippe, Député de la Haute-Savoie, vice-président de la société florimontane d'Annecy a Paris, Charavay frères*, 1885, VII und 253 S. Aus dem Titel erfahren wir noch aufserdem, dafs der Verfasser Mitglied von fünf ferneren gelehrten Gesellschaften ist; sollte eine derartige Aufzählung von nichts bedeutenden Titeln, die man bisher als eine üble deutsche Eigenschaft bezeichnete, nun auch in Frankreich Eingang gefunden haben? Das vortrefflich gedruckte Buch bringt eine Reihe phototypirter sehr gut ausgeführter Kunstbeilagen: Die letzte Seite des Sallust, die letzte Seite des Briefes von Bessarion an Fichet, aus des Letztern Rhetorik die erste Seite der *Epistolae* des Gasparino, eine Miniatur aus Bessarions Reden (vatikanische Bibliothek), aus derselben Bibliothek eine Miniatur aus der Rhetorik Fichets, eine desgleichen aus einer Gothaer Handschrift dieses Werkes, aus derselben die schöngeschmückte erste Seite, prosodische Tafel, erste Seite der Vorrede desselben Werkes (nach einem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek), erste Seite des Buches von Augustinus Dates über die Beredtsamkeit, desgleichen von Leonardo Aretinus Übersetzung der platonischen Briefe, erste Seite der Bukolika und letzte der Georgika des Vergil (auf den beiden letzterwähnten Tafeln sind aufser dem Druck auch handschriftliche Notizen sehr gut wiedergegeben) Brief Fichets an Gaguin aus einem Basler Exemplar der Orthographia, erste Seite des Juvenal, letzte des Persius. — Man sieht, es werden von einer grofsen Reihe von Druckwerken Proben gegeben, so dafs auch der Leser, der die seltenen aus französischen, englischen, deutschen und schweizer Bibliotheken entnommenen Originale nicht kennt, sich einen Begriff derselben verschaffen kann. Den Schlufs macht eine Abbildung des dem Ulrich Gering in der Bibliothek St. Geneviève in Paris errichteten Denkmals. Ein Bild desselben, aus Luzern, war schon vorher abgebildet.

Digitized by Google

Einzelheiten hinzugefügt. Neu ist der Nachweis, dafs Heynlin ein Deutscher, kein Schweizer ist; als Prior der Sorbonne hat Heynlin seine Akten bezeichnet: *Prioratus Johannis de Lapide, Alemani diocesis Spirensis,* vielleicht, nach Siebers Vermuthung, Stein bei Bretten. Heynlin lebte in Mainz bevor er nach Paris kam, und er mag an der Geburtsstätte der Buchdruckerkunst das Interesse für dieselbe gewonnen haben. Die ersten Schritte zur Einführung der Kunst in Paris werden jedoch von Fichet und Heynlin zusammen unternommen; die Druckerei wurde in dem Gebäude der Sorbonne eingerichtet; drei Mitarbeiter, die obengenannten drei Drucker halfen mit und so konnte 1470 in Paris das erste Buch erscheinen. Es ist überaus kennzeichnend für die Gesinnung der Vorsteher der Druckerei, dafs die ersten vier Werke weder Volksbücher noch religiöse Schriften sind, mit denen die Drucker der meisten Länder begannen, sondern Publikationen, die zur Beförderung der humanistischen Studien dienten und zwar nur eine Schrift aus dem Altertume, Sallusts Verschwörung des Catilina und jugurthinischer Krieg, dagegen drei Arbeiten moderner Humanisten: Die Briefe des Gasparino da Barzizza, Bessarions Reden und Fichets Abhandlung über Rhetorik. Ob die Auswahl besonders glücklich war, will ich nicht entscheiden, sie ist wichtiger wegen ihrer Tendenz, als wegen der Geschicklichkeit des Wählenden. Sie soll bedeuten, dafs gegenüber der bisher herrschenden Hintansetzung der Formcultur nun eine besondere Pflege derselben eintreten müsse, sie giebt die Theorie der neuen Kunst und gleichzeitig zwei Beispiele, in denen diese Theorie trefflich beobachtet wird.

Zwei Thatsachen inbetreff dieser vier ersten Drucke sind sehr bemerkenswert. Die eine, dafs Fichet trotz aller Wertschätzung seiner Kunst, gleichzeitig mit den Drucken seiner Rhetorik auch einzelne besonders kostbare Abschriften für fürstliche Personen bestimmt herstellen liefs (vgl. die Ausführung Philippe, S. 120 ff.; der technische Ausdruck lautet: Das Buch sei hergestellt von denjenigen *qui librarii viri dicantur).* Man wird erinnert an Federigo von Urbino, „der sich geschämt hätte" ein gedrucktes Buch zu besitzen.[1]) Die andere bemerkenswerte Thatsache ist, dafs die bedeutenden Männer Frankreichs die kühnen Neuerer priesen. Der ersten Ausgabe von Fichets Rhetorik ist ein Gedicht des

1) Burckhardt, Kultur der Renaissance I. 4. Aufl., S. 219.

Digitized by Google

Robert Gaguin beigegeben, das dem Autor und dem Beförderer der neuen Kunst Weihrauch streut (das Gedicht ist bei Philippe S. 107 und sonst mehrfach nur erwähnt; ein Abdruck der merkwürdigen Verse wäre erwünscht gewesen) und ihm die Unsterblichkeit zusichert:

Gaude igitur doctor, habiturus nomen in aevum.

Bedeutsamer als dieses Gedicht ist das andere eines weniger bedeutenden Mannes, des Deutschen Erhard von Windsberg, das am Schlusse der obenerwähnten Sallust-Ausgabe sich findet. Der Dichter spielt auf den Krieg an, den Ludwig XI. damals gegen Karl den Kühnen von Burgund vorbereitete, mahnt die Pariser ihrem Könige zu helfen, hofft, dafs die von Sallust berichteten Kriegsthaten ihren Mut und Eifer beleben werden und schliefst mit den Worten:

Armigerisque tuis Alemannos adnumeres, qui
Hos pressere libros arma futura tibi.

Die Buchdrucker also werden gerühmt als Waffenschmiede, die Bücher, d. h. die Kenntnisse, als die Waffen, welche denen, die sie zu handhaben wissen, Stärke und Sieg verleihen.

Die Druckerei der Sorbonne bestand nur zwei Jahre, im Jahre 1473 verlegten die drei genannten Drucker ihre Werkstätte nach der Rue St. Jacques; Fichet und Heynlin verliefsen Paris, jener ging nach Rom, wo er 1478 starb, dieser nach Basel, wo er am 15. August 1487 in das Karthäuserkloster eintrat und am 12. März 1496 starb. Die während des kurzen Bestehens der Druckerei noch veröffentlichten Werke trugen durchaus denselben Charakter wie die früher erwähnten. Es sind Editionen alter Autoren und Schriften moderner Humanisten. Unter jenen sind aufser Plato und Cicero, die von Humanisten aller Schattirungen bewundert werden, auch Juvenal und Persius vertreten, die bei den Männern der ältern Richtung nicht blos damals, sondern noch Jahrzehnte später grofsen Anstofs erregten; unter den Neueren aufser dem schon erwähnten Gasparino da Barzizza, der noch mit einem andern Werke erscheint, besonders Lor. Valla und Enea Silvio, die gerade als Vertreter des radikalen Humanismus gelten können: Valla, der die Wollust verteidigte, Enea, der in Leben und Schriften die freie Liebe predigte. Trotz dieser, wenn man will, erotischen Tendenz — Eneas schöne Geschichte von Eurialus und Lucretia gehört zu den ersten Pariser Drucken, — macht sich doch im

Digitized by Google

Jahre 1472 eine Konzession an die Religiösgesinnten geltend, welche in der Buchdruckerkunst ein Beförderungsmittel der Frömmigkeit sehen wollten. Zu den Drucken des Jahres 1472 gehört das Werk des h. Ambrosius *de officiis,* der Moraltraktat *Speculum humanae vitae,* den man wenigstens wegen seines geistlichen Autors, des spanischen Bischofs Rodrigo von Arevalo in diesem Zusammenhange aufführen kann und das aus dem 14. Jahrhundert stammende religiös-moralische *Sophologium Jacobi magni.* Ob aber nicht trotz dieser Konzession die Sorbonne die in ihren Räumen getriebene Thätigkeit frevelhaft fand? Die Übersiedelung der Druckerei aus der Sorbonne, die Entfernung Fichets und Heynlin aus Paris steht nicht blos in einem äufsern zeitlichen, sondern auch wohl in einem innern Zusammenhange mit den scharfen Edikten der Sorbonne gegen den Nominalismus, d. h. in diesem Falle gegen die humanistischen Bestrebungen überhaupt. Diese hörten zwar infolge dieser Edikte nicht auf, aber sie durften sich nicht in denselben Räumen zeigen, von denen aus jene Edikte geschleudert wurden.

In Philippes Darstellung ist Manches zu bemängeln. Er schöpft keineswegs immer aus den ersten Quellen. Dafs Erhard v. Windsberg Student der Medizin in Paris und Korrespondent Reuchlins war, mufste nicht aus einem so entlegenen Werke, wie Chevilliers *Origines de l'imprimerie* (S. 52 A.) entnommen werden, eine Benutzung der Briefe Reuchlins wäre fördersamer gewesen. Die litterarischen Kenntnisse des Verfassers reichen nicht immer aus: von dem Gasparino, dessen *epistolae* zu den ersten Pariser Druckwerken gehören (vgl. z. B. S. 43), wird nie etwas Näheres gesagt; es ist der bekannte G. da Barzizza, (vgl. meine Renaiss. und Humanismus, S. 165fg., 569). Auch kann der Verfasser seine Vorlagen nicht immer richtig entziffern. Im Faksimile S. 44 steht deutlich: *Nos impresserunt,* der Verfasser liest aber *hos* und übersetzt demgemäfs: *les ont imprimés.* Auch die grofse Breite der Darstellung ist zu tadeln: der Leser wird gezwungen, bei den geringfügigsten Details mit dem Autor Halt zu machen, zahlreiche Abschweifungen zu erdulden; das Kleinlichste wird mit grofser Wichtigthuerei vorgetragen. Kritische Schärfe wird nicht selten vermifst: Der Autor will beweisen, dafs Bessarions Reden im Anfang 1471 gedruckt worden sind. Das Vorgebrachte ist indessen nicht beweiskräftig; erst die S. 58 angeführten Thatsachen und Daten vermögen die Annahme festzustellen.

Digitized by Google

Dagegen ist die ungemein sorgfältige bibliographische Beschreibung der erwähnten Drucke durchaus zu loben; der Autor begnügt sich nicht etwa mit der Beschreibung eines Exemplars jedes dieser vier Werke, sondern er ist jedem einzelnen, in welcher europäischen Bibliothek es sich auch befinde, nachgegangen und liefert eine genaue Schilderung desselben.

Buchdrucker und Schriftsteller sind zur Zeit der Renaissance durchaus nicht zu trennen; jene sind damals meist gebildete oder geradezu gelehrte Männer, diese scheuen sich nicht als Korrektoren in den Druckereien thätig zu sein. Diesen Gelehrten, sei es nun den in Frankreich geborenen, sei es den nach Frankreich eingewanderten, ist neuerdings mehrfach die Aufmerksamkeit zugewendet worden.

Den Reigen mag eine Frau eröffnen, eine gefürstete Schriftstellerin, Margarethe von Navarra (1492—1549), die Lieblingsschwester des Königs Franz I., gleich ihm litterarisch gebildet, in weit höherm Grade als er schriftstellerisch thätig. Sie steht den Studien der Renaissance nicht fern, sie unterstützte dieselben und die Männer, welche sich diesen Studien ergaben. Lotheissen[1]) hat ihr neuerdings eine geschmackvolle Darstellung gewidmet, ich habe teils auf Grund dieses Buches, teils auf eigene Arbeiten gestützt, grade ihr Verhältnis zur Renaissance-Bewegung an anderm Orte darzulegen gesucht.

Bedeutender als Margarethe haben die Männer diese Studien gefördert. Über einen Griechen, der aber lange in Paris lebte und deswegen hier wohl eine Stelle verdient, über Georgius Hermonymus aus Sparta hat H. Omont[2]) gehandelt. Hermonymus (vgl. übrigens oben Bd. I., S. 530 fg.) ist hauptsächlich durch die schmähenden Bemerkungen des Erasmus und des Beatus Rhenanus bekannt, welche ebensowohl das Wissen als die Lehrbefähigung

1) Königin Margarethe von Navarra. Ein Kultur- und Litteraturbild aus der Zeit der Reformation. Von Ferdinand Lotheissen, Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1886. Vgl. meinen Artikel in „Die Nation" Nr. 37, S. 542—545. Doch will ich nicht verschweigen, dafs eine Besprechung in der *Revue critique* 1886 durchaus nicht das von mir ausgesprochene günstige Urteil über das Lotheissen'sche Buch bestätigt.

2) *H. Omont, Georges Hermonyme de Sparte, maître de grec à Paris et copiste de manuscrits 1476 (Extrait des mémoires de la société de l'histoire à Paris)*, 1885, ausgegeben Mai 1886, tome XII., S. 65—97.

Digitized by Google

jenes Griechen in Abrede stellen; es fragt sich, ob das vernichtende Urteil, das auf die Autorität Jener hin über diesen Lehrer gefällt wurde, wirklich berechtigt war. Der neueste gelehrte Biograph der Griechen des 15. und 16. Jahrhunderts E. Legrand[1]) weist

1) Dem in dem gleich zu nennenden Werke (daselbst I, LV, LVI, CXLIII, über Hermonymus) behandelten Gegenstande habe ich in der Wochenschrift „Die Nation" 1886, Nr. 43 S. 629—632 einen Essay gewidmet, auf den ich der Kürze halber verweisen muſs. Daselbst S. 629 Anm. auch eine referierend-kritische Besprechung des Werkes, die ich zum gröſsten Teil hier wiederzugeben mir erlaube: „*Bibliographie hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés en grec par des Grecs aux XV. et XVI. siècles. Par Emile Legrand répétiteur à l'école nationale des langues orientales. 2. voll. Paris, Ernest Leroux éditeur* 1885, CCXXVII und 320, LXXIX und 453 S. Nur in 325 Exemplaren gedruckt, von denen 50 auf holländischem Papier. Die letzteren, von denen mir eins vorliegt, sind wundervoll ausgestattet, mit Kupferstichen dreier der berühmtesten Hellenisten geziert. Das Werk ist eine wissenschaftliche Leistung hervorragender Art. Es stellt den beiden Bänden Einleitungen voran, die ihrem Umfange und ihrer Bedeutung nach schon als ein selbständiges Werk bezeichnet werden können. Nach einer vernichtenden Kritik seiner Vorgänger giebt der Verfasser die gründlichen Biographieen von 24 griechischen Gelehrten, aus den Quellen geschöpft und durch manches ungedruckte Material bereichert. Ungedruckte Briefe werden mitgeteilt, Hinweisungen auf Manuskripte sind sehr häufig, bei einzelnen bedeutenden Gräcisten wird ein Faksimile ihrer Handschrift gegeben. — Das eigentliche Werk geht chronologisch vor, es beginnt mit einem vom 30. Januar 1476 datirten Werke und schliefst mit einem aus dem Jahre 1600 herrührenden; im ganzen werden 290 Werke beschrieben. Der jeder einzelnen Schrift gewidmete, oft recht umfangreiche Artikel giebt zunächst eine genaue bibliographische Beschreibung des Werkes, — manchmal selbst mit getreuer Nachbildung der Typen des Titels, — sodann Angaben über die Bibliothek, in welcher das benutzte Exemplar sich findet, über die oft sehr hohen Preise, zu welchen diese seltenen Inkunabeln verkauft worden sind, ferner Mitteilung des Widmungsbriefes, der empfehlenden Briefe und Gedichte, die als unentbehrlicher Bestandteil humanistischer Erzeugnisse galten, Andeutungen des Inhalts, kleine bibliographische Untersuchungen verschiedener Art. Auf diese Beschreibung der Werke folgen in einem grofsen Anhange ungedruckte griechische Briefe des Michael Apostolius, des Georg, Emanuel und Johann Argyropulus, Urkunden über die Familie des Demetrius Chalcondyles und über Janus Lascaris, Briefe von Markus Musurus und Dokumente, welche ihn betreffen, ferner Briefe von weniger bedeutenden Griechen, die nicht alle im einzelnen aufgezählt werden sollen. Wer selbst, wie Referent ähnliche bibliographische Beschreibungen zu machen und derartige Briefsammlungen zusammenzustellen hatte, der vermag die grofse Sorgfalt und den hingebenden Fleifs des Herausgebers gebührend zu würdigen." Zwei Bemerkungen möchte ich jedoch hinzufügen, die dieses Lob einigermafsen beschränken. 1) Die Biographieen sind zu äufserlich, sie sind fast ausschliefslich Zusammenstellungen von Lebensdaten, Anführungen von Büchertiteln und Schriften, sie geben aber weder eine Analyse der Schriften, noch eine Charakteristik der Menschen, sie versuchen durchaus nicht den Leser in das einzuführen, was ihm bei der Betrachtung der Gelehrten früherer

Digitized by Google

dem Hermonymus keine Stelle an, er erwähnt ihn nur wenige Male ganz nebensächlich. Betrachtet man nun die Zeugnisse der Zeitgenossen, die Omont gut zusammengestellt hat, so ergiebt sich Folgendes: Reuchlin und Jak. Faber haben den Griechen gelobt, Erasmus — die Äufserung des Beatus Rhenanus ist nur ein Echo derjenigen seines Meisters Erasmus — und Budé haben ihn getadelt, die beiden Ersteren haben ihn kürzere, die beiden Letzteren längere Zeit zum Lehrer gehabt. Unterscheidungs- und Erkenntnisvermögen ist beiden Paaren ungefähr in gleichem Maafse eigen, Nachsicht und Menschenfreundlichkeit überhaupt mehr dem lobenden, Neigung zum Spott, mifsgünstige Beurteilung grade der Hervorragenden mehr dem tadelnden. Erwähnenswert ist die Divergenz der Tadelnden: Budé verdächtigt mehr den Charakter, Erasmus mehr das Wissen. Da Erasmus die gern denjenigen gegenüber thut, von denen er etwas gelernt hat — notabene nach ihrem Tode, man vergleiche sein Verfahren gegen Andrelini, oben Bd. I., S. 4 — und da Budé die Prellerei, welche Hermonymus gegen ihn ausführte, dem Griechen nicht vergessen konnte, so ist es vielleicht doch geraten, das Zeugnifs dieser Beiden als etwas verdächtig zurückzuweisen.

Was wir von Hermonymus besitzen, sind Abschriften griechischer Manuskripte und einzelne lateinische Übersetzungen. Von ersteren zählt Omont 74, darunter 5 lateinische, aus französischen, schweizerischen, englischen Bibliotheken — je eines aus Leiden und Rom, von letzteren 16, von denen zwei gedruckt sind. Von jenen Handschriften sind nur zwei mit dem Namen des Hermonymus bezeichnet, alle anderen werden nach Vergleichung der Handschriften ihm zugeschrieben. Diese Handschrift, von der Omont eine Probe giebt, ist recht charakteristisch, aber meines Erachtens nicht so charakteristisch, dafs man ohne Weiteres 70 Manuskripte dem Schreiber zuweisen kann. Gerade in jener Zeit ähneln sich die Handschriften viel mehr als heutzutage. Ich möchte namentlich darauf hinweisen, dafs die Schüler von den Lehrern nicht blos die Sprache, sondern auch die Schrift lernten, dafs die des Hermonymus — welcher der Erste

Zeit das eigentlich Interessante bleibt. 2) Die Kritik, welche der Verfasser gegen seine Vorgänger übt, ist, wenn auch vielleicht dem Inhalte nach gerecht, was ich nicht in allen Fällen entscheiden kann, doch jedenfalls in der Form nicht angemessen; die Höflichkeit, die man sonst dem Franzosen auch in der Polemik nachzurühmen pflegt, wird völlig vermifst; der Verfasser wird nicht selten, und zwar manchmal wegen der unbedeutendsten Kleinigkeiten, grob wie ein rechter deutscher Philologe — was nicht eben viel Rühmliches bedeuten soll.

Digitized by Google

war, der die Kenntnis des Griechischen nach Paris brachte — gewifs sehr getreu die Buchstaben ihm nachzirkelten, und gewifs selbst dann, als sie Schüler zu sein aufhörten, noch die Manier des ehemaligen Meisters beibehielten. Unter den von Omont verzeichneten Manuskripten gehören 17 der Theologie, 20 der Philosophie (ältern und neuern), die übrigen der Grammatik, Rhetorik, Epistolographie, Geschichte. Die Beschreibung, welche Omont giebt, ist recht genau, sie betrifft das Äufsere der Handschrift, enthält einzelne Widmungsbriefe u. a. Wünschenswert wäre gewesen, dafs an der Hand unserer kritischen Ausgaben Bemerkungen über die Bedeutung dieser Abschriften und namentlich bei den Übersetzungen eine Beurteilung derselben versucht worden wäre. Verstand Hermonymus den griechischen Text immer richtig? Verstand er lateinisch eben gerade soviel, wie nöthig war, um das richtig Aufgefafste klar wiederzugeben? Oder wufste er sich in der ihm ursprünglich fremden Sprache gewandt ja elegant auszudrücken? Aus den wenigen lateinischen Probestücken, die ich von Hermonymus kenne, vermag ich kein Urteil zu fällen; für seine Gewandtheit spricht die Thatsache, dafs er 1476 von Sixtus IV. nach England geschickt wurde, um bei Eduard IV. die Freilassung des G. Nevill, des frühern Erzbischofs von York durchzusetzen. Da Hermonymus kein Diplomat war, so mufs er Orator gewesen sein, der nach der Sitte der Zeit den eigentlichen Gesandten begleitete und bei einem feierlichen Akte in einer wohlgesetzten Rede die humanistisch geneigten Zuhörer zu gewinnen suchte und den Gegenstand andeutete, den der Diplomat in wirklichen Verhandlungen durchzusetzen sich bemühte. Alle diese Fragen bedürfen noch der nähern Aufklärung. Dafs Hermonymus kein Dichter war, dürfen wir freilich ohne Weiteres behaupten. Seine Verse

Servulus en pauper pauperrima numera mittet
Non tamen est parvum cor dare quod tibi dat

hätten ihm selbst bei seinen lobsüchtigsten Zeitgenossen nicht den Namen eines zweiten Vergil eingetragen.

Auf demselben Gebiete wie Hermonymus, arbeitete Guillaume Budé, aber freilich, er ist ein Meister jenem Anfänger gegenüber. Die neue Schrift,[1]) welche ihm von einem seiner Nachkommen

1) *Vie de Guillaume Budé, fondateur du collège de France par Eugène de Budé. Paris, librairie académique, Didier, Emile Perrin*, 1884, 300 S. Mit einem (übrigens nicht sonderlich gut geratenen) Bilde Budés.

Digitized by Google

gewidmet worden, ist jedenfalls als ein Zeichen dankbarer Gesinnung froh zu begrüfsen, aber das ist im Grunde ihr einziges Verdienst. Nirgends kommt der Verfasser über Rebittés schönes Buch: *Guillaume Budé, restaurateur des études grecques en France* (Paris 1846), hinaus, selten reicht er überhaupt an ihn heran. Die Aufgabe des neuen Biographen wäre gewesen, Budés Leistungen im Zusammenhange mit denen seiner Zeitgenossen zu betrachten; eine Biographie Budés müfste eine Geschichte der hellenistischen Studien, eine Darstellung der Entwicklung des französischen Humanismus sein. Unser Buch ist weder das Eine noch das Andere. Es bringt nichts Neues, und auch das Alte nicht einmal in einer neuen, originellen Form. Die vielen Irrtümer im Einzelnen aufzuzählen, lohnt kaum der Mühe; ich begnüge mich daher mit zwei kleinen Nachträgen.

Im Schlufskapitel, in welchem der Autor Budés Tod erzählt, erwähnt er auch die ihm gewidmeten Epitaphien, erinnert an die ihm später zu Teil gewordenen Biographieen und bemerkt kurz: „*Jacques de Sainte-Marthe, l'un des doctes esprits de son temps, fit l'oraison funébre de Budé.*“ Ist diese Bemerkung richtig? Ich kenne eine kleine biographische Schrift des Genannten über Budé,[1]) die mir aber nicht den Charakter einer Leichenrede zu haben scheint. Die Schrift ist rhetorisch genug und könnte in einem Kreise von Gelehrten recht wohl als Erinnerungsrede vorgetragen worden sein, aber die am Schlufs befindliche Erwähnung Platos, vielleicht auch die dabei vorkommende Zeitbestimmung, verbietet doch an eine Leichenrede zu denken. Der Redner bezeichnet sich als des Verstorbenen treuen Schüler. Er erwähnt einzelne Lebensereignisse und Schriften des Verstorbenen. Er hebt hervor, dafs die Juristen des Mittelalters das Latein verderbt hätten, dafs durch Budés Eifer die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache in Frankreich allgemeiner geworden sei. Er betont des Verstorbenen Beziehungen zum Hofe. Er schildert ihn als guten Vater, der mehr darauf geachtet, seine Kinder etwas Ordentliches zu lehren, als

1) *Jacobi marthani pictaviensis de Guglielmo Budaeo Parisiensi commentatiuncula Adnexus Platonis dialogus περὶ θανάτου, Axiochus inscriptus, Parisiis ex officina Jacobi Keruer . . . . 1540,* 10 Bl. in 4°, Rücks. d. T. leer, die eigentliche Rede umfafst 4 Blätter; am Schlufs derselben stehen zwei griechische Distichen. *(Bibl. nat. Paris, L 27 n, 25471.)*

Digitized by Google

Schätze für sie zu sammeln. Unter den vollendeten aber nicht veröffentlichten Werken nennt er die *Annotationes in novum testamentum,* in denen er viele Irrtümer entfernt, die er aber nicht herausgegeben habe, um nicht Feinde gegen sich heraufzubeschwören. Am Schlusse führt er aus dem nach der Rede abgedruckten platonischen Gespräche eine Stelle an, die gut auf Budé passe, er sei bald nach dessen Tode auf das Stück gestofsen und habe es für angemessen erachtet, dasselbe herauszugeben.

Über Budé, Vater und Sohn, Jean und Guillaume, handelt ferner eine lehrreiche Notiz Omonts.[1]) Aus dem Besitze des Vaters sind 41, aus dem des Sohnes 19 Handschriften bekannt, — von den ersteren waren manche schon von L. Delisle im *Cabinet des manuscrits* I, 181 und III, 350 verzeichnet. Dafs der Sohn weniger Handschriften besitzt, ist teils aus dem Umstande zu erklären, dafs seitdem die Buchdruckerkunst grofse Fortschritte gemacht hatte und Guillaume nicht mehr nötig hatte, seine Sammlung in ähnlicher Weise wie der Vater zu vermehren, teils aus dem, dafs Guillaume in einer für jene Zeit höchst eigentümlichen Weise den Besitz von Handschriften vernachlässigte (vgl. den Brief Budés an Sadolet 1528, Omont, S. 102, aus *Budaei lucubrationes* 1557, S. 395.) Die des Vaters setzt sich zusammen aus theologischen, philosophischen, medizinischen, historischen Werken, sie besteht ausschliefslich aus lateinischen Handschriften; das einzige griechische Manuskript, das dazu gerechnet wird, hat vielleicht einem seiner Söhne, nicht dem berühmten, gehört. Dagegen sind die Handschriften Guillaumes ausschliefslich griechisch — Abschriften des Hermonymus, von welchem eben die Rede war — : Evangelien, Kirchenväter, Übersetzungen lateinischer Schriften, Rhetorisches, Philosophisches, Geschichtliches. Bei der Beschreibung mancher dieser Handschriften ist erwähnt: Handschriftliche Anmerkungen Budés. Über ihren Charakter wird zwar nichts gesagt; es wäre daher nicht unmöglich, dafs wir es hier blofs mit Auszügen, kurzen Erklärungen u. s. w. zu thun hätten. Wäre es aber nicht doch geraten, von solchen Bemerkungen Proben zu geben? Wir wissen so wenig von der Art, wie die Männer des 16. Jahrhunderts lasen, was sie bei ihrer Lektüre Auffälliges, Schwerverständliches fanden, dafs wir gern

1) *Notice sur les collections des manuscrits de Jean et Guillaume Budé* im *Bulletin de la société de l'histoire de Paris XII*, 100—113.

Digitized by Google

durch die Notizen eines der Hervorragendsten unter ihnen über ihre Methode und den Stand ihrer Kenntnisse unterrichtet würden.

Zwei andere französische Humanisten haben gleichfalls neuerdings ausführliche Biographien erhalten: Etienne Dolet und Bonaventure des Périers. Während aber Budé und die von ihm geleitete Schaar ausschliefslich den Humanisten zuzurechnen sind, gehören die beiden eben Genannten, trotz ihres nahen Zusammenhanges mit der Renaissance-Bewegung, auch anderen Gebieten an. Dolet ist in die Geschichte der französischen Reformation stark verwickelt, des Périers ist ein bedeutender französischer Schriftsteller, der sich mit Vorliebe seiner Landessprache bedient, das Lateinische wohl verehrt aber nicht schreibt. Zu einer genauen Beurteilung ihrer Leistungen und daher auch zu einer eingehenden Kritik der ihnen gewidmeten Bücher sind Kenntnisse nötig, deren ich mich nicht völlig rühmen darf.

Das Buch über Etienne Dolet[1]) ist Neubearbeitung eines ältern Werkes. Der englische Verfasser hat dem französischen Bearbeiter hilfreiche Hand geliehen. Unter den Zusätzen ist der bisher unbekannt gewesene Gesellschaftsvertrag zwischen Dolet und Helaye Dulin zu erwähnen. Der bibliographische Anhang hat erhebliche Veränderungen erfahren: einzelne Werke, als deren Drucker man bisher Dolet betrachtete, mufsten ihm abgesprochen werden, viele Werke, für welche bisher ältere bibliographische Angaben ausreichen mufsten, konnten jetzt nach Autopsie beschrieben werden. — Die Übersetzung des Buches liest sich gut. Der Übersetzer hat auch die zahlreichen Mottos, die sehr vielfach englischen Schriftstellern entlehnt sind, wiedergegeben; ein Weglassen derselben hätte wohl nichts geschadet. Ob die Kapitelüberschriften vom Verfasser oder vom Übersetzer herrühren, kann ich nicht angeben; auch hier wäre eine Änderung am Platze gewesen; Titel wie: *travail et loisir; un homicide et ses conséquences* sind in einem wissenschaftlichen Buche nicht angebracht. Die Zitate, die im Allgemeinen recht genau sind, hätten durchgängig revidiert werden sollen;

1) *Richard Copley Christie, Etienne Dolet, le martyr de la Renaissance. Sa vie et sa mort. Ouvrage traduit de l'anglais sous la direction de l'auteur par Casimir Stryienski, professeur agrégé de l'Université. Paris, librairie Fischbacher.* 1886. XXII und 557 S. Die englische Bearbeitung, die mir bisher unbekannt geblieben ist, erschien 1880.

Digitized by Google

Zitate wie S. 98, Anm. 1: *Strauss vie de Hutten* konnten vermieden werden.

Eine eingehende Kritik eines 1880 erschienenen Buches ist 1887 nicht recht angebracht. Ich verweile daher nur bei zwei Punkten. Der erste ist Dolets religiöse Stellung. Gegen die Ansichten des Verfassers hat Douen 1881 polemisiert. Er hält Dolet geradezu für einen Märtyrer des Protestantismus, mindestens für einen derjenigen Katholiken, welche vom höchsten Respekt für die Bibel erfüllt, katholische Gebräuche und Dogmen gering achten; der englische Schriftsteller dagegen sieht in ihm einen Skeptiker und Heiden, einen Humanisten, der an eine religiöse Parteibildung durchaus nicht dachte, und für die Reformatoren höchstens deswegen günstig gestimmt war, weil sie für die Verbreitung der Bibel und für das Erringen der Geistesfreiheit kämpften. Die Frage ist interessant genug, um erörtert zu werden; doch fühle ich mich noch nicht kompetent, eine Entscheidung zu versuchen.

Der andere Punkt ist: Dolet als Historiker. Das lateinische Gedicht, das Dolet den Thaten Franz I. gewidmet hat, behandelt unser Verfasser an zwei Stellen: S. 355 und 499. Die bibliographische Notiz an letzterm Orte hat nicht weniger als zwei Fehler: es heifst nicht *Christo*, sondern *Christi*, nicht: *in euntem*, sondern *ineuntem*. Die Darlegung an der ersten Stelle über Inhalt und Wert des Werkes ist kurz und unbefriedigend (die Worte 355 fg. beziehen sich auf die französische Übersetzung des lateinischen Geschichtswerkes); über die Quellen wird kein Wort gesagt, nichts über die geschichtliche Treue, noch über die Tendenz des Berichterstatters. Und doch hätte das Werk mehr als vier Zeilen verdient.[1]) Es hätte hingewiesen werden müssen auf die Friedensliebe des Autors, die oft, manchmal an unrechtem Orte, zum Ausdruck kommt, auf die streng nationale Gesinnung, die den Dichter ungerecht macht gegen die Feinde. Karl V. wird gern *Hispanus Carlus* genannt, es sieht so aus, als wenn Dolet die Bezeichnung: *Imperator* — des Metrums wegen manchmal *Induperator* — nur ungern anwendete. Vergleiche, Bilder sind häufig, Anrufungen an die Götter kommen vor, eine Versammlung derselben wird geschildert. Sehr charakteristisch ist ein Lob der Schwester des Königs zum Jahre 1538. Am Schlusse

1) Ein Exemplar des Werkes ist in der Pariser Nationalbibliothek. Ich konnte dasselbe März 1886 benutzen.

Digitized by Google

giebt der Autor das Versprechen, so lange er lebe, an der Fortsetzung des Werkes zu arbeiten. Die historische Darstellung ist nicht eben sehr präzis und korrekt; die kurzen prosaischen Randbemerkungen, nebst den genauen Jahresangaben weisen deutlicher auf die Thatsachen hin als die flüssigen Hexameter dies zu thun vermögen.

Noch ein kleiner Nachtrag sei gestattet. Das S. 8, Anm. 4 erwähnte Gedicht des Martin Dolet, dessen Verwandtschaft mit Etienne keineswegs erwiesen ist, befindet sich jetzt in der Pariser Nationalbibliothek. Auch dies ein interessantes Schriftchen, dessen genauere Betrachtung sich lohnte.[1]) Die historische Darstellung des Kampfes der Franzosen mit den Deutschen ist sehr undeutlich, — auch in ihr übrigens eine ganz besondere Hervorhebung des Patriotismus; — interessanter ist der folgende *dialogus pacis,* in welchem Frieden, Zwietracht, Kaiser, König (von Frankreich) und Papst sich unterreden; die friedliche Tendenz kommt zu sehr entschiedenem Ausdruck. — Unter den poetischen Beigaben findet sich auch ein Gedicht an Fausto Andrelini,[2]) in welchem dieser *poeticae artis pater* genannt, als Italiener gefeiert wird, der die Kultur nach Frankreich gebracht und die Barbarei aus dem Lande vertrieben hätte.

Bonaventure des Périers ist gleichfalls in einem stattlichen Buche behandelt worden.[3]) Er ist mir immer als eine der sympathischsten Persönlichkeiten der französischen Renaissanceperiode erschienen, einer der freiestdenkenden Männer jener Zeit und einer der unglücklichsten. Er ging weder auf in philologischen Kleinigkeiten, noch in theologischen Subtilitäten, er hatte seinen Spafs ebenso an derben Erzählungen wie an geschmackvollem Scherz, er spottete des kleinlichen Welttreibens und erhob sich über die niedrigen Anschauungen der Meisten von der Gottheit. Wenn er

1) Vgl. *Extrait du bulletin mensuel de la bibliothèque nationale* 1885, p. 304. Dort wird es übrigens dem Jahre 1508 zugeschrieben, von unserm Verfasser 1510. — Durch die Güte des Herrn L. Delisle, des Direktors der genannten Bibliothek, war es mir zugänglich.

2) In dem Buche über Dolet finden sich S. 114 fg. einige — nicht sonderlich schmeichelhafte — Bemerkungen über Andrelini, zu welchen indessen nur Quellen zweiter und dritter Hand benutzt zu sein scheinen.

3) *Bonaventure des Périers. Sa vie, ses poésies par Adolphe Chénevière, docteur de la faculté des lettres de Paris. Paris, librairie Plon,* 1886.

Digitized by Google

in einer geistreichen Satire *Cymbalum mundi* Luther und Calvin sich um den Stein der Weisen streiten läfst, so erhebt er sich damit über das theologische Gezänk selbst der Hervorragendsten seiner Zeit und wenn er daselbst Merkur, der auf die Erde gesandt worden, um das schadhaft gewordene „Buch der Geschicke" neu einbinden zu lassen, das Buch verlieren und statt dessen die Pandekten in den Olymp bringen läfst, wo der Betrug bald bemerkt wird, so zeigt er wirklich, dafs er ein „Ungläubiger" war. (Der Autor nennt sich nämlich *du Clénier*, was nach Umstellung der Buchstaben *Incrédule* ergiebt). Unglücklich, denn nachdem er Jahrelang der bevorzugte Schützling der Margarethe von Navarra gewesen war, welche er nicht blos als seine Königin geliebt hatte, tötete er sich selbst, vielleicht aus Nahrungssorgen, vielleicht in Verzweiflung über seine Verlassenheit, über seine aussichtslose Zukunft.[1])

Der Verfasser teilt sein Werk in vier sehr ungleiche Abschnitte. In dem ersten ausführlichsten handelt er über das Leben seines Helden, in dem zweiten bedeutend schwächern über seine Gedichte. Die Teilung ist nicht glücklich. Denn schon im ersten Abschnitt werden viele Proben aus den Dichtungen gegeben, in dem zweiten wird vielfach auf die Lebensereignisse zurückgegriffen — das wäre auch ein rechter Dichter, bei dem Leben und Dichten sich trennen liefse! — und so fehlt es nicht an lästigen Wiederholungen, namentlich die Beziehungen zwischen dem Dichter und seiner fürstlichen Freundin werden in beiden Abschnitten ausführlich dargestellt. Aber das obenerwähnte *Cymbalum mundi*, das einzige Werk, das unserm Dichter Unsterblichkeit sichert, wird nicht etwa unter den Dichtungen behandelt, sondern in der Biographie; vielleicht weil es nicht in Versen, sondern in Prosa geschrieben ist, hauptsächlich aber weil es auf die Lebensschicksale des Dichters bedeutsamen Einfluss gewonnen hat. Aber ist das wirklich ein Grund, es von den übrigen Dichtungen zu trennen? Und kann man nicht bei diesen, einen wenn auch nicht gleichen, so doch ähnlichen Einfluss nachweisen? Von den hübschen Novellen wird aber gar nicht gesprochen. Warum? Der Biograph sagt es selbst (S. 108 fg.): Es wäre eine zu langwierige Untersuchung über Quellen und Bear-

1) Der Verfasser nimmt hier S. 90 ff. die alten Traditionen an, ohne soviel ich sehen kann, eine neue Untersuchung der schwierigen Punkte vorzunehmen.

Digitized by Google

beitungen geworden, sie hätte mehrere Bände gefüllt und wäre recht fruchtbar, doch nur mit einer neuen Ausgabe der Schwanksammlung möglich gewesen! Eine schöne Entschuldigung! Derartige Einwände mufs sich ein Schriftsteller machen, bevor er an seine Arbeit geht. Unternimmt er es aber, eine Biographie zu liefern, so hat er kein Recht mehr, willkürlich den oder jenen Abschnitt auszulassen und sich — denn den Lesern wird er es schwerlich können — die Berechtigung dieser Auslassung einzureden. Man denke sich eine Molière-Biographie, ohne Würdigung des Tartüffe — weil die Aufzählung der Urbilder, die Schilderung der politischen und religiösen Stimmung jener Zeit, die Darlegung der äufsern und innern Geschichte des Werkes zu weit führen würde!

Dafs auch auf die übrigen Häupter der damaligen Dichterschulen eingegangen wird, ist natürlich; doch fallen diese Exkurse einigermafsen aus dem Rahmen des Ganzen heraus; sie sind zu weitläufig, um nach einem Ausdrucke des Verfassers „die Genealogie, die poetische Erziehung" unseres Dichters aufzuzeigen. Die Beurteilung der Dichtungen ist ziemlich günstig, obwohl Bonaventure einmal weder ein grofser Dichter, noch ein bedeutsamer literarischer Reformator genannt wird; die Behauptung, dafs Bonaventure sich der Plejade angeschlossen haben würde — wenn er sie nämlich erlebt hätte — ist eine recht nichtige, da das Betonen des katholisch-monarchischen Prinzips, das zum Wesen der Plejade gehört, Bonaventures Sache durchaus nicht war. Unter den kritischen Exkursen sei der über die angebliche Terenzübersetzung unseres Dichters (1537) hervorgehoben; mit guten Gründen wird nachgewiesen, dafs sie nicht von Bonaventure stammt.

Der dritte und vierte Abschnitt handeln über die Prosodie, über die poetische Sprache (Grammatik und Syntax) des Dichters; ich mache kein Hehl daraus, dafs ich derartige Untersuchungen nicht liebe, vielmehr Zeit und Mühe bedauere, die an dieselben verwendet wird. Wie gering sind die Abweichungen Bonaventures von den übrigen Dichtern des 16. Jahrhunderts! In wie wenigen Zeilen, statt wie hier auf 70 Seiten, liefse sich von diesen Abweichungen das Charakteristische zusammenstellen. Und wenn es sich noch um einen Schriftsteller handelte, der in einer langjährigen Wirksamkeit bestimmte Regeln zu einem System ausgebildet, durch vielgelesene Werke einen wesentlichen Einfluſs auf die Folgezeit geübt hätte! Aber bei Bonaventure ist weder das Eine noch das Andere der

Digitized by Google

Fall. Seine schriftstellerische Thätigkeit umfafst kaum mehr als ein Jahrzehnt; seine Arbeiten blieben unbeachtet, vergessen. Nach einem Ausspruche, den der Verfasser seinen Betrachtungen zugrunde legt, ist Orthographie und Grammatik des 16. Jahrhunderts überhaupt nichts Gesetzmäfsiges, sondern eine Reihe von Willkürlichkeiten; diese ausführlich zu betrachten, sollte sich wirklich lohnen? Den Schlufs des Werkes macht eine kurze Bibliographie und eine längere wohlgelungene kritische Darlegung, dafs die von Charles Nodier unserem Bonaventure des Périers zugeschriebene Sammlung: Les discours non plus mélancoliques que divers (1557) nicht von diesem, sondern wahrscheinlich von Vinet und Peletier herrühren.

Eines der Hauptverdienste Budés und seiner Genossen besteht darin, die alten Lehrbücher verdrängt zu haben. Eines der hauptsächlichen mittelalterlichen Lehrbücher stammt aus Frankreich, das Doctrinale des Alexander de Villa Dei; ihm ist neuerdings durch Neudecker eine Betrachtung zuteil geworden; ein Neudruck desselben durch Reichling wird für die Monumenta Germaniae paedagogica vorbereitet.[1]) Dem Humanismus gehört also das Lehrbuch nicht an, aber wegen des Kampfes, welchen die Humanisten gegen dasselbe zu führen hatten, selbst noch zu einer Zeit, da der Humanismus bereits sehr erstarkt war, verdient es auch an dieser Stelle eine kurze Erwähnung.

Während das Doktrinale die Studienart des Mittelalters illustriert, werden wir über die Methode des 16. Jahrhunderts, freilich nur für eine Schule, das collège de Guyenne in Bordeaux durch eine sehr interessante neue Veröffentlichung unterrichtet. Massebieau druckt nach einem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek, die Schrift des Elie Vinet aus dem Jahre 1583 neu und fügt ihr Vorrede, französische Übersetzung und Anmerkungen hinzu.[2]) Elie Vinet war einer der Lehrer unter dem 1534 von den Behörden der Stadt Bordeaux berufenen Rektor, dem Spanier Andreas von Gouvea, und sein Nachfolger. Er hatte nicht blos mit der Bevölkerung,

1) Neudecker, das Doktrinale des Alexander de Villa Dei und der lateinische Unterricht während des Mittelalters in Deutschland. Programm der Realschule zu Pirna 1885.

2) Schola aquitanica. Programme d'études du collège de Guyenne au 16. siècle. Reimprimé avec une préface, une traduction française et des notes par L. Massebieau, Paris. Ch. Delagrave und Hachette & Cie., 1886. XV und 76 S. Bildet das 7. Heft des Musée pédagogique et bibliothèque centrale de l'enseignement primaire Mémoires et documents scolaires.

Digitized by Google

sondern auch mit den Jesuiten zu kämpfen, die 1572 ein Konkurrenzinstitut begründet hatten. In seiner Schrift behandelt er ausführlich die Einteilung der Schule; er nimmt die einzelnen zehn Klassen durch und behandelt das Pensum einer jeden, von der untersten bis zur obersten. In der zehnten werden die Anfänge des Lesens und Schreibens gelehrt; bemerkenswert dabei ist, dafs die einzelnen Bänke der Klasse verschiedene Pensa haben, und dafs diese seltsame und unpädagogische Einrichtung durch die verschiedenen Klassen durchgeht. Die neunte besitzt kein besonderes Klassenzimmer; die Schüler werden in der Aula unterrichtet und lernen die Anfangsgründe des Französischen und Lateinischen. In der achten wird eine Auswahl aus den Briefen Ciceros, aus den Komödien des Terenz und ein Handbuch des Maturin Cordier benutzt, grammatische Übungen bilden den hauptsächlichen Gegenstand. Die achte Klasse hat einen halbjährigen, die neunte und zehnte je einen vierteljährigen Kursus. Die siebente und sechste Klasse sind der grammatischen und syntaktischen Behandlung von Ciceros Briefen gewidmet; auf das Betreiben des Französischen wird grofser Wert gelegt. In der fünften tritt eine Komödie des Terenz und eine Epistel Ovids hinzu; in der vierten und dritten Ciceros Reden, die Tristien und andere Schriften Ovids, ferner Metrik und Rhetorik; in der zweiten Vergil und Lukan, es wird Geschichte gelehrt und auf Deklamationen Wert gelegt. Die erste Klasse setzt die Übungen der zweiten fort und vervollkommnet sie. Neben diesem pflichtmäfsigen Unterricht giebt es einen freien: publicae praelectiones. Er besteht in Philosophie, Mathematik, Griechisch. Der Kursus dauert zwei Jahre, der philosophische kann von allen besucht werden, der des Griechischen von den Schülern der 5. Klasse an, der der Mathematik von denen der beiden obersten Klassen. Auf Disputierübungen wird der gröfste Wert gelegt; der Hauptdisputiertag, der 25. August, ist ein förmliches Fest. Die Sprache, deren sich die Schüler im Gespräche, die Lehrer beim Unterrichte zu bedienen haben, ist die lateinische; in den Schulstatuten heifst es ausdrücklich: Nemo nisi parvulus idemque elementarius vernacule loquatur, ja auch die Anfänger sollen versuchen, sich lateinisch auszudrücken, dürfen aber, wenn man sie nicht verstanden hat, das von ihnen Gesagte in der Muttersprache erklären. In diesen Statuten wird das Benehmen der Schüler untereinander, der Schüler gegen die Lehrer, das Verfahren der Lehrer gegen die Schüler genau geregelt. Das Schlagen ist den Lehrern untersagt mit der eigen-

Digitized by Google

tümlichen Motivierung: nec tamen caedant ne a litteris absterreantur. Straffälliges soll dem Direktor angezeigt werden. Freilich heifst es dann weiter: Zuerst sollen die Lehrer die Schüler ermahnen, deinde si contumax fuerit pro merito delicti puniant; worin aber die Strafe bestehen soll, wird nicht gesagt. — Die Zuthaten des Herausgebers zu diesem Programm sind sehr lobenswert, seine Übersetzung ist flieſsend, wenn auch manchmal etwas zu frei, die Anmerkungen enthalten alles zur Erklärung Notwendige, ohne durch übertriebene Gelehrsamkeit zu ermüden.

Über eine andere Lehranstalt, das collège de Bourgoigne giebt ein Schüler, Henri de Mesmes,[1]) der dasselbe von 1542 an 18 Monate besuchte, einzelne Nachrichten. Er berichtet, dafs er dort gelernt habe, *a repéter disputer et haranguer en public* und dafs er, als er die Anstalt verliefs, imstande gewesen sei, *quelques oraisons grecques et latines de ma composition* zu rezitieren. Das Folgende, was er erzählt, scheint unserem Abiturientenexamen zu entsprechen. *Je présentay plusieurs vers latins et deux mil vers grecs faits selon l'usage récitay Homère par coeur d'un bout à l'autre.* Ist das letztere wörtlich zu nehmen und nicht etwa, was leicht denkbar, eine rhetorische Übertreibung, so bezeichnet es eine recht respektable Leistung. In dem Ganzen bemerkt man übrigens ausschliefsliche Herrschaft der alten Sprachen, mit besonderer Bevorzugung des Griechischen.

Derselbe berichtet dann, dafs er fernere drei Jahre in Toulouse die Rechte studiert habe. Man wird versucht, mit seiner Darstellung die Tageseinteilung des Studenten zu vergleichen, die Rabelais *(Garg. et Pant. II, 8)* giebt, — beide beziehen sich fast auf dasselbe Jahr, — nur dafs bei Rabelais die satirische Tendenz vorwaltet, während hier ein Berichterstatter ohne jede Voreingenommenheit spricht.

1) *Mémoires inédits de Henri de Mesmes seigneur de Roissy et de Malassise podestat de Sienne, diplomate conseiller au parlement de Paris, maitre des requêtes au conseil d'état chancelier du roy de Navarre et de la reine Louise de Lorraine suivies de ses pensées inédites écrites pour Henri III. publiés d'après les manuscrits de la bibl. nationale et précédés de la vie publique et privée de Henri de Mesmes avec notes et variantes par Edouard Frémy, premier secrétaire d'ambassade, Paris, E. Leroux, 1886.* Ueber die Veröffentlichung selbst, der ich die obenstehenden Notizen entnehme, erlaube ich mir kein Urteil. Pierre de Nolhac, der mich auf das Buch aufmerksam machte, das mir ohne seine Güte wohl entgangen wäre, hat die Ausgabe als unzureichend charakterisiert in der Revue critique, 1886.

Digitized by Google

Er stand um 4 Uhr auf, verrichtete sein Gebet, ging um 5 Uhr *aux études, nos gros livres soubs les bras, nos écritoires et nos chandeliers à la main,* hörte Vorlesungen ununterbrochen bis 10 Uhr. Darauf folgte eine Durchsicht des Nachgeschriebenen, dann Mittagessen, darauf Lektüre griechischer und lateinischer Klassiker, *par forme de jeu* — d. h. entweder zur Erholung oder, was wahrscheinlicher ist, in der Art eines Spiels, wie Murner ein Kartenspiel zur Erlernung der Jurisprudenz angefertigt hatte, vgl. auch unten S. 209 das bei der Schrift Fabers angeführte Bild. — Auch bei der hier erwähnten Lektüre werden die Griechen bevorzugt: die gewöhnlich gewählten Schriftsteller sind Sophokles, Euripides, Aristophanes; unter den seltener Vorgenommenen werden freilich neben Demosthenes: Cicero, Horaz, Vergil genannt. Von 1 bis 5 wurden wieder Vorlesungen gehört, bis 6 die von den Professoren angeführten Stellen nachgeschlagen, dann folgte das Abendessen, den Schluſs des früh beendeten Tages machte wieder griechische und lateinische Lektüre. An den Sonn- und Festtagen wurde die Kirche fleiſsig besucht; der Rest des Tages war der Erholung gewidmet. Musik und Spaziergänge werden ausdrücklich erwähnt.

In derselben Sammlung, der die obenbesprochene kleine Schrift angehört, ist auch eine kleine Abhandlung von dem bereits genannten Massebieau über eine seltene Schrift des Jakobus Faber[1]) und eine gröſsere Zusammstellung pädagogischer Schriften[2]) des 16. Jahrhunderts erschienen.

Da wir über Jakobus Faber recht wenig besitzen, so ist jede neue Aufklärung dankenswert. Massebieaus kleine Abhandlung bietet freilich nicht sehr viel, sie giebt eine bibliographische Be-

1) Heft 2 der S. 205, Anm. 2 genannten Sammlung: *Une acquisition de la bibliothèque du Musée pédagogique: Dialogus Jacobi Fabri Stapulensis in phisicam introductionem; Introductio in phisicam Aristotelis 4°. 1510. Etude bibliographique et pédagogique par L. Massebieau. 1886.* 19 S.

2) *Répertoire des ouvrages pédagogiques du 16. siècle (Bibliothèques de Paris et des départements). Paris 1886. Imprimerie nationale XVI* und 733 S. Ohne Namen eines Verfassers erschienen; der einleitende *Rapport* an den Minister ist von *F. Buisson, inspecteur général, directeur de l'instruction primaire* unterzeichnet. Das Werk bildet den 3. Band der *Mémoires et documents scolaires publiés par le Musée pédagogique.* Das ganze Werk, 45 Druckbogen, kostet 6 frcs.; der erste Band eines ähnlichen, oben S. 205 erwähnten, deutschen Unternehmens, dessen Ausstattung (Papier und Druck) nicht mit dem französischen verglichen werden kann, kostet 24 Mark = 30 frcs., d. h. das Fünffache des französischen Buches!

Digitized by Google

schreibung der Schrift, einige — ziemlich oberflächliche Bemerkungen über die litterarischen Zustände der Universität Krakau, wo die Schrift gedruckt wurde — zumeist nach Panzer, während die von G. Bauch oben Bd. I, S. 221 genannten Quellen mit Vorteil hätten konsultiert werden können —, ein Inhaltsverzeichnis der Schrift des Faber nebst einzelnen Auszügen und Bemerkungen über dieselbe. Fabers Schrift ist durchaus elementar, sie soll den Schülern ermöglichen, die Werke des Aristoteles zu verstehen, man kann kaum sagen: das Verständnis der Philosophie zu erleichtern; eine Schulschrift, der Text zum Auswendiglernen bestimmt, mit einem Bilde versehen: die Erde umgeben von Wasser, Luft, Feuer; sieben kleine ungleich verteilte Kreise, deren jeder einem Kapitel der Einleitung entspricht, umgeben die Hauptgestalt; eine kleine gedruckte Vorlage, die den Originaltext ersetzen und von dem Lehrer als Ausgangspunkt für seinen Kommentar benutzt werden sollte. Fabers vermittelnde Stellung in der Renaissancelitteratur, sein Zögern und Zuwarten, seine ausgesprochenen theologischen Neigungen, die ihn nicht zu einem vollständigen Priester des Humanismus werden liessen, wird gut charakterisiert.

Die zweite Arbeit gehört nicht strenggenommen dem französischen Humanismus an. Sie ist vielmehr ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte des Humanismus und der Pädagogik, aber bietet doch insofern für die Geschichte des französischen Humanismus ein grofses Interesse dar, als die Sammlung der pädagogischen Schriften des 16. Jahrhunderts, die hier mitgeteilt wird, doch hauptsächlich in jener Zeit selbst zusammengebracht worden ist und also kundgiebt, auf welche Werke sich das Interesse damals gerichtet hat. Unser Werk ist nichts als eine Zusammenstellung von Titeln, ohne irgend welche Angabe über den Inhalt der Bücher. Diese Titel sind meist von den Bibliothekaren selbst geliefert und es ist überraschend zu sehen, welcher Reichtum in den kleinen Provinzialbibliotheken steckt. Aber diese Mitarbeit der Bibliothekare, denen, wie es scheint, keine streng redaktionelle Thätigkeit gegenüberstand, hat doch manche Nachteile im Gefolge gehabt. Von einem Bibliothekar, der manchmal nur Verwaltungsbeamter, oder, wenn Gelehrter, doch nicht immer Spezialist gerade für das gewünschte Fach ist, kann man keine genügende wissenschaftliche Auskunft erwarten.

Zunächst was ist ein pädagogisches Buch? Die Antwort auf diese Frage scheint sehr leicht, ist aber nicht so leicht, wie man

Digitized by Google

annimmt. In unserer Zeit unterscheidet man Bücher zu wissenschaftlichen und Schulzwecken sehr bequem, in jener Zeit neubeginnender wissenschaftlicher Thätigkeit, neuerstehender geistiger Richtungen kann man dieselben Bücher als Schul- oder wissenschaftliche Werke bezeichnen. Die Grenzen müssen viel weiter gesteckt werden als heutzutage; eine Sammlung lateinischer Gedichte, eine lateinische Komödie kann man ebensogut als Schulbuch bezeichnen, wie etwa ein hebräisches Wörterbuch oder einen Kommentar zu einem griechischen Philosophen.

Der Sammler unseres Werkes teilt seinen Stoff in zwei Hauptteile. Der erste, den man den philologisch-philosophischen nennen könnte, zerfällt in folgende Rubriken: I. Grammatik, wobei er Abecedarien, hebräische und semitische überhaupt, griechische, lateinische, französische Grammatiken [warum nicht auch deutsche? Denn dass die deutsche Sprache nicht in Schulen gelehrt wurde, ist kein Grund zur Ausschliefsung derartiger Bücher, da z. B. syrische Grammatiken aufgenommen sind, während doch gewifs kein Fall bekannt ist, dafs syrischer Unterricht an französischen Schulen des 16. Jahrhunderts erteilt wurde], mnemotechnische Werke, Wörterbücher. II. Rhetorik, worunter die Werke über die Briefschreibekunst, Poetiken, Anweisungen zur Redekunst und Reden selbst begriffen werden. III. Geschichte. IV. Moral und zwar Katechismen, Civilités (d. h. Werke über Tischzucht und die Art feinen Betragens und guter Sitte), Kolloquien und Dialoge, Fabeln, moralische Poesien, allgemeine Erziehung. V. Dialektik und Philosophie. Der zweite Hauptteil, im Wesentlichen Naturwissenschaftliches enthaltend, aber doch mit manchen ungehörigen Bestandteilen gemischt, zerfällt in Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie und Kosmographie, Geographie, Naturgeschichte und Physik, Encyklopädie und Physik. Diese Einteilung bezeichnet indessen nur das Programm, nach welchem das Verzeichnis zusammengestellt wurde; die Ordnung des Werkes selbst ist streng alphabetisch nach den Schriftstellern, unter deren Namen alle ihre Werke, mögen sie behandeln, welchen Gegenstand sie wollen, geordnet werden.

Leider ist trotz der grofsen Reichhaltigkeit der Zusammenstellung — die dem Werke gewifs Wert und Bedeutung verleiht — die Art derselben nicht durchweg zu loben, man vermifst eine sorgfältige, kenntnisreiche Redaktion, man bemerkt, die Büchertitel sind häufig aus alten und gewifs oft schlechten Bibliothekskatalogen ab-

Digitized by Google

geschrieben, nicht einmal die Büchertitel, geschweige denn die Bücher selbst sind aufs Neue angesehen worden. Eigentliche bibliographische Beschreibungen finden sich viel zu selten, meist ist nur Ort und Jahr des Erscheinens und Format, nicht einmal die Seitenzahl angegeben. Genaue Beschreibungen hätten ja allerdings den Umfang des Werkes wesentlich vermehrt, vielleicht vervierfacht, aber es wäre dadurch etwas wissenschaftlich unendlich Nutzbareres zustande gebracht worden. Um von der Unzuverlässigkeit, teilweise geradezu Unbrauchbarkeit der Arbeit einen Begriff zu geben, hebe ich zwei Schriftsteller hervor, die mir besonders bekannt sind: Andrelini und Joh. Reuchlin. Die Auswahl aus den Schriften des Ersteren ist durchaus zutreffend: die historischen Schriften, Liebes- und Lobgedichte sind ausgelassen, nur die sogenannten moralischen Schriften sind aufgezählt. Nur ist gleich im Anfang ein Fehler, denn *elegia et alia opera,* wenn der Titel überhaupt richtig angegeben, ist wohl eine der oben Bd. 1, S. 33, A. 1, oder S. 35, A. 1 erwähnten Elegien, also jedenfalls kein pädagogisches Werk. Ferner: die *epistolae proverbiales et morales* werden unter verschiedenen Titeln veröffentlicht; die so erschienenen waren daher unter die anderen zu subsumieren, nicht aber, wie das S. 29 geschieht, als besondere Schriften aufzuführen. Viel schlimmer steht es aber mit dem Artikel: Reuchlin. Was hier alles durch oberflächliche Betrachtung, irreführende Katalogbezeichnungen gesündigt worden, ist kaum glaublich. Zunächst wird eine der beiden Komödien Reuchlins: *Scenica progymnasmata, hoc est ludicra praeexercitamenta* angeführt, vielleicht weil die beiden gesperrt gedruckten Worte einem flüchtigen Betrachter die Meinung erregten, die Komödie sei eine Schulschrift, denn beide Wörter werden auf Titeln von grammatischen Lehrbüchern häufig erwähnt — während sie mit einer solchen auch gar nichts zu thun hat. Wenn aber diese Komödie angeführt wurde, warum nicht die anderen gewifs zahlreichen Ausgaben, die sich in französischen Bibliotheken finden; und wenn die eine, warum nicht auch die andere Komödie Reuchlins? Der bekannte *Vocabularius breviloquus* zuerst 1479 erschienen, in zahllosen Ausgaben verbreitet, trägt auf dem Titel nicht den Namen Reuchlins; viele Bibliographen zitieren das Werk sogar irrtümlich unter dem Namen Guarinos; was soll man dazu sagen, dafs hier S. 559 zwei Ausgaben unter dem Namen Reuchlins, S. 340 fünf unter dem Namen *Guarinos* unter dem kurzen Titel: *V. br.,* S. 340 fg., fünf unter dem Titel: *Ars*

Digitized by Google

diphtongandi, S. 341 acht unter dem vollen Titel: *Ars diphtongandi Item compendiosus dialogus de arte punctandi. Item tractatus utilis de accentu. Item br. v.* angeführt werden! Die Ausgabe Basel 1481 wird so dreimal — jedesmal als ein anderes Werk zitiert! Die 20 Nummern, die hier unter vier verschiedene Werke verteilt werden, sind nichts als Ausgaben eines und desselben Werkes. Fast noch schlimmer ist das Folgende. Reuchlin hat eine hebräische Grammatik nebst Lexikon geschrieben, die *De Rudimentis hebraicis libri tres*, 1506. Diese sind in einer neuen Ausgabe 1537 veröffentlicht worden. Aufser diesen beiden Ausgaben, welche unsere Bibliographie unrichtig als selbständige Werke behandelt, zitiert sie ferner als besondere Arbeiten: *Lexicon hebraicum et in Hebraeorum grammaticen comentarii; Dictionarium hebraicum; Concordantiae hebraicae*. Das erste und zweite sind ohne Zweifel nichts als Nachdrücke der Rudimente oder Auszüge aus denselben, die Konkordanz rührt, wenn nicht etwa auch sie ein Nachdruck ist, nicht von Reuchlin her. Wenn endlich eine Ausgabe der *Rudimenta hebraica* aus dem Jahre 1479 zitiert wird, so ist das ein einfacher Nonsens; Reuchlin hat 1482 erst hebräisch gelernt, konnte also unmöglich drei Jahre vorher ein Lexikon schreiben; im Jahre 1479 gab es in Deutschland noch nicht die für ein solches Werk notwendigen hebräischen Typen und wo, aufser in Deutschland, hätte wohl Reuchlin sein Werk drucken lassen sollen; das Ganze ist vermutlich eine Verwechselung mit dem *Vocabularius breviloquus*, der in dem Buche soviel Unheil angestiftet hat und der ja wirklich im Jahre 1479 erschienen ist.

V. Englisch-französische Beziehungen (1512—1518).

Die von französischen Humanisten herrührenden Gedichte historischen Inhalts bilden eine stattliche Zahl. Wären sie uns als alleinige geschichtliche Quelle erhalten, so stände es schlimm um unsere Kenntnis der Vergangenheit. Dieselbe würde dürftig sein, weil die Berichterstatter es unter ihrer Würde halten, einfach zu referieren und lieber in hochtrabenden Worten deklamierten; ferner unzuverlässig, weil sie, statt objektiv zu erzählen, voll Voreingenommenheit die Gegenstände darstellen und an leidenschaftlicher Beurteilung — Lobpreisung und Herabsetzung — mehr Freude fanden, als an ruhiger, objektiver Darlegung des Geschehenen.

Digitized by Google

Diese innerliche Anteilnahme an den Ereignissen — jedenfalls ein schönes Zeichen patriotischen Gefühls — zeigt sich um so lebhafter, je mehr dieselben bei der leichten Empfindlichkeit und Entzündlichkeit der Franzosen das Nationalgefühl wirklich erregten. Dies geschah besonders beim Zusammenstofs mit Nationen, gegen die ein alter Groll genährt wurde, wie England, bei der feindlichen Berührung mit einem Volke, das den Franzosen den Vorrang in der Kulturentwicklung streitig machen wollte, wie Italien. Von dem ersteren soll zunächst die Rede sein.

Der Gegensatz zwischen Frankreich und England durchzieht die letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fand dieser Gegensatz zweier einzelner Mächte seinen Platz in der gesamten europäischen Politik.[1]) Die französischen Siege in Italien hatten die Mächte beunruhigt, sie veranlafsten Papst Julius II. und Ferdinand den Katholischen von Spanien zu einer Wendung gegen Frankreich; ihnen gesellte sich der 1509 zur Herrschaft gelangte König Heinrich VIII. von England zu. Er begnügte sich einstweilen damit, Ludwig XII. kund zu thun, er möge die Venetianer unbelästigt lassen, wenn er auf die englische Freundschaft Wert lege, hielt aber einstweilen noch gute Beziehungen zu Frankreich, trotzdem er zu einem Bündnisse gegen dasselbe seitens Spaniens aufgefordert war. Die neuen Erfolge, welche Ludwig 1511 in Italien errang, bestimmten die Mächte zur Schliefsung der „heiligen Liga" gegen Frankreich. England trat derselben bei. Im Verein mit spanischen sollten englische Truppen gegen Guienne und Béarn losgehen. Aber Letztere wurden trotz der Verträge von den Spaniern verlassen, die ihrerseits Navarra angriffen und dieses Königreich der spanischen Gesamtmonarchie einverleibten; die Engländer, allein gelassen und in ihrer Isolirtheit zu schwach zum Angriff, durch das Klima und die Händel mit den baskischen Einwohnern in ihrer Zahl geschwächt, in ihrer Gesinnung geschädigt, wurden, nach mannigfachen Bedenken und Streitigkeiten der Regierenden zurückgerufen. „Unverrichteter Sache, nicht vor dem Feinde, sondern durch Nichtsthun zusammengeschrumpft, landete

1) Für das Folgende vergl. aufser Rankes Englischer Geschichte besonders R. Pauli, Die Anfänge Heinrichs VIII. in: Aufsätze zur englischen Geschichte, Leipzig 1883, S. 137 ff., 148 fg. 160 ff. 165 fg.

Digitized by Google

die Expedition, ohne von französischen Geschwadern belästigt zu werden, Anfang Dezember (1512) in England."[1])

Schon vorher war es aber an der französischen Westküste zu einer Seeschlacht, oder richtiger zu einem Kampfe zwischen zwei gegnerischen Schiffen gekommen, der von den Historikern beider Parteien häufig geschildert und von jeder als ein Sieg ausposaunt worden ist.

Es handelt sich um einen Kampf des französischen Schiffes La Cordelière, (Marie, Lieblingsschiff der Anna von Bretagne) gegen das englische, das die französischen Schriftsteller La Régente (The regent or Souverain of England) nennen. Der Kampf ist eine Episode der Seeschlacht bei St. Matthieu (vom 10. August 1512), in welcher etwa 40 französische gegen 45 englische Schiffe im Kampfe standen. Der Oberbefehlshaber der französischen war Jean de Thenouenel, der der englischen Thomas Howard, der Bruder des kurz vorher gestorbenen berühmten Admirals Edward Howard. Die Schlacht selbst wurde nach jenem Einzelkampfe aufgehoben, ohne beendet zu sein. Die Flotten zogen sich nach ihren betreffenden Häfen zurück: vielleicht machten sie vorher kleine Streifzüge an den Küsten, um sich durch Plünderung der feindlichen Dörfer für ihre eignen grofsen Verluste zu entschädigen. Der Kommandant des französischen Schiffes ist Hervé de Portzmoguer (Primogerus, Primauguet, Primalguerto und wie sonst die veränderten und korrumpierten Formen der zeitgenössischen Berichterstatter lauten mögen), bretonischer Edelmann, sonst wenig bekannt, die des englischen Thomas Knyvet und John Carew. Das englische Schiff hatte etwa 1000 Tonnen, 700 Mannschaften, das französische fafste etwa 900 Mann; die zeitgenössischen Historiker widersprechen sich in so furchtbarer Weise, übertreiben absichtlich Gröfse des gegnerischen Schiffes und Menge der Bemannung, dafs sichere Angaben über Beides schwer zu machen sind; für Beides bin ich Jals trefflichen Untersuchungen gefolgt, von denen gleich ausführlicher zu sprechen ist[2]).

Der Kampf war schwer, ein Schiff verbrannte; es scheint, dafs der französische Führer in den Flammen seinen Tod fand. Nach

1) Pauli, S. 164.

2) Pauli, a. a. O., folgt englischen Historikern und scheint die Jal'sche Arbeit nicht zu kennen.

Digitized by Google

dem Einzelkampfe der beiden genannten Hauptschiffe wurde die Seeschlacht nicht weiter fortgesetzt.

Es ist natürlich, dafs dieser Gegenstand mehrfach von den Franzosen dichterisch behandelt wurde. Die eine dieser Dichtungen rührt von Germanus Brixius her, wurde ins Französische von Pierre Choque übersetzt (freilich mit seltsamen Irrtümern und vielfacher Verwirrung) und hat vor einigen Jahrzehnten Jal Veranlassung zu gelehrten Studien gegeben[1]), das andere ist von Humbert de Montmoret gedichtet und war bisher gänzlich unbekannt. Germain Brice (oder de Brie, wie Rabelais IV, XXI wohl unrichtig schreibt[2]), der Verfasser des ersten Gedichtes ist einer jener lateinischen Poeten, wie sie die Humanistenzeit vielfach sah. Er war Sekretär der Königin Anna, Almosenier des Königs und starb 1538. Er war ein Freund des Erasmus — die Freundschaft war in Venedig geschlossen worden, als Erasmus im Hause des Aldo Manuzio lebte und Brice bei Janus Laskaris griechisch lernte — und beklagte dessen Tod in einem Briefe an Guillaume du Bellay[3]). Er hat mancherlei geschrieben, u. a. theologische Schriften gegen Oekolampad.

1) *Herveus sive Chordigera flagrans. Paris 1513 (Paris. Bibl. Mazarine)*, abgedruckt in den *Deliciae poetarum Gallorum*, 1609, Bd. I, S. 753—764. Über den Gegenstand hat gehandelt: *Jal* in den *Annales maritimes, déc. 1844, 2. partie, Sciences et arts, S. 993—1073* u. d. T.: *Marie la Cordelière (16 siècle) Étude pour une histoire de la marine franç.* und derselbe *Ann. mar.*, 1845, Bd. 90, S. 717—730 u. d. T.: *Herveus de Germain Brice. Errata pour Marie la Cordelière. A. M. Bajot, rédacteur des Annales maritimes.* Am Schlusse der zweiten Studie bekennt Jal ausdrücklich, dafs er das Gedicht Humberts von Montmoret nicht gesehen habe, vielmehr nur aus den Erwähnungen in der *Biographie universelle* und bei Brunet kenne. Jals Aufsätze waren mir in der Pariser Nationalbibliothek zugänglich; ihre nochmalige Benutzung in Berlin ermöglichte mir die Güte des Herrn Geheimen Admiralitätsrats Perels, für die ich auch an dieser Stelle meinen besondern Dank ausspreche.

2) Der Zusammenhang ist folgender: Panurge fürchtet, bei einem Schiffbruch unterzugehen. Er wünscht, dafs ihm dann wenigstens ein prächtiges Denkmal mit Inschrift (Kenotaph) errichtet werde, führt eine grofse Anzahl Helden an, denen dies geschah und die Dichter, welche das Lob spendeten. Er schliefst seine Aufzählung mit den Worten: *Germain de Brie à Hervé le nauchier breton.* Auf die Form des Namens *Brie* statt *Brice* braucht man wohl keinen Nachdruck zu legen — wie leicht kann ein *e* zwischen *i* und *e* ausgefallen sein —, bemerkenswert bleibt die Stelle hauptsächlich dadurch, dafs sie die Bekanntschaft Rabelais mit einem Gedichte aus dem Jahre 1512 noch 40 Jahre später (1552) konstatiert.

3) Erschien in der Sammlung: *Catalogi duo operum Des. Erasmi*, 1537. Vergl. Briefwechsel des Beatus Rhenanus, Leipzig 1886. In dem sonst ausgezeichneten Index dieser Briefsammlung (vergl. oben S. 117 ff.) werden drei Brixii unterschieden, ein

Digitized by Google

Ebenso wie Germain Brice verdient auch der Übersetzer seines lateinischen Gedichtes Pierre Choque einen Platz unter den Schriftstellern jener Zeit, die dem königlichen Hause nahe standen. Im Auftrage der Anna von Bretagne machte er unsere Übersetzung, er schrieb (gleichfalls französisch) eine Darstellung des Leichenbegängnisses der Anna von Oesterreich in St. Denis und der Überführung ihres Herzens nach Nantes, eine Erzählung der Hochzeitszeremonieen der Anna von Fouex mit Ladislaus, König von Ungarn, und eine Schilderung der Huldigungen, welche der Genannten im Gebiete Venedigs erwiesen wurden.[1])

Das Gedicht selbst[2]) hat etwa folgenden Inhalt: Nach Anrufung der Meeresgöttin und der Muse der Geschichte beschreibt der Dichter die Stellung der beiden Schiffe und den Beginn des Kampfes. Er legt dem französischen Führer eine längere Rede in den Mund, wodurch der Mut der Seinigen belebt wird; dadurch ermuntert, bringen die Franzosen das englische Schiff in grofse Gefahr; um sich zu retten, werfen die Engländer Feuerbrände gegen die Franzosen. Selbst Neptun ist ohnmächtig gegen die Flammen, die Unglücklichen sind verdammt, das Geschick des Schutzpatrons jenes Tages, des heiligen Lorenzo, gleichfalls zu erleiden. Aber sie trösten sich mit dem Gedanken, dafs es süfs sei, für das Vaterland zu sterben und dafs sie in dem dankbaren Andenken der Königin fortleben würden. Der Kampf geht weiter, der Hauptmast des englischen Schiffes fällt. Dies giebt den Franzosen neuen Mut und verwirrt die Engländer. Diese erleiden durch die von der Cordelière geworfenen Steine grofse Verluste, Vulkan bläst das Feuer des englischen

B. Autissiodorensis, ein *Brie* aus Auxerre und unter *G* ein *Germanus* Brixius. Diese drei sind aber eine und dieselbe Person: *Germanus Brixius Autissiodorensis*, d. h. aus Auxerre (so steht richtig S. 442 und die Lesart *Ant.* im Index, S. 651, ist ein Schreib- oder Druckfehler); auch de Brie ist eben nur eine andere Form für *Brice* (d. h. Brixius). — Über die Beziehungen des G. B. zu Erasmus vergl. besonders den Brief des Erstern an Letztern, 6. April 1516, Erasmi Opp. III, 191 – 195. Das Datum dieses Briefes mufs falsch sein, oder das der Antwort des Erasmus 1518, a. a. O. 376. Aus dem Tenor der letztern ersieht man, dafs die Antwort unmittelbar erfolgte; es ist also unmöglich, dafs zwei Jahre zwischen den beiden Briefen liegen.

1) Vergl. die bei Jal a. a. O., S. 1002 fg. erwähnten Stellen.

2) Jal hatte ursprünglich nur die französische Übersetzung vor sich und veröffentlichte dieselbe; später lernte er das lateinische Original kennen und gab aus demselben kurze Auszüge, hauptsächlich Nachweise über die Willkürlichkeiten der Übersetzung.

Digitized by Google

Schiffes mächtig an; Franzosen und Engländer werden von den Flammen verzehrt, ihre verkohlten Körper fallen ins Meer, beide Schiffe verschwinden in den Wellen, die Befehlshaber beider Schiffe gehen mit ihrer Mannschaft unter, ja geben das Beispiel eines heldenmütigen, halb erzwungenen und halb freiwillig gewählten Todes. Jupiter giebt der Natur die Ruhe zurück und steigt in den Olymp hinauf, nachdem er die beiden feindlichen Flotten von einander getrennt hat.

Einige Verse in diesem Gedichte, u. a. die folgenden:

Anglia — — —
Sanctam odium in saevum pacem convertit et audet
Sanguineas armare manus classemque parare.
Aequoream, et socio conjunctos foedere Gallos
(Infandum) injusta per jura invadere bello,

besonders aber die ganze den Engländern feindliche Tendenz hatten Thomas Morus aufgereizt: Er veröffentlichte alsbald 11 Epigramme gegen den französischen Dichter, in welchen er mehr von nationaler Erregung erfüllt als durch Streitsucht gereizt, ihm Mangel an Herz und Verstand vorwarf. Er bemängelt des Franzosen metrische und seemännische Kenntnisse.

Was jene betrifft, so äufsert er seinen ganz besondern Unwillen über das Versende: *validis impulsa lacertis;* in Bezug auf jene bemerkt er, Brixius hätte wissen müssen, dafs bei der Chordigera *remigis nullus usus erat;* um eine Seeschlacht zu schildern, müsse man mehr thun, als sich an Virgil begeistern. Der Angegriffene wartete einige Jahre, bis er im Jahre 1519 mit seinem *Anti-Morus*[1]) erwiderte. Morus erwiderte 1520 mit seiner langen *Epistola „Thomas Morus Germano Brixio salutem“*, die in seine Werke übergegangen ist.

Die beiden letztgenannten Schriften, welche, soweit ich sehe, bisher nur zitiert wurden, verdienen eine kurze Erörterung. Brixius war von Erasmus gewarnt worden, seine Schrift herauszugeben, aber diese Warnung kam, in Folge der Nachlässigkeit des Boten, so spät an den Adressaten, dafs sie nicht mehr befolgt werden konnte, — die Schrift war bereits unter der Presse. Erasmus ist es dann auch, der teils aus gekränkter Eitelkeit, teils aus Freundschaft für Morus die Schrift des Brixius mifsbilligt und aus seiner Mifsbilligung gar kein Hehl macht (vergl. Er. Opp. III, 376, 547,

1) Abgedruckt in den *Deliciae poetarum Gallorum* Bd. II, S. 740 ff.

Digitized by Google

548). Trotzdem sucht er freilich in seiner Friedensliebe für Andere, die er gerne zur Schau trug, den Morus zu bestimmen, auf den wider ihn gerichteten Angriff zu schweigen[1]).

Brixius' Antimorus hat es zunächst mit Morus schlechter Prosodik und seinen sprachlichen Fehlern zu thun. Er nimmt für sich als Dichter die Freiheit der Erfindung in Anspruch, welche die alten Dichter stets gebraucht hätten. Er spottet des englischen Königs, der sich einen solchen Hofdichter wähle und bedauert den Dichter, dafs er seine Kraft an einem solchen Stoffe üben müsse. Er macht ihm Vorwürfe, dafs er tüchtige Männer geschmäht und meint, dies würde nicht geschehen sein, wenn Morus seine Epigramme vor der Drucklegung englischen Freunden oder dem Erasmus vorgewiesen hätte. Er leugnet nicht des Engländers sonstige Verdienste, aber Alles sei verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt durch den Frevel der Epigramme; die Schande, die er dadurch auf sich gewälzt, könne er niemals los werden.

Dieser Antimorus machte auch bei den deutschen Humanisten Aufsehen, weniger wegen des Angreifers, als wegen des Angegriffenen. Denn Morus galt wegen seiner nahen Beziehungen zu Erasmus bei den Anhängern des Letztern sehr viel. Einzelne seiner Schriften waren in Deutschland neu herausgegeben worden. Eine solche Ehre widerfuhr seinen Epigrammen — wohl einschliefslich der gegen Germanus Brixius gerichteten (1518). Beatus Rhenanus, der die Ausgabe veranstaltete, rühmte den Dichter sehr und bezeichnet ihn in der an Wilibald Pirckheimer gerichteten Vorrede als einen dem Marullus und Pontanus Gleich-, ja Höherstehenden[2]). Derartige Lobpreisung konnte sich Brixius, der durch Morus Angegriffene, nicht gefallen lassen. Er warf daher in seiner Antwort, die gegen den Dichter gerichtet war, auch einige scheele Seitenblicke auf den Herausgeber[3]), wenn er ihn auch nicht ausdrücklich nannte. Solches wurde dem Rhenanus durch einen Korrespondenten Albert Burer mitgeteilt[4]), der

1) Er. Opp. a. a. O. und 557—559 (Brief des Erasmus an Brixius). Er möchte den Brixius wenigstens veranlassen, in Zukunft keine neue Ausgabe des Antimorus zu veranstalten. Über das Vergebliche seiner Friedensstiftung a. a. O. 568 (Erasmus an Budé).

2) Der Brief ist abgedruckt im Briefwechsel des Beatus Rhenanus, S. 102 fg.; über die Ausgabe einer Fortsetzung der Utopia das. S. 605.

3) Vielleicht hat Brixius erst durch diese Ausgabe von den Epigrammen des Morus gehört; auf diese Weise würde sich erklären, dafs seine Antwort erst 1519 erfolgte, während der Angriff 1513 geschah.

4) 19. März 1520, Briefwechsel des Rhenanus, S. 215.

Digitized by Google

über die Schrift des Brixius folgendes Urteil fällt: Ostendit ubi erraverit et quoties erraverit Morus atque hoc adeo non sine dente .... Cum Morum scribit, ω magno scribit, quasi sit stultus.

An dieses Urteil fügt Burer die Schlufsbemerkung: Nec dubito quin uterque utrique (er hatte vorher von einer Streitschrift des Lee gegen Erasmus gesprochen) responsurus sit. Er, der die Streitlust der Humanisten kannte, hatte auch mit dieser Bemerkung Recht.

Denn Morus antwortete, wie schon erwähnt. Er schrieb freilich blos einen Brief[1]), aber bei der Publizität, welche wichtige Privatschreiben damals genossen, war auch dies eine öffentliche Handlung, und ferner ein paar Verse, denen er gleichsam einen Text aus dem Antimorus zu Grunde legte[2]). In diesem Briefe fährt er mit der unbändigsten Heftigkeit gegen Brixius los. Aufser vielen anderen nicht gerade sehr gewählten Schimpfwörtern ist wohl das Ergötzlichste, dafs er seinen Gegner mit Anspielung auf seinen Namen Germanus einen Bruder (germanus) des Äsopischen Esels nennt. Sich stellt er als den zuerst Gereizten, den in seinem Vaterlandsgefühl Gekränkten hin, der die Bezeichnung der Engländer als foedifragi und perjuri unmöglich ruhig hätte hinnehmen können, er verteidigt sich gegen den Vorwurf, er habe gewünscht, dafs Brixius auf dem brennenden Schiffe gewesen sei; er kann dem Gegner nicht verzeihen, dafs dieser nicht blos sein Wissen und Können, sondern auch seine Moralität und seinen Charakter verdächtigt habe.

Der so begonnene Streit hätte sich nach humanistischer Sitte lange hinziehen können, wenn nicht ein Höherer eingegriffen hätte.

Die Friedensvermittelungen des Erasmus — denn er ist der diesmal glückliche Friedensapostel — waren schliefslich erfolgreich. Brixius wurde durch seine Pariser Freunde — die ihrerseits wiederum unter dem Einflusse des Erasmus handelten — zum Schweigen

1) Gedruckt in Thomae Mori lucubrationes, Basel 1563, S. 429—454. Er wird dort als bisher ungedruckt bezeichnet, das ist aber höchstens so zu verstehen, dafs Erasmus ihn nicht in seine Briefsammlungen aufnahm, er fehlt auch in der Leidener. Dort aber findet sich ein späteres, gleichsam Entschuldigungsschreiben III, 611—614, das auch in den Lucubrationes steht, 476—484, mit dem Datum: Grenvici, mense Majo 1520, in den Opp. Londini Anno 1520. — Wer giebt uns endlich eine Untersuchung und chronologische Feststellung der Briefe des Erasmus!?

2) Vgl. Lucubrationes 271, 272, die ersten Epigramme gegen Brixius' Chordigera das. 237—241.

Digitized by Google

veranlafst [1]); er hatte sogar an Erasmus geschrieben, was einer Selbstdemütigung gleichkam und dieser meint gnädig, er würde antworten, wenn er Zeit hätte [2]); Morus aber erinnerte sich, laut der Versicherung des Erasmus, überhaupt gar nicht mehr des vergangenen Streites.

Das zweite bisher völlig unbekannte Gedicht über den Kampf des französischen Schiffes mit dem englischen ist von Humbert von Montmoret. So unbekannt das Gedicht, so unbekannt ist auch der Autor. Den wenigen unzuverlässigen Notizen, die sich in biographischen und bibliographischen Hilfsbüchern finden, vermag ich nichts hinzuzufügen. Wohl aber kenne ich zwei Gedichte des Mannes, von denen das eine, auf den Ravennatischen Krieg bezüglich, in einer Anmerkung abgemacht werden mag, [3]) das andere [4]) eine ausführlichere Behandlung verdient.

---

1) Dies geht aus dem Briefe des Erasmus an Budé hervor, Erasmus Opp. III, 680; da hier von dem bereits geschlossenen Frieden die Rede ist, so steht der Brief III, 684 ff., in welchem von dem noch durchaus unbeschwichtigten Unmut des Brixius gehandelt wird, an falscher Stelle.

2) Auch dies ergiebt sich aus Erasmus Opp. III, 680, (1521). Der Brief des Brixius ist wohl nicht gedruckt. Ein fernerer Brief des Erasmus an Brixius ist nicht erhalten, wird aber erwähnt a. a. O. 734.

3) Auf den Namen des Autors habe ich oben Bd. I, S. 530 hingewiesen. Beide Gedichte finden sich in der oben S. 202, A. 1 erwähnten Sammlung. Das erste führt folgenden Titel: *Humberti Montis Moretani Bellum Ravenne ... Venum exponuntur ab Hemundo le Fevre, in vico Divi Jacobi, sub intersigno Crescentis albi sedente.* Paris 1513, 8 Bl. in 4°. — Auf den drei letzten Seiten stehen folgende Gedichte: *Ad magistrum Joannem Textorem Ravisium, poetam Nivernensem. De magistro Giuelmo Textore; De magistro Stephano Josmario; De Hommedei epicedio; De Guielmo Piello; De Cecò Burgensi; Ad magistrum Guiellmum Potellum; De Salmoneo Materno; De magistro Gerardo Brissoneto; De Balbo poeta; In Balbi calumniatorem; Ad Priscum; Ad magistrum Guielmum Cheron; Ad magistrum Johannem de Charomonte.*

In den Anfangsworten giebt der Dichter selbst den Inhalt seines Werkchens an.

Aemilie gentis latos diffusa per agros
Bella cano et varias fato alternante ruinas
Scilicet Hispanus patrias equitatus ad oras
Ut trepidus reflexit iter, cum gallicus heros
Corpora fumanti calcaret Ibera caballo
Et Navarrus atrox cesi post funera Gosti
Victrices sensit gallo superante Catejas
Mox acres Gallorum iras Phebeque faventi
Damna paludose scribam memoranda Ravenne.

Er schildert ganz anschaulich mit den üblichen humanistischen Übertreibungen und Abschweifungen. Personen werden genannt, Ereignisse kurz erzählt, Episoden

Digitized by Google

Humbert in seiner Herveis beginnt mit einer Anrufung des Neptun und einer kurzen Lobrede auf die Königin Anna, deren Lieblingsschiff ja der französische Kämpfer war. Er erinnert an die letzten Kriegsthaten der Franzosen und erkennt, dafs die Engländer durch Ehrgeiz und Geldgier gereizt, die französische Macht bekämpfen. Auch unserm Gedicht fehlt es nicht an direkten Anlehnungen an das Altertum, an überladenen Bildern und Vergleichen, an überflüssigen Reden der Heerführer, an Gebeten zu den Göttern, an Äufserungen eines eifrigen Patriotismus; aber im ganzen herrscht doch zwischen unserm Gedichte und den meisten sogenannten historischen Gedichten ein bemerkenswerter Unterschied; statt inhaltsloser, wortreicher Deklamation findet sich hier eine frische, belebte Schilderung, die trotz dem Parteistandpunkt des Dichters auf den Namen einer historischen Anspruch machen kann. Bei der sehr grofsen Seltenheit des Gedichtes mag es gestattet sein, zwei gröfsere Proben zu geben. Die Beschreibung des ersten Kampfes lautet so:

Expediunt tunc arma viri, subitoque tumultu
Marcia disponunt saxis tormenta rotandis
Dira suum bombarda locum, falcoque canisque
Accipit et tensis metuenda phalarica nervis
Fixaque fraxintas torquens balista sagittas . . .

Jam spaciosa Regens jam Britonis impete puppis
Fulmineo properabat ovans, nam laudis utramque

berührt. Nach Erzählung des Reiterangriffs und des Kampfes der Unberittenen, wobei es heifst:

Ecce tonat vasto bombarda horrenda fragore
Sulphureusque canis, saxa evomit ore tremendum
Falco tonans flavosque necat sine lege Sueuos
Vascones attoniti fugiunt, victique per agros
Non bello sed fraude cadunt, Navarrus apertis
Incedit castris sparsamque interficit agmen.

Die *Suevi* (d. h. wohl Gesamtname für die Deutschen) kommen auch sonst mit manchen Attributen vor: *tutusque levi torace Suevus*, ein anderes Mal: *numquam dans terga Suevus*.

4) *Fratris Humberti Montis Moretani Herveis. Venundantur etc.* wie Anm. 3. Paris 1512, 8 Bl. in 4°. Auf der Vorderseite des Titels zwei Distichen des Clemens Bovillus an den Leser, Rückseite des Titels sieben Distichen an den *magister Andreas de Barahona*. Am Ende Verse an Wilh. Potet, Rob. Fortunatus, Wilhelm Chéron. (Pariser Nationalbibl. Réserve G. 2809).

Digitized by Google

Immensus stimulabat amor, tepidisque calentes
Gloria pulsabat calcaribus inclita mentes.

Nec mora, terrifico crepitantia rostra fragore
Et percussa sonant numerosis aequora remis
Nauticus exoritur strepitus, tuba protinus aere
Horribili violenta crepat, fremit unda profundi
Roboraque assiduis navalia verberat undis
Terribilis bombarda sonat, lapidesque Canorus
Sulphureo vomit ore cenis, vibrataque celum
Pila tegunt prolapsa fretum timet anglica classis
Totaque collecti veniunt in corda pavores.

Dann ergreift die Flamme die Schiffe und der Dichter fährt fort:

Exoritur certamen atrox, non stridula vibrant
Spicula, non glandes, tincto sed cominus ense
Quisque ferit Brito intrepidus quem machina belli
Non Mavors Pallasve furens perterreat, Anglum
Acrius invadit hostemque impune trucidat
Hic cadit in fluctus, media cadit ille carina . . .

Bellipotens Herveus, cujus per pectora laudis
Plurimus errat amor, quantus nec fortia Achillis
Dira nec Argivi movit praecordia Pirrhi
Mortifero prora mucrone potenter ab alta
Dimicat et miseros tincto necat ense Britannos
Cunctaque perfringit districto corpora ferro
Ac velut offenso stellati principe celi
Vana per expressum descendens nubila fulmen
Abrumpit valido prostratas verbere quercus
Sic gladio quoscunque ferit dux impiger illos
Ad nigra perfossis detrudit tartara membris
Amputat his dextras, illis latus haurit apertum
Hervea caput hic pectusve pedesve sub hasta
Perdit, hic excussus spumosa murmurat unda
Pugnantemque ferox medio vomit aequore vitam.

Angle miser qui divitias regnumque petebas
Disce alio jam quaerere opes aliosque lacesse

Digitized by Google

Qui nequeant certare viros sapientius arma
Intrepidos assume duces. Iam sanguine multo
Lata rubescebant turbata caerula Nerei
Strataque purpureis languebant corpora transtris.

Auch die ersterwähnte Gegnerschaft Englands gegen Frankreich in Spanien (vgl. oben S. 213) wurde poetisch behandelt. Zwar war es dort zwischen Engländern und Franzosen nicht zum Schlagen gekommen; aber da die Engländer unverrichteter Sache abziehen mufsten, so mochten die Franzosen deren „Flucht" verkünden und ihren eigenen „Sieg" rühmen. Der Dichter dieses Sieges[1]) macht sich seine Aufgabe sehr leicht; er gefällt sich in hochtönenden Tiraden über das Glück der Franzosen, das den Neid der Nachbarn erregt; in Anklagen gegen die feigen Engländer, die nur dann gewagt die Franzosen anzugreifen

Praecipue dum Francus abest extremaque longe
Bella movet papamque metu Venetosque fatigat.

Die sonstigen historischen Angaben des Gedichtes sind gleich Null.

Die Differenzen zwischen Frankreich und England dauerten nicht mehr lange. Die Verbindung der europäischen Mächte löste sich auf; jede einzelne Macht suchte durch eine Vereinigung mit Frankreich ihre besonderen Vorteile zu erlangen. So schlofs auch England mit Frankreich einen günstigen Frieden, sicherte sich durch denselben Geld und Besitzungen, erklärte, Frankreichs Eroberungszügen ruhig zusehen zu wollen und bestätigte die Festigkeit seiner Friedensneigung dadurch, dafs Maria, die Schwester Heinrichs VIII., dem alternden Ludwig XII. zur Gemahlin gegeben wurde. (7. August 1514; am 9. Oktober fand die Hochzeit statt.)[2])

Die französischen Poeten, welche eben erst den Tod der ersten Gemahlin Ludwigs, der Anna von Bretagne, beweint hatten,[3]) ver-

1) *Guillermi Piellei Turonensis De Anglorum Ex Galliis fuga et Hispanorum ex Nauarra expulsione opus sane tersissimum et ingeniosum.* 26 Bl. in 4°. A. E. *Impressum parrhysiis per Anthonium Bonnemere fidelissimum calcographum . . . . 1512 tert. non. Febr. (Bibl. nat. Y 2794).* Rücks. des Titels: Brief des Verf. *Thom. de prato utriusque juris doctori. Paris, 5 cal. Febr.* o. J. (das Datum oben mufs falsch sein, es ist 1513).

2) Vgl. Pauli, a. a. O., S. 310 ff. — Ders. Maria Tudor, Königin von Frankreich, deutsche Rundschau, VI. Jahrg., 11. Heft, S. 199—208.

3) Vgl. die Schrift Y. 2626, *Bibl. nat., Paris. Quae hoc in libello continentur Jo. Fr. Quintiani Stoae Poetae facundissimi ingeniosa disticha in omneis fabulas*

Digitized by Google

mochten sich nicht gleich zur poetischen Begrüfsung der jungen Frau aufzuschwingen; sie hätten überdies, wenn sie es wirklich versucht, alsbald ihre frohen Hochzeitsgesänge mit Trauerliedern vertauschen müssen, denn Ludwig der XII. starb wenige Wochen nach der Hochzeit, am 1. Januar 1515. Die Hofdichter und Hofredner wufsten nun ganz gut, dafs die hinterlassene Gemahlin nichts weniger als eine trauernde Witwe war — noch nicht zwei Monate nach dem Tode des Königs tröstete sie sich durch eine heimliche Vermählung mit dem Herzog von Suffolk — nichtsdestoweniger beeiferten sie sich, Trauerhymnen anzustimmen. In einem Dialoge, in welchem die Witwe selbst redend eingeführt wird,[1]) beklagt sie den Tod, der ihr den Gemahl geraubt, als das schlimmste und widerwärtigste aller Ereignisse, und läfst sich von ihrem Unterredner, der das ganze schwere Geschütz der alten Schriftsteller, Dichter und Philo-

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon. Eiusdem elegia qua deflet Philippum Berualdum cui et subnectitur lachrymabilis monodia. Ejusdem in immaturum, Reginae Annae fatum Threnos cui et subjungitur lugubris monodia ubi emendatiora uberantioraque invenies carmina Atque inibi characteres epitaphiorum declarati. Quo curris? audi et lege, inferius et Regis Scotiae epitaphia cum monodia eundem apollinem redolentia intueberis. Cum privilegio Libri venales apud Jo. gourmontium . . . 24 Bl., 1514.

Die Klagen um die Königin Anna beginnen mit den Versen:

Quis dabit in lachrymas vires mihi? suggeret ecquis
Salsa coloratis fluina luminibus?
Quis poterit nostro praebere alimenta dolori?
Quis poterit misero vim dare cordolio? —

Von den ihr gewidmeten Epitaphien mag eins zur Probe dienen:

Cor jacet hic, cujus? Ducis inviolabilis Annae
Cur nisi cor? vivens cor nisi tota fuit.

Zwei andere Ausgaben der Klagegedichte Stoa's in derselben Bibliothek, Réserve G. 2811 und Y 2622. — Dafs in diesen Gedichten von der untröstlichen Stimmung Ludwigs vielfach die Rede ist, versteht sich von selbst.

[1]) *Epistola consolatoria de morte Lodovici XII, regis Francorum, per modum dyalogi aedita a reverendo sacrae theologiae doctore maximo, magistro Joanne Benedicto Moncetto de Castellione Aretino, tolius Franciae Angliaeque vicario generali atque commissario apostolico dignissimo, necnon et vitae regularis reformatore diligentissimo, ordinis Fratrum eremitarum Sancti Augustini, ad Mariam Auglam, Francorum reginam, nunc vero lugubri veste indutam dignissimam liberalissimam et pientissimam plurima scitu digna tum ex antiquis tum etiam neotericis scriptoribus complectens, Ideo adverte.* Am Ende: *Finis hujus consolatoriae epistolae in aedibus Henrici Stephani, chalcographiae artis peritissimi,*

Digitized by Google

sophen wider sie auffährt, nur mühsam zu der Ansicht bekehren, dafs die Trauer selbst bei dem Verluste der Nächsten und Besten nicht zu lebhaft, nicht weibisch und weichlich sein dürfe.

Die späteren Schicksale der Maria können uns hier nicht beschäftigen; auch die wechselvollen Beziehungen zwischen Frankreich und England können nicht im Einzelnen dargelegt werden. Nur kurz ist darauf hinzuweisen, dafs Heinrich VIII., wie die übrigen europäischen Fürsten, den Siegeszug des jungen Franz I. voll Neid betrachtete, dafs er geneigt war, gegen ihn aufzutreten und diese Geneigtheit durch Zahlungen bewies, die er den Gegnern Frankreichs zukommen liefs. Als aber die Furcht vor den Türken in ganz Europa laut wurde und vor der gemeinsamen Gefahr die Sonderinteressen und einzelnen Eifersüchteleien verstummten, verbanden sich England und Frankreich zu einem Bündnis gegen die Türken (10. Juli 1518). Zur Kräftigung dieses Bündnisses wurde eine neue Ehe beschlossen, zwischen dem französischen Dauphin und Heinrichs Tochter, Maria, beides damals Kinder im zartesten Alter (4. Oktober 1518).[1]) Dafs diese Ehe nicht zu Stande kam, das neue Bündnis kaum länger hielt, als eines der vielen vorangegangenen und folgenden, braucht kaum gesagt zu werden.

Nicht weniger als vier lateinische Schriften sind diesem Ereignis gewidmet. Die erste[2]) schildert die Festlichkeiten, die zur Feier des freudigen Ereignisses von dem festesfrohen Franz I. in Paris veranstaltet worden, und giebt einen lehrreichen Beitrag zur Ge-

---

e regione schole Decretorum moram trahentis, vigesima secunda luce aprilis, anno Domini M. D. XV. — Paris, 1515, 4°, 16 Bl. Réserve, G. 2813. Paris, Bibl. nat. — Verse des Lud. Silvius und ein Brief an ihn, Distichen des Franciscus Molinus Picto über einem Bilde der Königin Marie, Verse des Autors an den „berühmten Juristen" Antonius Curbefossus Coenomanus finden sich gleichfalls in der Schrift. Eines dieser Stücke ist vom 17. März 1515 datiert, der Druck ist, wie in dem oben mitgeteilten Datum bemerkt wird, am 22. April vollendet, beides also zu einer Zeit, da die Königin, deren Tröstung man versuchte, längst wieder verheiratet war.

1) Vgl. z. B. Lingard, Geschichte Englands, deutsche Übers., Quedlinburg 1831, VI, S. 58.

2) *Bernardini Rincii, physici Mediolanensis, apparatum, ludos, convivium breviter dilucideque explicans. Veneunt in aedibus Johannis Gormontii.* A. E. *Impressum Parisii in officina libraria Joannis Gormontii calcographi die XXIII decembris anni M. D. XVIII. Paris 1518.* 8 Bl. in 4°. (*Bibl. nat. Paris, Réserve G. 2820.*) Einzelne Verse des Joh. Angelus Bolunus und Nicolaus Mallarius.

Digitized by Google

schichte der Prachtentfaltung, der pomphaften Aufzüge und der feierlichen Handlungen, wie sie im Zeitalter der Renaissance so überaus beliebt waren. Die zweite[1]) feiert die Segnungen des Friedens in hochtönenden Worten, ohne in anschaulicher Weise der Verlobungsfeier zu gedenken oder einen Rückblick auf die letzten historischen Vorgänge zu werfen. Die beiden anderen sind Reden zur Vermählung, d. h. der feierlichen Verlobung. Glücklicherweise sind diese beiden Reden nicht die einzigen historischen Berichte, welche uns übrig geblieben sind.

Der eine Redner[2]) vertritt den christlichen Standpunkt. Er beruft sich gern auf Paulus und die Bibel und setzt bei dem Namen eines von ihm zitierten nichtchristlichen Schriftstellers gelegentlich *ethnicus* hinzu. Als Geistlicher ist er unbedingter Anhänger des Friedens, er verdammt den Krieg, der nur eine Unart der Menschen sei, denn habe man je gehört, dafs *draco in draconem* losgefahren sei? Trotz seiner Friedensliebe rät er aber doch zum Angriffe gegen die argen Christenfeinde, die Türken. Nur wegen der Bewährung seiner Friedensliebe verdiene der französische König den Namen des Allerchristlichsten. Das neue Bündnis empfange seine Weihe durch Anwesenheit der Gesandten der ersten Fürsten; auch der Höchste selbst sei bei dieser Feier gegenwärtig.[3])

Der Andre[4]), der seine Rede ganz schulmäfsig einteilt, geht zwar etwas mehr ins Detail ein, deutet höfisch genug die vortreff-

---

1) *Concordia Galliæ et Brittaniæ a Ste hano Templario Aurelio edita. Ad clarissimum virum primisque venerandum antistitem dominum Michaelem Bodetum, Lingonensem episcopum et ducem, ac dignissimum inter proceres Galliae Cum gratia et privilegio.* — (*S. l. e. a.*) 1518, 10 Bl. in 4°. (*Bibl. nat., Réserve G. 2821.*) Aufserdem Verse des Johannes Mottanus Briocensis und des Marius Junior Stampanus, ferner Verse des Autors an Nic. Beraldus, dem das Werk zur Kritik übergeben wird, mit dem Wunsche, dafs es derselben würdig befunden werden möge.

2) *Oratio Richardi Pacei in pace nuperrima composita et foedere percusso inter invictissimum Angliae regem et Francorum regem christianissimum, in aede Divi Pauli Londini habita. Vaenit in aedibus Joannis Gormontii, ad insigne Geminarum Cipparum. Paris 1518*, 8 Bl. in 4°.

3) *Adest denique deus ipse, hujus celebratissimi templi custos, cujus divinam majestatem . . . oro.*

4) *Clarissimi Bernardini Rincii, Mediolanensis, artium et medicinae doctoris, epitalamion in nuptiis Francisci Delphini et Mariae, Britannorum regis filiae. Vaenit in aedibus Joannis Gormontii, ad insigne geminarum Cipparum.* — Am

Digitized by Google

lichen Eigenschaften des Dauphins und seiner jungen Braut an, schildert Franz I., dessen ausgezeichneten Charakter und seine hervorragenden Thaten, nennt die vorzüglichen Feldherrn, die ihn umgeben und vergifst den Kanzler Antoine Duprat nicht, dem jeder der zeitgenössischen Humanisten sein Löbchen zu Teil werden liefs. Im zweiten Teil, der Schilderung der universalis totius Europae ruina, der durch die Einigung der beiden Mächte Einhalt gethan sei, wird die Türkengefahr angedeutet und Franz gelobt, dafs er um dieser zu begegnen, dem Papste eine stattliche Hilfe von 10 000 Reiter, 40 000 Fufssoldaten und 80 Kanonen versprochen

---

Ende *fol. C 11b*: *In excellentissimo Parrhysino gymnasio, in officina libraria Joannis Gormontii bibliopolae diligentissime impressa, die decimo sexto decembris M. D. XVIII. — Paris 1518,* 12 Bl. in 4°. *(Bibl. nat. Paris, Réserve G. 2823).* Aufser der Rede befinden sich in der Brochüre Verse des oben S. 225, Anm. 2, genannten Joh. Angelus Bolunus und des Angelus Scarcus, doch beziehen sich dieselben nicht auf unseren Gegenstand. — Der Dauphin war damals ein Jahr alt und starb kaum 15jährig. 1518, kurz bevor seine Taufe stattfand (25. April) war der zweite Sohn geboren worden, Heinrich II., der 1547 seinem Vater, Franz I. wirklich folgte. Vgl. Reumont, die Jugend der Katharina von Medici, Berlin 1856, S. 26 ff. — Über die Geburt des erstgeborenen Prinzen giebt es ein gleichzeitiges lateinisches Gedicht: *Exultatio fratris Joannis de Monte, Parisiensis minoritae, pro foetu Claudiae, illustrissimae Francorum reginae, ad Simonem Sicaldum, Parisiensem incolam, de mathematicis disciplinis bene meritum, (S. l. e. a.) 1518.* 8°, 8 Bl. *(Paris, Bibl. nat., Réserve G. 2817),* das in sehr hochtrabenden Worten der Freude der Franzosen über die Geburt eines Thronfolgers Ausdruck giebt. Claudia (die Gemahlin Franz I.) wird selbst redend eingeführt, sie dankt den Göttern, die ihr in ihrer schweren Stunde beigestanden. Dem Kinde wird in üblicher Weise alles Grofse vorherverkündet. — Von demselben Verfasser, Jean du Mont, giebt es noch eine poetische Schrift: *Incitamentum ad bellum in Turcas,* Paris 1518. Ermahnungen an den französischen König zum Türkenkrieg enthalten auch die prosaischen Schriften des Joh. Pyrrhus Anglebermeus; *Militia francorum regum pro re christiana,* Paris 1518 (mit einigen Epigrammen andern Inhalts des Verfassers und seiner Freunde) und die poetische des nichtfranzösischen Kardinals von Ara Coeli, Christoph Numalius: *Ad invictissimum foelicissimumque orthodoxae ecclesiae Christi ejusque sanctissimi vicarii primo genitum serenissimum regem christianissimum Franciscum, pro supernecessaria instanti contra christiani nominis et fidei immanissimos, prophanos hostes, Turcas, sacra expeditione efficaciter assequenda, car (dinalis) de Ara Coeli metrica adhortatio. — (S. l. e. a.) 1518,* 6 Bl. in 4°. Alle drei in dem schon mehrfach benutzten Sammelbande der Pariser Nationalbibliothek. Sie bilden nicht uninteressante Seitenstücke zu den von Böcking *Opera Hutterii, vol. IV,* gesammelten Türkenreden deutscher Humanisten aus derselben Zeit.

Digitized by Google

habe. Der dritte Teil soll die *sponsaliciorum dignitates et uberrimos fructus* darlegen; und es macht sich seltsam genug bei der Verlobung zweier Kinder von der Heiligkeit der Ehe, der Achtung des Weibes durch den Mann, von der zu erwartenden Nachkommenschaft zu hören.

Seitdem tritt in der Geschichte Frankreichs und somit auch in den Liedern und Reden, welche sich mit dieser Geschichte beschäftigen, England zurück, unter den Gegnern Frankreichs beginnt das Haus Habsburg die erste und gefürchtetste Stelle einzunehmen.

Digitized by Google

NEUE MITTEILUNGEN.

1. Zur Geschichte der Franziskanerlitteratur. II.

Von Karl Frey.[1])

Incipiunt cronice generalium ministrorum ordinis fratrum minorum.

Quoniam preteritorum narratio utilis est ad eruditionem presentium et futurorum cautelam, hinc est quod notabilia bona et mala, que uariis temporibus (sub diuersis) ministris a) generalibus in aliquibus legendis, tractatibus, processibus et cronicis dispersa reperi in sacro fratrum minorum ordine contigisse nec non de uitis sanctorum fratrum, inspecta quantum potui ueritate b) in sequenti uolumine recollegi.

De primo generali ordinis c).

Primus itaque omnium generalis minister fuit gloriosissimus d) pater Franciscus, quem electum fuisse non reperi, sed ex prouisione papali deuotissime institutum. Nun erzählt er kurz seine Konversion und nennt die Namen der ersten Jünger des heiligen Franz, indem er fortfährt:

Anno Domini MCCX. Dominus Johannes, filius comitis Vernensis, miles et in armis strenuus, rex Jerusalem eligitur et solepniter coronatur. Qui, ut refert frater Bernardus de Bessa prouincie Aquitanie in quodam libello, cum multas de Saracenis uictorias habuisset et filiam suam Federico Romano imperatori in uxorem dedisset, tandem post aliquos annos succedentibus sibi

a) Riccardianus: sub diuersis; im Laurentianus fehlen diese Worte (wohl durch Versehen des Schreibers.) b) Ricc.: ueritatem. c) Ricc.: Primus generalis ordinis gloriosus pater Beatus Franciscus als Überschrift. d) Laur.: glosissimus ohne Abbreviationsstrich, den Ricc. hat.

1) Vgl. Vierteljahrsschrift Bd. II., S. 97—106.

Digitized by Google

prosperis Constantinopolitanus factus est imperator. Cui a) cum circa finem uite sue quadam nocte dormienti uir quidam uenerabilis apparuit, habitum fratrum minorum, cordam et soleas deferens, dicens sibi quod uoluntatis Dei erat, ut in illo habitu moreretur, orruit hec imperator. — — Nachdem er diese Vision dreimal nacheinander gehabt hatte — temporali regno relicto habitum accepit fratrum minorum et cum omni humilitate et magna deuotione dies suos finiuit. Redeundo igitur ad propositum beatus Franciscus cum illa familia sua primitiua in quodam tugurio derelicto, qui Riuus Tortus dicebatur, — — diuino spiritu assistente quandam regulam scripsit. — — Cum eisdem b) autem XI fratribus, ipse XII^tus^, iuxta numerum apostolicum ad presentiam domini Innocentii, pape Tertii, se contulit et dictam regulam approbandam obtulit et se ac suos a mundo totaliter abstrahi suppliciter requisiuit. Dominus uero papa ex primis diuinis reuelationibus et suasu domini Johannis de sancto Paulo, episcopi cardinalis Sabinensis, qui beato Francisco et c) suis se esse ipsorum proccuratorem (sic) et protectorem in curia obtulerat, regulam approbauit et uniuersis fratribus tam clericis quam laicis presentibus, datis eis paruis tonsuris, dedit de penitentia predicanda mandatum. Et tunc beatum Franciscum instituit totius ordinis ministrum generalem. Ipse uero statim genibus flexis obbedientiam promisit domino pape, et alii fratres beato Francisco de mandato domini pape promiserunt firmiter obedire cet. Nun zählt der Chronist auf, wer alles in den Orden trat: Bernardus de Assisio (de Quintavalle); frater Siluester, primum d) sacerdos; frater Pacificus, rex uersuum ab imperatore coronatus; frater Leo; frater Rufinus nobilis, sancte Clare consanguineus; frater Masseus, facundissimus et multum curialis; frater Juniperus, humilis et patientissimus; frater Moricus de ordine cruciferorum; frater Johannes, a sancto Francisco Simplex cognominatus, quem sequentem boues ut alterum Heliseum sanctus Franciscus ad culturam euangelice perfectionis adducens, tanta innocentie puritate pollebat, ut, sicut dicit frater Thomas de Ceperano in antiqua ystoria e) sancti Francisci, ipsum sanctum orantem uellet in omnibus actibus et gestibus corporalibus imitari [1]). Et ideo, dum sanctus orabat, frater Johannes ipsum respiciebat continue et curiose, cet. — Frater Bernardus de Assisio wurde durch eine Vision zum Eintritt in den Orden bewogen, welche mitgeteilt wird. An ihrem Schlusse heifst es: Quo inductus oraculo (von dem häfslichen Drachen, der Assisi umschlungen hält), ordinem maxima cum deuotione, f) rebus suis pauperibus distributis, intrauit. Vbi ad tantam mentis eleuationem peruenit, ut dicit frater

a) Laur.: Qui mit über dem Q gesetztem C; Ricc.: qui — finem uite sue morienti quadam nocte dormienti cet. b) Ricc.: eundum. c) Ricc.: ohne et. d) Ricc.: primus. e) Ricc.: legenda. f) Ricc.: ordinem magnia deuotione.

1) Davon erzählt Thomas de Celano in vita secunda cap. CXX.

Digitized by Google

Bernardus de Bessa in quadam ystoria a) sancti Francisci, quam compilauit, quod cum Deo quasi facie ad faciem loquebatur. —

Anno Domini MCCXII idem generalis beatus Franciscus instituit ordinem pauperum dominarum, quem ante per sex annos futurum in ecclesia prophetauerat, dum ecclesiam sancti Damiani reparabat b) cet.

Anno Domini MCCXV tempore concilii c) generalis beatus Franciscus Romam adiit et beatum Dominicum, qui ibi tunc erat pro sui ordinis approbatione, reperit, quem Dei ostensa uisione sibi familiarem d) fecit. cet.

Anno uero Domini MCCXVII, ab inceptione uero ordinis XI, computando a prima conuersione sancti Francisci, domino papa Honorio III tunc ecclesiam gubernante, in generali capitulo tunc apud Portiunculam celebrato,[1]) assignate sunt prouincie et electi ministri, qui cum multis fratribus missi sunt per uniuersas mundi prouincias, in quibus fides catholica celebratur. Ipse uero beatus Franciscus prouinciam Francie pro se eligens, prius e) apostolorum Petri et Pauli limina Rome cum fratra Masseo uisitauit. — Dort erscheint ihm dann der heilige Petrus — Postea beatus Franciscus uersus Franciam iter arripiens, reperit dominum Vgolinum, episcopum cardinalem Hostiensem, qui eo missus erat legatus per dominum Honorium supradictum. Dieser überredet Franziskus zur Umkehr. Franziskus sendet nun dorthin, wie auch nach anderen Ländern, z. B. nach Spanien, Brüder, deren Schicksale und Wunderthaten erzählt werden. Kardinal Hugolinus wird Ordensprotektor.

Anno Domini MCCXVIIII, a prima uero f) conuersione beati Francisci anno XIII, in capitulo generali apud sanctam Mariam de Portiuncula celebrato, iterum electis ministris de uoluntate Dei, fuerunt missi fratres per totum fere mundum cum litteris domini pape missis uniuersis ecclesiarum prelatis et rectoribus tenoris subsequentis: folgt die Kopie eines solchen päpstlichen Empfehlungsbriefes. cet.

Missus est (sub *anno Domini MCCXX*) ad prouinciam Aquitanie columbine g) simplicitatis frater Christoforus, qui uita et miraculis partes illas illustrans, que suo loco inferius annotantur, in conuento Caturci fuit honorifice tumulatus. Nach England geht frater Agnellus Pisanus, qui conuentum Pisarum h) fundauerat et tunc ibidem erat custos, cum fratre Alberto de Pisis. cet.

Anno Domini MCCXXI beatus Franciscus instituit tertium ordinem, qui dicitur penitentum propter illos, qui matrimonio inuincti penitentiam facere flagitabant, quorum primus fuit sanctus Lucius. cet.

a) Ricc.: legenda. b) Ricc.: sollicite reparabat. c) Ricc.: consilii. d) Ricc.: fauorabilem. e) Ricc.: primus. f) Ricc.: uero fehlt. g) Laur.: colubine. h) Ricc: Pisis.

1) Unter dem heiligen Franz und in den ersten Jahren nach seinem Tode war Assisi resp. die Portiunculakirche regelmäßig der Ort für die Generalkapitel. Sehr bald aber wurde diese Sitte aufgegeben, und die Generalversammlungen fanden an verschiedenen Stätten innerhalb wie auch außerhalb Italiens nach dem Willen der Generäle und nach Massgabe der Verhältnisse statt. — Auf die Chronologie des Anonymus kann ich an diesem Orte nicht eingehen.

Digitized by Google

Anno Domini MCCXXIII cum dominus Vgolinus, cardinalis et protector ordinis a) prefatus, uellet regulam per dominum papam Honorium confirmari, beatus Franciscus preostensa sibi celitus uisione „de micis panum subtilissimis", ut regulam ad compendiorem formam reduceret, a Deo premonitus b), ascendit cum duobus fratribus scilicet fratre Leone de Assisio et fratre Boniço de Bononia montem c) ibique ieiunando et orando ut alter Moyses regulam, quam ex ore Domini ibi assistentis percepit, diligenter scripture commendauit. Et cum descendisset et eandem custodiendam fratri Helye, suo uicario, tradidisset, et ille eam per incuriam perdidisset, ascendens in d) montem iterum sanctus Franciscus, eandem regulam penitus, spiritu sancto reuelante, exarauit. Cum uero sancto in monte existente diuersi ministri congregati, ne forte asperam nimis regulam faceret formidantes, ad eum cum fratre Helya, suo uicario, accederent, dicentes, quod ad obseruationem illius regule, (quia) non eam faceret de ipsorum consilio, se minime obligarent, uox audita est in aere Christi dicentis, se uelle quod illa regula ab uniuersis fratribus ad litteram seruaretur, cum omnia, que ibi erant, a sua uoluntate procederent. Et eodem anno, IIIª kalendas Decembris fuit eadem regula per dominum Honorium papam confirmata, pontificatus sui anno VIII, ab inceptione uero ordinis, ex quo sanctus Franciscus e) cepit habere fratres, anno XV. cet.

Anno Domini MCCXXIIII — cum uero idem generalis beatus Franciscus infirmitatibus et doloribus quasi continuis ex rigore penitentie, cum esset delicatissimus, (grauaretur) f), in quodam capitulo generalatus quantum potuit cessit offitio et pro se statuit fratrem Petrum Cathanii ad ordinem gubernandum, cui statim promisit firmiter obedire [1]). — Frater uero Petrus Cathanii, cum aliquo tempore ordinem rexisset ut sancti uicarius, ante sanctum ex hac uita migrauit. Derselbe wird in der Portiunculakirche beerdigt und verrichtet nun in Abwesenheit des heiligen Franz aus dem Grabe

a) Ricc.: ordinis fehlt. b) Ricc.: premunitus. c) Ricc.: montem Rayneri. d) Ricc.: in fehlt. e) Ricc.: Franciscus fehlt. f) Laur. ohne grauaretur, (vom Schreiber ausgelassen).

1) Es ist kein Grund vorhanden, das Vikariat des Petrus Cathanei zu streichen, wie Karl Müller in „Die Anfänge des Minoritenordens und der Bussbruderschaften, Freiburg i. B., Mohr, 1885, p. 181 f., will. Dafs davon erst die Vita II des Thomas von Celano erzählt, aber von demjenigen des fra Elia schweigt, spricht nicht dagegen. Dem Anonymus liegt hier eine durchaus glaubwürdige Quelle zu Grunde; das Vikariat ist auch chronologisch vollkommen möglich. Es sind also zwei Vikariate, das des Petrus und das des Elias, in den beiden (oder drei) letzten Lebensjahren des heiligen Franz anzunehmen, wie andrerseits die zwei Generalate des fra Elia auf ein einziges zu reduzieren sind; demnach auch nur eine und zwar definitive Absetzung desselben stattgefunden hat. In den Worten des Chronisten: cui statim promisit firmiter obedire — und in denen des Thomas von Celano (II. cap. LXXXI): Et inclinans se protinus coram ipso obedientiam, et reverentiam promisit eidem — wird man aber wohl keine Übereinstimmung finden können.

Über die Genesis der Ordensregeln cfr. die scharfsinnige Erörterung bei Müller a. a. O., p. 4 ff., p. 14 ff., p. 81 ff.

Digitized by Google

heraus Wunder. Aber Franziskus untersagt ihm das nach seiner Rückkehr, worauf dergleichen Erscheinungen unterbleiben. — Post mortem uero fratris Petri beatus Franciscus posuit ad regendum fratrem Helyam de Assisio, uirum utique famosa prudentia illustratum. Qui quamuis a sancti et a multis fratribus minister uocaretur, tamen fuit ipso uiuente electus nullus uel ab ordine tanquam generalis receptus. cet.

Anno Domini MCCXXVI in mense Apreli, cum beatus Franciscus esset Senis grauissimis infirmitatibus lacessitus, agnoscens sue uite terminum propinquare, fecit se Assisium deportari. Et cum per aliquod tempus infirmaretur ibidem in palatio episcopi, tandem circa uite finem ad sanctam Mariam de Portiuncula se portari fecit. Vbi cum dixisset tribulationes futuras ordinis appropinquare, anima eius carne soluta, ex hoc mundo transiuit ad patrem IIII° nonis Octubris, pontificatus domini Honorii pape Tertii anno XI, etatis uero sue anno XLV, a prima sua ad Deum conuersione anno XX, ab institutione autem a) religionis anno XVIII, ex quo scilicet cepit fratres habere. Post eius uero decessum rexit ordinem dictus frater Helyas usque ad electionem futuri generalis. Nun stirbt Honorius, und der Ordensprotektor, Kardinal Hugolinus, wird als Gregor IX. Papst; derselbe macht zum Protektor Raynald, der zugleich Kardinalbischof von Ostia und später Papst (Alexander IV) wurde. Danach heisst es:

Anno Domini MCCXX VII — Iste igitur frater Helias post mortem sancti Francisci basilicam mire magnitudinis et fortitudinis b) cepit erigere extra muros in c) quadam uoragine, que ante dicebatur „Collis Inferni". Sed cum dominus papa Gregorius VIIII us primum lapidem in fundamento ecclesie posuisset, uocata est „Collis Paradisi." Pro fabrica uero eiusdem ecclesiae frater Helias uariis modis cepit pecunias extorquere: Nam primus pecuniarias collectas indixit prouinciis pro eodem opere consumando; choncham d) etiam marmoream ante fabricam illam posuit, in qua pecuniam ponerent aduentantes. Quod uidentes socii beati Francisci, specialiter frater Leo, Perusium uenit ad fratrem Egidium pro consilio requirendo. Qui respondit: „Et si usque Assisium fuerit longa domus, mihi sufficit unus angulus ad morandum." Cumque ab eo fratres quererent, ut frangerent illam choncham, conuersus ad fratrem Leonem dixit oculis lacrimosis: „Si mortuus es, uade et frange eam; si autem uiuus, dimicte eam, quia persecutiones illius hominis fratris Helye dure posses comportare." e) Quod intelligens frater Leo, cum suis sotiis concam (sic) illam porficam f) penitus confregerunt. Quo indignatus frater Helyas per famulos suos fecit eos fortiter uerberari et expelli de Assisio; et ob hec inter fratres magna turbatio insurrexit. Conuenientibus igitur fratribus ad capitulum generale, propter predicta idem frater Helyas ab officio regiminis fuit absolutus, et ibidem electus frater Johannes de Florentia, cognominatus Parens, ordinis minister generalis,

a) Ricc.: autem fehlt. b: Ricc.: mire pulcritudinis et magnitudinis. c) Ricc.: in fehlt. d) Ricc.: concam. e) Ricc.; portare. f) Ricc.: porfireticam.

Digitized by Google

qui in partibus Yspanie officium ministri tunc gerebat. — — Nun folgen Vite einzelner Ordensbrüder, und zwar der nächsten Jünger des hl. Franz, so z. B.: Vita beati Bernardi de Quintavalle de Assisio, sotii primi beatissimi Francisci. Franziskus segnete ihn (als primogenitum suum) und Elias auf dem Todtenbette. Danach Vita fratris Rufini consanguinei sancte Clare; dann Vita Juniperi, beati Francisci discipuli; danach De fratre Leone, beatissimi Francisci sotio, der den Beinamen Pecorone oder Pecorella führte und mit Franziskus auf dem Berge bei der Abfassung der Ordensregel war. Ihm, der nach der Legende allein die Wundmale des Heiligen berührt hatte, erschien auch in einer Vision einmal Franciscus iocundus et splendidus, habens alas cum pennis fulgentibus et cum unguibus ad modum aquile deauratis. cet. — Danach De fratre Egidio, beatissimi Francisci sotio (eine lange Vita); darin als Unterabteilung: De fratre Andrea de Burgundia, sotio fratris Egidii. Dann De fratre Masseo, sotio et discipulo beati Francisci. Danach:

Aliqua de uita et miraculis sancti Anthonii de Padua.

Darin werden dessen Wunderthaten erzählt, z. B. Qualiter piscibus predicabat u. a. Ferner

Anno uero Dominice incarnationis MCCLXIII, postquam Deo placuit meritis huius [a] sancti de sub iugo Eycellini [b] tirampni predicti, qui ipsam depopulauerat, ciuitatem eripere Paduanam, ciues eius ad sanctum maiori deuotione [c] feruentes, pregrandem et solepnem sibi ecclesiam construxerunt, corpus autem sanctum transferre statuentes. — — Tempore uero domini Bonefatii pape VIII reparata est tribuna basilice Saluatoris in Laterano de Roma, que Episcopium nominatur. Cui dipingende opere mosayco deputati sunt duo fratres minores, in arte illa periti [d] non modicum et experti. Designatis autem immaginibus, quas idem papa ibi depingi mandauerat, uidentes illi fratres, quod adhuc loca supererant, [e] in quibus alie immagines poni possent, proprio motu uel forte diuino instinctu beatorum Francisci et Anthonii immagines [f] hinc inde depinxerunt. Quo ad eiusdem domini pape notitiam delato, [g] quibusdam clericis mandauit hoc sibi ex liuore nunctiantibus, ita [h] dicens: „De ymmagine sancti Francisci, postquam ibi est, equanimiter tolleramus, sed de sancto [i] Anthonio de Padua quid hic facere habemus? Eatis ergo et illius destruatis ymaginem et loco eius beati Gregorii ymaginem faciatis.“ [k] Qui accedentes et unus post alium ascendentes, confessi sunt, se ab una persona terribili ab alto in terram

a) Bollandisten: ejus. b) Boll.: Eccelini. c) Ricc.: deuotione; Laur.: intentione; Boll.: interiori devotione. Man sieht, wie die Lesart des Laur. entstehen konnte. Ricc. besser. d) Boll.: illa periti et non modicum experti (richtig). e) Boll.: superaverant. f) Boll.: ohne immagines. g) Boll: pape delato notitiam mandavit; so auch Ricc. h) Boll.: ohne ita. i) Boll.: Ricc: tolleramus, de sancto uero Antonio cet. k) Boll: Gregorii imaginem fieri faciatis.

Digitized by Google

deici ibi eis uisibiliter apparente a) et quasi in furiam uersi a concepto impediti fuerunt; et sicut dicti fratres pictores referebant, quidam illorum statim, alii omnes infra breue tempus spiritum exalarunt. Audiens hec papa memoratus, referentibus demandauit: „Dimictatis, inquit, stare sanctumi llum, sicut uult, quia, ut expresse uidemus, possemus cum eo potius perdere quam lucrari.“ [1])

Darauf folgt Vita fratris Simonis de Assisio, beati Francisci discipuli. Dann Vita fratris Christofori, qui sepultus est in conuenctu (sic) Caturci, quam compilauit frater Bernardus de Bessa, custos b) Caturcensis. — Hic igitur de Romandiole partibus oriundus, cum esset parrochialis sacerdos, — beatum Franciscum adhuc in carne uiuentem habitu et conuersatione secutus susceptaque ab ipso benedictione, ad Equitanie partes missus, Christo perfecte studuit famulari. — Macerabat corpus ieiuniis, cilicium durissimum et longo c) tempore loricam portans aducarnem et afflittina quedam ferrea instrumenta. Vidimus eum pene centenarium, ut creditur, senem uix extra conuentum, uix, nisi semel in die preter Dominicam et festa precipua commedentem, ut senis uirtus nec in ultima senectute d) senescere uideretur. — Obiit autem in ciuitate Caturci expletis LV annis, ex quo Christo perfecte adheserat, anno Dominice incarnationis MCCLXXII in uigilia Omnium Sanctorum, circa primam noctis uigiliam [2]) cet. — Darauf folgen:

Vita e) et tempora fratris Johannis, cognominati Parens de Florentia, qui fuit secundus minister generalis ordinis fratrum minorum.

a) Boll.: apparente (richtig); apparentis (Laur.), was ja auch passte, ein Schreibfehler. — Mit Hilfe einer solchen Quelle könnte der Herausgeber den ursprünglichen Text des Anonymus wieder herstellen. b) Ricc: custodie. c) Ricc: multo. d) Ricc: senecta. e) Ricc.: andere Reihenfolge wie Laur.: Auf vita Christofori folgen. 1) vita sorosis Agnetis, germane sancte Clare; 2) vita sancte Clare uirginis, welche im Laur. hinter vita Johannis Parentis stehen. Ricc.: wohl (sachlich) richtiger als Laur. — Danach Ricc.: Incipit vita fratris Johannis Parens (Überschrift). Secundus generalis fuit frater Johannes de Flor. cogn. Par. de prouincia Tuscie, homo sanctus et iustus, spiritualis parentis cet. Danach stimmt Ricc. besser mit Bernhard de Bessa überein; ebenso das Speculum.

1) Der ganze Passus stammt nach der eigenen Angabe des Anonymus aus der vita des heiligen Antonius, welche bei den Bollandisten 13. Juni p. 724 ff. unter dem Titel: Legenda alia seu liber miraculorum gedruckt ist. Daselbst p. 739 cap. VII Nr. 69 und 70. Die Vergleichung zeigt, dafs die Entlehnung wörtlich, mit nur geringen Wortumstellungen und, wenn wir einmal annehmen wollen, was aber fraglich ist, dafs der Bollandistendruck orthographisch genau ist, mit kleinen orthographischen Varianten. Wie weit in den Teilen der Lebensbeschreibung des Heiligen, welche ich nicht excerpirt habe, der Anonymus dieser Legende allein folgt, (was aber wahrscheinlich ist, cfr. auch Denifle Z. f. kath. Theol. 1882, p. 712) oder der bei den Bollandisten p. 705 ff. an erster Stelle mitgeteilten vita auctore anonymo valde antiquo, kann ich nicht entscheiden. Waddings Erzählung ad annum 1296 Nr. XIV. beruht auf derselben Quelle. Wadding folgten wieder andere, so Crescimbeni e Baldeschi: stato della chiesa Lateranense p. 147. Unter die Lesarten habe ich diesmal die Varianten des Bollandistentextes aufgenommen. Der Ricc. zeigt auch hier in einigen Fällen besseren Text. (cfr. Einleitung Vierteljahrsschrift Heft 1. pag. 106.)

2) Nach dieser Stelle ist Vidimus nicht auf den Anonymus 24 generalium zu beziehen, welcher vielmehr den Passus gedankenlos aus Bernhards von Bessa Lebens-

Digitized by Google

Frater Johannes, cognominatus Parens, de prouincia Tuscie fuit et de ciuitate Florentie, *uir sanctus et iustus et spiritualis, parentis officio uere pollens.* Qui cum esset Hyspanie minister, electus est in capitulo generali apud Portiunculam celebrato totius ordinis minister. — — *Hic* (sub 1228) *in capitulo generali statuit, ut corpus Domini summa cum reuerentia in argentea uel eburnea pixide infra bene serratam capsellam teneretur. Nunc uero aliqui ipsum super altare suspendunt, et idem, presente populo aliquando, uel haberi non potest funis,* a) *quo suspenditur, impedito uel eo rupto, non sine scandalo cadit.*

Anno uero MCCXXX conuenientibus fratribus ad capitulum generale fuit translatum corpus beati Francisci de ecclesia sancti Georgii ad supradictam basilicam in eius honore constructam. Sed, ut aliqui ferunt, antequam fratres conuenissent aliquibus diebus, frater Helias, qui opus dicte basilice prosequebatur, per potentiam secularium, non obstante quod iste frater Johannes ordini presideret, humano timore ductus, occulte fecit fieri translationem, nolens, quod aliqui scirent, ubi in ecclesia esset sacrum corpus, paucis exceptis. De quo postea inter fratres magna fuit turbatio subsequuta, qui ad hoc principaliter uenerant, ut sacrum corpus uiderent; sed frater Helias eis satisfecit multis rationibus allegatis. Nihilominus tamen fuit magna solempnitas celebrata. Vnde tanta fuit propter hoc ex uicinis urbibus multitudo congregata, ut ciuitate illos capere non ualente per campos gregum more accumberent. Prefatus autem dominus papa Gregorius, qui huic translationi uenturus sperabatur, misit solepnes nunctios, quibus non solum causam necessariam sue absentie declarauit, sed etiam de quodam mortuo per beatum Franciscum resucitato (sic) eos reddidit certiores. Per eosdem b)

Bernardus de Bessa:

Frater Johannes cognominatus Parens, uir sanctus et iustus, spiritualis parentis officio uere pollens. — —

Hic corpus B. Francisci ad locum, in quo nunc est, c) *cum magno honore* d) *transtulit. Ipse capitulo presidens generali corpus Domini summa cum reuerentia in argentea uel eburnea pixide infra bene seratam capsellam* e) *teneri mandauit, cum nihil esset in celo uel in terra simili ueneratione colendum. Nunc super altare suspendunt,* f) *unde presente aliquando populo uel haberi non potest, func quo suspenditur impedito uel eo rupto aut* g) *dissoluto, cum scandalo et periculo cadit.*

a) Ricc.: wie Bernhard fune; auch funis passt bei veränderter Interpunktion. Doch läfst in jedem Falle die Konstruktion zu wünschen. Taurinensis: corrupto; Speculum (Venetiis 1504) ganz verderbt. Bernardus Laurentianus steht danach dem Anonymus näher. b) Ricc.: Per eosdem etiam nuntios. c) Berolinensis: quiescit. d) Berol.: cum magna gloria. e) Berol.: capsectam. f) Berol.: suspenditur. g) Berol.: uel.

beschreibung des heiligen Christoforus von Cahors kopierte. Derselbe ist demnach auch nicht für die Bestimmung der Chronologie und der Herkunft des Anonymus zu verwerten. Christophorus trat also in den Orden etwa um Allerheiligen des Jahres 1217, circa 45- bis 50-jährig, falls er um 1172 (bis 1177) geboren war. Wir hätten aber für Bernhards von Bessa Arbeit damit ein wichtiges Datum.

Digitized by Google

nunctios crucem auream opere quidem gemmario pretiosam, in qua erat lignum Dominice crucis interclusum, ornamenta quoque et uasa ad altaris ministerium pertinentia nec non et alia solepnia indumenta trasmisit, sed et alia non modica tam ad eiusdem fabrice quam ad solepnitatis impensa donaria deputauit. Ecclesiam uero ipsam, in qua primum lapidem fundamenti ipse posuerat, ab omni iurisdictione inferiori a) apostolica auctoritate exemit. — —

Tempore huius b) generalis, ut dicit frater Bonauentura de Balneo Regio in quodam sermone,[1]) insurrexit inter fratres multiplex dubitatio de hiis, que in regula continentur. Generalis uero regulam portabat in manibus, asserens ipsam claram et ab omnibus obseruabilem c). Tandem dominus papa Gregorius pro dubiorum declaratione pulsatur; qui tanquam ille, qui sancti Francisci nouerat intentionem et pro regule confirmatione sibi astiterat, oborta dubia liquido declarauit IV kalendas Octubris, pontificatus sui anno IV, anno d) Domini MCCXXX, post capitulum generale Assisii celebratum, in quo fuit translatio gloriosissimi patris Francisci. Dictus uero frater Johannes generalis, ut idem frater Bonauentura ponit, propter talia dubia tristis effectus, officium generalatus dimisit, quod, ut aliqui dicunt, tribus annis laudabiliter tenuit, et post in sua simplicitate remansit. Alibi tamen legitur, quod sex annis ordinem gubernauit. Sed e) prima opinio uidetur uerior: quia, ex quo propter dubia, que insurrexerunt, ante regule declarationem resignauit, satis uidetur, quod fuerit electus in primo generali capitulo post mortem sancti Francisci, scilicet anno Domini MCCXXVII, et dimisit f) anno MCCXXX officium, quo facta est translatio supradicta. Et successor suus rexit annis VIIII, usque uidelicet ad annum MCCXXXVIIII, quo fratrem Albertum ueraciter habuit successorem. Sed g) non est dubium, quominus frater Johannes infra istud tempus magnam partem ordinis nudis pedibus potuit ambulare. Item quia frater Helias fuit ab officio ammotus h) propter excessus per ipsum commissos hedificando basilicam sancti Francisci, que ante eius canoniçationem non est uerisimile quod fuerit incepta, que fuit anno Domini MCCXXVIII. Item quia post translationem sancti Francisci in uita fratris Juniperi legitur in festiuitate natiuitatis Domini, quando ipse amore Dei dedit frontalis altaris dependentes campanellas argenteas,[2]) dictum fratrem Johannem adhuc in dicto regimine presidere. Sed ad ista potest dici, quod frater Johannes predictus

a) Ricc.: iurisdictione inferioris (unverständlich); Laur.: iurisdictioni (Schreibfehler). b) Ricc.: istius. c) Ricc.: obseruandam. d) Ricc.: anno IV, Domini uero MCCCXXX, post scilicet capitulum — — patris nostri Fr. e) Ricc.: Prima op. nid. uerior aliquibus. f) Ricc.: dimiserit (scheint besser zu sein). g) Ricc.: sed tunc. h) Ricc.: fuit ammotus ab officio et interpositus.

1) Ich weiss nicht, welche Predigt Bonaventura's sich auf dieses Faktum bezieht. (cfr. auch Müller a. a. O. p. 111.)

2) Das wird in der vita Juniperi erzählt sub rubrica: Qualiter frater Juniperus campanellas in frontali altaris dependentes dedit paupercule mulieri.

Digitized by Google

magnam partem ordinis uisitauit, cum fuerit minister Yspanie, sed non generalis existens; item quod, quia sanctus Franciscus erat in ecclesia secularium sepultus, dicta basilica a) ante eius canoniçationem potuit incohari,[1]) ut esset cum fratribus tumulatus, et quia sperabatur cito canoniçandus (sic). De uita fratris Juniperi predicti potest dici, quod aliquo tempore frater Helias tenuit opus dicte

a) Ricc.: basilica etiam ante.

1) Aus den Versuchen des Anonymus, die Chronologie zu bestimmen, geht hervor, 1) dafs er über den Beginn des Baues von San Francesco nichts sicheres wufste, 2) dafs dies aber auch mit seinen Vorgängern der Fall war. Der Anonymus hätte sonst aus den ihm vorliegenden, zum Teil in recht frühe Zeiten des XIII. Jahrhunderts zurückreichenden Quellen eine darauf bezügliche Stelle mitgeteilt, schon deshalb, weil sie seinen chronologischen Bedenken ein Ende gemacht haben würde. Bereits in der auf fra Elia folgenden Generation mufste man keine genaue Kunde mehr über den Bau besitzen, in dem man wohnte. Wozu auch? Ein ästhetisches Interesse war nicht vorhanden; das erwachte erst allmählich, infolge des Aufschwunges und der Blüte der anderen Zielen zugewandten Kunst. Religiöse Bedürfnisse, Rücksichten auf Kultus und Dogma, auch politische und persönliche Erwägungen, kurz die verschiedenartigsten Motive waren mafsgebend, um den bildenden Künsten Aufnahme und Pflege zu gewähren oder zu versagen. Fra Elia, der politische Kopf im Orden, ein Herrscher in der unscheinbaren Kutte des heiligen Franz, liefs einen so gewaltigen Bau unter der Beisteuer aus aller Herren Ländern, trotz dem offenen wie heimlichen Widerspruch der strengen, aber auch beschränkteren Richtung aufführen, nicht etwa damit der Baumeister Jacopo Tedesco und sein Nachfolger Philipp de Campello ihren neuen Baustil in konkreter Weise einmal zeigen und auf die bisherige Architektur umgestaltend einwirken könnten, sondern vielmehr, weil das dem stolzen, auf Herrschaft gerichteten Charakter dieses Mannes entsprach; weil dies Monument für eine nicht minder ausgedehnte Machtsphäre genau dieselbe Bedeutung hatte, wie für den fra Elia so geistesverwandten Zeitgenossen und späteren Beschützer, Friedrich II., die bewufste Erneuerung der alten Imperatoren-Macht und -Herrlichkeit, die geflissentliche Nachahmung der antiken Kunst, zu der die Basilika des heiligen Franz ja freilich in gewissem Gegensatze stand. Und jene Anhänger der strengen Regel, an ihrer Spitze (bis 1231 wenigstens) der heiligen Antonius von Padua, in ihrer Mitte Elemente, wie jener von dem Anonymus mit unfreiwilliger Ironie geschilderte frater Johannes Simplex, welche, gestützt auf ihren Ruf als Heilige und in Folge davon auf ihren Einflufs auf die Mafsen, in der Absetzung des fra Elia einen momentanen Triumph feierten, sie hatten keinen Sinn für die überwältigende Feierlichkeit und die ernste Gröfse des neuen Baues — Holz- und Strohhütten — frati Egidio sufficit unus angulus ad morandum — wären diesen prädestinierten Heiligen ebenso recht gewesen. Ihre Opposition gegen die Bauthätigkeit des Generals entsprang wiederum ihrer religiösen Anschauung (oder ihren Nebenabsichten). Und so erklärt es sich zum Teil, dafs wohl von dem grofsen Bauwerke im Allgemeinen gesprochen, aber keine spezielleren Nachrichten hinterlassen worden sind. — Thode (a. a. O., p. 200 ff.) nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, den Baumeister Jacopo Tedesco „als eine Erfindung Vasari's definitiv aus der Baugeschichte der Franziskuskirche wie der allgemeinen Kunstgeschichte gestrichen zu haben." Ich habe weder für Jacopo Tedesco noch für Vasari eine Vorliebe und würde gern Thode's ästhetischen und archivalischen Ausführungen beistimmen, wenn seine Gründe nur überzeugender wären. Ich kann an diesem Orte seine Beweisführung, die sich in den entscheidenden Punkten gröfstenteils auf später als Vasari verfafste Nachrichten und Beschreibungen gründet, nicht Schritt für Schritt widerlegen. Soviel nur hier, dafs trotz Thode's nicht die letzten Konsequenzen ziehender Darstellung Jacopo Tedesco einstweilen noch ungestrichen, wenngleich als eine rätselhafte Person, seinen Platz inne hat. Es bedarf bei einer so wichtigen Frage anderer Beweise, als derjenigen ex silentio, worauf am letzten Ende bei Thode alles ausläuft.

Digitized by Google

ecclesie et regimen conuentus, dum frater Johannes erat generalis cet. — — De renunctiatione [a] generalatus dicti fratris Johannis alibi legitur [1] quod in quodam capitulo generali uocati fuerunt per

a) Ricc.: De amotione prefati fratris Johannis ab officio generalis regiminis.

1) Mit Alibi wendet sich der Anonymus zu einer anderen Quelle, die er in einer sein Verfahren recht charakterisierenden Weise nur lose dem Vorhergehenden anreiht. Dieselbe begegnet noch öfters, z. B. anno 1238 — alibi tamen sue absolutionis causa exprimitur u. a. m. — und sie tritt da ein, wo Bernhard von Bessa entweder ganz schweigt oder nur kurz und vorsichtig sich ausdrückt. Es ist nur schade, dass diese neue Vorlage nicht genannnt ist. Ist es vielleicht Peregrino da Bologna, der auch sonst mit seltener Offenheit Interna des Ordens vorbringt? Aus einer vita des heiligen Antonius stammt diese Stelle nicht. Jedenfalls macht diese Quelle in der ganzen Art ihrer Erzählung einen ursprünglichen und wahrheitsgetreuen Eindruck. Schon Hase (a. a. O., p. 170 ff.) hat diese Episode, wohl nach Wadding, und der wohl nach einem Manuscript des Anonymus, geschildert. Nur halte ich mit Ehrle die zweimalige Ein- und Absetzung des fra Elia für falsch, wie auch schon Voigt in Jordanus von Giano scharfsinnig gesehen hat. In Wirklichkeit scheinen die Generäle in der Weise einander gefolgt zu sein: 1) St. Franz, erster General und oberster Leiter des Ordens bis 1226; seit 1223/24 zwei Vikare nacheinander, a) Petrus Cathanei, b) Elias bis 1226; 2) Johannes Parens, zweiter General von 1226 bis etwa 1232 — Fra Elia war jedoch einerseits wegen seines nahen Verhältnisses zum Heiligen, dessen rechte Hand er gewesen, andererseits wegen seines überlegenen Geistes, eine angesehene Person im Orden. Auf eine grofse Partei gestützt, hatte er auch äufserlich als ehemaliger Vikar — qui et ante ipsum aliquanto tempore ministri locum tenuerat (Bernhard) — eine exceptionelle Stellung inne, welche noch dadurch Kräftigung erhielt, dafs ihm wahrscheinlich, ja sicher seit der Heiligsprechung anno 1228 von Gregor IX. die Leitung über den Neubau der Kirche und des Conventes von San Francesco zu Assisi und aller damit zusammenhängenden Geschäfte und Befugnisse übertragen worden war — locum Assisii et eius curam sibi a papa commissam resignauit (Chronica XXIV Gen. und die Urkunden im Bullarium Franciscanum). — In diesem Zusammenhange wird es wenigstens erklärlich, wie grade er den Körper des heiligen Franz 1230 bei Nacht und Nebel in die Grabkammer packen, grofse Geldsummen erheben und mit weitgehenden Privilegien dazu vom Papste ausgestattet werden konnte, was den Zorn der Eiferer erregte; es wird aber auch erklärlich, wie ein Anhänger der strengen Observanz, ein fra Leone, sich gegen ihn erheben und seinen Opferstock (concam portireticam) umwerfen durfte, was ja sonst ein Akt offenbarer Rebellion gegen den General, dem der einzelne Bruder Gehorsam geschworen, eine offenbare Verletzung eines der drei Hauptordensgelübde gewesen wäre. Andererseits mufste fra Elia als General doch erst Zeit haben, all die Verbrechen, deren die Eiferer ihn beschuldigten, auszuführen: z. B. die Provinzen unter gemessener Aufsicht zu halten, überall sein zentralisierendes System einzuführen. Dazu genügen aber nicht zwei Jahre; und man bemerke, als die Gährung und Unzufriedenheit gegen ihn als den General in gewissen Kreisen wachsen, da rebelliren letztere nicht gegen ihn, sondern beschreiten so zu sagen den Rechsweg durch Appellation an die nächst höhere Instanz, an den Generalordensprotektor resp. an den Papst. Johannes Parens aber, offenbar zu schwach und unbedeutend gegen diesen Mann neben ihm, der alle seine Mafsregeln und Schritte im Falle eines Widerspruches mit der Erklärung motivieren mochte, er führe nur den ihm ehemals mündlich und im Geheimen offenbarten Willen des Heiligen aus, um welchen sich alle schaarten, die die Strenge der Regel nicht innehalten wollten oder konnten, wird durch einen tumultuarischen Akt bei Seite geschoben und dankt ab. Nun folgt 3) von 1232 etwa an die Regierung des dritten Generals, fra Elia, ohne Unterbrechung bis 1238—39, wo er ein für allemal abgesetzt wurde und auch später nicht durch den Kaiser wieder zur Herrschaft gelangen konnte. — Fra Salimbene kennt ebenfalls nur eine Absetzung des fra Elia, welche er in das Jahr 1239 setzt.

Digitized by Google

fratrem Heliam predictum omnes fratres totius ordinis a), qui sibi adherebant. Et quadam b) die incluso generali cum ministris et custodibus in conclauio c) [1]), superuenerunt fratris Helie fautores et, fracto hostio capituli, fratrem Heliam portantes in locum ministri generalis statuerunt d) tumultuose, clamantes, ipsum debere generalem esse, quem beatus Franciscus elegerat et gubernatorem e) fecerat ante mortem. Quod uidens frater Johannes f) humillimus, surrexit et plorans, habitu nudatus, se in terram prohiciens, renunctiauit officio, asserens tanto regimine se indignum, et reassumpta tunica capitulo exiens, electus est magis tumultuose quam canonice dictus frater Helias. Qui cepit se fallaciter excusare, dicens: „Carissimi fratres non imponatis mihi hoc honus, cum non possem g) sequi uitam comunem nec propter meas maximas infirmitates peditare.“ Tunc sui clamauerunt, quod aurum commederet et haberet equum, dum tamen ordinem gubernaret. Facta igitur dissensione inter fratres, quia aliqui fratrem Johannem prefatum, aliqui fratrem Heliam uolebant generalem, significatum est domino pape h) false, quia, quamuis aliqui fratrem Johannem i) uellent in generalem, tamen comunitas ordinis fratrem Heliam postulabat, sed ipse recipere recusabat. Quo audito dominus papa fratrem Heliam in officio confirmauit. Et tunc fautores eiusdem fuerunt eleuati. k) cet. —

Es folgt die Vita sancte Clare. Darin ein Brief des Kardinalbischofes von Ostia Hugolinus an dieselbe. Ferner werden Wundergeschichten erzählt; z. B. De miraculosa hedificatione conuentus Ylerde; oder Qualiter angeli portauerunt lapides pro fabricanda ecclesia beati Francisci in castro Prescriptii, diocesis Sipontine. Danach Vita beate Agnetis, sororis sancte Clare, de ordine minorissarum. l) Danach:

---

a) Ricc.: fratres de toto ordine. b) Ricc.: quodam. c) Ricc.: in conclaui. d) Ricc.: statuunt. e) Ricc.: gubernatorem ordinis fecerat etiam ante. f) Ricc.: Johannes generalis. g) Ricc.: cum non possum h) Ricc.: pape Gregorio IX. i) Ricc.: Johannem Parentis. k) Ricc.: et alii tribulati. l) Ricc.: Auf Johannes Parens folgt unmittelbar die vita des fra Elia, wie oben erwähnt.

---

1) Die Einrichtungen des Ordens sind denen des Papsttums nachgebildet; sie haben sich auch in derselben Weise wie jenes entwickelt Die ursprüngliche, strenge Einfachheit und brüderliche Gleichheit machte unmittelbar nach Franziskus' Tode in natürlicher und konsequenter Folge, einer mehr monarchischen Bewegung und dabei schlafferen Beobachtung der Regel Platz. Sehr treffend sagt fra Elia non possum sequi uitam comunem. Aus der gleichmäfsigen Masse hebt sich der geniale fra Elia, ein geborener Herrscher, empor und versucht analog der päpstlichen Gewalt über General- und Provinzialkapitel hinweg, alle Macht und alle Mittel in der Spitze, in seiner Hand, zu konzentrieren. Und mufste er auch persönlich weichen, seine Richtung hat doch gesiegt, begünstigt vom Papsttum, dessen Politik die oberste Leitung über den Orden beizubehalten verstand. Es verlohnt sich wohl, die Frage aufzuwerfen, ob dies der Gang der Dinge auch gewesen wäre, wenn fra Elia, vom Kaiser unterstützt, zum zweiten Male zur Gewalt zurückgekehrt wäre. Aus den Worten des Anonymus geht hervor, dafs der Exgeneral bis zu seinem Tode sich noch immer eines grofsen Ansehens erfreute.

Digitized by Google

Vita et tempora fratris Helye de Assisio, tertii ministri generalis ordinis minorum.

Tertius generalis minister fuit *frater Helias de Assisio qui etiam ante dictum fratrem Johannem de Florentia aliquanto tempore ministri locum tenuerat,* quo ab aliquibus ponitur secundus generalis. Hic [a]) fuit *uir adeo sapientia humana famosus, ut raros in ea pares Italia putaretur habere. Hic missis uisitatoribus fecit sub arctitudine magna prouincias uisitari tam in capitibus quam in membris; tunc autem generalis minister* [b]) *instituebat et destituebat prouinciales ministros et prouinciales custodes et custos guardianos et de aliis prouidebat.* — Hic autem generalis erat non modicum alti cordis et per mundanam sapientiam uolebat nimis ordinem gubernare, quo a sancto Francisco frequenter reprehendebatur [1]) — — — Sub huius regimine floruit frater Electus laicus, quem, ut dicit frater Thommas de Ceperano, inter martirum numerum credimus esse colendum. — — —

Anno domini MCCXXXVII, cum multi in diuersis partibus orbis beatum Franciscum animo indurato discrederent sacra stigmata recepisse, sed lingua falsiloquia ipsa non habuisse publice predicarent, dominus Gregorius papa VIIII, pontificatus sui anno XI misit litteras efficaces uniuersis ecclesiarum prelatis de sacris beati Francisci stigmatibus certum testimonium continentes. Et eodem tempore scripsit litteras episcopo Oloniuercensi [c]) in prouincia Bohemie, qui oppositum predicauerat et rationibus probauerat, addendo, quod non debebat cum cruce in manu depingi, cum non fuisset crucifixus, ipsum episcopum de incredulitate et illa pernitiosa predicatione fortiter [d]) presumptuosum appellans, precipiendo ut beatum Franciscum sacra stigmata habuisse tanquam certum crederet et, que contra predicauerat, publice reuocaret. Eodem etiam tempore scripsit prioribus prouincialibus ordinis predicatorum, ut fratrem

Bernardus de Bessa:

Isti successit frater Helias, qui et ante ipsum aliquanto [e]) *tempore ministri locum tenuerat,* [f]) *vir adeo in sapientia etiam humana famosus, ut raros in ea pares Ytalia* [g]) *putaretur habere. Hic missis visitatoribus* [h]) *fecit sub artitudine (sic) magna prouincias visitari tam in capite quam in membris. Tunc quidem generalis minister instituebat passim et destituebat prouinciales ministros non expectato capitulo generali; sic minister prouincialis custodem et custos ministrum loci, prout congruere uidebat, absoluens, de alio prouidebat.*

a) Ricc.: Qui. b) Ricc: Tunc autem generalis minister passim instituebat et destituebat prouinciales ministros et ministri custodes, custos gardianos. Wieder steht der Ricc. dem Bernardus Laurentianus näher als dem Taurinensis; auch dem Berolinensis (resp. trotz aller Verderbtheit, die aber wohl dem Herausgeber von 1504 größtentheils zur Last fällt, dem Speculum), liegt ein ähnlicher Text zu Grunde. c) Ricc.: episcopo Oloniensi uel Oloniuercensi. d) Ricc.: fortiter ac presumptuosum. e) Spec.: aliquo. f) Spec.: tenuit. g) Spec.: Taur: in Italia. h) Berol. Spec.: suis.

1) Mit Hic autem reiht der Anonymus eine neue Quelle an, wie auch aus der Wiederholung der Charakteristik fra Elia's hervorzugehen scheint.

Digitized by Google

Euertandum [a] eiusdem ordinis, quem blansfemum (sic) nominauit [b] pro eo, quia in Opauia prouincia [c] Bohemie predicando contra predicta stigmata linguam stulte laxauerat, apud quemcumque ipsorum moraretur, suspensum a predicationis officio representarent pro meritis recepturum.

Anno Domini MCCXXXVIII in uigilia beati Bartholomei Jacobus, illustris rex Aragonum, cepit Valentiam, ciuitatem Saracenorum et Christianis populatam, cultum Mahometi in ipsa deleuit quam plurimis interfectis in uindictam necis sanctorum fratrum minorum ibidem pro Christi fide occisorum, qui, ut dictum est, Turolii requiescunt.

Hic generalis frater Helyas *circa annum Domini MCCXXXVIII,* [d] ut dicit Bernardus de Bessa in cronica generalium, *uocato Rome capitulo generali,* postquam illam duplicatam ecclesiam Assisii cum campanili et campanis perfecit [1]) *fuit ab ministerio absolutus. Cui capitulo dominus Gregorius VIIII prefuit, ministri cessionem amisit et electum uccessorem in sua presentia confirmauit.* Alibi tamen sue absolutionis causa et modus in hunc modum exprimitur: Soluto enim capitulo, in quo fuit electus, ut dictum est superius, ad dominum papam se contulit et multas helemosinas pro ecclesia sancti Francisci et multa priuilegia impetrauit et maxime, quod recipere posset pecuniam per interpositam personam contra regulam de directo. Et misit uisitatores per prouincias et *indixit collectas pecuniarias prouinciis occasione basilice sancti Francisci* et cepit thesaurizare et habere equum magnum et domicellos et lautam uitam tenere. — Darüber macht ihm frater Bernardus de Quintavalle Vorstellungen; doch ohne Erfolg. Helias erhält vielmehr Privilegien, die Regel zu erleichtern, Geld in gewissen Fällen anzunehmen, wozu er minis et terroribus multorum fratrum assensum ad istud (extorsit). Die Opposition wächst aber; besonders zwei Brüder frater Antonius de Padua und frater Adam de Marisco, (Marsh) — quibus multi alii secreto adheserunt, inter quos — frater Albertus de Pisis, treten ihm entgegen und wenden sich an den Papst. — Dominus uero papa eorum causis rationabilibus auditis totum capitulum generale Romam uocauit. [e] Et tunc coram papa dispositis partibus proposuit frater [f] Anthonius, quo modo timore persecutionis appel-

Bernardus de Bessa:

Ipse collectas pecunie induxit [g]) *(sic) prouinciis occasione* [h]) *basilice B. Francisci, quam opere sumptuosissimo construi faciebat. — Et uocato Rome capitulo generali, fuit a ministerio absolutus; cui capitulo sante memorie dominus Gregorius papa Nonus prefuit, ministri cessionem admisit et successorem in sua electum presentia confirmauit.*

a) Ricc.: Euentardum. b) Ricc.: nominat. c) Ricc.: prouincie. d) Ricc.: MCCXXXVIII uel IX (besser). e) Ricc.: ad se Romam. f) Ricc.: sanctus. g) Berol. Spec.: indixit; Laur.: induxit, wohl Schreibfehler. h) Spec. ecclesie falsche Auflösung der Abbreviation.

1) Woher mag der Satz postquam bis perficit stammen? Die Notiz von dem Glockenthurm und den Glocken wird übrigens durch die Inschriften auf denselben bezeugt. So mag man auch glauben, das 1239 die Oberkirche bis auf ihre Ausschmückung hin vollendet war.

Digitized by Google

lauerat, et quod ille generalis regule ruinam procurabat: Nam pecuniam contra regulam extorquebat, equitabat et famulos ut a) domicellos tenebat et priuilegia contra regulam prochurabat. Quibus frater Helias respondit, quoniam fratres ipsum coegerant ad accipiendum officium, et ipse responderat, quod non poterat peditare nec propter suas passiones uitam tenere comunem, et fratres concesserant, quod equitaret et aurum commederet, si auro indigeret; equus autem famulum requirit et cibum, que sine pecunia haberi non possunt, quare, inquit, oportet pecuniam b) habere. „Sed ut cum bona conscientia hoc facerem, a sede apostolica de recipienda pecunia licentiam impetraui, et ut secundum intentionem beati Francisci, quam secreto didici, illam ecclesiam hedificarem et fratrum indigentiis subuenirem.“ Sanctus uero Anthonius econtra sic respondit: „Si tibi concessum fuit ex modo loquendi in necessitate aurum commedere, numquid thesaurum agregare? et si concessus fuit humilis equus, numquid ad nutriendum solepnis palafredus et fratres compellere, ut sint sue regule transgressores?“ Tunc frater Helias iracundia plenus, dixit coram summo pontifice beato Anthonio: „Tu mentiris.“ Quo dominus papa turbatus silentium imperauit et, omnibus tacentibus, dominus papa nihil loquens quasi per mediam horam, sed cum magnis suspiriis frequenter oculos ad celum eleuans, quasi lacrimis resolutus, in hec uerba prorupit, illud uerbum Danielis assummens: „Tu rex cepisti cogitare in aratu tuo, quid esset futurum post hec et est.“ Et cum pulcre statuam Danielis incipiendo a capite aureo beato Francisco usque ad pedes fictiles declarasset, subiunexit: „Credebamus, quando istum fecimus generalem, quod ordini placeret; sed nunc uidemus, quod turbat ordinem et destruit manifeste, et ideo ipsum ab officio absoluimus et uolumus, quod statim ad electionem alterius procedatis.“ Et tunc fuit electus frater Albertus de Pisis, Anglie minister cet. — — — Et frater Helias fuit compulsus profiteri regulam per dominum Honorium confirmatam, quia dixerat, se ad ordinem fuisse receptum sub alia regula domini Innocentii non bullata; et ideo, quia illam non uouerat paupertatem, poterat recipere pecuniam, ut dicebat.[1])

a) Ricc.: quasi. b) Ricc.: pecuniam me habere. Laur.: pecunia.

[1]) Der Vollständigkeit halber habe ich nachträglich dem vorliegenden Drucke noch die sachlichen Varianten der Berliner Hs. des Bernhard von Bessa (msc. theol. lat. 4°. 106) hinzugefügt. Wie schon erwähnt reicht dieselbe bis zum Generalate des Frater Gerardus Oddonis (von 1328 [nicht 1320, Heft 1, pag. 104] bis 1342). Um diese Zeit, nach Perlbach (N. Arch.) um 1335, ist dieser Catalog verfasst worden. — Heft 1 dieser Zeitschrift pag. 106 muss es heissen: Der Catalog im Speculum (Venetiis 1504) geht auf die Berliner Hs. zurück, wenngleich der Druck heillos verderbt ist.

Digitized by Google

2. Johannes Faber und Petrus Paulus Vergerius.

Von Adalbert Horawitz.

Die interessante Persönlichkeit des *Petrus Paulus Vergerius,*[1]) des einstigen päpstlichen Nuntius und spätern protestantischen Reformators, gehört mit zu den bedeutendsten Erscheinungen des an originellen Menschen überreichen sechszehnten Säculums. Wohl auf dem Reichstage von 1530 wurde Vergerio, der damals zweiunddreifsig Jahre zählte — mit *Johannes Faber* bekannt. Allerdings ging der Bischof von Wien dem römischen Sendboten, welcher im Sinne des Papstes auf König Ferdinand wirken sollte — noch immer nicht weit genug. Doch entspann sich zwischen Vergerio, dem Freunde *„Pier Aretino,* der *Vittoria Colonna,* des *Gasparo Contarini, Mefser Tizian* und *J. Faber"* ein Briefwechsel, der uns einen Einblick in die Beziehungen beider Männer zu einander gewährt. Im Allgemeinen berichtet Vergerio über Österreich — er weilte auch in Wien — befriedigt *„son sano e quasi contento di questa mia Fortuna austriaca."* Auch von König Ferdinand schreibt er mit Achtung, wie denn auch dieser Fürst ihn gar nicht von sich lassen wollte.[2]) „Dieser Hof" bemerkt Vergerio, „ist den Musen nicht so abgeneigt, wie man vielleicht denkt, er weifs die Wissenschaften und die Poesie zu schätzen. . . . . Der König ist grofsgesinnt und seine Herzensgüte, seine Freigebigkeit und Milde hat ihres Gleichen nicht.[3]) Aber auch König Ferdinand hielt viel auf Vergerio, namentlich des Königs Verwendung bewirkte es, dafs Jener auch 1535 — trotz der Konkurrenz *Morone's* — abermals nach Deutschland geschickt wurde.

Für die Beziehungen *Vergerio's* zu *Faber* geben eine Reihe von Briefen Aufschlufs, die sich auf der *Marciana* zu Venedig unter dem Titel: *Epistolae variorum ad Petrum Paulum Vergerium.* Lat. Cl. IX. *Codex LXVI.* befinden. Sie sind auch *Sixt* entgangen. Ich wurde durch eine Notiz auf dieselben aufmerksam gemacht, in welcher darauf hingewiesen wurde, der Bonner Professor Flofs habe die Korrespondenz Fabers mit Vergerio in Venedig kopiert. Den Flofs'schen Nachlafs konnte ich nicht erhalten, auch sprach man in

1) Über ihn vgl. das anziehende Buch: *Petrus Paulus Vergerius etc* von Christian Heinrich Sixt, Braunschweig 1855, das freilich nicht den Reichtum der *Marciana* ausgebeutet. Über Faber: A. Horawitz. Johann Heigerlin (genannt Faber). Wien 1884.

2) 17. September 1533 in der wertvollen Sammlung: *Lettere scritte al Signor Pietro Aretino da molti Signori, Comunità, Donne di valore, Poeti et altri Excellmi Spiriti, divise in II libri, sacre al Revermo Card. di Monte 1552.* 8°.

3) *L. c. 162* (X) *l. c. 169.*

Digitized by Google

Bonn Zweifel aus, dafs Flofs diese seine Absicht wirklich vollführt habe; so blieb mir nichts übrig, als mir durch die dankenswerte Vermittelung des Dr. *Soranzo* in der Marciana selbst Kopien zu verschaffen und Regesten fertigen zu lassen. Leider sind dort nur die Briefe Fabers an Vergerio aus den Jahren 1534—1536 vorhanden; jedenfalls zeigen aber schon diese, dafs ein intimer Verkehr zwischen den beiden Vorkämpfern der katholischen Kirche bestand. Die mir vorliegenden Abschriften sind teilweise korrupt, ich weifs nicht, ob dies auch in den Originalen der Fall ist. Ich lasse einige[1]) Briefe Fabers in chronologischer Aneinanderreihung aufeinander folgen. Die ersten zwei Briefe der Sammlung konnte ich nicht erhalten, ich kenne nur ihren Inhalt. Der Erste (f. 108) ist ein Empfehlungsschreiben Fabers für Jo. Ludwig Brassicanus (aus Wien), der Zweite (f. 110) giebt Nachrichten von Fabers Gesundheit (aus Breslau vom 9. März 1534.)

In dem Dritten beklagt sich Faber heftig über die Gerüchte, welche *„recutitus ille Apella"*, nämlich Ritius über ihn ausgestreut habe, Gerüchte, dafs er gebannt und in Ungnade am königlichen Hofe gefallen sei, dafs er den Kardinal von Trient und Vergerio mit gezücktem Dolche angegriffen habe. Er spricht mit der äufsersten Verachtung von dem *nugator „qui semper sui aut potius porco Iudaeis maxime adversario sit similis."* Er möchte gerne mit ihm über alles das reden, doch sei er jetzt ganz und gar mit einem Werke, das die Bekämpfung Luthers *„opere sane laborioso"* zum Zwecke habe, beschäftigt.[2])

In einem Briefe vom 11. Mai 1534 schildert Faber die Bedrängnisse, die seine Diözese auszustehen habe, während er auf seinen diplomatischen Reisen, z. B. jetzt wieder in Prag abwesend war, die Mönche hätten den Zustand der Kirche so erschüttert, dafs bei seiner Ankunft *„non pauci reperirentur, qui sui veri pastoris vocis obliti a vera et orthodoxa via in asperrimas haeresium solitudines foede aberrassent."* Wieder klagt er über den *„reiudizans"* Ritius und zwar in folgender ausführlicher Weise: *„Hunc praeter alia, quod vel volentem vel nolentem compulit quodammodo iter hoc ingredi perfidia mendax utpote re-iudai-zantis Ritii, qui sese in omnes formas, perinde ut alter Protheus, vertens, hoc solum egit, ut posteaquam causae suae impiissime patrocinium deesse sensit, existimationem meam clancularüs obtrectationibus redderet obscuriorem. Suasit quidem acriter multis ac persuadere potuit nemini, ut ipse bonus et si diis placet, Catholicus sit, ego e diverso haereticus. Quum tamen illius a Christo defectio, mea vicissim anteacta vita, atque adeo monumenta meo Marte elaborata proque fide orthodoxa in publicum*

1) Im Ganzen sind es 16. Die Adresse auf allen Briefen: *Reverendissimo in Christo Patri ac Domino Domino Petro Paulo Vergerio Iustinopolitano S. D N. ad Serenissimum Regem Nuncio et oratori amico suo observandissimo.*

2) Die Schrift erschien 1535 unter dem Titel: *I. F. ep. Vienn. liber de sacrificio missae et sacerdotio novae legis.* In *M. Lutheri Cacodaemonem.*

Digitized by Google

emissa abunde clamitent, quo nomine uterque censeatur. Nullis sane verbis exprimere hoc loco possum, quam acerbo animo ferant omnes Catholici, nomen meum tam subdole et fraudolenter a Judeo bistricto, hinc inde in argulis traduci, qui nihil tale meritus hinc neque per somnium in meme venerit unquam. Sed quid? Cum qui semel omnis probitatis et verecundiae fines transiliit, oportet graviter esse impudentem sine intermissione itaque mei me urgere non desinunt subinde commerentes (?) quatenus tandem aliquando prosiliam aperiamque quis intus et in [cu]te sit Ritius, cumque sic suis coloribus depingam, ut intelligat verum esse illud quod dicitur. Qui quae vult dicit, quae non vult audit. Et ut semel fatear quod sentio, priusquam paciar mihi meoque nomini eiusmodi tamquam turpem notam inuri, calamum meum sic in eum intingam, ut mendacii convinctum omnes evidenter conspicere possint. Et recte quidem. Nam hac ratione, si qua alia, potissimum, non aliter ac Herostratus ille, qui templum Dianae incendit, immortalis efficietur. Sodann wendet er sich zu einer Pfründeangelegenheit und spricht weiters seine Hoffnung auf das Zustandekommen eines allgemeinen Konziles aus, hierauf behandelt er die Sache eines *„consanguineus"* und schliesst mit den Worten: *Ea quidem hactenus scribere visum est rudi et incondito stilo. Nam ut paulo elimatius vel etiam prolixius scribere vetuit liber contra cacodaemonem Lutheri sui iam fere latine transferendo et alemanice scribendo finem atque ultimam quod aiunt manum imposuimus. Restat ergo aliud nihil nisi ut primo quo quo tempore excudatur, quod ut fiat bonis avibus Deum optt. max. precor.*

An demselben Tage sendet Faber noch einen ungemein herzlichen Brief in Beantwortung eines von Vergerio erhaltenen an diesen, in dem er seine Bereitwilligkeit, dem hochgeehrten Manne in jeder Weise zu dienen ausspricht, wir erfahren aus dem Briefe, der sich mit Berichten über die deponierten Sachen des Vergerio, über den Stand der Weine und eine dringliche Angelegenheit — wie es scheint eine Dispenssache — beschäftigt, auch, dafs sich damals ein junger Verwandter, ein Neffe des Vergerio, in Wien befand, der Faber viel zu wenig besuchte, „zu wenig afs" und mit Triestinern verkehrte, über welchen Verkehr Faber einige Besorgnis zeigt. Er meint, man solle dem Jünglinge einen Hofmeister halten, denn *„licentia omnes sumus deteriores maxime in ea civitate, ubi facillime iuventus innocentior per prava sodalitia et ed alia perditur."*

Eine Mitteilung über den damaligen Wein ist der Mitteilung wert. Faber schreibt: *Vina huius anni sunt satis austere acerba tamen praestantiora, naturaeque magis accommoda quam sint Bohemica quae in comparatione acetum non vinum diceres. Ita me deus autem amet, plus semel in votis nunc fuit, ut D. V. R^ma^ pro suo stommacho et palato vinum ex cellario meo quod esset generosissimum in promptum haberet, atque adeo minime spondeo et promitto Attica fide me non solummodo mulum verum potius currum si ita videbi-*

Digitized by Google

tur Dominationi Vestre Reverendissimae libenter per occasionem optimo vino oneraturum.

Schon am 14. Mai giebt Faber neue Nachrichten über Bedienstete Vergerios und des Petrus Lassus, wünscht alle Habseligkeiten des Nuntius in Empfang zu nehmen, bis sie nach Prag befördert werden können. Er empfiehlt dabei Vorsicht *„cum primis caute agendum erit, ut omne latrocinium evitentur. Quod tum alias semper, tum vero praecipue hoc tempore Bohemi exercere consueverunt.“* Auch über die Feuersicherheit der Kammer, in der die Sachen Vergerios aufbewahrt werden, beruhigte Faber diesen, dem er den einen Schlüssel übergeben werde, während er den anderen behalte.

Am 17. Mai schickt Faber ein Fafs Weines an den Nuntius nach Prag von der Qualität, die er selbst trinke, mit der Bitte zu berichten, ob er ihm schmecke, damit er wieder schicken könne und begleitete diese Sendung mit den klassischen Worten: *„Mola enim salsa litant, qui thura non habent.“* Dem Fuhrmann möge Vergerio nicht mehr geben, als den festgesetzten Lohn *„decem et octo solidos“* und fügt der Berechnung hinzu: *Decem autem et octo solidi faciunt duos renenses* (rheinische Gulden) *acquindecim cruciferos. Ultra quam summam Rma D. V. ne assem aut obulum unum adiücere debebit.*

Im Juni 1534 sollte Vergerio mit König Ferdinand eine Reise nach Schlesien unternehmen, Faber riet ihm in einem vom 8. Juni datirten Briefe sehr dazu, er werde da gar vieles Neue sehen. Der Brief, der wegen seiner Ratschläge für die Reise und mancher einzelner Notizen wichtig ist, folgt unten seinem Wortlaute nach.

Seinen Versicherungen, treulich über das aufbewahrte Gut und die Briefe wachen und sich in allem nach seinen Wünschen verhalten zu wollen, giebt Faber auch in einem Briefe *(die corporis Christi 1534)* Ausdruck, spricht dabei aufs Neue seinen Aerger über den „ketzerischen Juden“ Ritius aus und erklärt Vergerio, sobald sein Werk erschienen sein werde, mehrere Exemplare senden zu wollen, wie er auch solche nach Rom schicken werde.

Ähnliche Beteuerungen, das Gut des Nuntius wahren zu wollen, wiederholt Faber in seinem Briefe vom 14. Juli 1534, mit dem er auch einige Schriften an Vergerio übersendet. Am 28. Juli d. J. suchte Faber den Freund über den Verlust einer Summe zu trösten von der Vergerio meint, dafs sie durch Betrug eines Boten *(fraterculi istius)* verloren gegangen sei, während Faber sich die Sache so erklärt, dafs der Bote von Räubern erschlagen wurde. Er verspricht übrigens, dafür sorgen zu wollen, dafs das Geld zusammenkomme und berichtet, dafs der Herr Cardinal, nach dem Vergerio sich so sehne, sich bei ihm in Wien befinde; es ist wohl Bernhard von Trient.

Der Brief vom 18. Mai 1535, der über den Schreiber und sein Thun, über Vida (d. i. der in der Briefen öftergenannte Othonellus, welchen Vergerio seinen Auditor nennt', und der Juris utriusque

Digitized by Google

Doctor war), über Wiener Neuigkeiten, einen grofsen Brand, eine türkische Gesandschaft, bei der sich auch ein Gesandter aus Bosnien befinde, über Dr. Eck und manches Andere berichtet, folgt hinten im Wortlaut.

Othonellus war — wie man aus der Nachschrift eines in Beteuerungen der Obsorge sich ergehenden Briefes vom 24. Juli 1535 ersieht, doch zu Vergerio gereist. Am 2. August aber kann Faber schon dem Freunde, der ihm am 26. Juli aus Regensburg geschrieben, zu dessen Ankunft daselbst und zu der guten Aufnahme im Emmerans-Kloster Glück wünschen. Sonst enthält der Brief eine Anzahl Notizen über des Kaisers Kämpfe, die erhoffte Ankunft des Herzogs von Württemberg, den Woiwoden und nicht zuletzt über die Hunde, die Vergerio seiner Obhut übergab. Schon in diesem Briefe hatte sich Faber über Unwohlsein beklagt, am 8. August kann er erzählen, dafs der Schmerz, den er durch den Schlag eines Pferdes erlitten, schon gewichen sei, aber dafs er in eine härtere Krankheit gefallen, so dafs er einige Tage habe das Bett hüten müfsen, doch sei er durch Gottes Gnade genesen. Er kommt sodann auf ganz private Angelegenheiten zu sprechen, z. B. wieder über die Hunde. Von Wichtigkeit ist dagegen der Schlufsbericht, in dem er des Kaisers Sieg über Chaireddin Barbarossa erwähnt, der den Kaiser zum Herrn der Meere mache. — Auch die ungarische Angelegenheit nähere sich ihrem Ende. Der Herzog von Württemberg sei vor vier Tagen angekommen und habe den Prediger Erhard Schnepf, den bekannten Reformator, Korrespondenten Melanchthons mitgebracht, der es versucht habe, den Samen der Ketzerei durch seine Predigt auszustreuen, doch wurde ihm sogleich Stillschweigen auferlegt. Schliefslich wird über die Bullenausfertigung einiges bemerkt und gesagt, dafs Faber seine Briefe bis auf weiteres nach Augsburg an das Haus Welser senden werde.

Auch in dem Briefe vom 16. August d. J. berichtet Faber über dieselben Angelegenheiten, freudigst verweilt er bei der Besiegung Barbarossas und der Erroberung von Tunis, und verspricht, alles erfreuliche Neue melden zu wollen.

Aus dem Briefe Fabers vom 4. September 1535 erfahren wir, dafs bestimmt worden sei, Vergerio möge sich zu Georg von Brandenburg begeben[1]) „*pro commodo totius Christianitatis,*“ — dafs der Cardinal von Trient glücklich in Trient angekommen sei und König Ferdinand an Vergerio geschrieben habe.

Aus dem Jahre 1536 liegt ein Brief Fabers an Vergerio vom 6. August (datiert Innsbruck) vor, in dem der Schreiber über seine eignen Verhältnisse und die seines Korrespondenten Nachrichten giebt und Betrachtungen anstellt, welche der Mitteilung wert sind. (Der Brief folgt unten wörtlich.)

[1]) Vgl. darüber Sixt p. p. Vergerio, S. 33.

Digitized by Google

Die Klagen Fabers über seine Lage verfehlten ihre Wirkung auf Vergerio nicht; wenigstens existirt ein italienischer Brief Vergerios, in dem sich dieser sehr warm und angelegentlich für Faber einsetzt, dessen gut katholische Gesinnung, musterhaften Lebenswandel und Eifer für den Glauben er rühmt. Besonders gedenkt er mit Lob seiner genauen Kenntniss der Dinge „*costui*" sagt er „*e uno dei piu informati, che sia alla nostra etade di tutti i fatti, casi et articoli che spettano alle cose della fede nostra*" und schildert ihn als den, der Wien allein beim katholischen Glauben erhalte „*ha internuto et intertiene questa città in stato tale, ch'ella non é altro che christiana*".

BRIEFE.

I.

Johannes Faber an Peter Paul Vergerio.

S. D. Wien, 8. Juni 1534.

Reverendissime in Christo pater, domine omnium multo observandissime. Non tam a Dominacione V. R^ma^ quam etiam a nonnullis aliis aulicis significatum, nostri iampridem fuit de instituta regis in Silesiam profectione, cui quum se se R^ma^ D. V. adiungere volet duplicem commoditatem inde emergere video, atque adeo ea de causa congratulor R^ma^ D. V. que perveniet ad eiusmodi celiplagam, ubi aerem suae naturae salubriter convenientem experietur. Dein et videbit regis terras ulteriores, intuebitur quoque et loci situm populorum porro et mores et urbes, que inquam omnia veluti novum argumentum suppeditabunt, ut R^ma^ D. V. non nisi cum insigni ornamento ac gloria susceptae legationi rescribere possit. Porro de vestimentis denuo coemendis (si quod video) consilium meum est sane eiusmodi, ut R^ma^ D. V. vestem unam, hoc est sagum curtius ad equitationem ut expeditius, ita decentius, deinde aliam tunicam que honori serviat, nempe oblongiorem comparet, qua tum demum utetur, si forte vel ad magnates vel convivium aliquod eundum sit. Et haec, mea quidem sententia, pro ratione huius itinerarii sunto superque satis. Caetera enim vix magnis et iis quidem supervacaneis impensis constabunt. Vestes autem, quae intra edes meas sunt depositae, heri non tam a Raphaele quam etiam a nepote in summa ab utroque diligenter sunt inspectae atque excussae num uspiam quid esset, quod vitium seu damnum aliquod inferret. Sed inventum nihil omnia in tuto. Quin jubeo R^mam^ D. V. deinceps quantum huius intelligo interesse, plane liberam esse, ab omnibus curis. Porro quod D. V. R^ma^ vel mulis vel onere mulorum sese gravet, nullum equidem censeo opere praetium, maxime quando in uno curru cuncta melius devehantur, quem etiam praeter sarcinulas reliquas, flasconibus egregie onerare R^ma^ D. V. non oblivioni tradat. Si quidem in plerisque locis eius

Digitized by Google

itineris ne gutta quidem omnino vini habetur, et si forte fortuna habetur, eiusmodi tamen est ut vappam et acetum potiusquam vinum credas. Durabunt interea temporis penes me, donec quid aliud erit et Raphael et Vergerius.[1])

De impostura monachi demiror vehementer, imo numquam satis diris ullis devovere possum sepulchrum illud dealbatum et cucullam albicantem, que sub praetextu pietatis, tam atram pestilentemque bestiam nobis occultavit. Nusquam profecto tuta fides, ita ut bene dixerit ille, nemini prorsus fidendum, quocum non prius modium salis consumpseris.

De pecunijs Castilegij plene scripsi omnia ipsi nostro Andree, ex cuius litteris Rma D. V. ad sanitatem edocebitur. Hijs me Rma D. V. commendo quam bene valere opto. Ego itidem utcunque bene valeo, nisi quod interdum recurrens malum calculi negocium facessit.

Datae Vienne, 8. Junij MDXXXIIII.

Ad vota semper deditus

Joannes Faber episcopus Viennensis.

II.

Johannes Faber an Petrus Paulus Vergerius.

Wien, 18. Mai 1535.

Reverendissime Domine, Certe sunt cause, quod hactenus ad Reverendissime D. V. literas nihil rescripserim. Nam et reditum D. V Rme cottidie iam appropinquare sperabamus, et cum nobis non constaret, quibus in locis meae D. V. essent inventurae literae, et nuncios certos non haberem, etiam invitus scribendi officium praetermisi. Quae res cum sic se habeat, D. V. Rma mihi hanc scribendi qualemcumque intermissionem, pro sua aequitate, merito condonare debebit, sibique persuadere, numquam me concessurum, ut D. V. Rma me amore superare possit, autem valeat quod si voluntati rerum facultas aliquando deerit, certe animus addictissimus Rme D. V. nunquam mihi defuturus est, Rmam D. Vestram magnos labores et molestias in hoc negotio tam gravi et difficili perferre facile animum induco ut credam. Sed cum hic labor talis sit, qui non solum D. V. honorem, decus, et auctoritatem, verumetiam reipublice Christianae, iam fere collapse restitutionem, allaturus sit, hoc onus D. V. ita ut procul dubio facit, fronte hilari perferre velit. Nos interim hic suaviter et quiete vivimus, ita tamen, ut quicquid temporis rebus publicis et privatis suffurari possumus, id omne translationi quinque librorum Moysi

1) Nämlich der junge Verwandte.

Digitized by Google

accomodamus. De negotiis quae post abitum D. V. Rmae hic acta sunt, non dubito, quin Dominus Vida diligentissime perscribat omnia. Incendium maximum timorem incussit toti Civitati Viennensi, et nonulle domus exustae sunt, sed tamen iam desijt. Turcarum Imperator Legatum ad Serenissimum regem nostrum misit, quem comitatus est et Legatus ex Bosna, adsunt praeterea oratores Waivode maxima cum pompa, tractatur vehementer de pacis conditionibus. Eckium nostrum apud D. V. Rmam esse libenter audio, neque dubium est, quin conatus Rme D. V. sua opera et consilio multum iuvare possit. Nullo pacto faciendum esse videtur, ut Ottonellus hinc avocetur. Nam cum cottidie fere veniant, qui expeditiones desiderent, tum multum auctoritatis et gratiae D. V. sibi paraverit, si D. V. cognoverit, absente D. V. subornatum esse aliquem, qui suae sanctitati de rebus, quae aguntur scribat, et negotia hic tractanda confitiat. Accedit preterea rerum domesticarum et familiae gubernandi cura, quae negligeretur penitus, si Ottonellus abesset. Interim Eckius fideliter et diligenter D. V. aderit, curet Rma D. Vestra, ut salva et incolumis rebus bene feliciterque pro commodo totius Christianitatis confectis ad nos quam primum revertatur. Cuj me plurimum commendo. Ex Vienna XVIII. Maij, Anno Domini MDXXXV.

(Manupropia.) Post scripta, brevibus hoc indicare volui quod Serenissimus rex hesterno die mecum in arce S. Viti non sine magna animi hilaritate prandium habere non est dedignatus, dedi id quod potui ita, ut nec (?) deesset lac nec vini copia pressi (dicere volui pressi copia lactis).

Data in S. Vito XIX Maij. Anno quo supra.

Ex animo Fabri Episcopus Viennensis.

III.

Johannes Faber an Petrus Paulus Vergerio.

Innsbruck, 6. August 1536.

Salutem et diligentissimam sui commendationem. Reverendissime Domine amice observandissime. Geminas uno ac eodem tempore a Reverendissima Dominatione vestra accepi litteras sed parum hilaritatis inde percepi propterea quod post longam multamque expectationem adventus Reverendissimae Dominationis Vestrae nunciarent, eandem ad nos non reversuram.[1]) Quod Nuncium (!)

1) Der Nachfolger Vergerios war Peter van der Vorst aus Antwerpen, Bischof von Acqui. Ich weiss aber nicht, ob Faber diesen gemeint hat.

Digitized by Google

duplici me merore affecit, partim quod dulcissima et iucundissima consuetudine et conversacione Reverendissimae Dominationis vestrae mihi carendum erit, partim vero quod vereor cum intelligam a Sanctissimo Domino Nostro alium, qui in locum Reverendissime Dominationis Vestrae succedat ac legationis officio fungatur, designatum esse, ne parum rebus religionis et maxime futuri Concilii celebrationi prospiciatur. Nulli enim quod ingenue et citra adulationem dico, hoc tempore hoc munus aptius et commodius inungi potuit quam Reverendissimae Vestrae Dominationi, quae non solum audivit et experta est, quae et quanta incommoda Religioni in Germania illata sunt, sed peragrata tota Germania undique vidit, quid facto opus sit. Et cum non parvam gratiam et favorem apud plerosque sibi conciliaverit etiam Lutheranos, non erat mihi dubium etiam si detrectare voluissent Concilii celebrationem, quin humanitate et gratia Reverendissimae Dominationis Vestrae multo facilius, quam per quemquam alium ad comparendum in concilio induci potuissent. Praeterea multa et plusquam nulle res adhuc requiruntur ad celebrationem Concilii, de quibus nisi rerum germanicarum expertus, nemo facile providere atque S. D. N. pro necessitate et rei exigentia edocere poterit. Sed cum Suae Sanctitati[1]) ita videatur, nos repugnare non poterimus, finis autem temperabit, quam feliciter res tractata sit. Ego tamen quantum vires et facultates meae ferre poterint nihil praetermissurus sum, quod huic negotio augmentum et auctoritatem adferre possit, et interim absente R. V. D. de amore nostro mutuo nihil adimi patiar sed potius crebris litteris mittendis eundem confirmabo et memorem disiunctionis nostrae utcumque litteris solabor.

Quantum ad res meas privatas attinet a S. D. N. hactenus nihil petii, quam ut me et lacerum ac tenuem Episcopatum meum pensione annua ducentorum florenorum, quam D. Conradus Renner fulminibus et excommunicationibus emungere nititur, levaret, sed frustra hactenus peto[2]). Propterea cum Reverendissima Dominatio Vestra partim videtur, quanta onera Religionis et sedis Apostolicae nomine sustinuerim et adhuc sustineam oro Reverendissima Vestra Dominatio petitionem meam per occasionem apud S. D. N. repetere non gravetur suaeque Sanctitati persuadere, ut per beneficia in Germania vacatura, aut per mandatum de providendo pro persona dicti Renner expedito ad dioecesim Maguntinae Spyrensis, Ratisbonensis vel quascumque alias ab huius modi pensione mihi intolerabili levare non dedignetur. Faciet mihi Reverendissima Dominatio Vestra rem non minus gratam quam necessariam quam ego meis obsequiis vicissim a R. D. V. rependere curabo.

1) Paul III.

2) Über die Streitigkeiten Fabers, und die Vermittelung Vergerios dabei vgl. Th. Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. Prag 1880, II, S. 15 ff.

Digitized by Google

Serenissimo Regi nostro D. V. R. tametsi illa commendatione nulla indigeat. Cum ipsamet sese comendatum fecerit per occasionem commendare non negligam. Et si qua alia in re R. D. V. gratum facere potero, imperet et mandet et habebit me ad quaevis subeunda paratum. Bene feliciterque valeat N. R. D. Ex Oeniponte VI. Augusti 1536.

Ad vota semper deditus

Johannes Faber Episcopus Viennensis.

Octava Julii Erasmus Roterodamus mortuus est Basileae.[1])

3. Zu Konrad Celtis.

Von Karl Hartfelder.

In der Vorrede zu meiner Ausgabe der Epigramme des Konrad Celtis[2]) habe ich die Vermutung ausgesprochen, dafs aufser den fünf Büchern von Epigrammen der Nürnberger Handschrift sich noch weitere kleine Gedichte der Art von dem gleichen Verfasser in den Bibliotheken finden dürften. Fortgesetzte Nachforschungen bestätigten diese Vermutung, und besonders die lateinischen Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek boten reiches Material. Hauptsächlich eine Anzahl jener wertvollen Codices, die der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel[3]) in seiner bekannten „Schreibwut" angefertigt hat, erwiesen sich als gehaltreiche Quellen.

Das Ergebnis meiner Nachforschungen war ein dreifaches: 1) es fanden sich eine Anzahl Epigramme, welche in der Nürnberger Handschrift gänzlich fehlen. 2) Von den Epigrammen der Nürnberger Handschrift erschienen viele in mehr oder weniger veränderter Form. Abgesehen von Varianten in einzelnen Worten boten die Münchener Handschriften oft einen Text, der noch zahlreiche weitere Verse bot, oder dessen Wortlaut in jedem einzelnen Verse der Art abwich, dafs das so umgestaltete Gedicht nahezu als ein anderes

1) Unrichtig, bekanntlich starb Erasmus am 12. Juli.

2) Fünf Bücher Epigramme des Konrad Celtes. Berlin 1881. p. VI.

3) Vgl. über denselben W. Wattenbach in den Forschungen zur deutschen Geschichte, XI 340. Eine Urk. über ihn Geigers Vierteljahrsschrift I, 502.

Digitized by Google

erscheint. Von wem diese Veränderungen herrühren, geht aus den Handschriften selbst nicht hervor und läfst sich nur schwer entscheiden, da auch die Nürnberger Handschrift kein Autograph des Dichters ist. Die Annahme jedoch, dafs Celtis selbst an diesen Gedichten noch fortwährend änderte, wenn er sie Freunden mitteilte, dürfte keine allzu kühne sein. Aufserdem aber hat gewifs auch der Abschreiber gelegentlich an den Versen allerlei gebessert. 3) Schliefslich ergab sich, dafs der Text in den Münchener Handschriften bei vielen mit dem in meiner Ausgabe wörtlich übereinstimmte. Nach diesen drei Gesichtspunkten soll nun im Folgenden das Einzelne mitgeteilt werden. — Nur in Beziehung auf Punkt drei begnüge ich mich mit der ebengemachten Andeutung, ohne dafs ich das Einzelne an dieser Stelle zusammenstelle. — Bei der Edition wurde hier nach denselben Grundsätzen verfahren, welche in der Ausgabe der Epigramme p. VII auseinander gesetzt sind, nur dafs ich hier noch konservativer war; aufserdem, dass e als Endung der ersten Deklination in ae verwandelt wurde, wurden noch die Anfangsbuchstaben der Eigenamen und der von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva grofs geschrieben.

1. Epigramme, welche in der Nürnberger Handschrift fehlen:[1])

Epigramma ad exta Friderici[2]) in Linsio.

Intestina cubant Friderici hae Cęsaris urna
Et cor, quod sacro prefuit imperio.
Quinquaginta annis Rhomanum rexerat orbem
Atque uno[3]) pacis tempora semper amans.
Clm. 434. f. 64. b.

D. M. S.[4])

Fusmagenum[5]) vixisse iuvat rectumque piumque
Quod coluit, reliquum somnia vana putat.
Dicite, quid melius, qui vivitis: hoc ego tantum
Cognovi, ut moriar nescius ipse mei.
Clm. 434. f. 67. b.

1) Die Abkürzung Clm = Codex latinus Monacensis.

2) Kaiser Friedrich III (IV) 1440—1493, von dem auch die Epigramme I 3. V 60. 70. 77 handeln. — Nur die Eingeweide wurden in Linz, wo der Kaiser am 10. August 1493 gestorben war, beigesetzt. Der Leichnam wurde nach Wien übergeführt und dort im Stephansdom begraben. Vgl. E. M. Fürst von Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, VIII 176.

3) Wahrscheinlich in „una" zu verbessern.

4) Abkürzung für Deis Manibus Sacrum. —

5) Fusmagenus, den Celtis sonst Fusemannus nennt (Epigr. V 1. 12. 17.), ist der kaiserliche Rat Johannes Fuchsmagen, ein Gönner der Humanisten, zugleich Mitglied der Sodalitas Danubiana. Vgl. Aschbach, Geschichte der Universität Wien,

Digitized by Google

Ad armarium, ubi arma bellica custodiuntur.

Bellice depositis clipeo paulisper et hasta
Mars ades et nitidas casside solve comas.
Aspicit armipotens operis fastigia summi
Et probat invictos illa tenere deos.

Clm. 434. f. 67. b.

Ad manus peritissimi viri, d. doctoris Jeronomi[1]*) medici fautorisque domino suo plurimum colendi.*

Conradus Celtis Protucius poeta hec ad Jeronomum medicum expertissimum cum promptitudine obsequendi.

Cum modo cessisset capiti frondosa corona
Hesissetque meo tempore laurus ovans,[2])
Mox statui rigidos doctis emittere versus,
Ut possem gratus semper adesse viris.
Sed mihi nullus erat Noricum praestancior urbe,[3])
Cui mea primeva carmina rite darem,
Quam tibi, preclaris rutilans Jeronome donis,
Et qui vel doctos doctus amore tenes.
Tanta etenim claro residet sub pectore virtus,
Ut possis lepidum quemque preire virum;
Adde, quod astrorum cosmi vel climata noscis,
Et que vel medicum scire sub orbe decent.
Musa fugax igitur, iubeo te ferre salutem,
Comis Jeronomo carmina prima ferens.
Ora viri postquam volucris tua vidit imago,
Mox revola, medici congrua dona gerens.
Dixit enim, si sancta fides sua pectora tangit,
Velle tibi Greci mittere dona libri.
Ergo age, vernales volitent tua verba per auras,
Et prepeti cursu pondere onusta veni.
Vale et presuli, ut nosti, me commenda. Iterum vale. VII Idus Maij MCCCCLXXXVII.[4])

Clm. 414. f. 34.

II 437. und besonders A. Zingerle, Beiträge zur Geschichte der Philologie, Innsbruck 1880, I, an vielen Stellen (vgl. Register). Am Schlusse unserer Mitteilung werden zwei Briefe dieses Mannes an Konrad Celtis aus dessen Codex epistolaris in der Wiener Hofbibliothek mitgeteilt. Da ich das Original selbst nicht einsehen konnte, benützte ich die von Klüpfel gefertigte Abschrift desselben auf der Freiburger Universitätsbibliothek, die freilich nicht unbedingt zuverlässig ist.

1) Dieser Mediziner ist Hieronymus Münzer in Nürnberg, ein Mann von humanistischer Bildung, der grofse Reisen gemacht hat. Vgl. Fr. Kunstmann in den Abhandlungen d. Münchener Akad. (hist. Cl.) Bd. VII (1855), S. 289. Von ihm wird in den Beilagen ein Brief aus dem Codex epistolaris mitgeteilt.

2) Anspielung auf die durch Kaiser Friedrich III in Nürnberg erfolgte Krönung des Celtis zum Dichter. Vgl. Aschbach, Geschichte der Universität Wien, II 194, und dazu die Dankepigramme an den Kaiser, V 69. 70.

3) Die urbs Noricum ist Nürnberg.

4) 8. Mai 1487. Die Dichterkrönung hatte den 18. April 1487 stattgefunden. Vgl. Aschbach, a. a. O., II 194.

Digitized by Google

2. Epigramme, deren Text von dem der Nürnberger Handschrift wesentlich verschieden ist, hauptsächlich durch weitere Verse vervollständigt wird.

In folgender sehr veränderter und durch zwölf Verse erweiterter Gestalt erscheint V 4:[1])

In aede divae genitricis in littore Danubii soluta devotio, cum morbo Gallico levatus esset[2]).

Diva dei genitrix, cui totus supplicat orbis,
Quae nunquam cassas excipis aure preces,
Virgo, cui queritur totus sua crimina mundus,
Una salus miseris es quia virgo reis,
Lucida stella maris portusque per aequora vertis,
Littore Danubii quae sacra templa tenes,
Quae nunc ingrediens supplex tibi carmina grates
Succiduoque fero iam mea vota pede.
Quas tibi, quas tanto reddam pro munere laudes,
Optatam[3]) virgo dum mihi reddis opem.
Nuper enim toto se nostro corpore morbus
Sparserat, a Gallis nomina foeda tenens,
Sive cibus dederat scabiosi[4]) semina morbi
Seu locus, ex aliis vel mihi nata lues,
Seu causas tulerat nostri inclementia coeli,
Humores vel qui corpora nostra regunt.
Utque solent putri de terra tubera nasci,
Uligo ut fęces egerit atra suas,
Plurima sic nostros scabies foeda occupat artus,
Quadruplici forma et pustula saeva scatet.
Haec multum puris concepit livida tabo,
Sub cute quae saniem paverat usque suam.
Ast alia exterius carnoso foeta tumore,
Prominet et papulae est vel simulanda fabae.
Verrucae in morem, sed tercia turgida serpit
Perque manus nostras repserat atque pedes.
Cervicemque meam deformavere tumore
Et mento atque genis incubuere meis.[5])

1) Die abweichenden Lesarten sind nur dann unter dem Text verzeichnet, wenn die Lesart des gedruckten Textes gegen die des Clm. 963 festgehalten werden mufste.

2) Nach diesem Gedichte kann doch unmöglich bestritten werden (und trotzdem ist es geschehen), dafs Celtis so wie Hutten und andere Zeitgenossen der „furchtbaren Modekrankheit" der Syphilis verfallen war. Vgl. dazu Fr. von Bezold in Sybels historischer Zeitschrift. Bd. 49 (1883), S. 10.

3) So die Nürnberger Handschrift. Die Lesart optata des Clm. 963 ist nicht brauchbar.

4) So der gedruckte Text. Clm. 963 hat scabiose.

5) Vers 27 und 28 fehlen im Druck.

Digitized by Google

Arida quarta gerens sicco sed cortice squamas
Decidit atque breves fert virulenta moras.
Inde dolor similis podagrae cruciatibus artus
Afflixit, requiem nocte dieque negans.
Hinc caput infirmum et mihi foedus anhelitus oris
Et lectum atque aedes omnia fetor habet.
Talem crediderim Pharias saevisse per oras[1])
Pestem, ubi de Nilo pulsus Hebreus erat,
Foedaque per totam dederat contagia terram
Morbososque cavet quisquis adire viros.
Sic ego despectus recubabam solus amicis
Et duo tresve meos vix adiere lares:
Longinus, Sturnus,[2]) Tichtelius arte medendi
Nobilis et Graccus Stiboriusque meus,
Quique faves nostris, Fusemanne o candide, Musis,
Saepe tui nitidi sensimus oris opem.
Nec numerum potui Musarum implere poeta,
Qui coleret verae pignora amiciciae,
Scilicet adversis rebus se pandit amicus,
Ignotus letis qui mihi semper erat.
Ha, quociens subiere mihi septem inclita fratrum
Foedera, quae vatum carmina docta canunt:
Theseus, Perythous, Pylades et sevus Orestes,
Pythias, Damon cum Symachi socio,
Et qui primus equos domuit cum Castore Pollux,
Nisus et Eurialus Scipiadisque comes.[3])
Per tria signa vagum sol circum duxerat orbem,
Ceperat et Librae lancibus ire celer.
Concava iam madido spumabant dolia musto,
Vinifluasque suas Bacchus habebat opes,
Praesentem nostris offers te, virgo, querelis,
Virgo per aethereos concomitata choros,
Moxque abigis nostro saevam de corpore tabem
Et purgas corpus, virgo vocata, meum,
Restituens priscas, virgo sanctissima, vires,
Morbosum ut spernam iam vagus urbe torum,
Inde mihi aeternas referuntque mea carmina laudes,
Quae te perpetuo semper amore canent.

Clm. 963.

1) Die Küsten des Pharao oder die nach dem Leuchtturm Pharus benannten Küsten = Aegypten.

2) Über Johannes Sturlin aus Schmalkalden vgl. Aschbach, Geschichte der Universität Wien, II 426. Über die anderen Männer an dieser Stelle vgl. die Nachweise in der Ausgabe der Epigramme, S. 101.

3) Vers 45—54 fehlen im gedruckten Text. Die erwähnten Freundespaare sind: Theseus und Peirithoos, Orestes und Pylades, Damon und Phintias, Symmachus und Boetius, Castor und Pollux, Nisus und Euryalus, P. Cornelius Scipio d. J. und C. Laelius. — Wahrscheinlich hat übrigens Celtis die Verse 45—54 selbst gestrichen indem es unzutreffend war, den sechs Freunden, die ihn während seiner Krankheit besuchten, sieben antike Freundespaare gegenüber zu stellen.

Digitized by Google

In folgender wesentlich veränderter und erweiterter Gestalt erscheint sodann Epigramm II 39 in Clm. 486. f. 235.

De moribus ebriorum ex complexione.

Ebrietas variis obducit pectora causis,
Quattuor ut primo nos elementa regunt:
Quem colera exagitat, Bachi confusus amore
Arma vocat, rabido murmure bella movet.
Sanguineus gaudet facetis ludere verbis
Atque canens referet candida verba iocis.
Phlegmatico linguam tentat cum corpore toto
Et negat officium pesque manusque suum.
Forte melancholicus, si Bachi gaudia sument,
Flebit et ad superos ebria vota dabit.
Sed quia temporibus complexio constat ab astris,
Ebria sunt noctis tempora luce magis.[1])

Zu Epigramm II 85 fügt Clm. 434 f. 60 noch die Verse hinzu:

Tales crediderim quondam vixisse superbos,
Qui fera cum Lacijs bella tulere viris.

Die Ueberschrift von Epigramm III 9 lautet Clm. 716: Epitaphion Jo. Loffelholtz licentiati; obiit anno 1509 die 18 novembris.

Zu Epigramm III 30, auf die Bibliothek des Trithemius, fügt Clm. 434. f. 64 hinzu: Et triplici lingua bibliotheca nitet, welcher Pentameter im gedruckten Text bei Epigramm III 28 steht.

Bei Epigramm IV 33 fehlen Clm. 963. f. 134 die vier letzten Verse des gedruckten Textes, dafür ist aber folgendes Distichon angefügt.

Et malesana meo prostravit membra grabato,
In quo non placidos cogor habere dies.

Zu Epigramm V 23 ist Clm. 212. f. 202 nach Vers 2 eingefügt, auf Juno bezüglich:

Livida quae semper fuerat inimica laborum,
Quod mihi de factis gloria parta querens.

Epigramm V 25 lautet Clm. 434. f. 56, folgendermafsen:

De tribus, quae verbere meliora fiunt.

Sunt tria, quae fiunt meliora, ubi verbere caedas:
Femina prava, asinus, Balticus et strumulus[2]).

1) Die zwei letzten Verse, welche im gedruckten Texte fehlen, haben Ähnlichkeit mit Epigr. II 40.

2) Ich beziehe Balticus zu strumulus, Häring aus der Ostsee. Die Umstellung der Konjunktion ist bei Celtis nicht selten (z. B. IV 25).

Digitized by Google

Dazu hat eine andere Hand hinzugefügt:

Nux, mulier, asinus simili sunt lege ligati:
Haec tria nil recte faciunt, si verbera cessent.

Beachtenswert ist sodann noch, dafs Clm. 434. f. 67 b bei Epigramm V 34 für protoplastus das Wort Demogorgon einsetzt, über welche Bezeichnung Fr. von Bezold in Sybels historischer Zeitschrift, Bd. 49, S. 201, nachzusehen ist.

Conradus Celtis Protucius Joviniano Romulo Alpino, adolescenti clarissimo, felicitatem.

Romule, de prisco Rhomano sanguine cretus,
Indicat hoc virtus ingeniumque tuum.
Quam pulcros gestas juvenili pectore mores,
Inque bonas artes quam tibi magnus amor.
Perge, puer, Lacias docte cantare Camenas,
Sollicitans resonae garrula fila lyrae.
Perge, puer, rerum naturae reddere causas,
Quid mare, quid terras astraque celsa tenet.
Sic tua per totum volitabunt nomina mundum.
Et multa semper laude beatus eris.

XIII Kalendas Januarias Ingolstadt, 1494.

Adresse auf der Rückseite Ingenuo adolescenti Joanni Romul[1]).

Welche Freiheit sich Celtis bei dem Adressieren seiner Gedichte gestattete, ergiebt sich aus folgender Thatsache: In Nr. c. a. 688 (in 4°) der Inkunabeln-Sammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, einem Kalendarium des Regiomontanus (1499), auf die mich ebenfalls Herr Professor Dr. W. Meyer aufmerksam gemacht hat, steht folgender Eintrag:

Conradus Celtis poeta laureatus pro fratre Simone Ridler.

Magnus exemplo tibi sit molossus,
Quem premunt vasto fremitu catelli,
Ille sed serpit tacitus minorum
Murmura ridens.

Am Rande: Actum anno Christi 1501.

1) Dieses Epigramm teilte mir gütigst Dr. W. Meyer, damals Kustos der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek, jetzt Professor in Göttingen, mit. Derselbe bemerkte dazu: „Das Gedicht steht auf einem Blatt (Nr. 477) der Handschrift 2.° Mss. 18., Bd. VIII, in der Bibliothek des historischen Vereins für Oberbayern in München. Der Band wurde am Ende des 18. Jahrhunderts durch Bernhard Stark, wohl in Regensburg, besonders aus Bruchstücken des Klosters S. Emmeram zusammengestellt. An dem Papier sind noch die Brüche des zusammengelegten Briefes und die Flecken von Siegellack zu sehen. Der Student hiefs vielleicht Rommel oder ähnlich." — Die ersten acht Verse sind identisch mit Epigr. II 54, dessen Adressat durch diese Mitteilungen einigermafsen erläutert wird.

Digitized by Google

Nun ist aber diese sapphische Strophe ein Bestandteil der Ode des Celtis an Sigismundus Fusilius Vratislaviensis, welche in der Odensammlung I 11 steht; nur dafs dort temnens für ridens gesetzt ist.

BEILAGEN.

I.

Linz, 10. August 1504.

Joannes Fuchsmagen Conrado Celti S.

Philippus de Losenstain,[1]) baro stemmate principum Styrensium derivatus, sextum decimum annum non explens, hic praeceptori, bonis artibus ut institueretur, traditus, qui profecto ultra aetatem bene profecit et ingenio omnes alios coaetaneos barones praecelluit, vita functus est. Cui parens D. Wilhelmus elogium, quod lapidi inscriberetur, a vobis edi me indice ut curarem, flagitavit.[2]) Te rogo ob iuvenis praestantiam et, Musarum columen, hoc laboris ne fugias et 4 versibus, qui sarcophago inscribentur, si fieri possit, hoc argumentum comprehendas: nomen et familiam, quod Musis addictus, prius tempore raptus, suo modulamine apud superos oblectabitur, ut partim ex cedula parentis his inclusa coniicere poteris, describere et ad me quantocyus remittere velis vel per magistrum Achatium vel vicedominum, cui continui occurrunt[3]) tabellarii. Lotronum,[4]) ut ipse dicis, epithetum de facto nunc apparente et indicente se verificat. Miror hominum inexpertorum temeritatem, non pudere et post factum nugis apertissimis, cum facti poeniteat, se purgare niti. Tamen poena comitabitur facinoris atrocitatem auctorem. Non obtundet multas accusatas et in faciem obiectas negligentias, a se commissas: legem patietur, quam ipse tulit.

Ex Lintz 10. Augusti 1504.

1) Die Losenstein gehörten am Ende des 15. Jahrhunderts zum vornehmsten österreichischen Adel. Ein Wolfgang von Losenstein trug 1493 beim Begräbnis des Kaisers Friedrich III (IV) das Banner, ein Wilhelm von Losenstein, vermutlich der Vater dieses Philipp, führte das Pferd des verstorbenen Kaisers bei der Leichenfeier. Vgl. F. M. Fürst von Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, VIII 178. —

2) Diese Sitte, dafs man bei einem tüchtigen Latinisten prosaische oder poetische Elogia für Gestorbene bestellte, dauerte auch später noch fort. So hat Beatus Rhenanus öfters auf Verlangen wenigstens prosaische Grabschriften in lateinischer Sprache besorgt. Vgl. Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus (Leipzig 1886) S. 619—624, bes. auch 527 und 553.

3) Wahrscheinlich zu verbessern in accurrunt. —

4) Wahrscheinlich zu verändern in Latronum.

Digitized by Google

II.

Linz, 1504.

Johannes Fuchsmagen Conrado Celti S. P.

Litteras tuas una cum elogiis epitaphiisve[1]), ut lepidissima sunt, gratissime accepi. Vidi enim haec ipsa tua opera ad mei intercessionem navata non solum, verum etiam indicium tuae in me pristinae observantiae apertumque veri amoris argumentum. De quibus quas possum gratias ago, easdem affatim relaturus. Unum superest: quandoquidem aeternitati adolescentis studuisti carmine, ut perennitati tuae, ex cuius officina illa prodierunt, consulas. Quis vir bonus secus sentiet? profecto nullus. Non etenim illorum, qui aliorum labores et editiones sibi impudenter adscribere non erubescunt, imitabor exemplum, sed affatim tuarum doctrinarum praeco futurus sum, ut et posteritati auctoris notitia non surripiatur. Hoc commodissime ita fiet, ut requiras illos characteres litterarum antiquarum Latinarum, quibus usi sumus in illo saxo meo, cui patrocinaveras, et illis imprimas ultima sex carmina una cum superscriptione parentis et additamento: Mortuus in flore aetatis Anno salutis M. D. IIII. Idibus Julii, et facias eiusdem magnitudinis in papyro bitumine compacto patronum, ut illis mos est loquendi, Artexanis(?), qui lapidi imponetur. Et secundum illum lapicida illa carmina vel totum elogium lapidi accurate inscribere vel infigere possit. In hoc facies rem Musis me Hercle acceptissimam, te dignam, longe ampliore vicissitudine exaequandam. Parens visis carminibus lacrymas continere non potuit. Vale.

Factiones et illarum exarchas fugito. Viros bonos, pacis zelatores, colito. Ex his leges uvas duracinas, aliarum rerum domus et stipendiorum memoriam non habebo et nacta commoditate saluti collegii[2]) pro more veteri studebo. Vale.

Ex Lintz, Anno 1504.

III.

Nürnberg, 1496.

Hieronymus medicus Nurimbergae C. C., P. L.,[3]) pro nunc in Jngolstat, suo charissimo.

Salvum te esse, mi Conrade, est, quod gaudeo. Salvus est medicus cum sua crassa conthorali. Quod autem ad te tam longo,

1) Ob dieselben noch vorhanden sind? Bekannt sind sie einstweilen nicht.

2) Damit ist vermutlich das Collegium poetarum et mathematicorum gemeint, welches nach dem Entwurfe des Celtis und unter Mitwirkung Cuspinians den 31. Oktober 1501 in Wien errichtet worden war. Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, II 65.

3) Conrado Celti, Poetae laureato.

Digitized by Google

ut scribis, aevo nullas mandaverim litteras, segnitiem torporemque incusa. Tempus otiumque, labor item non prohibuerunt, sed sola scribendi negligentia pecasse me testor. Reponam tamen et amicitiae fores effractas restituam Terentianamque vestem dicissam resarciam. Litteras tuas pro suppelectile (sic) tua Vratislaviam[1]) misi nec quidquam hactenus ex mercatoribus habere potui.

Poeta es. Convalles, lucos, montium abrupta, caballinos fontes diligis:[2]) immo ipsa solitudo es; quapropter oportuit suppelectilem (sic) tuam Nurinbergam mitti per hominem civilem, humanum et non poetam. Operam tamen adhibebo, ut brevi optata obtineas.[3])

Salvum volo d. Sixtum Tucher,[4]) hominem doctissimum civilique facilitate ornatissimum: cui in collegio principum hic honores, quos de me meritus fuisset, exhibui nullos. Reponam tamen omnia sua hora et me sibi familiarissimum experietur. Vale. Valet enim medicus, sua sorte contentissimus. Aeternum enim serviret, qui parvo nesciret uti.

Ex Norinberga 96.

Magistrum Michaelem Putersass[5]) meo nomine ex te salvum volo: cui, si quid possum, volo praecipiat.

4. Gedichte und Briefe an Conrad Peutinger.

Von Ludwig Geiger.

Augsburg war der Mittelpunkt des humanistischen Treibens. Einer der dortigen Haupthumanisten war Adelmann von Adelmannshelden (vgl. Vierteljahrschrift, Band 1, S. 281); von der sangesfrohen Gesellschaft, die sich um Blasius Hölzelius vereinigte, ist gleichfalls schon die Rede gewesen (daselbst S. 145). Aber viel bedeutender als der

1) Breslau.

2) Sehr ähnlich sagt die Biographie des Celtis von ihm: Solis, nemorum, montium, peregrinationum, balneorum etc. pertinax amator. Vgl. Aschbach, die früheren Wanderjahre des Conrad Celtis, S. 138. —

3) Das scheint nicht gelungen zu sein. Vgl. Klüpfel De vita et scriptis Conr. Celtis, I 105 und 107.

4) S. Tucher gehörte seit 1487 bis zu seinem im Jahre 1496 erfolgten Tode der juristischen Fakultät zu Ingolstadt an. Vgl. Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt-Landshut-München, I 72. 73. 115.

5) Michael Puttersaß, Magister an der Ingolstadter Hochschule, eine Zeit lang auch Bibliothekar derselben, machte sich unter anderm auch durch gelegentliche Excesse, die ihm Strafen eintrugen, bekannt. Vgl. Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt-Landshut-München, I 85. 90. 92. 103. 105. 126.

Digitized by Google

letzterwähnte Patron und der erstgenannte Humanist ist Conrad Peutinger. Eine ausführliche Würdigung dieses Mannes und seines Kreises kann an diesem Orte nicht versucht werden; der Kürze halber verweise ich auf meine frühere Darstellung (Renaissance und Humanismus, S. 369 ff.). In meinem Besitze befindet sich ein Konvolut von Gedichten und Briefen — in den Originalen, — welches Peutinger selbst mit seiner charakteristischen Hand als carmina ad me bezeichnet hat. Bekannte und unbekannte Männer sind in demselben vertreten; der Bekannteste unter den Beitragenden ist Jakob Locher. Um die Art dieser Gedichte zu charakterisieren, teile ich zunächst die von dem Letztgenannten herrührenden Verse mit, die, soweit ich habe konstatieren können, bisher ungedruckt und unbekannt sind.

Ad laudem Augustae carmen Philomusi
Augustana mihi tenui spectacula versu
Exornare libet delitiasque loqui.
Amphitheatrales sileat modo bellica ludos
Roma, palestritas conticeatque suos.
Graecia pisaeis nec jactet olympia campis
Acta, nec Herculeos conferat ipsa pedes.
Hic cursus celeres, hic et certamina fiunt
Corporis, hic saltus hic quoque massa volat.
Hic pharetrae strident, hic ballistaria virtus
Argentata ferit signa manumque regit
Hic bicolor praebet pugnantia vota fritillus
Sorte tamen varia, currit et astralagus.
Omnibus hic latices dulcis funduntur Jacchi
Hic nidor sapidus fercula mille struit
Hydraules revornunt hic et salientibus undis
Labentes rivos excutiuntque sitim.
Inter formosas mulieres atque puellas
Hic agiles ducit et cytheraea choros.
Mille voluptates animi, conamina mille
Corporis hic fiunt, sed decor omnis adest.
Conventus hominum quis nunc describere posset?
Ex omni veniunt huc regione viri.
Clarus adest princeps Guilhelmus, Bavara sceptra
Qui regit et patria jam ditione potens
Cui virtute parem nostro non vidimus aevo
Dotibus hic animi corporeisque valet,
Adsunt et proceres hic est spectabilis ordo
Nobilium, plebes et sua signa tenet
Civicus hicque status tentoria candida fixit,
Sub quibus ingenti gaudia voce strepunt.
Sic Augusta tibi sacratur gloria perpes,
Sic omnis (!) homines te super astra ferunt.

Digitized by Google

Magnidicens Augusta tuis atque aurea factis,
Diceris, et famam posteritatis habes

Munificentia principis Bavariae Guilhelmi ducis illustrissimi.

Donavit princeps ramosis cornibus altos
Cervos collecto quatuor ecce gregi.
Unde queunt fieri convivia lauta viritim
Atque sodalitii gaudia magna chori.
Vivat in aeternum princeps quam gloria florens
Elevat a teris, haudque perire sinit.

Ad doctorem Conradum Peutinger Archigrammateum Augustanum. Philomusi.

Accipe versiculos doctor celeberrime nostros
Quos prompsit subitus absque nitore furor.
Hos Augustanis patribus patriaeque dicamus
Et tibi qui musas glorificare soles
Ambos nos genuit bellicosa Suevia, sed quae
Divitias cumulat Palladis ingenuas
Debes namque potes me commendare poetam
Illustri domino magnanimoque duci.

Dii bene vortant.

Digitized by Google

MISZELLEN.

1. Kritisches zu den neugefundenen Briefen des Rudolf Agricola.

Von Hermann Hagen.

Die von Karl Hartfelder veröffentlichten, bisher nicht bekannten Briefe des Rudolf Agricola an Albert Goyer, Johannes Vredewolt, Dietrich und Johann von Plenningen, Walter Woudensis, Adolf Occo, Adolf Rusch und Johann von Dalberg (vergl. oben S. 127) stammen aus einer Stuttgarter Handschrift.

Da die betreffende Handschrift nicht die (verloren gegangenen) Originalien, sondern nur eine, durch einen jungen Menschen, Namens Johann Pfeutzer hergestellte, mit Fehlern reich gesegnete Kopie dieser Briefe darbietet, so war der Herausgeber öfters zur Konjekturalkritik genötigt, die er nur entschiedener hätte handhaben sollen. So war im zweiten Brief p. 12, Anm. 3, das verdorbene *ausum* nicht „entweder in *ausim* oder *ausus* zu verwandeln," sondern nur in *ausim;* ibid. Anm. 5 ist *optatissimum* (*salutem dicit iterum* geht voran) nicht wahrscheinlich, sondern sicher für *optatissimam* verschrieben; ebenso ist Brief 5, p. 15, Anm. 2, *sibi* sicher in *tibi* zu ändern, Brief 7, p. 16, Anm. 3 *video* sicher in *videor,* Brief 10, p. 18, Anm. 5 *existis* sicher in *existit,* Brief 14, p. 27, Anm. 6 *adesse* sicher in *adesses,* ibid. Anm. 9 *rite* sicher in *vite,* ibid. p. 28, Anm. 3 *usum* sicher in *usus.* Dazu möchten wir noch folgende Verbesserungen in Vorschlag bringen:

I p. 11 zu interpungieren: unde haec mihi spes, unde, rogo, fiducia obveniat etc.; ib. zu schreiben: sed longior, quam putabam, fio et sub ipsis manibus nascuntur verba (statt *fit, ut sub*). III. p. 13 *χωρεύεις* statt *χωρίζεις*; ib. Ego latro et, ursi ut solent, ungues sugo; ib. familiarissimo. IV. p. 14 sua placeant; ib. Vale, salvere etiam atque *etiam* iubeas, statt des überlieferten *salvere etiam atque iubeas,* wofür der Herausgeber lieber die Wortstellung *atque etiam salvere iubeas* erwarten möchte. V p. 15 zu interpungieren: tuam et, nescio quae, multa; gleich darauf: *Deinde, ut ad me, ego tamen,* indem zu den Worten *ut ad me* ein *pertineant* zu ergänzen ist. Am Ende des Briefs ist unter *Batus* dort wohl der in Brief III ebenfalls

Digitized by Google

neben Talhaym und Welda erwähnte *Johannes Wat* (vergl. auch Br. 7) zu verstehen. VII p. 16 ist *video et ablata* (statt *videor* etc.) zu schreiben; ib. ist statt *placeas. Etiam* zu interpungieren: *placeas, etiam* etc. Gleich darauf wird vom Herausgeber mit Unrecht *frons* statt *fons* vermuthet; denn, wie der Satz: vultus ille, fons quidam, ut ita dicam, aut exemplum omnis modestie deutlich zeigt, ist *fons* gleich wie *exemplum* mit *omnis modestie* zu verbinden. VIII p. 17 ist nach *capio* eine stärkere Interpunktion zu setzen und dann: qui enim ita letam semper, ita iucundam memoriam zu interpungieren, damit die Anaphora bemerklich wird; ib. ist statt *possim et* zu schreiben *possim; at* etc. IX p. 17 leg. Non hortabor, non suadebo, *ne* nunc tandem videar dubitare de fide vertra statt *nec nunc;* ib. quod reditum eius statt *eis.* X p. 18 vielleicht ratio propendet *et* aliquam statt *ut;* ib. vielleicht *Hebraica* statt *Hebraicas;* ib. p. 19 suntque *scripta* statt *scriptae;* ibid. scheint zwischen *egroti* und *quodque desideratum* das Wort *desiderent* ausgefallen zu sein. XI p. 20 war in den Worten: eam propius exprimis et ut video die Form *exprimis* nicht anzuzweifeln; ib. zu interpungieren: transegimus, praeter etc.; ib. am Schlufs der Seite war anzugeben, dafs die Worte: *solus, egenus, inops Lybie deserta peragro* mit einer kleinen Anderung aus Vergil, Aen. I, 384 (ipse ignotus egens etc.) genommen sind. XII p. 22 ist zu lesen: amor sibi ipse fingere (statt *ipsi*); ib. ist zu interpungieren: Id quomodo acciderit, dicam; eo pacto, et ubi sim etc.; ib. p. 23 unten ist statt *utrumque* zu lesen *utcumque* und nach *visum est* ein Komma zu setzen; in der folgenden Zeile mufs *Plato dixit, noster tamen* interpungiert werden; ib. p. 25 ist zwischen *ubicumque sim* und *quicquam facturus* das Komma zu tilgen. XIII p. 26 zu interpungieren: alterum vero inutile; prorsus id faciam etc.; ib. weiter unten: Non opus est cunctatione: ubi a diripientibus omnia aguntur, nihil potest ad modestos pervenire. XIV p. 28 ist in der ersten Zeile nach *velim* ein Fragezeichen und dafür in der dritten Zeile nach *possem* (statt *possim*) ein Punkt zu setzen; ib. weiter unten zu lesen: paratissimum mihi esset ex (statt *te*) tua sententia etc. XV p. 29 oben zu lesen: istuc venturum. XVI p. 30 scheint statt *sed persuadere tamen* mit Rücksicht auf die vorangehenden Worte: *Quum mihi persuadeam fore, inaniter fortasse,* gelesen werden zu müssen: *sed persuadeam tamen.* XVIII p. 32 ist in der obersten Zeile nach *credam* das Fragezeichen durch einen Punkt zu ersetzen; ib. ist *omnium linguarum* etc. von *peritissimus,* nicht von *doctissimus* abhängig und daher nach letzterm ein Komma zu setzen. XIX p. 33 scheint nach *ita me deus amet* eine Lücke angenommen werden zu müssen, die etwa durch *ut diutius vivam* auszufüllen wäre; ib. ist getrennt zu lesen *quod si mihi contingat.*

Digitized by Google

2. Zwei anonyme Schriften Wimpfelings.

Von Gustav Knod.

In einem spätern Hefte der Vierteljahrsschrift denke ich eine Reihe von Nachträgen zu den in K. Schmidts Index bibliographicus (Hist. litter. II. 316 ff.) aufgeführten Werken Jacob Wimpfelings zu geben. Wird es sich dort um Schriften handeln, die sich durch die vorgesetzte Dedikationsepistel von vornherein als von Wimpfeling verfafst oder herausgegeben darstellen, so soll hier der Versuch gemacht werden, zwei bisher unbekannt gebliebene anonyme Schriften dem Schlettstadter Humanisten zuzuweisen.

No. 1.

CARMINA PROSAE ET RITHMI
edit in laudem pudicicie facerdotalis
contra Profam excufare cona
tem fcandalofiffimum
Concubinatum.

s. l. e. a. (Arg. 1511) 4 Bl. 4° (ohne Sign.)[1])

Rückseite des Titelbl. Reuerendus Germaniae quidam Episcopus ut par fuit interdixit clero suo concubinatum. Mox unus ex suis clericis prosam sequentem sub melodia sequentie, „Letabundus exultet" edidit;[2]) conatus excusare scandalosissimum concubinatum:

Vulgus odit: & fiscalis clerum rodit. Alleluia
Jura frangunt iam multi: que cleros tangunt res miranda
Non sunt confili a clara: nec prudentia: velut stella
Clerus iam deluditur: concubina capitur: die clara
Ceu iudeos tenes clerum: liceat proferre verum: pari forma concubinas dum propellis: vxor tua cum puellis: fit corrupta
Nemo potest vivere nisi deus det caste: valle nostra
Si clerum deficere: vides non mirabere. carne fumpta
Non est sicut angelus: neque velut fpiritus: lege tua fis cautus ne sit ceca:
Membra quam debilia: corpora quam fragilia. omnia considera hec predicta
Que rumpit milia: virgines & scorta: non damnatur gens misera
Sed que puerulum: parit in feculum: era dat multa puerpera.

Qua prosa lecta: alii boni castitatis et celibatus ecclesiastici zelatores: carmina prosas et rithmos sequentes ediderunt ad laudem pudicicie.

1) Es wird im Folgenden aus dem Inhalt nur soviel mitgeteilt, als zur Charakterisierung des Schriftchens und die daran anknüpfende Beweisführung notwendig ist. — Ein Exemplar des höchst seltenen Werkchens auf der Strassbrg. Univ.-Bibliothek.

2) Der hier erwähnte Druck scheint nicht mehr zu existieren; wenigstens habe ich in Basel, München und Strafsburg vergebens darnach gesucht.

Digitized by Google

Den Reigen eröffnet ein Carmen seu Rithmus Conradi Burenschu Poete Teutonici non tamen laruati (!):[1])

O gott ich clag Dir dise sach
Das vnser lieb zu Dir so schwach
Ist worden, das ietz nieman meer
Kein acht hat sein, nach Deiner ler
In weltlich vnd geistlich stat
Vnd so schon ieman willen hat
Offen sünd vnd schand zeweren
Auch recht vnd ehrbarkeit zeleren
Als ich hor einen bischoff nennen
Der wolt gern von einander trennen
Sein priester vnd ire concubinen
So thut ein saw darwider grynen
Vnd meint es sei sein güt sachen
Das man sie in der katlachen
Lafs ligen, sust möcht nieman bleiben
Fry von töchtern vnd ewyben.
Wann man in sorgen müst ston
So wifst ich in kein bessern lon
Wan den die Galli geben hand
Ee der recht glauben kam in ir lant
Und baten noch die abgöt an
Noch wolten sie kein priester han
Er muft vorhin verschnitten sein
Das wer auch ietz die meinung mein
Welcher bet im ein pfrund zelyhen
Der müst sich lassen also wyhen
So dörften wyb vnd töchter nit fliehen
Vor denen die wir müssen ziehen.
Pfy Dich, Du saw, scham Dich vor got
Der grossen schand, laster vnd spott
Die Du der priesterschaft legest in
Gedenck was schaden, schmach vnd pin
Gemeiner priesterschaft darufs kem:
Wan es die heilig burschafft vernem
Man würd üch wyhen als die schwyn
Darumb lafs dein schreiben syn
Oder gedenck wa Du wöllest lenden
Es möcht sich sust nit glücklich enden.
Cuntz burenzchüch.
Das man Dir nit müfs dein testes vfsschneiden
Dan so magst Du Dein hurery vertreiben.

Es folgt dann: Capuciatus non nebulo castitatis hosti ac scandalofiffimi concubinatus defensori (12½ Zeilen Prosa): Ermahnung, die priesterliche Keuschheit nicht zu verletzen; er hätte ja bis zum

[1]) Vgl. S. 276, A. 2.

Digitized by Google

24. Lebensjahr Zeit gehabt, zu überlegen, ob er sich so schwerem Stande weihen wolle.

Von den nachfolgenden poetischen und prosaischen Apostrophen heben wir nur noch eine sechszeilige Sequenz des Petrus Bolandus und ein Saphicum (!) Extorris ad Sambucellum sub melodia Hymni „Vt queant laxis“ als für unsere Beweisführung wichtig hervor. Das „Saphicum“ lautet:

Si nequis castus fore: Sambucelle
Sponsa iam dudum fuit eligenda
Liberos haec non spurius dediſſet
Forte falaces.
Natus ex clero ſequitur parentes
Aut falax fiet: erit aut ſuperbus
Aut ſacerdotum ferus & perhennis
Hostis et osor.
Scorta ſi tecum bone vir morantur
Deuorant dandum quod erat miſellis
Tota gens de te pueri puelle
Scandala ſument.
Rumpis uxorem. violas puellam
Dos erit vulnus: manus aut refecta
Dos erit contus gladius ſecuris
Pugio cuspis.
Quando te carnis reprobae pruricis
Vexat aut noster inimicus acer
Demon immittit cerebro furorem
Vincere tentans.
Vulnerum christi memorare supplex
Virginem pulsa precibus Mariam
Si memor mortis ſtygieque flamme
Ocia vitans.
Litteras ſacras lege non Nasonem
Foeda qui ſcribunt fugito poetas
Nec tuis ledas studijs ephebos
Esto Sacerdos.

Zum Schlufs: Qui faciebat Nicolaus Lebzelter Gundelfingius V. et T. eiusque vero ministro casto sacerdoti placere studuit. Habens susque deque feculentam eorum linguam qui tristi et sacro concubitu christi contaminant cubile. V. V.

Vorstehendes Tendenzschriftchen ist, wie das zuletzt mitgeteilte „Saphicum“ zeigt, gegen den Basler Pfarrer und Professor *Matthias Sambucellus* (Hölderlin)[1]) gerichtet. Es ist, wenn nicht vollständig, so doch vorzugsweise aus Wimpfelings Feder geflossen und daher

1) Über Sambucellus vergl. Athenae Rauricae, p. 36, und Vischer, Geschichte der Universität Basel, S. 183. Zahlreiche VV. von ihm in dem hdschr. Basler Rektoren-Verzeichnis.

Digitized by Google

wohl auch von diesem selbst oder unter seiner Mitwirkung ediert. Wir hoffen im Folgenden den Beweis für unsere Behauptung erbringen zu können. Um das Werkchen historisch zu begreifen, wird es zunächst nötig sein, auf den bis dahin kaum bekannt gewordenen Streit unseres Humanisten mit Sambucellus näher einzughen.

Im Herbst 1503 hatte Wimpfeling in Basel auf Veranlassung seines Freundes, des Bischofs Christoph von Utenheim, die Statuta synodalia episcopatus Basilienfis gesammelt, mit einem Prolog versehen und herausgegeben, die u.a. auch gewisse, längst vergessene Bestimmungen gegen die konkubinarischen Priester wieder auffrischten[1]). Ein Basler Theologe hatte die Dreistigkeit, die bischöflichen Verordnungen in einer nach Noten zu singenden lateinischen Sequenz der Lächerlichkeit zu überantworten und den allgemein üblichen priesterlichen Konkubinat als zu Recht bestehend zu verteidigen. — Wimpfeling berichtet von Basel aus seinem Freunde Sebastian Brant brieflich über diesen Vorfall; er vermutet den Sambucellus in dem unbekannten Verfasser und hat nicht übel Lust, mit demselben anzubinden. „Wäre ich ein Dichter von Deinem Talent," schreibt er dem Freunde, „so wollte ich jenem Theologen mit dem weiten Gewissen die Antwort nicht lange schuldig bleiben." [2]) Es scheint nicht, dafs Wimpfeling schon damals seine Drohung zur That gemacht habe, doch fand er bald Gelegenheit auf die Sache zurückzukommen. Im Frühjahr 1505 liefs er sein Büchlein de integritate ausgehen, [3]) worin er seinem Zögling Jacob Sturm, der sich dem geistlichen Stande zu widmen beabsichtigte, die sittliche Reinheit des Wandels, als erste Tugend des Priesters ans Herz legte. Hier

1) Statuta synodalia epi | scopatus basilienis. | s. l. e. a. (Basil., 1503). 2°. — Die betreffende Verordnung ist überschrieben: Periculosiffimus concubinatus omni iure ab episcopis prohiberi potest atque castigari (fol. XIII. b.) und beginnt: Clerici caste, continenter et pudice vivant, non habeant in domibus suis feminas, quarum vita et conversatio suspecta sit de incontinentia, ut in conspectu omnipotentis dei puro et casto corpore ac mundo corde ministrare valeant, ne populo scandala praebeant, ne ficte et simulate confiteantur etc. etc. Sie bedroht jeden Priester, der sich nicht abhalten lasse, quominus infamem concubinam publice domi foueat, illi tanquam uxori maritus cohabitet, ex ea proles suscipiat et ex auctoritate sacrorum canonum, ex vi sanctiffimorum conciliorum et e xconstitutionibus provincialibus et synodalibus mit der Strafe der Exkommunikation und Suspension. — Über Wimpfelings Beteiligung an diesem Werke giebt sein Brief an Seb. Brant vom 1. Oktober 1503 Auskunft (Kopie i. Thom. Arch.): instituit (episcopus) celebrans solemnem synodum die martis ante Sim. et Judae. Colligimus statuta synodalia: facio epithomata in eadem, facio prologum.

2) An Brant (s. d.): Antistes Basiliensis cupiens mundum a clero fieri aras sacrificium, ut magis propicius sit nobis deus, iuxta decreta et decretales interdixit concubinatum. Quidam cachadaemonis suasu (Sambucellum suspicor) prosam s. sequentiam notis insignitam edidit, quam hic mitto. Vide obsecro ad quid redacta sit Christiana religio ut flagitia excusare velint sacerdotes qui populo virtutes praedicare debuerint. Utinam tuum mihi effet ingenium in applicandis ad aliquam sequentiam sententiis, non quiescerem nisi ampliffimae conscientiae theologo respondiffem. (Kopie i. Thom. Arch.

3) Argent. Jo. Knoblouch III Non. Martias 1505. — Die zweite Ausgabe mit den Zustimmungsschreiben einiger Gelehrten, auch des Theologen Ge. Zingel in Ingolstadt (vergl. u. S. 272) erschien XI. Kal. November 1506.

Digitized by Google

wird den Konkubinariern die angedrohte Abfertigung zu Teil, und die gleichzeitige Erwähnung der Basler Synodal-Statuten[1]) zeigt, dafs Wimpfeling dabei vorzugsweise Sambucellus und Genossen im Auge gehabt habe[2]). — Die Basler hoben den Fehdehandschuh auf; noch im Sommer desselben Jahres erschien in ihrer Stadt unter dem fingirten Namen eines Doktor Franziskus Schatzer von Rotweil ein überaus heftiges Libell in deutscher Sprache, welches unsern Humanisten als unversöhnlichen Feind der Geistlichkeit brandmarkte und ihn des Scheiterhaufens für würdig erklärte.[3]) Wimpfeling,

1) c. IV. Ad coelibatum Sturmus incitatur: & ne sequatur concubinariorum coecitatem. — Tertium iam repeto: Mihi certe gratiſſimum atque incundiſſimum cupere te sacris initiari, deo servire, sacras litteras amplecti: quamuis non dubitem tibi certo constare sacerdotio coelibatum esse annexum, ut sacri canones et maiorum instituta commemorant (secundum quae quilibet presbyteratus ordinem suscipiens sese victurum iureiurando promittit) tamen paucis te hortabor ut constantius in virtute castitatis perseueres: nec turbam multorum sequaris: qui tanquam ceci, stolidi, neminem formidantes, omni pudore abiecto, non clam hoc carnis vicio peccant: sed suas meretriculas domi palam fouent omnibus videntibus atque scientibus....

c. XXIII. Neque te delectet confeſſiones audire facerdotum: qui de impudicitia & concubinatu infames ſunt & concubinas amovere nolunt. . . Esto dicant ſe dolere ſe abstinere deinceps velle: ſed profecto mentiuntur: cum nec honestas, nec dei pudor, nec dei timor, nec infamia, nec facerdotii macula, nec facrileglum, nec abusus patrimonij christi, nec populi ſcandalum, nec terror facrorum canonum, nec decreta conciliorum, nec metus inferni eos impellat: ut meretriculas quas tanquam uxores domi fouent, quibusque veluti mariti cohabitant a se abdicent, ſicut in ſtatutis ſinodalibus manſuetiſſimi & optimi patris Christophori Baſilienſis epiſcopi domini mei colendiſſimi nuper mentionem foeci. — Vgl. S. 270 A. 1.

2) Sambucellus scheint auch sofort nach dem Erscheinen des Werkchens reklamiert zu haben. Am 9. Mai 1505 schickt Conrad Leontorius einen Brief an Joh. Amerbach, dem ein zweiter für Wimpfeling bestimmter beigelegt war, mit der Bitte, diesen letzern schleunigst an den Adressaten in Freiburg übermitteln zu wollen. Agitur enim aliqua controuersia inter ipsum Jacobum (Wimpfelingum) et unum Doctorem mihi singularitis charum, quam sopiri et scripta quaedam extantia delerj valde equidem desydero. Nam ex eadem flammula magnus fiet ignis, nisi aqua pacis citius infundatur. (Ms. Basil.) — Dieser dem Leontorius teuere Doctor ist ohne Zweifel Sambucellus; letzterer war ja ursprünglich auch mit Wimpfeling (vgl. A. 3) und Brant befreundet.

3) Das Libell des Franziskus Schatzer scheint verloren gegangen zu sein; ich habe es vergebens aller Orten gesucht. Dafs es schon vor dem 31. Juli 1505 dem Wimpfelingschen Kreise bekannt geworden, zeigt die Nachschrift zu Wimpfelings Appologetica (!) declaratio, worin bereits eine Anspielung auf Schatzers Schmähschrift enthalten ist. E mule (emule) cur scribis libellum Wimpflingi de integritate cum suo auctore flammis egere etc. Vielleicht auch sind schon die in Anm. 2 erwähnten scripta extantia auf die Schmähschrift des Franciscus Schatzer zu beziehen. Wir kennen das Schriftchen nur aus Wimpfelings eigenen Äufserungen (vergl. besonders Riegger Amoen. Frib., p. 281. 306; auch 172, 260, 357 und die Riegger unbekannt gebliebene Epistola excusatoria ad Suevos, 1506: a quodam ignoto qui se Franciscum Schatzer de Rotuila doctorem appellat, qui in me crudeliter invehit, qui sanguinem meum sitit etc.). — Dafs Sambucellus (Schatzer) früher mit Wimpfeling befreundet gewesen, geht aus der Zusammenstellung von De integr., c. 26 (Talem heu nouj qui multis annis se mihi amicum simulavit et in magnam confusionem perniciemque meam in faciem Raymundi apostolici legati palam dixit, esse me omnis religionis et omnium religiosorum inimicum) und Diatriba, c. 13 (Detestabatur vehementiſſime Raymundus cardinalis gallus ad Germaniam legatus tot esse in sacerdotum domibus (ut verbo suo utar) putanas. Quare flagitioſiſſimus ille Franciscus Schatzer, latro et proditor perfidiſſimus, in libello famoso contra me plus semel impreſſo non recte de Raymundo iudicavit) hervor.

Digitized by Google

damals von den Augustinern schon hart bedrängt, war über den unvermuteten Angriff nicht wenig verblüfft; sein Büchlein „de integritate“ hatte im mönchischen Lager wie unter dem verbündeten konkubinarischen Weltklerus allenthalben eine so allgemeine Aufregung und Entrüstung hervorgerufen, dafs er lange nicht wufste, wo er den wahren Verfasser jener Schmähschrift zu suchen habe. Zunächst liefs er in Rotweil selbst nach dem ihm ganz unbekannten Franciscus Schatzer Nachforschungen anstellen. Da dieselben ein durchaus negatives Ergebnis zur Folge hatten, so glaubte Wimpfeling um so mehr einen Basler Gelehrten hinter dem Pseudonym vermuten zu müssen,[1]) als er sich noch in anderer Beziehung den Schweizern gegenüber nicht rein wufste. Seine wiederholt geäufserten abfälligen Bemerkungen über die politische Gesinnungslosigkeit und bäurische Rohheit des vom Reiche abgefallenen Schweizervolkes[2]) hatten in der Basler Bevölkerung, der er von seinem Aufenthalt vom Jahre 1503 herwohlbekannt war, eine hochgradige Erbitterung erregt, so dafs Wimpfeling, von befreundeter Seite wiederholt gewarnt, sich geradezu seines Lebens nicht mehr sicher wähnte[3]). Auch hatte er erst kürzlich mit dem Basler Dominikaner-Prior einen dogmatischen Strauls durchgefochten[4]), — sollte dieser etwa oder Sambucellus hinter dem Pseudonym stecken?[5])

Einen Wink über die wahre Person des Verfassers gab ihm die wenige Monate später erschienene zweite Schmähschrift des Jacobus Locher Philomusus gegen den Ingolstadter Theologen Zingel[6]), welche u. a. einen Brief Lochers an Sambucellus enthielt, worin Locher seinen

---

1) Wimpfeling an Joh. Amerbach in Basel (15. November 1505): Quomodo unquam adeo male mereri potui de impreſſoribus Germanicis ut ab eorum uno (quisquis sit, creditur tamen Basiliensis esse) contra me libellus famosus sitiens sanguinem et vitam meam impreſſus sit, libello meo de integritate male intellecto peius interpretato, peſſime corrupto. Nec id satis. Versus quidam de Basiliensi urbe facti mihi quoque ascribuntur, qui mihi conscius sum eorum me non esse auctorem neque Basileae diſſeminasse. Vellem impreſſorem illum verum nomen posuisse eius qui epistolam illam (et quidem in theutonica lingua) edidit: nomen enim illic positum Frantz Schatzer fictum est et excogitatum, nemo enim in quadraginta annis in Rotuila fertur hoc nomen habuisse, tum illi respondere et me plane coram universis excusare (possem). Statuatur ille Frantz doctor coram honestis civibus aut senatu, faciat se actorem manifestum contra me et ego paratus sum articulis suis respondere etc. etc.

2) Hierüber vgl. Schmidt, Hist. littér., I, 68 ff., wo solche Anzüglichkeiten schon in der Adolescentia (1490) nachgewiesen werden. Ich füge hinzu: De integr., c. 12.

3) Riegger 172. Wimpfeling an den Senat der Universität Freiburg (6. Dezember 1505): Cuperem isthic diutius morari istucque redire, si modo tutus essem non solum ab illo atroci aemulo meo (i. e. Locher Philomusus) sed etiam ab eis, qui Basileae contra me libellum famosum impreſſerunt omnesque Suitenses contra me provocare conati sunt, immo & summum pontificem universique ecclesiastici status praelatos atque sacerdotes contra me concitarunt.

4) Hierüber vgl. meine Notiz in Birlingers Alemannia 1885, S. 235. Dort mufs es Anm. 3 heifsen: De integr., c. 12 (statt c. 21.)

5) Dafs Wimpfeling mehrere Gelehrte im Verdacht hatte, ergiebt sich auch aus der Anm. 3 angeführten Stelle aus Riegger.

6) Jacobi locher Philomu | si Suevi, in anticategoriam rectoris cuius | dam et conciliabuli: Gymnasij Ingolsta | diensis: responsio compendiosa: cum declaratione Zingelensis factionis. s. l. e. a. (Basil. Dec. 1505) 8 Bl.

Digitized by Google

Landsmann Sambucellus zur Teilnahme an dem Kampfe gegen die Kohorte der delatores und ihren primipilus Zingel aufrief. In diesem Briefe findet sich eine Anspielung auf einen gewissen devotus pater, die Wimpfeling unbedingt auf sich beziehen mufste[1]). Auch unter dem latens emulus Philomusi, der den gekrönten Dichter pro more suo zerreifse, konnte nur Wimpfeling gemeint sein, da die gegen den emulus erhobenen Vorwürfe nur auf Wimpfeling, nicht auf Zingel, passen und, wie mir scheint, mit den in dem Libell des Franziskus Schatzer erhobenen Anklagen, eine gewisse Ähnlichkeit zeigen[2]). Dafs endlich die angehängten deutschen Schlufsverse nur auf Wimpfeling gemünzt sein konnten, mufste auch dem blödesten Auge bemerkbar sein[3]). — Unzweifelhaft war Wimpfeling berechtigt, diese Verse, wie die eben erwähnten Auslassungen über den latens emulus Philomusi auf Rechnung des Sambucellus zu setzen. Fortan werden Locher und Sambucellus als solidarische Gegner von ihm behandelt: Sambucellus ist ihm jetzt nicht mehr allein der schamlose konkubinarische Priester, er ist ihm nicht minder verdammungswürdig darum, dafs er als Theologe es über sich gewinnen kann, den schlüpferigen Ovid und andere lascive heidnische Dichter zu interpretieren und die arglose Jugend dem verderblichen Einflufs derselben zu überliefern. Schon in der Epistola excusatoria ad Sueuos tritt dies hervor. Wenn Wimpfeling und seine Freunde hier in dem Briefe an Joh. Prüfs sagen, sie wüfsten alle Schwaben, die sich der Interpretation der keuschen und ehrbaren Dichter befleifsigten, zu schätzen, müfsten aber die

1) Bl. 6b. quidam pater devotus . . . qui rem pene sopitam et in summo tranquillitatis statu iacentem uti mortuum canem baubatibus infestum resuscitavit etc. etc. — Man darf allerdings nach dieser Stelle mit Hehle, Jakob Locher Philomusus (Progr. Ehingen 1874) S. 14, vermuten, Wimpfeling habe sich von Freiburg aus an Zingel gewandt und ihn zu einer Klage gegen Locher aufgemuntert. Ob die von Locher hier gemachten Andeutungen wahrheitsgemäfs sind, wissen wir allerdings nicht. Schmidt, I 50 A. 150, will von einer solchen Intervention Wimpfelings nichts wissen.

2) Bl. 7b. In Philomusi laureati poetae latentem aemulum. Die Stelle ist von Hehle und Schmidt nicht berührt worden, sie scheint mir deutlich auf Wimpfeling hinzuweisen: Haud mirum si unum in natura nostra suppositum (Philomusum dico), hominem omni virtute conspicuum . . . pro more tuo dilaceras: Qui etiam ut multis te obiceres, pacem dudum a plebibus, fraternam unionem a clericis a viris quoque religiosis sanctam quietem execrari non veritus es nec vereris: quique manu sacrilega sacerdotium invasisti et regnum. Diese Gedanken sind nach Wimpfelings Äufserungen auch als Kern der Ausführungen des Franziskus Schatzer anzusehen. Man vgl. auch die spätere Äufserung des Sambucellus (u. S. 275): a cuius molesta detractione nemo securus est.

3) Ich lasse die Verse der Vollständigkeit wegen hier folgen, obschon dieselben bei Hehle und Schmidt zu finden sind.

Rithmus P. P. Eriphoni.

Wer lust hatt an fremdem schaden
Und mit lügen ist beladen
Will mit dinten schleyer weschen
Mit dem fuchsschwantz korn ufstreschen
Und mitt dem wolff gemein will han
Sich beffer acht dann yeder man
Ja W. em der fügt der nem in an.

Digitized by Google

Erklärer der lasciven Poeten verabscheuen, so ist hierin nicht nur, wie Schmidt will, eine Anspielung auf Philomusus, sondern zugleich eine solche auf Franziskus Schatzer i. e. Sambucellus zu sehen[1]). — Auch in Wimpfelings Apologia pro re publica christiana, die 1504 geschrieben, nachträglich überarbeitet, um diese Zeit etwa (März 1506) herausgekommen ist, sind einzelne Anspielungen ohne Frage auf Sambucellus zu beziehen, wie ja auch schon die Schlufsbemerkung es ausspricht, dafs die Veröffentlichung des Schriftchens mit Rücksicht auf Franziskus Schatzer i. e. Sambucellus erfolgt sei[2]). Auch fernerhin liefs Wimpfeling den Sambucellus nicht aus dem Auge. Es ist bekannt, dafs er, wie gegen die Augustiner, so auch gegen Franziskus Schatzer sich bald darauf in einer besondern an den Papst gerichteten Schrift zu verteidigen suchte[3]). Auch die Veröffentlichung des Auisamentum de concubinariis non absoluendis einiger Kölnischen Doktoren bringen wir in diesen Zusammenhang[4]); nicht minder glauben wir berechtigt zu sein, Wimpfeling als den Herausgeber der (um diese Zeit zum erstenmal vereint erscheinenden) Heidelberger quodlibetarischen Disputationen De fide meretricum in suos amatores und De fide concubinarum in sacerdotes betrachten zu dürfen, von deren Lektüre sich Wimpfeling bekanntlich schon in „de integritate“ (c. 21) einen besonders heilsamen Einfluſs auf die studierende Jugend versprach; auch wird ja in der dem letztern Schriftchen angehängten Schlufsbemerkung ausdrücklich auf „de integritate“ Bezug genommen[5]).

1) 1506 (Sommer). Sie lieben jeden Schwaben qui poetas castos et pudicos pudice interpretatur, cuius os blasphemia non scatet, qui teneram iuuentutem impudicis lectionibus non inficit, qui nos Helvecios (i. e. Alsaticos, Marco Antonio Sabellico teste) spurcis carminibus suis non lacerat nec infamat, qui Iuvenalem Christo parem non facit etc. — In dem Entschuldigungsschreiben an Henr. Bebel ist es geradezu Franz Schatzer, den er als seinen Hauptfeind bezeichnet: Itaque me coram tuis gentilibus excusato, apud quos hunc de me rumorem suspicor exortum a quodam ignoto qui se Franciscum Schatzer appellat, qui in me crudeliter invehit, qui sanguinem meum sitit etc. etc.

2) Apologia Pro republ. christ., c. 25: Augustus Caesar paganus Ovidium urbe expulit, qui perniciosiſſimum de amore librum scripserat, quem lascivum fuiſſe et impudicum sui ipsius versiculi demonstrant, qualis enim quisque est, talia loquitur. . . Et tamen quidam spurcus et dicax poetarum interpres de continentia et castitate Ovidium versibus et in pulpito magis celebravit, quam Hieronymum aut Ambrosium et reliquos castiſſimos unquam illum crediderim commendaſſe. Dafs hier Sambucellus, nicht Locher gemeint ist, ergiebt sich aus der u. S. 275 angeführten Stelle aus Contra turp. lib. Philom., c. 6. — Auch in c. 13 und c. 18, wo er von der caecitas concubinariorum spricht, finden sich Anspielungen auf Sambucellus. — Die Schlufsbemerkung des Schriftchens lautet bekanntlich: Finit apologia Wimpfelingii pro republ. christ. contra epistolam Francisci Schatzer de Rotwila doctoris.

3) Riegger, p. 281.

4) Hierüber demnächst in dieser Zeitschrift Näheres.

5) Von De fide meretricum in suos amatores hat Schmidt, I, 139 a., 87, eine ältere Ausgabe (Moguntie s. d. per Fridericum Hewmann), welche am Schlusse den Hinweis auf De integr. nicht enthält, nachgewiesen, die ich für die Originalausgabe Crato Hofmanns halten möchte; von De fide concubinarum in sacerdotes ist dagegen eine über das Jahr 1505 zurückreichende Ausgabe noch nicht entdeckt worden. —

Digitized by Google

Im Sommer 1510 liefs dann Wimpfeling endlich auch seine längst geplante Antwort,[1]) auf Lochers herausfordernde, wenn auch wahrscheinlich nicht speziell gegen ihn gerichtete, Vitiosa sterilis mulae ad musam comparatio erscheinen. Auch hier erhält Sambucellus einen kräftigen Hieb, der ihn veranlafste endlich sein beharrlich festgehaltenes Inkognito aufzugeben. Im sechsten Kapitel hatte Wimpfeling sich folgendermafsen ausgelassen: Nec minus horrendum est auditu quod sacrarum litterarum laurea sacerdotioque preditus lasciuos poetas publice profitetur, id quod fecit quidam mei sitientiſſimus, qui in Basilea Nasonem in pulpito interpretatus est, nihil autem verius, nihil consultius inter legendum dixit, quam quod in magnas Ouidij nares (sit honor auribus) cacandum fuiſſet: digna profecto merces quam retulit in auctorem quem publice pro nummis profitebatur, dignumque premium lectori ut non solum nares sed et os atque mentum & ipsae quoque suae fauces humanis fecibus obliniantur. Sambucellus ihm hierauf in dem seinen Argumenta communia (Basil. IIII Kal. April 1511) vorausgeschickten Briefe an Dr. Scluphius[2]) nicht minder kräftig zu dienen: singulos sophistas uno dempto laudare et commendare poſſem: qui in disputatione theologica propositi cuiusdam paralogismi praemiſſas probare nescivit: is capuciatus nebulo et antimusus, a cuius molesta detractione nemo securus, in libello contra Philomusum c. VI quendam in arte humanitatis legentem Laurea theosophiae et sacerdotio praeditum, neminem laedentem, sanguinis sui sitientiſſimum false proterve mendaciter virulento rictu gutture nephando lingua nugaci promulgavit: ecce sophistam ecce hominem, qui etsi praesules habeat adiutores repetere non audet quae prius visitavit loca.

Jetzt hielt Wimpfeling es an der Zeit, gegen Sambucellus direkt vorzugehen. Er griff seine frühere Absicht wieder auf, denselben wegen seiner frühern schamlosen Verteidigung des priesterlichen Konkubinats nachträglich noch zur Rechenschaft zu ziehen. Dies die Veranlassung zur Veröffentlichung unserer Gedichtsammlung.

Die um das Jahr 1506 (nach De integritate) erschienene, beide Schriften umfassende, Ausgabe (Bibl. Rhen. Selest.) dürfte als von Wimpfeling besorgt anzusehen sein, und zwar gab Wimpfeling hiermit das von ihm einst mit De fide meretricum an Crato Hofmann übersandte, von diesem nicht edierte Schriftchen, De fide concubinarum in sacerdotes zum ersten mal heraus, welchem er dann den von Hofmann besorgten Druck anhängte. Diesem letztern wurde dann von ihm, als dem Schlufsstück der ganzen Edition, die auf De integritate verweisende Schlufsbemerkung beigegeben.

1) Contra turpem libellum Philomusi. Defensio theologiae scholasticae ex neotericorum etc. etc. s. l. e. a. (1510). — Eine zweite Ausgabe des Werkchens erschien 1517 in Heidelberg (24 Bl. 4°); dieselbe ist, wie ich demnächst hier darthun werde, von Wimpfelings Neffen Joh. Maius besorgt worden.

2) Vielleicht Doctor Johannes Schlupf, Pfarrer in Überlingen, der auf der Züricher Disputation auf Seite Johann Fabers stand? Er hatte auch ein Zustimmungsschreiben zu Zasius Quaestiones de parvulis Judaeorum baptizandis, welche Wimpfeling 1508 herausgegeben, geliefert. (Bl. 50 Subscriptio celeberrimi viri: sacrae theologiae profeſſoris Magistri Joannis Schluphii. Ex officina Curiae parrochialis Uberlingen XIII Kal. August 1508).

Digitized by Google

Dafs Wimpfeling als Verfasser sämtlicher in dem Werkchen enthaltenen Stücke zu betrachten sei, wird man kaum behaupten dürfen, wohl aber läfst sich für Einzelnes seine Autorschaft positiv darthun.

So ist die auf das Gedicht des Cuntz burenschüch folgende prosaische Apostrophe ohne Frage Wimpfeling zuzuweisen. Schon die Überschrift, welche die von Sambucellus in jenem Briefe an Schlupf gewählten Ausdrücke mit Absicht wiederholt (Capuciatus non nebulo castitatis hosti), deutet darauf hin. Inhaltlich stimmt dieselbe mit dem Gedankengang von De integritate c. 12 und 21 überein. Hier wie dort der Gedanke, dafs die priesterliche Keuschheit durch die heiligen Satzungen der Kirche unbedingt gefordert werde, dafs hiermit aber nichts Übermenschliches verlangt werde, dafs Gott die Seinen nicht versuche über ihre Kräfte u. s. w.[1])

Auch das „Saphicum Extorris[2]) ad Sambucellum" stammt aus Wimpfelings Feder, wie uns Hieronymus Gebwiler, am Schlusse des von Wimpfeling herausgegebenen Sermo ad iuuenes[3]) versichert, wo er den sacris initiandum folgendermafsen anredet: Vires tuas metire. Nemo te ad arduum sacerdotium cogat. Liber es. Si gradum hunc amplecteris coelibatum sacerdotibus indictum servato. . . . Revolvito versiculos ex Saphico Vuimphelingi capuciati ad suum Sambucellum (es folgen die drei letzten Strophen der oben abgedrukten Ode). — Vielleicht dürfen wir auch das deutsche Carmen des Conradi Burenschu für Wimpfeling in Anspruch nehmen; dafs Wimpfeling sich zuweilen im volkstümlichen Knittelverse versucht, wird durch das seiner Übersetzung des Beroaldischen

1) Capuciatus non nebulo castitatis hosti. O plene omni dolo et omni fallacia . . non credis diuinissimo Paulo dicenti Fidelis est deus, qui non patietur vos tentari supra id quod potestis sed facit etiam cum tentatione proventum ut possitis sustinere. Fragilitatem tuam et furentem libidinem non potuisti per XXIIII annos experiri? Quis te ad sacerdotium coegit? Liber eras. Amplexus es, coelibatum sacerdotio annexum servare memento. In XXIIII aetatis tuae anno te primum (si sacris canonibus satisfecisti) sacerdotio iniciatum credo. Sciebas a sacratissimis concilijs continenti am sacerdotibus indictam. — Vgl. De integr. (c. 12), wo der unterstrichene Satz mit den gleichen Worten zu lesen ist: Fidelis deus non patietur te tentari supra id quod potes: sed faciet cum tentatione proventum und c. 21: Nam sacris initiati et religiosi (sive fratres sive monachi vocentur) minime fornicationem simplicem admittere possunt. Sed quisquis illorum libidinosum illum actum exercet, gravissime peccat, sacrum ordinem contaminans, sacrilegium incidens, immemor quod in sacerdotii susceptione iureiurando devinctus sit secundum canonum statuta sese victurum: nec canones coelibatum si nobis impossibilis esset, praecepissent.

2) Man könnte geneigt sein, in dem Namen eine Anspielung auf Brant zu erkennen (vgl. S. 270., Anm. 2). — In Conrad Burenschu, poeta Theutonicus non tamen larvatus (i. e. laureatus), ist vielleicht auf Conrad Celtes hingedeutet (oder auf Conrad Leontorius?) — Aufser diesen beiden werden noch genannt Nicolaus Lebzelter Gundelfingius und Petrus Bolandus; über erstern konnte ich nichts feststellen, letzterer ist der in Wimpfelings Schriften öfters genannte P. B. Laudenburgen. von dem sich u. a. Verse in De conceptu et triplici Marie virginis candore, in De nuntio angelico, in der Epist. excus. ad Suevos u. s. w. finden.

3) Argentor. Ex aedibus Schurerianis. Mense septembri anno MDXIIII. 16 Bl. 4°.

Digitized by Google

Traktates De tribus fratribus ebrioso, scortatore et luscore angehängte deutsche Schlufsgedicht[1]) bewiesen.

Eine deutliche Anspielung auf den Vers des Sambucellus: Pari forma | concubinas dum propellis: uxor tua cum puellis fit corrupta | findet sich in dem Briefe Wimpfelings an Jacob Sturm und Cosmas Wolf vom 13. November 1506: Constat senes peccatis assuetos difficile illinc poſſe avelli. Exemplo sunt concubinarii qui cleri dignitatem infamant, qui eos qui continent de magno flagitio sulphure et flammis dignos quandoque notant, qui dicunt satius eſſe propriam domi fovere meretriculam quam alienam uxorem aut filiolam polluere. — Man vergleiche hiermit eine Äufserung Wimpfelings in seinem Briefe an Angelus Anachorita (1512): Quod si cuiquam illorum (qui pudorem cum pudicitia perdiderunt) sanctiſſimas de vita et honestate deque mulierum cohabitatione decretales, mi frater, obieceris, mox relatrabit . . . vel interminabitur, si concubinam a se depuleris, nullam filiam nullam uxorem a sua libidine (adeo salax est) tutam fore atque securam.

Die am Schlufs citierten Verse des Petrus Bolandus Tentationi non potes Homo reniti parvule etc. finden sich auch De integr., c. 10. Wimpfelings Autorschaft dürfte durch die beigebrachten Parallelstellen unwiderleglich erwiesen sein.

Nr. II.

Concordata Princi
pum Nationis Germanicæ
Cum Argumentis/ſiue
Summari js iam
iam addi
tis.

Exhortatio patris
ad filium ſacerdotem vt bene
ficijs ad ſtatus ſui hone
ſtatem ſufficien
tibus conten
tus ſit.

Anno. M. D. XIII.

Randeinfassung (Tiergarten). — Am Schlufs: Excussum Argentinae per Renatum Beck civem Argentinen. Anno M. D. XIII. 11 Bl. 4°.[2])

1) Hierüber auch demnächst in dieser Zeitschrift.

2) Es existiert noch ein anderer (älterer) mit denselben Typen hergestellter Druck dieser Ausgabe der Concordata (am Schlufs gleichfalls: Excussum Argentinae per renatum Beck ciuem Argentinen. Anno M.D.XIII. 7 Bl. 4°), welcher aber durch Druckfehler (z. B. in der Überschrift Concordia statt Concordata) und Ungenauigkeiten (es fehlt z. B. die Überschrift Compendiosa ex Bartholomeo . . . vgl. auch die „Additio“) entstellt wird; auch fehlt demselben der ganze zweite Teil (die „Exhortatio patris ad filium“ und die „Testimonia“) des oben beschriebenen (2.) Abdrucks. (Stuttg. K. Ö. B. und Strafsb. U.- B.)

Digitized by Google

Das Werkchen enthält: 1. Compendiosa ex Bartholomeo Platina Nicolai V. Pont Max Vita; Dann Concordata principum Nationis Germanicae (in sieben Paragraphen) mit Anmerkungen des Herausgebers; endlich eine Conclusio nebst Additio, beides aus der Feder des Herausgebers. — Es folgt dann als zweiter Teil die auf dem Titel genannte Exhortatio patris ad filium (Pater trium filiorum vni sacris initiari cupienti, neque nobili, neque admodum docto: in hunc modum verba foecit: „Obsecro te mi fili, qui a matrimonij multis oneribus liber esse cupis, ut sanctiſſimum illum excellentiſſimumque statum sacerdotalem bono principio et pia dei seruiendi intentione amplectaris . . .) nebst testimonia (Philelphus. Gregorius Nazianzenus. Franciscus Petrarcha. Aquinas, endlich Theodericus Gresmundus ad Amandum Vuolphium[1]) vita immature functum). (Stuttgart K. Ö. Bibl.)

Auch die Herausgabe dieses Werkchens darf mit Sicherheit Wimpfeling zugeschrieben werden. Nicht nur, daſs es ganz und gar in den Gedankenkreis unseres Humanisten hineinpaſst, der ja schon in den Jahren 1510 und 1511 zwei kirchlich-politische Denkschriften[2]) über das Verhältnis der deutschen Nationalkirche zur Kurie in Kaiser Maximilians Auftrage ausgearbeitet hatte, es zeigt auch in den den einzelnen Paragraphen beigefügten Bemerkungen des Herausgebers, wie in der gleichfalls aus der Feder dieses letzteren stammenden conclusio so auffallende Ähnlichkeit, ja teilweise wörtliche Übereinstimmung mit den Ausführungen der eben erwähnten Wimpfelingschen Gutachten wie mit seiner im Jahre 1515 erschienenen kritischen Besprechung der Germania des Aeneas Sylvius,[3]) daſs über Wimpfelings Herausgeberschaft nicht der leiseste Zweifel obwalten kann. — Sehen wir zunächst zu, inwiefern das Werkchen in die mit dem Jahre 1510 hervortretenden Bestrebungen Wimpfelings, ein Heilmittel gegen die hergebrachte Ausbeutung der deutschen Landeskirche durch die Kurie zu finden, hineinpaſst.

---

1) Dieses Schreiben ist nur als vom Herausgeber ausgewähltes „testimonium" nicht etwa als Dedikationsepistel zu fassen. — Amandus Wolf, Bruder des bekannten Thomas Wolf, war schon 1504 gestorben. (Schmidt, II, 74).

2) Beide Denkschriften wurden im Jahre 1520 durch Wimpfelings Neffen Jacob Spiegel veröffentlicht u. d. T.: a) Divo | Maximiliano iu bente Pragmaticae sanctiſonis Medulla ex cerpta — Selestadij in Aedibus Lazari Schurerij, Mense Maio. An. M.D.XX. — 17 Bl. 4°. — b) Gravamina Germanicae Nationis | cum remedijs et avisamentis ad Cae faream Maiiestatem | — s. a. (1520) Ad incrementum Germaniae et dei gloriam Selestadij impreſſum in officina Schüreriana. — 11 Bl. 4°. Vgl. hierüber meinen Jacob Spiegel Schlettst. Progr. 1886) II. S. 12 ff.

3) Germania Enee Silvij | In qua Candide Lector continentur | Gravamina Germanicae Nationis | Confutatio eorundem cum replicis . . . De concordatis Principum, De officio Papae et suis officialibus | etc. etc. — Excusum in inclita urbe Argentinen. per Renatum Beck in aedibus zum Tiergarten. Anno virginei partus sesquimillesimo XV. XVI. Kal. Julij. — 82 Bl. 4°.

Digitized by Google

Wimpfeling hatte bekanntlich in jenen erwähnten für Maximilian ausgearbeiteten Gutachten von 1510 und 1511 die vom Kaiser beabsichtigte Einführung der französischen Pragmatischen Sanktion aufs entschiedenste widerraten, dafür aber um so eifriger eine strengere Handhabung der milderen Concordata principum, deren Bestimmungen ausreichend seien, die deutsche Landeskirche gegen die unbefugten Eingriffe des römischen Hofes sicher zu stellen, empfohlen. „Wie Frankreich", schreibt er, „seine Pragmatische Sanktion hat, welche seine kirchlichen Angelegenheiten regelt, so besitzt das römische Reich seine Concordata, und es liegt durchaus im kaiserlichen Interesse, dafs diese strenge beobachtet werden." Alle geistliche und weltliche Obrigkeit sollte sich in ihrem Verhalten den Kurtisanen gegenüber lediglich die Konkordata zur Richtschnur nehmen und schon des Prinzipes wegen keine Verletzung derselben, möge sie noch so geringfügig erscheinen, zulassen. Gelinge es dem Kaiser den Konkordaten überall Geltung und Anerkennung zu verschaffen, so sei alles gewonnen; hierzu werde auch der Papst selbst, der ja auch „der deutschen Nation Hirte und Vater" sei, falls er nur in geziemender Weise über die mannigfachen Mifsbräuche, die sich ohne sein Wissen in die Kirche eingeschlichen, aufgeklärt werde, seine Mitwirkung gewifs nicht versagen. Nur versuche es der Kaiser nicht, irgend welche weitergehende Zugeständnisse vom Papste erzwingen zu wollen, da dieser letztere dann nicht zögern werde, ihm mit geistlichen Strafen und politischen Machinationen zu begegnen. (Gravam. Bl. 5. 6.)

Es ist begreiflich und neuerdings wiederholt mit Nachdruck betont worden,[1]) dafs dem Kaiser bei seinen damaligen politischen Absichten mit einem Hinweis auf die Konkordate und ein friedliches Zusammengehen mit dem Papste nicht gedient sein konnte, da es dem Kaiser nicht sowohl um das Heil der deutschen Landeskirche als um die Erreichung seiner eigenen dynastischen Zwecke zu thun war. Hatte er die kirchliche Frage überhaupt nur aufgegriffen, weil sie ihm damals eine wirksame Waffe gegen die Kurie zu sein schien, so liefs er ohne Bedenken die kirchlichen Reformpläne wieder fallen, als ihn der weitere Fortgang der politischen Ereignisse wieder mit dem Papste ausgesöhnt hatte (1512). — Nicht also Wimpfeling, dem es eine wahre Herzenssache war, dafür zu wirken, dafs die deutsche Kirche gegen die Ausplünderung durch die Kurie sicher gestellt werde. So wird in den Publikationen der folgenden Jahre das Thema gelegentlich wieder angeschlagen und namentlich in der oben erwähnten Widerlegung der Germania Sylvii, doch in anderm Ton, weitergeführt. Nicht mehr wird hier an den Kaiser appelliert, der ihn um seine Hoffnungen betrogen, — Wimpfeling wendet sich an die deutsche Nation selbst und ruft sie zum Kampfe

1) Vgl. H. Ulmann in Briegers Zs. f. Kirchengesch., III, (1879), S. 199 ff. besonders S. 207–210. und Gebhardt, die Gravamina der deutschen Nation etc. 1884, S. 70.

Digitized by Google

heraus für ihr gutes Recht, d. h. für die Concordata. Dafs Wimpfeling diese so kostbaren, im Laufe der Jahre fast verschollenen Concordata, um sie dem Bewufstsein seines Volkes, namentlich den mafsgebenden geistlichen und weltlichen Behörden, wieder nahe zu bringen, bereits schon im Jahre 1513 selbst ediert hatte, möge eine Vergleichung der in die einzelnen Paragraphen der Schrift eingestreuten persönlichen Bemerkungen des Herausgebers mit den hierhergehörigen erwähnten Schriften Wimpfelings erweisen.

Im allgemeinen werden in diesen Anmerkungen des Herausgebers die alten Klagen über die vielfach vorgekommenen Verletzungen der Konkordate durch die Kurie und ihre Kreaturen wiederholt. Zunächst sind es die unaufhörlich gesteigerten Palliengelder, welche die Insassen einzelner Sprengel nachgerade zur Verzweiflung treiben; auch hier wird wie in den Gravamina auf die unglückseligen Zustände in der Mainzer Diöcese exemplifiziert, wo die Kurie bei der innerhalb vier Jahren zum zweitenmal nötig werdenden Besetzung des erzbischöflichen Stuhles die von dem Gewählten zu leistende volle Annaten- und Palliensumme verlangt hatte, obgleich die für die Konfirmation seines Vorgängers zu zahlenden Gelder noch nicht vollständig aufgebracht waren. Solche Zustände, meint der Herausgeber, seien unerträglich und bedürften dringender Abhülfe: Viderit nunc tandem Germanica natio, si non sit plus iusto gravata. Audiatur clerus et populus quibus ab uno archiepiscopo pro solvendis annatis gravis exactio imposita est, quo quidem archiepiscopo intra quadriennium praemortuo nondum prima exactione soluta a novo archiepiscopo nova impositio facta est[1]). Selbstverständlich mufs der Bischof, um so unerschwingliche Summen aufzubringen, seine Bauern und Bürger ausschinden; die Folge kann nur sein, dafs das Landvolk sich aller Orten gegen die altgehafste Geistlichkeit in wildem Aufruhr erheben wird: Viderit natio nostra si diutius tantas exactiones ipsi populares tollerare possint aut velint, ne (quod deus prohibeat) antiquo murmuri et odio vulgi in clerum tandem seditio in ecclesiasticos accedat et suboriatur[2]). In der That ist das deutsche Land, ausgesogen und verarmt, nicht mehr im Stande, solche Lasten länger zu tragen:

1) Dieselben Klagen Gravamina, Bl. 3, wo zugleich ausgeführt wird, dafs der Mainzer Stuhl von 10000 Gulden auf 20000, dann auf 25000, zuletzt auf 27000 gesteigert worden sei, und dafs dieselbe Mainzer Diöcese innerhalb eines Menschenalters sieben mal 25000 Gulden für die Konfirmation des Neugewählten nach Rom bezahlt habe. — Vgl. auch die Parallelstellen in Germania Aeneae Sylvii (Riegger, S. 440).

2) Vgl. hiermit Gravamina, Bl. 3b: Sed ut illis satisfaciat, imponere coactus est subsidium aut exactionem in suos populos et pauperes agricolas, quorum aliqui nondum satisfecerunt tributo aut exactioni pro pallio a suo praedecessore Jacobo impositae. Sicque non solum eviscerantur nostrates et ad extremam inopiam rediguntur, verum etiam incitantur ad rebellionem et querendam utcunque libertatem, et ubi possunt inter se susurrant de saevitia in clerum. Vgl. auch Gravamina, Bl. 4, und Germania Aeneae Sylvii (Riegger, S. 448)... ne seditio tandem vulgi saepe de hac re murmurantis in ecclesiasticos suboriatur, ein Gedanke, der schon in der Vorrede zum Soliloquium pro pace christ. et pro Helvetiis (s. l. e. a.) ausgesprochen worden war.

Digitized by Google

Die Mineralschätze sind erschöpft, weite Strecken Landes liegen unbebaut, da Pest und Krieg die Ackerbauer dahingerafft haben: Poterit absque dolo pie et modeste natio nostra summo capiti suo patri ac pastori insinuare fragilitatem suam et inter alias iacturas assiduarum confirmationum summam indies propter nova officia crescere et augeri, thelonea archiepiscoporum a negotiatioribus declinari peste et bello innumeros homines esse consumptos, agrorum cultores imminutos, multam tellurem iacere incultam, venas montium mineralium esse exanimatas[1]). — Was die unbefugten Eingriffe der Kurie in die Rechte der deutschen Landeskirche angeht, so hebt er besonders die immer häufiger vorkommende Beschränkung des Kollationsrechtes der zuständigen Patrone, seien sie Bischöfe, Äbte, Pröbste, Dekane, Kapitel hervor; nicht genug damit, dafs die Kurtisanen die Papstmonate für sich ganz und gar in Anspruch nehmen und würdige Männer, die sich mit grofsen Kosten eine Anwartschaft auf Berücksichtigung (gratia expectativa) bei den in die Papstmonate fallenden Vakanzen erworben haben, um Geld und Gut betrügen, häufig genug kommt es auch vor, dafs sie durch ihre Ränke und Kniffe das durch die Concordata garantierte Besetzungsrecht der geistlichen Patrone in den graden Monaten illusorisch machen, indem sie einzelne Inhaber fetter Pfründen zu Familiaren des Papstes stempeln, wenn dieselben auch den Papst nicht einmal von der Thürschwelle aus gesehen haben, um nach dem Tode dieser Pseudofamiliaren ihre Pfründen als reservata mit Beschlag belegen zu können: Non hic offendo pseudofamiliares qui papam vix a primo limine salutarunt aut urbem nunquam visitarunt, quorum praemorientium beneficia quidam versipelles veluti reservata extorquent ut in mensibus papae fraudentur qui multo vel aere vel sudore gratias expectativas impetrarunt vel in mensibus ordinariorum fraudentur episcopi, praepositi, decani, abbates, abbatissae capitula privanturque iure collationis beneficiorum quae a piis et deo devotis quondam Germanis erecta sunt atque magnifice dotata[2]). O rem indignam furto aut latrocinio paulo minorem. O patiens Alemannia, ala ecclesiae Romanae magna. Desuntne tibi sacci bilicini? exsiccabiturne unquam Prusca, Rhenus, Hister? aut

1) Vgl. hiermit Gravamina, Bl. 3b: Admonendus etiam videtur summus pontifex, quod per varia bella terrae Germanorum passim desolatae sunt, ac per crebras mortalitates numerus viventium diminutus. Sicque ob paucitatem cultorum agri pro magna parte inculti iacent, et ipsa thelonea diversis eventibus attenuata et venae minerales exhaustae sunt pereuntque indies proventus ex quibus Archiepiscopi et Episcopi sedi apostolicae annatam persolvere possint. — Vgl. auch die Parallelstelle Germania Aeneae Sylvii (Riegger, S. 449), wo der Schluss des Satzes . . . multam tellurem iacere incultam, venas montium mineralium esse exanimatas wörtlich mit dem oben im Text angezogenen Satze aus den Concordata übereinstimmt.

2) Vgl. hiermit Medulla (De actionibus etc.), Bl. 11a: Curtisani plerique seu Curiales contra concordata Principum excogitant et fingunt multos sanctissimi Domini nostri Papae Reverendissimorumque Cardinalium familiares, etiam si non fuerint, ut beneficia eorum reservata esse contendant etc. etc. — Vgl. die Parallelstelle in der Germania Aeneae Sylvii (Riegger, S. 451).

Digitized by Google

perpetuo gelu congrescet? Noch unerträglicher und schmutziger aber ist es, wenn ehrbare Prälaten, was wiederholt geschehen, durch betrügerische Prozesse aus ihren wohlerworbenen Pfründen durch die Kurtisanen verdrängt werden: Unam impiam fraudem et circumventionem paene oblitus eram, qua praelatis et alijs in praebendis (quas longo tempore possiderunt) abundantibus, cum diutius eos vivere non posse creditur, nonnulli callidi (ut afflictionem addant afflicto) indignas lites movent, in urbem citant, ut ipsi mox in eorum iura et beneficia surrogentur[1]). — Kühn solle das deutsche Volk gegen solche Anmaßungen der Kurtisanen seine Concordata ins Feld führen: audacter ergo utatur Germania suis iuribus, pseudofamiliares vincat, regressum extirpet, bullas et litteras examinet, inutiles (praesertim a regimine animarum) abiiciat, iniustas lites enervet, per fas et nefas suos vexari thesaurosque suos ad exteros transferri non ammodo permittat. In schuldiger Demut möge es zugleich von seinem geistlichen Oberhirten die Abstellung seiner Beschwerden erflehen. Daß der Papst diese gerechten Bitten des deutschen Volkes erfüllen werde, dafür bürge das freundschaftliche Verhältnis, welches ihn zur Zeit mit Kaiser Maximilian verbinde: Super his (inquam) et alii innumeris ita inhumanis nefandisque ac deo et hominibus exosis astibus et iniquitatibus cum omni humilitate petat natio nostra a summo pontifice clementer remedium adhiberi, et ab isto praesertim Julio Secundo quem iustissimum praedicant et acerrimum iustitiae defensorem omnes noti asseverant. Cuius sanctitas cum optime nunc cum Maximiliano Caesare nostro consentiat, iusta Germaniae preces non est aspernatura. Sicut neque Callistus, Nicolai successor, Foederici Tertii querelas sprevit neque intendebat aut ordinariorum mensibus derogare aut concordatis ipsis contravenire[2]).

Man wird daher auch für dieses Werk einen Platz in dem Index bibliographicus Wimpfelings beanspruchen dürfen. —

1) Vgl. hiermit Medulla (De actionibus etc.), Bl. 13a: Curtisani quandoque praelatis aut aliis infirmis aut senio confectis, qui supra triennium, immo ad decem aut viginti annos praebendas vel sacerdotia rite pacificeque possederunt, absque omni causa legitimas lites movent, in ius vocant, ut ipsi in iura defunctorum mox surrogentur. — Vgl. die Parallelstelle Riegger, S. 451, wo auch der in den Concordata vom Herausgeber gebrauchte Ausdruck per quod afflictis addatur afflictio (auch „versipelles") wiederkehrt. — Wimpfeling hatte bei dieser Bemerkung die unwürdigen Machinationen im Auge, mit welchen einige Römlinge seinen Freund Geiler aus seiner Pfründe zu verdrängen strebten. (Vgl. Wimpfelings Brief ad Davantrini Gymnasii ducem et praecept. (1503?) in Briegers Zs. f. Kirchengesch, 1884.), auch Riegger, S. 282 hat hierauf angespielt.

2) Daß diese Berufung auf die Konkordata und der Apell an die persönliche Meinung des Papstes für Wimpfeling überhaupt charakteristisch ist, vgl. o. S. 279.

Digitized by Google

3. Johannes Burmeisters christlicher Martial.

Von Karl von Reinhardstoettner.

Die Nachahmung des klassischen Altertums hat verschiedene Früchte getrieben. Wenn schon der *„imitatorum servum pecus"* auf keine besondere Anerkennung seitens der Nachwelt rechnen darf, so gehören Erscheinungen wie Joh. Burmeister einer ganz besondern Art an; es ist dies eine Verarbeitung klassischer Vorbilder, deren eigentlichen Zweck man nicht einzusehen mag, deren Fleifs und Mühe man vielmehr gerne einer verdienstvollern Aufgabe gewidmet sehen möchte.

Johannes Burmeister aus Lüneburg, über welchen Angaben in der „Allgemeinen deutschen Biographie" fehlen, wird von Epigrammatikern als *„divini verbi apud Gultsovios Saxonum praeco"* bezeichnet; andere Kleriker reden ihn als *„in Christo frater carissime"*, als *„poëta laureatus"*, als *„theologus"* an. Den zahlreichen Lobgedichten an ihn, welche seinem Martial vorgedruckt sind, ist zu entnehmen, dafs Burmeister wenigstens in seinen Kreisen sich einer besondern Berühmtheit erfreute und unter den ersten Namen genannt wurde. Über die engeren Grenzen seines Vaterlandes hinaus scheint aber sein Ruhm nicht gereicht zu haben; denn seine lateinischen Transskriptionen einzelner Klassiker sind äufserst selten zu haben.

Von den plautinischen Stücken Burmeisters ist mir nur der Amphitruo bekannt geworden, der sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet. In meinem „Plautus" (S. 208) habe ich ausführlich über jene eigentümliche Arbeit Johann Burmeisters (Lüneburg 1621) gehandelt, in welcher der Bearbeiter den bedenklichen Versuch macht, die Alkumena des Plautus in die *Sacri Mater Virgo,* den Amphitruo in den heiligen Joseph u. s. w. umzuwandeln und den ganzen etwas lockern Vorgang ohne viele Änderungen auf die heilige Geschichte anzuwenden.

Dort spricht er von dem ganzen Plautus, den er so umgestalten will, und dafs er schon bei dem sechsten Stücke, der „Casina", stehe, die er „Susanna" umtaufte. Doch sind mir weitere Bearbeitungen, vor allem die von Sulzer und Fuhrmann erwähnte der *Asinaria,* nicht zugänglich gewesen. Wo können sie liegen?

Fast ein Jahrzehnt, ehe Burmeister an den Plautus ging, beschäftigte er sich in ganz ähnlicher Weise mit Martials Epigrammen. Ich verdanke die Kenntnis des 1612 erschienenen „Martial" der Güte des Herrn Bibliothekars Görges der Stadtbibliothek Lüneburg. Er führt den Titel: *Joan. Burmeisteri*

Digitized by Google

Lünae- | burgi, P. L. | Martialis | Renati | Parodiarum sacra- | rum pars prima, sex priores | habens libros. | Quibus apposita | M. Val. Martialis | Epigrammata. | Anno (Wappen) *1612. | Goslariae | Sumptibus Joan. Sternij, Bibliop. Lunaeb. | Cum gratia & Privilegio.* | Dem ersten Teil (452 Seiten) folgte im selben Jahre ebenso ausgestattet ein zweiter *(pars media, sex posteriores | habens libros* (498 S.) und (ebenfalls 1612) ein dritter kleinerer *(pars ultima, Duos postremos habens libros | Xenia & Apophoreta. |)* von 100 Seiten.

Über die Art seiner Bearbeitung äufsert sich Burmeister selbst am Schlusse *(Candido lectori)*:

Non sunt congrua cuncta Martialis
Venae, quae posui, nec esse quibant
Propter materiam Parodiarum
diversam.

Doch aber tröstet er sich:

Sed sint rustica nostra, sive crassa
quae iam publico, nata sint Minervâ:
Si tangant modò candidi palatum
lectoris: moror invidos nec hilum.
Heus vosor; placuisse nolo cunctis.

Die Gründe, welche ihn veranlafsten, sich mit Martial *„divini flatus adflatu"* zu beschäftigen, setzt Burmeister in der Vorrede zum zweiten Teile selber genau auseinander, wo er sich wehrt gegen den Vorwurf, *„quod eundem, quem illi damnârunt denatum: ego introducam Renatum."* Denn wenn auch Martials Epigramme vielfach lasziver Natur sind, so müsse er erwidern: *non nefas esse, mala commutare bonis. Sed bona malis.* Und wenn Erasmus es dem heiligen Hieronymus zum Lobe anrechnete, *„quod noverit ex sterquilino legere aurum"*, wer sollte ihn anklagen, *„si in profana Martialis obscoenitate possim inquirere res sacras?"*

Zahlreiche Dichtungen, die an Burmeister gerichtet sind, preisen seine Arbeit als eine vorzügliche, und sogar von der Ausstattung der *„carmina"* rühmt ein Epigramm: *„Splendidiora typis nunquam sunt edita!"*

Es giebt keinen Stoff der heiligen Geschichte, keinen Vorgang des alten oder neuen Testamentes, keinen Spruch der Bibel, den Burmeister nicht verwendet und mehr oder minder geschickt in die Form Martials gezwängt hätte.

Oft gelingt es ihm, sich ganz enge an das Original anzuschliefsen. So wenn er z. B. V. 2. „An den Leser" in *„Sacra biblia esse legenda"* umgestaltet: (S. 311, I).

Matronae, puerique, virginesque,	*Matronae, puerique, virginesque,*
Vobis pagina nostra dedicatur.	*Vobis pagina sacra dedicetur.*
Tu, quem nequitiae procaciores,	*Ne vos nequitiae procaciores*
Delectant nimium salesque nudi,	*Delectent animae venena sanctae*
Lascivos lege quatuor libellos.[1])	*Sacrati Sophiae libri legantur.*

1) Hier natürlich nach Burmeisters Lesart und Einteilung.

Digitized by Google

u. s. w; ferner V. 25, „An Hermes", bei ihm (I, 333) *De Christo*:

Hermes Martia saeculi voluptas,	*Christus caelica seculi voluptas,*
Hermes omnibus eruditus armis,	*Christus omnibus in locis colendus,*
Hermes & gladiator, & magister,	*Christus & mediator & redemtor,*
Hermes turba sui tremorque ludi,	*Christus mors necis & tremor gehennae*
Hermes quem timet Aelius, sed unum.	*Christus, quem Furiae timent, sed unum.*
— — — — — — — — — —	— — — — — — — — — —
Hermes gloria Martis universi,	*Christus gloria gentis universae,*
Hermes omnia solus & ter unus.	*Christus omnia solus & ter unus.*

Ähnlich wird Martials Epigramm (V. 77) *„Ad Quinctum"*:

Quae legis caussa nupsit tibi Laelia, Quincte,
Uxorem potes hanc dicere legitimam?

(S. 371) auf Jakob, dem Lea statt Rachel anverheiratet wird, angewendet:

Quae legis caussâ nubsit tibi Leja, Jacobe,
Uxorem potes hanc dicere legitimam?

In ähnlicher Weise zeichnen sich unter anderen aus Nr. 1, S. 381; Nr. 79, S. 439; Nr. 91, S. 449; im zweiten Teile Nr. 78, S. 65; und viele andere, bei denen sich nicht leugnen läfst, dafs die Umgestaltung Witz enthält. Wenn z. B. (VII, 9) das Epigramm an Casselius:

Cum sexaginta numeret Casselius annos;
Ingeniosus homo est: quando disertus erit?

auf Christus im Tempel (II, S. 9) angewendet wird:

Cum duo-vix-denos Christus numeraverat annos;
Ingeniosus erat: nonne disertus erit?

oder das Epigramm von Labienus (VII, 65):

Heredem Fabius Labienum ex asse reliquit:
Plus meruisse tamen se Labienus ait,

sich gegen den Pharisäer kehrt (II, S. 57)

Haeredem Christus Pharisaeum ex asse reliquit:
Plus meruisse tamen se Pharisaeus ait;

wenn Martials (VII, 47) Epigramm „an die Alte":

Vis futui gratis, cum sis deformis, anusque
Res perridicula est; vis dare, nec dare vis

an den Satan (II, S. 63) gerichtet wird:

Vis ob dona coli, cum destituaris iisdem,
Res perridicula est; vis dare, nec dare quis

oder das feine Epigramm „an Lausus" (VII, 81):

Triginta toto mala sunt epigrammata libro:
Si totidem bona sunt, Lause, liber bonus est

Digitized by Google

auf „Abrahams Bitte um Verschonung Sodomas“ angewendet wird (II, S. 67):

Triginta justi non sunt in Sodomâ: Ibidèm
Si sunt fortè decem, parce Jehova loco,

so hat es Burmeister wenigstens verstanden, Witz mit Witz treffend zu verbinden. Und so fehlt es an hübschen Umgestaltungen nicht, wobei speziell auf I, Nr. 103 (S. 93), II, Nr. 3 (S. 111); III, Nr. 6, (S. 173); IV, Nr. 58, (S. 283); Nr. 79 (S. 299); VI, Nr. 22 (S. 395); Nr. 36, (S. 493) des ersten Teiles verwiesen werden mag.

Auch in polemischer Weise ist Burmeister vorgegangen. Luthers und seiner Lehre thut er mehrmals Erwähnung. So gilt das ganze zweite Epigramm des ersten Buches (an Cäsar) bei ihm Luther *(depravatam relligionem in Teutoniâ Lutheri tempore reformatam);* und die Schlufsworte Martials:

Reddita Roma sibi est & sunt, te praeside, Caesar,
Deliciae populi, quae fuerant domini,

lauten bei ihm:

Reddita relligio est Luthero praeside, jàm sunt
Deliciae pueris, quae fuerant senibus.

Ebenso gilt Martials 27. Epigramm des ersten Buches „an Cäsar“:

Saecula Carpophorum, Caesar, si prisca tulissent,
Jam nullum monstris orbe fuisset locus u. s. w.

hier Luther (I, S. 19);

Secula Lutherum, Jesu, si prisca tulissent,
nullus jam haereticis esset in orbe locus u. s. w.;

und wie Martial sagt:

Haec armata manus hydrae mors una fuisset,

so Burmeister:

Hujus lingua feri Papae mors una fuisset.

Nochmal gedenkt er Buch II, Nr. 27, (I, S. 125) Luthers; an mehreren Stellen aber des Papstes. So wird Martials Epigramm (VI, 17) *„In Cinnamum“*:

Cinnam, Cinname te jubes vocari.
Non est hic, rogo Cinna barbarismus:
Tu si Furius antè dictus esses,
Fur ista ratione dicereris

bei Burmeister (I, S. 391)

Patrem de Papa dùm jubes vocari:
Non est hoc rogo caelibi probrosum?
Nam tu qui modo Pontifex vocaris,
Fex istâ ratione nuncupandus.

Digitized by Google

oder IX, 6 *„In Paullam"* bei Martial:

Nubere vis Prisco, non miror, Paulla: sapisti.
Ducere te non vult Priscus: et ille sapit

ganz zierlich bei Burmeister (II, S. 159)

Vis pater esse orbis, non miror Papa: Sapisti.
Te patrem non volt orbis: & ille sapit.

ebenso Martials VIII, 19 *„An Cinna":*

Pauper videri Cinna vult, & est pauper.
(II, S. 97) *Sanctus videri Papa volt, nec est Sanctus*

und 20 „An Varus":

Cùm facies versus nulla non luce ducentos,
Vare, nihil recitas, non sapis atque sapis
(II, S. 99) *Cum perdat manes nullâ non luce ducentos,*
Papa, nocet nulli, non necat, atque necat.

Bei vielen seiner Epigramme, ja bei der Mehrzahl, hat sich Burmeister die Mühe gegeben, an Worte und Texte der Schrift anzuknüpfen, was er dann treulich am Rande seiner Verse bemerkt. Oft veranlassen ihn Äußerlichkeiten zu seiner Transskription, wie wenn aus der Taube Aretullas (Mart. VIII, 32) die *blanca columba* des heiligen Geistes wird.

An Seltsamkeit lassen einzelne nichts zu wünschen übrig. So ist es doch eigenartig, wenn das Epigramm (VIII, 47), an „den Bartkünstler":

Pars maxillarum tonsa est tibi, pars tibi rasa est;
Pars vulsa est; unum quis putet esse caput?

auf die verschiedenen Hörer Christi (Matth. XIII) bezogen, bei Burmeister (II, S. 119) lautet:

Pars hominum surda est, pars coeca, incredula pars est;
Pars fida est: unam quis putet esse Fidem?

Andere sind nicht minder gezwungen. Wenn (I, S. 12) Saulus mit dem Elephanten bei Martial (I, 17) verglichen wird, Martials I, 75 an Paulla auf Christi Versuchung in der Wüste bezogen, Kleopatra (IV, 22) durch Eva ersetzt wird oder (I, S. 349) Martha und Maria an Stelle von Thais und Lecania treten (Mart. V, 45):

Thais habet nigros, niveos Lecania dentes.
Quae ratio est? emtos haec habet, illa suos

hier:

Martha domum curat; sermonem Maria Christi;
Quae ratio est? poli opeis haec cupit, illa soli

so ist das Ganze doch allzu nichtssagend, ein Mangel der bei zahlreichen anderen freilich sehr fühlbar ist; wie wenn Martials Worte an Lälius (I, 92):

Cùm tua non edis, carpis mea carmina, Laeli,
Carpere vel noli nostra, vel ede tua.

Digitized by Google

bei Burmeister an den Teufel gerichtet, lauten (I, S. 85):

Cum te perdideris, quaeris nos perdere, Daemon,
Nos sine vel propriam quaere salutem iterum;

oder gar (Mart. I, 101) „die alte Afra"

Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
Dici, & mammarum maxima mamma potest

an *Maria Magdalena* angelehnt wird (I, S. 91):

Culpant discipuli Mariam pietatis amantem,
Sed Christo illa obfert facta profecta fide;

so sind denn doch alle inneren Beziehungen des Originals zur Transskription verloren gegangen.

Oft aber wird Burmeister in seinen Umgestaltungen kühn, ja geschmacklos. Wenn er die Gnade Christi mit den Gunstbezeugungen der Buhlerin Thais, die niemanden abweist, vergleicht, bei *Martial* IV, 12:

Nulli Thai negas. Sed si te non pudet istud,
Hoc saltem pudeat, Thai, negare nihil

hier (I, S. 247):

Nulli Christe negas. Et te non paenitet istud.
Nos pudeat fidei pectore habere nihil

so mochte dies wohl Anstofs erregen. Das Höchste aber hat er geleistet, wo er das Epigramm von „dem trächtigen Schweine" (Mart. XIV) „*de partu virginis*" betitelt und aus dem Gedichte Martials:

Sus fera jam gravior maturi pignora ventris
Emisit fetum, Vulnere facta parens.
Nec jacuit partus, sed matre cadente cucurrit,
O quantum est subitis casibus ingenium!

(I, S. 11) das folgende gestaltet:

Virgo, jam gravior maturi pignora Ventris
emisit, nullo volnere facta parens
nec latuit partus, multis inclaruit oris.
Profuit ô quantum hic partus Adamigenis.

Mit der Metrik nahm es Burmeister nicht allzu strenge; aber trotzdem darf sein Fleifs nicht verkannt werden. Ob aber einer seiner Lobredner wohl recht hatte, wenn er ihm Unsterblichkeit zusagte:

Burmeisterus habet laurum cum laude. Perennis
Hic Epigrammaticae vivat Apollo lyrae

ist fraglich. Noch gröfser sieht sich *Thomas Seghetus (Britannus)* das Verdienst Burmeisters an, wenn er glaubt, erst durch

Digitized by Google

Burmeister sei Martialis auf dem Erdenrunde bekannt geworden und dies in die Verse kleidet:

Impuris salibus prius refertus
Arcebat puerosque virginesque
Et quis auris erat magis severa,
Toto haud notus in orbe Martialis.
Nunc idem salibus sacris refertus
Invitat puerosque virginesque.
Et quis auris adest magis severa.
Burmeisteri operâ hoc datum est honoris,
Nunc demum ingeminare Martiali
Magnum illud licet, illud invidendum:
Toto notus in orbe Martialis.

Wie immer das Verdienst der Burmeisterschen Bearbeitungen sein mag, zu seiner Zeit genossen sie grofses Ansehen; und ihre Eigentümlichkeit rechtfertigt es, auch auf diese Art, die Klassiker nachzuahmen, gelegentlich hinzuweisen.

Digitized by Google

REZENSIONEN.

Leo Hebraeus, ein jüdischer Philosoph der Renaissance.

Sein Leben, seine Werke und seine Lehren. Von Dr. B. Zimmels Breslau, Köbner, 1886. — 120 S. (M. 1,50).

Erst seit kurzer Zeit versucht man, neuerschlossene Quellen der hebräischen nachbiblischen Litteratur für allgemeine Geschichte und Kulturgeschichte nutzbar zu machen. Die Aufgabe ist eine der schwierigsten. Jene Quellen bieten gewöhnlich etwas Zersplittertes oder Lückenhaftes, Rätselhaftes, selbst in der eigentümlichen, mosaikartigen, in witzigen Entlehnungen der biblischen Phrasen und in orientalischen Übertreibungen sich bewegenden Ausdrucksweise. Auf dem Boden des eigenen engeren Gesichtskreises steht der Gelehrte oft ratlos vor Sätzen, die sich wörtlich übertragen lassen, ohne dafs man weifs, worauf sie eigentlich zielen. Der Schlüssel zum Verständnis ist oft erst von aufsen zu holen und gehört schon viel dazu, die richtige Fährte einzuschlagen, wenn man ihn sucht. Soll nun die hebräische Quelle mehr geben, als sie empfängt, so mufs der Hebraist auch das Gebiet gründlich kennen, dem er sie zuführen will.

Diese allgemeine Bemerkung soll den Mafsstab rechtfertigen, den man vorläufig an derartige Arbeiten überhaupt anlegen darf ohne unwissenschaftlich oder ungerecht zu sein. Die hier zu besprechende Schrift scheint eine Erstlingsarbeit, etwa eine Doktordissertation. Man wird es also mit der Kenntnis der Quellen nicht allzustreng nehmen dürfen; ich habe noch besondere Gründe, den Verfasser zu entschuldigen, dafs ihm zu Breslau der Artikel „Leo Hebraeus“ im Catalogus libr. hebr. in Bibl. Bodl. (p. 1600—1603) ganz unbekannt geblieben, wie die Berichtigung zu Grätz und Kayserlings Geschichte der Juden in Portugal (1867, S. 106 ff.) in der Hebr. Bibliogr., (1869, S. 80), obwohl eine der von ihm (S. 16) genannten Quellen sich dort einmal zu Gaste gebeten hat. Das

Digitized by Google

alte Material hat schon Wolf geliefert. Hr. Z. hat die beiden Primärquellen eingehend studiert und verwertet, wovon eine bisher nur den Hebraisten bekannt war, und seine eingehende Darstellung verdient gelesen zu werden. Wir werden daher nicht durch einen Auszug des wesentlichen Inhalts diese Lektüre zu ersetzen suchen, sondern dem Gange der Untersuchung folgend, hier und da die Gesichtspunkte hervorheben, Einiges ergänzen oder berichtigen. Eine Übersicht des Inhalts oder auch nur der Überschriften der Abschnitte vermifst man gänzlich.

Eine „Einleitung: Leo Hebraeus und seine Zeit" giebt eine Skizze der leitenden Ideen der Renaissance, nach Carriere, Burckhardt (warum ist S. 4 der zweite Herausgeber und S. 6 die Monographie über Reuchlin von demselben nicht erwähnt?) und And.,[1]) und führt (S. 8) den Verfasser der Dialoghi di amore (1502) ein, „Don Juda b. Isaak Abarbanel, gewöhnlich Leo Hebraeus." Dieser sei bisher wenig beachtet, von Burckhardt übergangen, von Überweg ganz kurz erwähnt. Der Verfasser verspricht nachzuweisen, dafs die Dialoghi ein im 16. und 17. Jahrhundert vielgelesenes „wahrscheinlich auch einflufsreiches" Werk gewesen seien. Den Nachweis eines Einflusses, der ja nur in Entlehnung von Ideen oder Nachahmung der Form bestehen konnte, ist Herr Z. schuldig geblieben. Dazu ist auch das Buch zu wenig originell an Grundlage und Anlage. Hr. Z. bezeichnet es selbst als „einen letzten Ausläufer der philosophischen Richtung der Akademie, deren Grundzüge Leo scharf und deutlich ausprägte." Bei den Juden gerieth Leo, obwohl ein Sohn des berühmten Ministers, bald in vollständige Vergessenheit — isolierte Zitate und selbst eine hebräische Übersetzung unsichern Ursprungs beweisen als Ausnahmen nur die entgegengesetzte Regel. Leo ist und bleibt eine, allerdings interessante, ephemere Erscheinung in der Geschichte der Litteratur überhaupt; in der Kulturgeschichte der Juden ist allerdings eine solche Erscheinung durchaus nichts aussergewöhnliches; neuere Studien zeigen immer deutlicher, wie die Bewegung des Geistes überhaupt die Juden nicht unberührt liefs, in ihnen mitunter einen sehr lebendigen und daher instruktiven Reflex hervorrief, den man mit dem Spektrum unserer Analytiker vergleichen könnte, worin auch die dunkeln Linien nicht fehlen. Wir acceptieren aber den Schlufs des Schriftchens: „Eines ist merkwürdig, wie ein Mann, der in seinem Leben so viel Hafs und Leid erfahren, so über Liebe und Lust schreiben konnte."

Leo's Leben (S. 16—47) wird hauptsächlich beleuchtet durch Verwertung einer allerdings aus trüber Quelle (Carmoly) geflossenen hebräischen Elegie (gedruckt 1857), nach dem Vorgang von

1) S. 7 „Augustus" Niphus, lies Augustinus, S. 8 „des Ficius," lies Ficinus, S. 10 ist das französ. aimant für Magnet nicht „Sprachgeist" sondern falsche Etymologie, es ist adamas und hat nichts mit Liebe gemein!

Digitized by Google

Grätz, für die, sonst unbekannten Lebensverhältnisse dieses Sohnes des Isak Abravanel oder Abarbanel[1]). Zur Berichtigung dessen, was hier (S. 16 und sonst) vorkommt und zur Orientierung überhaupt, sei uns eine Bemerkung über den Vornamen gestattet. Leo, Leon, Leone, Leonte heifsen in romanischen Ländern öfter und nach Belieben die Juden, die hebräisch Jehuda heifsen (arabisch: Abbâs, in Deutschland Löwe, Löb, polnisch ausgesprochen Leib),[2]) weil Jehuda im Segen Jakobs (Genes. 49, V. 9) als Löwe bezeichnet wird. Daher auch „Gur Arje" für Jehuda b. Daniel aus Rom (um 1300), auf den wir in der nächsten Fortsetzung unserer Miscelle zurückkommen. In Mantua lebte gegen Mitte des 15. Jahrhunderts der Arzt Jehuda ben Jechiel, bekannt als messer Leon, der eine hebräische Rhetorik nach Cicero und Quinctilian bearbeitete, eine Monographie verdiente[3]) und in gewissem Sinn in die Geschichte der Renaissance gehört. Im 17. Jahrhundert lebte in Venedig Jehuda Arje (Leone) Modena, auf den wir bei der hebräischen Übersetzung der Dialoghi zurückkommen. Aber auch ein berühmter Philosoph und Mathematiker in der Provence, Levi ben Gerschom (gest. 1344, nicht ca. 1370 wie Hr. Z., S. 25, angiebt), heifst in lateinischen Übersetzungen seiner Schriften Leo Hebraeus. In der Bibliographie dieser „Löwen" der jüdischen Litteratur herrschte lange eine heillose Verwirrung, in der Hr. Z. sich nicht ganz zurechtzufinden weifs. Aber, dafs zwei Jehuda Leo heifsen, durfte ihm nicht (S. 16) als „auffallende Namensgleichheit" erscheinen. Der Name Juda Medigo für Abravanel ist für ihn der „gebräuchlichere"; wo hat er ihn in seinen Quellen gefunden, aufser bei Grätz (VIII, 369, IX, 7, 235 und daher bei Kayserling, S. 106)? „Medigo" steht nirgends und „medico" ist kein Name. Del Medigo nennt sich nur die Familie des ebenfalls der Renaissance angehörenden Helias Cretensis. Das heifst neue Verwirrung schaffen![4])

Die Leidensgeschichte Leos wird ausführlich erzählt. Wir haben nicht jede Einzelheit geprüft[5]); doch fiel uns auf, dafs S. 23 für die bedeutende Stellung Leos in Neapel am Hofe Ferdinands I. und Alphons II. keine andere Quelle als eine Kompilation von L. Fürst angeführt wird. Bei Fürst (S. 372 n. 42) ist als Gewährsmann Antonio (Bibl. hisp. II, 678) genannt; und diese, schon von Wolf

1) Zur Aussprache dieses Namens vergl. Add. zu Catal. Bodl. p. 1076 und bei Hr. Z selbst S. 48, Anm. In Ersch und Gruber steht unser Leo unter Abrabanele.

2) Die lächerliche Erklärung von Leib bei Kleinpaul habe ich im Litterarischen Merkur, 1885, N. 21, S. 306, beleuchtet.

3) Ein Artikel über ihn für Ersch und Gruber (unter Leo) liegt druckfertig.

4) Der Schweizer „Jude" Leo Juda, welchen J. Perles (Beiträge zur Geschichte d. hebr. u. aram. Studien, 1884, S. 164) mit dem getauften Juden Michael Adam identifizieren möchte, war überhaupt nicht Jude [vgl. auch Vierteljahrsschrift I, 279 L. G.]; ein ähnlicher Irrtum bei Perles ist schon in Hebr. Bibliogr. XV, 88, berichtigt. Jud ist oft ein christlicher Familienname.

5) Mit der Übersetzung der Zitate aus der Elegie erlaubt sich Hr. Z. grofse Freiheit.

Digitized by Google

herangezogene Quelle hat auf L. Fürst gewartet?! In der That ist bei Antonio vom Vater Isak die Rede (Grätz IX, 6); Leo war Arzt des Vizekönigs Gonsalvo.

Die persönliche Bekanntschaft Leos mit Jo. Pico de la Mirandola wird hier mit Recht zurückgewiesen: das ist auch schon in der Hebr. Bibliogr. IX, 80, XXI, 111[1]) geschehen. Damit fällt auch jede Identifikation des von Pico genannten Astronomen „Leo Hebraeus" mit unserem Abravanel. Jener ist unstreitig der oben erwähnte Levi b. Gerschom, dessen grofses astronomisches Werk, eigentlich ein unedierter Teil des bekannten philosophischen, auch ins Lateinische übersetzt wurde. Die Inhaltsübersicht, welche mir Don B. Boncompagni aus einem Manuskripte des Vatikan vor langer Zeit kopieren liefs, schickte ich vor einigen Jahren an Herrn Isidor Loeb in Paris, der sie zu einer Notiz über die hebräischen Manuskripte in Paris benutzen wollte, was hoffentlich noch geschehen wird. In jenem Werke behandelt Levi zwei von ihm erfundene Instrumente, und sein Gedicht über das eine ist gedruckt.[2]) Demungeachtet nehmen wir gerne von Hrn. Z. die in der That unnötige Nachweisung, dafs einige Zitate Picos mit Ansichten Leos in den Dialoghi nicht übereinstimmen. Letzterer ist auch hier nicht originell; seine astrologischen Elemente (s. S. 71)[3]) sind den damals verbreiteten astrologischen Schriften, Übersetzungen aus dem Arabischen u. s. w. vielleicht indirekt entnommen, wobei wir uns nicht authalten wollen. Hr. Z. läfst allerdings einige Zitate Picos noch „einstweilen dahingestellt" (S. 26, Anm.) und weist auf einen andern Astronomen hin „ein R. Jehuda (Leo) in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Sevilla," ohne den eigentlichen, sehr bekannten Namen anzugeben. Es ist Jehuda ibn Verga, dessen Notizen der Leidensgeschichte Schebet Jehuda von Salomo ibn Verga zu Grunde liegen (s. unten S. 294). Dieser verfafste 1457 seine Schrift über ein von ihm erfundenes Instrument in Lissabon[4]) und wird, meines Wissens, nirgends Leo genannt. Hier also supplirt Hr. Z. einen, allerdings möglichen Namen, der ihm bei den beiden italienischen Gelehrten auffallend war.

Ein Titelblatt der Dialoghi läfst Leo später (di poi) zum Christentum übertreten. Hr. Z. wiederholt die Beweise, dafs diese nicht von einem Christen geschrieben worden und führt sie

1) Über den von Pico erwähnten Daktylus hätte Perles (Beitr., S. 101) die bei Grätz, Geschichte der Juden, S. 191, versuchte Identifikation mit Gikatilia einfach abweisen sollen, letzterer lebte unstreitig im 13. Jahrhundert.

2) Catal. Bodl. p. 1609, Hebr. Bibl., 1862, S. 29. Näheres darüber gehört nicht hierher.

3) Die Hinweisung auf Schillers Förderung in seinen Vorstudien zum Wallenstein (S. 11) gehört Kayserling, der nur gelegentlich (S. 17) genannt ist.

4) S. meine Études sur Zarkali, in Boncompagnis Bulletino, Jahrgang 1885, p. 358, Sonderabdruck, p. 71, wo die Manuskripte nachgewiesen sind.

Digitized by Google

weiter aus, ebenso die Gründe, dafs Leo niemals Christ geworden (vgl. Cat. Bodl., p. 1601)[1].

„Leo Hebraeus Werke" (S. 48—66) reduzieren sich eigentlich auf die Dialoghi und einige Gedichte. Die Schrift „De coeli harmonia", angeblich für den Grafen Pico verfafst (nach A. Geigers Vermutung: Jo. Franc.)[2] beruht auf einer Notiz des Amatus Lusitanus, die angebliche Geschichte der Leiden aber nur auf Mifsverständnis. Schon bei Grätz (IX, 235) liest man: „Auch Leon Medigo weihte seinen Griffel den tragischen Erinnerungen seiner Namensgenossen in Spanien." Aus der hebräischen Quelle (das Buch Schebet Jehuda von Salomo ibn Verga), werden nur einige Worte gegeben; Gr. bemerkt dazu: „Die Schrift wird von den Bibliographen nicht genannt". Hr. Zimmels giebt das Zitat vollständig, so dafs man seine falsche Übersetzung kontrollieren kann. Ibn Verga hat in der That „gehört und gesehen" von Vertreibungen . . . u. s. w.[3] und hat das aufschreiben wollen, allein „Don" Jehúda Abravanel „hat (sie) alle in der Parascha der Ermahnungen geschrieben." (sic) Hr. Z. zitiert zur Erklärung des Zitates Lev. 26, 14 und Deut. 28, 15. In der Note heifst es: „Wiener bezweifelt die Identität des Namens Jehuda mit dem unseres Philosophen"; was hat das für Sinn? Wiener hat (und zwar auf meinen ihm mitgeteilten Zweifel) zu Jehuda ein Fragezeichen gesetzt, also den Namen selbst bezweifelt. Ferner bemerkt Hr. Z., dafs ein Zusatz Josef ibn Verga's Don Isak Abarbanel ausführlich [lies ausdrücklich?] zitiere,[3] also Jehuda eine falsche Abbreviaturauflösung (für Isak) sein könne. Allerdings hätte er nur Isaks Comm. zu Deut. 28 (F. 395, 397 ed. Amst.) aufschlagen dürfen, um sich zu überzeugen, dafs dort von jenen Verfolgungen die Rede ist, und auf den Comm. zum B. d. Kön. verwiesen wird. Fra Vicenzo[4] gehört nicht dahin, und Verga drückt sich allgemein, daher ungenau aus. Wir haben diesen Punkt ausführlich besprochen, weil er die Methode solcher Forschungen kennzeichnet. Die Abfafsung einer Leidenschronik pafst von vorneherein nicht für unsern Leo.

Hr. Z. bespricht demnach nur die Dialoghi nach ihrer Form und Anlage und nach ihrem wesentlichen Inhalt; dann folgt (S. 56) eine „bibliographische Übersicht der Ausgaben und Über-

1) S. 33, Z. 7, und S. 105, Z. 3 v. u. Irira, lies Herera.

2) Nicht „von Mirandolae" (S. 28 und 48, wo die Vermutung als Faktum registriert ist). — Über die himmlische Harmonie siehe die Zitate in Hebr. Bibliogr. XIII, 35; mein Abraham ibn Esra, S. 112.

3) Und zwar aus der Vorr. zum Commentar über Buch der Könige. Durch eine kaum erklärliche Verwirrung läfst Wolf (Bibl. hebr. I, p. 310) den David Kimchi, ein chronologisches Werk in der Vorrede (die nicht existiert) zum Comm. über das Buch der Könige versprechen.

4) Zu Fra Vicenzo (so lies) setzt Hr. Z. 1301, woher? Dafs es der Apostat Vincenz um 1420—30 sei, s. H. B. VI, 69; in Neubauer's Catalog der Bodl. Manuskripte No. 2218, fehlt die Nachweisung.

Digitized by Google

setzungen" nach Delitzsch und Fürst (diese berichten wieder nur nach Wolf und de Rossi); die genaueren Nachweisungen, z. B. über die italienische Edition, 1545, die spanische Übersetzung, Ed. 1568, im Catal. Bodl. 1601, sind ihm unbekannt, obwohl Grätz selbst (IX, 239) diesen Katalog gegen seine sonstige Gewohnheit anführt. Ihre Widmungen an hochgestellte Personen beweisen, wie oben bemerkt, dafs das Buch dem Geschmack des 16. Jahrhunderts zusagte.

Eine hebräische, früher unbekannte Übersetzung wurde in Lyck 1871 aus einem Manuskripte ediert. Grätz (l. c. in der Note) nennt als Übersetzer den oben erwähnten Leon Modena, und Hr. Z. meint, das erscheine „sofort als unwahrscheinlich." Warum hat er Herrn Grätz nicht nach der Quelle gefragt? Ich vermute einen Gedächtnisfehler; es soll heifsen: Josef Salomo del Medigo. Dieser zur Mystik hinneigende Arzt und Philosoph (1631 in Frankfurt am Main begraben) berichtet selbst[1]), dafs er das Buch Philo und Sophia, welches Jehuda lateinisch (sic) verfafst hat, ins Hebräische übersetzt habe; die Übersetzung sei ihm aber gestohlen worden. Hr. Z., dem dieses Faktum unbekannt blieb, begründet eine Hypothese von S. Sachs, dafs Josef Baruch aus Urbino (um 1660) der Übersetzer, und zwar aus dem Italienischen sei. Darüber sind also die Akten noch nicht geschlossen. Von dieser Übersetzung macht Hr. Z. etwas mehr als gebührlichen Gebrauch, da sie keinen textkritischen Wert haben kann, und in der gebildeten Welt die Kenntnis des Hebräischen eine grofse Seltenheit ist, selbst unter den Juden.

Der letzte Abschnitt „Über Leo Hebraeus' philosophische Lehren" (67—120) bespricht in sachlicher Reihenfolge die Grundideen, welche in den Dialoghi mit dem Prinzip der Liebe in Verbindung gebracht werden, ohne dafs man daraus ein bestimmtes philosophisches System konstruieren könnte. Hr. Z. bringt Parallelen aus den hebräischen Schriften, aus Philo, Plotin etc., heran. Seine Angaben lassen vielfache Ergänzungen zu, manches ist geradezu typisch. Doch meinen wir dem nicht verdienstlosen Schriftchen jedenfalls nicht zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, wenn wir hier schliefsen.

Moritz Steinschneider.

Nachtrag. Zu den wenigen italienischen Juden, welche die Dialoghi zitieren (S. 31—33) gehört auch Isak Alatrini (nicht „Alterino") ben Abraham ben Mattatja aus Cingolo, defsen mystischer Kommentar zum Hohenlied (Kenaf Renanim) handschriftlich in Cambridge (anonym) No. 32 (s. Schiller-Szinessi, Catalogue, p. 46, wonach mehrere Zitate vorkommen) und in der Bodleiana bei Neu-

1) Bei A. Geiger, Melo Chofnajim (Biographie del Medigos, S. 29, vgl. Benjacob, Thesaur. libr. hebr., p. 214 No. 78); Geiger schrieb auch über Juda Modena.

Digitized by Google

bauer, No. 2220 und 2222 (zu ergänzen nach Hebr. Bibl., XIX, 104), wahrscheinlich kurz vor 1605 verfafst. Im Vorwort (bei Neubauer) drückt sich Alatrini folgendermafsen aus: „Höre die Worte des Weisen, des grofsen Philosophen Rabbi Jehuda, des Arztes, in seinem Buche, welches er in italienischer (laaz) Sprache verfafste, betitelt Dialoghi di amore, im zweiten Teile; ich übersetze seine Worte, da sie mir angemessen scheinen, in unsere (die hebräische) Sprache". — Von einem Übertritt zum Christentum, weifs also Alatrini nichts, wie die anderen Juden, welche die Dialoghi zitieren. Er kennt auch noch keine hebräische Übersetzung.

Digitized by Google

Goethe und die Renaissance.

Von Ludwig Geiger.

III.

Über die grofse Kunstentwicklung der Renaissance darf man jedoch nicht vergessen, dafs jene gewaltige Epoche auch der Wissenschaft neue Bahnen geebnet und die schöne Litteratur durch höchst eigenartige Produkte bereichert hat.

Unter den Wissenschaften erhalten Philosophie und Naturforschung besondere Pflege. Wie die Wissenschaften zur Zeit der Renaissance überhaupt, so gewinnen Philosophie und Naturforschung speziell ihre Neubelebung einerseits durch ein Versenken ins Altertum und andererseits durch eine Erstarkung des Selbstdenkens; das eigene Nachdenken steht nicht im Gegensatz zur Benutzung des Altertums, sondern gerade die ernstesten Selbstdenker sind die eifrigsten Pfleger antiker Ideen.

Von den Selbstdenkern ist Giordano Bruno einer der eigentümlichsten. Wann und durch wen Goethe auf die Schriften dieses italienischen Philosophen, der einen Teil seines Lebens in Deutschland verbringt, dieses Katholiken, der zum Protestantismus übergeht, aufmerksam geworden ist, läfst sich nicht feststellen. Thatsächlich kennt er ihn früh und beschäftigt sich lange mit ihm. Zwei Momente mochten ihn der Teilnahme Goethes besonders empfehlen, zunächst Goethes Hinneigung zum Pantheismus, die schon in dem Jüngling bemerkbar ist, lange ehe sie durch das Studium Spinozas die wissenschaftliche Unterlage erhielt, sodann die Teilnahme für die sogenannten Ketzer, für die Märtyrer, in welchen er die wahren Helden des freien Gedankens erblickte.

Schon in den Strafsburger „Ephemeriden“ des Jahres 1771 verteidigte Goethe den italienischen Philosophen gegen Bayles

Digitized by Google

Angriffe, er findet seinen Enthusiasmus für die Alleinheit von Gott und Welt weder ruchlos noch abgeschmackt, sondern hält ihn mindestens für tief und vielleicht fruchtbar für einen scharfsinnigen Beobachter. Es ist nicht unmöglich, dafs Goethe bei dieser Bemerkung an sich gedacht hat, denn wirklich werden Brunos Werke für ihn fruchtbar. Fausts Gottesbekenntnis erinnert an Brunos Ideen; die Figur des Erdgeistes wird durch Andeutungen Brunos verständlicher; die schöne Stelle, in welcher Faust der Sonne nachzustreben wünscht, und in einer Vision die Herrlichkeiten aufzählt, welche er auf diesem Fluge zu sehen hofft, klingt fast wie eine Übersetzung von Brunos lateinischem Werke *De immenso*. Dieses poetische Werk und der Prosakommentar zu demselben werden von Goethe vielfach benutzt: Stellen aus den zahmen Xenien und einzelne philosophische Gedichte zeigen nahe und wiederholte Anlehnung. Am schlagendsten ist diese Übereinstimmung in folgendem Gedicht, das man bis zu Brunnhofers scharfsinnigem Nachweis, als eine Erwiderung an F. H. Jakobi oder als einen Anklang an spinozistische Ideen erklären mufste. Bei Bruno heifst es (ich gebe eine möglichst wörtliche Übersetzung): „Gott ist keine äufsere Intelligenz, welche das Rad treibt und herumführt; würdiger ist es für ihn, inneres Prinzip der Bewegung zu sein, weil er Natur, Art, Seele ist, welche alle Wesen, die in seinem Schoofs und Körper leben, durch ihn den allgemeinen Geist, Körper und Seele besitzen"; bei Goethe:

Was wär' ein Gott, der nur von aufsen stiefse,
Im Kreis das All am Finger laufen liefse!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So dafs, was in Ihm lebt und webt und ist
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermifst.

Hier ist nicht blos eine ungefähre Benutzung des Gedankengangs, sondern der genaueste Anschlufs bis in alle Einzelheiten, nur eben mit den Veränderungen, welche die Verwandlung von Prosa in Poesie notwendig macht.[11])

Zur Zeit Brunos gewann in Italien auch die Naturforschung an Boden. Auch ihr wandte Goethe lebhafte Teilnahme zu. Aber diese Teilnahme ist nicht eine so uninteressierte, wie die dem Philosophen bewiesene. Weder der blofse wissenschaftliche noch der geschichtliche Sinn treibt Goethe zur Beschäftigung mit diesen schon

Digitized by Google

zu Goethes Zeit ziemlich vergessenen alten Herren, sondern der Parteigeist. Goethe ist bestrebt, eine Wolke von Zeugen um sich zu versammeln; da ihn die Gegenwart im Stiche läfst, so sucht er Trost bei der Vergangenheit.

Aber wenn auch die Tendenz, von welcher Goethe geleitet wird, nicht allgemeine Billigung verdient, so ist die Art und Weise seiner Schilderung eine eigenartige, künstlerisch bedeutsame. Indem er „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre" zusammenstellen will, giebt er in einem historischen Teile geistreiche Bemerkungen und Übersichten über die Entwicklung der Wissenschaften. Er versteht es mit knappen Worten das Wesen der einzelnen Persönlichkeiten darzulegen und in Bemerkungen, die ebenso gründliches Studium wie feine Beobachtungsgabe verraten, von dem allgemeinen Zustand der Epoche Rechenschaft abzulegen.

Von den Persönlichkeiten, welche Goethe behandelt, sind Einzelne allgemeiner bekannt, z. B. Theophrastus Paracelsus, Julius Caesar Scaliger, aber gerade bei ihnen verzichtet er darauf, Neues und Spezielles zu geben, Andere, wie Simon Portius, Antonius Thylesius sind nur dem kleinen Kreise von Fachgenossen vertraut und ihre vereinzelten Äufserungen oder längeren Abhandlungen über die Farben können uns wenig interessieren. Es würde auch zu weit führen, alle von Goethe genannten Werke und Namen aufzuführen und nun etwa zu zeigen, wie die Behandlung Goethes von der ältern und die neuere von der Goethes abweicht.

Wichtiger jedoch als Goethes Schilderungen einzelner Persönlichkeiten sind seine allgemeinen Bemerkungen. Man erkennt aus ihnen deutlich, dafs ihm die Renaissancekultur vertraut ist. Die Wichtigkeit der beiden Sprachen — der lateinischen und griechischen, — deren Kenntnis als das erste Erfordernis eines gebildeten Mannes galt, erkennt er durchaus, er weifs ihre Eigentümlichkeiten, das Naive, Lässliche, zu einem heitern Vortrag glücklicher Naturansichten Geschickte des Griechischen, das Entscheidende, Befehlshaberische des Lateinischen gut auseinanderzusetzen. Er fafst als eines der wesentlichsten Merkmale der neuen Kultur die Kritik auf, die er sehr gut als Abscheu vor Unechtem und Sonderungs-Bestreben und Vermögen charakterisiert. Er hebt in tiefsinniger Weise den Zwiespalt jener Zeit hervor, der trotz aller Einheitsbemühungen lebendig wird, weil er einer Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes entspricht: das Ungeduldige und Anmafsliche auf der einen,

Digitized by Google

das Unsichere und Zaghafte auf der andern Seite. Daher kommt es zu Widersprüchen im geistigen und sittlichen Leben. Im geistigen die Abwehr grofser Entdeckungen, die Furcht vor dem Neuen, eine gezwungene Beschränkung: „Die Welt ist kaum durch die Entdeckung neuer Länder unmäfsig in die Länge gedehnt, so mufs sie sich schon in sich selbst als rund abschliefsen.“ Im sittlichen und religiösen Leben der Verlust oder die Verminderung der persönlichen Tapferkeit infolge der Erfindung des Schiefspulvers; die Einführung der Zensur als naturnotwendige Wirkung der Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst; die Stärkung des Glaubens an ein glückliches Jenseits, an eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, im Gegensatz zu der kopernikanischen Lehre, welche die alte Ansicht, dafs die Erde im Mittelpunkt des Weltalls stehe, zerstörte; das Erstehen der Alchymisten, die im Gegensatze zu den von den Philosophen gepredigten drei erhabenen Ideen: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, drei ihnen entsprechende Forderungen der höhern Sinnlichkeit: Gold, Gesundheit und langes Leben aufstellten und dieselben den Gläubigen zu erfüllen versprachen.[12])

Eine solche Betrachtung der Renaissancezeit wird man als eine sehr geistreiche beachten müssen, wenn man sie auch nicht als erschöpfend erklären kann. Nicht erschöpfend, denn auf den deutschen Humanismus wird in derselben sogut wie gar nicht hingewiesen. Und doch, wenn auch Goethes Herz mehr den italienischen Künstlern als den deutschen, mehr Raphael als Dürer entgegenschlug, den deutschen Gelehrten jener Zeit des Übergangs und der Wiederbelebung war seine Teilnahme in weit höherm Grade zugewendet, als den italienischen derselben Zeit.

Eine solche Neigung war bei Goethe nicht vereinzelt, sie hing mit der Richtung der ganzen Zeit zusammen.

Grade als Goethe nach Weimar kam, brachte der „Deutsche Merkur“ Aufsätze über einzelne Persönlichkeiten der Humanistenzeit: Reuchlin, Erasmus, Hutten, die von warmer Begeisterung für diese Männer Zeugnis ablegen. Die Aufsätze rühren zwar nicht von Goethe her, doch wurden sie von Manchem ihm zugeschrieben und jedenfalls sind sie in seinem Sinne Der feine Weltsinn des Erasmus mochte ihm behagen, aber sein Wankelmut, seine Feigheit stiefsen ihn ab, Reuchlins ausgebreitetes Wirken, seine tiefe Gelehrsamkeit und stille Bescheidenheit, Huttens derbe Tüchtigkeit und unerschrockener Kampfesmut sprachen ihn lebhaft an.

Digitized by Google

In seiner Jugend lobte Goethe diese Männer, in seinem Alter verglich er sich mit ihnen. Hutten hatte er schon im „Divan“ unter denen genannt, welche gleich Hafis — und dieser trägt ja so viele Züge Goetheschen Wesens an sich — gegen manche Kuttenträger zu kämpfen hatten; Reuchlins Schicksal galt ihm als ein Vorbild des seinigen, der Pfarrer Pustkuchen, der schnöde Angreifer der „Wanderjahre“, wurde mit den kecken Kölner Dominikanern zusammengestellt; die wackeren Kämpen, die dem grofsen Humanisten Ruhe und Sicherheit zu schaffen versuchten, werden auch von Goethe ersehnt:

Reuchlin! Wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen.
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlängelte sein Lebenslauf.
[Er lehrte uns die Griechen lesen],[13])
Die heiligen Bücher schlofs er auf
Doch Pfaffen wufsten sich zu rühren,
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.
Dergleichen will mir auch begegnen,
Bin unter Dache, lafs es regnen;
„Denn gegen die obskuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten
Und Franz von Sikkingen nicht fehlen.“

Wie der Tübinger Gelehrte, der unerschrocken für die Freiheit des Gedankens gegen die Knechtungversuche lichtscheuer Dunkelmänner eingetreten war, seine ritterlichen Kämpen gefunden, die, wo nötig, ihn mit ihrem Arm und oft genug mit ihrer Feder verteidigten, wie er ein Parteihaupt war, geehrt und geliebt von dem Einen, gehafst und schwer angegriffen von dem Andern, so stand auch Goethe, ehe er in seinen letzten Jahren der Alte von Weimar, der Patriarch geworden war, zu welchem man pilgerte, um sich die Weihe oder den Segen von ihm zu holen, an der Spitze einer Partei. Von Nicolai bis Pustkuchen, von den platten Rationalisten, dem nüchternen Lobredner blofser Vernünftigkeit, der die unvergängliche Poesie des „Werther“ nicht ahnte, bis zu dem Frömmling, der die „Wanderjahre“ verdammte, weil sie keine dogmatische kirchlich geweihte Religion verkündeten, fand Goethe stets erbitterte Gegner und war froh, wenn wohlbewehrte Streiter für ihn aus-

Digitized by Google

ritten, um seinen Kampf gegen grofse und kleine Gegner zu führen. Denn Beide, Reuchlin und Goethe, waren keine kampffrohen Naturen, vielmehr stille Arbeiter, die mit sich und Anderen in Frieden zu leben, d. h. zu arbeiten wünschten. Den Kampf nahmen sie nur auf, wenn er Heiliges betraf und merkwürdig steht bei Beiden, am Beginn selbständiger Entwicklung, der Kampf zwischen Neigung und Beruf, idealem und Brodstudium, Humaniora und Jurisprudenz. Wenn aber Beide sich gegen die Jurisprudenz, Studium und Laufbahn wendeten, so geschah es weder aus Geschäftsunkenntnis noch aus Geschäftsunlust, beide waren vielmehr hervorragend fähige, pedantisch genaue Beamte, sondern aus Neigung zum Höhern, die sich nach ihrer Meinung mit einer gewöhnlichen Beamtenlaufbahn nicht vertrug. Dieser Zug nach dem Höhern prägt sich bei Beiden aus in dem Verlangen nach dem Lande, wohin sich alle idealen Gemüter sehnen, nach Italien und Beide betrachteten die Zeit, die sie in jenem Lande zugebracht hatten, als die glücklichste ihres Lebens. Aber alles, was sie ergreifen und beschäftigen sollte, mufste von innen heraus kommen und durfte nicht von Aufsen gebracht werden, sie hafsten jeden Zwang und verstanden es mit merkwürdiger Geschicklichkeit Alles abzulehnen, was ihre Kreise störte. Ein solches Ablehnen aber war bei Beiden nur Wirkung einer bestimmt vorgeschriebenen stetigen Geistesentwicklung, nicht Folge engen Gesichtskreises. Denn wenn es je Männer von umfassendem Blick, von allgemeinen Kenntnissen und vielseitiger Beschäftigung gegeben hat, wenn der Name Weltlitteratur, d. h. Beobachtung und Verknüpfung der verschiedenartigsten Kulturerscheinungen je richtig mit Namen verbunden worden ist, so ist es mit Reuchlin und Goethe. Und endlich bei Beiden: ein nie versiegendes, durch keine Macht gebeugtes Streben nach Wahrheit. Beide haben geirrt, aber nie an dem festgehalten, was sie als Irrtum erkannt. Und wie Goethe selbst in der schädlichen Wahrheit die Heilkraft für den durch sie erregten Schmerz froh begrüfste, so verehrte Reuchlin, bei aller Achtung vor der Überlieferung, nur die Wahrheit als Gott.

Trotz vielfacher Übereinstimmung jedoch in grofsen und kleinen Dingen, Manches war Reuchlin versagt geblieben, was Goethe von den Göttern verliehen ward: der glückliche Leichtsinn des Weltkindes, der harmlos, fast spielend durch bedenkliche, ja gefahrvolle Lagen hindurchführt; die Genufsfähigkeit, die Lebenslust, die nicht

Digitized by Google

einmal den Jahren ihren schuldigen Tribut zollt. Wenn wir uns Reuchlin vorstellen, so denken wir unwillkürlich an den alten Mann, der, dem Weltgetriebe entrückt, in seinen Büchern lebt und in den längst Verstorbenen seine Gesellschaft findet, wir müssen uns zwingen, uns zu denken, dafs er auch einmal jung gewesen ist und vielleicht tolle Streiche gemacht hat; bei Goethe guckt aus dem gesetzten Wesen des Ministers bisweilen der Schalk hervor, unter den schneeweifsen Haaren pulsiert ein junges Blut; in dem alternden Körper schlägt ein jugendlich erregbares Herz.

IV.

Daher widmet Goethe gröfsere Aufmerksamkeit als den Verfassern gelehrter Folianten und den faustgewandten und redegeübten Kämpfern den Dichtern, welche, wenn sie auch mit fremden Zungen sprachen, sich selbst treu blieben[14]) und die bei aller Aufmerksamkeit auf fremde Dinge am liebsten von den Angelegenheiten ihres Herzens redeten. Es scheint mir kein Zufall, dafs dieser lebhafte Hinweis auf die lateinische Poesie deutscher Dichter grade zu Zeiten erfolgt, in denen die Wogen nationaler Einseitigkeit sehr hoch gingen: in den siebziger Jahren das 18. Jahrhunderts, als die junge Litteratur selbstbewufst den Einflufs der fremden lebenden Sprachen und Litteraturen abwehrte, in den neunziger Jahren, als man geängstigt durch die Fortschritte der französischen Revolution mit zaghaftem, halbgläubigem Sinne deutsche Kultur zu stärken sich bemühte; und kurz nach den Freiheitskriegen, in der kurzen Periode unglückseliger Deutschtümelei.[15])

Mehr jedoch als der nationale erziehliche Zweck, leitet Goethe der Instinkt, das Bewufstsein der Kongenialität und der innern Zusammengehörigkeit. In Joh. Sekundus, dem grofsen Küsser, dem frühgestorbenen niederländischen Dichter des 16. Jahrhunderts (1514—1536),[16]) erblickt er den Dichter, dem nachbildend er 1776 anmutige Verse schreibt. Sie sind zwar nicht, wie Frau von Stein uns glauben machen will „so zusammentreffend mit dem Original als der Siebzig Dolmetscher ihre Übersetzung der heiligen Schrift,“[17]) aber sie sind dem Geiste nach mit dem Dichter der Renaissance verwandt und Goethe that nicht wohl daran, die lieblichen, „an den Geist des Johannes Sekundus“ überschriebenen Zeilen 1789 in das farblosere Gedicht: „Liebesbedürfnis“ zu verwandeln. Die ersteren

Digitized by Google

— nur in dem Briefwechsel an Frau von Stein erhalten — lauten folgendermafsen:

Lieber, heiliger, grofser Küsser,
Der du mir's in lechzend athmender
Glückseligkeit fast vorgethan hast
Wem soll ich's klagen! klagt ich dir's nicht!
Dir, dessen Lieder wie ein warmes Kissen
Heilender Kräuter mir unters Herz sich legten,
Dafs es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend sich erholte.
Ach wie klag' ich dir's, dafs meine Lippe blutet,
Mir gespalten ist, und erbärmlich schmerzet,
Meine Lippe, die soviel gewohnt ist,
Von der Liebe süfstem Glück zu schwellen
Und, wie eine goldene Himmelspforte
Lallende Seligkeit aus und ein zu stammeln.
Gesprungen ist sie, nicht vom Bifs der Holden,
Die in voller ringsumfangender Liebe
Mehr mögt haben von mir und mögte mich Ganzen
Ganz erküssen und fressen und was sie könnte!
Nicht gesprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheilige Lüfte entweihten,
Ach gesprungen, weil mich öden, kalten,
Über beizenden Reif, der Herbstwind anpackt.
Und da ist Traubensaft, der Saft der Bienen,
An meines Herdes treuem Feuer vereinigt,
Der soll mir helfen! Wahrlich er hilft nicht
Denn von der Liebe alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpfchen darunter.

Der „allheilende Giftbalsam der Liebe" erfüllte die feurigen Liebesgedichte der Italiener und sein Fehlen schlug dem Helden der gröfsten Renaissanceepen, Orlando, die bittersten Wunden! Mit welch feinem Verständnis wufste Goethe diese Epen zu begreifen, und mit welcher Begeisterung die Schönheiten des bedeutendsten unter ihnen, des Werkes Ariosts zu preisen! Selbst Antonio, der kühle Hofmann, gerät in einen Taumel, wenn er des göttlichen Sängers gedenkt und seinem Munde entströmen begeisterte Worte, welche die schönste Lobpreisung der Ariosteischen Dichtung enthalten.[18])

Aber die italienische Dichtung überhaupt, war Goethe vertraut. In dieser Beziehung hatte sich der Enthusiasmus, der den sonst des Enthusiasmus baren Rat Goethe ergriff, sobald er von Italien sprach

Digitized by Google

und an italienische Litteratur dachte, auch des Sohnes bemächtigt. Wie dieser in hohem Alter der Erste war, der Manzoni beim deutschen Publikum einführte, so hat er Zeit seines Lebens den italienischen Schriftstellern der Renaissance Anteilnahme und Verständnis entgegengebracht.

Das helle Dreigestirn der Renaissancezeit würdigt er nicht in uniformer Art.

Boccaccio wird in Goethes Werken nicht erwähnt. Aber in den Briefen kommt er gelegentlich vor. In jenen merkwürdigen Briefen an die Schwester, in denen der frühreife Leipziger Student den Mentor spielt, verdammt er den Decamerone ausdrücklich und läfst sich in seiner Verdammung nicht irre machen durch das Lob, das ein Papst dem Verdammten gespendet. Trotzdem hat dieser so rücksichtslos Abgewiesene Goethe zweimal als Quelle gedient. Der hübsche Spruch:

Neumond und geküfster Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund,

ist dem leichtsinnigen Italiener entlehnt, der sich aufs Küssen verstand. Ist vielleicht auch eine Stelle der Frankfurter gelehrten Anzeigen von ihm, in welchem ein schlüpfriger Kupferstich nach Boccaccios Manier verworfen wird, so zeigt sie, wie er über ihn dachte; und rühmt er sich, eine Novelle des Italieners, den „ehrlichen Prokurator" übersetzt zu haben, so hat die neuere Forschung gezeigt, dafs dieselbe gar nicht von diesem sondern von Antoine de la Sale herrührt. Und als Goethe seine Liebe dramatisch verklären wollte, wie er es so gerne that, wollte er Boccaccios schöne Erzählung vom Falken (Decamerone V., 7) zugrunde legen, die rührende Geschichte des Ritters, der Alles für seine Geliebte opfert, ja sein letztes Besitztum, einen Falken für sie zum Mahle zubereiten läfst, in dem Augenblick, da sie den lebendigen Vogel für ihren kranken Knaben erbitten will, der mit dem Kinde so gerne gespielt. Goethes Giovanna, die Heldin des Dramas „der Falke", sollte viel von Lili haben, aber er erbittet von der neuen Freundin, Charlotte von Stein, die Erlaubnis, „einige Tropfen ihres Wesens drein zu gieſsen."[19])

Die Auffassung der Liebe, wie sie Boccaccio hegte, konnte Goethe manchmal teilen, wenn er auch der allzustarken Verklärung des Sinnlichen widersprach, die allzuhohe und darum übermenschliche Ansicht Petrarcas mufste er beständig abweisen. Darum gebrauchte er, trotz der Verehrung für die Stätte, auf welcher der

Digitized by Google

Meister geweilt, gelegentlich einen leisen Spott gegen seine Dichtungsweise; er will seine Geliebte nicht durch einen Vergleich mit Laura erniedrigen und während ihm „der Herrin Ankunft" ein ew'ger Maitag" ist, charakterisiert er Petrarcas Liebe also:

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.[28])

Während Goethe in Petrarca den schwärmerischen Liebesdichter sieht, erkennt und würdigt er in Dante den allumfassenden Geist. Dante ist ihm so vertraut, dafs er sich in einem Vergleiche eines seiner Bilder bedient und dafs er, vielleicht angeregt durch moderne Danteübersetzungen, mit denen er aber nicht völlig zufrieden war, sich in Terzinen nach Dantes Manier versuchte. Wie er aber selbst sich manchmal von Dantes „widerwärtiger oft abscheulicher Grofsheit" abwandte, und durch die Lektüre eines „Capitolo aus Dantes grauser Hölle" unfrei und unfroh wurde, so wollte er auch Künstlern nicht die unbedingte Anlehnung an Dante raten. Vielmehr warnte er vor solcher Nachahmung in folgenden Versen, die zwar durch ein einzelnes Gemälde veranlafst worden sind, aber ein allgemeines Glaubensbekenntnis des Dichters enthalten:

Modergrün aus Dantes Hölle
Bannet fern von Eurem Kreis
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleifs.

Trotz dieses Tadels weifs er gar wohl, dafs manche von Dantes Eigenheiten und Fehlern nur historisch zu erklären sind; man könne Dantes „Hölle" nur begreifen, wenn man stets im Auge behalte, „dafs ein grofser Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit zusammt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden."

Aber Goethe, der in erster Linie immer Dichter war, bedurfte kaum der historischen Betrachtungsweise um Dante zu würdigen. Sah er die Stoffe an, welche nach Dante von deutschen Dichtern bearbeitet wurden, so hatte er nur einen ästhetischen Vergleich nötig, um den Kontrast zu erkennen. Die Ugolino-Episode (Hungerturm zu Pisa), war von manchen deutschen Dichtern behandelt worden, Goethe lehnte diese Vergleiche ab und erkannte die

Digitized by Google

Meisterschaft des Vorgängers durch die Worte an: „Die wenigen Terzinen, welche der Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschliefst, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat, denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Turm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan und hätte dabei wohl bewenden können."

So wenig endlich Dantes Dichtungs- und Anschauungsart der Goethes ähnlich ist, so wenig der Florentiner mit dem düstern, weltentrückten Blicke dem frohen Weltkinde Wolfgang gleicht, den man, um mit Heine zu reden, „an dem heitern Glanz der Augen erkennt", so fand Goethe doch in der Weltansicht Dantes einzelne Berührungspunkte. Auch Jenem war die Natur ein offenes Buch. Trotz der beschränkten Hilfsmittel jener Zeit hatte sich Dante mit Naturwissenschaft beschäftigt. Eine solche Beschäftigung hatte ihm seine Theologie nicht zerstört, sondern höchstens geändert, sie hatte in ihm die Anschauung hervorgerufen, der Goethe die Worte lieh: „In dieser Konsequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten." Und eine Stelle der „Göttlichen Komödie" (Inferno XI, 98 ff.) nach- und umdichtend, hatte Goethe die Verse geschrieben:

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
So ist uns allen offenbar,
Naturphilosophie sei Gottes Enkelin.[21])

V.

Kunst, Wissenschaft und Dichtung der Renaissancezeit waren, wie wir gesehen haben, Goethe bekannt. Aber ein Mann wie er benutzte eine derartige Kenntnis nicht blofs zu vereinzelten Bemerkungen, gelehrten Notizen und flüchtigen Gedichten. Wer eine solche Zeit kennt, mufs versuchen im Ganzen ihr näher zu treten. Der Historiker und Philosoph wird sich bemühen, die ganze Zeit darzustellen, ihre Ideen zu ergründen und vielleicht das lebendige Fortwirken derselben zu konstatieren; der Künstler wird bestrebt sein, einzelne

Digitized by Google

Momente zu vergegenwärtigen oder einige Persönlichkeiten charakteristisch zu beleben. Goethe war kein Historiker, gewifs kein Antiquar. Seine Mahnung lautet: „Entzieht Euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges lafst uns lieben.“ Er besitzt weder die umfassende Belesenheit, und den tiefeindringenden Spürsinn Herders, noch den geschichtlichen Seherblick Schillers und dessen die Vergangenheit neu konstruierenden philosophischen Geist. Bei seinen historischen Dramen folgt er absichtlich einer Quelle, ohne durch Lektüre und Studium seinen Blick zu erweitern und zu trüben. Auf seinen Wanderungen ist er nur von seinem augenblicklichen Streben erfüllt und während er das offenste Auge für jedes Steinchen und für jede Pflanze hat, ist ihm der Blick für grandiose historische Denkmale wie verschlossen. Er spottet des Versuches, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, weil das, was man so nenne, im Grunde der Herren eigener Geist sei, in dem die Zeiten sich bespiegeln.

Aber wenn auch Goethe kein Historiker war, er war ein Künstler. Als Künstler fand er nicht blofs wie einer, der aus Übersättigung am Genre nach der Geschichte greift, in der Historie manchen dankbaren Stoff, sondern er fand Persönlichkeiten, die ihn aufs Lebhafteste ansprachen. Ihm, der gesungen hatte: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit,“ mufste gerade das eigenartige, selbständig entwickelte, kraftvolle Individuum behagen, nicht Idealgestalten, oder Männer und Frauen, die durch ihre Tugend besonders hervorragten.

Diese Vorliebe Goethes fand grade bei den Menschen der Renaissancezeit ihre besondere Befriedigung. Denn sie ist die Zeit der oft schrankenlosen Entwickelung des Individuums. Drei Menschen, die in dieser Entwickelung ganz Eigentümliches geleistet, wendet sich Goethes Teilnahme vor allem zu.

Es sind: Hans von Schweinichen, Hans Sachs, Benvenuto Cellini. Der erste ist ein Ritter, der zweite Handwerker und Poet, der dritte ein Künstler. Ihr Stand, ihre Beschäftigung, die Zeit, während welcher, das Land, in welchem sie leben, ist verschieden, aber manche Eigenschaften ihres Wesens gleichen sich in merkwürdiger Weise. Die Beschäftigung mit ihnen durchzieht einen guten Teil von Goethes Leben. Die Lektüre Schweinichens und die Bemerkungen über ihn können nicht vor 1820 sein; das Gedicht auf Hans Sachs entstand 1776, unter dem Einflusse der früher schon skizzirten Bestrebungen, der Renaissance gerecht zu werden; die

Digitized by Google

Übersetzung Cellinis und die daran geknüpften Betrachtungen gehören in die Jahre 1795 bis 1803. Man erkennt also, dafs Goethes Neigung für jene Zeit und deren Repräsentanten ein halbes Jahrhundert durchzieht und im Wesentlichen sich gleich bleibt.

Hans von Schweinichen ist der erste.[23]) Er ist ein Abenteurer und ein Trunkenbold, der „gute Räusche" liebt und gerne von ihnen erzählt. Er ist ein schlesischer Ritter, ein treuer Diener seiner Herren, der Herzöge von Liegnitz, für die er allerlei Aufträge mit Sorgsamkeit und Geschicklichkeit ausgerichtet hat. Er ist ungebildet und fromm, abergläubisch und den Geistern gegenüber, die er zu sehen glaubt, furchtsam, er hat grofses Mitleid mit sich und geringe Achtung für seine Mitmenschen. Er ist keine sympathische Persönlichkeit; die Denkwürdigkeiten, die er hinterlassen hat, kann man nicht liebenswürdig und auch nicht lehrreich in dem Sinne nennen, dafs sie bestimmte feine Beobachtungen und scharfe Darlegungen historischer Zustände enthalten, aber wie Goethe sagt, „sie geben für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man mufs es gelesen haben." Der eine Mensch wird ein Typus für eine ganze Art; unwillkürlich, vielleicht gegen den Willen des Autors macht man sich ein Bild dieser rohen, täppischen, aber dabei unverwüstlichen und in ihrer Einfalt rührenden Persönlichkeiten, die für das 16. Jahrhundert so charakteristisch sind.

Eine weit edlere Art stellt Hans Sachs dar. Der geringgeachtete Handwerksmeister wurde, auch dies wohl mit etwas ungeschichtlicher Übertreibung, zum Genius erhoben, vor dem, wie Wieland einmal schreibt, er, Goethe und Lenz sich beugen. Schweinichen war ungebildet, Hans Sachs hatte, ohne ein Gelehrter zu sein, tiefe Sehnsucht nach Bildung und stürzte sich mit unersättlicher Gier auf die neuerschlossenen Quellen, jener war ein ungebärdiger und unmanierlicher Ritter, der nirgends Ruhe fand, und dem nur wohl ward, wenn er sich in verschiedener Herren Länder zu Rofs tummeln konnte, dieser ein höflicher, gesetzter und eingesessener Bürger, der, nachdem er die übliche Wanderschaft beendet, kaum je mehr seine Vaterstadt verliefs. Aber die eigenartige Ausbildung der Persönlichkeit ist bei beiden gleich: Bei dem Einen zum Schlimmen, bei dem Andern zum Guten; so tief der Ritter unter vielen seiner Standesgenossen steht, so hoch erhebt sich der Meister über die meisten seiner Handwerksbrüder. Goethe hat nach

Digitized by Google

einem alten Holzschnitte seine „poetische Sendung" beschrieben. Die Ehrbarkeit weiht ihn, die Historie belehrt ihn, der Humor stachelt ihn zu allerlei Thorheit, die Muse umgiebt ihn mit Klarheit und Wahrheit und auf dafs das heilige Feuer, das in ihm ruht, in hohe, lichte Glut ausschlage, giebt sie ihm die Liebe zur Nahrung.

Eine derartige Weihung weifs Benvenuto Cellini nicht von sich zu erzählen. Er hat es lieber mit handfesten Dirnen als mit Musen zu thun. Er ist ein grofser vielseitiger Künstler, aber er ist von einer Überhebung erfüllt, die sich mit echter Künstlerschaft schwer verträgt. Er hat in seiner Selbstbiographie eine interessante Schilderung von den Kunstzuständen Italiens gegeben, er gewährt einen wichtigen und meist richtigen Einblick in die politischen und sozialen Verhältnisse des Landes. Aber interessanter ist er doch durch das, was er von sich erzählt und durch die Art, wie er dies vorbringt, durch die Naivetät, mit der er seine sittlichen Vergehen, ja seine Verbrechen bekennt, die Freude an seiner Rohheit und seinen Erfolgen, das Behagen an seinen Aufschneidereien und Lügen. Aber er hat auch edlere Seiten: er blickt neidlos auf zu den Höheren, wie Michel Angelo, er zeigt eine bisweilen rührende Pietät für die Seinen. Er ist kein ehrsamer Bürger und noch weniger eine ideale Erscheinung, aber er interessirt und fesselt seine Leser, weil er, wie J. Burckhardt treffend von ihm sagt, „ein Mensch ist, der Alles kann, Alles wagt und sein Maafs in sich selber trägt."

Keine dieser drei Persönlichkeiten hat Goethe dargestellt: bei Schweinichen fand er Denkwürdigkeiten vor, die er kritisierte und empfahl; Hans Sachs vergessene Dichtungen suchte er beim Publikum wieder aufzufrischen; Cellinis Selbstbiographie übersetzte er und begleitete sie mit lehrreichen Bemerkungen.

Aber diese Persönlichkeiten der Renaissancezeit liefsen ihn nicht los. Er rang mit ihnen und suchte sich von ihnen zu befreien, indem er sie darstellte.

Während andere Dichter, z. B. Schiller, in ihren historischen Dramen die verschiedensten Zeiten behandeln, fast in jedem Drama eine andere Epoche, — man denke nur an: Braut von Messina, Tell, Jungfrau von Orleans, Don Carlos, Wallenstein, — hat Goethe, wenn er seinen Gegenstand nicht aus der unmittelbaren Gegenwart, z. B. der französischen Revolution, wählte, nur der Antike oder dem 16. Jahrhundert seine Stoffe entnommen.

Digitized by Google

Unter den Ereignissen des 16. Jahrhunderts gewährte er dem grofsen deutschen Bauernkriege und der niederländischen Revolution besondere Teilnahme. Aber „Götz von Berlichingen“ und „Egmont“, die dieses Interesse bekunden, sind keine historischen Dramen in dem Sinne, dafs sie geschichtliche Bewegungen schildern, die sie darzustellen vorgeben. Das eine Stück stellt die soziale Revolution sehr unvollkommen dar, diese notwendige Konsequenz ökonomischer Mifswirthschaft früherer Jahrhunderte, diese praktische, aber voreilige und falsche Bethätigung religiöser und litterarischer Ideen jener Zeit. Das andere läfst zwar in den erregten, meisterhaft skizzierten Volksszenen den grofsen religiösen Gegensatz zwischen Spanien und den Niederlanden hervortreten, und den politischen wenigstens ahnen, aber es giebt doch höchstens eine Andeutung, nicht eine Schilderung jener Zeit.

Vielmehr sind „Egmont“ und „Götz von Berlichingen“ Charakteristiken zweier Persönlichkeiten, wie sie zu allen Zeiten vorkommen können, im Zeitalter der Renaissance aber besonders häufig sind. Egmont ist der Sinnenmensch, der von Impulsen lebt und grofse Thaten wie im Rausch verrichtet, der das Betreiben der Staatsgeschäfte als eine Zeitverschwendung und lange Verhandlungen als einen Raub an seinem Genusse ansieht, ein feuriger Jüngling, der nur in der freien Luft, nur in den Armen des Liebchens leben kann und dem selbst die Freiheit nur in den Zügen des geliebten Mädchens erscheinen kann. Ist Egmont jung trotz seines Alters, so ist Götz von Berlichingen alt trotz seiner Jugend. Für ihn haben die Freuden der Welt keine oder nur eine geringe Bedeutung: er hat höchstens Duldung für die Liebkosungen seines Weibes und kaum Nachsicht für das liebliche Geschwätz seines Kindes, er besitzt nur Sinn für Männergespräche, Männerfreundschaft und Männerthaten. Dafs er den Freund verloren, auf den er soviel gebaut, das macht ihm gröfsere Schmerzen als die Wunde, die er im Kampf erhalten; dafs der wackere Junge Georg ihm im Tode vorangegangen, das treibt ihm, dem Eisernen, Thränen in die Augen. Nicht das Leben, nicht der Genufs, sondern die Freiheit ist ihm das höchste Gut. Ehe er in Gemeinschaft mit den Seinen zum Kampfe auszieht, der nicht nur über das Schicksal seiner Burg, sondern über Aller Leben entscheidet, da stimmt er den Jubelruf an, „es lebe die Freiheit“ und mit dem Rufe „Freiheit, Freiheit“

Digitized by Google

haucht er seine grofse Seele aus. Er hat das Bewufstsein: „Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben."

Liebe und Freiheit sind nicht die einzigen Güter des Renaissancemenschen. Die Schönheit gesellte sich ihnen als drittes hinzu. Die Verherrlichung der Schönheit und deren Lobpreiserin, die Kunst, bildet den Gegenstand des, wenn ich so sagen darf, dritten Renaissancedramas: Tasso. Das Drama „Torquato Tasso" bietet eine farbenprächtige Schilderung der Renaissancezeit, mag auch der Dichter für die Vorgänge und Charaktere, für die Ausmalung der allgemeinen Zustände und der einzelnen Persönlichkeiten gar Manches aus seinen Erlebnissen und den Vorgängen des Weimarer Hofes entnommen haben. Aber auch hier kommt es dem Dichter mehr darauf an, eine einzelne Persönlichkeit, als eine ganze Zeit zu schildern. Wie Egmont der Priester der Liebe, so ist Tasso der Priester der Schönheit und der Kunst. Er weifs nichts von der wirklichen Welt, nichts von ihren Bedürfnissen und ihren Sorgen. Er kennt nicht den Unterschied von Rang und Stand, den die Zeit der Renaissance ja wirklich auszugleichen bestrebt war, er sieht in der Frau die gleichstehende Gefährtin des Mannes, wozu die Renaissance ja auch die Frau zu erheben suchte, und indem er dem Weibe sein ganzes Wesen hingiebt, wird er nicht von Sinnenlust getrieben, sondern schönheitstrunken, verzückt wie ein Dichter und Künstler, schliefst er das Ideal in seine Arme. Die Wirklichkeit stöfst den Dichter, den Schönheitsverehrer rauh zurück; selbst die geistig Höchstgestellten können den Einbruch in altgefestete Verhältnisse nicht dulden, ohne ihn zu strafen.

Auch Faust ist eine historische Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts. Aber auch er mufste wie seine Gefährten eine völlige Umwandlung seines Wesens erdulden. Der kräftige, ganz unideale Raubritter Götz von Berlichingen war zu einem Heros der Freiheit geworden. Egmont, der thätige, unkluge Held, ein guter Familienvater, ohne Ansprüche auf aufsereheliche Genüsse, wurde ein Held der Liebe. Der unglückliche Tasso, der in halber Geistesumnachtung Jahre lang gefangen schmachten mufste, das Opfer von Hofintriguen und religiösen Nachstellungen, ward ein Priester der Schönheit und der Kunst. Aus dem fahrenden Gesellen Faustus, von welchem manche Stellen in den Briefen deutscher Humanisten zu erzählen wissen, die ihn gelegentlich auch als Humanisten, als Interpreten Homers nennen, aus dem Wundermann, von welchem das Volks-

Digitized by Google

buch des 16. Jahrhunderts weitschweifig Unerhörtes meldet, wurde ein Held des Gedankens und der That. Manch einzelne Erzählung des Faustbuches konnte Goethe benutzen oder wenigstens andeuten; von den Gedanken desselben — wenn man bei diesem Volksbuch überhaupt von Gedanken sprechen kann — konnte er höchstens das dichterische Wort gebrauchen: „Er nahm Adlersflügel und wollte alle Gründe am Himmel und Erde erforschen in der Vermessenheit der Titanen, davon die Poeten dichten, dafs sie die Berge zusammengetragen und wider Gott kriegen wollten.“ Der Faust der Sage mag, wie Schröer zuerst geistreich angedeutet hat,[26]) das Gegenbild Luthers sein; der Faust der Dichtung erscheint uns, wie der Inbegriff der Ideen der Renaissance. Nach Jakob Burckhardts meisterhaftem Versuch hat die Kultur der Renaissance eine sechsfache Ausstrahlung gehabt; man sieht leicht, wie diese verschiedenen Strahlen im Faust, wie in einem Brennpunkte zusammentreffen. Wenigstens Einzelnes soll hervorgehoben werden. Auch Faust betrachtet den Staat als Kunstwerk: er arbeitet an seiner Hebung und Förderung, er führt ihm neue Mittel zu zur Stärkung seiner Wohlfahrt, er unterstützt ihn in seinen Kriegen. Faust arbeitet mit an der Wiedererweckung des Altertums: wie der Faust der Sage sich vermifst, die verlorengegangenen Komödien des Plautus und des Terenz wiederherzustellen, so dringt der Faust der Dichtung hinab in die Unterwelt, um die Helena zu gewinnen, und durch die Vereinigung mit der Helena schafft er ein Stück antikes Leben, erfüllt von griechischer Heiterkeit, bestrahlt von hellenischer Sonne. Faust hat seinen Anteil an der Entdeckung der Welt und der Menschen; der Welt: indem er neue Gebiete, die höchstens nach ihrem Namen, nicht aber nach ihrer Bedeutung bekannt waren, nutzbar macht, indem er neue Wissenschaftsgebiete eröffnet und die offenen erweitert; der Menschen: indem er einen Jeden in seiner Eigenart zu erkennen und nach seinen Fähigkeiten zu benutzen versteht. Faust spielt seine Rolle in der gewaltigen Neubildung und Umwälzung der Religion: bald grübelt er wie ein Theologe, bald trotzt er den Göttern wie ein Titane, spürt aber bald das Unzulängliche seiner Kraft, bald sucht er in geheimen Wissenschaften seine Zuflucht und seinen Trost, um schliefslich in den Hafen eines Glaubens einzulaufen, der von pantheïstischen Ideen gesättigt ist. Endlich: Faust arbeitet mit an der Entwicklung des Individuums. Sein Hauptbestreben ist, sich selbst zu erkennen, sich über seine Bestimmung, sein Wesen klar

Digitized by Google

zu werden, die Kräfte, die in ihm liegen, zum Äufsersten auszubilden. Er übt seine Kräfte in ununterbrochener That. Wie er auszuruhen gedenkt, wie er den flüchtigen Augenblick zum Verweilen nötigen will, da er so schön sei, hat er auch das Ende seines Lebens erreicht; der Mann der That stirbt, da er entschlossen oder genötigt ist, von der Thätigkeit abzustehen.

Man hat oft gesagt: Goethe hat in den Personen seiner Stücke sich selbst geschildert. Indessen wäre es verwegen zu sagen, dafs Götz und Egmont, Tasso und Faust die vollen Abbilder seines Wesens seien. Aber wenn ich versucht habe, diese Dramen mit den Ideen der Renaissance in Verbindung zu bringen, so geschah es, weil ich zeigen wollte, dafs Goethe von allen seinen und vornehmlich diesen Helden einen Blutstropfen besitzt, dafs er ein Träger der Renaissancegedanken gewesen ist und zwar der Vornehmsten und Entschiedensten einer.[21]) Er war ein Heros der Freiheit, der Liebe, der Schönheit, der That. Der Freiheit: zwar dichtete er keine Kriegslieder und betrieb die Befreiung von dem fremden Joch nicht mit demjenigen Eifer, den viele Zeitgenossen von ihm forderten, aber er half die innere Freiheit der deutschen Kultur mit Mut und Standhaftigkeit erringen. Der Liebe huldigte er, wie ein Priester seiner Göttin: er war nicht treu und zurückhaltend, sondern unbeständig und verwegen; aber ihm war es gegönnt, eine Fülle von Leidenschaft in seinem Busen zu tragen, die Andere verzehrt hätte, ihm verliehen, noch im Alter zu schwärmen wie ein Jüngling und Andere zu heftiger Glut zu entfachen. Weg mit seinen Liebschaften, dem häfslichen Worte und dem häfslichen Begriff; uns bleibe die Kraft und der Segen der Liebe, die aus seinen Liedern spricht. Er weihte sich dem Kultus der Schönheit: er versammelte um sich Gebilde der Kunst, und wollte wie ein echtes Kind der Renaissance nur Anmutiges in seiner Umgebung dulden, er durchstreifte die weiten Gefilde der Weltlitteratur, um die reifen Früchte einzuheimsen die aller Orten demjenigen sich boten, der die Hand nach ihnen ausstrecken wollte. Er war, trotzdem er Dichter war, ein Mann der That; er nutzte seine Tage wie der redlichste Arbeiter, er hielt kein Geschäft für schwer und erniedrigend, er fand keine Grenze weder im Lernen noch im Thun. Er wollte sich nicht eine Stunde von dem Müfsiggang fangen lassen, für ihn war es immer Tag, wo sich der Mann zu rühren hat, und die Nacht, in der Niemand wirken kann, überraschte ihn fast mitten in der Arbeit.

Digitized by Google

In neuester Zeit ist das Wort gebraucht worden: Wir wollen Goethe in den Dienst unserer Zeit stellen. Wir nehmen es an, wenn es dasselbe besagt wie: Wir wollen unsere Zeit, uns selbst stellen in den Dienst Goethes. Wir wollen ihm Denkmäler errichten, sichtbare auf unseren Plätzen und unsichtbare in unseren Herzen. Wir wollen uns aufraffen aus unserer nüchternen und poesielosen, aus unserer schlaffen und schaffensunfrohen Zeit zu seinem Evangelium der Freiheit und der Liebe, der Schönheit und der That. Wenn uns dies gelungen ist, dann bedürfen wir keiner Betrachtungen mehr über Goethe und die Renaissance d. h. Wiedergeburt; dann können wir sagen: Unsere Zeit erlebt ihre eigene segensreiche Wiedergeburt durch Goethe.

Anmerkungen.

1) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Mit Beilagen. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. 2. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1886.

2) Über Goethes Kunststudien hat Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, 3. Aufl., S. 767 fg., einige Litteratur zusammengestellt. Scherers Darstellung und Beurteilung stimme ich durchaus bei. Ferner kommen in Betracht: Goethes Briefwechsel mit Boisserée, Stuttgart 1862, die neue Publikation P. Weizsäckers: Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer, (Heilbronn 1886, deutsche Litteraturdenkmale, Bd. 25,) Urlichs: Goethe und die Antike, Goethe-Jahrbuch, Bd. III, S. 3–27 (obwohl ich die dort ausgesprochene Beurteilung H. Meyers nicht billige,) und Göler v. Ravensburgs Ausführungen, G. J. VII, 314–318. Für Raphael speziell H. Grimm: Raphaels Ruhm in vier Jahrhunderten, Deutsche Rundschau 11. Jahrg. 2. H. (1884) bes. S. 236–240.

3) Die beiden Gedichte: „Modernes", „Studien" bei v. Loeper, Goethes Gedichte II, Berlin 1883, S. 165, 166. Dort ist die ganz unrichtige Behauptung der alten Hempelschen Ausgabe II, 197, aufgegeben. — Beide Gedichte in ähnlichem Zusammenhang benutzt in E. Lichtenbergers vortrefflicher Étude sur les poesies lyriques de Goethe, Paris 1882, S. 101 ff.

4) Erich Schmidts Publikation, S. 187; andere im Texte benutzte Stellen das S 73 ff., 84. 189. 190. 221. 226. 231. — Ein Vergleich der erst angeführten Stelle mit dem auf Grundlage derselben gearbeiteten Passus der „Italienischen Reise" ist sehr lehrreich: nicht blos ein Abschnitt ist umgestellt, manche einzelne Worte sind geändert, sondern der Ton des Ganzen hat eine anscheinend unmerkliche und doch durchaus andere Färbung erfahren.

5) Erich Schmidt hat schon an diese Stelle erinnert, a. a. O., S. 305.

6) Die aufser den italienischen Briefen benutzten Stellen Goethes über Raphael sind: Nach Falconet und über Falconet. Der junge Goethe III, 688 ff.; Ital. Reise 31. Mai, 8. Juni, 31. Juli 1787; Bericht Juni und Dezember 1787, Brief 14. März 1788, Bericht April 1788. In den Aufsätzen über Kunst (Hempel Bd. 28) vgl. Register

Digitized by Google

S. 937. Dichtung und Wahrheit 9. Buch. Die beiden letzten Stellen in „Winckelmann" und „Antik und Modern", (Hempel XXVIII. 219. 325.)

7) Über Goethe und Dürer vgl. die litterarische Notiz bei Erich Schmidt, a. a. O., S. 395. Die dort genannten Arbeiten habe ich nicht wieder verglichen, die nachfolgende Zusammenstellung vielmehr aus eigenen Studien gewonnen. Dürers Lob in dem Aufsatz über Erwin von Steinbach, und in dem unten A. 24 erwähnten Gedichte. Tadel in den Venet. Epigr., Nr. 42: „So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern, Menschen und Grillen zugleich unser gesundes Gehirn", kühles Abwägen seiner Vorzüge und Fehler: Sprüche in Prosa, bes. Nr. 728 ed. Loeper; ähnlich in dem Aufsatz: „Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände" 1823. Lob des Selbstporträts, Annalen 1805, der Handzeichnungen 1809; „dieser Treffliche läfst sich durchgängig aus sich selbst erklären", Hempel XXVI, 334. Über Holbein und Cranach wenige und unbedeutende Stellen. Einzelnes nach Hempel, Bd. XXVIII., Register.

8) Die erste Stelle: Schönborn an Gerstenberg, mehrfach gedruckt, vgl. meine Goetheausgabe (Berlin 1885) I, S. XXIX., die zweite: Goethe an Höpfner, Goethe-Jahrb. VIII, 121.

9) Der ältere Katalog — zuverlässig nur in den von Julius Friedländer bearbeiteten Teilen — ist Goethes Kunstsammlungen. Beschrieben von Chr. Schuchardt, 3 Bände. Jena 1848.

Mit der Neuordnung der Goetheschen Sammlungen ist der Direktor des Goethe-National-Museums, Geh. Hofrath C. Ruland in Weimar, beschäftigt. Ein von ihm veröffentlichter Artikel in C. v. Lützows „Zeitschrift für bildende Kunst", 21. Jahrg., 1. Heft, S. 11—14 ist im Texte benutzt, teilweise mit wörtlicher Anlehnung. Die flüchtige Anschauung, die ich bei der Eröffnung der Goethe-Gesellschaft am 21. Juni 1885 gewinnen konnte, befähigt mich nicht zu einer selbständigen Darstellung. Einem Briefe Ruland's (20. Februar 1887) entnehme ich die Berichtigung, dafs Goethe die erwähnte Zeichnung Peter Vischers zum 28. August 1818 aus Teplitz von dem Prinzen Biron von Kurland erhielt, für welche er seinen Dank am 8. September in einem Gedichtchen aussprach. Über seine eigene Arbeit berichtet Herr Ruland Folgendes:

„Ich trage seit Monaten das Material zu einem neuen Katalog zusammen, aber die Arbeit ist enorm. Ich will nicht nur jedes Stück richtig bestimmen und verzeichnen, sondern auch, soweit es mir möglich ist, angeben, wann und durch wen es an Goethe kam, was er selbst darüber sagte oder schrieb, was andere darüber an ihn schrieben, — alle geistigen Beziehungen der einzelnen Sammlungsgegenstände zu Goethes Sein und Schaffen darlegen."

Robert Keils Schriftchen: „Das Goethe-National-Museum in Weimar" (Weimar 1886) hat nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert. Die Sammlung: „Goethes Heimstätte in Weimar. 20 Ansichten aus dem Goethe-National-Museum. Einzig autorisierte Aufnahmen", Weimar, Weifsbach 1887 ist mir bisher nur durch einen Prospekt bekannt.

10) Über Satyros, W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen, N. F., Leipzig 1885, S. 13 ff. Bilder aus Gottfrieds Chronik: A. Strack, Goethe-Jahrb. VI, 334 und die dort angeführte Stelle aus Minor und Sauer, Studien zur Goethephilologie, S. 141 fg., das Leda-Bild vgl. Jos. Bayer: Aus Italien, Leipzig 1885, S. 297, die beiden Stellen aus Faust II, ed. v. Loeper, 2. Akt, V. 338 ff. 710 ff.; die Bilder aus dem Campo Santo Dehio im Goethe-Jahrb. VII, S. 251 ff., Bd. VIII, S. 239 fg.

11) Vgl. Nicoladoni in dieser Vierteljahrsschrift II, S. 44—46, besonders aber Brunnhofer, Giordano Brunos Einfluß auf Goethe, Goethe-Jahrb. VII, 241—250. Die

Digitized by Google

Stelle in den „Ephemeriden" (Heilbronn 1883) S. 3 fg.; das Gedicht, Prooemion zu Gott, Gemüt und Welt, Hempel II, 2, 237, dazu v. Loepers Erklärung, das., S. 516.

12) „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, Vierte Abteilung, Sechszehntes Jahrhundert" Hempel XXXVI, S. 114–157; die benutzten Stellen besonders S. 115 fg. 133 fg. 140 fg. — Man mag über die Farbenlehre denken, wie man will — und man wird auf diesem schwierigen Gebiete gewifs den Physikern das einzig kompetente Urteil überlassen — aber die historischen Materialien wird man als einen höchst wichtigen kulturhistorischen Beitrag auffassen müssen. Sie werden leider viel zu wenig beachtet. Mich hat, wie ich in dankbarer Erinnerung bekenne, Berthold Auerbach vor vielen Jahren auf dieselben hingewiesen, lange bevor ich den Goethestudien näher trat.

13) Die in eckige Klammern eingeschlossene Zeile: „Er lehrte uns die Griechen lesen" fehlt in den Ausgaben; dafs eine dieses Sinnes und mit ähnlichem Endreim ergänzt werden mufs, geht aus dem ganzen Zusammenhang hervor. Die Ergänzung rührt von Th. Creizenach her, in dessen Namen ich sie 1871 (Joh. Reuchlin, sein Leben und seine Werke, S. 475) veröffentlichte. Sie wird auch von G. v. Loeper erwähnt, Goethes Gedichte, III², S. 215. Eine andere Stelle über Reuchlin in Kanzler Müllers Unterhaltungen, S. 85 fg.

Dafs Goethe einzelne Schriften Huttens kannte, dessen „Räuber" zu seiner Schilderung deutscher Zustände in „Götz von Berlichingen" benutzte, hat Wilmanns nachgewiesen, Festschr. des Berl. Gymn. z. gr. Kloster (Berlin 1874) S. 220 ff. Ein merkwürdiger Ausspruch über Erasmus ist in Riemers Tagebüchern aufbewahrt, vgl. G. J. VIII, 319.

14) Vgl. den Aufsatz „Deutsche Sprache", zuerst gedruckt 1817, jetzt Werke, Hempel XXIX, 245 ff.

15) Der erste Hinweis auf die neulateinische Poesie deutscher Dichter ist 1776 die oben angeführte Nachahmung des Joh. Sekundus; die Beschäftigung mit den Gedichten desselben basia 1539 geht aus der Notiz des Tagebuchs 1. November 1776 hervor. (vgl. Loeper, II², S. 339.). Der zweite Hinweis bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Herders Übersetzung von Baldes Gedichten 1794: die betreffenden Briefe erwähnt von Biedermann, Goethes Werke, Hempel XXVII, 1., S. 383; Goethes Charakteristik der Baldeschen Gedichte in den „Annalen" 1795 ist für unsern Zweck höchst bedeutsam. Sie lautet: „Von reichem Zeitgehalt, mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer vollkommen [so steht in allen Ausgaben, ich zweifle aber nicht, dafs ein alter Schreib- oder Druckfehler für „willkommen" vorliegt; erst in dieser Lesart erhält die Stelle einen rechten Sinn] gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufe aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder und man empfand es wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte." Der dritte Hinweis endlich 1817 in der Anm. 14. angeführten Stelle und in dem überaus merkwürdigen Briefe an Blumenthal, 28. Mai 1819 (Goethe-Jahrb. II, 284 ff.) Der Brief ist sehr bemerkenswert durch die in ihm ausgedrückte Wertschätzung der neulateinischen Poesie überhaupt, durch einen charakteristischen den deutschen Humanismus betreffenden Satz und einen längern Abschnitt, der den Gegensatz gegen die neuere Deutschtümelei lebhaft betont.

16) Vgl. Goedeke, Grundrifs, 2. Bearbeitung, Bd. II, S. 121; aufserdem 1. Bearb. Bd. III, S. 1371, Nr. 312.

Digitized by Google

17) Vgl. v. Loepers Ausgabe, Bd. I, S. 339.

18) „Tasso" Akt I, Szene 4. Die Verse sind zu bekannt und zu leicht zugänglich, als dafs sie hier nochmals abgedruckt werden sollten.

19) Boccaccio: Frankfurt. gel. Anz., Neudruck herausgegeben von Seuffert und Scherer, Heilbronn 1883, S. 220. „Der ehrliche Prokurator" vgl. Werke Hempel XVI, S. 12 ff., G. J. IV, 438 ff. Brief an die Schwester 1765, G. J. VII, 14: „Sonst liefs italienisch, was Du willst, nur den Decameron von Boccaccio nicht." Daselbst 20: „nichts von Decameron, Papst hin, Papst her" (vgl. dazu S. 130 fg.) „Sprüchwörtlich", v. Loeper im G. J. V, 205, Goethes Gedichte, 2. Augabe, III. 27. Vielleicht aus Boccaccio eine Situation aus „Pater Brey" vgl. Scherer im G. J. I, 101. „Der Falke", Briefe an Charl. v. Stein, ed. Fielitz, I, 48, 414.

20) Petrarca. Der Aufenthalt in Vaucluse, auf den Hackert hingewiesen, Goethes Werke, Hempel XXXII, 191, wird von Goethe gelegentlich erwähnt, XXIX, 784. Der kleine Spott, Italienische Reise, Januar 1788, Bericht. Das Gedicht: Sonett Nr. XVI, Werke II³, S. 13; eine Stelle im Goethe-Schillerschen Briefwechsel Nr. 314, 23. Mai 1797: „Mir geht es übrigens so gut, dafs die Vernunft des Petrarchs alle Ursache hätte, mir einen grofsen Sermon zu halten" vermag ich nicht zu erklären. — Die gelegentlichen Erwähnungen Petrarcas im „Tasso" sind ohne Bedeutung.

21) Dante. Über Streckfufs Dante-Übersetzung vgl. Goethe-Zelterschen Briefwechsel, III, 398, 408. IV, 203, 212 fg; über die (handschriftlich vorliegende) Übersetzung des damaligen Prinzen Johann, G. J. II, 347 fg. 360. — Vergleich nach Dante D. u. W. 20 Buch, Hempel XXIII, 99 (siehe auch Sprüche in Prosa 95, Hempel XIX. 35.). Hierher gehört auch die im Text nicht benutzte Lobpreisung des Plastischen in Dantes Darstellungsweise, Hempel XXIX, 609 ff. Der Aufsatz ist auch als Beilage im Goethe-Zelterschen Briefwechsel abgedruckt. Terzinen: Bei Betrachtung von Schillers Schädel, 1826. „Widerwärtige oft abscheuliche Grofsheit", Hempel XXVII, 275. „Unfrei und unfroh", Invectiven 31, Hempel III³, S. 349; Warnung vor Nachahmung, Zahme Xenien. Nr. 160, a. a. O., S. 152. — Historische Würdigung, Hempel XXIX, 560. — Ugolino, a. a. O., XXIX, 463 fg: Beurteilung eines Trauerspiels von Böhlendorf, dabei auch einige Worte über Gerstenbergs bekanntes Schauerstück. Vergleiche zur allgemeinen Würdigung von Dantes dichterischem Wert auch die humoristische Stelle in der italienischen Reise, Juli 1787, Korrespondenz. Über Naturphilosophie: Besprechung von Jakobis Briefwechsel, Hempel XXIX, 220; Daselbst auch das Gedicht, vgl. Hempel (alte Ausgabe) III, 387 und die Anm. von Loeper.

22) Zahme Xenien III, Nr. 143, von Loepers Zählung.

23) Über Hans von Schweinichen vgl. Goethe, Sprüche in Prosa Nr. 155. 166. und Hempel XXIX, 193 (Vorrede zum deutschen Gilblas) und 232 (Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen.) Schweinichens Denkwürdigkeiten wurden Goethe in der Ausgabe von Büsching: Liebe, Lust und Leben der Deutschen des 16. Jahrh., 1820 bekannt. Neue Ausgabe von Oesterley, Breslau 1878, vgl. meinen Artikel in der Allg. Zeitung, 9. November 1880, Nr. 314 B.

24) „Hans Sachsens poetische Sendung," Gedichte, ed. von Loeper II², S. 83—88, Anmerkungen S. 351—357.

25) Leben des Benvenuto Cellini, zuerst in den Horen 1796 und 1797, als Buch in zwei Teilen 1803 erschienen, jetzt in der Hempelschen Ausgabe, Bd. 30. Die Strehlkesche Einleitung daselbst giebt die nötigen Nachweisungen. Aufserdem Burck-

Digitized by Google

hardt, Kultur der Renaissance, 4. Aufl. II, S. 53. Eine sehr merkwürdige Stelle in Fr. Hebbels Tagebüchern, Berlin 1887, II, S. 73.

26) Schröer in Westermanns Monatsheften, August 1879, hat zuerst den protestantischen Charakter der Faustsage betont. Dann Ausgabe des Faust, 1881. Anerkannt durch von Loeper, Zeitschrift für deutsches Altertum und Litteratur (1881) XXV, S. 452. Vgl. dann Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 302, und Erich Schmidt, G. J. III, 131. Den Ausdruck „Faust ein Gegenbild Luthers" habe ich aus Scherer entnommen.

27) Für die Schlufsbetrachtung vgl. den von Scherer neuerdings (G. J. VI, 351) wieder hervorgehobenen Satz Niebuhrs, der so lautet: „Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des 15. Jahrhunderts der Stadt, als in das der Caesaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers als in das des 18. Jahrhunderts; mehr in Dantes und Boccaccios Florenz, als in das Ferdinands des Dritten, oder vielmehr er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn, auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen."

Digitized by Google

Giovanni Santi, der Vater Raphaels.

Von August Schmarsow.

II. Der Maler.

„Mehr Dinge giebts, die auf der Welt unsterblich
Den Namen machen: Wissenschaft vor Allem,
Auf so viel sichere Stützen wohl gegründet;
Doch auf den Gipfel heben, scheint es, zwei:
Die Dichtkunst und die Geschichte, wo man singt
Von allem, was uns Ansehen mag erwerben.
Dann Bildnerei und Malerei zumeist,
Die uns der Menschen Gegenwart bewahren
Und treues Abbild jedes edlen Wesens.
Wer diese Künste beid' zu schätzen denkt,
Wie viel Genie und Studium darin walten,
Der mufs die Flügel bis zum Äther spannen.“ [1])

„Wer wollte widersprechen — meint unser Poet, — dafs antigraphische Kunst, die Zeichnerei, nicht alles Handwerk erst erblühen macht!“ Dies zu erweisen, nennt er uns gar den Ackerbauer, der seine Felder teilt und seine regelmäfsigen Furchen zieht, den Feldherrn, der seine Heerlager absteckt und wohlweislich gegen jede Fährlichkeit zu schützen sucht, erinnert uns, wie viel seine Kunst am religiösen Kultus selbst und an dem Gotteshaus, wo er stattfindet, Anteil habe. Darum sei es ein grofser Irrtum, wenn die Modernen so allgemeiner tiefer Wissenschaft nicht Lob und Ehre nach Gebühr gewähren. Sie möchten doch die Alten darüber nachlesen, zu welchem Rang sie solch ein Talent erhoben. Da sei doch Plinius zunächst mit vollem Eifer Zeuge, Vitruv

1) Cod. Vat. Ottobon. 1305 fol. 312–314.

Digitized by Google

sodann und die hochgesinnten Bestimmungen des Eupompos, der wollte, dafs in aller Welt die Kunst ohne wissenschaftliche Grundlage auch alles Verdienstes bar sei. Unser Jahrhundert dagegen drücke sie herab, wolle gar die gottverliehene Gabe unter die mechanischen Fertigkeiten rechnen! „Ingrati, iniqui, sconoscenti e rei!" fährt er gegen die Vertreter dieser Meinung heraus. „Wer wagt es, so hehrem Weistum, wie die Perspektive, das höchste Lob vorzuenthalten? Scharfsinniger als Geometrie und weiter reichend, wandelt sie in eigener Form und mancherlei Verwandlung, ein jeglich Ding verjüngend und verkürzend. Auf Erden sonst zu keiner Zeit gesehen, steht sie heute vollendet da, und vermag Alles, wie das Sehvermögen es erschaut, genau in Zeichnung zu übertragen. Wer möchte sagen, welch hohem Geiste, welch edler Kraft sie entstammt? Ob auch der Mensch ihr Ende schon nicht findet, gehört sie doch als eigenes Glied zur Malerei und ist eine neue Erfindung unseres Jahrhunderts. Wer nur nach Wahrheit sucht und zu unterscheiden weifs, wird in der Malkunst um so gröfsere Schwierigkeit und höhere Meisterschaft erkennen. Wer wäre im Stande, die klare durchsichtige Farbe eines Rubines nachzubilden und seinen leuchtenden Schimmer; wer könnte die Sonne in der Morgenfrühe malen oder einen Wasserspiegel mit Busch und Blumen dicht an seinem Rande? Wer käme so wunderbar begabt auf die Welt, dafs er die weifse Lilie oder die frische Rose mit jener Reinheit nachschüfe, die der Natur gefällt? Vor dieser Meisterin mufs freilich aller Wetteifer zurückstehen; aber versuchen will die Malerei in Allem, was sie macht, das Auge zu täuschen, und was da flach ist, dem Sinn erhaben zu zeigen, und was die Natur in Nähe oder Ferne mannichfach gestaltet, dem Menschenblick auch also darzubieten."

„In dieser glänzenden, erlauchten Kunst hat es in unserem Jahrhundert so viel bedeutende Leute gegeben, dafs jedes andere dagegen armselig scheinen mag. In Brügge war unter den anderen Vielgepriesenen der grofse Jannes (Jan van Eyck) und der Schüler Ruggiero (Rogier van der Weyden) nebst so vielen mit Vorzügen reich Begabten. Sie alle sind in dieser Kunst und hohen Meisterschaft der Farben so ausgezeichnet gewesen, dafs sie vielmals die Wahrheit übertrafen. Italien aber hat in unserer Gegenwart den würdigen Gentile da Fabriano gehabt, Giovanni da Fiesole, den Klosterbruder, der für alles Gute glüht, und, in

Digitized by Google

Medaillen wie Gemälden gleich, (Vettor) Pisano. Dann ist da Fra Filippo und Francesco Peselli, Domenico, genannt der Venezianer, Masaccio und Andreino (degli Impiccati, Castagno), Paolo Ocelli; Antonio und Piero (del Pollajuolo), diese grofsen Zeichner, und Pietro dal Borgo (de' Franceschi) älter noch als jene. Zwei junge Männer, gleich an Alter und an Streben, Lionardo da Vinci und der Peruginer Pier della Pieve, der ein göttlicher Maler ist. Und Ghirlandaja und der junge Filippino, Sandro di Botticello und der Cortonesse Luca (Signorelli), an Geist und Gaben eigner Art. — Und, wenn Etruriens schönes Land wir lassen: Antonello von Sicilien, ein hochberühmter Mann, Giovan Bellini, dessen Lob so weit verbreitet, Gentil, sein Bruder, und Cosmo (Tura), mit ihm gleich, Ercole (di Roberto Grandi) auch und Viele, die ich übergehe, „Nicht zu vergessen Melozo, mir so teuer, Der's in der Perspektiv so weit gebracht."

Dann in Skulptur der hehre Donatello, wie Bronzegufs und harter Stein ihn zeigen, der reizende Desiderio, so zart und schön, Messer Jacopo (della Quercia), nach seinem Brunnen zubenannt, der gute Vecchietta und mit ihm Rossellino, Vittorio di Lorenzo (Ghiberti) und der klare Quell der Humanität und angeborener Liebenswürdigkeit, der für die Maler wie die Bildner eine Brücke ward, auf der man leicht dahingeht mit Geschick, der hohe Andrea del Verochio, und Andrea (Bregnò), der zu Rom so trefflich schöne Werke componirt, Antonio Riccio, der so laut genannt wird, und in Flachrelief der herrliche Sanese (Francesco di Giorgio), der beste Architekt, ein würdiges Haupt; Ambrogio da Milano, von dem das wundervolle Rankenwerk bekannt ist, womit er die Alten mit ihrem feinen Sinn erreicht."

„Nun, wer da malt und bildet, meifselt, schnitzt, sein Werk wird allzeit allerwärts bewundert, sein Name steigt zu hohem Ruhm empor. Wer sollte da im Zorn sich nicht empören, wenn ein Talent ihm blüht, und dieses Volk will nicht ihn heben, wie sein Wert es fordert!" Unter den Griechen stand so schöne Übung Vornehmen und Edlen frei, viel Philosophen versuchten sich darin, und weil es ein trefflicher Eingang ist, die Anlagen auszubilden, war durch Gesetz bestimmt, dafs jeder Vater seinen Sohn darin unterweisen lasse, — wie wir heut noch lesen, „in antigraphischer Kunst." In Rom war Scipio und Caesar auch und vielberühmte

Digitized by Google

Leute darin bewandert, kannten ihre Gründe, und noch in unsern Tagen malte doch René, der alte König, gar manchem Andern rühmlichst vorgezogen."

„Dies haben wir in aufrichtiger Gesinnung für die Malerei gesagt, und in der Absicht, vor Allen Messer Andrea Mantegna zu rühmen, der in ihr das Prinzipat erlangt hat" 1). — „Und wahrlich, die Natur beschenkte diesen Mann mit so viel schönen wunderbaren Gaben, dafs ich nicht weifs, ob sie noch mehr vermöge! Denn mehr als Einer in Italien oder im Ausland sonst besitzt er alle Glieder dieser Kunst und so den ganzen edlen Leib zumal. Wohl findet sich mancher grofse Geist, der in einem einzelnen Teil hervorragt; wer aber wohl erwägt, wovon Andrea's Werke Zeugnis geben, wird sehen, dafs er die Zeichnung erstlich voll beherrscht, das wahre Fundament der Malerei; dann zweitens kommt Erfindung, die ihn glänzend schmückt, dafs — wäre Phantasie auch völlig ausgelöscht und tot, — sie wär' in ihm, soviel ich seh, erstanden, zu solchem Nutzen für die Nachgebornen und Jedermann, der seinen Spuren folgt, dafs alle mühlos sich belehren können. Nie ergriff und handhabte ein Mann den Pinsel oder andern Stift, der so wie er des Altertums berufener Nachfolger gewesen, in solcher Wahrheit und in gröfserer Schönheit; ja, wenn es nicht zu viel behaupten heifst, er übertrifft die Alten, so viel davon geblieben, allesamt. Drum stelle ich ihn höher als die Übrigen. Dann sieh' den Fleifs, sein feines Colorieren, mit allen Unterschieden der Entfernung, der Gestalten Bewegung und die wunderbaren Verkürzungen, die jeden staunen machen, das Auge täuschen und den Geist erfreuen. Die Perspektive dann, mit Geometrie und Arithmetik im Gefolge, begegnet sich mit der hehren Architektur. Wie grofs der Genius im Menschen irgend möglich ist, so leuchtet uns Mantegna und drückt in grofsen Gedanken sich blendend aus, so dafs ich ganz in meinem Sinn verstumme. Denn was viel hohe Geister sonst in edler Malerei bisher gewiesen, erscheint bei ihm in äufserster Vollendung. Hat er doch auch mit feinen, zarten Tönen die Modellierung nicht versäumt, ein Relief erreicht, dafs selbst Skulptur bekennen mufs, wie viel der Himmel ihm und gnädige Schickung gab. Drum darf Natur mit Recht sich seiner

1) So bis Fol. 314a. Ich lasse nun das Frühere über Mantegna von Fol. 311b hier folgen, weil es besser hierher gehört.

Digitized by Google

rühmen. Und sein Fürst, der ihn um seine Malerei zum Ritterstand erhob, hat aus edlem Herzen und in lobenswertem Eifer gehandelt: um der Modernen Schande zuzudecken, die ihren Sinn zur Habsucht ganz gewendet!"

Das ist gleichsam das Glaubensbekenntnis unseres Malerpoeten über seine Kunst. Wohl scheint ihm Dichtung und Geschichtsschreibung mehr dazu angetan, die Ruhmessehnsucht des Renaissancemenschen zu befriedigen, oder doch mehr begünstigt, da die Schätzung des bildenden Künstlers noch nicht so weit durchgedrungen war, wie er es wünscht. Macht er doch Miene, eben als Renaissancemensch, sich bitter zu beklagen und in leidenschaftlichen Ausdrücken zu fordern, was Mantegna erreicht, ihm selber versagt blieb: die äufsere Anerkennung seines Standes. Die bescheidensten Quattrocentisten sehnen sich am Ende aus den Kreisen des Handwerks heraus; Gentile Bellini, Crivelli und Soddoma bezeichnen sich als Ritter, und der Sohn Giovanni Santis darf um eine Cardinalsnepotin freien. Aber das Liebäugeln mit dem Degen des Cavaliers oder der Feder des Gelehrten sind nur Anwandlungen eines geistig regsamen, nach höherer Bildung verlangenden Künstlers, der am Abend seines Lebens fühlt, dafs er auch dazu wohl getaugt hätte. Die eigentliche Herzenssache bleibt ihm doch die Malerei. Es ist rührend, wie er ihr Lob verkündet, und schliefslich von Bewunderung für Mantegna hingerissen, sich diesem Einen ganz gefangen giebt. So aber nimmt die allgmeine Betrachtung, die er „una Disputa della pictura" nennt, eine ganz persönliche Wendung, die erst durch besondere Erlebnisse seiner letzten Jahre verständlich wird.

Giovanni selbst ist, wie wir gehört, im Auftrag seiner jungen Herzogin Elisabetta Gonzaga in Mantua gewesen, um Bildnisse ihrer Angehörigen zu malen. Dort hat er am Hofe natürlich den berühmten Meister persönlich kennen gelernt und seine Malereien im Castello di Corte und im Palazzo S. Sebastiano bewundert. Seine eingehende Wertschätzung ihrer Vorzüge kann nur aus eigener Anschauung gewonnen sein; sie ist zu lebhaft, zu richtig und zu subjektiv von Interessen aus Santis Schulrichtung heraus durchzogen, um auf den Bericht eines Dritten, gar eines Nichtkünstlers, wie etwa des Sekretärs Paltroni, zurückgeführt zu werden. Darüber darf uns der Umstand nicht täuschen, dafs der Dichter sein Lob Mantegnas dem Helden des Epos, dem Herzog Federigo in den Mund legt, und es — ein Jahrzehnt früher — beim letzten Besuch

Digitized by Google

des alten Kriegsherrn zu Mantua 1482, an die Fresken der Camera dei Sposi im Castello di Corte knüpft. „Dann schaute er, heifst es von Federigo (Fol. 311a), die Lage und die Schönheit der grofsen Stadt sich an und darauf des weiten Schlosses „del ampia corte" — genofs das hohe Vergnügen, die wunderbaren Malereien zu betrachten, und die hehre Art des Andrea Mantegna, des berühmten Genius, dem der Himmel die Pforten seiner Gnade weit geöffnet. Denn in der herrlichen, erhabnen Malerkunst, die in unserem Jahrhundert so glänzend erblüht, trägt dieser das Banner seiner Überlegenheit und seines Ansehens hoch empor. Und da der Herzog als kundiger Maecen diese Gemälde in solcher Würdigkeit erblickte, erhob er auch das Lob so tüchtigen Künstlers mit gebührenden Worten und trefflichem Ausdruck vollauf." — Ebenso kehrt der Dichter am Schlufs zu seiner Fiction zurück: „Mantegna machte den Herzog von Urbino bewundernd staunen, da er seine Malereien und seine einzig schöne Kunst erschaute." Trotzdem redet er dazwischen überall erkennbar von sich aus, als Maler, und die ganze disputa della pittura erweist sich als nachträgliches Einschiebsel des Autors, das erst in Folge seines Aufenthaltes zu Mantua bei der Rückkehr nach Urbino hinzugekommen. Dafür spricht aufser den inneren Gründen auch die äufsere Länge dieses Kapitels, das, sonst ausschliefslich dem Beginn des ferrarischen Krieges gewidmet, nun zwei völlig heterogene Bestandteile enthält.

Damit ist eine wichtige Entscheidung gewonnen. Denn jedenfalls haben wir nun in den eigenen Anschauungen des Malers nicht früher mit der Kenntnis Mantegnas zu rechnen und seine künstlerische Entwicklung bleibt frei von dem direkten Zusammenhang mit der paduanischen Kunstweise. Der Eindruck, den er im letzten Lebensjahre zu Mantua empfing, wirkte gerade deshalb so mächtig und überwältigend, weil in der langen Abgeschiedenheit der provinziellen Thätigkeit zu Urbino die Erinnerung an die glänzenden Werke seiner nächsten Vorbilder verblafst war, und sein Bedürfnis nach Anregung mittlerweile zum Heifshunger gesteigert sein mufste.

Dagegen bedeutet der übrige Inhalt dieses Lobes der Malerei eben das Bekenntnis unseres Malers selbst. Dieser „Trionfo dei pittori e scultori del Quattrocento" bezeichnet die leuchtenden Gestirne an seinem Firmament, und es ist der eigene Horizont, den er abgrenzt, wo er die Aufgaben seiner Kunst ins Auge fafst. Die Wahl der Namen erklärt sich hier und da gewifs nur aus

Digitized by Google

zufälligen Motiven, aus den Bedingungen seiner Heimat, seines Wirkungskreises oder kurzer Wanderjahre, die ihn hinausgeführt. Im Grunde jedoch sind es die Ideale seines Strebens. Toskana, ja besonders Florenz, ist ihm die Wiege der neuen Kunst; ob er sie aber aus eigener Anschauung kennt, ist nach diesen Namen schwer zu sagen, um so weniger notwendig, je mehr persönliche Bekanntschaften mit einzelnen Künstlern in Urbino nachgewiesen, mit andern auf dem Wege durch Umbrien nach Rom angenommen werden können. Vergifst er unter den Bildhauern doch einen Mann wie Lorenzo Ghiberti, obgleich er seinen Sohn Vittorio nennt. Sollte das einem Maler begegnen, der einmal vor der Porta del Paradiso gestanden? Aber es fehlt auch Luca della Robbia, von dem er das Tympanon des Portals von S. Domenico in seiner Heimat vor Augen hatte. Nur ein florentinischer Meister, Andrea del Verrocchio, wird so unmittelbar persönlich, ja mit intimem Gefühlsanteil als liebenswürdiger Mensch, wie als Quell alles Kunstvermögens gepriesen, dafs der Eindruck wirklicher Berührung unleugbar scheint. Genug solcher Fragen drängen sich auf. Es gilt seine Angaben richtig zu verwerten, wie der Verfolg seines Bildungsganges oder die genetische Erklärung seiner Leistungen es fordern.

Giovanni Santi erzählt uns in seiner Widmung des Epos an Guidobaldo selbst, dafs er erst spät sich der edlen Malerei in die Arme geworfen. „Seitdem das Kriegsgeschick — (bei einem Ueberfall Sigismondo Malatestas erlitt Colbordolo, der Geburtsort Santis, zerstörende Plünderung) — mein väterliches Nest in Feuer verschlungen, und alle unsere Habe vernichtet war, hat mich Fortuna auf soviel Krümmungen und abschüssigen Pfaden umhergetrieben, dafs es zu lang wäre, davon zu berichten. Als ich aber das Alter erreichte, wo ich vielleicht zu irgend einer nützlicheren Leistung aufgelegt gewesen wäre, ergab ich mich nach vielerlei Geschäftsbetrieb, um mir den Lebensunterhalt zu verdienen, der wundervollen Kunst der Malerei — nach der ich mich nicht schäme genannt zu werden.“ — Klingt in diese Zeilen auch etwas wehmütige Resignation hinein, dafs er sein Verlangen nach geistiger Ausbildung nicht besser befriedigen können, so bleibt doch das Wichtigste, dafs auch der Lebensberuf, den er nun wirklich erfüllt, erst in reifem Alter ergriffen wurde. Das allein schon erklärt es, warum ein Gefühl des Ungenügens zurückgeblieben; denn die Malerei erfordert nicht blos, wie er selber ausspricht, den ganzen Mann,

Digitized by Google

sondern auch frühes Lernen in geschmeidiger Jugend, und die rechtzeitige Übung der Handfertigkeit kann nachträglich kaum eingebracht werden. Das ist ein Umstand, der für die Beurteilung des Künstlers weit mehr in Betracht kommt, als etwa die Enge des heimischen Gesichtskreises.

Allerdings müssen wir auch diese berücksichtigen; aber mehr für seine selbständige Thätigkeit als für die Lehrzeit. Für Anregung und Fortschritt war gerade damals in Urbino unter der Herrschaft eines geistig hochstehenden Fürsten wie Federigo Montefeltre gut gesorgt. In der einsamen Gebirgsstadt strömten, wie die Straßen aus den Thälern her sich hier durchkreuzen, von mehreren Seiten Einflüsse zusammen. Besonders rege war der Verkehr mit Gubbio, weil es schon früher die zweite Residenz, nun sogar als Lieblingsaufenthalt der Gräfin, der gelehrten Battista Sforza, bevorzugt wurde. Von dort her drang schon geraume Zeit die zarte, anmutige Richtung der Maler von Fabriano, aber auch die asketischen Neigungen der Kunst zwischen Fuligno und dem heiligen Hügel des Franz von Assisi herein. Schon 1416 malen in Urbino die Brüder Lorenzo und Jacopo da Sanseverino, die zwischen Ottaviano Nelli von Gubbio und Gentile da Fabriano die Mitte halten. Dann erscheint Ottaviano di Martino selbst zwischen 1420 und 1433 mehrfach, jahrelang dort ansässig, und arbeitet noch 1434 für die Gräfin Caterina, die zweite Gemalin des Guidantonio von Urbino in Gubbio. Von ihm ist laut Inschrift das im Auftrag der Fraternità della Misericordia gemalte Fresco in der Altarnische des Kirchleins S. Maria di Lomo vor Porta S. Lucia bei Urbino, eben eine Schutzpatronin der Barmherzigkeit, mit Petrus, Paulus, Bartholomäus und Jacobus Episcopus zu den Seiten, unter deren ausgeflickten Resten ich 1880 noch deutlich las: „Quod Opus pinxit Otavianus de Eugubio.“ [1])

Zur selben Zeit ist auch Antonio di Guido da Ferrara bis gegen das Ende der vierziger Jahre in Urbino thätig.[2]) Die Bruderschaft della Misericordia beschäftigt um 1464 zwei fremde Maler, Piero da Reggio und Fra Jacomo da Venezia, einen Dominikaner, welche

[1]) Pungileoni erwähnt das Fresco S. 5 ohne Angabe des Autors, Passavant wie Brosse und Cavalcaselle kennen es nicht. Die Urkunden über Ottaviano bei Pungileoni S. 50. Gualandi, Nuova raccolta di lettere, I, p. 7 ff., Buonfatti, Memorie storiche di O. N. Gubbio, 1843.

[2]) Die urkundlichen Nachweise über die genannten Maler geben wir später.

Digitized by Google

das neue Sprechzimmer des Vereinshauses mit Malereien schmücken. Zwei Jahre später arbeitet ein Meister von Fuligno, der nicht näher benannt wird, für die Fraternità Corpus Christi, der Santi und seine Familie angehören. Gerade diese Bruderschaft ist es, die dann drei wichtige auswärtige Kräfte nach einander heranzieht.[1]) Zunächst malt Paolo Uccelli zwischen 1467 und 1468, offenbar ein gröfseres Wandgemälde. Im folgenden Jahre wird Piero de' Franceschi von Borgo S. Sepolcro veranlafst, nach Urbino zu kommen, um eine Altartafel anzusehen, die man ihm aufzutragen gedachte. Er wohnt bei Giovanni Santi, der ihn auf Kosten des Vereins bewirtet, aber, wie es scheint, nicht lange; denn ein Abkommen ward nicht erzielt, und der Auftrag fiel später, unter Beteiligung des Fürsten, dem Niederländer Justus von Gent zu. Doch Piero dal Borgo war schon früher im Dienste Federigos von Urbino beschäftigt: davon zeugen die Bildnisse des berühmten Kriegsherrn und seiner Gemahlin Battista Sforza, die sich jetzt in den Uffizien zu Florenz befinden. Und später dann um 1471—72 haben wir das grofse Kirchenbild anzusetzen, das, jetzt in der Brera, ursprünglich für das Kloster S. Bernardino auf dem nächsten Hügel gegenüber dem Schlosse von Urbino gemalt war, mit der Porträtfigur des knieenden Federigo zu den Füfsen der Madonna.

Paolo Uccelli und Piero de' Franceschi, die grofsen Meister der Perspektive, — das bedeutet den Einzug des neuen, streng realistischen Geistes, der auf die wissenschaftlichen Grundlagen der malerischen Darstellung zurückgeht. Dieser Richtung gehört auch Giovanni Santi an; das sagen die ausgesprochenen Überzeugungen ebenso entschieden, wie seine Werke. Fragen wir jedoch nach einem Lehrer, der ihm die charakteristischen Bestandteile seines Kunstvermögens vermittelt habe, so kommt weder der Eine noch der Andere dauernd in Betracht. Möglich, dafs der strenge Zeichner Paolo Uccelli, der über perspektivischen Konstruktionen so ganz der Palette vergafs, ihn in der Kunst des Aufreifsens unterwiesen, so lange er dem Hause des alten Sante da Colbordolo nah, bei den Brüdern von Corpus Christi wohnte. Möglich, dafs Piero de' Franceschi ihn freundwillig eingeweiht in die Geheimnisse seiner Farbenmischung, in die Beobachtung und Wiedergabe optischer Erscheinungen. Gewifs ist nur, dafs jenes Altarbild in S. Bernadino

1) Vgl. m. Melozzo da Forlì, 1886, S. 359 f.

Digitized by Google

auch bestimmend auf Santis Kompositionen dieser Art, ja zum Teil auf die Typen seiner Heiligen eingewirkt; aber dies geschah, weil die Tafel daheim vor aller Augen stand. Für persönlichen Unterricht scheint niemand anders übrig zu bleiben, als der Dominikanermönch Bartolommeo di Giovanni della Corradina, gewöhnlich Fra Carnevale genannt, der seit Anfang der sechziger Jahre Pfarrer der Gemeinde Cavallino unweit Urbino war, doch mit der Hauptstadt und besonders mit der Bruderschaft Corpus Christi in Beziehung stand. Leider sind die wenigen litterarisch nachweisbaren Gemälde verloren gegangen, und das einzige erhaltene Werk, was man ihm zuzuteilen geneigt ist, ein Votivbild in S. M. delle Grazie bei Sinigallia, zeigt noch zwischen 1478—1484 einen so knechtischen und dabei brutalen Nachahmer des Piero de' Franceschi, dafs wir wiederum ratlos stehen.[1])

Doch stellen wir alle diese Vermutungen bei Seite, um lediglich die Summe von Eigenschaften sprechen zu lassen, die Santis eigene Werke enthalten, so ergiebt die einfachste und natürlichste Kombination dieser Elemente mit den Zeitumständen, die dem Beginn seiner selbständigen Thätigkeit unmittelbar voranliegen, dafs die entscheidende Ausbildung erst in den siebziger Jahren zu suchen ist, als Federigo Montefeltre für die Ausschmückung seines neuerbauten Palastes Sorge trug. Die Anwesenheit des Melozzo degli Ambrosi da Forlì gab ihm die Richtung fürs Leben. Freilich stellte damals auch der Niederländer Justus von Gent (1473—1474) die Altartafel mit der Einsetzung des Abendmahls für das Gotteshaus Corpus Christi her und malte für das Studio des Herzogs, der, selbst im Besitz eines wunderfeinen Bildchens von Jan van Eyck, die Oeltechnik des flandrischen Meisters bevorzugte. Aber die germanischen Typen des Genters haben erst später auf Giovanni Santi nachweislichen Einfluſs gewonnen. —

Melozzo dagegen war es, dem die Oberleitung bei der malerischen Ausstattung der Bibliothekräume und des Studio im Schlosse anvertraut wurde. Nach seinen Prinzipien monumentaler

1) Vgl. über ihn m. Melozzo da Forlì, S. 361 ff. Das Bild in Sinigallia ist eine Stiftung des Giovanni della Rovere und seiner Gemahlin Giovanna, Tochter Federigos von Urbino. Diese Ehe ward 1478 geschlofsen; 1484 starb Fra Carnevale. Aber die Kirche S. M. delle Grazie ist erst 1491 gestiftet. Eine thronende Madonna in Lille mit der Bezeichnung: BARTOLOMEVS M GENTILIS DE VRBINO PINXIT ANNº MCCCCLXXXXVIJ. offenbart in der kleinlichen Nachahmung einen Schüler des Giovanni Santi, wie auch das Datum vermuten liefs.

Digitized by Google

Innendecoration entstanden in den Jahren 1474—1476 besonders die Tafelbilder der Libreria, welche unter dem Vorwand einer allegorischen Verherrlichung der sieben freien Künste uns einen so wahrheitsgetreuen Einblick in das geistige Leben des Fürstenhofes gewähren, ja mitten hineinversetzen in den auserlesenen Kreis der Angehörigen des vielgepriesenen Herrscherhauses selbst. Hier, wo der Herzog Federigo mit seinem Bruder Ottaviano, seinem Schwager Costanzo Sforza, seinen Schwiegersöhnen und Töchtern in leicht verständlicher Verkleidung porträtiert waren, und droben in dem traulichen Lesestübchen, wo die Bilder der alten Philosophen, der Kirchenväter, der Poeten und Historiker aus der Wandvertäfelung herabschauten, hier hat auch Giovanni Santi jedenfalls als Gehülfe der Meister seine Kräfte versucht und seine Schulung empfangen.[1]) Wir werden durch mancherlei Erwägungen auf eine enge Gemeinschaft mit dem Forlivesen hingeführt, am unabweislichsten zunächst durch die Verse unseres Poeten selbst. Denn während er Justus von Gent weder bei den Schilderungen des Schlofses noch in seinem Malerkatalog erwähnt, sei es aus Eifersucht der Italiener auf den Fremden, oder weil dieser Schützling des Herzogs sich gegen seine Auftraggeber, die Brüder von Corpus Domini, nicht so benommen, wie er sollte („perchè non fece el douere" heifst es in den Akten), genug, während das Andenken des Niederländers wie ausgelöscht scheint, als Giovanni sein Epos dichtete, hebt er Melozzo degli Ambrosi aus der Reihe der Übrigen heraus mit dem Bekenntnis persönlicher Liebe „a me sì caro."

Ja, noch mehr. Wir glauben aufs Bestimmteste annehmen zu müfsen, dafs Giovanni Santi den befreundeten Meister bei seinem Weggang von Urbino nach Rom begleitet und einige Jahre hindurch mit ihm gearbeitet hat. Denn, dafs er die Stadt der Päpste aus eigener Anschauung kennen gelernt, dafür spricht doch wohl beinahe zwingend die Thatsache, dafs er unter den berühmten Bildhauern, die er namentlich aufführt, auch einen römischen Künstler nennt, von dessen Ruf über die Stätten seines Wirkens hinaus uns sonst kein auffallendes Zeugnis erhalten ist. Giovanni wählt nicht nur gerade ihn, — was eine Erklärung fordert, — sondern charakterisiert auch seine Eigenart so treffend, dafs wir nicht zweifeln können,

1) Näheres s. Melozzo da Forlì, S. 95 ff., wo die jetzt zur Hälfte im Louvre zu Paris, zur Hälfte im Palazzo Barberini zu Rom befindlichen Bilder des Studio genauer analysiert werden.

Digitized by Google

wen er im Auge hat, obschon er den Vornamen, den viele Andere auch getragen, für ausreichend hält mit der Ortsangabe Rom. Er stellt ihn, allerdings zunächst gewifs des gleichen Namens wegen, mit Verrocchio, den er so ganz persönlich feiert, in eine Verszeile zusammen:

L'alto Andrea del Verochio e Andrea, ch'a Roma
Sì gran componitore è cum belleza,

und meint damit jedenfalls den Marmorbildner Andrea Bregnò, der 1473 den einstigen Hochaltar in Sta. Maria del Popolo (jetzt in der Sacristei), dann eine Reihe schöner Grabmäler in dieser Kirche und andern Roms geschaffen, um 1485 den Altar des Kardinals Fr. Piccolomini im Dom von Siena aufgestellt hat, — d. h. einen Meister, der in diesem Jahrzehnt gerade, wo wir eine Anwesenheit Santis in der ewigen Stadt zu suchen hätten, die eigentlich römische Skulptur bestimmt, und dessen beste Stärke unser Poet so überraschend als „Schönheit des Komponierens" bezeichnet.[1])

Wie aber, wenn die Zusammenstellung mit Andrea del Verrochio noch in Santis Erinnerungsbild eine nähere Erklärung fände. Eben in Rom kann er die Bekanntschaft des liebenswürdigen Florentiners gemacht haben, der als Maler eine so tiefgreifende Einwirkung auf die tüchtigsten Meister von Perugia, Fiorenzo di Lorenzo und Pietro Vanucci geübt hat, bei unserem Dichter jedoch unter den Bildhauern genannt wird. Verrochio arbeitete nach dem Tode der Francesca di Luca Pitti in Rom (September 1477) im Auftrage ihres trauernden Witwers Giovanni Tornabuoni das Grabmal in Sta Maria sopra Minerva, dessen Marmorreliefs ins Museo Nazionale zu Florenz gerettet worden.[2]) Für die nämliche Kapelle war eben damals Domenico Ghirlandajo beschäftigt, dessen untergegangene Fresken zwei Geschichten aus dem Leben der Maria und zwei aus dem des Täufers enthielten.[3]) Auch ihn hat Santi namentlich angeführt, und Ghirlandajo ist der einzige Florentiner, mit dessen Sinnesart die stille schlichte Natur und das milde Schönheitsgefühl des Urbinaten augenfällige Verwandtschaft zeigt. Aus dem nämlichen Jahre 1477 besitzen wir endlich eine urkundliche Notiz, welche

1) Vgl. über ihn meinen Aufsatz „Meister Andrea" im Jahrbuch der K. preufs. Kunstsammlungen 1883. Die Inschrift des Altars in S. M. del Popolo beginnt übrigens mit den Worten: Dum Andreas hoc opus componit . . . ."

2) Die vier allegorischen Einzelfiguren davon sind neuerdings vom Kunsthändler Bardini in Florenz an Mr. Ed. André in Paris verkauft worden.

3) Vgl. Vasari, Opere III, p. 259 u. 361.

Digitized by Google

freilich nur den Namen „Johannes“ mit dem Zusatz „Gehülfe des Meisters Melozzo“ darbietet, aber auf Niemand so einfach und ungezwungen bezogen werden mag, als auf Giovanni di Sante da Colbordolo.

Melozzo da Forli ist nach seiner Rückkehr von Urbino, an der Jahreswende von 1476 auf 1477 dabei, in einem Freskogemälde der vatikanischen Bibliothek Papst Sixtus IV. mit den Seinigen darzustellen, wie er den ersten Präfekten dieser Büchersammlung, Bartolommeo Platina, in feierlicher Audienz empfängt. Am 15. Januar 1477 war die Arbeit so vorgeschritten, dafs die Goldverzierungen aufgesetzt werden sollten, und Platina verzeichnet in seinem Zahlungsregister ein Sümmchen für den Ankauf dieses Goldes. Darnach aber lesen wir unter diesen Ausgaben am 7. Mai

„Habuit famulus magistri Melotii ducatum unum pro armis pontificis pictis in libris Bibliothecae a Sanctitate sua dono datis“ . . .

und weiterhin genauer:

„Dedi Ioanni pictori famulo m. Melotii pro pictura trium tabularum ubi descripta sunt librorum nomina carlenos XVIII, die X octobris 1477.“[1])

Damit ist, wie wir glauben, der Vater Raphaels als Gehülfe Melozzos in Rom so gut wie doppelt und dreifach erwiesen. Dem ferner stehenden Leser allerdings, der die feinen Beziehungen natürlich nicht so beurteilen kann wie ein Forscher, der sich jahrelang in alle diese Quellen vertieft hat, dem sogenannten „unbefangenen“ Kritiker dürfte dies Alles noch wie ein Gewebe aus lauter Hypothesen erscheinen, das nur als Fangnetz ausgespannt werde. Doch ein Gelehrter, dessen Ernst wenigstens Vertrauen erworben hat, darf seinerseits auch erwarten, dafs man ihm, wo es nicht anders sein kann, einen Vorsprung einräumt, und nicht alles, was den „Unbefangenen“ überrascht, eben deshalb sogleich über die Klinge springen läfst. Nun, der überzeugendste Beweis für jeden, der uns zu folgen vermag, steht noch aus: zwischen Giovanni Santi einerseits und den damaligen Arbeiten des Melozzo da Forli nebst seiner römischen Umgebung andrerseits ist unleugbar der engste Zusammenhang vorhanden, und eben die Verquickung dieser Momente ist es, welche die Annahme einer Fortsetzung der urbinatischen Lehrzeit auf dem Boden der ewigen Stadt gebieterisch fordert.

1) Eugen Müntz, Les Arts à la Cour des Papes, III, p. 131.

Digitized by Google

Die Verwandtschaft der ganzen Kunstweise Santis mit der des Melozzo ist so groſs, daſs aus dem Vorbild dieses Lehrers befriedigende Erklärung für alle Hauptbestandteile seines Könnens hergeleitet werden kann. Dazu kommt indessen, bezeichnender Weise für den minder begabten Schüler und bestätigend zugleich, ein spezifisch römisches Element, das wir auf keinen Anderen als Antoniasso Romano, Melozzos damaligen Genossen, und daneben auf römische Skulpturen dieser Zeit, wie die eines Paolo Taccone oder Andrea Bregnò, zurückzuführen vermögen. Diese Zusammensetzung bleibt für Santis Lebensdauer gültig, fast unverändert. Die späte Ausbildung seiner Hand lieſs ihn kaum zu völlig freier Herrschaft über alle Mittel hindurchdringen und behindert die lebendige Äuſserung der persönlichen Eigenart, die ihrerseits nicht so individuell, nicht so stark oder so einseitig scheint, um die Schranken des Erlernten zu durchbrechen.

Nur so erklärt es sich, weshalb Giovanni Santi die Freskomalerei genau so meisterlich handhabt, wie der Forlivese, — weshalb gerade das Wandgemälde der vatikanischen Bibliothek mit Sixtus IV. und den Seinigen so überraschende Vorzüge mit allen Porträts des Urbinaten gemein hat, und weshalb nirgends sonst in den Schöpfungen Melozzos die Vorbilder für unseres Malers Idealtypen zahlreicher zu finden sind, als in dem Freskenschmuck der Kuppel zu Loreto, der kurz darnach im Sommer 1478 ausgeführt wurde. Es darf angenommen werden, Giovanni habe seinen Meister nach Loreto begleitet. Das groſse römische Hauptwerk dagegen, die Himmelfahrt Christi in der Apsis von Sti Apostoli zu Rom, scheint er nicht mehr gesehen zu haben; der höchste Aufschwung zu monumentaler Gröſse, die volle Idealität dieser Engelglorie blieb ihm unbekannt, so daſs er auch in Mantua angesichts der Leistungen Mantegnas zu einem Vergleich keine Veranlassung fühlte. Denken wir Giovanni bis zum Ausgang des florentinischen Krieges um 1480—1481 in Melozzos Nähe, so haben wir den Schlüssel zu seiner eigenen Thätigkeit gefunden.

Seine frühest datierte Arbeit begegnet uns in dem Gebirgsstädtchen Cagli, das auf dem Wege von Rom nach Urbino gelegen ist, und trägt neben dem Gepräge gründlichen Ernstes, der spätbegonnene Studien zu begleiten pflegt, doch die Spuren der Ungewandtheit eines Anfängers an sich. In der Kirche S. Domenico sieht der Eintretende zur linken Hand einen Marmorsarkophag

Digitized by Google

in die Mauer eingelassen mit drei lateinischen Distichen daran und der Unterschrift:

BAPTE CŌIVGI PIETISS. PE. CAL. S. D. ANO MCCCCLXXXI.

darüber eine rechtwinklige Nische mit drei Halbfiguren in Freskomalerei:[1]) in der Mitte aus der Grabesöffnung hervorragend der tote Christus mit Dornenkrone und Seitenwunde, blutbetropft, die Hände über den Leib gekreuzt; links S. Hieronymus, ein langbärtiger Greis in ärmellosem Kittel, mit einem Stein in der Rechten, die über den Rand der Brüstung ausholt; rechts ein Franziskanermönch mit Buch, in dem man Bonaventura erkennen will, ohne zu bedenken, dafs dieser Kardinal erst 1482 von Sixtus IV. heilig gesprochen wurde. Die Körper sind vollkommen plastisch, im Sinne Melozzos, vor den blauen Hintergrund gesetzt: aber ungeschlacht, derb, mit schweren Köpfen und grofsen Händen, doch durchaus wirksam. Christus hat den Typus, den wir auf einem Tafelbild des Forlivesen in Città di Castello finden, nur plumper behandelt. Der nackte Leib bezeugt sorgliches Naturstudium, die Arme des Hieronymus geben sogar die welke Schlaffheit des Greisenalters wieder, aber die erhobene Hand des Mönches zeigt, von der Innenfläche sichtbar, die Ungeschicklichkeit, die Giovanni auch in zehnjähriger Übung nicht völlig überwindet. Das Fresko gehört gewifs zu seinen Erstlingsleistungen, doch tragen seine Heiligengestalten schon hier den eigenen Charakter: es sind Gebirgsbewohner, mit steifen Gliedern und hartem Schädel, aber grofsen, tiefen, ausdrucksvollen Augen, und die andächtige Trauer des Herzens tritt wahr und ergreifend in die markigen Züge.

Der Auftraggeber ist Pietro Tiranni,[2]) der nach dem Tode seiner Frau von Cagli nach Urbino zog und dort noch 1502 als Kanzler der Giovanna Feltria della Rovere, der Witwe des römischen Stadtpräfekten und Herrn von Sinigallia genannt wird. Er soll auch der Stifter des anstofsenden Altares mit dem grossen Wandgemälde des Giovanni Santi gewesen sein, wenn auch das Heiligtum nicht sowohl zum Gedächtnis seines Weibes, das er nebenan bestattet, als vielmehr zur Ruhestätte für ihn selbst bestimmt war. Dieser Umstand aber beweist garnichts für die zeitliche Aufeinander-

1) Photographie von Alinari, 861.

2) Pungileoni, pag. 114: Petrus de Tyrannis de Callio Cancellarius Dom. Praefectissae.

Digitized by Google

folge der Malereien.[1]) Und wenn Crowe und Cavalcaselle behaupten, es sei schwer einen Zeitunterschied zwischen dem soeben besprochenen Fresko der Grabnische und dem umfangreicheren des Altars aufzuweisen, so müssen wir entschieden widersprechen.

Allerdings beginnt hier die Schwierigkeit, mit den wenigen beglaubigten Daten, die wir besitzen, eine chronologische Reihenfolge der Werke Santis herzustellen. Und doch wird nur so ein Bild seiner Lebensthätigkeit gewonnen, das die Anforderungen des Historikers befriedigt. Aufser dem kleinen Arcosolium in Cagli von 1481 sind nur noch zwei Altartafeln inschriftlich datiert: in Gradara 1484 und in Montefiorentino 1489. Schon am 1. August 1494 ist der Meister gestorben. Wir haben also für die dreizehnjährige Dauer seines selbständigen Schaffens nur ein paar sichere Etappen. Es ist die sorgfältigste Vergleichung der einzelnen Arbeiten unter sich und die genaueste Kenntnis der gleichzeitigen Entwicklung bei allen Nachbarn erforderlich, um die übrigen Gemälde im Anschlufs an jene festen Mittelpunkte zu gruppieren.

Vor allen Dingen mufs ein Hindernis beseitigt werden, das wir Pungileoni verdanken, der auch das Altarfresko in Cagli willkürlich um 1492 ansetzt. Er hat im Archiv der Kirche S. Francesco in Urbino, angeblich in einem Buche A, das vom Jahre 1286 bis 1619 reichte (die erste Zahl enthält gewifs einen Druckfehler), die Eintragung gefunden: „Altare S. Sebastiani imago (sic!) lignea perpulcra ornatum mediocriter fuit erectum a familia de Buffis anno 1489." Seine Angabe nachzukontrollieren ist mir leider unmöglich gewesen, da dies Libro A im Archiv von S. Francesco unter den wenigen Überresten, die mir 1880 bereitwilligst anvertraut wurden, nicht mehr vorhanden war. Pungileonis flüchtig zusammengeraffte und unordentlich ausgeschüttete Dokumente sind jedoch gerade in den Zeitbestimmungen vielfach ungenau; hier vollends scheint nur die Notiz einer Kirchenvisitation aus dem 16. oder gar 17. Jahrhundert vorzuliegen, welche die Zeit der Stiftung des Altares mit bekannter Gleichgültigkeit nur ungefähr beifügte. Läsen wir

1) Der Scheinsarkophag der Battista Tiranni ist wohl in die Wand eingelassen als das Fresko bereits fertig war, denn die Spitze des Deckels sitzt nicht genau lotrecht in der Mittelaxe des Bildes. Dann erst wurde, wie es scheint, mit dem architektonischen Aufbau der Kapelle daneben begonnen, für den die Tradition mit Unrecht Bramante in Anspruch genommen. Also ist aus zwei Gründen eine Zwischenzeit anzunehmen, die eine Fortarbeit des Malers unwahrscheinlich macht.

Digitized by Google

statt 1489 etwa 1480 oder 1482, so hätten wir das Gründungsjahr der Kapelle wahrscheinlich richtig gefunden. Jedenfalls können wir uns nicht, wie die früheren Forscher, gebunden halten, die Altartafel der Familie Buffi, die mittlerweile von S. Francesco in das Istituto di Belle Arti gekommen ist, mit dem schönen Gemälde zu Montefiorentino in das nämliche Jahr 1489 zusammen zu stellen.

Das farbenprächtige Bild, mit dem Giovanni Santi den Altar des heiligen Sebastian in S. Francesco geschmückt, gilt seit Passavants Publikation als ein Hauptstück, nach dem man den Wert des Künstlers beurteilt. Aber es gehört in seiner befangenen, sogar etwas ungeschlachten Weise der frühesten Zeit des Malers an und gleicht in vielen Stücken noch dem Fresko in Cagli von 1481.[1]) Der Auftrag der befreundeten Familie ward dem Heimgekehrten offenbar die Veranlassung, durch angestrengte Sorgfalt sein Ansehen in der Vaterstadt zu begründen, und so ist es geeignet, ihn von mancher Seite grundlegend kennen zu lernen. Die grofse Tafel bietet eine verhältnismäfsig reiche Komposition aus mannichfaltigen Bestandteilen. Für den kundigen Betrachter empfängt das Werk jedoch seine eigentliche Bedeutung erst durch den Konflikt zwischen Wollen und Können, den es offenbart. Der Künstler strebt mit ernster, eifriger Anspannung über den Bannkreis, der ihm gesteckt ward, hinaus und hat noch nicht gelernt, sich in seinen Grenzen zu bescheiden. Der monumentale Zuschnitt, den er draufsen gesehen, steckt ihm noch im Sinn; aber er mufs überall anstofsen im Aufschwung, denn die Enge daheim zu überwinden reichen seine Mittel nicht aus.

In einer Hügellandschaft unter freiem Himmel ist ein heiliger Bezirk durch ein niedriges Gitter eingehegt und mit Marmorfliesen gepflastert. Darin thront auf sechseckigem Podium die Madonna in einer Marmornische mit reicher Täfelung, Pilastern, Konsolen, verkröpftem Gebälk und zwei grofsen goldenen Vasen darauf. Die architektonischen Formen und die Zusammensetzung bunter Steinsorten sind ganz im Geschmack des Luciano Lauranna, der das Schlofs des Herzogs erbaut hat, und des Melozzo da Forli, der ganz ähnliche Throne auf den Darstellungen der freien Künste in

1) Es ist durchaus nötig, die Photographie (Alinari 825) neben den Stich bei Passavant zu legen, obgleich die Retouchen so stark sind, dafs z. B. die Krone über Maria ganz verschwunden ist. Durchzeichnungen der Köpfe bei Ramboux, Umrisse, Tafel 211—216.

Digitized by Google

der Libreria darin angebracht. Maria selbst ist nonnenhaft gekleidet, ernst und einfach. Sie erhebt die Linke wie bewundernd, dafs die Innenfläche der steif gezeichneten Hand sichtbar wird, und stützt mit der andern das Kind, das nackt, nur mit einer Binde um den Leib und Korallenschnüren um Hals und Handgelenken, auf ihrem Knie sitzt und zum Beschauer gewandt die Finger zum Zeichen des Segens stellt. Dem Throne zunächst steht links der heilige Franciscus mit dem nämlichen Gestus gerührten Staunens, wie in Cagli, rechts der heilige Hieronymus, ein Buch auf die Lehne stützend, mit der Feder in der Hand. Voran als Hauptfiguren, die beiden Nebenmänner bis auf ein Drittel verdeckend, links S. Johannes der Täufer, auf Christus hinweisend, während er den Stab mit dem Schriftband auf den Sockel des Thrones setzt, eine Gestalt, die dem Schmerzensmann in Cagli ganz nahe kommt; — gegenüber S. Sebastian, die Hände auf dem Rücken an einen Pfahl gebunden, bis auf das Lendentuch völlig nackt, ein robuster Jüngling, unmittelbar nach dem Modell gegeben, nur von ein paar Pfeilen durchbohrt. Es ist ein prächtiger Kerl, dessen grofser Kopf mit langem Haar, mit den runden Augen aufwärts blickend, also etwas in Untersicht gezeichnet, ganz im Sinne Melozzos wirken würde, wenn nicht die derbe, etwas bäurische Schönheit fast noch mehr in der roheren Form Antonellos von Messina vorgetragen wäre. Ebenso hart und rücksichtslos verfährt der Maler mit Bildnissen der Stifter, die vor Sebastian knieen: Gaspar Buffi mit seiner Frau und einem dreijährigen Töchterlein vor ihnen, die alle mit gefalteten Händen auf das Christkind blicken. Gerade in der Durchmodellierung des nackten Jünglingskörpers und der schlichten Wahrhaftigkeit dieser Porträts, die getrost neben einander bestehen können, weil sie beide — gleichgültig, ob Heilige oder Menschen — nichts als Abbild der Natur sein wollen, in der plastischen Rundung und überzeugenden Realität aller Personen bekundet sich die angestrengte Arbeit des Meisters, der redlich mit seinen Mitteln nach der Wiedergabe des Wirklichen gerungen hat.

Nun aber geht er über den bisherigen Rahmen hinaus und versucht das Reich des Übersinnlichen mit den nämlichen Mitteln zu erobern. Über dem Thron der Madonna erscheint in kreisförmiger Glorie die Halbfigur des segnenden Gottvater, d. h. der langbärtige alte Mann, den wir als Hieronymus in Cagli gesehen,

Digitized by Google

mit einer Kugel in der Hand, und zwar in übermenschlicher Gröfse, in derselben wuchtigen Leibhaftigkeit, wie alle Anderen drunten. Er wirkt statt grofsartig brutal, erdrückend durch seine Schwere, die der luftigen Umrahmung spottet. Auch die Cherubköpfe ringsum sind voll ausgerundete Pausbäckchen, die in mannigfaltiger Ansicht und Verkürzung an dem Farbenringe kleben. Nur einer von ihnen hat sich losgelöst und sinkt voran, auf das sehr verwandte Jesusknäblein herabblickend. Nur die beiden gröfseren Engel, die links und rechts auf Wolkenstreifen stehen und an Fäden eine Krone über dem Haupte Marias halten, haben einen Anflug idealeren Wesens. Sie sind die einzigen Bestandteile, die den Gedanken an eine spätere Entstehungszeit des Bildes motivieren könnten, weil man überrascht ist, hier Erscheinungen zu sehen, die uns so westumbrisch anmuten, als könnten sie nur von perusischen Meistern stammen. In der That kommen sie etwa gleichzeitig auf Pinturicchio's Glorie in S. M. Aracoeli zu Rom vor, so ähnlich bis hinein in die Draperie und deren Wellengekräusel, dafs wohl beiden ein gemeinsames Vorbild zu Grunde liegen mufs, das beidemal nicht eben vorteilhaft wiedergegeben wurde. Bei dem zierlichen Perusier erscheinen sie zu puppenhaft, aber doch ätherischer. Hier bei dem biederen Santi ist das Bemühen deutlich, die schwebende Bewegung der Himmelsboten zu versinnlichen: mit einem Fufs auftretend, heben sie das andere Bein rückwärts empor, halb laufend, halb balanzierend, und die tiefgefurchten Gewänder aus weichem Stoff schlängeln ihre Falten seitwärts, wie vom Lufthauch getrieben.[1])

Wie die ganze Zusammenstellung der Körper im Raum, ihr Mafsstab und ihre Formgebung die Herkunft Giovanni's fast ausschliefslich auf Melozzo da Forli beschränken, so gewährt auch die scharfe Beleuchtung von der linken Seite, mit ihren Schlagschatten, und besonders die Reihe der Farben eine frappante Analogie mit den Bestrebungen des Meisters, so dafs gerade dieses Gemälde in seinem emsigen Schuleifer an die Erzeugnisse der Werkstatt des Forlivesen und die frühesten Arbeiten des Marco Palmezzano erinnert. Johannes der Täufer trägt carminroten Mantel

1) Crowe und Cavalcaselle weisen auf die Zugehörigkeit einer Zeichnung in Berlin (den Engel rechts) hin. Sie ist aber weder von Santi noch von Pinturicchio. Über die Vorbilder zu jenen Engeln in Aracoeli, die wir auf Melozzo's römischen Fresken zu suchen haben, vgl. m. Bern. Pinturicchio in Rom, Stuttgart 1882 p. 18.

Digitized by Google

mit grüner Innenseite über dem braungrauen Fellkleid, Franciscus die graue Mönchskutte seines Ordens, aber der Engel über ihm eine gelbgrün schillernde Tunika mit silbergrauen Ärmeln. Sein Genosse auf der rechten Seite erscheint in rosarotem Kleide mit gelbgrünen Ärmeln, darunter Hieronymus im Kardinalspurpur, als Folie für den nackten Leib Sebastians, dessen hellrosige Karnation noch durch die dunkle Tracht der Stifter gehoben wird. Die Frau trägt tiefes Violett, der Mann einen schwarzen Mantel über dem satten Karminrot des Rockes, und grüne Kehrseiten führen auf das dunkelgrüne Kleidchen des Kindes hin. Maria bildet in gewohntem, blaugrünem Überwurf mit grünem Futter über karminrotem Gewande mit gelbrotem Ärmel die Mitte, wie droben Gottvater, der in lackrotem Rock mit violettem, grüngefüttertem Mantel auf Goldgrund aus dem regenbogenfarbigen Ring im blauen Himmel herausschaut. Alle diese prächtigen Tinten leuchten in ungebrochener Kraft und wirkten einst an dem ursprünglichen Standort in dämmeriger Kirche sicher viel harmonischer als heute in der hellen Galerie des Istituto nach mancherlei Abreibung und Retouche.[1])

An die schnellfertige Wandmalerei der Grabnische zu Cagli und die sorgfältig durchgearbeitete Altartafel der Buffi in Urbino schliefst sich dem ganzen Charakter nach das Kirchenbild in Berlin (Nr. 139[2]) an, das ursprünglich für die Familie Matarozzi in Castelduranie (Urbania) gemalt worden: eine thronende Madonna mit vier Heiligen und dem Porträt des knieenden Stifters links. S. Thomas von Aquino, mit Buch und Kirchenmodell in der Hand, S. Thomas der Apostel ihm gegenüber, mit einem Fähnlein an langer Stange, und vollends der alte Antonius Abbas mit dem Krückstock und dem Glöcklein sind lauter Erscheinungen, wie die soeben auf den andern Gemälden betrachteten. Ein feister Dominikanermönch, ein ehrwürdiger Einsiedler mit langem, grauem Bart, wie Hieronymus

1) Allzu eingreifende Restauration hat das Bild von mannichfaltigen Schäden befreit. Besonders störend ist eine häfsliche Übermalung am Auge der Madonna. Der Zettel am Fufs des Thrones ist seiner Inschrift beraubt.

2) Vgl. Meyer und Bode, Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde. Berlin 1883, p. 411. Auf dem Buche des Apostels steht S. TOMAS APOSTOLVS, auf dem des Mönches S. TOMAS DE AQVINO. Der dritte Heilige ist auch der Tracht wegen nicht S. Hieronymus sondern Antonius Abbas. Das Fähnlein hat die Farben Federigos von Urbino, der junge (Tommaso) Matarozzi war also wohl Söldnerführer unter dem Montefeltre Photogr. von der Photographischen Gesellschaft, 309.

Digitized by Google

in Cagli, ein christusähnlicher Apostel, der wie ein Bruder Johannes des Täufers in Urbino aussieht, treten vollkräftig vor uns hin. Links erscheint noch ein zarter Frauenkopf mit aschblondem Haar und feinem Profil als heilige Katharina, die etwas schläfrigen Blickes auf die Madonna schaut. Diese letztere gleicht wieder der königlichen Himmelsbraut wie eine Schwester, d. h. sie ist viel anmutiger als jene Schutzpatronin, zu der Frau Buffi gesessen. Aber auch hier sitzt sie auf einem sechseckigen Podium, ganz von vorn gesehen und hält mit beiden Händen das nackte Kind, das sein Köpfchen an ihre Wange lehnt. Sittig angethan mit dem blaugrauen, grüngefütterten Mantel, der über Haupt und Brust und Knie fällt, blickt sie gerade heraus. In dem länglichen Oval ihres Antlitzes, mit grofser Stirn, edel geschnittener, doch nicht kleiner Nase und feinem Mündchen, lernen wir einen Lieblingstypus Santis kennen, dem er lange treu bleibt, wollen aber nicht die Vermutung aussprechen, dafs es sein junges Weib, Magia Ciarla sei, die ihm 1483 seinen Erstling, Raphael gebar.[1]) Er hat einen prächtigen Brokatstoff hinter ihr aufgehängt, den zwei Cherubköpfchen an einer Stange auf ihren Flügeln tragen. Das Beste am Ganzen bleibt aber trotzdem die Bildnisfigur, die wieder vollkommen in Melozzos Weise aufgefafst und behandelt, die realistische Treue des Quattrocentisten bewundern lehrt. So hatte Piero de' Franceschi schon 1451 Sigismondo Malatesta in Rimini vor seinem Namensheiligen gemalt, so zwanzig Jahre später Federigo Montefeltre am Thron der Madonna droben in Urbino selbst, in der Klosterkirche S. Bernardin, wo der alternde Feldherr seine junge Gemahlin bestattete. So zeigte auch Melozzo die knieenden Verehrer vor den allegorisch aufgeputzten Prinzessinnen im Schlofs, oder in Rom den Präfekten der Vaticana vor Sixtus IV. So betet hier der junge Tommaso (?) Matarozzi, in scharfem Profil sichtbar, und darf sich in seinem roten pelzgefütter-

1) Pungileoni giebt in seinem Stammbaum der Familie die Reihenfolge der Kinder Giovannis ganz willkürlich an. Den Ausdrücken des Kirchenbuches „Entroito et esito 1485 sino al 96" ist garnicht zu entnehmen, dafs Raphael das dritte Kind gewesen. Es heifst dort nur bei Eintragung einer Gabe Wachs(kerzen) pag 6 verso: a di 20 di Setembre (1485) per la morte d'uno figliolo de Gio. de Sante, . . ." und pag. 35 verso: a di 25 ditto (Ottobre 1491) intrò lib. $3^1/_2$ de cera per la morte de la figliola de Giouan de Sante," und zwar so unmittelbar nach dem Tode der Mutter, Magia Ciarla, dafs man annehmen mufs, diese sei an der Geburt gestorben. Also ist die Reihe der Kinder erster Ehe: 1) Raphael, geb. 1483, gest. 1520. 2) ein Knabe, gest. 1485, 20. Sept. 3) ein Mädchen, gest. 1491, 25. Okt. (beide letzteren nicht lebensfähig).

Digitized by Google

ten Rock fast den Porträtgestalten eines Girolamo Riario und Giovanni della Rovere auf jenem Fresco Melozzos vergleichen. Nach Rom weist auch die mannichfaltige Art des Faltenwurfes, der Versuch, die verschiedenen Stoffe darzustellen, ganz besonders auffallend aber die Figur des Apostels Thomas. Da ist freilich von dem Forlivesen nicht gar viel zu spüren, sondern die Statuen des Paolo Romano oder des Andrea Bregno haben den spiefsbürgerlichen Charakter bis auf die stereotype Haltung und die klassicirende Gewandung bestimmt. Und wenn wir auch hier schon an die Heiligen des Fiorenzo di Lorenzo am Hochaltar der Lateransbasilika erinnert werden, so sind es eben gemeinsame römische Vorbilder, die den Erzeugnissen des westumbrischen, wie des ostumbrischen Malers zu Grunde liegen, weil sie beide um die selbe Zeit in der ewigen Stadt gelebt. Als Ganzes betrachtet, gehört das Berliner Bild keineswegs zu den erfreulichsten des Meisters und ist in seiner Unvollkommenheit nicht eben geeignet eine richtige Vorstellung vom Vater Raphaels zu bilden.[1])

Dagegen haben wir aus dem Jahre 1484 die schöne Tafel in Gradara, jener zinnenbekrönten Veste unweit La Cattolica, die auf dem Wege nach Pesaro auf das hügelige Küstenland zwischen den feltrischen Bergen und dem Adriameer herniederschaut. Die Burgkapelle droben birgt eines der reinsten Altarwerke aus glasiertem Ton, die Andrea della Robbia geliefert, und in der kleinen Pfarrkirche des Örtchens selbst, Sta Sofia, hängt, leider zu hoch, um richtig zu wirken, das lange Zeit verwahrloste und dann wieder

1) Das kleine Madonnenbild der Berliner Galerie Nr. 140 hat keinen Anspruch auf den Namen Giovanni Santi, sondern höchstens den eines Ateliergehülfen, wie Evangelista da Pian de Meleto. In diese Zeit gehört auch das Altarbild des Oratoriums im Spital von Montefiore, einem Burgfleckchen zwischen Urbino und La Cattolica, an den Abhängen des Gebirgs gegen den Küstenstrich gelegen. Es stellt eine Madonna della Misericordia dar, deren weiter Mantel, von zwei Engeln gehalten, acht Angehörige der Brüderschaft überschattet, links vier Männer, rechts drei Männer und eine Frau, die ihr Kind zum Gebet anhält. Die Madonna steht wieder in reich verzierter Thronnische und trägt das Christuskind, das, eine Weltkugel in der Linken, mit der Rechten den Segen erteilt. Zu den Seiten stehen links Paulus und Johannes, der Evangelist, rechts Franziskus mit kleinem Kreuz und Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, während oben in den Ecken zwei Engelchen, auf Wolken knieend, eine Blume in der Hand halten, Namen und Wappen des Ortes bedeutend. Das Werk ist so beschädigt und übermalt, dafs es keine nähere Berücksichtigung verdient. Durchzeichnungen im Kupferstichkabinet zu Berlin.

Digitized by Google

restaurierte Bild, dessen ganz verschossene Farben zunächst einen traurigen Eindruck machen.[1]) Es war natürlich bestimmt, unmittelbar auf dem Altar aufzusetzen und hat deshalb in Rücksicht auf die Leuchter, das Crucifix und was sonst davorstand, unter den Füfsen der Gestalten einen gleichsam neutralen Streifen, der nur schroff abfallendes Erdreich mit grünem Rasen und sorgfältig ausgeführten Blumen darstellt. Darüber erst steht ein rechteckiges Podium für den Thron der Madonna, hinter dem zwei Cherubim an einer Stange den Vorhang tragen, während darüber in der Mitte noch ein drittes Flügelköpfchen herabblickt. Die Muttergottes unterscheidet sich nur wenig von den früher betrachteten Santis. Das längliche Oval des Antlitzes vereinigt wieder die runde glatte Stirn mit den feinen hochgeschwungenen Brauen, die tiefhängenden Augenlider, die gerade Nase mit dem kleinen Mündchen und dem spitzen Kinn der Madonna Matarozzi. Sie schaut auf das Kind in ihrem Schoofs, das sie mit der Linken an der Schulter stützt. Der wohlgebildete Kleine greift mit dem einen Händchen nach ihrer Rechten, die sie grade vor der Brust ausstreckt, und hält mit der andern, vergnügt nach Aufsen blickend, ein gefangenes Vöglein fest. Links und rechts am Throne stehen zunächst S. Sophia, die Patronin des Burgfleckens, mit dem Modell von Gradara in der Hand, nonnenhaft gekleidet, und der Schützer der Vesten, S. Michael, ein mädchenhafter Jüngling, mit blondgelockten, in der Mitte gescheitelten Haaren und einem feingeschnittenen Gesicht, das ganz unverkennbar auf Melozzos zarteren Engeltypus in der Cappella del Tesoro zu Loreto zurückgeht. Er trägt ein langes silbergraues Atlaskleid, goldenen Schuppenharnisch mit grofsen Edelsteinen in dem Zierrat, einen ausgeschweiften Schild am Arm, und erhebt in der Rechten das Schwert. Neben ihm tritt Johannes der Täufer vor, der, mit Rohrkreuz und Schriftband in der Linken, mit der ausgestreckten Rechten auf Christus weist. Auch er ist bei weitem schlanker und geschmeidiger als auf der Altartafel der Buffi in Urbino und bezeichnet den Fortschritt zu durchgeistigtem Ausdruck, der in den andern Personen noch gebunden erscheint, durch das gegebene Motiv am deutlichsten, besonders im Gegensatz zum Protomartyr S. Stephanus, der auf der linken Seite mit Buch und Palme, sich ängstlich gerade hält; man möchte sagen, als fürchte

1) Photographie von Alinari, 878.

Digitized by Google

er, die Steine auf dem Kopf, sein herkömmliches Abzeichen, könnten herunterpurzeln. Sonst sind die einfach frommen Züge des jungen Geistlichen die nur allzuviel Familienähnlichkeit mit denen Sophias und Marias haben, sorgfältig durchmodelliert und sein dunkelgrünes Diakonengewand mit reichem Besatz von Goldbrokat dürfte als wahres Prachtstück gewissenhafter Stoffmalerei den Neid eines Francesco Francia erwecken. Schauen wir noch zwischen den Felsen links und rechts auf die Landschaft im Hintergrunde, mit ihren Hügeln nah und fern, wo nur der Luftschimmer noch fehlt, so werden wir auch hier wieder an die besten Leistungen eines Antoniasso Romano[1]) und Marco Palmezzano gemahnt, die gleich diesen Arbeiten Santis auf dem Vorbild eines Meisters beruhen, mit dem wir sie allesamt zu Rom in Gemeinschaft denken müssen, so lange die notwendige Voraussetzung für diese Zusammengehörigkeit nicht fehlen soll. Bei allen Dreien kommen aber zu Melozzos Lehre noch Berührungen unter sich hinzu, die nur in Rom stattgefunden haben können, weil sie mit römischen Anregungen ganz lokaler Art verquickt sind.[2])

Am Sockel des Thrones belehrt uns die Inschrift über Stifter, Entstehungszeit und Autor des Werkes:

GRADARIE SPECTADA FVIT IMPENSA ET IDVSTRIA
VIRI. D. DOMINICI DE DOMINICIS VICARII ANNO D
MCCCCLXXXIIII DIE. X. APRILIS ET PER DVOS PRIVS.
TEMPORE IO. CANO. PI. RECTORIS ECCLIE S. SVPHIE.
IOANNES. SAN. VRB. PINXIT.

Das Bild ist also vollendet, als des Malers Söhnchen Raphael eben jährig wurde, und diese Heiligen haben an seiner Wiege gestanden. Es ist das erste Beispiel von Santis eigenster Kunstweise, die er nun in sich geklärt und beruhigt weiter übt. Augenscheinlich genug reiht sich ein anderes Werkchen in Urbino an, das ursprünglich für die Nonnen von Sta. Chiara gemalt ward: eine kleine, oben zugespitzte Tafel des Istituto di Belle Arti, mit den Halbfiguren des

1) Beim Stephanus wäre besonders an das Altarbild Antoniassos im Dom von Capua (1480) zu erinnern, wo allerdings der Einfluß des Perugino und Ghirlandajo fühlbar ist.

2) Wegen dieser Elemente bei Antoniasso vgl. m. Melozzo, S. 206 u. 371, für Palmezzano daselbst, S. 280 ff.

Digitized by Google

toten Christus und der trauernden Mutter.[1]) Der nackte blutbetropfte Oberkörper des Schmerzensmannes nimmt den gröfseren Teil der Fläche ein. Die Arme sind über dem Leib gekreuzt, das dorngekrönte Haupt neigt sich gegen das Marias, die in nonnenhafter Tracht, wie die Klosterfrauen, die es bestellten, von links herzugetreten, den Leichnam umfafst, indem sie die Linke um Rücken und Schulter, die Rechte flach auf seine Brust legt. In ruhigem Ernst und doch voll Liebe blickt sie in das Antlitz des Sohnes, dessen leidende Züge im erlösenden Tod friedlich geglättet sind. Wären nicht die Hände allzu steif und ihre gelenklosen Finger gar unlebendig gezeichnet, wäre nicht hier und da die Modellierung durch Abreiben verwischt, und von den Küssen der Nonnen ein häfslicher Fleck um das Wundmal auf der Rechten Christi geblieben, so müfste das Bild noch heute wie ehemals eine ergreifende Wirkung üben. Der Christustypus ist noch immer dem in der Grabnische zu Cagli von 1481 und dem Johannes des Buffi-Altares verwandt, aber unläugbar hat auch die germanische Auffassung des Justus von Gent, dessen Abendmahl in der Bruderschaftskirche Corpus Domini hieng, auf die Darstellung Santis Einfluls gewonnen. Scheint doch das Christusbildchen im Istituto, das als Studie des Niederländers zu seinem eigenen Abendmahlspender gilt, vielmehr wie eine Kopie nach dem flandrischen Gemälde von Santis Hand. Jedenfalls aber ist der Zuwachs an tiefinnerlicher Empfindung in seinem Ecce homo ein Wahrzeichen, das den Durchbruch des eigenen Naturells bekundet.

In den ersten Jahren nach dem Tode des Herzogs Federigo mufs auch das Bildnis des jungen Guidobaldo entstanden sein, das sich jetzt in Rom in der Gallerie Colonna befindet[2]). In scharfem Profil nach links gewendet erscheint der fürstliche Knabe, etwa zwölfjährig, fast in halber Figur. Über dem prächtigen dunkelroten Rock liegt eine goldene Halskette auf der Brust, wie sie auch Giovanni della Rovere und Girolamo Riario auf dem Fresco Melozzos in Rom tragen, und ein Edelstein mit einer Perle daran schmückt den Rand des kleinen scharlachroten Käppchens, das wirksam gegen das helle Blond der Haare absticht. Diese fallen voll und schlicht bis auf die Augenbrauen ins Gesicht und auf den Nacken herunter.

1) Photographie von Alinari, 814.

2) Das Bild wurde, wie Pungileoni S. 44 erzählt, von einem Herrn Vincenzo Piccini in Urbania erworben. Photogr. Alinari 7376.

Digitized by Google

Die scharfgeschnittenen Züge und das schwer hängende Auge mit dem müden, beinahe schmachtenden Blick zeigen die gröfste Ähnlichkeit mit seiner Mutter Battista Sforza, deren Marmorbüste im Museo Nazionale zu Florenz fast aussieht, als sei sie nach der Totenmaske gemeisselt. Das Bildchen ist sorgfältiger und feiner ausgeführt als das Portrait des Matarozzi, trägt aber unverkennbar die Merkmale der zähflüfsigen Farben und der strengen Zeichnung Santis, durchwärmt von seiner Empfindung[1]).

Wie nach Casteldurante am Lauf des Metaurus und nach Gradara drunten nicht weit vom Thal der Foglia, so fand des Meisters Kunst auch ihren Weg auf der anderen Seite zum Meere, über Fossombrone nach Fano. In dem Kirchlein des Hospitals von Sta Croce sehen wir noch an seinem alten Standort, nur angegriffen von dem Dunst des nahen Hafens, „ein tadelloses Werk“ Giovannis, wie es Mündler nennt. Es gehört zu den würdevollsten und liebenswürdigsten Äufserungen der in dieser Gegend heimischen Weise und mutet uns eigenartig an, wie ein Frühlingshauch würziger Gebirgsluft drunten am Strande, wo sonst der scharfe Seewind weht und der blendende Sonnenschein der Adria in vollen Strömen hereinflutet. Hier spricht schon die innige Gemütstiefe, die droben in den urbinatischen Thälern zu Hause ist, d. h. die eigene Poesie aus den Gestalten, die der Maler schlicht und einfach wie sonst vor uns hinstellt. Und doch, wie entfaltet sich auch hier noch alles aus dem Vorhandenen, das wir bis dahin beobachtet, so still und anspruchslos! Die Madonna erscheint auf ihrem sechseckigen Podium fast genau in der nämlichen Haltung wie vor der Familie Buffi, nur mit dem Vorhang, den Cherubköpfchen tragen, und bei aller Übereinstimmung doch freier, vorgeschrittener. Die Modellierung ist weicher, die Gewandung lebendiger, dem Kinde ein Blümchen in die Hand gegeben[2]), und der Ausdruck stimmungsvoller. Dem

1) Andere Bildnisse, die Crowe und Cavalcaselle, III, p. 375 mit diesem zusammen erwähnen, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Das früher im Besitz Dennistouns befindliche Knabenportrait mit der gefälschten Unterschrift „Rafaello Sanzi d Anni sei nato il d: 6. Apr. 1483 Sanzi Padre dipinse“ scheint dem besprochenen Bildnifs Guidobaldos sehr verwandt, soweit sich aus dem Stich von Ceroni bei Dennistoun Memoirs of the Dukes of Urbino, II, Taf. XII, ersehen läfst.

2) Es sitzt aber nicht „verschleiert auf dem Kniee“ der Mutter, wie bei Crowe und Cavalcaselle D. A. III, 364 angegeben wird, sondern hat nur das weiche Gängelband um Leib und Schulter geschlagen, wie im Bilde der Buffi. Photographie von Alinari 704, Umrifsstich bei Passavant D. A. III. B. 2.

Digitized by Google

entsprechend sind auch die Heiligen geschlossener im Halbkreis geordnet und durch die Einheit des Gefühls zusammengehalten, fast schon wie eine heilige Konversation. Die ernste Kaiserin Helena, mit dem Kreuz im Arm und einem Nagel in der Rechten, und der ehrwürdige Bischof von Jerusalem, Makarius, neben ihr sind in stummer Andacht doch wirklich in sprechende Beziehung gesetzt. Der weifsbärtige Alte blickt mit einem Ausdruck der weit über Hieronymus oder Antonius Abbas, wie wir ihn bisher gesehen, hinausgeht, verständnifsinnig auf die Gebieterin, die in vornehmer Hoheit doch mit frommer Verehrung nur auf den Christusknaben niederschaut. Sie trägt einen Schleier und die Tiara darauf, ganz ähnlich wie bei Piero de' Franceschi auf den Fresken in Arezzo, wo sie beim Kreuzeswunder betet. Die Drapierung ihres Mantels ist bereits so kunstgerecht, dafs wir nur an Fiorenzo di Lorenzo erinnern können, wie an die liebliche Verkündigung Antoniassos, die im Lateran noch immer unter Francias Namen hängt. Die nackte Jünglingsgestalt des heiligen Sebastian, der, dem Throne drüben zunächst, durch S. Rochus gedeckt wird, atmet echte ostumbrische Empfindung. Der schöne Kopf mit dem üppig gelockten Haar neigt sich in Wehmut mehr als in Schmerz zur Seite, und das brechende Auge kontrastiert ergreifend mit der Jugendfülle seiner Wangen. Dagegen vermag uns Rochus, der Spitaltröster, nur durch den Ausdruck zu entschädigen, wenn er, in Kittel und Beinkleid, Stiefeln und Reisemantel, mit der Rechten nur die Gebärde der Madonna nach unten wiederholt und mit der Linken auf die Pestbeule an seinem Schenkel zeigt. Er ist von körperlicher Krankheit um die Daseinsfreude gebracht, und der merkwürdig klare Glanz der Augen, der fast weinerliche Zug um die Lippen erzählt uns, weshalb er den Pilgerhut auf das braune Haar gedrückt und den Wanderstab in die Hand genommen. Diesem Anflug sentimentalen Wesens aber lacht der blaue Himmel mit seinen weifsen Wölkchen, die Landschaft mit der schimmernden Fläche des Meeres freundlich genug entgegen, so dafs wir einen harmonischen Eindruck durchgeistigter Schönheit mit hinwegnehmen.

Die Tafel ist am Rande des Podiums mit der Inschrift JOHANES SANTIS VRBI. P. bezeichnet und in dem nämlichen pastosen Ölfarbenauftrag behandelt, den wir aus Urbino und Gradara hinlänglich kennen: nur ist der Gesamtton durch die Einflüsse der Witterung etwas trüber geworden. Ganz die gleiche

Digitized by Google

gesättigte und glänzende Farbe zeigt auch ein kleines Bildchen, das auf Umwegen in die Nationalgallerie zu London gekommen ist: eine Madonna mit dem Kinde[1]) in so lebensfrischer Wahrheitsliebe, dafs man völlig niederländische Anwandlungen darin erkennen mochte. — Hinter einer steinernen Brüstung steht Maria, in Halbfigur sichtbar, und schaut auf das schlafende Kind, das sie mit beiden Händen fassend unterm Kopf und am Beinchen halten mufs. Sie hat ein Ende ihres roten Gewandes auf die grauweifse Deckplatte der Brustwehr gebreitet und sucht den Kleinen darauf zu betten. Es ist ein kräftiges Knäblein mit rundem Kopf und etwas aufgetriebenem Leib, getreulich nach dem Leben gemalt, soweit der Maler eben sah und seine Mittel reichten. Das rechte Ärmchen sinkt willenlos auf die Unterlage, während die linke Hand auf dem Schenkel ruht. Die Mutter trägt auch hier das karminrote Kleid, und hat den dunkelblauen Mantel, dessen grüne Innenseite überall am Rande hervorsieht, auch über den Hinterkopf geschlagen, den sonst schon ein Schleiertuch häubchenartig verhüllt. Ihr Antlitz zeigt durchaus den nämlichen Typus wie die Madonna Buffi, die von Gradara und von Fano, während das Kind ebenso vollständig den bisher betrachteten entspricht, so dafs schon diese beiden Hauptstücke Santis Autorschaft hinreichend beglaubigen. Bezeichnend ist, dafs beide Köpfe in Dreiviertelansicht gegeben sind, nur der eine nach links, der andere nach rechts gewendet; bei beiden sind die Lippen ein wenig geöffnet, beim Kinde im Schlaf, bei der Mutter im sorglichen Eifer des Augenblicks; die Hand der Madonna zeigt die volle fleischige Form mit den gleichartigen Fingern, deren Gelenke durch keine Hautfalte markiert werden, während doch die Phalanx der Knöchel am Metacarpium deutlich hervortritt. Das Kind hat das beliebte Korallenschnürchen Santis um den Hals und das rote Kreuz im Nimbus, das er stets bei Christus anwendet, dem Beispiel Melozzos treu. Marias Überwurf endlich wird von einer Brosche zusammengehalten, deren sorgfältige Goldschmiede-Arbeit uns an den des Meisters Vers erinnert:

„Chi sarà quel che possa el chiar colore
Lucido e trasparente de un rubino
Contrafar mai o el suo vago splendore!"

1) No. 751.

Digitized by Google

Er hat es versucht, das Feuer des Edelsteines zu geben. Er vollendet auch die übrige Ausstattung seines Bildes mit sichtlichem Vergnügen. Hinter der züchtigen Matrone öffnet sich ein Fenster, dessen schwere Vorhänge mit grüner Kehrseite links und rechts abgebunden sind, während in der Mitte ein Stück noch prächtigeren rot- und goldenen Brokatstoffes herabhängt. Zu beiden Seiten blickt man in weite Landschaft hinaus, deren felsige Hügel vorn in lachendem Grün, in der Ferne bläulich, ja weifs schimmern, wie schneebedeckt. Es ist ein wunderhübsches Beispiel der streng realistischen und doch poetisch empfindenden Richtung, die von Piero de' Franceschi herkommend, gerade in dieser grofs zugeschnittenen und farbenfrischen Weise doch nur von Melozzo auf Santi übertragen sein kann. Kein schriftliches Dokument vermöchte den Zusammenhang mit ihm so anschaulich festzustellen, wie dieses kleine Gemälde, das uns seinerseits wieder vorausblicken läfst auf den siegreichen Durchbruch des Realismus in Raphaels florentinischen Madonnen. Keine Spur dagegen von der perusischen Sentimentalität des Pietro Vanucci!

Während dieses Madonnenbild für häusliche Andacht auch mit ausgeführter Kleinarbeit vollendet ward, haben wir daneben auch ein Fresko zu verzeichnen, das den Altarwerken in Gradara und Fano so nahe verwandt ist, dafs wir nicht zögern, seine Entstehung um dieselbe Zeit anzusetzen. Das kleine Wandgemälde befindet sich, bis dahin unbekannt, in Urbino, wo ich es bei meinem ersten Aufenthalt als Santis Eigentum erkannte.[1]) In dem kleinen Kirchlein Sta Croce, gegenüber dem Klarissenkloster, sieht man unmittelbar bei der zum Altar führenden Stufe rechts an der Mauer in einem später aufgesetzten Holzrahmen die Halbfigur des heiligen Sebastian, etwa 68 cm. hoch und 45 cm. breit.[2])

Dieser jugendliche Heilige gehört zu jenen Knaben, Engeln und Jünglingen, in denen Melozzo da Forli und sein treuer Schüler Santi so gern ihr Schönheitsideal verwirklichen. Der Kopf mit der dichten Fülle blonder Locken, die vorn an der Stirn gerade geschnitten sind, ist leise nach links geneigt. Das nach unten

[1]) Ich hatte damals einen Aufsatz über Santi, der besonders die Fresken in Cagli und dieses in Urbino behandelte, an die Lützowsche Zeitschrift geschickt, da der Abdruck jedoch zu lange dauerte, zog ich ihn wieder zurück.

[2]) Wir geben eine Abbildung nach einer Pause; das Original geht bis an den Schurz.

Digitized by Google

zugespitzte Oval mit der schmalen geraden Nase, der kleine Mund mit zart geschwungener Oberlippe zeigen, dafs Giovanni seine Lieblingsmodelle gern wiederholt. Wir sahen diesen mädchenhaften Jüngling ganz ähnlich in Gradara als Erzengel Michael und werden ihm unter den gröfseren Seraphim seiner Altarwerke noch wieder begegnen. Die blauen Augen scheinen wie von Thränen glänzend, und der Schmerz zittert durch die nackten Glieder: ist dem schönen Knaben doch eins der tötlichen Geschosse mitten in die Stirn gedrungen, ein anderes gerade in den Hals, und durchbohren doch aufserdem acht von den langen Pfeilen noch Schultern, Arme und Leib. Das von links einfallende Licht wirft seine Schlagschatten auf die rosige Hautfläche, genau so wirklichkeitsgetreu wie in den Darstellungen desselben Heiligen in Fano und in S. Francesco von Urbino. Aber während der Sebastian des Buffialtares ein robuster Kerl war, dem die Schufswunden nichts ausmachen, und noch in Sta Croce zu Fano das perspektivische Problem, die Gesichtsverkürzung des aufwärts gewandten Kopfes das Hauptinteresse des Malers absorbiert, bildet hier der Ausdruck schmerzlicher Empfindung in dem geneigten, voll uns zugewendeten Antlitz die bevorzugte Aufgabe, und der seelische Inhalt verleiht diesem unbeachteten Werke des Urbinaten, das auch als fast vereinzeltes Fresko neben denen in Cagli willkommen sein mufs, seine besondere Bedeutung. Neben den herrlich gelungenen Köpfen der Helena und des Makarius in Fano erscheint dieser Sebastian von Sta Croce in Urbino als Zuwachs unserer Kenntnis von Beispielen, in denen das eigentümliche Wollen Santis rein und harmonisch sich ausspricht.

Das Einzige, wo wir den Vater Raphaels selber zu fühlen glauben, liegt eben in dem Ausdruck dieser Gefühlsinnigkeit, einer tiefen Seele, die sich ausweiten möchte zu grofsartiger Schönheit. Deshalb gehört hierher auch die Einzelgestalt des thronenden Hieronymus, ein Temperabild, das aus der Kirche S. Bartolo von Pesaro in das Museum des Laterans gekommen ist.[1]) Durch diese Versetzung nach Rom drängt es sich auf, die frühen Arbeiten Melozzos in S. Marco zu vergleichen, welche den Zusammenhang beider Maler so klar und einfach bestätigen wie kaum sonst. Auch hier sind es zwei Temperabilder mit einzelnen Figuren, der schreibende Evangelist und der thronende Papst Marcus. Ebenso

[1]) Photographie von Alinari, 7437.

Digitized by Google

von vorn gesehen, wie Melozzos Papst, sitzt Santis Hieronymus auf einem prächtigen Steinsitz, dessen architektonischer Aufbau mit kassettiertem Rundbogen über der Rücklehne und Voluten an den Wangen sich dem reinen Geschmack des Papstthrones hier und des Schlofsbaues in Urbino anschliefst. Der Typus des langbärtigen Greises aber, der in Kapuze und Kardinalshut das Antlitz etwas linkshin wendet, erinnert einerseits an Johannes den Täufer in Gradara, andererseits deutlich an den Evangelisten Marcus des Forlivesen zu Rom, dessen Gewandung fast die nämlichen Faltenzüge aufweist wie hier. Auch Hieronymus hält ein grofses grüngebundenes Buch, das auf dem Schoofse geöffnet steht, so dafs sich einzelne Blätter lösen und der Beschauer die Worte liest: VENITE · FILI · AVDITE · ME · TIMOREM · DN̄I · DOCEBO · VOS . . . .; auch hier ein Pergamentstreifen, der sich spiralförmig aufrollt, neben ihm. Die ganze Behandlung dieses Buchmotives bei dem Kirchenvater, der die Feder in der Hand hält, gleicht der Melozzos bei den Propheten in Loreto, deren Auffassung und Stimmung hier fühlbar nachklingt. Sonst ist der Heilige Santis etwas schmalschulterig geraten und wirkt nicht grofs genug auf dem mächtigen Podium, das unter freiem Himmel in hügeliger Landschaft steht. Vorn zur Seite wird der Löwe sichtbar, der ein genau so konventionelles Gesicht hat,[1]) wie in Raphaels Skizzenbuch zu Venedig. Oben in der Luft schweben zwei reizende Cherubköpfchen, wie in Fano, und zwei gröfsere Engel in Halbfigur schauen aus den Wolken, der eine mit verschlungenen, der andere mit gekreuzten Armen gegen einander über, — so anmutige Gebilde, dafs sie bereits mit ihren Gefährten zu Cagli und Montefiorentino in eine Reihe gehören. Aus den hellgrünen Matten des Erdbodens ringsum steigen schroffe Felsen auf, zwischen denen sich Ausblicke in nahe Thäler aufthun. Vor einer Höhle sehen wir in kleinem Mafsstab den alten Hieronymus als Büfser vor dem Kreuze knieen, wie er die Brust mit einem Steine schlägt. Es ist ein Bild von rührender Schlichtheit, das die saubere Sorgfalt der Zeichnung, die fleifsige Durchführung aller Einzelheiten, welche in der hellgrauen Temperatönung nicht viel malerische Pracht ent-

[1]) Der Löwe ist vom Restaurator übergangen worden. Das Ganze hat natürlich durch Abreibung, vielleicht Aufrollen der feinen Leinwand gelitten. Am Podium steht die Bezeichnung IOHANNES SANTIS DE VRBINO P.

Digitized by Google

falten können, doch mit einer milden Harmonie von grüner Erde, rotem Gewande und blauem Himmel zu vereinen sucht.

Auch dieses Beispiel steht nicht so vereinzelt in Giovannis Werken da, wie man bisher geglaubt. In der kleinen Pfarrkirche von Pallino, — kaum drei Miglien von Urbino, gegen das Thal der Foglia hinunter, — befindet sich ein zweites Stück in Tempera von derselben Hand. Es ist freilich nicht mit seinem Namen bezeichnet und an einigen Stellen durch Übermalung unkenntlich geworden, trägt jedoch in allen wohlerhaltenen Teilen wie in der Anordnung des Ganzen so unverkennbar das Gepräge unseres Meisters, dafs wir die kleine Zahl seiner Arbeiten um diese zweite vermehren müssen. Das Bild stellt die einzelne Gestalt des beato Vincenzo Ferreri dar; er steht in der Tracht des Dominikaner-Ordens vor einer weiträumigen Chorapsis römischer Architektur, deren Fufsboden mit Marmorfliesen getäfelt ist, während seitlich zwei Thüren die Gewandtheit in perspektivischer Raumkonstruktion noch überraschender zeigen, gerade wie dies auf den Ölgemälden der Bibliothek im Schlosse des Herzogs geschehen war. Der mahnende Prediger hält in der Linken ein offenes Buch mit dem Text: „TIMETE DEVM ET DATE ILLI HONOREM ET GLORIAM | QVIA HORA VENIET EIVS IVDICII IAM PRO...", mit der Rechten weist er empor, wo wir in einer regenbogenfarbenen Glorie die Halbfigur des Weltenrichters und zwei Engel mit Posaunen erblicken. Die würdige Gestalt mit dem regelmäfsigen und grofsen Faltenwurfe der Ordenstracht, mit dem durchgeistigten Antlitz voll ernsten Ausdruckes entspricht ganz der Auffassung und Behandlungsweise, die wir kennen gelernt und fortan wieder finden. Sie geht weit hinaus über die feiste Mönchsfigur des Thomas von Aquino auf dem Berliner Bilde und reiht sich den gelungensten Charakteren dieser Art an, die wir von Giovanni Santi besitzen. — Bei der empfindlichen Technik und der Benutzung als Standarte bei der Predigt hat es naturgemäfs stark gelitten; um es der Kirche zu bewahren, ist es auf einen Holzrahmen gezogen, beschnitten und stellenweise (an Kopf, Händen, Füfsen und Teilen der Gewandung) übermalt.[1])

1) In den beiden Ecken befinden sich Wappen mit einem stehenden Löwen, der einen Hammer schwingt, und einem Stern oben links, auf blauem Grunde; es ist also, wie man mir in Urbino antwortete, eine Stiftung der Familie Fazzini. Ich habe schon 1880 in dem Berichte „Scoperte di pitture nella chiesa di

Digitized by Google

Nach diesen Vorbereitungen erst glauben wir uns berechtigt, das grofse Wandgemälde in S. Domenico zu Cagli folgen zu lassen, das den Höhepunkt der Thätigkeit unseres Malers bezeichnet und so vollständig wie kein anderes Werk Gelegenheit bietet, den ganzen Umfang seiner künstlerischen Kraft zu ermessen.[1]) Über dem Altar befindet sich in der Wand eine flache, oben abgerundete Nische von der üblichen Form der grofsen Kirchenbilder; diese wird an den Seiten durch Pilaster eingerahmt, denen auf dem Altartisch zwei schlichte Säulen vortreten, um mit ihnen eine Bogenwölbung zu tragen. So entsteht ein schützendes Tabernakel, das oben mit einem grau in grau gemalten Fries geschmückt und mit einem Kranzgesims abgeschlossen wird. In den beiden Zwickeln der Frontonfläche werden in Medaillons die Halbfiguren des Engels Gabriel und der Annunziata sichtbar. Diese Aufsenseite ist natürlich durch Staub und andere Unbill ziemlich mitgenommen. Dagegen prangt das grofse Wandbild unter dem schützenden Baldachin selbst in erfreulicher Frische, fast völlig wohlerhalten,[2]) und zeigt an Sorgfalt, Farbenpracht und Goldschmuck allen Aufwand den ein bemittelter Patrizier des kleinen Bergstädtchens sich zu erlauben vermochte. Da das Ganze als Grabkapelle gedacht war, so fiel dem Künstler die doppelte Aufgabe zu, in dem Gemälde ein Altarwerk herkömmlicher Art, d. h. eine Madonna und Heilige herum, mit einer Auferstehung Christi zu vereinigen.

Giovanni Santi hat auch hier durch einen entscheidenden Griff seine Herkunft von Melozzo bekundet, indem er einmal die darzustellende Räumlichkeit im Sinne der echten monumentalen Kunst aus den Gegebenheiten der umrahmenden Architektur entwickelt, andrerseits seine perspektivischen Kenntnisse zu Gunsten der geforderten Vereinigung verwertet. Er schneidet nicht, wie andere Maler dieser Zeit gethan hätten, — ich erinnere nur an Peruginos ver-

---

Pallino" in der Zeitschrift „Raffaello", Jahrgang XII, Heft 2, auf das Werk aufmerksam gemacht.

1) Die Chromolithographie der Arundel Society giebt leider keinen Begriff von dem energischen Charakter der Malerei, und die Photographie von Alinari ist zu klein (No. 858) ja durch Retouchen entstellt, also beide Reproduktionen nicht ausreichend.

2) Nur die Köpfe der Madonna und des Kindes haben unter der Frömmigkeit, der es an vergoldeten Heiligenscheinen nicht genug war, zu leiden gehabt; sie tragen die Nägelmale von Kronen, Halsbändern und ähnlichen Weihgeschenken.

Digitized by Google

wandte Darstellung in S. M. Nuova zu Fano, — das niedrige Bogenfeld durch einen geraden Querstrich ab, sondern unternimmt es, vorn ein offenes Gemach für die heilige Konversation und da hinter, auf höher gelegenem Terrain, den landschaftlichen Schauplatz für die Auferstehung mit der vollen Wahrhaftigkeit eines Realisten herzurichten. So gewinnt er von dem unteren Rechteck noch ein Stück für die Lünette hinzu, damit der Maſsstab der Figuren, die darin auftreten, nicht allzu winzig ausfalle.

In der Höhe der wirklichen Pilaster zieht sich die marmorgetäfelte Wandung des rechteckigen Zimmers herum; auf dem Gesims aber ruht keine schlieſsende Decke, sondern die Tempelcella bleibt hypaethral. Ja, der prächtige Aufbau des Thronsitzes, in der Mitte der Rückwand, darf seinen rundbogigen Giebel über den Mauerrand erheben. Es ist ein hübsches Dekorationsstück, mit zierlichen Pilastern, vergoldeten Anläufen und Konsolen unter dem bedachenden Gebälk, dessen Unterseite sich in farbige Kassetten gliedert, d. h. im Geschmack der Marmorarbeiten des herzoglichen Palastes von Urbino. Von der mittelsten Rosette darin hängt eine Krone herab und vom Gesims zu beiden Seiten eine schwere Guirlande aus goldenen Blätterbüscheln und Bandgeflatter. — In lebensfrischerer Schönheit als sonst sitzt die Madonna darin, auf dem sechseckigen Podium erhöht. Sie hat die matronenhafte Hülle vom Kopf heruntersinken lassen, nur ein zartes Schleiertuch schlingt sich durch das glatte Haar, das ihr rosiges Antlitz einrahmt. Der Mantel umschlieſst, auf der Brust zusammengehalten, nur die Schultern und läſst zurückfallend die Arme und den Oberkörper frei, um sich erst über den Knieen wieder auszubreiten. Das Kind steht völlig nackt, nur mit einem leichten Gängelband, an dem es gehalten wird, um die Hüften, aufrecht im Schoſs Marias, deren Rechte sich schützend vor seine Beinchen legt; es faſst mit der einen Hand seine Binde, mit den andern den Brustlatz der Mutter und blickt zu den Heiligen heraus. Ganz nahe dem Throne stehen zwei reizende Engelknaben, beide ganz im Sinne Melozzos; der eine neigt sich verehrend mit gefalteten Händen dem Kinde zu, ein mädchenhafter Blondkopf, der andere, ein schelmischer Bub mit kastanienbraunem Haar und groſsen dunkeln Augen schaut mit verschränkten Armen wie in ruhiger Wonne drein. Er bildet in seinem lichtgrünen, goldschimmernden Gewande einen wirksamen Gegensatz zu seinem Nachbar Franciscus, der im schlichten graubraunen Ordenskleid mit einem

Digitized by Google

krystallenen Kreuzchen in der Hand, die strahlenden Wundmale seiner Ekstase zeigt, während gegenüber Thomas von Aquino in schwarz und weifser Tracht der Dominikaner, das Sonnenbild auf der Brust, die Lilie in der Hand, in die Lektüre seines Buches vertieft ist. Neben ihm steht zu äufserst rechts der Vorläufer des Messias im gewohnten zottigen Fell und Mantel als Bufsprediger, auf den Heiland hinweisend, ganz ähnlich wie in Gradara, nur etwas asketischer abgemagert und innerlicher erregt. An der linken Seite dagegen nimmt Petrus den vornehmsten Platz ein, mit Buch und Schlüsseln, als Apostelfürst, eine würdevolle Gestalt in ruhiger Hoheit.

Um recht deutlich zu machen, dafs die Figuren auf einer Bühne dicht über der Ebene des Altartisches stehen, hat der Maler vor dem Thron eine buntbemalte Kerze und rechts zwei gläserne Ampullen für Wein und Wasser beim Mefsopfer hingestellt, beide Requisiten in treuester Gewissenhaftigkeit, wie es die Freskotechnik irgend erlaubt. Da ferner das ganze Bild sein Hauptlicht durch das seitwärts über der Kirchenthür befindliche Fenster von links empfängt, so ist diese Beleuchtung auch in der Malerei streng durchgeführt, und das Christkind wirft einen Schlagschatten gegen den Marmorthron, Johannes ebenso gegen die Seitenwand. All diese Nachahmung der Wirklichkeit, die sich auch sonst in Santis Bildern findet, kommt hier um so unmittelbarer zur Geltung, als die Farbenfrische des Ganzen schon überraschend wirkt.

Über die marmorgetäfelten Mauern, welche die heilige Versammlung umschliefsen, blicken wir nun hinaus auf den felsigen Vordergrund der Landschaft, in welche der Maler die Auferstehung verlegt. Die Ferne mit Thal und Höhen für den untenstehenden Beschauer perspektivisch durchzuführen ist ein Wagnis, das an Uccellos Sündflut im Kloster von S. M. Novella zu Florenz erinnert. Nur schade, die geschickte Konstruktion des eigenartigen Ausblicks wird durch die kindliche Darstellung des Grabhügels gestört, der wie ein aufgeschütteter Erdhaufen als Omphalos in der Mitte steht, mit einer rechteckigen Thüröffnung darin, aus welcher Christus soeben herausgetreten. Es sind offenbar germanische Vorbilder, die hier hereinspielen. Der Auferstandene selbst ist eine schlanke Gestalt, schmächtig, empfindsam, doch nicht so peruginesk, wie man gemeint hat. Er hat nur ein weifses Tuch um die Hüften geschlagen, so dafs der Oberkörper nackt bleibt, das Kreuzbanner als Sieges-

Digitized by Google

zeichen im linken Arm und erhebt segnend die Rechte. So ähnelt er in seiner Haltung, wie schon im Typus des Modells allzusehr dem Vorläufer drunten; nur ist der Maßstab der engeren Bühne und weiteren Entfernung gemäß kleiner, die ganze Erscheinung allzu zierlich für einen Triumphator. Rings herum kauern sechs Wächter in mancherlei Lage, Kostüm und Alter. Die mageren Veteranen am Hügel selbst verraten trotz klassischer Rüstung wieder deutsches Gebein, während im Vordergrunde echte „fanti feltreschi," junge hübsche Kerle mit drallen Formen in der enganliegenden Tracht in kühnster Verkürzung gezeigt werden; die nächsten Zwei, der Eine sitzend, der Andere liegend, lassen sogar ihre Beine über den Rand des Erdreichs herabhängen, wie sie gerade vom Schlaf befallen wurden.

An der Bogenleibung des Tabernakels endlich sieht man auf blauem Himmelsgrunde mit goldenen Sternen die Halbfigur des segnenden Gottvater in Regenbogenglorie. Weiter abwärts schweben links und rechts je zwei Engelpaare, bis an die Knie von Wolken bedeckt; die vier oberen beten an, die unteren musizieren und zwischen ihnen flattert ein Cherubkopf in der Mitte.

Das ganze Werk giebt einen höchst achtenswerten Beweis der sicheren Freskotechnik des Meisters, die sich vollkommen der eines Domenico Ghirlandajo an die Seite stellen darf. Auch sonst drängt sich der Vergleich mit diesem Florentiner mehr auf, als mit irgend einem westumbrischen Genossen. Dieselben würdig ernsten Charaktere, ohne allzu starke Individualität; der edle sprechende Ausdruck in den Köpfen bei nicht unbefangener Bewegung der Gliedmaßen; die gleichmäßige warme und freundliche Stimmung; all das entspricht den Altarwerken Domenicos. Selbst die zierlicheren Gestalten der Auferstehung haben mehr von der schlanken Anmut der Freskobilder in Sta Maria Novella, als von der Empfindsamkeit Peruginos. Doch dürfen diese verkleinerten Geschöpfe nicht als normale Beispiele für Santis damalige Kunst genommen werden, sondern wir haben uns an die unteren Figuren zu halten, die einfach großartig und wahr vor uns hintreten. Selbst die Madonna, die sonst in frommer Befangenheit am längsten der freien künstlerischen Behandlung widersteht, ist hier mit höherem Liebreiz und menschlichem Gefühl gegeben, während das Kind sogar des rituellen Augenblicks vergessend, zu frischer Äußerung alltäglichen Kinderlebens übergehen möchte. Die Behandlung der Gewänder

Digitized by Google

ist, wo nicht widerspänstige Stoffe der Mönchskutten hinderten, überall fliefsend und weich, besonders bei Petrus, Maria und den Engeln weit geschmackvoller als bisher. Die Farbenakkorde, die das untere Bild beherrschen, und ihr Zusammengreifen haben einen so mächtigen, weihevollen Ernst, dafs der Beschauer, der droben in dem schlichten Bergstädtchen in der vernachlässigten Kirche steht, neben Ghirlandajos Namen sogar den eines Fra Bartolommeo murmelt, und die Reihe von heiligen Konversationen, die durch diesen Eindruck in seiner Erinnerung aufgeweckt werden, nur mit Raphaels Madonna del baldacchino beschliefsen kann.

Dies Fresko in Cagli ist das einzige monumentale Werk, das dem Meister von Urbino zu schaffen vergönnt ward, während Domenico Ghirlandajo sich in Florenz zu dem Wunsch versteigen durfte: „Ich wollte, man trüge mir auf, die Mauern der Stadt ringsum mit Geschichten zu bemalen.“ Und doch wie lieb und geläufig dem Urbinaten die Wandmalerei gewesen, erzählt uns noch heute eine schattenhafte und doch so lebensvolle Ruine in seinem Hause daheim. An der Mauer eines Hofraumes befand sich ursprünglich das Fresko, das jetzt dem Besucher in einem oberen Gemach der Casa di Raffaello gezeigt wird.[1]) Es war gewifs schon vor der Übertragung durch die Feuchtigkeit verdorben und hat dann durch Reinigen und Ergänzen ein vertupftes, ja duftig weiches Ansehen bekommen, das eben modern ist. Trotzdem sind die eingeritzten Linien der Zeichnung authentisch und auch hier und da noch Spuren der alten Malerei erkennbar. In Profilansicht nach links sitzt eine junge Mutter auf einfachem Sitz vor einem Lesepult und liest so andächtig, dafs ihre Lippen sich mit zu bewegen scheinen, während sie sorglich mit beiden Händen das Kind beschützt, das nackt, den Kopf auf ein Ärmchen legend, in ihrem Schofse sitzend, eingeschlafen ist. Die Gruppe scheint unmittelbar nach dem Leben, im eifrigen Erhaschen des schönen Anblicks geschaffen, das verraten die individuellen Züge deutlich genug. Und so ward dies Bild der Mutter mit dem Kinde zum lieblichsten, das Santi gelungen. Es ist die Maria, die in Cagli thront, der nämliche Kopf, mit dem schlanken Hals, dem zierlich geordneten Schleiertuch, — aber völlig unbefangen, kaum eine Hausmadonna, sondern die Gattin des Malers

1) Photographie von Alinari, 837. Abbildungen bei Pungileoni, Passavant, Dennistoun und Ramboux.

Digitized by Google

mit ihrem Kind — möchte man meinen, wenn auch an Raphael, wie man gewünscht, in dieser Zeit nicht mehr zu denken wäre.

Denn mittlerweile sind wir auf dem Höhepunkt in der Thätigkeit Giovannis angekommen, wo sein 1483 geborenes Söhnchen bereits sechs Jahre zählte. Es ist Zeit die schöne Altartafel von 1489 anzuschliefsen. Dies sorgfältigste Meisterwerk unter seinen Staffelbildern befindet sich in dem weit entlegenen und vereinsamten Kloster Montefiorentino, nicht sowohl bei Urbania, wie sonst angegeben wird, als vielmehr zwischen Pian di Meleto und Frontino, unweit Piagniano gelegen, wo damals die Grafen Oliva safsen. In der stillen Klosterkirche, die man mühsam teils auf dem Maultier, teils zu Fufs ersteigen mufs, hat um 1485 die Familie der Oliva, Grafen von Piagniano ihre Grabkapelle gestiftet, links und rechts mit prächtigen Marmorsarkophagen und endlich auf dem Altar mit dem Gemälde Santis[1]) ausgestattet. Anordnung und Thronbau kommen dem Fresko in Cagli sehr nahe. Auch hier blicken wir, ohne dafs eine zweite Darstellung wie dort verlangt war, in ein offenes Gemach, dessen Wand die rundbogige Nische des Marmorsitzes in der Mitte überragt. Dagegen hat Maria wieder den Überwurf über das Haupt gezogen und thront in königlicher Haltung, indem sie die Linke auf die Brust legt, mit der Rechten den Kopf des Kindes stützt, das halb sitzend in ihrem Schofse lehnt. An die Wangen des Thrones schmiegen sich Engelpaare, fast nur die lieblichen Köpfe zeigend; denn vor ihnen stehen dicht gereiht, links S. Franciscus mit kleinem Kreuz und erhobener Hand, die das Wundmal trägt, und vorn der heilige Georg (oder Crescentino, der in diesen Gegenden verehrt wird.) Es ist eine herrliche Jünglingsgestalt in voller Rüstung, doch barhaupt, mit dem Schwert in der Hand. Sein Helm mit einer langen Pfauenfeder darauf steht neben ihm am Boden. Das glänzende Metall spiegelt alle Gegenstände umher und die goldene Kette auf dem Brustpanzer erhöht noch den Reiz dieser Nachahmungswunder. Gegenüber blickt der alte Antonius Abbas, ein ehrwürdiger Kahlkopf mit langem weifsem Bart, auf seinen Stab gestützt, neben einem Kardinal heraus, der bartlos, die Kapuze nonnenhaft über das Haupt geschlagen hat, wohl nicht Hieronymus, den Santi immer bärtig darstellt, sondern der neue Franziskanerheilige Bonaventura. Zu seinen Füfsen kniet,

1) Abbildung bei Crowe und Cavalcaselle III, 372, leider sehr ungenügend.

Digitized by Google

der Madonna zugewendet, wieder genau so wie Herzog Federigo in Urbino einst, im Bild des Piero de' Franceschi, der Stifter Graf Oliva, wie er einst unter dem erlauchten Kriegsherrn gefochten, in blanker Stahlrüstung, doch entblößten Hauptes im Gebet. Jenseits dieses engen Gemaches sehen wir über die Wände die Halbfiguren von Engeln hervorragen, die auf Geige, Harfe und Flöte, auf Tambourin, Trommel und Pfeifen ein rauschendes Konzert vollführen, während oben im Himmelsblau vier Cherubköpfchen flattern? Überall ist reicher Zierrat angebracht, wie am Bogen und in der Concha des Thrones; auf den Stufen liegt ein prächtiger Teppich ausgebreitet, die niedrige Vorderseite der Bühne selbst ist mit Medaillons geschmückt, die Heiligenköpfe enthalten, und in der Mitte prangt die Inschrift:

CAROLVS OLIVVS · PLANIANI COMES · DIVAE VIRGINI
AC RELIQVIS
CELITIBVS · IOANNE SANCTIO PICTORE DEDICAVIT
MCCCCLXXXVIIII.

Hier können wir uns vollständig dem Urteile von Crowe und Cavalcaselle anschließen, die diesem Altarstück mit Recht die erste Stelle unter den Tafelbildern Santis einräumen, sowohl was Genauigkeit und Sicherheit der Zeichnung, als was Großartigkeit und Wahrheit der Porträtbehandlung betrifft. Die Erhaltung des Bildes läßt eigentlich nichts zu wünschen übrig und wäre vorzüglich geeignet in einer namhaften Sammlung Italiens eine richtige Vorstellung von dem künstlerischen Werte Giovanni Santis zu verbreiten. „Holde Schwermut spricht aus den Zügen dieser Maria, die in Formbildung, Bewegung und Blick als Vorbild ähnlicher Typen Raphaels erscheint, während die Engel ebenso durch die Schönheit ihrer Gesichter, wie durch die Kindlichkeit ihres Eifers erfreuen." Die Zeichnung des Kindes ist allerdings, besonders an den Füßen etwas vernachlässigt; aber die herrlichen Charakterköpfe der Heiligen vom jugendlichen Ritter bis zum greisen Denker rechtfertigen wieder einen Vergleich mit den Kirchenbildern des Domenico Ghirlandajo.

Ähnliche Tüchtigkeit als Bildnismaler wie hier bewährt der Meister auch im Martyrium des heiligen Sebastian, das er für die Bruderschaft dieses Namens in Urbino gearbeitet hat; aber es zeigt bereits deutlich einen Schritt in die zweite Periode seiner Thätig-

Digitized by Google

keit, die — auch hier oben im Gebirgslande — ebenso dem allgemeinen Zug des Zeitgeschmackes folgt, wie drunten in den tonangebenden Städten am Arno und am Tiber. Wie Ghirlandajo in den Fresken von Sta Maria Novella, Pietro Perugino und Bernardino Pinturichio in ihren Arbeiten nach 1490 das Verhältnis der dargestellten Personen zum Schauplatz ihres Auftretens verändern, und zwar der Räumlichkeit ausführlichere Wiedergabe zuteil werden lassen, den Figuren darin jedoch demgemäfs geringeren Wert gestatten, — so auch Giovanni Santi. Von jetzt ab werden seine Gestalten schlanker und kleiner, die Örtlichkeit dagegen eingehender geschildert, dafür zur Entschädigung aber, oder in Verbindung damit leidenschaftlichere Bewegungen, drastischeres Handeln erstrebt. Schon in Montefiorentino verrät das Gedränge der gröfseren Figurenzahl, dafs der Künstler im nämlichen Rahmen doch mehr zu bringen trachtet als bisher. In diesem Altarbilde in Urbino, mit dem Martyrium S. Sebastians kommt dieser neue Wille voll zum Durchbruch, weil der Gegenstand besondere Veranlassung bot. Da sehen wir links auf einem Söller den Tyrannen, der den Befehl zur Hinrichtung erteilt. In der Mitte des Bildes, aber ziemlich weit zurück, den jugendlichen Heiligen an einem Baumstamm festgebunden, als Zielscheibe für die Schützen im Vordergrund. Zwei von ihnen haben schon geschossen, ein dritter spannt den Bogen mit heftiger Anstrengung und echter Henkermiene, während zur Rechten als zuschauendes Publikum eine Schar von acht Mitgliedern der Bruderschaft, Männer und Weiber, porträtirt sind. Die ganze Komposition weicht völlig von der Darstellung dieses Gegenstandes bei westumbrischen Malern ab, und zeigt, wie wenig Giovanni von den Schulgewohnheiten eines Pietro Perugino berührt worden, mit dem man ihn so gern zusammenbringt. Er hat es vielmehr versucht in den hastig bewegten Schützen, die Kopf und Arme emporheben, in der Gestalt des jugendlichen Märtyrers, den wir droben sehen, in dem Engel, der sich mit der Krone aus Wolken herniederneigt, die Verkürzungen Melozzos wetteifernd nachzuahmen, und, wie wir gestehen müssen, mit Erfolg; nur der Engel ist mifslungen. Zugleich aber ist die Menge der dargestellten Personen, in landschaftlicher Umgebung, sogar mit Architektur darin, entscheidend gewesen für den Ausfall des Ganzen. Die Hauptperson ist unsern Blicken zu sehr entrückt, des Abstandes wegen zu klein, und die Schönheit seines Kopfes, der Ausdruck

Digitized by Google

der emporblickenden Augen kommt nicht zu voller Wirkung. Übrigens ist das Bild stark beschädigt und übermalt, sodafs es nicht mehr als authentisches Beispiel seiner Farbengebung in Frage kommt.[1])

Der nämlichen Richtung, nur noch einfacher seinem Gegenstande nach der bezeichneten Art eines Ghirlandajo entsprechend, gehört ein Bild in S. Maria Nuova zu Fano an: die Begegnung Marias mit Elisabeth. Es bietet heute oben an einer Wand, wohin man es, nach langer Verwahrlosung in der Rumpelkammer, gehängt, einen traurigen Anblick. Sprünge, Wurmfrafs und andere Unbilden haben es entstellt; die Farben sind, offenbar auch unter Einflufs der Seeluft, verschossen und haben einen Stich ins Grünlich-Schwarze bekommen. Davon abgesehen ist es sehr beachtenswert. In der Mitte begegnen sich die beiden gesegneten Frauen, deren weite Gewandung die übrige Gestalt bis auf die Arme verhüllt. Elisabeth ist eine alte Matrone mit hageren Wangen und scharfen Zügen, die der Ankommenden liebevoll ins Antlitz schaut und ihre Hand auf den Leib der Auserwählten legt. Ihr folgt würdevoll daherwandelnd eine Dame des Hauses, wie die vornehmen Bürgerinnen bei Ghirlandajo, und eine lebhaft gestikulierende Magd, deren schlängelnde Gewandfalten und zierlicher Kopfputz uns ebenso florentinisch anmuten, wie bei ähnlichen Figuren des Fiorenzo di Lorenzo. Alle Aufmerksamkeit richtet sich auf Maria, die verschämt die Augen niederschlägt und zwischen der spitzen Nase und dem spitzen Kinn auch noch das Mündchen ebenso vorschiebt. Hinter ihr nähern sich schräg hinzutretend der grämliche Graubart Joseph, auf seinen Stab gestützt, und eine junge Begleiterin der Maria mit deren Kopftuch in der Hand, die demütigen Geberden der Herrin wiederholend, während hinter beiden noch ein altes Weib mit dem Reisebündel auf dem Kopf hindurchblickt. Zur Linken schneidet die Eingangshalle des Hauses mit dem Durchblick in ein anstossendes Gemach herein, während zwischen den Felspartieen nach rechts hin sich die Aussicht in landschaftliche Ferne eröffnet. Man merkt, es wird dem Meister, der sonst nur stille Versammlungen von Heiligen um den Thron der Madonna

[1]) Durchzeichnungen der Teile bei Ramboux, Umrisse, Tafel 217–220, dessen getuschte Zeichnung des Ganzen in Düsseldorf. Über die Aufmalung des Lendentuches, vgl. Pungileoni pag. 161 f., wo es heifst: „martyrium S. Sebastiani mano Joannis Sancti Patris famae celebris Raphaelis parum modeste depictum."

Digitized by Google

geschildert, doch schwer einen solchen historischen Vorgang zu beleben, wo zu körperlicher Thätigkeit der Mitwirkenden keine Veranlassung war. Die lebhafte Magd mufs dies Gefühl, wie er selbst durch die Feierlichkeit der Szene beengt war, noch mehr zum Bewufstsein bringen. Er versucht es in seiner gemütvollen Weise, durch psychologischen Ausdruck zu wirken; aber die Einförmigkeit seiner herkömmlichen Gesten, die Wiederholung der Fingerstellungen, die Ähnlichkeit seiner Gesichtstypen beeinträchtigt wieder das dort Erreichte. Nur Elisabeth entspricht seiner künstlerischen Intention und die vornehme Begleiterin, die porträtmäfsig behandelt scheint. Auf einem weifsen Papierzettel, der auf der Erde liegt, steht die Bezeichnung: IOANNES SANTIS DE VRBINO.[1]) Kaum irgendwo ist die Verwandtschaft mit den Erzeugnissen des Antoniasso Romano so deutlich, wie hier.

Ist es hier vor allem das Verhältnis der kleinen Figuren zu dem umgebenden Raume, was uns bestimmen mufs, das Werk in die spätere Periode zu rechnen, so ist es bei einem anderen Bildchen besonders die Heftigkeit der Bewegung, der Versuch, den seelischen Ausdruck mit neuen Mitteln zu steigern. Ich meine die kleine Tafel mit der Pietà, die aus S. Bernardino ins Istituto di Belle Arti von Urbino gekommen. Auf einem Podium von klassischer Gliederung sitzt der nackte Leichnam des Erlösers, indem zwei Engel, von links und rechts herbeigeeilt, in hastigem Bemühen den zurücksinkenden Oberkörper und das lastende Haupt unterstützen.[2]) Dahin gehören ebenso die sechs Apostelfiguren, die sich in der Sakristei des Domes befinden, zu arg beschädigt, um noch ein Urteil zu fordern,[3]) und endlich als letztes, bedeutenderes Werk dieser Art die Verkündigung in der Brera zu Mailand.[4])

Das Bild befand sich ursprünglich in der Kirche S. Maria Maddalena zu Sinigallia, und wurde wahrscheinlich von Giovanni della Rovere und seiner Gemahlin, einer Tochter Federigos, bestellt, als nach dem Tode eines ersten Sohnes sich endlich der Wunsch

1) Photographie von Alinari, 706.

2) Photographie von Alinari, 813.

3) Sie haben mehr Verwandtschaft mit der Visitation in Fano als mit irgend einem andern Werk: S. Andreas ist der bärtige Greis, den wir als Hieronymus oder Makarius kennen; S. Johannes völlig jener Jünglingstypus, der seinen weiblichen Heiligen und Engeln so nahe kommt.

4) Photographie von Brogi, No. 2581.

Digitized by Google

nach einem Erben erfüllte. Dieser zweite Sprößling, dem es bestimmt war, seinem Oheim Guidobaldo im Herzogtum Urbino zu folgen, war Francesco Maria, der im Jahre 1490 geboren ward. So würde sich auch die Entstehungszeit des Gemäldes ergeben, das ohnehin seinem innern Wesen nach in die letzte Periode des Meisters zu setzen ist.

Mehr als die Hälfte der oben abgerundeten Tafel wird durch eine Pfeilerhalle eingenommen, die an der Ecke eines zweistöckigen Hauses einen Bogen nach vorn, den anderen nach links in die Mitte des Bildes öffnet, während das umgebende Gärtchen durch eine marmorgetäfelte Brüstung gegen die Landschaft des Hintergrundes abgeschlossen wird. In der Loggia, die aus farbigen Steinsorten gebaut ist, sehen wir Maria aufstehend sich verneigen, indem sie die Arme über die Brust kreuzt und demütig Haupt und Lider senkt. Denn dicht vor der Laube hat sich der Engel des Herrn auf ein Knie niedergelassen und verkündet die Botschaft, indem er, die Lilie in der linken Hand, seine Worte mit der Rechten begleitet. Und über ihm erscheint am Himmel die Halbfigur des segnenden Gottvater im Regenbogenrund; schon flattert die Taube des heiligen Geistes durch den Bogen herein, gefolgt von dem Christkinde, das, sein Kreuz auf der Schulter tragend, auf einem Wölkchen der irdischen Mutter entgegenläuft. Über die niedrige Gartenmauer blicken wir in ein Flufsthal mit überhängenden Felsen links und schimmernden Bergen in der Ferne. Leider wirkt die festumrahmte Erscheinung Jehovahs, mit dem langbärtigen Kahlkopf und der Weltkugel, wieder zu schwer in dem hellen Ätherblau, und auch die bunte Architektur ist zu massig. Originell gedacht und wahrheitsgetreu ist die Bewegung der Maria, die soeben noch auf der Bank gesessen hat, noch mit eingeknickten Knieen, aber aufrechtem Oberkörper, im Übergang aus einer Haltung in die andere gezeichnet ist. Glücklich kann dies Haschen nach transitorischer Wirklichkeit jedoch nicht genannt werden, besonders da die sittsame Bürgersfrau, die uns Santi zeigt, weder schön noch jugendlich von Angesicht, auch in dieser Bewegung eben keine Anmut entfaltet. Das tiefgefurchte Kleid und die Quergehänge des Mantels, der um die Arme gewickelt ist, sind gewissenhaft ausgearbeitet, ebenso die faltenreichen Ärmel und die Tunika des Engels; aber sie bleiben eben dadurch nicht malerisch breit genug. Auch Gabriel ist in schwieriger Haltung schräg

Digitized by Google

gegen Maria gewendet und bewährt des Malers Meisterschaft in mannichfaltiger Verkürzung. Mit liebevoller Sorgfalt wird die seitliche Beleuchtung von linksher mit allen Schlagschatten und zufälligen Effekten durchgeführt, und der Künstler hat gewifs mit Stolz seine Aufschrift IOHANNES SANTIS VRBI · P. an dem Sockel des Hauses angebracht, — und doch ist gerade diese unerbittliche Wiedergabe der grellen Wahrheit die Ursache, weshalb das Ganze wohl als achtenswerte Probe seines Wissens und Könnens, nicht aber als malerisches Kunstwerk befriedigt. Er zeigt uns zu sehr das strenge Antlitz der Arbeit. Ist ihm der befreiende Schwung der Begeisterung unter den häuslichen Sorgen erlahmt, oder lastet die Enge seiner Heimat erdrückend auf dieser Künstlerseele?

Jedenfalls mufs man bei der Beurteilung seiner Werke nie vergessen, dafs er aufserhalb der Stätte organischer Kunstentwickelung in seinen besten Jahren fast ganz isoliert in Urbino arbeitet. Hier herrscht seit dem Tode Federigos (1482) und seines Baumeisters Luciano Lauranna (1483) keine regsame Thätigkeit mehr. Glich doch das Kunstleben, das dieser hochgebildete Fürst in seinem kleinen Lande hervorgerufen, auch in der besten Zeit mehr einem höfischen Garten mit seltenen Pflanzen, die anderswo erblüht sind, aber keinen Nachwuchs erzeugen. Es war nicht natürlich erwachsen und konnte auch nicht fortbestehen hier oben im Gebirge, wo das Zusammenwirken bedeutender Kräfte und gegenseitiges Anspornen keine dauernde Stätte fand. Bis zur Mündigkeit des jungen Guidobaldo, der 1472 geboren, 1489 Elisabetta Gonzaga von Mantua heimführte, gingen stille Jahre hin, wo Besorgnis um die politische Lage wenig Lust für künstlerische Unternehmungen gedeihen liefs.[1]) Die feinsinnige Fürstin nahm dann auch Giovanni Santi in Anspruch, schickte ihn gar nach Mantua, um Bildnisse zu malen; krank aber heimgekehrt, starb er schon am 1. August 1494. Also seine eigentliche Arbeitszeit fällt gerade mit dem ungünstigsten Jahrzehnt zusammen.

Daher bleibt sein aufrichtiges inneres Bedürfnis nach Fortschritt ohne rechten Erfolg; es fehlt ihm die Anregung mitstrebender

1) Anfang Oktober 1491 starb Giovannis Frau, Magia Ciarla; Ende Mai 1492 schritt er zur zweiten Ehe mit Bernardina Parte, aus der nur ein Töchterlein hervorging, das nach des Vaters Tode geboren ward.

Digitized by Google

Kräfte, fehlt die Mannichfaltigkeit der Aufgaben, die ihm ermöglicht hätte, zu einem klar herausgebildeten Stil durchzudringen. Die stete Wiederholung fast identischer Aufträge für die Kirchen und Klöster seiner Provinz gestattete nur einseitige Übung und liefs andere Anlagen verkümmern. Es verdient, moralisch betrachtet, die höchste Anerkennung, wenn man ihn dennoch von Arbeit zu Arbeit weiter ringen sieht, unablässig bemüht, mit seinen bescheidenen Mitteln im engen Kreis das Trefflichste zu leisten. Man vergleiche nur einmal die Reihe seiner Arbeiten mit einem gleichen Ausschnitt aus der umfassenden Thätigkeit des Perugino, der unter ähnlichen Bedingungen schafft. Obschon diesem der ganze reiche Quell florentinischen Kunstlebens erschlossen war, erstarrt er so bald in dem nachlässigen Wiederholen seiner heiligen Konversationen und wird geistig indifferent gegen die Gestalten, die er regelrecht zusammenstellt. Wie anders achtunggebietend prägt sich Santis Gewissenhaftigkeit und Gesinnungstreue überall auch in unscheinbaren Stücken aus! —

Trotzdem mufsten diese Verhältnisse lähmend wirken. Das äufsert sich zunächst in der Angewöhnung äufserlicher Eigenschaften, Manieren, die man eben beibehält, wenn die Kritik der Kunstgenossen und der lehrreiche Anblick anderer Arbeiten fehlt. Gewisse Unvollkommenheiten seiner Zeichnung, einmal auswendig gelernte Fingerhaltungen, Beinstellungen, Faltenzüge kehren bei ihm wieder, sogar in dem nämlichen Bilde. Wer mehrere Werke neben einander sieht, erkennt in zeitlich nahestehenden auch die Wiederholung der Typen, seiner beliebten Charakterköpfe, ja das Konterfei des gleichen Modells, das ihm gerade zu Gebote stand. Das Schicksal, nur Kirchenbilder malen zu müssen, wo fast immer ein ruhiges Nebeneinanderstehen zufällig ausgewählter Heiligen gefordert ward, vergönnte ihm keine Gelegenheit, sich in lebhafteren Handlungen zu üben, wo es auf körperliche Bewegungen ankommt und Wechselwirkung der Beteiligten. Deshalb machen ihm historische Vorgänge dieser Art grofse Schwierigkeit, wenn sie einmal verlangt werden, wie schon die Visitation, die Auferstehung, oder gar das Martyrium S. Sebastians. Es gelingt ihm nicht, den Körper in Aktion vollkommen frei zu beherrschen, so gern er sich dem Studium der verschiedensten Stellungen hingiebt, und mit Vorliebe gar kühne Verkürzungen aufsucht. So fehlt ihm der harmonische Flufs des Vortrags, den eben nur Übung verleihen kann.

Digitized by Google

Dies aber hängt auf der andern Seite mit der skrupulösen Gewissenhaftigkeit, mit dem strengen Realismus zusammen, dem er ebenso treu bleibt, wie Piero de' Franceschi. Und die Nachteile emsiger Modellnachahmung, das Ausbleiben des belebenden Stromes nach all der Arbeit, entdeckt man bei dem grofsen Maler von Borgo San Sepolcro fast ebenso oft wie bei dem Schüler Melozzos in Urbino. Dafür entschädigt uns Giovanni Santi jedoch durch seinen ausgemachten Schönheitssinn, oder sagen wir spezieller durch seine herzige Vorliebe für Jugendfrische und Zartheit in den Köpfen der Mägdlein und Knaben bis zur strahlenden Pracht des italienischen Jünglings. Daneben versteht er trefflich, die weihevolle Schönheit des Greises, ja die asketischen Züge religiöser Schwärmerei zu verherrlichen. Diese Sehnsucht nach idealer Schönheit ist es, wo wir den Einklang zwischen ihm und Melozzo zu suchen haben, der ihren persönlichen Verkehr zur innigsten Freundschaft erhob. Die durchgehende Übereinstimmung des spät gebildeten Schülers mit seinem Meister, in den Einzelheiten der Zeichnung, wie in der Auffassung und Wiedergabe der Formen, in der ganzen Art zu sehen und die Körper plastisch, doch in steter Verbindung mit dem umgebenden Raum, zu denken, diese Aneignung des Erlernbaren kann ja gerade bei der fleifsigen, hingebenden Natur Santis keinen Augenblick überraschen, und es ist wohl müfsig, sie Stück für Stück nachzuweisen, besonders da die Werke Melozzos unlängst in authentischen Abbildungen allgemeiner zugänglich geworden sind.[1]) Was aber wichtig und hervorhebenswert scheint, ist die geistige Gemeinschaft, das gleiche Ideal, dem beide nachringen, wenn auch Melozzo grofsartig und hohen Flugs in weiträumigen, monumentalen Schöpfungen, Santi bescheiden, im kleinen Kreis des Heimatstädtchens eingeengt, — gleich Melozzo im letzten Jahrzehnt zu Forli — ja wohl gar etwas flügellahm und resigniert, in der Schwesterkunst Poesie eine Entschädigung suchend. Gerade uns kommt es darauf an, zum Verständnis seines künstlerischen Wesens in beiderlei Gestalt auch beim Maler vielmehr die Symptome zu erkennen, die uns sein Wollen, sein Streben, seine Auffassung und Empfindung offenbaren. Hier werden wir Züge innerlichster Verwandtschaft mit dem unermüdlichen Eifer, mit der seelischen Tiefe, dem reinen idealen Schönheitssinn seines Sohnes Raphael entdecken. Welcher

1) Vgl. die 27 Tafeln zu meinem Buche über Melozzo. Stuttgart und Berlin, 1886.

Digitized by Google

Florentiner hat — auch Ghirlandajo, an den wir mehrfach erinnert worden, nicht ausgenommen — so sprechend die wahre Tiefe des Gemüts, die Innigkeit teilnehmender Seelen zum Ausdruck gebracht, wie Giovanni Santi in seinem verklärten Märtyrer Sebastian, seinem glaubensfreudigen Makarius, seinem wehmütigen Rochus, seiner schmerzerfüllten Muttergottes? Wo wäre die Hoheit einer Kaiserin Helena, oder des Apostelfürsten, die Geisteskraft eines Thomas von Aquino oder Hieronymus so durch christliche Milde geläutert, ohne jede Spur schwächlicher Sentimentalität? Nichts von der gefühlsseligen Verzückung, die Perugino darzustellen sucht und so bald äufserlich wiederholt, nirgends eine kalt berechnete Steigerung des Affektes, die lediglich auf Rührung des Beschauers abzielt, sondern überall wahre treue Empfindung, die, auf dem Boden eines gesunden Charakters gediehen, eher an sich hält, noch unerschlossen knospet, wie im Frühling, der die volle Pracht des Sommers erst verspricht. —

Erinnern wir uns daneben an den mannichfaltigen Bildungsstoff, den dieser Mann aus poetischem Antrieb in sich aufgenommen und in seiner Weise verarbeitet hat, so empfängt das geistige Kapital, das er seinem Sohne vererben und vermachen konnte, bedeutsamsten Zuwachs. Es war ein glücklicher Umstand, den wir nicht unterschätzen dürfen, dafs sich zwei Musen an Santis Herd die Hand reichten: die Gemeinschaft der Malerei und der Poesie ist eine beneidenswerte Konstellation, die Raphael vor manchem Kunstgenossen voraus hat. Und die Geschichte, die unser Poet so hoch verehrt, war gleichsam die Vermittlerin. Soll man sich vorstellen, dafs der schlichte Urbinate schweigsam und in sich gekehrt gedichtet habe, dafs der Vater des liebenswürdigsten Sohnes nicht mitteilsam gewesen, etwa in der Art Michel Angelos, sich von den Seinigen abgesperrt und Weib und Kind entfremdet habe, um seiner stillen Arbeit obzuliegen? Wohl kaum! Wir werden im Gegenteil das Richtige treffen, wenn wir die herzliche Sinnesart des Malers auch in dem begeisterten Herold der Thaten seines Herzogs Federigo suchen. Sollte er den Seinigen nicht erzählt haben, was er in Paltronis Memoiren gelesen oder im eigenen Gedächtnis wachgerufen, die Geschichte des Fürsten und des Vaterlandes ringsum, die er Jahr aus Jahr ein mit emsigem Fleifs in Reime zu fassen bemüht war. Sollte dieser gestaltenreiche Stoff, aus dem Munde des Vaters vernommen, nicht auch die Phantasie des Knaben erfüllt haben, je mehr

Digitized by Google

er heranwuchs? Da erstrahlte wohl über den lebendigen Persönlichkeiten, die durch Bildnisse des Herzogs Federigo, seiner Gemahlin, seiner Paladine und durch wirklichen Anblick des Regenten Ottaviano Ubaldini, des jungen Herzogs Guidobaldo und der Prinzessinnen mitten in die Gegenwart hineinragten, im Hintergrunde der Tempel des Ruhmes, in dem sich die gefeierten Helden des Altertums und der jüngsten Vergangenheit zusammenfanden, und der Triumphzug der Tugenden und Wissenschaften und Künste bewegte sich verheifsend und erhebend zu dem Heiligtum. Selbst die Vorstellung von dem Weltsystem mit den Planetengöttern, die das Menschenschicksal bestimmen, erhielt ja noch spät durch Raphael, in der Kuppel der Cappella Chigi an Sta Maria del Popolo zu Rom, ihre künstlerische Verkörperung in dem nämlichen Sinne, wie Giovanni Santi sie bei der Erschaffung der Seele Federigos vorgetragen, nur verchristlicht durch begleitende Engel und Jehova als Allbeweger in der Mitte. Wie viel lebendiger mufs die Schilderung allegorischer Wesen im Gedicht des Vaters noch in der Einbildungskraft des jungen Malers fortgewirkt haben, als von ihm unter seinen Erstlingsleistungen „der Traum des Ritters“ auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Genufs verlangt ward, Gestalten, in denen das Publikum damals vielleicht allgemein Herkules zwischen Minerva und Venus erkannte. Gewifs war Vieles von dem humanistischen Beiwerk, das Santi als poetischen Apparat verwendet, Gemeingut auch mäfsig gebildeter Leute und wurde in solcher Stadt wie Urbino auch in der Schule gelehrt. Dennoch sind wir nur an der Hand dieser Dichtung im Stande, den Umkreis dieser Vorstellungen, in dem Raphael erzogen ward, zu ermessen, und die Vermittlung des schriftstellernden Vaters giebt all diesen Elementen ein intimes Gepräge, dafs wir annehmen dürfen, der Eine war darin zu Hause wie der Andre. Hat doch Raphael auch die Poetenader geerbt und im Versmafs Giovannis gedichtet, obschon freilich das künstlerische Schaffen ihn unentwegt, ganz und voll in Anspruch nimmt, kein Zwiespalt zwischen Malen und Dichten seine Kräfte teilt. Es kommt nicht darauf an, was seine Sonette wert sind; aber die Thatsache, dafs er mitten in der Arbeit, in Stunden höchster Erregung, wo ihn der Liebe wonniges Weh bewältigt, zur Feder greift, um seiner Stimmung in Versen Luft zu machen; dafs er die Reimkunst nicht nur durch Übung angeeignet hat, — was die wenigen vorhandenen Sonette immer voraussetzen —; sondern dafs

Digitized by Google

ihm dieser Ausweg für das überquellende Gefühl natürlich scheint, wo Zeichenstift und Pinsel nicht hinreichen, diese Thatsache ist hier entscheidend.

Schliefslich kommt noch eins in Betracht, das gerade für Raphael ganz besondere Bedeutung hat: der sittliche Kern im Dichten und Trachten des Vaters. Die treue wahrhaftige Gesinnung und die Begeisterung für alles ideale Streben, die Giovannis Auffassung durchdringt, wo es ein Zeugnis seines Wesens zu geben gilt. Der Ernst des Wollens und die Lauterkeit des Gemüts offenbaren sich in Santis Gemälden ebenso wie in seinem Epos; und wer hätte Raphaels überreiches und doch nur kurzes Leben mit Staunen als Ganzes betrachtet, ohne zugleich die ethische Kraft zu bewundern, die diesem stetig fortschreitenden Schaffen zu Grunde liegt, den starken Willen und die reine Sehnsucht, die ihn unausgesetzt nach den Idealen der Schönheit und Vollkommenheit ringen lassen. Kann es nach alledem nicht zweifelhaft sein, dafs wir in der malerischen wie in der dichterischen Produktion des Vaters die wichtigsten Grundlagen für das Studium Raphaels besitzen, so ist dies sittliche Erbteil vielleicht das wertvollste.

Das ganze geistige Vermächtnis, das wir überschauen, behauptet in der Geschichte des Künstlers weitaus den Vorrang vor all den Fragen nach der äufserlichen Schulung in diesem oder jenem Malerateliers; denn diese soll ja doch nur in den Stand setzen, den Reichtum des eigenen Innern in geläufiger Formensprache auszuprägen. Wer die Entwicklung Raphaels verstehen will, mufs sich vorerst in vollem Umfang mit dem Wesen seines Vaters abfinden. Diese Bemerkung, die wir unserer Analyse des Dichter- und Malerwerkes Giovanni Santis vorausgeschickt, findet in allen Teilen ihre Bestätigung und drängt sich dem Forscher, der die ersten Schritte des künftigen Meisters zwischen Urbino und Perugia, Città di Castello und Florenz mit unbefangenem Auge verfolgt, überall auf, sobald die Betrachtung von den Äufserlichkeiten der Mache zu dem inneren Leben seiner Werke vordringt. Das Wachstum des grofsen Sohnes wurzelt in dem Wesen und Schaffen seines Vaters Giovanni Santi als Dichter und Maler. Das nachzuweisen ist die erste Aufgabe einer Jugendgeschichte Raphaels.

Digitized by Google

Heft 2 wird u. A. Beiträge von **Herm. Hagen**, **K. Hartfelder**, **A. Horawitz**, **G. Knod**, **Karl von Reinhardstoettner**, **Ludwig Geiger**, **Karl Frey** enthalten; ferner einen Aufsatz von **August Schmarsow** über

Giovanni Santi als Dichter und Maler,

welchem die Vervielfältigung in Lichtdruck eines bisher unbekannten Frescos beigegeben werden wird.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Gebr. Henninger in Heilbronn betr. **antiquarisches Angebot**, und von August Hettler in Berlin betr. **Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte**, gefl. Beachtung bestens empfohlen.

Im gleichen Verlage erscheint seit Oktober d. J. eine

Zeitschrift

für

Vergleichende Litteraturgeschichte.

Herausgegeben

von

Dr. Max Koch,

Professor an der Universität Marburg i. H.

Preis pro Band von 6 Heften 14 Mark.

Inhalt des ersten Heftes (Einzelpreis 2 Mark):

Zur Einführung. Von Max Koch. — Das Heiratsversprechen. Von Marcus Landau. — Ueber den Refrain. Von Richard M. Meyer. — Die Abenteuer des Guru Paramârtan. Von Hermann Oesterley. — Beiträge zur Litteratur des Volksliedes I. Von Otto Boeckel. — Besprechungen.

Heft 2 erscheint im November und wird enthalten:

Plautus und Terenz auf der Weimarischen Bühne. Von Otto Francke. — Aesthetik, Philologie und vergleichende Litteraturgeschichte. Von Josef Kohler. — Die aesthetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie I. Von Alfred Biese. — Gottscheds französische Korrespondenz. Von Theodor Süpfle. — Hans Sachsens Fastnachtsspiel von dem gestohlenen Pachen-Boccaccio, Decameron VIII, 6. Von Fritz Neumann. — Der Verfasser des deutschen Volksbuches von den Heymonskindern. Von Friedrich Pfaff. — Ein deutsches Urteil über Dante aus dem 17. Jahrhundert. Von Johannes Bolte. — Nachtrag zum Heiratsversprechen. Von W. L. Holland. — Besprechungen.

Druck von Fr. Bartholomäus in Erfurt.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

5575384

APR 1 8 1977

5711[illegible]3

MAY 1 8 1977

APR 1 8 1977

MAY 1 8 1977

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 634 504
Digitized by Google